Illustrirte Zeitung



Verlag ★ J. J. Weber ★ Leipzig

NR. 4321. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

5. JANUAR 1928

Illustrirte Zeitung



Verlag ★ J. J. Weber ★ Leipzig

NR. 4321. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 5. JANUAR 1928

The following is missing from this volume:

Pages

Issues

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4321. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. Januar 1928.



Ein chinesischer Festtag?

Nein, aber ein Spezialgeschäft für indanthrenfarbige Artikel in Shanghai, wie es solche schon seit langem in Europa gibt. In Ostasien werden indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen ihrer unübertroffenen Farbechtheit wegen ebenso hoch geschätzt wie bei uns. Man sieht allenthalben das große „I" mit der Sonne und den Regenwolken.

Allgemeine Notizen.

Die neuen Preisaufgaben der Universität Leipzig. Die Fakultäten der Universität Leipzig stellen für das laufende Universitätsjahr 1927/28 folgende Preisaufgaben. Theologische Fakultät: „Die exegetischen Methoden in den Apokalypsenkommentaren von Bousset, Lohmeyer und Zahn sind vergleichend darzustellen und zu beurteilen"; Juristische Fakultät: „Nach welchen Rechtsnormen ist die Fehlerhaftigkeit eines verbindlich erklärten Schiedsspruches im Schlichtungsverfahren zu beurteilen, und wie weit besteht hier ein richterliches Nachprüfungsrecht?"; Medizinische Fakultät: „Die Reizbarkeit des entzündeten Darmes"; Veterinärmedizinische Fakultät: „Blutuntersuchungen an gesunden und kranken Tieren über Stoffwechselvorgänge und deren Bedeutung für den Organismus"; Philosophische Fakultät: Philologisch-histor. Abteil., 1. Sektion: „Das romantische Naturgefühl in der deutschen Lyrik von Tieck bis Mörike", 2. Sektion: „Die Bedeutung von Lotzes Philosophie für eine Theorie der Bildung"; Mathemat.-naturwissensch. Abteil.: „Durch neuere Untersuchungen ist die Existenz ringförmiger Gleichgewichtsfiguren rotierender homogener gravitierender Flüssigkeiten sichergestellt worden. In ähnlicher Weise dürfte sich die Existenz von Gleichgewichtsfiguren dartun lassen, die aus zwei oder mehr ringförmigen Körpern bestehen. Es werden Untersuchungen nach dieser Richtung hin gewünscht." Die Preisarbeiten sind für die Theologische und Juristische Fakultät bis 31. Juli d. J., für die Medizinische, Veterinärmedizinische und Philosophische Fakultät bis 15. September d. J. an die Universitätskanzlei abzuliefern. Später eingehende Arbeiten finden keine Berücksichtigung. Alle näheren Bestimmungen enthält die von der Universitätskanzlei erhältliche Preisaufgabenordnung.

Ein amerikanisches Reisebuch über Deutschland ist jetzt als erstes der Nachkriegszeit erschienen. Das prächtige, dankbar zu begrüßende Werk trägt den Titel „Towns and People of modern Germany" von Robert Medill Mc Bride, ist rund 400 Seiten stark, illustriert mit über 100 Zeichnungen und Skizzen von Edward C. Caswell und herausgegeben von der R. McBride & Co. Verlagsgesellschaft in Neuyork. Bei der Aufstellung und Festlegung des Reiseplans für McBride und Caswell haben die Vertretung der Reichszentrale für Deutsche Verkehrs-

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1.

werbung in Neuyork und die Neuyorker Vertretung des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes mitgewirkt. Die deutschen Lande werden in dem Werke erfreulich umfassend behandelt. Robert Medill McBride hat als erster die literarische Brücke gebaut, die das amerikanische Reisepublikum ins heutige Deutschland führt. Das allein ist eine Tat, die höchster Anerkennung wert ist.

A. D. A. C. = Sportkalender 1928. Der Allgemeine Deutsche Automobil-Club gab sein diesjähriges sportliches und touristisches Programm wie folgt bekannt. Es enthält zunächst die Veranstaltungen, die der ADAC als Gesamt-Klub beabsichtigt. Neu ist, daß die beiden bekannten Kraftrad-Veranstaltungen „Eilenriede-Rennen" und „Schleizer Dreieck" dieses Jahr vom Gesamt-Klub übernommen werden und die „Länderfahrt für Krafträder" wieder eine forcierte Tourenfahrt mit sportlicher Wertung darstellen und dabei auch durch das Ausland führen soll. Die „Deutsche Gebrauchs- und Wirtschaftlichkeitsprüfung", die voriges Jahr bekanntlich verschoben wurde, soll nunmehr endgültig Anfang Mai vom Stapel gehen. Für die reinen Herren- und Sportfahrer steht wiederum die beliebte „Reichs- und Alpenfahrt" auf dem Programm. An reinen Rennen für Krafträder und Kraftwagen sind nur ein Rundstrecken-Rennen auf dem Nürburg-Ring und die bekannten „Freiburger Rekordtage" vorgesehen. Bei den touristischen Fahrten finden wir die Wiederholung der mit großem Beifall aufgenommenen „Auslands-Tourenfahrt" und eine „Deutsche Tourenfahrt". Neu hinzu kommt noch eine Fahrt nach Stuttgart zum 25. Jahresjubiläum des ADAC und die „Sport- und Studienfahrt nach Amerika". Die Veranstaltungen des Gesamt-Klubs umfassen folgende Termine: 18. März: Eilenriede-Rennen; 24. März bis zum 2. April: Länderfahrt für Krafträder; 11. April bis zum 25. April: Auslandstourenfahrt; 30. April bis zum 10. Mai: Deutsche Gebrauchs- und Wirtschaftlichkeitsprüfung für Krafträder, Personenkraftwagen, Lastkraftwagen und Omnibusse; 15., 16., 17. Mai: Jubiläumsfahrt nach Stuttgart; 27. Mai: Nürburg-Ring-Rennen für Krafträder und Kraftwagen; 18. bis zum 23. Juni: Reichs- und Alpenfahrt für Wagen; 8. Juli: Großer Preis von Deutschland für Krafträder; 25. Juli: Schleizer Dreieck: 6. bis zum 11. August: Deutsche Tourenfahrt (Ferienfahrt); 18. und 19. August: Internationale Freiburger Rekordtage; 27. September bis zum 3. November: Amerikafahrt.

LEIBNIZ-KEKS UND

PANGANI-GEBÄCK
DUVE-KEKS
BUNTE WAFFELN
NI•O•NE KEKS
OTHELLO
MARSCHNER-KEKS
NOCH EINE WAFFEL
KÄSE-WAFFELN
APFELSINEN SCHNITTE
IN TET PACKUNG

TET

VON

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER



Einige Äußerungen von Schülern, die die PROODI-Kurse durchgearbeitet haben.

„**Wir gehören auch zu denjenigen, die das Glück hatten, Ihre neue Methode kennen und schätzen zu lernen.** Meine Tochter war mit den in Ihrer ersten Lektion enthaltenen Anleitungen sehr zufrieden und sie beabsichtigt nun den vollständigen Kurs zu nehmen.“ Herr M.

„Ich bin je länger, je mehr von den Fortschritten überrascht, die ich Ihrer ausgezeichneten Methode zu verdanken habe.“ Dr. D.

„Mein Spiel ist kräftiger und geläufiger geworden. Es haben sich also die Erfolge, welche Ihr Prospekt verhieß, bei mir voll und ganz erfüllt und **ich freue mich aufrichtig, durch Ihre Methode „ohne Klavier“ unterrichtet worden zu sein.** Ich empfehle sie daher wärmstens meinen Freunden und Bekannten.“

„Mit den bisher erzielten technischen Erfolgen bin ich **sehr zufrieden. Mein Spiel hat sich in jeder Beziehung erstaunlich gebessert.“**

„Mit Vergnügen habe ich die erste Stunde Ihres Kursus, die Sie mir als Probe zukommen ließen, durchgearbeitet. Und ich bin damit nicht etwa enttäuscht, **sondern sehr zufrieden.** Seit ich mit **dieser Methode arbeite, geht mir das Klavierspiel zweimal leichter.** Natürlich werde ich mit dieser Methode fortfahren und Sie können mich als Schüler einschreiben.“

Diese wenigen Auszüge aus Hunderten von Anerkennungen, welche den Wert der PROODI-Kurse bezeugen, bestätigen, wie sehr die „Technik ohne Klavier“, die bei den Schülern vorhandene Spielfähigkeit voll entwickelt und es so ermöglicht, in kürzerer Zeit als beim Üben auf dem Instrumente, bedeutende Fortschritte zu erzielen.

Verlangen Sie unsere ausführliche Gratis-Broschüre:

Kursus PROODI,

9, Boulevard des Philosophes, **GENF.**



Grabmale

in Form und Ausdruck vollendet, beratet, entwirft und liefert einschl. Aufstellung in jedem Gestein und Metall nach allen Orten des In- und Auslandes

K. Julius Schurig,
Dresden-A. 19,

Kunst für Kirche und Friedhof seit 1868.

Anfragen werden gern und mit Vorbild beantwortet.

TÜCKMAR

WELTRUF

Die führende u. anerkannte Qualitätsmarke für des Friseur- u. Privatgebrauch.

Goldene Jubiläumsmedaille Berlin 1921.
Goldene Medaille Mannheim 1921.
Großes Goldenes Ehrenkreuz München 1922.

Zu haben in allen besseren Spezialgeschäften.



Die „echte“ Eicke-Kaffeemaschine

mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.

Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine der Welt bekannt. Von allen empfohlen, die dieselbe längere Zeit gebrauchen. Reines, kräftiges Getränk. Höchste Ausnutzung des Kaffees. Nur echt mit dem Stempel H. Eicke Berlin.

H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39.



Simi

beseitigt schnell
Mitesser
Pickel und fettig glänzende Haut
ÄRZTLICH EMPFOHLEN
Zu haben in Drogerien, Parfümerien u. Apotheken

Preis M. 2.– pro Flasche



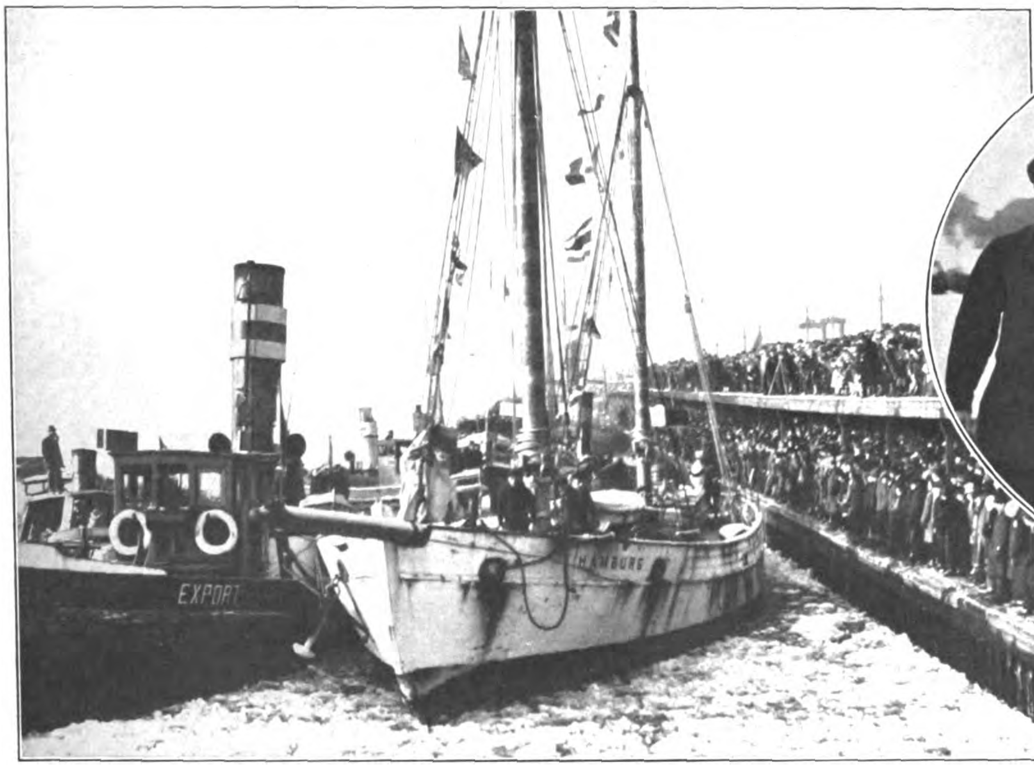
Illustrirte Zeitung



DIE BRAUT

GEMÄLDE VON BARTHOLOMÄUS GILLES

(Mit Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin)





Von der Rückkehr des Segelkutters „Hamburg" am 29. Dezember, mit dem Korvettenkapitän C. Kircheiß eine zweijährige Weltreise unternommen hat: Links: Die „Hamburg" nach der Ankunft an den St.-Pauli-Landungsbrücken. (Phot. O. Reich, Hamburg.) Im Oval: Die fünf kühnen Weltumsegler: Steuermann Kunert; Matrose Spengemann; Kapitän Kircheiß; Matrose Knoke; Niemann, der Koch.



Links:

Von der am 17. Dezember erfolgten Eröffnung der ersten schweizerischen Schwebebahn von Gerschnialp nach Trübsee (1800 m) bei Engelberg: Ein Wagen der Schwebebahn beim Passieren eines Tragepfeilers.

Rechts:

Die feierliche Zeremonie einer Kardinalseinsetzung in Rom: Weihe der neuen fünf Kardinäle: Szeredyi (Ungarn), Binet (Frankreich), Segira y Saens (Spanien), Lépicier (Titularerzbischof von Tarsus) und Rouleau (Kanada), die am 19. Dezember vom Papst im Konsistorium, der Kardinalsversammlung des Vatikans, ernannt wurden.





Die neuen Uniformen der deutschen Wehrmacht, wie sie probeweise zuerst beim Infanterieregiment Nr. 9, Potsdam, getragen werden.
Ihre besonderen Kennzeichen sind der offene Halsausschnitt, Umlegekragen und Schlips. Links: Exerzieranzug mit offenem (auch schließbarem) Ha'sausschnitt; Mitte: Ausgehanzug; rechts: Exerzieranzug mit Mantel.



Die Tänzerin Lucie Kieselhausen, die durch einen Unfall sich verbrannte und an den erlittenen Brandwunden am 27. Dezember in Berlin verstarb.



Der letzte mißglückte Ozeanflug des Jahres 1927: Frau Grayson und ihr Pilot Omdal, die seit ihrem Start zum Atlantikflug nach Europa vermißt werden, bei den letzten Vorbereitungen zum Aufstieg am 23. Dezember.

TROTZ ALLEDEM!

EIN RÜCKBLICK AUF DAS JAHR 1927. VON DR. HERMANN DIEZ, BERLIN

Am 2. Oktober 1927 konnte das deutsche Volk den Geburtstag seines Reichspräsidenten Paul v. Hindenburg feiern, und es hat ihn in einer Weise begangen, die diesen Festtag in leuchtender Schönheit von dem noch immer düsteren Hintergrund der politischen und wirtschaftlichen Gegensätze und Kämpfe sich abheben läßt. Unter den ausländischen Gratulanten haben allerdings, offenbar auf Verabredung, die Staatsoberhäupter der früheren Alliierten gefehlt — eine Antwort auf die Rede, die der Feldmarschall am 18. September bei der Einweihung des Tannenberg-Denkmals gehalten hatte. In dieser Rede legte er feierlich Verwahrung ein gegen die Legende von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege und verlangte eine Nachprüfung des verdammenden Urteils durch eine unparteiische Instanz, eine bisher von jeder deutschen Regierung erhobene, für uns ganz selbstverständliche und unveräußerliche Forderung, über die nur das schlechte Gewissen mancher Leute sich aufregen konnte. Trotzdem ist die Wahrheit unterwegs.

Das zu Ende gegangene Jahr hat sonst leider an der unheilvollen Spaltung und Zerklüftung unseres Volkes nicht viel geändert und gebessert; man muß vielmehr feststellen, daß es, auf außenpolitischem Gebiet eher ein Jahr des Rückgangs und der Rückschläge als des Fortschritts und der Erfolge, auch die inneren Gegensätze verschärft hat. Es ist zwar erreicht worden, daß die Internationale Militärkontrolle ihre Tätigkeit in Deutschland einstellte, und daß die fremde Besatzung im Rheinland endlich um weitere 10 000 Mann vermindert wurde; aber die erheblich weiter gehenden Hoffnungen und Wünsche der Freunde und Träger der Locarno-Politik sind nicht in Erfüllung gegangen, und man konnte zeitweise den Eindruck gewinnen, als ob in Frankreich die Politik des Außenministers Briand der des Ministerpräsidenten Poincaré unterlegen wäre, so daß sich Reichsaußenminister Dr. Stresemann veranlaßt sah, die ernste Frage „Quo vadis, Gallia?" an unsere westlichen Nachbarn zu richten. Aber die Antwort auf diese Frage war dann schließlich doch nicht unbefriedigend, und wenn auch die in Genf versammelte Vorbereitende Abrüstungskonferenz, in der Graf Bernstorff die deutsche Delegation führt, noch einen weiten Weg zu greifbaren Ergebnissen hat und der Antrag Rußlands auf sofortige allgemeine Abrüstung aussichtslos erscheint, so läßt sich doch feststellen, daß der Gedanke der Weltbefriedung im Vordringen begriffen ist. Die ebenfalls in Genf versammelte Weltwirtschaftskonferenz hat nützliche Arbeit geleistet. In der Kommission des Völkerbunds für die Kolonialmandate hat nun auch Deutschland einen Sitz. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag ist nach langen Mühen zustande gekommen.

Was die Lage und Stimmung im Innern anlangt, so sind zwei Erscheinungen des politischen Lebens wohl im tiefsten Wesen des Parlamentarismus begründet: einmal, daß die Nervosität aller Organe des Staatswesens, insbesondere aber der Parteien immer stärker wird, je näher die Wahlen heranrücken, und dann, daß die „Rucke" nach rechts und links wie Pendelschwingungen einander ablösen. Der gegenwärtige Reichstag ist am 7. Dezember 1924 gewählt worden, hat also drei Viertel seines Daseins hinter sich, und die Neuwahlen müssen spätestens am 60. Tage nach dem 7. Dezember 1928, also zu Anfang Februar 1929 stattfinden; trotzdem war den ganzen Herbst hindurch von Auflösung und Neuwahlen die Rede, und solange man mit der Wahrscheinlichkeit rechnen konnte, daß auch dieses Jahr die „übliche" Weihnachtskrisis in der Reichsregierung bringen würde, betrachtete man es als selbstverständlich, daß ein Regierungswechsel zugleich die Neuwahlen bedeuten würde.

Die vorjährige ist durch die Bildung einer Mehrheitsregierung gelöst worden, deren wichtigster Charakterzug der Eintritt der Deutschnationalen Volkspartei in die Regierung war. Sie erhielt die vier Ministerien des Innern, der Ernährung und Landwirtschaft, des Verkehrs und der Justiz, und mit dem letztgenannten Ministerium übernahm Dr. Hergt zugleich die Vizekanzlerschaft. Die Demokraten schieden aus der Regierung aus. Eine der Bedingungen, unter denen Reichskanzler Dr. Marx die Neubildung und Umwandlung des Kabinetts übernommen hatte, war die unbeirrte Fortsetzung der auf Verständigung und Versöhnung gerichteten Außenpolitik. Nicht ganz so homogen war die innere Politik der neuen Koalition, und die Frage, wieweit auch die Partei als solche an die Richtlinien gebunden sei, auf Grund deren die deutschnationalen Minister in die Regierung eingetreten waren, hat das ganze Jahr hindurch zu lebhaften und zuweilen recht heftigen Auseinandersetzungen geführt. Daß die Kompromißpolitik der deutschnationalen Führer, auch in der Frage der Aufwertung, einige Verwirrung in deren Wählerschaft getragen hat, erhellt deutlich aus dem Verlauf der Landtags- und Kommunalwahlen, die in den letzten Monaten, namentlich an der Wasserkante, aber auch in Braunschweig und Hessen stattgefunden haben und überall einen Rückgang der deutschnationalen Wählerzahl erkennen lassen. Braunschweig z. B. hat an Stelle der rein bürgerlichen nunmehr eine rein sozialistische Regierung. Es liegt auf der Hand, daß die Parteien der Linken unter diesen Umständen die entscheidenden Neuwahlen zum Reichstag beschleunigen möchten, während die am Ruder befindlichen Parteien keinen Anlaß finden, vorzeitig auf ihre Machtstellung zu verzichten. Vorläufig ist denn auch die Entscheidung im Sinne der Rechtskoalition gefallen, und vor dem Sommer ist mit Neuwahlen kaum zu rechnen.

Die beiden wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben des letzten Jahres, die auch zugleich die Tragfähigkeit des Bürgerblocks auf die stärkste Probe stellten, waren die Reform der Beamtenbesoldungen und der Versuch, nach manchen vergeblichen Anläufen nunmehr ein Reichsschulgesetz zustande zu bringen, das die Rechte der Bekenntnisschulen, der insbesondere in Süddeutschland vielfach bestehenden Gemeinschaftsschulen und der rein weltlichen Schulen klar und friedlich gegeneinander abgrenzt. Das große Werk der Besoldungsreform, das Reichsfinanzminister Dr. Köhler in einer Rede in Magdeburg angekündigt hatte, ist nach vielen Mühen gerade noch vor Weihnachten für das Reich und ebenso für Preußen zum Abschluß gebracht worden; es bestehen aber noch Schwierigkeiten, namentlich in den süddeutschen Ländern, die erklären, ohne die finanzielle Hilfe des Reichs die Last der Besoldungserhöhungen nicht tragen zu können. Das Reichsschulgesetz befindet sich noch in der Schwebe.

Das Verhältnis zwischen dem Reich und den Ländern ist überhaupt vielumstritten und bedarf nach weitverbreiteter Auffassung dringend einer grundsätzlichen Neuordnung. Die finanziellen Gründe, die für eine solche Neuordnung sprechen, sind insbesondere durch eine Auseinandersetzung zwischen dem Generalagenten für die Reparationszahlungen, Parker Gilbert, und dem Reichsfinanzminister bzw. der Reichsregierung zum Gegenstand lebhaftester Erörterung geworden. Der Generalagent hat es für seine Pflicht gehalten, darauf hinzuweisen, daß nach seiner Auffassung Deutschland in der Dotierung der öffentlichen Haushalte, außerdem aber namentlich auch auf dem Gebiete der Auslandsanleihen eine Weitherzigkeit zeige, die eines Tages eine Gefahr für die pünktliche Einhaltung der Reparationsverpflichtungen und für die Möglichkeit des sogenannten Transfers, d. h. der Beschaffung der erforderlichen Devisen, bedeuten könnte. In die Zeit der Auseinandersetzung über diese Probleme fiel eine Rede des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht in Bochum, der insbesondere den deutschen Städten den Vorwurf machte, daß sie Auslandsgelder in unerwünschter Höhe auch für andere als rein produktive Zwecke in Anspruch nähmen, was wieder scharfe Entgegnungen hervorrief. Handelt es sich hier um strittige volkswirtschaftliche und finanzpolitische Fragen, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß die Art, wie Deutschland verwaltet wird oder sich selbst verwaltet, mit einer von den Grundsätzen der Sparsamkeit oder der Rationalisierung bestimmten Wirtschaft sich schlecht genug verträgt. Seit mit den Monarchien die dynastischen Gesichtspunkte in Wegfall gekommen sind, haben nicht nur die vielen Hunderte von sogenannten Enklaven, die es im Deutschen Reiche trotz „Groß-Thüringen" immer noch gibt, allen Sinn verloren, sondern man muß sich auch fragen und fragt sich tatsächlich, ob ein Gebiet, das nicht einmal die Größe eines Regierungsbezirks hat, auf die Dauer einen eigenen Landtag und eine ganze Anzahl von Ministern braucht. Diese Zweifel und Bedenken beziehen sich aber auch auf das größte deutsche Land, und es wird neuerdings davon gesprochen, daß man Preußen zum Reichsland machen sollte, so daß also der Reichskanzler wie in der ganzen Bismarckzeit zugleich preußischer Ministerpräsident und die Reichsministerien, denen es zudem fast ganz an der Exekutivgewalt fehlt, zugleich preußische Ministerien wären. Gerade in gegenwärtiger Zeit, in der zwischen der Bürgerblockregierung im Reich und der aus Sozialdemokraten, Zentrumsmännern und Demokraten sich zusammensetzenden preußischen Regierung vielfach sachliche Gegensätze obwalten, die hin und wieder, und zwar mit bemerkenswerter Schärfe, auch auf das persönliche Gebiet übergegriffen haben, ist selbstverständlich an eine nahe Lösung dieser großen Fragen nicht zu denken. Die Inangriffnahme steht aber bevor, und ein im November ausgeführter Besuch des Reichskanzlers Dr. Marx in München hat, wie es scheint, die Möglichkeit von Verhandlungen erkennen lassen, so eifersüchtig Bayern auch über der Erhaltung seiner Eigenstaatlichkeit wacht.

Der Reichskanzler kam nach München auf der Rückreise von Wien, wo er zusammen mit Dr. Stresemann einen mehrtägigen Besuch abgestattet hatte. Die Reden, die der Bundeskanzler Dr. Seipel und der Reichskanzler bei dem offiziellen Festmahl, der Reichsaußenminister vor einer Versammlung von Pressevertretern hielt, ließen erkennen, daß das uns weniger freundlich gesinnte Ausland mit seinen argwöhnischen Vermutungen gründlich daneben geraten hatte. Der Besuch war wirklich nichts als eine Selbstverständlichkeit, ein klassischer Ausdruck einer bestehenden Gemeinschaft, die durch kein Machtwort und durch keine Intrige aufgehoben oder gelockert werden kann. In Wien ist man sich ebenso wie in Berlin völlig klar darüber, daß der praktischen Durchführung des Zusammenschlusses zur Zeit noch unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, und niemand denkt daran, die Entwicklung gewaltsam zu beschleunigen; aber man ist der gemeinsamen Zukunft unbedingt sicher und fühlt sich unangreifbar in dem aus der Bluts- und Kulturgemeinschaft wie aus der gemeinsamen Geschichte hervorquellenden Recht auf den Zusammenschluß, und man bereitet ihn vor durch einträchtige Arbeit auf den verschiedensten Gebieten des Staatslebens, gegenwärtig insbesondere auf dem Gebiet der Angleichung des Strafrechts. Allerdings bestehen auch hier noch gewisse Hemmnisse. So hat die Mehrheit des Reichstagsausschusses sich beispielsweise nicht dazu verstehen können, die Todesstrafe zu beseitigen, deren Abschaffung von dem Wiener Ausschuß beschlossen worden ist.

In diesem Sommer hatte Österreich freilich noch eine ernste innere Krisis zu überstehen. Am 15. Juli kam es infolge eines die Arbeiterschaft verstimmenden freisprechenden Urteils erst zu einem Demonstrationsstreik und dann zu schweren Gewalttätigkeiten, vor allem in der Ringstraße, wobei der Justizpalast in Brand gesteckt und teilweise zerstört wurde. Die Zahl der Todesopfer stieg auf hundert. Ein allgemeiner Verkehrsstreik legte das Leben der Hauptstadt für einige Tage lahm und machte auch den Nachrichtendienst fast unmöglich. Es gelang aber der Regierung Seipel verhältnismäßig schnell, der Lage Herr zu werden, und der besonnene Teil der Arbeiterschaft — in Österreich sind die Sozialdemokraten und Kommunisten noch nicht getrennt — war vernünftig und stark genug, die Verständigung zu ermöglichen.

Der politische Charakter von 1927 als Jahr der Unruhe und der Nervosität trat übrigens in ganz Europa gleichmäßig zutage. Zwischen England und Rußland war es im Anschluß an eine nicht sehr ergebnisreiche Durchsuchung des Gebäudes der sowjetrussischen Handelsniederlassung in London zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gekommen, und eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob Frankreich dem Beispiel seines Ententegenossen folgen wollte; haben doch die englisch-französischen Beziehungen durch einen Besuch des Präsidenten Doumergue in London eine neue Bekräftigung erfahren. Frankreich gab sich aber schließlich mit der Abberufung des Sowjetbotschafters Rakowsky und seiner Ersetzung durch eine nicht kompromittierte Persönlichkeit zufrieden. Zwischen Rußland und Polen, wo der Marschall Pilsudski eine Art Diktatur führt, gab es eine Spannung durch die Ermordung des Sowjetgesandten Wojkow in Warschau. Ziemlich gespannt und zeitweise durch Grenzzwischenfälle verschärft waren auch die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, und zwar hauptsächlich wegen der Gastfreundschaft, die Frankreich den aus Italien vertriebenen Anti-Faschisten bot. Erst gegen Ende des Jahres kündigte Mussolini eine Politik der Versöhnung an. Eine der ungelösten Fragen ist die Herrschaft in Tanger, zu der Italien durch einen überraschenden Flottenbesuch seine Ansprüche angemeldet hat. Weitere Meinungsverschiedenheiten entspringen aus der Lage am Balkan. Das Verhältnis zwischen Jugoslawien und Albanien ist andauernd schlecht, wenn auch die förmliche Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen nur einige Monate gedauert hat. Albanien hat jedoch seinen Rückhalt an Italien, während Jugoslawien sich an Frankreich anlehnt. Das eine Verhältnis wie das andere hat im Laufe des Jahres in einem Bündnisvertrag seinen Ausdruck gefunden. Ungewöhnlich kritisch war unmittelbar vor der Dezembertagung des Völkerbundsrats das Verhältnis zwischen Polen und Litauen; es ist jedoch in Genf gelungen, eine Verständigung zu finden, und wenn Litauen die Rückforderung Wilnas nicht aufgibt, so hat es doch zugestimmt, den seit der Wegnahme seiner historischen Hauptstadt durch die Polen bestehenden formellen Kriegszustand fallen zu lassen und den Wirtschaftsverkehr zu ermöglichen. Die deutsche Politik hat bei dieser vorläufigen Verständigung kräftig mitgewirkt, ohne Partei zu nehmen. Sie selbst hat immer noch darüber zu klagen, daß der litauische Diktator Woldemaras, der freilich seinerseits unter dem Drucke des Heeres steht, seine Versprechungen hinsichtlich des Memelgebiets nicht einhält. Mit Polen entzweit uns augenblicklich hauptsächlich die oberschlesische Schulfrage; auf wirtschaftlichem Gebiet sind anscheinend nicht ohne Mitwirkung Briands Verständigungen zustande gekommen, die ein günstiges Vorzeichen für die schwebenden Handelsvertragsverhandlungen bilden.

Ein Herrscher, der im Weltkrieg eine wichtige Rolle gespielt hat, wenn auch mehr eine Rolle der Schwäche, König Ferdinand von Rumänien, ist am 20. Juli gestorben und hat sein Land in einer ernsten Krisis zurückgelassen, die mit dem — inzwischen bereuten — Thronverzicht des Kronprinzen Carol zusammenhängt. Der wenige Monate später erfolgte Tod des allmächtigen Ministerpräsidenten Bratianu hat die Lage verschärft. Zwischen Bulgarien und Jugoslawien dauert der Kampf um Mazedonien als Guerilla fort, und die bulgarische Regierung Liaptschew muß die Verantwortung für allerlei Überfälle und Untaten tragen, denen zu wehren, sie nicht imstande ist.

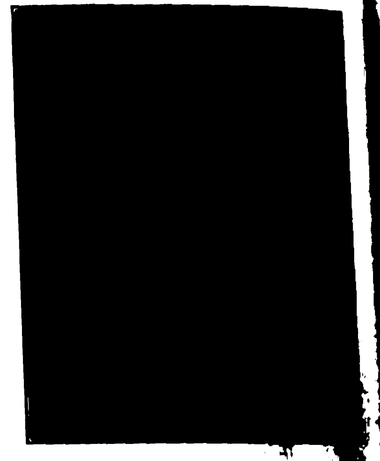
Die chinesischen Wirren haben das ganze Jahr hindurch unvermindert fortgedauert. Zeitweise kam es zu Truppenlandungen der Japaner in Tsingtau, zu solchen der Engländer und Amerikaner in Kanton und Hankau und anderen Städten. In Südchina, das eine sowjetistische Domäne geworden zu sein schien, ist ein Umschwung eingetreten, und in Kanton ist ein fürchterliches Blutbad unter den Kommunisten angerichtet worden, das zu ernsten Drohungen des Leiters der russischen Außenpolitik, Tschitscherins, geführt hat. In Sowjetrußland selbst hat die Mehrheitsgruppe unter



Dr. Michael Georg Conrad,
bekannter Dichter und Publizist, geb. am 5. April 1846, Vorkämpfer des Naturalismus in der Literatur, † am 20. Dezember in München. (Phot. Paul Böhme, München.)



Prof. Dr. Karl Straube, der bekannte Organist, Orgellehrer und Chordirigent in Leipzig, im Kreise seiner „Thomaner". Am 6. Januar kann er sein 25 jähriges Jubiläum als Thomaskantor feiern. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Heinrich Zille,
bekannter Berliner Zeichner, geb. zu Radeburg (Sachsen), Schilderer der großstädtischen Proletarierwelt und des Kleinbürgertums, kann am 10. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Sergei Dimitrijewitsch Sasonow,
ehemaliger russischer Außenminister und Haupt der russischen Kriegspartei, dessen Politik wesentlich zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen hat, † am 26. Dezember in Nizza im Alter von 67 Jahren.



Der neuerrichtete Pfalz-Rundfunksender auf dem Rothenberg bei Kaiserslautern (Rheinpfalz) mit seinen beiden je 60 m hohen Antennenmasten. Der Sender, der schon im Januar die ersten Versuche unternimmt, wird zu Anfang Februar dem öffentlichen Betrieb übergeben werden.



Georg Schicht,
Präsident der Parfümerie Elida Aktiengesellschaft, Leipzig, der am 2. Januar sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feiern konnte.
(Phot. d'Ora [Arthur Benda], Wien.)

Stalin eine große Anzahl von Oppositionsführern, wie Trotzki, Sinowjew und Kamenew, aus der Partei ausgeschlossen; die beiden letztgenannten haben sich jedoch „löblich unterworfen".

In den Vereinigten Staaten von Amerika bereitet man sich ebenfalls auf Neuwahlen vor; man weiß aber nicht, ob Präsident Coolidge nochmals kandidieren wird. Die Beziehungen zu Deutschland haben unter seiner Leitung an Festigkeit und Wärme gewonnen. Die Vorlage über die Freigabe des deutschen Eigentums ist vom Repräsentantenhaus angenommen worden und wird diesmal wohl auch den Senat glücklich passieren. Auch Chamberlins Ozeanflug hat neue freundliche Beziehungen geschaffen. Ein schwerer Verlust für die amerikanisch-deutsche Freundschaft war der jähe Tod des Botschafters Freiherr v. Maltzan, der am 23. September auf der Reise von Berlin nach München bei einem schweren Flugzeugunglück ums Leben kam. In Mexiko und Nikaragua gab es politische Krisen, in die auch die Vereinigten Staaten von Amerika hineingezogen wurden. Noch lebhafter bewegte die Gemüter die Hinrichtung der Anarchisten Sacco und Vanzetti, die auf Grund eines vor sieben Jahren ergangenen Todesurteils erfolgte, und zwar unter Protestkundgebungen und leidenschaftlichen Interventionsversuchen aus der ganzen Welt. So hat auch das einzige Land, das den „Krieg gewonnen" hat, seinen Anteil an der allgemeinen Unruhe der Welt.

Tagesgeschichte.

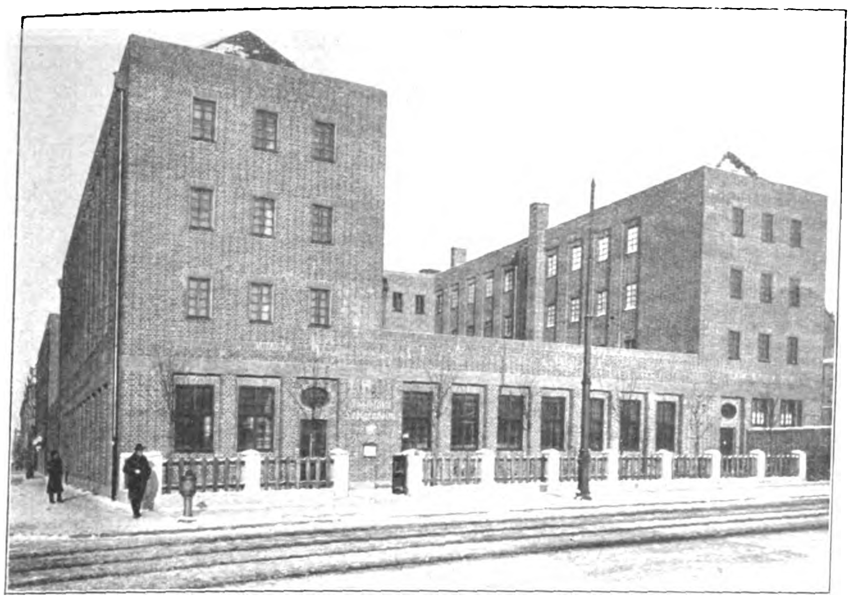
Nach fast zweijähriger Abwesenheit traf am 26. Dezember Kapitän Carl Kircheiß, während des Weltkrieges Begleiter Graf Luckners auf den Fahrten des „Seeadlers", mit dem Segelkutter „Hamburg" nach seiner Weltumsegelung auf der Elbe ein. Am nächsten Tage gab die Ortsgruppe Kuxhaven des Vereins für das Deutschtum im Ausland zu Ehren des Kapitäns und seiner Mannschaft einen festlichen Empfang im Stadttheater. Am 29. Dezember machte dann das kleine Schiff bei den St.-Pauli-Landungsbrücken in Hamburg fest, von einer gewaltigen Menschenmenge freudig begrüßt. Nachdem ihn die Vertreter der Behörden und seine Freunde begrüßt und willkommen geheißen hatten, begab sich Kapitän Kircheiß zum Hamburgischen Senat, um die Flagge seines Schiffes auf dem Rathaus zum Andenken an die kühne Fahrt niederzulegen. — Im Januar 1926 trat der Kapitän die Weltumsegelung von Hamburg aus an. Sie führte ihn über Spanien durch das Mittelmeer nach Indien, Sumatra, Borneo, Siam, den Philippinen, China und Japan und dann nach Honolulu. Über San Franzisko, Mexiko und durch den Panamakanal ging die Reise nach der Ostküste Amerikas und nach Neuyork. Von dort aus wurde am 16. November 1927 die Rückfahrt angetreten. Die zurückgelegte Strecke beträgt im ganzen 34000 Seemeilen.

Ihren vierten Atlantikflug-Versuch trat am 23. Dezember Frau Grayson an. Der Start mit dem Wasserflugzeug „Dawn" erfolgte vom Curtiß-Flugplatz in Neuyork; in ihrer Begleitung befand sich der frühere norwegische Marineoffizier Paul Omdal, als Navigator Brice Goldsborough und als Radiooperateur Fred Köhler. Als Ziel war Stockholm ausersehen. Zum letzten Male wurde das Flugzeug über Kap Code gesichtet, dann blieb es verschollen. Torpedoboote sowie das Luftschiff „Los Angeles" nahmen die Suche nach dem vermißten Flugzeug auf, mußten aber nach vergeblichem Nachforschen wieder unverrichteterſache zurückkehren.

In dem bekannten Winterkurort Engelberg (Schweiz) wurde am 27. Dezember im Beisein der eidgenössischen Behörden die erste schweizerische Schwebebahn eingeweiht. Die Bahn beginnt auf der Bergstation der Gerschnialp, wohin von Engelberg aus eine Standseilbahn führt, und endigt am Hotel Trübsee in 1800 m Höhe. Auf der 2235 m langen Laufbahn können bei 4 m Fahrtgeschwindigkeit in der Sekunde stündlich 65 Fahrgäste in jeder Richtung befördert werden. Auf der ganzen Strecke weist die Bahn nur vier große Stützen in Eisenkonstruktion und aus Stampfbeton auf. Die Ausführung des Baues hatte die Firma A. Bleichert & Co. (Leipzig) nach dem System Bleichert-Zuegg übernommen und im Herbst 1926 begonnen. Die neue Bahn erschließt wunderbare Hochgebirgspartien und herrliche Skifelder.

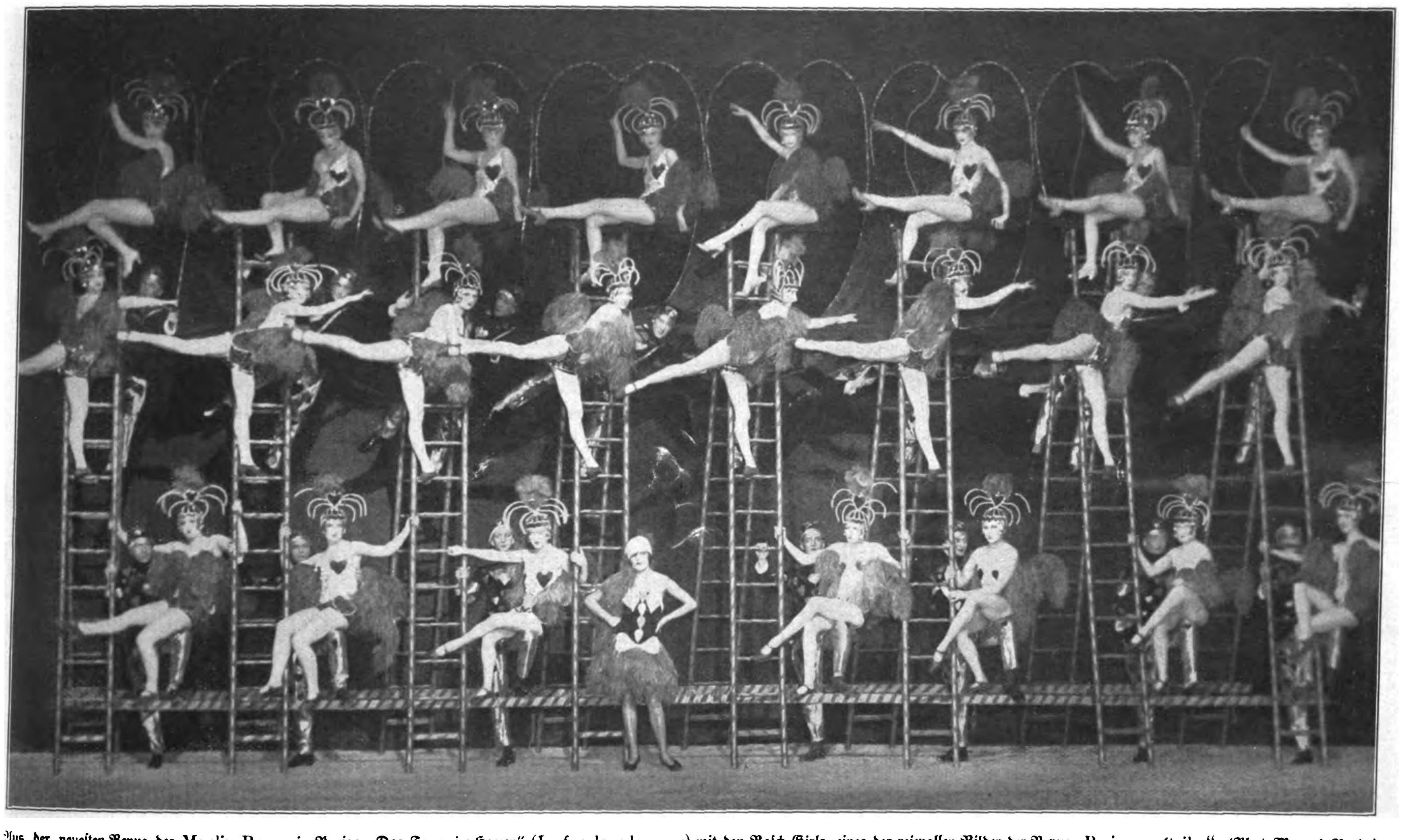


Eine Schutzwehr gegen Überschwemmung an der Untermosel: Der Hochwasserschutzdamm in Lützel, einem Stadteil von Koblenz.
Unser Bild zeigt den Teil westlich der Eisenbahnbrücke. Die Gesamtlänge der neuen Anlage beträgt rund 600 m, die Fußbreite des Dammes 35—43 m, die Kronenbreite 3 m. Die Deichkrone liegt durchschnittlich 5—6 m über dem Vorlande der Mosel und 1 m über dem Wasserstande der letzten Hochflut in der Neujahrsnacht 1925/26 (schwarzer Strich am ersten Gebäude und weißer Strich am vorspringenden Hause), der seit 150 Jahren beobachteten höchsten Überschwemmung.





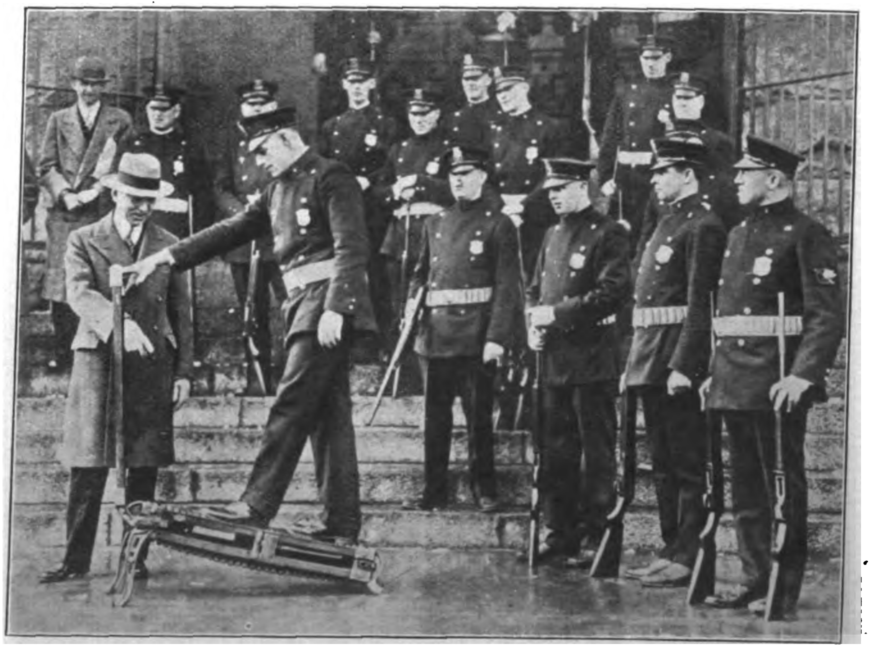
„Drum, Mensch, sei helle, bleib' Junggeselle!" — möchte man denken, wenn man dieses schöne und praktisch eingerichtete „Haus der Junggesellen" in München sieht, das vor kurzem eröffnet wurde. Links: Außenansicht des „Ledigenheims". — Rechts: Jeder Insasse des Hauses hat in der Gemeinschaftsküche einen eigenen kleinen Gasherd.



Aus der neuesten Revue des Moulin Rouge in Paris: „Das Feuer im Herzen" (Le feu dans le cœur) mit den Rasch-Girls, eines der reizvollen Bilder der Revue „Paris aux étoiles". (Phot. Manuel, Paris.) Diese neue Revue des bekannten Moulin Rouge, die unter der Leitung von Pierre Foucret sich durch geistreiche, geschickte Szenenfolge und eine blendende Ausstattung auszeichnet, bietet dem Besucher von Paris einen abendlichen Augenzauber.



Begeisterter Empfang Dr. Peltzers in Amerika: Der deutsche Meisterläufer, von Studenten der Universität Georgetown auf die Schultern gehoben, die er auf seiner Studienreise durch die Union besuchte.

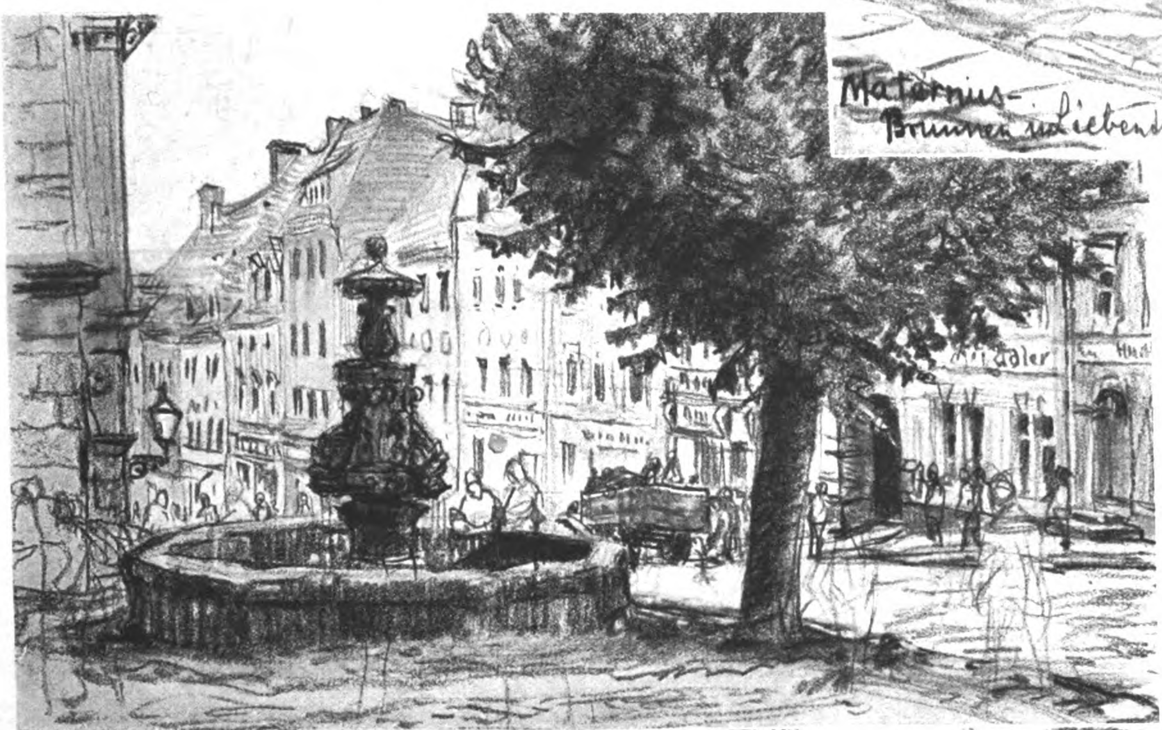


Die amerikanische Polizei lernt richtig gehen: Polizeimannschaften in Chikago bei Gehübungen an einem besonders für diesen Zweck konstruierten Kontrollier-Apparat.





Aus schlesischen Städten.



Barockbrunnen auf dem Ring in Goldberg an der Katzbach.

Links oben:
Vor der Kirche des Ursulinerinnenklosters in Liebenthal bei Greiffenberg.

Rechts oben:
Maternus-Brunnen in Liebenthal.

Nebenstehend:
Wochenmarkt am Brunnen auf dem Marktplatz in Greiffenberg am Queis.



NACH FARBIGEN ZEICHNUNGEN AUS DEM SKIZZENHEFT UNSERES SONDERZEICHNERS MARTIN FROST

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(1. Fortsetzung.)

III.

Durch ein Mißverständnis bin ich in Neuyork viel zu zeitig an Bord des „Globus" gekommen. Es sind noch drei Stunden bis zur Abfahrt, und die große Dockhalle in Hoboken ist menschenleer. Nur ein paar müßige Arbeiter stehen gummikauend bei aufgestapeltem Gepäck und machen Bemerkungen über mich. Die breiten eisernen Türen der Halle sind bereits zurückgeschoben. Die Laufbrücken ausgelegt.

Aber ich muß warten. Der Beamte, der die Papiere abstempelt, ist noch nicht gekommen.

Als ob ich Unrast hätte, abzureisen, und die Zeit nicht abwarten könnte! Ich habe viel zu viel Zeit, ihr Herren, das dürft ihr mir glauben. Ich werde in einer Woche auf Cinchona Plantation in Jamaika sein, wo mich gute Freunde erwarten. Vielleicht ändere ich aber auch meinen Plan in letzter Minute und fahre nach Montreal oder Neufundland. Es ist wirklich nicht belangreich, was irgendein einzelner treibt, einer eurer vielen Passagiere. Und wir Menschen sollten uns nicht so wichtig nehmen. Nur wie die Lauen sollen wir es nicht treiben, die alles Unvorhergesehene fürchten und in ihren engen Kreisen bleiben, immer im gleichen Trott, die ihre Welt nur vom Kontorschemel aus betrachten, als gäbe es Sicht nur durch ein einziges Fenster. Sie halten sich gar noch für stille Helden in Ausdauer und Pflichtgefühl. Und die Sicherheit, mit der sie ihr tägliches Brot verdienen, geht ihnen über alles.

Nun, jeder ist glücklich auf seine Weise, und wir betrügen uns selber alle. Aber: jetzt leben wir, und dies ist unsere Zeit, unersetzbar und unwiederbringlich. Wahrhaftig, sie ist schön und groß und der Wunder voll. Herrliche, heilige Erde, herrliches, heiliges Meer!

*

Es ist ein gutes, sicheres Schiff, das uns nach Westindien bringen soll. Es ist frisch gestrichen und blitzsauber bis in den letzten Winkel. Selbst die Flagge ist neu und strahlt, breit im Winde entfaltet, mit ihren kräftigen Farben, Rot, Weiß und Blau.

Ich gebe meinem Steward die Kofferschlüssel und schlendere durch die Gänge. Alle Räume mustere ich, in denen ich nun wohnen werde. Überall stehen die Stewards in ihrer weißen Kleidung herum und warten. Ich wechsle im Zahlmeisterbureau eine größere Geldnote. Nur um irgend etwas zu treiben, plaudere ich mit dem höflichen Zahlmeister.

„Kaltes Winterwetter, nicht wahr?"

„Sehr kalt. Doch übermorgen werden Sie Ihren Tropenanzug auspacken müssen, mein Herr."

„Nicht möglich!"

„Wenn ich es Ihnen sage. Es wird eine schöne, erfreuliche Reise werden. Für alle!"

„Ist das so sicher?"

„Oh, Sie brauchen keine Angst vor dem Atlantik zu haben. An das Schaukeln hat man sich in wenigen Stunden gewöhnt."

Daran denkt er und nicht an irgendeine Gefahr. Er hat meine Entgegnung falsch verstanden und fühlt sich verpflichtet, mir zuzureden. Aber ich fürchte die Seekrankheit nicht. In einem Taifun vor Kobe war ich außer dem Kapitän der einzige, der nicht krank war. Und wir aßen damals unsere Mahlzeiten, indem wir den Suppenteller in der linken Hand hielten und die geschnittenen Fleischstücke löffelten.

Der Zahlmeister spricht ein klares, korrektes Englisch. Jetzt fragt ihn einer seiner Angestellten etwas, und er spricht mit ihm holländisch weiter. Wie absonderlich das klingt! Es ist doch die kurioseste Sprache, die je erfunden ist. Es ist, als ob Kinder kauderwelschten.

Ich gehe weiter zur Funkerstation und lasse ein Telegramm nach Europa befördern, an Felix, an den ich zufällig dachte. Es ist gut, vor einer so weiten Reise alte Verbindungen aufrechtzuerhalten. Man fühlt sich nicht mehr so einsam.

„Sie haben noch die Möglichkeit, es billiger per Kabel zu schicken, mein Herr."

„Nein. Es eilt sehr."

Der Funker hat den kurzen, belanglosen Text gelesen und lächelt vor sich hin.

Ich errate, was er jetzt denkt. Aber er ist im Dienst und darf es nicht aussprechen.

Es gibt komische Heilige auf der Welt, denkt er sicherlich und nimmt das Geld für mein Telegramm entgegen.

Die Maschinen des „Globus" laufen langsam. Man spürt es am leichten Zittern der Deckplanken. Ich steige in den Kielraum hinunter, grüße die Maschinisten und Heizer, lasse mir einige technische Erklärungen geben, nur um mich mit ihnen zu unterhalten. Alle Angestellten des „Globus" bis auf zwei sind Holländer und machen der sprichwörtlichen Freundlichkeit ihrer Nation Ehre, obwohl sie doch derbe, ungeschlachte Kerle sind, die mir keinerlei Auskunft schulden.

Diese Unterwelt mit ihren Maschinen und Aufbauten aus Eisen, mit ihren senkrecht aufwärtssteigenden Leitern hat etwas Absonderliches. Hier pocht das Herz des Schiffes, und solange es arbeitet, ist alles gut. Es ist ein heißes Herz, das voller Unruhe ist. Große Fahrt wird der Kapitän kommandieren. Große Fahrt! Das ist es, worauf es wartet. Aber noch haben sie ihm die Kräfte abgedrosselt. Noch ist es nicht Zeit. Die Luft ist schwer und heiß und liegt wie ein kristallener Würfel zwischen den Planken. Ein Läutewerk schrillt. Vor einer Schalttafel flackern kleine rote und weiße Glühbirnen auf. Ein alter Obermaschinist mit weißem Seemannsbart telephoniert mit dem Zweiten Offizier auf der Kommandobrücke. Für einige Augenblicke wird der Rachen der Feuerung aufgestoßen, und das siedende Öl schleudert grellrote Farbbänder über die schwitzenden Heizer. Purpurn hängt der Widerschein überall im blinkenden Eisengestänge.

Oben in der klirrenden, kalten Winterluft, die über den Hudson weht, steht am Schiffsbug ein kleiner Schiffsjunge. Allein, frierend, die dicken roten Hände in den weiten Hosentaschen. Er hat einen runden Kopf wie ein Käse aus Edam und eine kleine freche Nase, an der ein klarer Tropfen hängt. Der Schiffsjunge heißt Leo und stammt aus Zaandam.

Ob ich schon einmal dort gewesen bin? Nein? Wirklich nicht? „Aber Rotterdam kennen Sie doch wohl und 's Gravenshage? Und Scheveningen?"

„Ja, das kenne ich alles gut, kleiner Leo."

„Und Rembrandts Geburtshaus in Amsterdam? Und vielleicht auch die ‚Nachtwache'?"

Sieh einer an, wie er sich mit seinem kleinen Wissen aufspielt. „Die ‚Nachtwache' im Reichsmuseum", sagt er. Das wäre herrlich! Sie seien einmal mit dem Lehrer drüben gewesen in Amsterdam, und Mijnher Stolpe habe damals gesagt, das müsse jeder Holländer genau wissen, der sein Vaterland achtet und liebt.

„Haben alle Jungen in Zaandam so blaue Augen wie du, kleiner Leo?"

Er lacht und verzieht seinen breiten Mund bis an die abstehenden roten Ohren.

Ob er es gut habe an Bord? frage ich ihn noch.

„Ja. Danke sehr. Die Arbeit ist nicht schwierig. Es gibt immer zu laufen für den Kapitän und die Offiziere. Auch dem Schiffsarzt hat man zu helfen. Nicht wahr? Und jeden Abend, das ist die größte, verantwortungsvolle Arbeit, hat man die Leinwand vor den Scheiben auf dem Promenadendeck festzuschnüren, damit das Ganglicht nach außen abgefangen wird. Es stört sonst die entgegenkommenden Schiffe."

Nein, der kleine Leo aus Zaandam, das ich zu seiner Verwunderung nicht kenne, obwohl es doch in seiner Einschätzung eine große Stadt ist neben der Weltstadt Rotterdam, ist noch kein alter Seefahrer. Es ist, großzügig gerechnet, seine erste Weltreise, die er macht.

Er ist mit dem „Globus" von Rotterdam gekommen und von Neuyork aus einmal in Kingston und Havanna gewesen.

Es ist jetzt die Zeit, in der die reichen Kubaner Havanna verlassen, um dem Tropensommer zu entgehen. Und alle Schiffe nach den Staaten oder direkt nach Europa sind ausverkauft, bei erhöhten Raten.

Noch diese zweite Reise nach Kingston und nach Neuyork, dann geht es endlich wieder nach Rotterdam zurück.

Er hat sieben kleine Schwestern zu Hause. „Wie die Orgelpfeifen," sagt er, „und alle vom selben Vater." Er ist der Älteste und sorgt für die ganze Familie mit. Wenn er erst seine Heuer erhält nach der Heimkehr! Da sollen sie mal sehen!

Und das Heimweh steht ihm groß in seinen guten Augen.

Er hat übrigens einen kleinen Affen beim Bagagemeister im Packraum. Eine Dame hat ihn in Kingston gekauft und später nicht mitnehmen wollen, weil er Läuse hatte, obwohl sie ihn täglich baden ließ. Das Tier war krank geworden davon, aber sein Ungeziefer hatte es behalten.

„Was soll er sonst auch den ganzen Tag anfangen, nicht wahr?"

Wenn er einmal Zeit hätte, könnte ich den kleinen Affen selbstverständlich besichtigen. Er sei durchaus zutraulich, wenn sein Besitzer in der Nähe wäre.

In Zaandam sollte ihn später die kleine Alida bekommen, die Jüngste, die ein Patenkind der Königin ist.

Ich gehe wieder zum Promenadendeck hinauf, das mit bunten Papiergirlanden und kleinen Fähnchen geschmückt ist, als sollte es einen Karneval an Bord geben.

Und jetzt kommen auch die Passagiere. Es sind über fünfhundert Namen, die in der gedruckten Liste stehen. Die Damen haben Blumensträuße im Arm und sind laut und unruhig. Überall stehen Gruppen zusammen, Verwandte oder Bekannte der Reisenden, die mit an Bord

gekommen sind und sich immer wieder verabschieden. Der Schiffsarzt streicht vorüber und sieht niemand an. Einige Passagiere liegen bereits in den niedrigen Deckstühlen und lesen, als ginge sie der ganze Trubel gar nichts an.

Einer fragt laut, ob er denn noch keinen Portwein bekommen könne?

„Wir sind noch im Hafen, mein Herr."

„Aber auf holländischem Boden, nicht wahr?" Soviel er wisse, gäbe es dort keine Prohibition.

Er ist wie ein ungezogener Junge. Jetzt kommt auch noch Musik. Die Kapelle eines Polizeiregiments, die einen ihrer Kommandeure ehren will, der mit dem „Globus" abreist. Niemand weiß, wer es ist. Alle sind sich so fremd, und es ist noch nichts Gemeinsames zwischen ihnen. Wie diese Blechmusik in der weiten Halle schmettert und um die Ohren schlägt! Es ist ein herrlicher Radau.

Jetzt rollen sie die großen Brücken ab. Es dauert immer noch geraume Zeit, und die Schiffssirene heult ungeduldig. Die Fremden sind längst von Bord, aber noch kann man sich hüben und drüben durch Zurufe verständigen, wenn die Kapelle pausiert. Es gibt immer noch etwas zu sagen. Und es ist das gleiche wie überall in der Welt. Jetzt spielen sie das Sternenbannerlied, und die Herren entblößen den Kopf. Das ist der Abschied. Bunte Papierschlangen hangen über die Reling und in verwirrten Kettenbogen bis über das Gitter der Dockhalle.

Langsam beginnt das Schiff hinauszugleiten. Die vielen, vielen Papierketten, die allerletzte Verbindung mit dem Lande, zerreißen.

Breit und mächtig liegt der Hudson da. Die flinken Ferryboote weichen in großem Bogen aus. Wie eine gigantische Kulisse, halb im Nebel verschwindend, steht Manhattan mit seinen Wolkenbauten.

Ellis Island gleitet vorüber. Auf den flachen Dächern seiner roten Gebäude liegt Schnee.

Die Freiheitsstatue hält ihre am Tag erloschene Fackel steil in die frostscharfe Luft empor.

IV.

Wie schnell doch Ordnung in den Bienenstaat des „Globus" gekommen ist! Das schwirrt und lärmt in den Gängen und Hallen. Geöffnete Schrankkoffer stehen mitten im Wege, und man sieht im Vorübergehen allerlei sorgsam zusammengekaufte Herrlichkeiten.

Menschen wollen auf Reisen anders erscheinen als daheim. Ja, es ist ein großes Theaterspielen, bei dem jeder nach seinem Gefallen die Maske wählt und eine Rolle durchzuführen bereit ist. Aber nur wenige versagen dabei auf die Dauer nicht. Die Gewohnheit ist stärker.

Große, schöne Koffer stehen da, mit allem Luxus eingerichtet und zum erstenmal im Dienst. Andere sturmerprobt und tüchtig zerzaust. Sie wissen mit den Reklameschildern weltberühmter Hotels ganze Romane zu erzählen, die aber vermutlich doch langweilig waren. Koffer von Globetrottern, die ihr Geld in Bildung anlegten, Mitläufer der großen Touristenherden von Cook und Sohn. Herrliche Weltreisen ihr, mit allem Komfort, vom Schiff ins Hotel, vom Hotel ins Auto und wieder an Bord. Luxuskabinen und Luxuszimmer mit eigenem Bad und erlesener Bedienung. Genua und Marseille, Neapel, Kairo, ja, auch Jerusalem, Colombo und Bombay, Dardschiling, Kalkutta, Batavia und Soerebaya, Peking, Schanghai, Tokio und Honolulu, die Schweiz, Rothenburg und Deauville, Baden-Baden, Stockholm, englische Luxusbäder, schottische Ortschaften neben Rio und Miami Beach. Was haben diese gelangweilten Weltenbummler nicht alles gesehen, und doch wie wenig erlebt! Überall spielt man vor ihnen Theater, für ihr gutes Geld, und sie halten alles für echt und finden es wundervoll, ob Chinatown oder bettelnde Schwarzfußindianer als Söldlinge Cooks, Bauchtänze in Marokko und Lappenlager am Nordkap. Sie nehmen zwischen Lunch und Dinner die Welt im Fluge mit und wissen, daß sie überall gute Bridgepartner finden. Es ist ein Glück, daß die Kultur sich alle Länder erobert, wo Cook seine Filialen errichtet.

Und dann erklären sie dir stolz, daß sie die ganze Erde kennen. Diese armen Teufel, die hilflos wären, sollten sie einen einzigen Schritt abseits allein tun.

*

Das Gong hat zur ersten Hauptmahlzeit gerufen. Die meisten kommen ein wenig verspätet, die Herren in feierlichem Schwarz, die Damen in festlichen Kleidern und kostbarem Schmuck. Wie bei einem Staatsbankett sind sie voll Würde und mustern sich erst gegenseitig, ehe sie ein Gespräch beginnen.

Lautlos und gewandt bedienen die Stewards.

„Dinner zum Sich-kennen-Lernen" steht in goldenen Buchstaben auf den gedruckten, üppigen Speisekarten. Die fremden Passagiere sollen sich so rasch wie möglich an Bord wohlfühlen. Das ist die Hauptsache. Darum spendiert die Schiffsgesellschaft jedem heute einen kräftigen Cocktail, der das Blut warm macht, und die Bedienung hat Wein- und Sektkelche auf die Tische gestellt.

Da liegen wieder Papierschlangen zum Werfen und bunte Luftballone, die man den Nachbarn am Nebentisch zuwerfen soll.

Der Kapitän hält gleich nach der Suppe eine kurze Rede und lacht nach jedem Satz. Er begrüßt alle Passagiere als Mitglieder einer einzigen, großen Familie und wünscht eine frohe, glückliche Fahrt. Dann trinkt er sein Glas aus und verbeugt sich nach rechts und links.

Hallo. Zustimmung und Händeklatschen.

Es war alles etwas albern und kindisch. Verspäteter Karneval.

Mr. Jefferson aber fand es herrlich. Er saß in seinem hellen großkarierten Anzug an einem kleinen Seitentisch, einem sehr schlanken, würdevollen Geistlichen gegenüber, den er vergeblich in den Vergnügungsstrudel hineinzuziehen versuchte. Er merkte nicht, wie lästig er dem anderen wurde, der im wahrsten Sinne des Wortes bis unter das scharf vorspringende Kinn zugeknöpft war.

Dieser Dechant oder Missionar konnte mit Jefferson doch nicht Fangball spielen, mit kleinen bunten Kinderballonen! Nein. Er hatte kurz vor Beginn der Mahlzeit mit dem Kapitän gesprochen und gebeten, am nächsten Morgen predigen zu dürfen.

Der Kapitän dankte ihm dafür.

„Es wird sicher vielen ein Herzensbedürfnis sein, Hochwürden", hatte er dröhnend gesagt und sich selbst im voraus heimlich dispensiert. Nicht wahr, jeder hatte seine Pflichten und seinen Dienst! Seine Kanzel war die Kommandobrücke des „Globus". Und im übrigen hatte er als Vertreter einen prachtvollen Ersten Offizier.

So stand schon vor Beginn des Essens am Schwarzen Brett angeschlagen, daß Reverend Milton jeden Morgen um sieben Uhr feierliche Messe lesen würde, und jeder sei eingeladen.

Bestätigt und vom Kapitän eigenhändig unterschrieben.

Und daneben eine zweite Ankündigung:

„Ich warne jedermann, sich an Glücksspielen zu beteiligen. Er tut es auf eigene Verantwortung und Gefahr."

Auch dafür hatte der Commander seinen mächtigen Namen hergeben müssen: „Dud, Kapitän."

Das saß da, wie aus der Faust herausgeschleudert. Ja, er mußte an vieles denken, wie ein Vater für seine Kinder. Und nichts durfte vergessen werden. Zum Glück hatte er überall sichere und zuverlässige Leute um sich, die für ihn mitdachten.

Außer diesem Geistlichen, der nach Südamerika fuhr, waren sechs oder acht Schwestern irgendeines Ordens an Bord. Sie waren für einen verlorenen Posten auf einer französischen Insel im Westindischen Archipel bestimmt. Ich glaube, es war Guadeloupe. Auch sie paßten gar nicht in den Karneval, kamen verschüchtert und scheu wie aufgeschreckte Hühner in den Speisesaal, und wenn die resolute „Mutter Anna" sie nicht tapfer an den für sie freigehaltenen Tisch geführt hätte, hätten sie lieber in ihren Kabinen gehungert. So saßen sie blaß und einsam, als gehörten sie gar nicht in diese Welt, zusammengedrängt. Und keine von ihnen redete. Der Steward hatte sofort von ihrem Tisch die Ballone entfernt.

Schweigend nahmen sie ihre Mahlzeit ein, tief von ihren breiten Hauben beschattet, und aßen mit kleinen, hastigen Bissen. Oh, wie bleich und müde sie alle zu sein schienen, wie armselige Pflanzen, die niemals die Sonne bestrahlt!

Sie waren erfüllt von einer wunderbaren Demut, und die Augen brannten ihnen im Gesicht. Alle machten sie einen kinderhaften Knicks, als sie am Tisch des Reverenden vorüberkamen.

Niemand hat auf der ganzen Fahrt mit diesen Schwestern ein Wort gewechselt, so unbeteiligt und abwesend waren sie. Sie lagen in ihren Stühlen, lasen in kleinen frommen Büchern oder beteten unauffällig. Und wenn sie ihren Spaziergang machten, störten sie keinen. Ja, sie bildeten eine kleine Welt für sich; überall hatten sie eine unsichtbare Mauer um sich. Aber keiner von allen Passagieren war in der abenteuerlichen Nacht, von der ich noch erzählen will, so heldenhaft wie sie. Vielleicht war das ein Wunder, das wir erlebten, und vielleicht ist es überhaupt für diese wenigen Gläubigen geschehen.

Ich weiß es nicht.

Still wie Schatten huschten sie noch vor Beendigung der Mahlzeit aus dem Speiseraum, und der Reverend folgte ihnen bald, weil es ihm zu lärmend wurde. Mr. Jefferson nahm den noch unberührten Cocktail Mr. Miltons und trank ihn gierig aus.

*

Mutter Anna ist die einzige, mit der man sich ein wenig unterhalten kann. Sie weicht niemand aus. Sie ist das notwendige Bindeglied zwischen den frommen Schwestern und der praktischen Welt. Sie hat die im Vatikan ausgestellten Pässe aller ihrer Schützlinge unter Verschluß und auch die Reisekasse, die sie geschickt und großzügig verwaltet. Was würden die hilflosen Nonnen ohne sie anfangen? Sie finden sich ja nirgendwo zurecht.

Mutter Anna hat ein Gesicht wie ein gutmütiger Mönch und einen dünnen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe. Wenn sie lächelt und mit ihren Schützlingen spricht, dann strahlen ihr die bleichen Nonnengesichter entgegen. Ich glaube, sie wird von ihnen allen im tiefsten Herzen verehrt und gilt als etwas Einzigartiges.

Den viel jüngern Geistlichen, der ihre Gesellschaft sucht, nimmt sie nicht so ernst, wie es die Schwestern tun. Er könnte, dem Altersunterschied nach, ihr Sohn sein. Der Reverend liebt es, stundenlang zu promenieren und laut zu reden, damit andere auch ein wenig von seiner Weisheit aufnehmen. Dabei gestikuliert er lebhaft und wirft oft den Kopf entschlossen in den Nacken. Er ist im Geist immer auf der Kanzel. Mutter Anna trottet brav und schwerfällig, die Hände übereinandergelegt und in den weiten Mantelärmeln versteckt, an seiner Seite und lächelt gutmütig. Dann und wann sieht sie nach ihren andern Kindern.

(Fortsetzung folgt.)



Wintersaison in St. Moritz: Tanztee nach der Rückkehr vom Sport.
Aquarell von C. E. Turner.

Morgenländische Stimmungsbilder

VON PRINZ MAX ZU HOHENLOHE, TUNIS

MIT ZEICHNUNGEN VON MAX SCHNABEL

DAS MINARETT.

Immer, wenn ich zu dem hohen Minarett der großen Moschee von meinem Dache aus emporsehe, zu diesem aus Marmor gesägten Turme, der in seinen vier Fronten wie auf den Himmel gemalt mir erscheint, denke ich, ich weiß nicht, warum, an Venedig.

Vielleicht sind es die vielen Tauben, welche die mittlere und höchste Kuppel der Moschee stetig umflattern, die mir den Markusplatz ins Leben rufen, vielleicht ist es des Kampaniles hehres Urbild, das hohe Minarett.

Der Wind, der mir des Marmors kalten Rosenduft entgegenhaucht, trägt eine Brise her vom Meer und legt mir Salzkristalle auf die Lippen. Die Sonne blendet stärker auf den Kuppeln, die sie lautlos vergoldet. Nur an den Gassen, die keine Kanäle sind, kann ich erkennen, daß die Lagunenstadt fern ist, und am fast gänzlichen Fehlen des Meeres. Eine Lagune ist nahe, das hohe Meer ist weit. Dafür aber habe ich den Himmel und eine Sonne, an der sich die bleichere Sonne Venedigs nicht messen kann. Wenn ich diesen morgenländischen Himmel sehe, der über den Dächern von Tunis erbleicht, in ihn hineinranke, wie ein Baum mit seinen Zweigen, erfaßt mich oft ein starkes Schwindelgefühl, und ich befürchte, in diesen offenen Himmelsabgrund hineinzustürzen, je länger ich mich in ihn beuge. Aber der Duft, der um mich weht von tausend Rosen, Jasmin und Narzissen und allen anderen erdenklichen Wohlgerüchen Arabiens, stammt nicht mehr aus Venedig und ist stärker, schwerer und ist betäubend näher als in den Gondeln der Kanäle, und der Rialto ist weit, und ich merke jetzt erst, daß überhaupt alle Brücken abgebrochen sind, wenn auch vor meinem Fenster dieselben braunen, zerlumpten Lazzaronibuben, dieselben Holzkreisel mit ähnlichen Peitschen über Plätze und Gassen jagen und melodische Rufe der Marktverkäufer meine Erinnerung verwandtschaftlich berühren. Tunis ist nahe, und Venedig ist fern. Nur noch eine Fata Morgana über den Häusern.

Noch sind die Namen Appollonio, Dionysio mir im Ohr und Hyacintho aus Italien, da öffne ich die Augen, und vor mir steht wieder das hohe breite Minarett, das nicht mehr der Kampanile von Venedig ist, und das in seinen vier Fronten auf dem Himmel erscheint, und von dessen Zinnen jetzt der schwarze Kopf eines Negers im weißen Turban gerade den Gläubigen wie an jedem Abend von neuem verkündet, daß Gott Gott ist, und daß es keinen anderen Gott gibt als ihn, und daß Mohammed sein Prophet ist.



ICH LIEBE

Ich stehe auf dem Platz Halfauine, im Herzen der arabischen Stadt von Tunis, mitten im Märchen von Tausendundeiner Nacht, und es ist kein Traum; ich sehe und empfinde, und ich weiß, daß ich bin.

Wenn ich die Augen schließe, höre ich ein hundertfaches Summen, verlorene melodische Rufe, der Tamburine helleres Klingen, das leise Rauschen der Brunnen, einer fernen lockenden Hirtenflöte Tönen, einer anderen abgebrochene Antwort. Ich vernehme deutlich unter den fliegenden Rufen des Marktes das schlürfende Huschen arabischer Pantoffeln auf knirschendem Sande, dazwischen das leise Aneinanderklirren silberner Ringe an den feinen Fesseln schreitender Weiber. Unter den lauten Rufen der Männer dämmert der dunkle Baß der Greise, gellt das Fagott höherer Kinderstimmen heller. Plötzlich bin ich unter blauender Kuppel im arabischen Bade. Das Gemurmel der Stimmen entfernt sich mit den Gassen. Hier plätschert nur noch die einsam-eintönige Weise der Brunnen in melodischer Monotonie. Lautlos gleiten schwarze und braune Gestalten auf nackten Sohlen über die Marmorfliesen, auf die das spärliche Licht eines Abendhimmels aus unendlicher Ferne einfällt, Sterne und Sonnen über die Wände zeichnet. Hier herrscht Ruhe und Frieden. Ich lasse meinen Blick durch die hohe Halle schweifen, über die weißen Wände der Gewölbe, über die matten Holztapeten, die zu halber Höhe des Raumes aus persischem Lacke leuchten. Hier möchte ich mit Van Haerren aus tiefster Seele sprechen: „Ich liebe."

Ich liebe das Morgenland, seine sanften Linien und getönten Farben. Seine sich immer wieder verwandelnden uralten Formen, seine ewig neue Jugend. Ich liebe den gleichmäßigen Rhythmus orientalischer Architekturen, in denen immer wieder festlich schmückend die reiche und reine Phantasie eines ewig kindlichen Volkes feiert. Ich liebe diese einfachen und guten, ruhigen Menschen oft verkannter Rassen. Ich liebe diese braunen kräftigen Gestalten um mich, das Ebenmaß ihrer Körper, ihre edle Gebärde, mit der sie sich lautlos rufen und rhythmisch verstehen. Die patriarchalischen Gestalten dieser ehrwürdigen Greise, die in der Ecke dort in ihren langen weißen Bärten hocken und rauchen, liebe ich und den goldgelben Knaben, der zu meinen Füßen kniet, mir die Stirne kühlt im Bad und Tee reicht. Ich liebe Tage und Nächte dieses seltsamen Landes, in denen Sonne brennt und ferne Sterne nahe Feuer sind. Das leise, kaum noch vernehmbare Raunen der Brunnen im marmornen Becken liebe ich mehr als alles andere und endlich diese große Ruhe um mich und ihren letzten Frieden.

Was nützt es mir, daß wenige hundert Schritte weiter das Leben laut ist, daß die Trambahn kreischt in ihren Schienen, daß Automobile tuten, Dampfsirenen funken, daß in der Nähe und doch wie unendlich fern von meinem Herzen Grammophone krächzen! Nur das Wissen um die täglichen Verkehrsunfälle der nahen europäischen Stadt, die alle Spitäler mit ihren Opfern füllen, tut mir weh. Der französische Schutzmann ärgert mich, der an einer Straßenecke einen unschuldigen Eingeborenen abschleppt, weil sieben Gassen weiter ein anderer, vielleicht ein Italiener, seinen Revolver abgefeuert hat, und ich beginne, statt zu lieben, hier zu hassen.

Ich hasse diese unnütze, gemeine, europäische Hast in den Straßen der Kolonialstadt, diese geschäftliche Eile, die nur einen Wahlspruch „Zeit ist Geld" und keinen anderen Gott als den Götzen Mammon kennt. Ich möchte Mohammedaner sein, um den elegischen Tänzen der Jünglinge und Mädchen in der hohen Kuppelhalle der großen Moschee lauschen zu können. Ich möchte selbst noch ein Knabe sein, um nur noch an Wunder zu glauben; an die letzte Wahrheit der Wunder. Hier ist der Traum Wirklichkeit geworden, und ich glaube diesem Sinnbild lieber als dem Trugbild der Maschinen nüchterner Geschäftsgebäude, amerikanischer Fabriken.

Ich glaube, ich liebe, und ich hasse.

DIE KARAWANE.

Ich liebe diese schattenhaften, bleichen, bedeckten Regentage, die in den Oasen so selten sind.

Wenn die weißen Gestalten der Burnusse im schwefelgelben Lichte der Sahara im Nebel entrinnen und plötzlich dicht vor meinem Fuß aus der Erde Stamm wird, was gerade noch Krone war über mir in den Lüften, vielleicht ein im Winde treibendes Reis: die Palme.

Ich liebe diese nebelhaften, zarten, verheimlichten Silbermorgen, in denen sich die hellen Kuppeln der Gebäude schamhaft verhüllen, so daß die Moscheen kaum noch sichtbar über den Dächern der Häuser als Fata Morgana schweben. Und wenn des Schattens düstere Giganten zu eines Traumes unerhörter Ausgeburt sich wandeln, wirbelnder Staub sich der Wolke gesellt, ist die Luft voll Raubtiergeschrei und Gebrüll der Kamele.

Vor meinen Augen entsteigen dem Nebel Kurven auf Kurven, sandbraun verwehte Dünen, die sich bewegen und auf hohen Stelzen näherschreiten, gewaltige Vogelköpfe an langen wiegenden Hälsen und schaukelnde Höcker unter schwankenden Lasten und vermummte Menschen, die die Kamele dem Nebel entreißen, und Hunde, die heulen, und Schakale, die bellen.

Ich liebe diese einsam seltenen verhüllten Tage des Herbstes, wenn in marmornen Höfen verheimlicht, leise die Wasser in steinernen Becken rieseln und das fahle Antlitz eines Kindes lächelt über Kairuan.





Regierungs- und Ministerialrat a. D. Ludwig Kastl, Geschäftsführendes Präsidial-Mitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.



Wirklicher Geheimer Legationsrat a. D. Dr. Hermann Bücher, in der AEG, Berlin, früher I. G.-Farbenindustrie, Präsidial-Mitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.



Geheimer Oberbergrat Dr.-Ing. e. h. Ludwig Hilger, Vereinigte Königs- und Laurahütte A.-G., Schatzmeister des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Mitglied des Reichswirtschaftsrates.

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

RADIERUNGEN VON ERICH HEERMANN

MAZEDONIEN – ein Herd ständiger Unruhe



1. Brautpaar aus der Cerna-Ebene.

Der Balkan ist nach seiner Lage die Schwelle zwischen Abend- und Morgenland. Infolgedessen sind hier von jeher die Rassen stark aufeinandergeprallt und haben einander bekämpft, hin und her geschoben und sich teilweise miteinander verschmolzen. Es kommt noch hinzu, daß das zerrissene, unwegsame Gelände die Menschen hier besonders rauh, trotzig und kriegerisch gemacht hat. Im Herzen des Balkans, von den angrenzenden Ländern Bulgarien, Serbien, Albanien, Griechenland und früher auch der Türkei hart umstritten, liegt Mazedonien. Erbitterte Kämpfe toben hier seit grauem Altertum bis in die allerjüngsten Tage, teils offen, teils versteckt; ihr Ziel — Selbständigkeit oder Anschluß an eins der Grenzländer — ist oft nicht leicht zu erkennen. Ein dauernder Ruhezustand wird dort wohl nie eintreten.

Genaue Grenzen Mazedoniens können schwer angegeben werden. Es handelt sich vor allem um das Wardar-Tal mit anschließenden Landstrecken und weiter westlich um die Cerna-Ebene mit umliegenden Gebirgsgegenden bis zum Ochrida-See. An großen Städten enthält Mazedonien Monastir, Saloniki, Üsküb, dazu noch eine Anzahl mittlerer und kleiner; im übrigen liegen kärgliche Dörfer verstreut.

Noch schwerer, als das Gebiet zu umreißen, ist es, die Bevölkerung zu beurteilen. Sie ist, wie leicht einleuchtet, uneinheitlich und vor allem nach den Randbezirken hin mit Teilen der angrenzenden Volksstämme durchsetzt; dazu kommen unbodenständige Rassenteile, wie Zigeuner, Juden usw. Von einem erheblichen türkischen Einschlag besonders in den Städten abgesehen, scheint der Hauptteil der Bevölkerung wohl mit den Bulgaren am nächsten verwandt. Auch die Tracht ist im allgemeinen der bulgarischen ähnlich. Die Festkleidung ist reich bestickt und farbenfreudig (Abbild. 1). Für die Frauenkleidung ist die rote, mit gold verzierte Schürze bezeichnend, so dick und steif wie ein Brett. Von der Nachbarschaft der altgriechischen Schönheit ist nichts zu merken; das Ideal der weiblichen Figur heißt breit und untersetzt. Dies mag vielleicht auch damit zusammenhängen, daß wegen der verbreiteten Ruhrerkrankungen — auch Malaria und andere Seuchen kommen viel vor — selbst im heißesten Sommer dicke Leibbinden getragen werden. Auch alltags ist die Frauenkleidung bunt und meistens sauber, während man bei den Männern den Eindruck gewinnen kann, daß sie im Frühjahr und Herbst ihren Schafpelz lediglich umdrehen.

Die Leute leben in denkbar einfachster Weise. Industrie gibt es nicht, alles fertigen sie sich selbst. Fast alle Acker- und Hausgeräte machen den Eindruck, daß sie sich seit Jahrtausenden kaum verändert haben. So sieht man noch Pflüge, die aus einem krummen Baumast bestehen, von schwarzen Büffeln an primitivsten Jochen gezogen. Auch das Dreschen geht auf einfachste Art vor sich. Einige von den ortsüblichen ponyartigen Pferdchen werden zu mehreren nebeneinander an langer Leine an einen Pfahl (Abbild. 8, rechts) gebunden. Rund darum ist das Getreide ausgebreitet, und wenn dann die Pferde im Kreise herumgetrieben werden, treten sie das Korn aus den Ähren; dabei wickelt sich der Strick am Pfahl auf und umgekehrt wieder ab, so daß nach und nach alles Getreide unter ihre Hufe kommt. Das so ausgedroschene Korn wird dann gegen den Wind geworfen, wobei sich wunderschön die Spreu vom Weizen trennt (Abbild. 8). Zum Mahlen gibt es nicht etwa Wind- oder Wassermühlen, sondern die Mazedonierin nimmt dazu einen rund ausgehöhlten Stein, in dem sie einen eingepaßten runden Stein dreht, und zwar mit einem Stock, der in ein Loch am Rand gesteckt wird (Abbild. 9). Alles ebenso einfach wie billig! Sehr primitiv sind auch die Wagen; man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, daß bei manchen die Vorderräder ohne Lenkmöglichkeit festsitzen, so daß bei Wegebiegungen der Hausvater sich mit der Schulter dagegenstemmen und so seiner Kutsche um die Ecke helfen muß. Dabei bestehen die Räder oft noch aus massiven Holzscheiben. Die Zugbüffel werden unter großem „Heidi"-Geschrei mit spitzen Stöcken gestoßen, wenn sie nicht mehr weiter wollen.

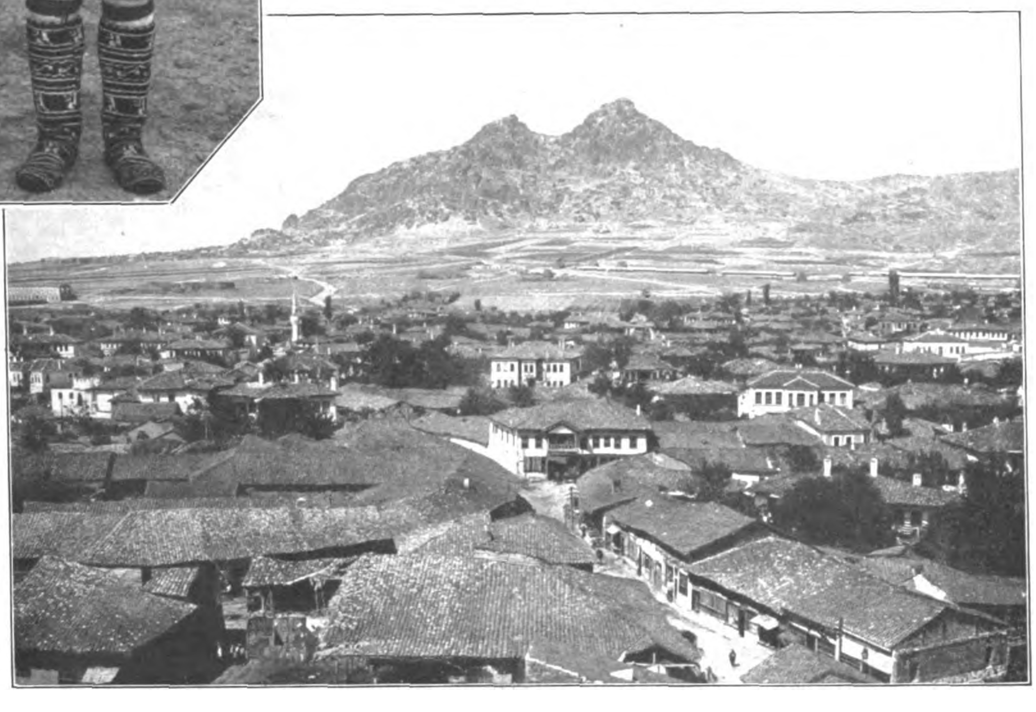
Der Hausherr steht offenbar hoch im Wert. Wenn die Familie auf einen Weg einen kleinen Tragesel mitnimmt, so hockt stets der Mann darauf, während die Frauen nebenher laufen. Diese sind offenbar auch zu Hause sehr arbeitsam, vor allem müssen sie viel spinnen und weben. Spinnräder gibt es aber nicht, vielmehr werden die Fäden von den Frauen in der Weise erzeugt, daß diese einen durchlochten kleinen Stein in Drehung versetzen. Es ist erstaunlich, wie gleichmäßig, fest und kunstvoll die Gewebe sind, die sie aus diesen Fäden auf einfachen kleinen Webstühlen herstellen (Abbild. 5 und 6). Zum Anfertigen von Gefäßen spielt der Flaschenkürbis eine große Rolle. Die Häuser bestehen aus selbstgebackenen und in der Sonne getrockneten Lehmsteinen und sind mit einfachsten Ziegeln oder Stroh gedeckt. In den Räumen hockt man auf dem schmutzigen, oft von Flöhen und anderem Ungeziefer wimmelnden Lehmfußboden um kleine leichte Tischchen, die auf handhohen Beinchen stehen. Das offene Feuer auf dem Boden verbreitet einen beißenden, schwelenden Qualm, denn als Brennstoff dient mangels Kohle getrockneter Kuhmist. Zum Schlafen legen sich die Leute einfach eine Schilfmatte auf die Erde. Man stelle sich vor, daß viele Menschen auf diese Weise in einem Raum hausen! Vom Ungeziefer befreit sich die Familie übrigens gern gegenseitig (Abbild. 4).

In den Städten spielt sich das Leben nur zum Teil in wohlhabenderen Formen ab, meist herrscht in den kleinen Häusern und engen Gäßchen ebenfalls ein furchtbarer Schmutz. Die Stadtteile sind nach Rassen wie auch nach Berufen streng getrennt. Die Handwerker der gleichen Art wohnen nebeneinander und fertigen ihre Waren auf der Gasse hockend oder in den kleinen, meist offen gebauten Vorräumen der Häuser an. In den Basaren herrscht reges, buntes Treiben, während in den Kaffeehäusern Neuigkeiten ausgetauscht werden, wozu man türkischen Kaffee aus kleinen, gut halb mit feingemahlenem Kaffeesatz gefüllten Täßchen schlürft.

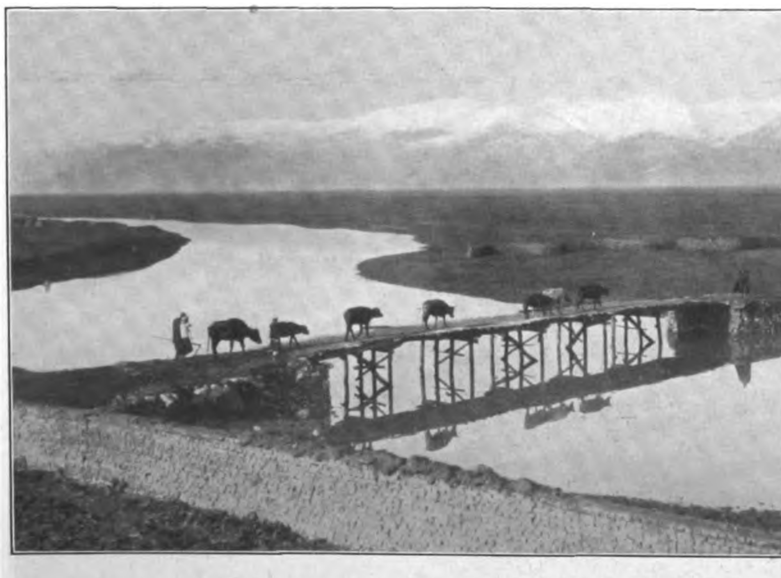
Wenn man in den Städten die vielen schlanken weißen Minarette wie auch in manchem Dorf eine einfache Moschee sieht, könnte man den Eindruck gewinnen, daß der Islam vorherrscht. Dies trifft jedoch nicht zu, vielmehr ist das breite Volk katholisch, der bulgarischen Kirche nahestehend. Auch im Kirchenleben werden älteste Gebräuche bewahrt. Der Küster ruft mangels einer Glocke durch Schlagen eines Brettes zum Gottesdienst (Abbild. 7). Die Friedhöfe mit ihren gleichen Gräbern, die aus kastenförmigen Steintischen bestehen (Abbild. 12), bilden einen eigenartigen Gegensatz zu den türkischen, deren Grabstellen nur durch einzelne rohe Steine ohne irgendwelche Bezeichnung oder Pflege gekennzeichnet sind.

Ebenso interessant wie Mazedoniens Bevölkerung, ist seine Tier- und Pflanzenwelt; unbeschreiblich ist die Eigenart seiner Naturerscheinungen. Wer dort einmal Frühling, Sommer, Herbst und Winter einkehren sah, wird dies wundersame Land mit seinen eigenartigen kahlen, aber doch malerischen Gebirgszügen, mit seinen in allen Farben leuchtenden Morgen- und Abenddämmerungen nie wieder vergessen.

Ob.-Reg.-Rat Fritz Schneider.



2. Blick auf Prilep gegen den Varosberg.



3. Brücke über die Cerna. Im Hintergrund der Peristeri.



Im Kreis: (4.) Eine ergiebige „Kopfarbeit": Frauen beim Entlausen.





5. Am Webstuhl.

Rechts oben: (6.) „Scheren" des Garns für die Webekette.

Nebenstehend: (8.) Aufwerfen des Korns zum Trennen von der Spreu.





7. Küster beim „Läuten".

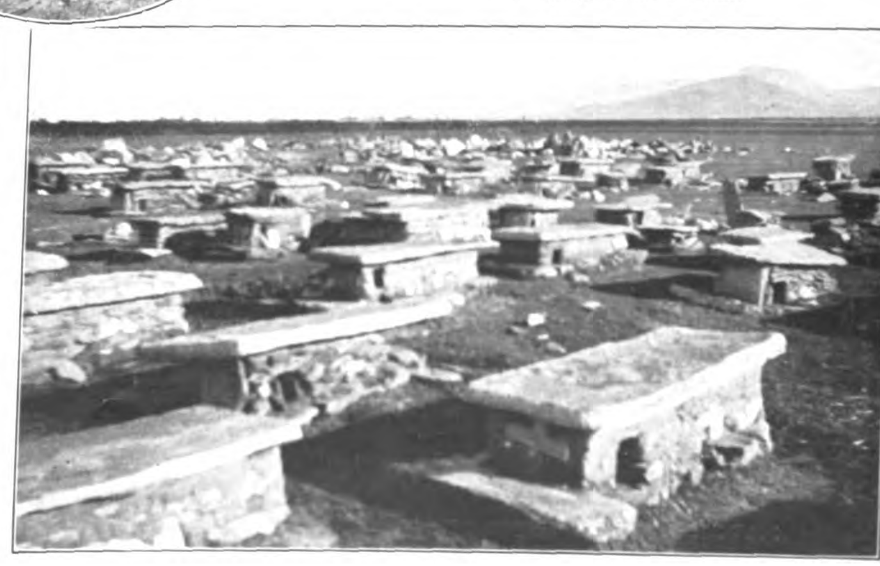
Im Oval: (9.) An der Handmühle.





10. Junge Mutter mit Kind.





11. Beerdigung.

Nebenstehend: (12.) Katholischer Friedhof in Dalbejler (Cerna-Ebene).

DER BILDHAUER FRITZ MASKOS

Kleinlich wäre es, die Kunst des Bildhauers Fritz Maskos in die Reihe der „. . . ismen" einzuspannen, damit Richtung, Herkunft oder Weg bestimmen zu wollen. Seine Plastiken sind zeitlos, Form gewordene Begriffe. Maskos sieht, dringt mit unglaublicher Schärfe des Blickes in die Tiefe der Dinge und erschöpft sie, indem er sie umschafft. Herrisch und unbedingt dringen seine Figuren in das Bewußtsein des Betrachters. Da ist nichts von der komplizierten Funktion des Intellekts, hier wächst sich, das Material von innen heraus treibend, die Idee zum organischen Geschöpf aus; die beglückende Selbstverständlichkeit der Natur haben die Plastiken Maskos'.

Er ist ein Kind seiner Zeit, vielleicht schon näher verwandt einer kommenden Epoche. Zur Betrachtung stehen uns Werke des letzten Dezenniums. In ihnen strömen Gegenwart und Zukunft. Um Maskos im gesamten Kreis unserer Kultur richtig beurteilen zu können, müßten wir Vorschuß auf den Ablauf der Zeit und der Kunstgeschichte nehmen. Es gibt aber einen solchen Vorschuß nicht, und so müssen wir wartend beobachten, was seine Hände unter dem Diktat der schöpferischen Kräfte hervorbringen werden.

Aus der Fläche des Bildes heraus wächst das Relief und aus ihm die Frontalplastik. Diese sind aber noch Gefangene des Hintergrundes, der Wand, und somit begrenzt in der Möglichkeit der Anschauung wie des Ausdrucks. Frei ist erst die allseitige Plastik; in ihr verschmelzen höchster Ausdruck und Eindruck zu einem Element. Hier ist metaphysische Vertiefung möglich. Der Raum steht nicht still; er umfaßt die ragende Figur unmerklich, immerwährend ihr Gesicht verwandelnd, so daß sie sich dem Blick niemals ganz erschöpft. Die Formlinie ist nicht nur Grenze des Materials, sondern auch Geste des Unbeschreiblichen, das allen lebenden Wesen eigen ist. Ja, sie ist hier, es sei ohne Übertreibung gesagt, die Grenze zwischen Ding und Geschöpf überhaupt. Ein wenig mehr, spürt man — und die Plastik lebt, atmet, wendet und bewegt sich. Das scheint phantastisch, ist aber dennoch wirklich. Solcher Realismus in höchster Potenz charakterisiert Maskos' Werk.

Den Werdegang des Künstlers zu beschreiben, ist gegenüber dem Schaffen belanglos. Sein Tagebuch ist ein Querschnitt durch sein Wesen. Wenn man es liest, so erwacht in einem der Eindruck, als stände man nahe dem Strahl einer Quelle; deutlich spürbar und beglückend ist die drängende Gewalt, die aus der Erde schießt. Ähnlich empfindet auch der ruhig sinnende Betrachter Auge in Auge mit Maskos' Plastiken. Sie lassen sich umkreisen. Nirgends findet sich eine Lücke im Verlauf der organischen Einheit.

Hansachim Wolf, Dresden.



SOMNAMBULE
1920. Muschelkalk, lebensgroß. (Stadtmuseum Dresden.)



KLAGE
1919. Steinguß. (Privatsammlung, Dresden.)



VENEZIANERIN
1925. Gips, farbig. (Privatbesitz.)

Rechts nebenstehend:
LIEBESPAAR
1919. Steinguß.



BILDNISBÜSTE EINER JUNGEN FRAU
1926. Steinzeug.



Der Mäusebussard im deutschen Wald.

(Naturaufnahmen von M. Behr, dem Verfasser des Beitrags „Ein Freund des Landmannes“ auf S. 32.)





Mäusebussard im Hochwald.

Rechts oben: Der Horst im dichten Tann: Daunenjunge mit Junghase als Fraß

Nebenstehend im Oval: Horst des Mäusebussards mit Eiern.





Der Horst hoch über der Erde.

Rechts nebenstehend: Ausgeflogene Jungvögel.



Die Dame am Abend









Rosa Taftstilkleid mit Goldspitzen-Berandung an den Volants und sevresblauem Band. Trägerin: Fräulein Witzmann.

Rechts oben: Die Tänzerin Edith Zeisler trägt als aparten Kopfschmuck einen Silberhelm mit verschiedenfarbigen Paradiesreihern und lange Perlen-Ohrgehänge.

Links: Renée Peter in einem schwarzen Velourschiffon - Mantel mit reicher Goldstikkerei auf den weiten Ärmeln und großer Federrüsche. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Rechts: Jugendliches Abendkleid aus grünem Crêpe Georgette mit dunkler gehaltenen Velourschiffon - Bordüren und leichter Goldverzierung, getragen von der Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Weiß & Krauß. Wien.

Sämtliche Photos: Kitty Hoffmann. — Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode - Korrespondentin Claire Patek.

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

I.

Die Sonne malte goldene Taler auf die Steinstufen des Amtsgerichts. Das war an sich ungehörig, denn es gab keine goldenen Taler. Aber sie tat noch mehr. Sie schien auch in jenes Zimmer, das an der Flurseite der Tür das Emailleschild „Amtsrichter Schwepp" trug, und stach einen spitzen Strahl dem Amtsrichter geradezu in die Brillengläser.

„Klinkhammer," sagte der, „ziehen Sie, bitte, den Vorhang zu. Die Sonne stört."

Klinkhammer, der eigentlich der Kriminalinspektion angehörte und hier nur aushilfsweise saß, erhob sich sofort und tat, wie ihm geheißen. „Wann kommt Herr Referendar Brendel zurück?" wagte er zu fragen.

Der Amtsrichter war beschäftigt, sich ein Haar aus dem Handrücken zu reißen. Immerhin antwortete er: „Ende der Woche. Aber Sie werden wohl doch zunächst noch hierbleiben müssen." Er wußte nicht, daß dieses Wort prophetisch war. —

Ritsch! machte der Vorhang, dann verhängte er den Himmel. Im gleichen Augenblick verschwand auch die Sonne. Zögernd stand Klinkhammer; der Amtsrichter hob den Kopf; diese plötzliche Verfinsterung fiel auf. „Nun ist sie weg", sagte er feststellend.

Ritsch! machte der Vorhang und gab den Himmel wieder frei.

Der Amtsrichter nickte. Aber da blitzte plötzlich der Wetterhahn drüben über dem Markt auf der Bürgermeisterei so hell, er blähte sich, er versuchte im schwachen Wind ein Kreischen hellen Hohnes — dann glühte er vollends auf. Die Sonne stand wieder da, hatte die Wolke beiseitegeschoben und stach wie vorher mitten in das Zimmer, kitzelte den Amtsrichter.

Klinkhammer stand zögernd. „Warum lassen Sie denn nicht zu?" rief der Amtsrichter, sofort geistesgegenwärtig.

Ritsch! machte zum drittenmal der Vorhang. Da begann aber auch schon die Sonne sich wieder zu verdunkeln.

Dieses neckische Versteckspiel wäre vielleicht noch eine ganze Weile so weitergegangen, aber Klinkhammer wandte sich vom Fenster ab. Die Sache wurde ihm einfach zu dumm. Zudem hatte sich der Amtsrichter erhoben.

„Ich bin unten im ‚Bären'," sagte er, „wenn etwas geschieht, können Sie mich holen."

Mit dem Glockenschlag 12 schloß er die Tür des Amtszimmers hinter sich und ging die Treppe hinunter, schritt über den Markt zum „Bären" hinüber.

Am Stammtisch saß Bürgermeister Gonschorek. Er war mit seinem Teller Geselchten beschäftigt.

„Geselchtes bekommt mir nicht auf nüchternem Magen," sagte der Amtsrichter, „ich habe immer Sodbrennen danach."

„Ich nicht", äußerte Bürgermeister Gonschorek und kaute weiter. „Versuche dich zu gewöhnen; es ist nahrhafte und preiswerte Kost."

Der Amtsrichter warf einen schiefen Blick unter seiner Brille hervor. Ein Beobachter hätte wenig Freundschaftliches darin festzustellen vermocht. Trotzdem waren der Bürgermeister und der Amtsrichter gute Freunde. Was man so Freunde nennt. — Anfangs hatte ein Aufeinander-angewiesen-Sein sie veranlaßt, sich im Verkehr miteinander einer Höflichkeit zu befleißigen, die mit der Zeit in wohlwollende Gleichgültigkeit eingeschlafen war. Sie hatten die einfachste Form des Lebens gefunden, um miteinander auszukommen; sie taten einander nichts Böses.

„Was gibt es Neues?" fragte der Amtsrichter.

Der Bürgermeister entdeckte — den Bissen schon in der Schwebe — noch eine Borste an dem Leichenteil und entfernte sie mit spitzen Fingern. „Wir werden einen Zirkus haben", sagte er.

„Was werden wir?"

Der Bürgermeister griff das Gesuch aus der Tasche. „Ein gewisser Pablo Forto beantragt auf der Lerchenwiese seine Schaustellungen..."

„Wer?"

„Na, lies doch selber!" Hieß dieser Direktor nicht Pablo Forto? Er nahm den Bogen noch einmal zurück. „Hier steht es ja: Paul Starke, genannt Pablo Forto."

Der Amtsrichter hatte sich zurückgelehnt. Plötzlich, als der Bürgermeister ihn ansah, mußte er husten. Aber es war nur, daß der andere seine Erregung nicht merken sollte, nicht die Röte sehen, die ihm da bläulich das Gesicht färbte.

„Wir werden... du wirst doch nicht bewilligen?"

„Aber natürlich! Heute nachmittag ist Stadtverordnetenversammlung. Wir bewilligen!"

„Auf keinen Fall, Gonschorek!"

„Was hast du denn, Schwepp? Denke doch an die Steuern, die Pacht! Das Geld können wir ausgezeichnet gebrauchen. Ganz abgesehen davon, daß hier seit Jahren kein Zirkus war. Die Leute werden sich freuen, unsere und die vom Zirkus."

„Ah!" machte der Amtsrichter, und sein Kragen würgte ihn, „ich stimme dagegen."

„Warum denn?"

Der Amtsrichter sprang auf. Eine blinde Wut trieb ihn plötzlich hoch. „Ich muß nach Hause," sagte er, „mir fällt da eben etwas ein." Er überraste den Pikkolo und stürmte hinaus.

Der Bürgermeister wollte sich wundern, aber dann wäre vielleicht das Geselchte abgekühlt — so ließ er sich denn von der Gemütsbewegung des Freundes nicht irritieren und aß weiter. — Nachher, beim Bier erst, steckte er das Gesuch des Pablo Forto wieder zu sich. Dabei stieß er in der Brusttasche auf diesen anderen Brief, den er heute morgen aus jener Aktentasche genommen hatte, die seiner Tochter Luzy als Schulmappe galt.

Luzy Gonschorek war achtzehn Jahre alt und wollte studieren. Vater Gonschorek lächelte dazu, aber er ließ sie immerhin sich auf das Abiturium vorbereiten. Ein Examen, wenn man es bestanden hatte, schadete nie in der Welt; das wußte er als Verwaltungsbeamter sehr genau. — Er war auch keineswegs erbost oder empört, als er in ihrer französischen Grammatik als Lesezeichen den Brief des jungen Valentin Schwepp fand. Er nahm ihn nur heraus. Man wußte nie, wozu der Zufall gut war.

„Kollege Schwepp," wollte er sagen, „Ihr Sprößling schriftstellert. Wußten Sie das?" Und er hätte den romantischen Liebesbrief des Obersekundaners Schwepp vorgelesen.

Nun war der Amtsrichter davongelaufen. Aber dieser Brief seines Sohnes lief ja schließlich nicht davon. —

Der Amtsrichter war davongelaufen in der Bedeutung des Wortes. Hier drohte eine Katastrophe — hier lief man davon.

Er nahm in Sprüngen die Treppen zu seiner Wohnung.

Frau Sidonie öffnete. „Du schon? Ist etwas passiert?"

„Komm", sagte er und zog sie in sein Zimmer.

„Was denn? Du bist ganz rot!"

„Sidi, denke dir, der Zirkus Pablo Forto kommt hierher!"

Frau Sidi schreckte zurück. „Nein!"

„Jawohl. Ich erfuhr es soeben vom Bürgermeister Gonschorek."

Er sah seiner Frau nach, die mit langen, aber trotzdem überaus graziösen Schritten durch das Zimmer schritt. Immer warf eine Wand sie zurück. Hier die Tür, da das Fenster. Sie sprach nichts. Das ärgerte ihn. „Na!" machte er, und ein Gewitter drohte.

Frau Sidi wanderte. Sie beeilte das Tempo. Vielleicht merkte auch sie den drohenden Sturm und wollte sich retten. Aber wohin?

„Du hättest längst diese Briefschreiberei abbrechen sollen," sagte er, „jetzt haben wir die Bescherung. Der Kerl kommt hierher. Vielleicht benutzt er dich und mich als Referenz! Womöglich zeigt er deine alten Kontrakte vor — Sidi Bell, die Zirkusreiterin, Starnummer!" Er schlug sich auf die Schenkel. Irgendeine Wut ging jäh mit ihm durch und ließ ihn unsinnig übertreiben. „Die Frau Amtsrichter auf dem Schimmelhengst, vielleicht gastierst du!"

Frau Sidi tat einen Ruck. „Bist du betrunken?" rief sie und stand plötzlich vor ihm. „Was redest du da! Siehst du ein Verbrechen darin, daß ich alle Jubeljahre einen Geburtstagswunsch des alten Mannes empfing? Es war doch Zufall, daß er unsere Adresse erfuhr — damals, als wir heirateten."

„Damals..." knurrte der Amtsrichter, ein bißchen schon abgekühlt von der tatkräftigen Abwehr seiner Gattin. „Du hättest nicht antworten sollen."

„Ich habe in den zwanzig Jahren unserer Ehe vielleicht fünf Briefe — was, Briefe — ein paar Zeilen geschrieben. Hat Pablo Forto uns jemals belästigt? Ward er ein einziges Mal aufdringlich? Hast du überhaupt noch von seiner Existenz gewußt, ehe dir heute der Name aufstieß! Und da stellst du dich hier hin und pöbelst mich an wie ein Fuhrknecht!" Sie erwischte irgendwoher ein Taschentuch. „Hättest eben keine... keine Zirkusreiterin heiraten dürfen. Habe ich damals darum gebeten!"

„Sidi," sagte er und spürte sein Unrecht, „wer redet denn davon! Du bist meine Frau. Die beste, die ich finden konnte; das soll wahr sein. Es ging halt mit mir durch. Stell' dir die Ungeheuerlichkeit vor, unsere Kleinstadt, diese Leute mit den angeborenen und erworbenen Lästermäulern erfahren, daß die Frau Amtsrichter früher Zirkusreiterin war!"

„Warum sollen sie es jetzt erfahren, da es zwanzig Jahre lang nicht bekannt war? — Laß mich nur machen. Ich werde zufällig einmal den Pablo Forto auf der Lerchenwiese allein zu treffen wissen. Man wechselt einige Worte, wie wir sie uns bisher zuweilen schriftlich gaben — und der Fall ist erledigt. Ein Zusammentreffen ließe sich doch nicht ganz vermeiden."

Der Amtsrichter fuhr hoch. „Der Mensch kommt doch nicht hier ins Haus?"

„Selbstverständlich nicht."

Er trat an das Fenster. Dort stand sein Aquarium, aber er übersah es; er hätte jetzt den Landgerichtsdirektor übersehen. „Wenn nur der Brendel hier wäre," sagte er, „dann würde ich mit dir verreisen."

„Das wäre ungeschickt", entgegnete Frau Sidi. „Pablo Forto könnte nachfragen; schließlich denkt er doch an dieses Wiedersehen, an dies einmalige Händeschütteln wie an eine kleine Freude. Er ist doch nicht beengt wie wir."

Über den Markt stampfte der dumpfe Schlag der zersprungenen Kirchenglocke.

„1 Uhr," rief der Amtsrichter, „ich muß hinüber." Er nahm seinen Hut. „Du meinst also, man soll den Pablo Forto ruhig einziehen lassen, ihm keine Schwierigkeiten machen, und bei Gelegenheit — im Anfang natürlich, damit er sich nicht etwa meldet — eine kurze Begrüßung."

„Ja, das meine ich", sagte Frau Sidi. „Verlaß dich hierin ganz auf mich. Ich werde ihm schon klarlegen, was es heißt, Frau Amtsrichter zu sein in dieser Stadt der fünfzigtausend Seelen."

Er nickte einen Gruß und ging hinaus.

Frau Sidi stand unbewegt. „Seelen ...," sagte sie, „habe ich wirklich ‚Seelen' gesagt?"

Und während der Amtsrichter seiner Beschäftigung nachging — ihm wuchsen da diverse bisher nie bemerkte Haare auf dem Handrücken — geschah in seiner Wohnung mit seiner Frau etwas Seltsames.

Wir kennen alle den schier unbegreiflichen Vorgang der Schmetterlingswerdung. Aus unscheinbarer Puppenhülle erwächst überraschende Farbenpracht. So etwas Ähnliches geschah Frau Sidi. Aus dem Grau ihres Alltags, aus der zwanzigjährigen Gleichgültigkeit erstand plötzlich eine Erinnerung, die bunt war wie ein Pfauenauge, leuchtend und verwirrend. Vor allem verwirrend. — Dieser so überaus sorgfältig festgelegte Alltag mit seiner Norm der Zweckmäßigkeit schien plötzlich sehr unwichtig. Er versank, er ward graue Puppenhülle, die man abstreifte, um in das Flitterkleid der Vergangenheit zu steigen.

Was lag alles in diesem Koffer! Hatte das alles einmal gelebt! Strandkleider — wann war man zuletzt an der See gewesen? Da war Valentin noch ein Kind; jetzt trug er die weiße Mütze der Obersekunda. Ein Schleier — nicht, ein Schleier, der Schleier — das Brautkleid. Sogar der Kranz — ah, er zerkrümelte ... Sie sah auf den grünlichen Staub in ihren Fingern. — Glaube, Liebe, Hoffnung — eine Ankerbrosche, auch das! —

Aber dann fand sich der Gazerock, fanden sich der rosaseidene Trikot und die Bindesandalen. Frau Sidi, Frau Amtsrichter Schwepp, hielt die Wahrzeichen ihrer einstigen Kunst in der Hand wie etwas Fremdes, Heiliges, an das sie aber dennoch eine weiche Wehmut band. Sie saß auf der Kante des verstaubten Koffers in der Wäschekammer und ließ den Stoff durch ihre Finger gleiten. Die Zeit rauschte vorüber, aber man merkte es nicht. — Und plötzlich versank diese kahle Wäschekammer, und es tat sich eine strahlende Weite auf, wölbte sich hoch das Zeltdach, und herab flutete das Licht festlicher Bogenlampen. Da war auch Musik. Goldenes Blech lärmte posaunenartig; irgendwo wieherte der Schimmelhengst Sarazene. Und es pochte an die Tür, der Direktor Forto klopfte und rief: „Fräulein Sidi, sind Sie noch nicht fertig? Ich lasse jetzt die Clowns in die Manege!" Da beeilte sich Sidi. Sie warf die Küchenschürze ab, sie suchte die Haken des Rockes ... Sie war drauf und dran, in das fleischfarbene Trikot zu steigen, als draußen die Flurtür ging und ein schwerer Schritt den Korridor entlangkam ...

Sie erzitterte. Sie stand im Unterrock, ihre Bluse war geöffnet. Sie wollte — wußte nicht, was sie wollte, da vernahm wohl Herr Schwepp Geräusche, als er gerade die Kammertür passierte — und öffnete sie.

Er fand seine Gattin in stillosem Dekolleté, sah dies Gazeröckchen, das fleischfarbene Trikot, und — es kam so über ihn — er mußte lachen. Aber zu sagen wußte er nichts. Was war hier zu erklären? Er hatte auch nichts zu fragen. Alles war klar. „Es wird Zeit," sagte er, „es ist gleich 3 Uhr. Jeden Augenblick kommt der Junge aus der Schule."

Frau Sidi, entgöttert, wieder Amtsrichtersgattin, verschloß mit rotem Kopf den Koffer. Er ging schwer zu, obgleich nicht mehr darin war als vorher; denn das bißchen ihrer Seele, das da hangengeblieben war am Gazerock oder am Trikot, das nahm auch hier im Koffer noch keinen Raum in Anspruch.

Amtsrichter Schwepp stand vor seinem Aquarium. Wir wissen nicht, wer wir sind, dachte er. Ich habe eine Kunstreiterin geheiratet, und sie wurde eine gute Frau, war am Ende ganz Frau Amtsrichter. Im Koffer schläft die Kunstreiterin. Wir haben alle so einen Koffer; man muß ihn gut unter Verschluß halten. — Das war die Betrachtungsweise eines gemäßigten Denkers, der dieser Zufälligkeit des Auftauchens eines Pablo Forto Herr werden würde.

II.

Dort, wo die bis dahin gepflasterte Straße es aufgab, sich zur Stadt zu zählen, wo sie schlichte Landstraße mit nur noch festgestampftem Boden ward, dort am Ausgang der Stadt lag das kleine, einstöckige Haus, das Peter Hinz bewohnte. Peter Hinz war mit der Lage seines Häuschens sehr zufrieden; es isolierte wenigstens ein klein wenig. Man saß nicht mittendrin im Bienenschwarm einer Geschäftigkeit, die diese Leute so wichtig Beruf und Arbeit nannten. Peter Hinz war ein bewußter und gewollter Einsiedler; wenngleich der letzte Antrieb dazu weniger seinem Willen als einer Veranlagung entsprang. Er war Schriftsteller, wenigstens ward er so in den Akten und Papieren der Stadt rubriziert. Den Bürgern war er ein Dorn im Auge. Ihn erkannten sie nicht an, seine Schriften kannten sie nicht, seine Lebensweise verkannten sie.

Er selber wich ihnen aus. Er war Stadtverordneter, aber wie er dem Referendar Brendel gegenüber äußerte, er machte nur geringen Gebrauch davon. Das war vielleicht sein Fehler. Jede Absonderung wird als Kränkung empfunden von den Zurückbleibenden. Daß sie ihm Dornen im Auge waren, wußten sie nicht. Sie hätten sonst verstanden, daß er mehr litt als sie. Ihnen war er, die einzelne Person, unerfreuliche Erscheinung; er mußte mit 50 000 multiplizieren.

Es gab Tage, an denen ihm dies wie ein Entsetzen bewußt ward, an denen er fühlte, wie er an dieser Stadt krankte. Am Geiste dieser Stadt — besser an ihrem Nichtgeiste, an ihrer Stumpfheit und verdämmernden Sattheit. Es gab diese Tage; Depressionsphasen, die er krampfhaft niederzwang. Wir sind alle Menschen, wir sollen sogar in der Anlage gleich sein. Aber der Referendar Brendel hatte ihn ausgelacht. „Mensch, Hinzpeter," sagte er, „seid doch zufrieden, wenn Ihr Unterschiede spürt! Ich weiß nicht, ich komme mir immer so gräßlich alltäglich vor — und ich möchte so gern mal glänzen."

Peter Hinz saß in seinem Garten. Er sah dem Gärtner zu, der da die Beete ausjätete.

In Reihen geordnet, standen die Tulpen wie Soldaten, stocksteif, dumme Blumen. Aber den goldgelben Löwenzahn, der da mit Müh' und Not sich zwischen ihrer Paradeaufstellung hindurchgezwängt hatte an das Licht, den riß der Gärtner aus und steckte ihn in den großen, braunen Sack. Ein ganzer Sack voll Unkraut.

„He!" wollte Peter Hinz rufen, „lassen Sie gefälligst den Löwenzahn!" Aber er sagte den Satz doch nicht. Der Mann war ja gekommen, das Unkraut auszuroden; und gelber Löwenzahn, auch wenn er um Sympathie warb im Lebenskampf zwischen jenen steif aufgedrehten Tulpen, Löwenzahn war nun einmal Unkraut. Warum wohl war Löwenzahn Unkraut? sann Peter Hinz ... Er war Unkraut schon im Samen, der gefiedert durch die Luft segelte. — Das war gewiß eine Überlegung, die Peter Hinz trotz der beschwichtigend streichelnden Sonne nicht sonderlich froh stimmte.

„Herr Doktor," sagte die Haushälterin und wischte ihre Hände an der Schürze ab — sie sagte stets Herr Doktor, obgleich sie wußte, daß sie den Titel zu Unrecht anwandte — „es gibt heute Rindfleisch mit Meerrettichsauce."

„Das essen Sie wohl sehr gern?" meinte er. „Gab es dies doch erst am Montag."

„Ich frage ja nur", sagte sie schnippisch.

„In einer halben Stunde tragen Sie das Essen auf, nicht wahr? Es ist so gut wie fertig! Da fragen Sie!" Dieses Weib fiel ihm auf die Nerven. Und es hatte einmal eine Zeit gegeben, damals, als er sie zu sich nahm — unbegreiflich war das heute — da war sie ihm mehr als angenehm gewesen. — Wir sterben jeden Abend, und der Morgen gebiert uns neu; wie sollten unsere Empfindungen die gleichen bleiben! — Es war nicht ihre Schuld schließlich. Er beherrschte sich. „Ist gut", sagte er freundlich.

Aber Centa Basler, immer in Kampfstimmung — es war so ihre Natur, sie wäre entrüstet gewesen, hätte jemand ihr etwa ein zänkisches Wesen nachgesagt — Centa sagte: „Lächeln Sie mich nicht so falsch an. Sie sind ja doch wütend. Aber das ist immer der Dank. Sie wollen mich wohl los sein; wir sind zu lange zusammen, was?"

„Reden Sie doch nicht diesen Unsinn." Er hatte gar nicht zugehört. Er kannte diese Ausbrüche. Ihn störte nur noch der Tonfall, der Worte achtete er nicht mehr.

„Den Mund lasse ich mir nicht verbieten! Und was ich spreche, ist nie Unsinn!"

Der Gärtner drüben beim Tulpenbeet horchte auf.

„Dann reden Sie in der Küche," bat Peter Hinz, „ich habe Kopfschmerzen."

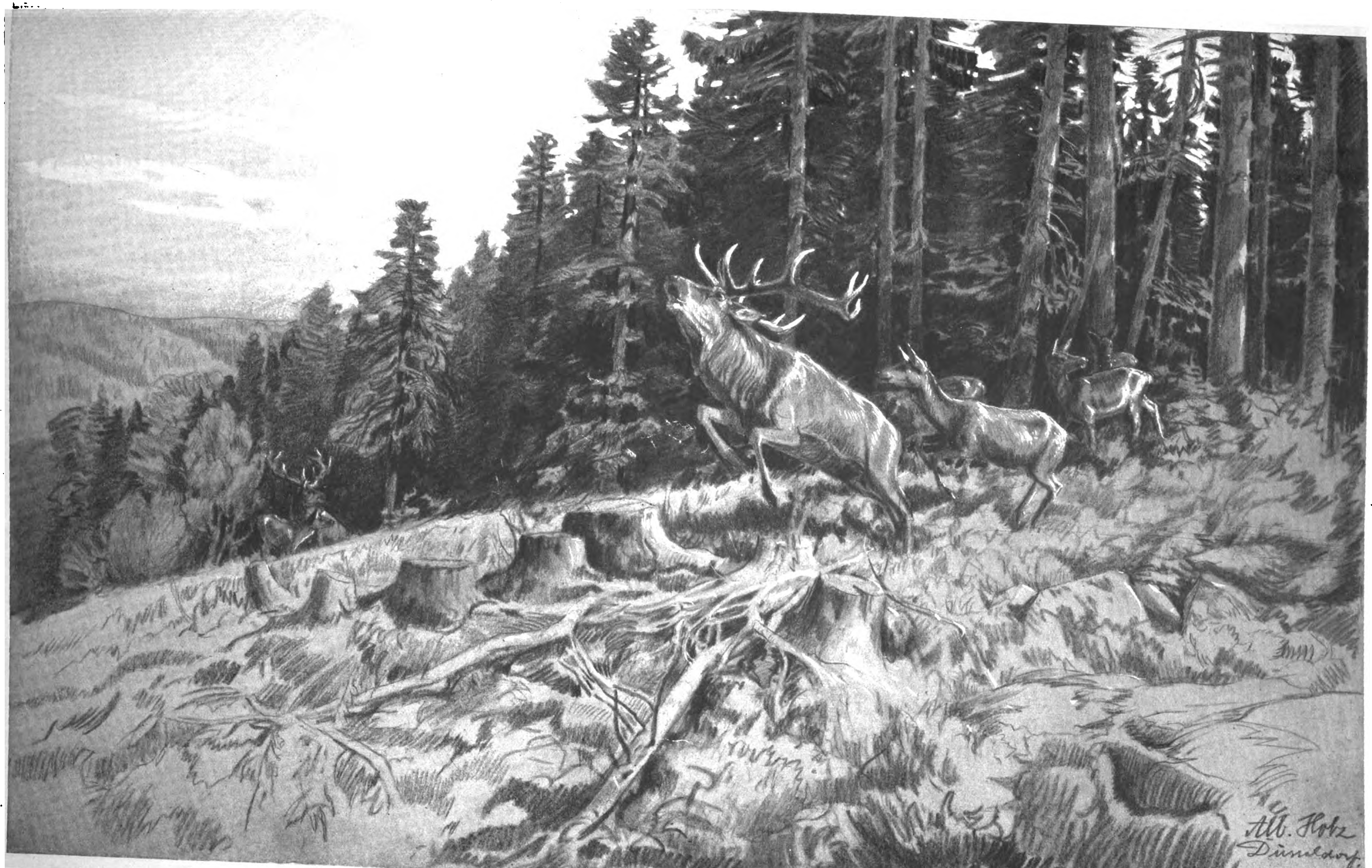
„Wenn ich mich einen ganzen Morgen in die Sonne setzen wollte, hätte ich auch Kopfschmerzen!"

„Ich ruhe mich aus," sagte Peter Hinz, im unklaren Gefühl sich wirklich entschuldigen zu müssen, „ich habe die letzten Nächte geschrieben. Mein Roman ist fertig. Er ist schon zur Post."

Centa Basler drehte sich um. „Ist was Rechtes", murmelte sie, und laut dann, vernehmlich: „Ein vernünftiger Mensch schläft nachts. Sie haben den ganzen Tag Zeit zu schreiben."

Normalerweise dürfte ich mir das nicht bieten lassen, sagte sich Peter Hinz, auch den Stand müßte ich eigentlich jetzt verteidigen, aber ich bin wirklich zu müde. Nicht von diesen Nächten. Vom Leben. Sie hat die stärkeren Nerven. Sie hat immer recht. Und eines Tages wird sie vollends triumphieren. Eines Tages drückt sie mir wohl die Kehle zu. Fliehen, dachte er. Dem Weib, der Stadt entgehen, und wenn es nur für eine Weile ist. Stark wieder werden und dann zurückkommen, begeistert — an Unwert sicherlich, wie immer, aber doch begeistert — und seinen Mann stehen. Ausfegen! Rein Haus machen! Aber er lächelte trübe. Ich vermag es ja doch nicht. Die großen Konflikte seines Lebens hatten ihn gefaßt gefunden und entschlossen, aber an den nichtigen Kleinigkeiten seines Unsterns zerbrach seine Spannkraft.

(Fortsetzung folgt.)



BLATTSCHUSS / ZEICHNUNG VON ALBERT HOLZ

Guido Thielscher.

Zum bevorstehenden 50jährigen Bühnenjubiläum des bekannten Berliner Komikers.



Guido Thielscher als Fabrikant Otto Piper (mit Lotte Klinder als seiner Tochter Erika) in dem Schwank „Stöpsel" von Franz Arnold und Ernst Bach. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Kugelrund und kreuzfidel hüpft und gleitet ein kleiner Herr auf die Bühne. Und noch ehe er den lustigen, breiten Mund öffnet, noch ehe er mit seiner heiseren, aber laut tönenden Stimme ein einziges Wort sagt, brausen Lachstürme durch das Theater.

Guido Thielscher! Alles lacht an diesem Mann, seine blauen Augen, seine wohlgerundeten Wangen, sein wackelndes Bäuchlein. Kurzhalsig, kurzarmig, kurzbeinig steht er da, in tausend Verlegenheiten, voller tausend Pfiffe und Kniffe und ist mordsvergnügt.

Er gehört nicht den Berlinern, unter denen er zumeist weilt, er gehört allen, die lachen können und lachen wollen, denn er versteht es, so zu lachen, daß jeder mitlachen muß. Himmel, wenn man daran denkt, wie er im Metropol-Theater neben Giampietro, dem Unvergessenen, als schlafkranker Nigger einherschlich und sich selber mit einer großen Glocke aufweckte, oder wie er im seligen Adolf-Ernst-Theater als Erster Charleys Tante mimte ... wenn man daran denkt, schmunzelt man noch immer.

Hunderte von Malen ist er als gefoppter Ehemann über die Bühne gekugelt, als genasführter Liebhaber von einer Verlegenheit in die andere geraten, ist in Unterhosen auf der Flucht gewesen, mit Tischen und Stühlen verunglückt — und immer, immer wieder hat er sich mit einem Witz, mit seinem unverwüstlichen Lachen aus jeder Gefahr gezogen. So dumm kann gar kein Schwank sein, daß er nicht einen Bombenerfolg hat, wenn Guido darin herumfuhrwerkt. Er ist der drolligste unter den Komikern, ohne Schärfe, ohne Bitterkeit. Es ist das Gutmütige, das Scharmante, das diesem Komiker das Gepräge gibt, die wirkliche, echte Herzenslust am Spaß. — Denn Guido Thielscher ist ja nicht nur ein Komiker schlechthin, er ist ein außerordentlicher Charakterdarsteller. Beileibe nicht, was man einen „scharfen Spieler" nennt, aber ein Künstler, der seine Rolle bis aufs Letzte durchhält.

Siebzig Jahr wird er bald alt? Ist ja nicht wahr. Guido Thielscher wird niemals nach Jahren zählen, nur nach Stunden, die er uns mit Lachen erfüllte.

Karl Escher.





Thielscher als Konsul Giesebrecht in dem Schwank „Die Fahrt ins Glück" von F. Arnold und E. Bach. — Im Oval: Thielscher in „Zivil". (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)





Links nebenstehend: Guido Thielscher in „Charleys Tante". (Phot.-Verl. H. Leiser, Berlin-Wilm.)

Rechts nebenstehend: Guido Thielscher als Buchhalter Haselhuhn (mit Renate Müller als Sekretärin und Jesch-Balloth als jungem Chef) in dem neuen Schwank „Unter Geschäftsaufsicht" von F. Arnold und E. Bach bei der Aufführung am 21. Dezember am Lustspielhaus in Berlin. (Phot. Frhr. v. Gudenberg.)

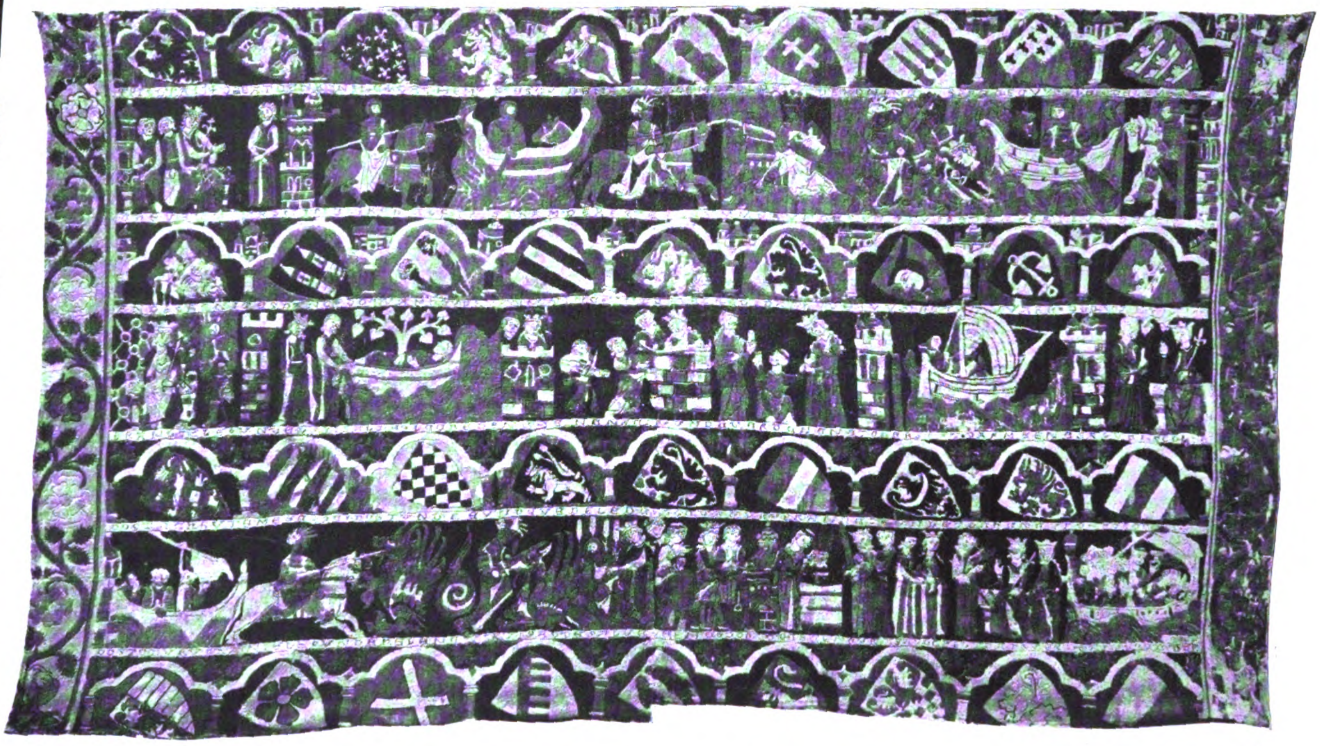


Der Elisabeth-Anna-Teppich. Dieser aus dem späten 15. Jahrhundert stammende Teppich (4,60 m hoch, 7,05 m breit) enthält vier Bildstreifen. Die beiden oberen schildern das Leben der Heiligen Anna und Joachim, der Eltern der Jungfrau Maria, bis zum Tempelgang der kleinen Maria und zeigen noch Verwandte der heiligen Familie. Die unteren Streifen erzählen von der heiligen Elisabeth. Der farbige Eindruck wird beherrscht durch den hellgrünen Grund und die hellgelbe Farbe des Bodens.

ALTE Bild-Teppiche

AUS DER AUSSTELLUNG VON J. HINRICHSEN UND P. LINDPAINTNER IN BERLIN

Den Bemühungen der Kunsthandlungen von Hinrichsen und Lindpaintner ist es gelungen, mit ihrer vom 7. Januar bis zum 11. März dauernden Ausstellung gotischer Bildteppiche hervorragende Denkmäler mittelalterlicher Stickereien und Webereien aus ihrer abgeschiedenen Verborgenheit ans Licht zu ziehen. Die acht gestickten Wandteppiche, von denen wir drei charakteristische Beispiele bringen, stammen aus dem im 13. Jahrhundert gegründeten Zisterzienser-Nonnenkloster Wienhausen an der Aller (Hannover) und wurden bisher nur dreimal im Jahre an den Hauptfeiertagen gezeigt.



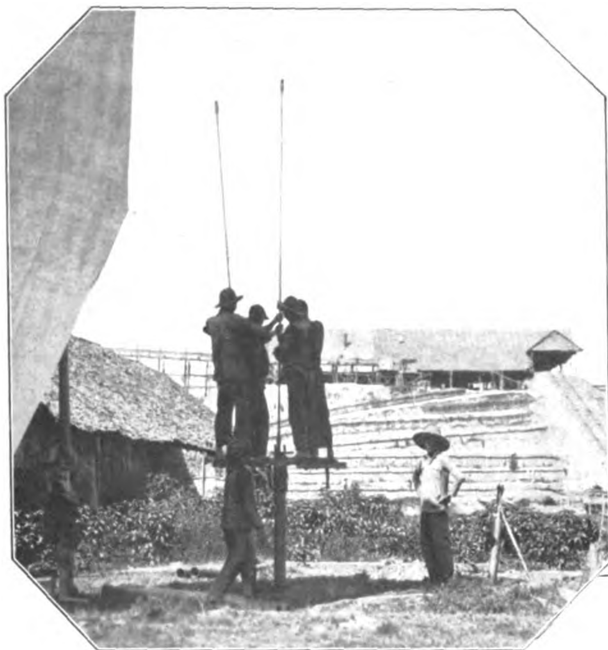
Der Tristan-Teppich (I).
Geht auf die Zeit um 1300 zurück; seine Höhe beträgt 2,33 m, die Breite 4,04 m. Zwischen vier Wappenfriesen, von diesen durch schmale weiße Schriftbänder getrennt, liegen drei Streifen, die die fortlaufende, mit der Meerfahrt Tristans und Isoldes endende Vorgeschichte der Tristandichtung wiedergeben. An der Seite links wird der Teppich eingefaßt von einer Rosenranke auf gelbem Grund, rechts von einer Eichenranke auf rotem Grund. Die Grundfarbe des Teppichs ist ein tiefes, leuchtendes Blau, das zusammen mit dem kräftigen Rot, Gelb und Grün der Figuren an frühe Kirchenfenster erinnert. Auf den Wappenfriesen fallen neben den Wappen heimischer Fürsten und Adliger merkwürdige fremdländische auf, wie z. B. das des Sultans der Sarazenen und des Kaisers von Äthiopien.



Links: Der Thomas-Teppich.
Dieser Teppich zählt in der Höhe 2,05 m und in der Breite 4,45 m. Seine Entstehungszeit fällt in das späte 14. Jahrhundert. Die drei Bildstreifen werden von zwei weißen Schriftbändern getrennt. Im Rande (fehlt oben) befinden sich verschlungene Tierdarstellungen auf rotem Grunde, links außerdem eine Frau mit Flachsschwinge und eine Spinnerin. Die Bilder, die in tiefen, warmen Tönen vor dem blauen Grund stehen, schildern die Geschichte des ungläubigen Thomas, der von Christus nach Indien gesandt wird („Ga int lant india") und auf der Reise vieles erduldet, schließlich ermordet wird und dann nach seiner Auferstehung das Abendmahl erteilt.

ZINNGEWINNUNG IN HINTERINDIEN

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Chinesische Tiefbohrunternehmer beim Untersuchen des Bodens nach Zinn mittels einer primitiven Bohrmaschine.



Blick in eine neuangelegte offene Mine mit den eigentümlichen, aus einem Baumstamm gehauenen Leitern.

Schon lange vor dem Krieg wurde die Nachfrage nach Zinn infolge seiner mannigfachen Verwendungsarten mit jedem Jahr größer, und während des Krieges hat das Zinn eine geradezu führende Rolle gespielt.

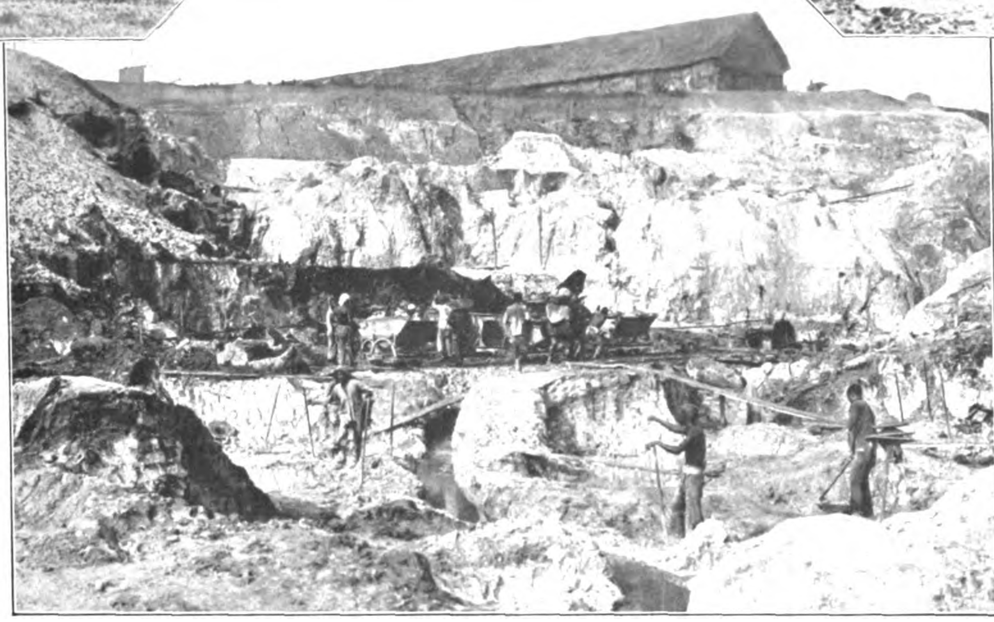
Im Vergleich zu anderen Metallen kommt Zinn verhältnismäßig spärlich und nur in ganz bestimmten Distrikten vor, unter denen die von Cornwall, Bolivia, China, Tasmanien und Banka besondere Bedeutung haben. In den letzten Jahren sind aber auch Südafrika und Nord-Nigeria mit ihren Zinnfeldern in den Vordergrund des Interesses getreten. Der größte Zinn-Produzent ist jedoch die Malaiische Halbinsel.

Der allergrößte Teil des auf dieser Halbinsel gewonnenen Zinns kommt aus Minen, deren Eigentümer Chinesen sind, die noch heute das Zinn auf dieselbe primitive Art gewinnen wie vor vielen hundert Jahren. In der Nachkriegszeit haben auch europäische und amerikanische Gesellschaften den Zinnfeldern auf der Malaiischen Halbinsel ihre Aufmerksamkeit zugewendet und mit modernen Abbaumethoden und modernsten hydraulischen Anlagen begonnen. Bis jetzt hat sich dieses Verfahren jedoch als unrentabel erwiesen, da es mit der billigen chinesischen Methode nicht konkurrieren konnte. In den Verbündeten Malaiischen Staaten (Federated Malay States), einem Teil der Malaiischen Halbinsel, wurden in den letzten zwanzig Jahren etwa 1 Mill. Tonnen Zinn im Werte von 2230 Mill. Mark gewonnen.

Alluviale Zinnablagerungen werden hier in offenen Minen zutage gefördert. Das Zinn ist teils in Lehm, teils in Quarz oder Granitstein enthalten.

Bis vor etwa zehn Jahren wurden ausschließlich Handpumpen, Kettenpumpen oder gewöhnliche Eimer usw. verwendet, um die Minen trocken zu halten. Mit diesen einfachen Hilfsmitteln wird auch jetzt noch in einer Tiefe bis zu 15 m gearbeitet. Noch vor zwanzig Jahren kannte der Chinese Schürfen und Bohren überhaupt nicht. Er ging einfach zu dem malaiischen „Pawang" (einer Art Dorfwahrsager), um ihn wegen des Vorhandenseins von Zinnerz auf seinem Besitz zu befragen. Heute hat sich hierin manches geändert, und wer seine Schritte nach der berühmten, großen chinesischen Zinnmine Anpang lenkt, hat Gelegenheit, Schürfarbeit nach den neuesten Methoden zu bewundern.

Die großen offenen Zinnminen könnte man nach dem ersten Eindruck trefflich mit Riesensandgruben oder Riesenlehmlöchern vergleichen. Das Zinnerz findet sich in Gestalt von kleinen Körnern in Sand, Lehm oder schwarzer Erde. Dieses zinnhaltige Material wird meist in kleinen Feldbahnwagen an den Rand der Mine befördert, um von hier aus direkt in die Wäscherei der Mine gefahren zu werden. Die Kraft für den ganzen Betrieb liefert für gewöhnlich eine 20pferdige Lokomobile, die auch die Seiltrommel dreht, die mittels eines Drahtseils die Kippwagen aus der Wäscherei in die Mine zieht. Hier wird die zinnhaltige Erde durch eine grobe Mühle getrieben und gelangt dann in die Waschbehälter. Dort wäscht man die zinnhaltige Erde in fließendem Wasser und schwemmt sie dann durch lange breite Rinnen, die in Abständen kleine Querbalken aufweisen, an denen sich das Zinn ablagert. Darauf noch verschiedentlich gewaschen und getrocknet, kommt das Zinn in die Zinnschmelzereien, wo es in primitiven, mit Holzkohle beschickten Öfen geschmolzen und dann in Zinnbarren ausgegossen wird.



Offene Zinnmine in dem reichen Minendorf Sungei Besi in der Nähe von Kuala Lumpur auf der Halbinsel Malakka.

In manchen Minen kommt das Zinn als Gestein vor. Dieses wird grob zerschlagen und gelangt in ein Hammerwerk, das es zu einem groben Mehl verarbeitet, aus dem dann das Zinn ausgeschwemmt wird.

Schwierige Arbeit haben die chinesischen Frauen zu leisten, denn es ist sicher keine Kleinigkeit, zwei an einem Stab hangende, mit zinnhaltigem Sand gefüllte Körbe eine schmale Hühnerleiter hinaufzutragen. Dazu kommt noch, daß die Treppen nur aus mäßig starken Baumstämmen mit schwachen Einkerbungen bestehen, in denen allerdings die nackten Füße besseren Halt finden als unsere mit Stiefeln beschwerten Füße.

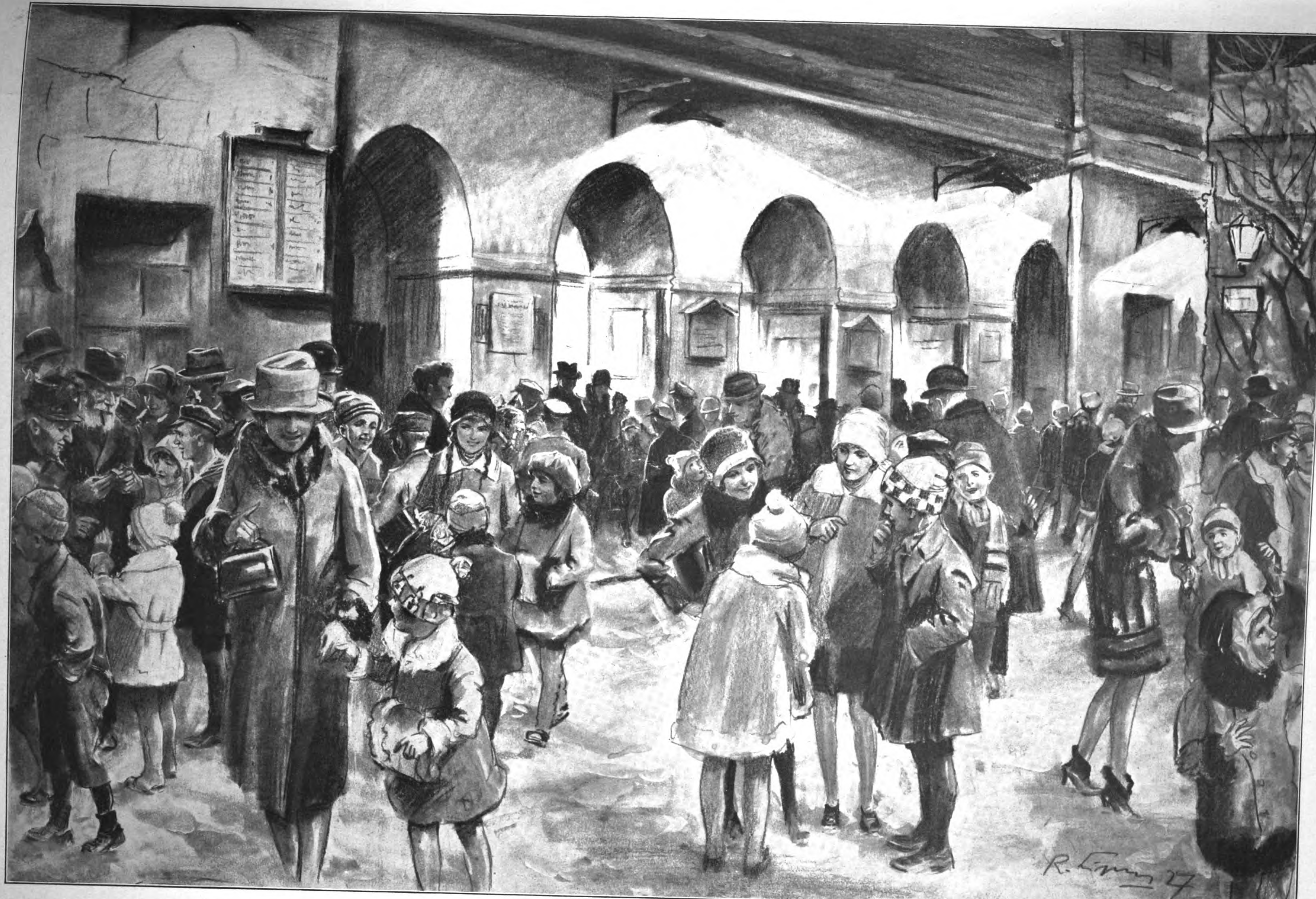
Franz Otto Koch.







Links: Groß-Waschanlage in einer Zinnmine. — Im Kreis: Im Wasser sitzende malaiische Zinnsand-Wäscherinnen. Der Sand wird aus den mit Zinnsand gefüllten Holzschüsseln weggespült, während das schwerere Zinnerz auf dem Boden der Schüssel zurückbleibt. — Rechts: Schmelzofen mit herauslaufendem Zinn. Rechts ein Haufen Zinnschlacke, die zur besseren Ausnutzung nochmals geschmolzen wird.



Die Märchenwelt des Theaters für die Kleinen zur Weihnachtszeit: Die begeisterten Zuschauer nach Schluß der Weihnachtsmärchen-Aufführung.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Wissen und Leben

Eva Lessing zu ihrem 150. Todestag am 10. Januar. (Vgl. die nebenstehenden Abbildungen.) „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau gelesen und . . . ich möchte mit jemandem über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören." So schrieb Lotte v. Lengefeld 1789 an Schiller, und wie ihr, wird es jedem gehen, der einmal jene wundervollen Briefe auf sich wirken ließ. — Als einen, der „am Markte müßig stand und den niemand dingen wollte", hatte man Gotthold Ephraim Lessing 1767 nach Hamburg gezogen. Hier Dramaturg des neugegründeten Nationaltheaters und gleichzeitig Teilhaber einer Verlagsdruckerei geworden, war der Dichter in zwei Unternehmungen geraten, die schon nach kurzem Bestehen sich als lebensunfähig erwiesen. Aber die äußere Erfolglosigkeit und die drückenden Sorgen der Hamburger Jahre, aus denen ihn nur die ehrenvolle Berufung an die Wolfenbütteler Bibliothek im Herbst 1769 vor dem völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch befreite, fanden einen Ausgleich in einem fruchtbaren schriftstellerischen Schaffen und in dem Gewinn der Liebe einer Frau, mit der für immer sich zu verbinden, dem Einsamen von da an schönstes Glück des Lebens schien. Durch Freunde in das Haus des Seidenhändlers Engelbert König eingeführt, lernte Lessing dessen kluge und lebensfrohe Ehegattin Eva kennen und erwarb sich ihre freundschaftliche Zuneigung. Als ein rauhes Schicksal der erst Dreiunddreißigjährigen den Gatten und ihren vier unmündigen Kindern den sorgenden Vater durch einen jähen Tod im fernen Land hinweggerissen, wußte Lessing, daß nicht nur die ritterliche Pflicht der Freundschaft, sondern auch eine tiefe Leidenschaft seine Zukunft an die ihre fesselte. Zunächst zwar nahm Frau Eva mutig die Lösung der schwierigen Aufgaben, die der plötzliche Tod ihres Mannes gestellt, allein und selbständig in die Hand, zumal der Freund trotz längeren Zögerns endlich den Antritt seines Wolfenbütteler Amtes nicht länger hinausschieben konnte. Sie tat es mit voller Klarheit über den Ernst ihrer Lage und doch in jener sicheren Anmut, die vielleicht ein naturhaftes Teil ihrer süddeutschen Herkunft war, verbunden mit einer in den bürgerlichen Kreisen ihres Jahrhunderts seltenen Tatkraft. Darum mußte für Frau Eva auch der Wunsch des Herzens in den Hintergrund treten, vor dem im Gewissen empfundenen Zwang, zuerst die ihr hinterlassenen geschäftlichen Unternehmungen zu klären und zu ordnen, um den Kindern das väterliche Erbe zu retten. In einem sie ehrenden Stolz lehnte sie es ab, eine eheliche Verbindung ernstlich zu erwägen, denn der gleichfalls nicht reiche Freund sollte nicht auch noch ihre wirtschaftlichen Sorgen tragen. Doch durfte Lessing bei einem Besuch in Hamburg im Herbst 1771 die Gewißheit nach Wolfenbüttel mitnehmen, daß die geliebte Frau als seine Verlobte sich nicht mehr von ihm trennen werde. — Nachdem endlich durch zwei längere und beschwerliche Reisen nach Wien, auf denen Eva sich zu wehren hatte gegen Eigensucht und Verschlagenheit von solchen Geschäftsfreunden, denen ihr Mann allzuviel Vertrauen geschenkt hatte, in angestrengter, fast über die Kraft einer Frau gehender Tätigkeit das Möglichste gesichert war, lag am Ende des Leidenswegs auch für sie kein Hindernis für eine Ehe mehr vor. Die bittere und lange Trennungszeit hatte im Lebenskampf zwei wahrhaft edle Menschen füreinander gereift, denn auch hinter Lessing standen schwere Jahre der Verbitterung, des Mißtrauens und des Zweifels. Auf einem Landbesitz des in Treue bewährten Hamburger Kaufmanns und Freundes Johannes Schuback in Jork segnete der Pastor Wehber am 8. Oktober 1776 die Liebenden ein, und dann begann für Lessing das friedlichste und glücklichste Jahr seines Lebens in der Gemeinschaft mit der Frau, die „in allen Stücken so war, wie er sie sich längst gewünscht hatte". Doch der rührend zarte Liebesbund, der Traum eines Dichters von Eheglück und Frieden war nur von kurzer Dauer. Am ersten Weihnachtstage 1777 hatte Frau Eva ihrem Gatten einen kleinen Sohn geschenkt. Die Entbindung war schwer, nach 24 Stunden verließ das Kind wieder diese Welt des Leides, und die Mutter schlummerte zwei Wochen später, am 10. Januar 1778, im stillen Wolfenbütteler Bibliothekarhause gleichfalls in die Ewigkeit hinüber.

Der wehrlos dem grausamen Geschick gegenüberstehende Lessing brach in dumpfer Verzweiflung zusammen. „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen", schreibt er. Der Verlust überschattete sein ferneres Leben, denn allzu teuer hatte er bezahlen müssen, „ein einziges Jahr mit einer vernünftigen Frau gelebt zu haben". Das Bild dieser tapferen, unglücklichen Frau aber ist mit ihm in die Unsterblichkeit eingegangen, und mit seinem Namen wird man stets auch ihrer gedenken, „der einmal alles, was Herz an ihm war, gehörte".

Dr. Heinrich Schneider, Lübeck.



Gotthold Ephraim Lessing, Eva Lessings Gatte.
Gemälde von Georg Oswald May um 1767. Original im Gleimhause zu Halberstadt.



Eva Lessing, verw. König, geb. Hahn.
Gemälde von Georg de Marées, 1770; jetzt in der Wolfenbütteler Bibliothek.

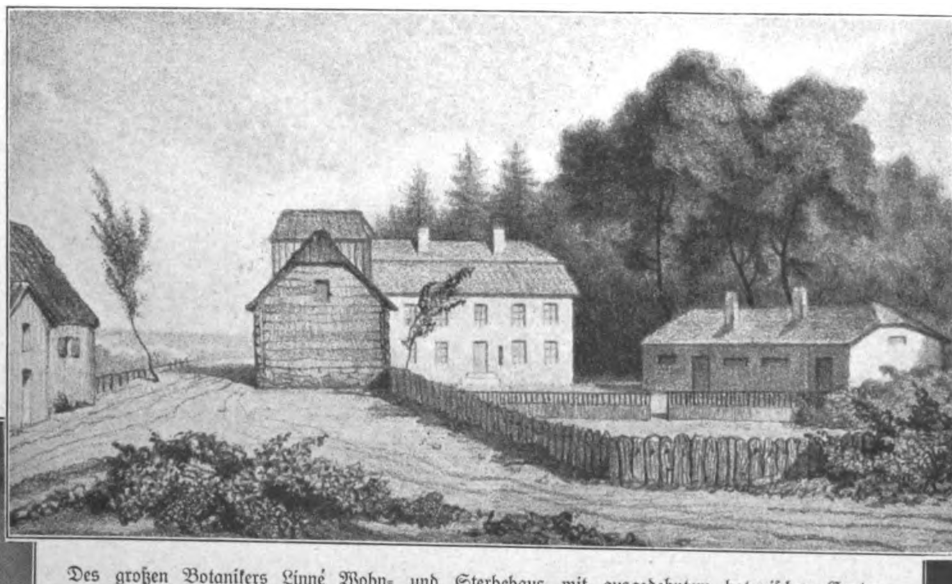


Das Lessinghaus in Wolfenbüttel, von der Gartenseite aus gesehen.
Die Fenster mit den dunklen Läden (zwischen dem Eckturmbau links im Vordergrund und dem vorspringenden Mittelbau rechts) gehören zu Eva Lessings Sterbezimmer.

Zu Eva Lessings 150. Todestag am 10. Januar.

Karl v. Linné. Zu seinem 150. Todestage am 10. Januar. (Hierzu untenstehende Bilder.) Auf allen Gebieten des Geisteslebens gibt es einige wenige olympische Naturen, deren Leben und Werk zu einem Kosmos von höchster Vollendung gediehen sind. Zu ihnen gehört im Bereiche der organischen Naturwissenschaften auch Karl v. Linné, dem seine Zeit schon den Ehrentitel des „Fürsten der Botaniker" gab. Linné entstammt einer schwedischen Pfarrersfamilie und wurde am 23. Mai 1707 in dem kleinen Orte Råshult in Småland geboren. Schon sein Vater besaß eine große Liebe zur Natur, besonders zur Pflanzenwelt, und hat seinen Gelehrtennamen nach einer in seinem Heimatdorfe wachsenden geweihten Linde gebildet. Seinen Sohn unterwies er früh in der Gartenpflege und hat so dessen Neigung zur Scientia amabilis früh entfaltet. Vom Schulunterricht hat Linné dagegen nur wenig gehabt. „Ungeschickte Lehrmeister und ebenso ungeschickte Methoden brachten den Kindern eine Liebe für die Wissenschaften bei, daß sich die Haare auf ihren Köpfen sträuben mußten", so berichtet er selbst hierüber. Nur sein Physiklehrer Rothman hat ihn wesentlich gefördert und ihm früh die Schriften zeitgenössischer großer Naturforscher wie Tourneforts und Boerhaaves zu lesen gegeben. Er war es auch, der Linné veranlaßte, Medizin zu studieren, und des Vaters Zustimmung dazu erwirkte, der den Sohn ursprünglich zum Theologen bestimmt hatte. In jener Zeit gehörten die Naturwissenschaften, besonders die beschreibenden, noch vollkommen zum

(Fortsetzung auf Seite 32.)



Des großen Botanikers Linné Wohn- und Sterbehaus mit ausgedehntem botanischen Garten, jetzt Linné-Museum, in Hammarby bei Upsala (Schweden).

Zum 150. Todestag Karl v. Linnés.



Jugendbildnis Linnés in Lappen-Tracht.
Nach einem Gemälde von M. Hoffmann um 1737.



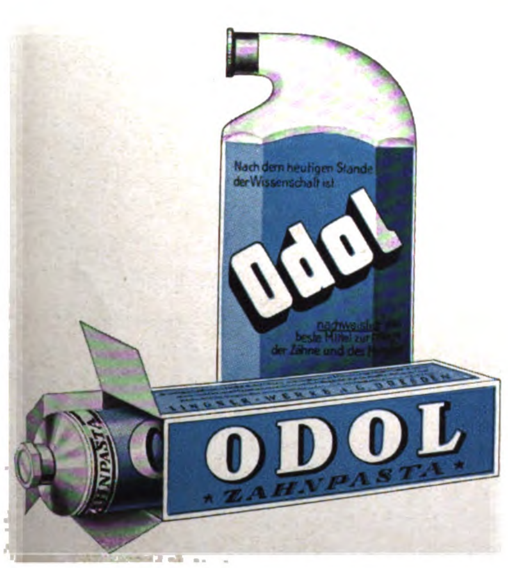
Linné auf der Höhe seines Wirkens.
Nach einem im Jahre 1760 gemalten Bilde von L. Pasch.



Warum küßt er mich nicht?

Die schönste Frau wird nicht begehrt, wenn unreiner Atem ihrem Munde entströmt. Eine kräftige Mundspülung mit Odol verbürgt frisch-duftenden Atem.

*



Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig, aber scheußlich sind, geliefert, sondern—ohne Preiserhöhung—in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhütet Zahnbelag und hat köstlichen Geschmack.

Jede Unterhaltung, ja selbst eine flüchtige Begegnung wird unästhetisch empfunden, wenn dem Munde ein übler Hauch entströmt. Mitunter ruft wohl auch eine Magenverstimmung unangenehmen Mundgeruch hervor, meist ist aber eine unsaubere und vernachlässigte Mundhöhle die Ursache. Deshalb gurgele man fleißig mit Odol. Odol ist eine wundervolle Mund-Erfrischung. Odol dringt in alle Falten und Fältchen der Schleimhaut ein und wirkt noch lange nach dem Gebrauche den Gärungs- und Fäulnisprozessen entgegen. Diese einzigartige Wirkung machte Odol zu dem, was es für die ganze Kulturwelt geworden ist: das nachweislich beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes.

medizinischen Unterrichtsbetrieb, so daß, wer sich für Naturwissenschaften interessierte, Medizin studieren mußte. Das tat denn auch Linné auf den Universitäten Lund und Upsala. Hier zeichnete er sich neben seinem Freunde und späteren Mitarbeiter Artedi schon sehr bald dermaßen aus, daß er bereits als ganz junger Student die Venia legendi für Botanik erhielt. Seine Vorlesungen waren schon damals ganz außerordentlich besucht. Auch erhielt er Stipendien zu botanischen Studienreisen, die ihn vor allem nach Lappland führten. Eine bedeutsame Frucht dieser Reisen war seine berühmte „Flora lapponica“. Ferner lernte er auf einer dieser Reisen in Falun seine spätere Frau kennen, deren Vater, namens Moraeus, dort Stadtarzt war. Da man in Schweden damals noch nicht den medizinischen Doktorhut erwerben konnte, ging Linné, von seinem künftigen Schwiegervater materiell unterstützt, zu diesem Behufe nach den Niederlanden, erwarb sich hier in Haderwijk in einigen Wochen den Doktorgrad und geriet, was viel wichtiger war, alsbald in den um Boerhaave versammelten Kreis niederländischer Biologen und Mediziner, der wohl der bedeutendste seiner Zeit war. Hier hat Linné denn auch fast alle seiner ersten großen Werke geschrieben und zum Drucke befördert, so daß er, als er gut drei Jahre später nach Schweden zurückkehrte, bereits eine Weltberühmtheit war. Trotzdem mußte er sich in der Heimat zunächst kümmerlich als Flottenarzt durchschlagen, bis er 1741 die langersehnte Botanikprofessur in Upsala erhielt, durch die er dieser Universität dann Weltgeltung und ewigen Nachruhm verschaffte. Upsala ist Linné; noch heute wird man auf Schritt und Tritt dort im Botanischen Garten, den er angelegt hat, in der Bibliothek und anderswo an ihn erinnert. Hier hat sich denn auch sein so ungeheuer erfolg- und arbeitsreiches Leben zu seiner kosmischen Höhe vollendet, und hier ist er am 10. Januar 1778 nach langer Krankheit auf seinem Landsitz Hammarby gestorben. — Linnés Werk ist in den allgemeinen Kulturbesitz der ganzen gebildeten Menschheit übergegangen. Jedes Kind lernt die gewaltige Wunderwelt der Pflanzen mit Linnés Augen sehen und erkennen und erfährt überdies später wohl noch, das Linnésche Pflanzensystem sei ein „künstliches“ gegenüber dem modernen. Das ist nun aber nur im Hinblick auf die Gegenwart richtig, zu seiner Zeit war sein System das denkbar „natürlichste“, das überhaupt möglich war, und zudem hat er sein ganzes langes Leben hindurch nicht aufgehört, nach dem „natürlichen System“ zu streben. Viele haben schon vor ihm ihrer Klassifikation die Blüte zugrunde gelegt, aber noch niemand die dafür geeignetsten und „natürlichsten“ Sexualorgane der Blüte. Auch sein großer englischer Vorgänger Ray wußte um die Sexualität der Pflanzen, aber erst Linné erkannte die Bedeutung der Entdeckung von Camerarius für die Systematik. Auch war er nicht der unbedingte Anhänger der Lehre von der Konstanz der Arten, als den übereifrige, aber historisch nicht geschulte Deszendenztheoretiker ihn hingestellt haben. Obwohl er zu seiner Zeit gar keinen zureichenden Grund hatte, an der Artkonstanz zu zweifeln, hat er in der letzten Auflage der „Philosophia botanica“ doch sehr erhebliche Bedenken dagegen vorgebracht. Als sein größtes Verdienst aber muß die Schaffung der biologischen Weltsprache, der sogenannten binären Terminologie, bezeichnet werden, die bei der ungeheuren Formenmannigfaltigkeit der Organismen für die Biologie mindestens dieselbe Bedeutung hat wie die chemische Formelsprache für diese Wissenschaft. Damit wird Linne durch die Jahrhunderte lebendig bleiben. Dr. Adolf Meyer, Bibliotheksrat und Privatdozent.

Hermann Grimm. Zu seinem 100jährigen Geburtstage am 6. Januar. (Hierzu das Porträt auf dieser Seite.) Das Haus der Gebrüder Grimm, der berühmten Germanisten und Märchenerzähler, war die Heimat Hermann Grimms. Als Sohn Wilhelm Grimms ward er am 6. Januar 1828 zu Kassel geboren. Seine Kinderjahre verlebte er in Göttingen, seine spätere Jugend in Berlin, wohin die Brüder Wilhelm und Jakob als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Friedrich Wilhelm IV. berufen worden waren. Der anregende geistige Verkehr und die ganze Atmosphäre der aufstrebenden Hauptstadt haben seinem ferneren Leben ihren Stempel aufgedrückt. In Berlin und Bonn widmete er sich dem Studium der Rechte, dann ging er mehr zu philologischen und historischen Studien über. Im Jahre 1873 wurde er ordentlicher Professor der Kunstgeschichte in Berlin, wo er am 16. Juni 1901 verstarb. — Seine literarische Tätigkeit eröffnete er zu Anfang der fünfziger Jahre mit einigen Dramen („Armin“, „Demetrius“, „Traum und Erwachen“) und geistvollen Essays über Kunst und Literatur. Von 1860 ab erschien das berühmt gewordene Hauptwerk Grimms, das „Leben Michelangelos“. Das diesem Werke folgende Lebensbild Raffaels wurde dagegen von den Fachgenossen mit ablehnender Kritik belegt. Den Höhepunkt der schriftstellerischen Tätigkeit Grimms, des Schwiegersohnes von „Bettina dem Kinde“, bedeuten vielleicht die Vorlesungen über „Goethe“, die 1877 erschienen. Das Bild von der Persönlichkeit Grimms, in der sich oft exakte Forscherarbeit und schöpferische Phantasie kühn vermischten, wird aber erst vollständig, wenn seines Romans „Unüberwindliche Mächte“ gedacht wird. Es ist dies ein seinerzeit vielgelesener Zeitroman im Stil Spielhagens, der das Schicksal zweier Freunde schildert und Bilder von der Aristokratie und der amerikanischen Neukultur gibt — ein Vorläufer des modernen internationalen Gesellschaftsromans.



Hermann Grimm,
ehemaliger Professor der Kunstgeschichte an der Universität Berlin, bedeutender Literar- und Kunsthistoriker und Schriftsteller, geboren vor 100 Jahren am 6. Januar, † am 16. Juni 1901.

Ein Freund des Landmannes. (Zu der Bildertafel „Der Mäusebussard“ auf S. 21.) Der Naturschutz beherrscht jetzt aller Gemüter, und mit Recht, denn die ständige Abnahme verschiedener Arten aus der Tier- und Pflanzenwelt ist so rapid, daß Abhilfe dringend erforderlich ist. Leider kommt diese Einsicht etwas spät, jedoch nicht zu spät, als daß nicht unseren Nachkommen noch manches Naturdenkmal erhalten bleiben könnte. Freilich sind die Ansichten über die Zweckmäßigkeit der Erhaltung dieser oder jener Art recht geteilt, vor allem Objekten aus der Tierwelt gegenüber. Die Meinungen über Nutzen oder Schaden gehen hier oft weit auseinander; es mag nur des Fuchses oder unseres Mäusebussards gedacht sein. Für Land- und Forstwirtschaft sind beide unbedingt nützlich, während dies vom jägerischen Standpunkt aus nicht behauptet werden kann. In mäusereichen Jahren wird man in den Magen, der Losung bzw. in dem Gewölle fast nur Reste dieser Schädlinge finden, während in mäusearmen Jahren recht häufig Reste von Nutzwild vertreten sein werden. Die Tiere wollen leben und werden deshalb, besonders in der Zeit, in der sie noch für die Nachkommenschaft zu sorgen haben, der meisten Nahrung bedürfen und eventuell den meisten Schaden anrichten. Dort, wo Vogelschutz getrieben wird, kann nicht gleichzeitig, ohne starken Verlust an Brutvögeln, Marder, Baumfalk usw. gehegt werden, denn gerade die durch die Brut geschwächten Altvögel fallen diesen Räubern zuerst zum Opfer, wodurch auch die der Eltern beraubten Jungen an Nahrungsmangel eingehen. Jeder Fuchsbau und Raubvogelhorst mit Jungen beweist dies zur Genüge. Ich untersuchte in einem

mäusearmen Jahr 5 Horste des Bussards und fand in sämtlichen frischgeschlagene Junghasen, Frösche, Fische, einen flüggen jungen Star sowie Federn dieser Vögel und eine Feldmaus. Das von Alt- und Jungvögeln ausgespiene Gewölle (zusammengeballte unverdaute Haare, Federn, Knochen), woraus man die Nahrung und die Vogelart, von der es stammt, feststellen kann, bestand fast ausschließlich aus Haaren und Knochen von Maulwürfen. Ein Bussard wurde von mir beim Schlagen und Kröpfen eines halbwüchsigen Junghasens beobachtet, der sich vor dem andringenden Hochwasser auf eine erhöhte Stelle geflüchtet hatte, ebenso wie er eine flügellahme Nebelkrähe schlug und verzehrte. Wie schon oben erwähnt, ist der bei uns so häufige Mauser ein überaus nützlicher Vogel, der neben Ratten, Mäusen, Hamstern, Maulwürfen, Schlangen usw. auch zahlreiche Insekten, namentlich Heuschrecken, vertilgt und deshalb die größte Schonung verdient. In fast allen unseren Waldungen, auch kleineren, sei es Laub- oder Nadelholz, wird er horstend angetroffen, sofern nur einigermaßen hohe Bäume vorhanden sind. In der Farbe wechselt er ungemein; vom dunklen, fast schwarzen bis zum weißen oder rostgelblichen werden Exemplare angetroffen. Fälschlich wird öfters geschrieben, daß die weiße Farbe erst mit dem Alter einträte, jedoch beweisen weiße Junge im Horst das Gegenteil. Der Horst steht zumeist dicht am Stamme oder in einer Zweiggabel namentlich alter Laubbäume; er wird im Nadelwald mit grünen benadelten Zweigen und im Laubwald mit grünen Blätterzweigen ausgekleidet. Im April legt das Bussardweibchen 2—4 auf grünlichweißem Grunde mehr oder weniger gelblich gefleckte Eier, die nach 3 Wochen erbrütet sind. Das wollige weißgelbliche Jugendkleid wird nach und nach von dem späteren Gefieder durchbrochen. Dem auf dem Horstrande sitzenden Jungen tragen die Alten fleißig Fraß zu. Noch wochenlang, nachdem die Unbeholfenen den Horst verlassen haben, halten sie sich in dessen Nähe auf, um von den Alten mit Nahrung, die sie selbst noch nicht erbeuten können, versorgt zu werden. M. Behr.

Transatlantische Telephonie. Über den Ausbau des europäischen Fernkabelnetzes, das uns einem alleuropäischen Fernsprechverkehr entgegenführen wird, brachten wir bereits in Nr. 4284 wissenswerte Ausführungen, und heute schon ist zwischen Nord-, Mittel- und Westeuropa eine Telephonverständigung in weitem Umfang Wirklichkeit geworden. Anscheinend werden wir nun aber, bevor noch der Osten und der Süden des Erdteils ebenfalls angeschlossen sind, einen öffentlichen Fernsprechverkehr über den Atlantischen Ozean hinweg verwirklicht sehen. So berichteten vor kurzem die Zeitungen von erfolgreichen Versuchen, zwischen Hamburg und Buenos Aires drahtlos zu telephonieren. Die Versuche konnten zwar nur in einer Richtung unternommen werden, da die argentinischen Sendestationen noch zu schwach waren, um ein Gespräch über den Ozean zu vermitteln. Aus den Meldungen aber, die inzwischen von Südamerika hierhergelangt sind, ist zu ersehen, daß die in Deutschland gesprochenen Worte über jedes Erwarten gut verstanden wurden, so daß man glauben konnte, es handle sich um eines der üblichen Gespräche am städtischen Fernsprecher. Auch die argentinischen Zeitungen brachten begeisterte Berichte über die sich bietenden Zukunftsaussichten eines Fernsprechens über 12 000 km Entfernung. — Eine transozeanische Fernsprechverbindung auf drahtlosem Wege ist seit einigen Monaten bereits dem öffentlichen Betrieb übergeben worden. Anfang 1927 ist der Telephonverkehr London—Neuyork aufgenommen worden, der technisch sich gut bewährt hat, aber vorläufig noch zu teuer ist, als daß das arme Europa es sich leisten könnte, ihn häufiger zu benutzen. Ein Dreiminuten-Gespräch kostet nämlich die Kleinigkeit von 15 engl. Pfund = 306 Mk. Infolgedessen sind bisher im Tagesdurchschnitt nur 6 Gespräche geführt worden, von einer vollwertigen Ausnutzung der Einrichtung kann daher nicht entfernt die Rede sein. Auch die jetzigen Gespräche werden wohl zumeist von den Vereinigten Staaten aus angemeldet, wo man es sich schon eher als in England leisten kann, rund $72^1/_2$ Dollar für ein Gespräch von 3 Minuten Dauer zu bezahlen. Deutschland könnte, rein technisch betrachtet, jederzeit Anteil an diesem Telephonverkehr erlangen, und Probegespräche sind ja in der Tat auch schon mit bestem Erfolg geführt worden. Aber wenn schon das wohlhabende England nur so wenige Benutzer stellt, wie sollen sie sich im verarmten Deutschland zusammenfinden? Da allein schon die Kosten eines Dreiminuten-Gesprächs Berlin—London über 15 Mk. betragen und diese Fernkabelverbindung mit der drahtlosen Verbindung London—Neuyork vereinigt werden müßte, würde sich ein einfaches Gespräch Berlin—Neuyork auf etwa 325 Mk. stellen! An dieser wirtschaftlichen Schwierigkeit scheitert einstweilen der technisch sonst durchaus mögliche Plan, und auch ein Fernsprechverkehr Deutschland—Südamerika hätte mit der gleichen und sogar noch ernsteren Schwierigkeit zu rechnen. Die Technik vermag wieder einmal Größeres zu leisten, als die Wirtschaft bezahlen kann. — Dazu kommt ein weiteres, nicht kleines Hemmnis für einen Fernsprechverkehr zwischen Europa und Amerika. Wegen des bedeutenden Uhrenunterschieds würden sich die etwa geführten Ferngespräche, auch wenn sie in hinreichend großer Zahl geführt werden sollten, alle auf einige ganz wenige Stunden zusammendrängen, und in der ganzen übrigen Zeit läge die Verbindung so gut wie tot da. Macht sich doch schon im inneren Verkehr der Vereinigten Staaten zwischen Neuyork und San Franzisko der Zeitunterschied von 3 Stunden recht störend bemerkbar, da die Geschäftsstunden nur zum kleinsten Teil zusammenfallen. Mit jeder Stunde erhöhten Zeitunterschieds komplizieren sich die Verhältnisse immer mehr. Zwischen London und Buenos Aires beträgt die Uhrendifferenz 4, zwischen London und Neuyork 5, zwischen London und San Franzisko 8 Stunden. Für Berlin erhöhen sich diese Zahlen noch um je 1 Stunde. Wenn es in Berlin 12 Uhr mittags ist, ist es in Buenos Aires 7 Uhr, in Neuyork 6 Uhr, in San Franzisko (3 Uhr früh. Wenn in Berlin nachmittags um 6 Uhr ein Bureau geschlossen wird, wird es in San Franzisko morgens eben geöffnet usw. Da ist in der Tat schwer eine ausreichende Benutzung zu erzielen. — Eine nicht ganz kleine, wenn auch wohl überwindbare Schwierigkeit bietet ferner die Verschiedenartigkeit der Sprachen. Es handelt sich ja nicht nur darum, daß die beiden Teilnehmer sich verständigen, was wohl in der Regel unschwer möglich sein wird, sondern es müssen auch mehrere Beamte und Beamtinnen auf europäischer wie amerikanischer Seite an der Verständigung teilnehmen. In der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung kann ein Radebrechen und gelegentlich selbst ein Gestikulieren gute Dienste leisten, um eine Verständigung herbeizuführen; am Fernsprecher aber ist eine vollkommene Beherrschung der Sprache und ein geübtes Ohr für alle Feinheiten und Nuancen unbedingt erforderlich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen. — Schließlich werden auch die verfügbaren drahtlosen Wellenlängen bei dem riesigen Bedürfnis immer knapper. Eine Rationierung hat sich schon längst als unerläßlich erwiesen, und wenn einmal ein transatlantischer drahtloser Verkehr im großen in Gang kommen sollte, wird man wohl bald am Ende seines Lateins angelangt sein. — Immerhin, ohne Überwindung von Schwierigkeiten ist noch kein technischer Fortschritt möglich gewesen. Alle oben aufgezählten Bedenken sind von sekundärer Bedeutung und mögen vielleicht noch eine Reihe von Jahren, aber sicherlich nicht auf die Dauer einen allgemeineren transatlantischen Fernsprechverkehr vereiteln. Prof. Dr. Hennig.

Ein Denkmal für einen deutschen Gelehrten in Südamerika. Die Deutschen Brasiliens beabsichtigen, zum Andenken an den deutschen Naturforscher Fritz Müller ein Denkmal zu errichten. Fritz Müller ist als Vor- und Mitkämpfer von Darwin in der ganzen naturwissenschaftlichen Welt bekannt. Das Denkmal soll in Blumenau, wo Fritz Müller den größten Teil seines Lebens verbracht hat, stehen. Da die Deutschen in Brasilien besonderen Wert darauf legen, daß auch Gaben aus der Heimat bei der Errichtung des Denkmals mithelfen, wird gebeten, solche Spenden an Banco Germanico, São Paulo (Estado de S. Paulo), Rua Alvares Peruado Nr. 19, „Pro Monumento Fritz Müller" zu richten.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON Dr. EGBERT DELPY

Über die Bücherhochflut dieser Tage hat sich ein Werk erhoben, das mehr und mehr die Blicke jener Sehnsuchtsvollen auf sich zieht, die in dem tollen Tanz der Zeit um tausend Äußerlichkeiten eines von Genuß und Technik vorwärtsgepeitschten Lebens nach Selbstbesinnung, nach geistiger Vertiefung, nach Wiedererweckung scheintoter seelischer Kräfte, vor allem nach neuem intensiven Gott-Erleben in stillem, immer heißer aufsteigendem Verlangen ausschauen. Es ist das „Die Legende vom Herrn“, die Walter von Molo kürzlich im Verlag Albert Langen, München, unter dem tiefen, bedeutungsvollen Motto hat erscheinen lassen: „Das Ewige erleben, heißt seiner Zeit dienen.“ Die ersten Auflagen dieses Buches sind in kürzester Frist vergriffen gewesen, und jetzt schon ist eine Übersetzung ins Englische in Arbeit, die demnächst erscheinen wird. Nichts charakterisiert besser das verborgene große Sehnen der Welt als diese heftige, weitumgreifende Wirkung eines Buches, das nichts tut, als die Geschichte vom Leben und Wirken Christi nach den Evangelisten und nach der nicht geringen Anzahl der Interpreten und Umdichter aus neuerer Zeit noch einmal zu erzählen. Freilich, auf welch besondere, blutvolle, dramatisch glühende Weise! Nicht von einem kämpferischen Theologen oder einem skeptisch grübelnden Wissenschaftler oder gar von einem den großen Stoff nur zur Folie für eigene Wichtigtuerei nehmenden Literaten ist hier das Neue Testament abermals in neue Form gegossen worden. Es hat sich seiner ein leidenschaftlich das Große, Ewige, unsterblich Göttliche suchender deutscher Mensch bemächtigt, getrieben von dem heißen Drang, das Evangelium Christi, die frohe Botschaft vom Leben Gottes im Menschen, seinen Zeitgenossen in neuer, unverblaßter, sich über den Gesichtspunkt der Zeugen aus der Christuszeit erhebender Flammenschrift neu ins Herz zu schreiben. Gerade Walter von Molo mußte naturnotwendig diesen Weg gehen, nachdem er das Christusproblem in seiner Bobenmatz-Trilogie bereits aufgegriffen und die Tragik des Christusmenschen in unserer Zeit erschütternd aufgezeigt hatte. In seinem neuen Christusroman dringt der Dichter nun bis an die Urquellen zurück und enthüllt die gleiche Tragödie vor 1900 Jahren. Aber nicht auf das Leben des Messias kommt es ihm dabei so sehr an wie auf seine Lehre, und wie sie sich in seinem Leben, Leiden und Tod spiegelt und manifestiert. Um dieses Evangelium vom reinen Gott-Erleben des Menschen in sich selbst ganz klar und hell aufleuchten zu lassen, macht er den ungeheuren Kontrast zu der jüdischen Glaubenslehre in den Fanatikerhänden der Hohenpriester und Pharisäer mit unerhörter Kraft sichtbar. Zugleich aber beleuchtet er ebenso hell und scharf das erschütternde Unvermögen der nächsten Umgebung Christi, seiner Jünger, Anhänger, Verwandten, den tiefsten geistigen und seelischen Kern seiner Lehre zu erfassen. Sie alle halten sich an Nächstliegendes, Äußerliches, mißverstehen immer wieder Sinn und Absicht der Lehre vom Reiche Gottes auf Erden, schwanken und taumeln zwischen Ahnung, Hoffnung, Zweifel und Verzweiflung dahin, immer wieder liebend gehalten und aufgerichtet vom Herrn, aber erst wirklich aufgerüttelt und erweckt durch die abschließende Tragödie, den Kreuzestod ihres Meisters. Die Gestalt des einzigartigen, Gott tausendfach ins Leere ausströmenden Gott-Menschen wächst zwischen diesen typischen Menschen-Vertretern in ungeheurer Einsamkeit und Tragik empor. Man sieht sein Leben und Leid losgelöst von den mildernden Liebeshüllen, die das erweckte und reuevolle Gefühl der rückschauenden Evangelisten darüber breitete. Molo hat sich in diesem Buche selbst übertroffen. Er zeigt uns den gewaltigen Ur-Stoff, aus dem die Evangelisten ihre Christuserzählungen formten, gibt ihn herb und ungeschminkt in dramatischer Ballung, durch deren Fugen die Schönheit durchseelter Gott-Erfassung in strahlendem Goldton hindurchleuchtet. Buchstabengläubigen mag diese Legende vom Herrn zu schaffen machen. Für Christussucher, die den göttlichen Kern in der überlieferten Schale schmecken wollen, ist sie ein großes, aufwühlendes Erlebnis, das sie dem Menschen wie dem Dichter Molo zu gleichen Teilen zu danken haben.

Licht im Dunkel der Gegenwart zu suchen, ist Schaffensmotiv für manchen unserer Erzähler geworden. Es gibt sogar solche, denen der Blick auf die Gegenwart und ihre Menschen den Humor, die Freude am Leben in seinen tausend absonderlichen Gestaltungen, den Glauben an eine hellere Zukunft nicht hat rauben können. Ich greife einige heraus, bei denen man über diese Welt lachen und sie zugleich neu lieben lernen kann. Da ist der Österreicher Karl Hans Strobl mit seinem von köstlichem deutschen Humor umwitterten Roman der deutschen Gegenwart: „Erasmus mit der Wünschelrute“ (L. Staackmann, Leipzig). Der schildert die absonderlichen Fahrten und Abenteuer des jungen Erasmus aus altböhmischem Bergmannsgeschlecht, der auszog, mit seiner Wünschelrute das heimliche Deutschland, die unsterbliche deutsche Seele zu suchen. Er macht dabei gar seltsame Bekanntschaften, hat Gelegenheit, an Donau, Rhein und Elbe eine wahre Musterkarte merkwürdiger Zeitgenossen zu studieren, die auf die sonderbarste Art an sich und der kranken Zeit herumdoktern. Unter viel taubem Gestein entdeckt er aber doch auch die heimlichen Goldadern und stößt endlich am Bodensee auf die ergiebigsten in der Halle des großen Tatmenschen, der das Luftschiff baut, das den Triumph deutschen Erfindungsgeistes über die Welt trägt, und im heiß und groß schlagenden Herzen des geliebten Mädchens, das in mutiger Arbeit und hellem lachenden Glauben den allzuviel träumenden und spekulierenden Erasmus resolut auf festen Boden stellt und mit ihm dem neuen deutschen Morgen fröhlich entgegenschreitet. Mit diesem lieben, in seiner dichten Schichtung von Schmerz und Lachen so sonderbar deutschen Buch hat Strobl das drei Generationen umspannende Stück deutsch-österreichischer Zeitgeschichte, das er in dem Roman die „Alten Türme“ begann, in „Wir hatten gebauet“ dunkel schmerzlich fortsetzte, zum guten Ende gebracht. Nun steht der Roman-Dreiklang als hell-dunkles Dokument deutscher Art und Unart, deutscher Erniedrigung und deutscher Wiedergeburt wundersam zwischen Schatten und Licht gestellt da, ein künstlerisches Wahrzeichen der schwersten Prüfung, die über deutsche Herzen je dahinzog. — Auch „Onkel Elias“, der neue Roman von Felix Janoske (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) schaut mit einem heitern und einem nassen Auge auf den Gegenwartsmenschen und seine besonderen Nöte. Wie deutsche Jugend ihren schweren Weg vorwärts und nach oben geht, unter zweischneidigen inneren und äußeren Kämpfen, über eingewurzelte Vorurteile und den endlich überbrückten Abgrund der Standesunterschiede hinweg, das wird mit eindringlichem Ernst und der heimlich strahlenden Wärme echter Menschenliebe dargestellt. Janoske geht nicht am Schwersten, Heikelsten vorüber. Das bittere Leid des von Landstreichern vergewaltigten adeligen Mädchens, das endlich durch die Liebe eines dem Arbeiterstande entstammenden Prachtmenschen getilgt wird, ist mit behutsamsten Fingern angefaßt und wirkt fast wie ein Symbol des deutschen Schicksals selbst. Janoskes prächtiger Humor leuchtet dabei in der famosen Gestalt des eigensinnigen und doch immer hilfsbereiten Onkels Elias erquickend auf und funkelt als urbehaglicher Regenbogen lustig bunt über den dunklen Tiefen der Erzählung, Mahnung und Verheißung zugleich. — Ganz auf hellen, heiteren Sonnenglanz gestimmt ist das neue Buch Rudolf

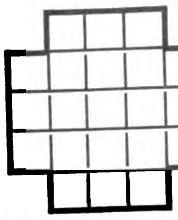
Heubners „Tage in Thule“ (L. Staackmann, Leipzig). Hier glitzert und leuchtet es nur so von Lebensfreude. Tage in Thule — das sind köstlich-frohe Sommerwochen auf einer Nordsee-Insel. Aus dem wunderlich verschlungenen, kribbelnden Durcheinander des Gesellschaftslebens in einem großen Seebade hat Heubner eine jauchzende Symphonie der Lebensbejahung geformt, unter deren leuchtenden Melo- dienbogen der dunkle Strom des harten Gegenwartslebens in der Tiefe dahinflutet. Vom Leben gehetzte, bedrohte, erschöpfte, verborgene Menschen richten sich hier in den Armen der großen Mutter Natur empor, werden zu seligen, lachenden, spielenden Kindern, die das Leben mit helleren, neuen Augen schauen und ihm mit frischer, übermütiger Kraft entgegenlaufen. Prachtvoll ist der differenzierte Reichtum in der Skala der Charaktere, die vom Dichter lachend zur heiter schillernden Handlung ver- flochten werden. Wie viele humorvoll porträtierte Geschöpfe der Zeit, unter denen die wundervolle Frauengestalt der heiter-gütigen Professorin, die ganz in der Stille ihren schwersten Kampf besteht, mit hellem Leuchten einhergeht! Sie auch kündet die tiefste Lehre des fröhlichen Buches: die Überwindung der seelenlos mechanistischen Lebensanschauung, an der unsere Zeit am schwersten leidet, und führt so den heiteren Sommerreigen bedeutungsvoll zu ethischen Höhen empor. — Ein Dokument neuer Zeit und neuer Menschen will auch Lisbeth Dills Roman „Zwischen fünf und sieben“ sein (Morawe & Scheffelt, Berlin). Hier formuliert ein Frauen- herz leidenschaftliche Anklage wider die Gefühlskälte, die Roheit, die grenzenlose Selbstsucht der neuen Generation in all dem, was nach wie vor „Liebe“ genannt wird. Nur ein Fall wird in seinen Auswirkungen ausgebreitet, die Zerstörung der Ehe des Musikers und seiner schönen Frau Melitta, die durch einen kaltherzigen jungen Großindustriellen in den Tod gejagt wird. Mit glänzender Technik wird das Ehedrama entwickelt und in seinem tragischen Fortschreiten beleuchtet. Die Land- schaft am Rhein mit dem Schatten der auf ihr lastenden Schmach der Besetzung akkompagniert dunkel das aufwühlende Seelenleid zweier wertvoller Menschen einer tiefer angelegten Generation, die der Brutalität des Vertreters der neuen Zeit zum Opfer fallen müssen. Das aufregende und spannende Buch hält von der ersten bis zur letzten Zeile im Bann.

Auf ein paar andere Werke, die in dichterisch bedeutsamer Form das ewig Menschliche im Vergangenen suchen, möchte ich noch hinweisen. Da ist in der Ost- deutschen Verlagsanstalt, Breslau, ein Bauernroman, „Das Grimmingtor“ von Paula Grogger, erschienen, der vom Leben steirischer Bauern an der Tiroler Grenze zur Zeit des Franzoseneinfalls vor mehr als hundert Jahren in er- staunlich persönlicher, zugleich großartiger und minuziöser Weise zu erzählen weiß. Die Geschichte eines eisenharten Bauerngeschlechts, in dessen Adern Liebe und Haß mit elementarer Gewalt glühen, wird mit knorriger Urwüchsigkeit in einem harten Chronikenstil vorgetragen, der auf das wunderbarste mit schillernder moderner Aus- druckskunst verbrämt und verschmolzen ist. Es ergibt sich daraus eine Sprache von seltsam packender Unmittelbarkeit und veredelter Bodenständigkeit, mit deren Hilfe die Verfasserin ungewöhnlich dicht an ihre Menschen herandringt. Dazu gesellt sich eine ebenso ungewöhnliche Kenntnis der Bauernseele, die vor keinem Abgrund und keiner noch so bizarren Absonderlichkeit haltmacht. Aus tausend Einzelheiten türmt die Gestaltungskraft der Erzählerin eine Handlung von epischer Breite zu einem Ge- birge dramatischer Gipfel empor, die man etwas strapaziert, aber doch mit ent- schiedener Freude über den Weit- und Tiefblick erreicht, der sich in verschlossene Seelenlandschaft öffnet. Den Namen dieser großveranlagten Erzählerin wird man sich merken müssen. — Wie ein schwermütiges Märchen lesen sich daneben die Er- innerungen eines Einsamen, die Hans Watzlik in seinem Roman „Das Glück von Dürrnstauden“ (L. Staackmann, Leipzig) stimmungsschwer das Schicksal eines Dorfes in Deutsch-Böhmen spiegeln läßt. Der Weg einer ganzen Dorf- gemeinde aus tiefer Armut hinauf zu jähem Reichtum und wieder zurück in die Armseligkeit wird hier von stiller Dichterhand packend beleuchtet. Eine neue Ballade vom Fluch des Geldes rollt dahin, seltsam ergreifend in der schwermütigen Ver- haltenheit ihres „Es war einmal“, das doch mit jeder Silbe sagt: „So wird's immer sein.“ Der besondere Reiz des Buches liegt in dem Kontrast der reichen, tiefen Menschlichkeit des erzählenden Außenseiters zu den dunklen, von Tragik und Lächer- lichkeit umspülten Bildern der Entartung, die er zeichnen muß. Bewundernswert dabei ist das feine Maßhalten, das diese Künstlerhand von sensationeller Überbetonung fernhält und den Roman als fein ausgewogene Dichtung wirken läßt, ein Vorzug, der heute selten geworden ist.

In hellere Farben getaucht, von köstlichen Sonnenlichtern augenzwinkernden, herz- erwärmenden Humors umtanzt und doch auch wieder von rückschauender Wehmut sanft betaut, grüßen den deutschen Leser die Jugenderinnerungen, die der Schweizer Dichter hinterm Pflug, Alfred Huggenberger, in seinem neuen Novellen- band unter dem Titel „Die Brunnen der Heimat“ (L. Staackmann, Leipzig) beschworen hat. Welch anderer Blick wiederum in das Bauernleben, das hier sich öffnet! Wieviel Arbeit und Entbehrung und harte Zucht in diesem Knabenleben eines werdenden Poeten, dem früh das eherne Gebot der Pflicht zum Gesetz wird, und dem doch alle Sterne des buntfarbigen Kindertraums und früh erwachender Dichterträume selig befreiend in den harten Alltag leuchteten. Mit köstlicher Un- mittelbarkeit erhebt sich das Jugendland des Bauerndichters vor unseren Augen, an- gestrahlt von der tiefen Liebe eines Sechzigjährigen zu dem Heimatboden, dem er seine besten Kräfte, sein tiefstes Erleben, seine liebsten Erinnerungen dankt. Der Schweizer Heimat, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Menschen und ihrer Land- schaft setzt dieses Buch ein Denkmal, dessen Bausteine jeder in seiner Art wortlos das liebenswert gerade und reiche Menschentum seines Baumeisters spiegeln.

ZUM NACHDENKEN

Kombinationskreuz.



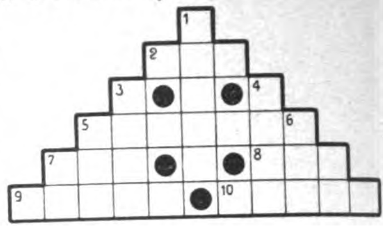
Die Buchstaben der Silben: a — die — e — ge — gent — hen — her — le — le — lend — se — wie sind ungetrennt derart in die Figur einzuordnen, daß je drei Wörter in senkrechter und wagerechter Reihe entstehen. Auf die Mittelfelder entfallen Buchstaben von je zwei Silben.

Zusatzrätsel.

Durch Hinzusetzen eines Buchstabens ist aus jedem der nachstehenden Wörter ein anderes Hauptwort zu bilden. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein altes Sprichwort:
1 Liter, 2 Schecke, 3 Oer, 4 Harm, 5 Rippe, 6 Aster, 7 Posen, 8 Brut, 9 Kette, 10 Polen, 11 Strich, 12 Kirche, 13 Schere, 14 Betel, 15 Rate.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Ufermauer, 5 Bühnenstück von Goethe, 7 Mädchenname, 8 Zahl, 9 Stadt in Oberitalien, 10 Cheruskerfürst; senkrecht: 1 Ehrenschießen, 3 Farbe, 4 Fluß in Böhmen, 5 spanischer Nationalheld, 6 Wassermolch.















Schlüsselproblem.

4 7 10 8 4 3 4 11 5 7 1 13 3 4 10
14 4 11 13 12 7 2 6 12 4 9 1 12 13

Wenn an Stelle der Zahlen bestimmte Buchstaben gesetzt werden, so bezeichnen diese ein Zitat aus Schillers „Wallenstein“.

Schlüssel:

13 7 5 4 11	Raubtier
12 2 6 4 7 1 4	Zielobjekt
9 7 10 3 4	Laubbaum
14 7 4 10	europäische Hauptstadt
4 9 8 4 10	ungarischer Freudenruf

Schüttelrätsel.

Wenn es der Baum im Herbst verlor, Doch ist's geschüttelt jeder Zeit
Bringt's wieder er im Lenz hervor, Der heit're Himmel weit und breit.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4322.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4320.

Kettenrätsel: 1—2 Tatra, 2—3 Traber, 3—4 Berga, 4—5 Gage, 5—6 Gera, 6—7 Rabe, 7—8 Begas, 8—9 Gasse, 9—10 Sedan, 10—11 Danton, 11—12 Tonne, 12—13 Nero, 13—14 Rosa, 14—15 Satan, 15—16 Tanne, 16—17 Neger, 17—18 Gerber, 18—1 Berta.

Einsetzrätsel: See, Mann, Amt, Recht, Arm, Geld, Dienst: Smaragd.

Geheimkreis: Ein guter Abend kommt heran, wenn ich den ganzen Tag getan. (Man liest erst die Silben der schwarzen Felder, dann die der punktierten.)

Auto und Radfahrer: Man beachte, daß der Radfahrer eine Viertelstunde braucht, um die Bahn einmal zu umrunden. In dieser Viertelstunde umrundet das Auto aber die Bahn 3mal; es muß also den Radfahrer bei Ablauf dieser Viertelstunde zum zweitenmal überholen. In jeder folgenden Viertelstunde geschieht dasselbe; bis zum Ablauf der ersten vollen Stunde also 4mal. Das heißt aber, daß das Auto den Radfahrer bei Ablauf der ersten, also zu Beginn der zweiten Stunde $4 \times 2 = 8$ mal überholt haben muß.

Ernst und heiter: Sekte — Sekt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4322. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 12. JANUAR 1928



Jeder ist von meinem Heim entzückt
Ich lese seit Jahren

Dr. Alexander Koch's
3 führende Kunstzeitschriften:

»INNEN-DEKORATION«
Bedeutendste Zeitschrift für Wohnungskunst. 38. Jahrgang.
Einzelpreis des Heftes mit 50 großen Illustrationen M. 2.50
Vierteljahrespreis M. 6.— Jahresbände M. 36.—

*

»DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION«
Schönste Kunstzeitschrift für Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst, Gärten, Kunstgewerbe usw. 31. Jahrgang.
Einzelpreis des Oktoberheftes 1927 mit 96 Illustrationen M. 2.50
Vierteljahrespreis M. 6.— Halbjahresbände M. 20.—

*

»STICKEREIEN UND SPITZEN«
Blätter für kunstliebende Frauen: Kissen, Läufer, gedeckte Tische, Taschentücher, Gobelins, Kinderkleidchen usw.
28. Jahrgang.
Einzelpreis des Oktoberheftes 1927 mit 30 Illustrationen M. 2.—
Vierteljahrespreis M. 3.— Jahresbände M. 20.—

*

REICHILLUSTRIERTE SPEZIALBÄNDE:

»1000 IDEEN ZUR KÜNSTLERISCHEN AUSGESTALTUNG DER WOHNUNG«
Quartband mit 250 Abbild. u. Kunstbeilagen. Gebd. M. 20.—

»DAS VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM«
Neue Folge
Quartband mit 200 Abbild. u. Kunstbeilagen. Gebd. M. 20.—

»SCHLAF-ZIMMER«. Dritte Folge
200 Abbildungen und Kunstbeilagen. Gebunden M. 20.—

*

»DAS HAUS EINES KUNSTFREUNDES«
Haus Alexander Koch, Darmstadt, in 150 großen Abbild. mit farbigen Beilagen und Text von Kuno Graf von Hardenberg. Elegant gebunden M. 42.—

*

»FARBIGE WOHNRÄUME DER NEUZEIT«
140 Entwürfe entzückender Innenräume in farbigen und schwarzen Wiedergaben. Groß-Quartband, 106 Tafeln u. 32 Textseiten. Gebd. M. 60.—

*

»DAS SCHÖNE HEIM«
Ein Lesebuch mit 100 textlichen Beiträgen namhafter Autoren M. 10.—. In Japan-Einband mit Gold M. 20.—

*

Illustrierte Verlagsprospekte gratis!

VERLAGSANSTALT
ALEXANDER KOCH G.m.b.H., DARMSTADT W. 22.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda



O- u. X-Beine
Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzent. bewährte Beinkorrektionsapparat. D. R. Patent 335318.
Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung.
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 26.
Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.

Gartenhäuschen aus Schilfrohr



Illustr. Katalog g. 1.– M. i. Briefmarken
Norddeutsche Rohrindustrie
Johannes F. Tröndle
Schleswig 1

ALLES
für **Dilettantenarbeiten**
Vorlagen u. Anleitungen für **Laubsägerei, Einlegearbeit, Schnitzerei, Holzbrand, etc.** sowie alle Utensilien und Materialien hierzu.
Illustr. Prospekt gratis. Sämtl. Kataloge Mk. 1.— franko. Vorauszahlung auf Postscheck München 8286
Mey & Widmayer, München, Abt. 624.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.**

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause)
Höchster Komfort.
Frauenleiden.
Man verlange Prospekt.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Verjüngung — **Dr. Gossmann's Sanatorium** Kassel-Wilhelmshöhe — **Entfettung**

WINTERKUREN IN WINTERSPORT

BADGASTEIN

Österreichs idealstem Höhenkurort in 1083 Meter, mit seinen weltberühmten Thermen, seinen Sportmöglichkeiten und Naturschönheiten bieten

Gesundung Kraft Lebensfreude

Saison: 15. Dezember bis 15. März.

Geöffnet sind: Hotel Bellevue, Haus Hirt, Hotel Krone, Hotel Mozart, Villa Regina, Pension Villa Rheinland, Hotel Savoy, Kurhaus Dr. Thaler, sämtlich mit Thermalbädern im Hause.

Pensionspreise: 14 bis 20 S. Zimmerpreise: 3 bis 5 S

Prospekte und alle Auskunfte kostenlos durch die Kurkommission Badgastein.

CANNES
CONTINENTAL HOTEL



PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS
SONN-MATT
LUZERN VIERWALDST. SEE
Spezialbeh. v. Gicht, Rheumatism., Neuralgien (spez. Ischias), Gallenleid. 2 Ärzte. Pens. v. 10 Mk. an. Prosp.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

MENTON
FRANZÖSISCHE RIVIERA
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo
350 ZIMMER MIT BAD GROSSER PARK
ERSTKLASSIGES FRANZÖSISCHES RESTAURANT
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London / General-Verwaltung Henri Emery

---

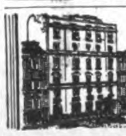
HOTEL BEAU-SÉJOUR CANNES



MOULIN-ROUGE
PARIS
PARIS AUX ÉTOILES
NEUE REVUE
JANE AUBERT
DOLLIE UND BILLIE
MAURICET — JOHNNY HUDGINS
DIE 16 RASCH GIRLS
UND HARRY PILCER

MONTE CARLO, SUN PALACE.
Der grösste Komfort — Prachtvolle Aussicht auf das Meer — Südliche Lage — Pension von 55.— bis 95.— Frs.

PARIS **HOTEL DE NOAILLES**
9 Rue de la Michodiere, bei der Oper, im Zentrum — NEU — MODERN.



THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.



Die Aktiengesellschaft Cristalleries de Nancy
(Niederlage in Paris, 47 Rue le Peletier)
bringt neue prächtige
SCHLEIFKRISTALLE
in Vasen, Tafelservicen, Fantasieartikeln sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flakons für Luxus-Parfümerie in den Handel. Zeichnung, Schliff und Dekoration sind in den schönsten Farben gehalten, die Formen in moderner Ausstattung, das Kristall aus klarstem Material und in feinstem Brillantschliff.
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4322. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 12. Januar 1928.

Allgemeine Notizen.

Eine reiche Bücherspende zwecks Begründung eines Iberio-amerikanischen Instituts in Berlin hat der bedeutende argentinische Jurist und Nationalökonom Professor Dr. Ernesto Quesada der preußischen Regierung überwiesen. Um den Erwerb dieser größten und wertvollsten südamerikanischen Privatbibliothek hatten sich die Universitäten Washington und Chikago mit hohen Summen bemüht. Die Bibliothek umfaßt 81 774 Bände. Die Anfänge zu derselben hat der Vater Professor Quesadas gelegt. Dieser, selbst Gelehrter von Ruf, war längere Zeit argentinischer Gesandter in Berlin. Sein Sohn hat deutsche Schulen und Hochschulen absolviert und bei Professor Lamprecht in Leipzig Geschichte studiert.

Einen Reichsverband des deutschen Schrifttums haben die Verbände des Schrifttums, Kartell lyrischer Autoren, Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, Verband Deutscher Erzähler und Verband Deutscher Filmautoren in gemeinsamer Sitzung durch endgültige Annahme der Satzungen vollzogen. Das Präsidium besteht aus Georg Engel, Dr. Walter Harlan und Walter von Molo.

Der Sächsische Kunstverein in Dresden wird am 7. April d. J. die Hundertjahrfeier seiner Gründung begehen. Zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereignis will er als Jahresprämie allen Vereinsmitgliedern eine Kleinplastik oder eine Plakette überreichen. Um ein geeignetes Kunstwerk zu erlangen, wird ein Wettbewerb veranstaltet. Die Entwürfe sind bis zum 31. Januar d. J. in der Geschäftsstelle des Sächsischen Kunstvereins, Brühlsche Terrasse, abzuliefern, und zwar mit einem Kennwort versehen und der genauen Bezeichnung des Urhebers in einem gut verschlossenen Briefumschlag mit gleichem Kennwort. Das Preisgericht wird gebildet aus dem Vorstand des Sächsischen Kunstvereins. Ihm stehen zur Verfügung: ein 1. Preis von 500 Mark, ein 2. Preis von 300 Mark und ein 3. Preis von 200 Mark. Die Wettbewerbsbedingungen sind unentgeltlich von der Geschäftsstelle des Sächsischen Kunstvereins zu erhalten.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland hat von Ende September 1926 bis Ende September 1927 eine Erhöhung von 511 159 Hörern erfahren. Davon entfallen auf die Monate März bis Juni 1927 129 835 neue Teilnehmer, auf die Sommermonate Juli bis September 43 784.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft (Sitz in Berlin SW., Dessauerstraße 14) hält ihre 34. Große Wanderausstellung vom 5. bis zum 10. Juni dieses Jahres in Leipzig ab, worauf wir wiederholt hingewiesen haben. Die 1885 von Max Eyth begründete Gesellschaft erblickt von jeher ihre Aufgabe bis auf den heutigen Tag lediglich darin, die alles und jedes umfassende Technik der Landwirtschaft auf gemeinnütziger Grundlage unter Ausschluß aller politischen Tendenzen aufs eingehendste zu fördern, wobei sie sich in erster Linie auf die ehrenamtliche Mitarbeit ihres Mitgliederkreises stützt, der zur Zeit rund 42000 Personen umfaßt, von denen sich rund 1100 als unmittelbare Mitarbeiter in den Ausschüssen und Sonderausschüssen zur Verfügung stellen. Der Mitgliederbestand, der sich in den letzten sechs Jahren verdoppelt hat, verteilt sich auf das ganze Deutsche Reich, und zwar so, daß auf Ostelbien rund 13500, auf Westelbien rund 20000 und auf Süddeutschland rund 6600 Mitglieder entfallen. Neben den 27000 Mitgliedern aus der landwirtschaftlichen Praxis gehören weiterhin über 5000 dem Berufsstand der Industriellen und Kaufleute an.

Für eine Seilschwebebahn im Tennengebirge bewilligte das österreichische Bundesministerium für Handel und Verkehr einem Bankgeschäft in Zell am See im Verein mit einer Elektrizitätsgesellschaft in Wien technische Vorarbeiten von Tanneck zum Schutzhaus auf der „Achsel".

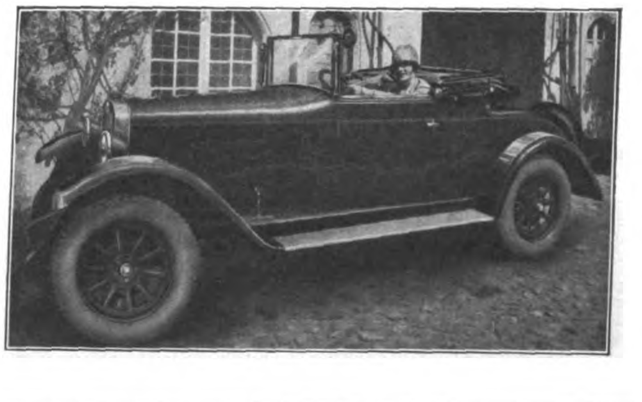
Die Schweizer Skirennen, die mit internationaler Besetzung vom 26. bis zum 29. Januar in Gstaad im Berner Oberland stattfinden, sind so ausgeschrieben, daß sie den Teilnehmern einen letzten Schliff für die Olympischen Spiele ermöglichen. So führt der Skilanglauf über 50 km mit Schwierigkeiten, wie sie ähnlich die Läufer in St. Moritz antreffen werden. Für das Militär-Skirennen der Schweiz sind der 14. und 15. d. M. festgelegt worden. Schauplatz sind die Höhen von Les Avants. Es werden ein Langlauf über 40 km und zwei Patrouillenläufe mit militärischen Uebungen, Sprüngen und Hindernissen aller Art durchgeführt. Für die Schweizer Mannschaft für den Militär-Patrouillenlauf bei den Olympischen Spielen bildet diese Veranstaltung die Abschlußübung.

Der Schweizer Winterkurort Engelberg verfügt nunmehr über die erste Schweizer Seilschwebebahn. Die Bahn verbindet die Gerschnialp mit einem etwa 1500 m entfernten Höhenzug, der bisher nur schwer erreichbar war. Ein ideales Skigebiet in etwa 2000 m Höhe.













ILLUSTRIRTE ZEITUNG

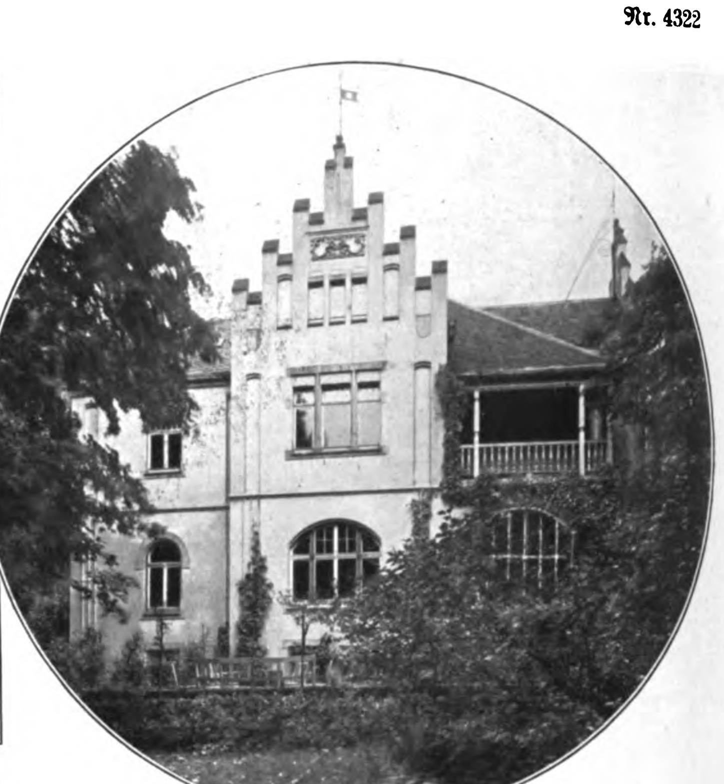


Wintersport in der Großstad — auch bei schneelosen Zeiten: Im neuen Wiener Schneepalast.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Professor Glatz.

Die Halle des nicht mehr in Betrieb befindlichen Nordwestbahnhofs am Tabor in Wien wurde in einen Schneepalast umgewandelt, der eine Ski- und Rodelbahn und auch eine Sprungschanze aus künstlichem Schnee umfaßt, so daß die Wiener und Wienerinnen außer in den Wintermonaten auch im Frühjahr und Herbst dem Wintersport huldigen können. Namentlich Sonntags ist der Wiener Schneepalast, eine Gründung des schwedischen Sportlers Dagfin Carlsen, Schauplatz eines sehr vergnügten Treibens.





Der Neujahrsempfang beim Reichspräsidenten in Berlin: Präsentieren der Ehrenwache bei der Abfahrt der fremden diplomatischen Vertreter im Hofe des Reichspräsidentenpalais. — Im Kreis: Von der Eröffnung des Eucken-Hauses als Stätte der Erinnerung und des geistigen Austausches in Jena am 5. Januar zum 82jährigen Geburtstage des verstorbenen Philosophen: Das ehemalige Heim Euckens in der Botzstraße. (Phot. A. Bischoff.)





Von der furchtbaren Explosionskatastrophe in Berlin in der Nacht vom 4. zum 5. Januar: Der Trümmerhaufen an der Unglücksstätte, unter dem Rettungsmannschaften nach Toten und Verletzten suchen. Bei dem Unglück wurden 17 Hausbewohner getötet und mehrere verletzt. Links: Vorderansicht des durch die Explosion zerstörten Hauses in der Landsberger Allee.





Vom Staatsbesuch des afghanischen Königs, der auch nach Europa kommen will, beim König von Ägypten: König Aman-Ullah-Chan von Afghanistan in Kairo auf dem Wege zum Festmahl bei König Fuad I. von Ägypten. — Nebenstehend: Lebensmittelzufuhr für die durch starken Schneefall von der Umwelt abgeschlossenen Ortschaften in England mittels Luftfahrzeuge: Übernahme der von der Heilsarmee besorgten Lebensmittel, die dann in kleinen Korbtaschen über den schneebelagerten Ortschaften abgeworfen werden, in ein startbereites Flugzeug.

GRENZLANDE IM DEUTSCHEN WESTEN

VON HARRO ESSINGH

Die germanisch-romanische Völkerscheide des europäischen Westens hat eine dem slawisch-germanischen Osten in mancher Beziehung entgegengesetzte historische Entwicklung hinter sich. Der deutsche Westen ist, abgesehen von der römischen Periode, niemals Kolonialland gewesen. Als das erstarkende alte deutsche Reich gegen den Osten vordrang, fand es mehr oder weniger Wildnis vor. Die Lande an Oder und Weichsel erhielten ihre Kultur von deutschen Priestern, Rittern, Handwerkern und Bauern. Als dagegen das fränkische Königreich nach der Rheingrenze zu drängen begann, fand es altes, aus sich selbst heraus geschaffenes Kulturland vor. Es konnte ihm nichts mehr bringen als seine gallisch-leichte Lebens- und Liebeskunst und die Anmut seiner Sprache. Damit hat es in der Tat seinen Bajonetten den Weg bereiten und zugleich ihre Schärfe vertuschen können. Ist die Stellung der deutschen Sprache in Osteuropa dieselbe wie die der französischen in den Grenzlanden des Westens? Im Osten ist es das Bedürfnis nach einer Verkehrssprache für die zahlreichen kleinen Gruppen, das zu einem beträchtlichen Teil den deutschen Spracheinfluß herbeigeführt hat. Von purer Liebe und Neigung ist dabei wenig zu bemerken; man denke an Tschechen und Polen. Im Westen stießen zwei internationale Verkehrssprachen zusammen. In dem entstehenden Wettbewerb hat fast auf der ganzen Linie zwischen Alpen und Nordsee das Französische sich viel weiter in deutsches bzw. germanisches Gebiet einschieben können, als es umgekehrt mit dem Deutschen der Fall ist. Mit dieser Feststellung gelangt man an den Kern des Problems unserer Westgrenze: der Germane ist anpassungsfähiger und national weniger verbissen als der Romane.

Die Schweiz ist ein erstes Beispiel. Zwei Drittel der Bewohner sind deutscher Zunge, das andere Drittel spricht französisch und italienisch. Auf Grund des Anschauungsunterrichts, den die Wallonen in Belgien und die Italiener in Südtirol erteilen, darf man in aller Ruhe die Behauptung aussprechen, daß es um die sprachliche Freiheit in der Schweiz viel, viel schlechter bestellt sein würde, wenn die Mehrheit der Bevölkerung romanisch wäre. Diese Wahrheit kommt dem Deutschschweizer heute kaum zum Bewußtsein und ist, wie die Dinge liegen, ja auch von keinem praktischen Wert. Durch das gute Beispiel der deutschschweizerischen Selbstlosigkeit mögen die Welschschweizer ihrerseits gereift und duldsamer geworden sein. Die Tatsache jedoch, daß innerhalb der Schweiz weit mehr Deutschschweizer verwelscht als Welschschweizer verdeutscht werden, daß ferner die französische Sprache unter den Deutschschweizern viel verbreiteter ist als die deutsche Sprache im romanischen Teil des Landes, erinnert immer wieder daran, daß der Germane sich fremdem Wesen gegenüber aufgeschlossener zeigt als der Romane.

Im Elsaß und in Luxemburg liegen die Dinge ähnlich, aber doch verschieden, weil hier die ganze Bevölkerung, bis auf vereinzelte Dörfer, germanisch ist und ein bodenständiges Romanentum nicht vorhanden ist. Wer im Elsaß (von importierten Beamten abgesehen) und in Luxemburg Französisch als seine Muttersprache ausgibt, ist romanisierter Germane. Diese Typen sind an Zahl verschwindend gering, aber einflußreich. Ihnen zur Seite stehen die ebenfalls wenig zahlreichen Doppelsprachigen, die bewußt den Stolz auf ihre Mischkultur pflegen. Man würde einen Irrtum begehen, wenn man der Annahme zuneigen würde, diese Schichten würden von der in Sprache und Sitte deutsch gebliebenen Masse der Elsässer und Luxemburger als Fremdkörper empfunden. So einfach liegen die Dinge nicht. „Mer welle bleibe, was mer sin!" steht auf dem Sockel eines Denkmals in der Stadt Luxemburg. In Luxemburg z. B. herrscht eine weitgehende Kultivierung des Französischen in den oberen Schichten und in der Verwaltung, und die Masse des Volkes ist damit, obwohl sie sich nie als Franzosen bekennen wird, einverstanden. Dem elsässichen Volk, einschließlich der Doppelsprachigen und bis zu einem gewissen Grade selbst der ausschließlich Französischsprechenden, wäre eine staatsrechtliche Lage wie die Luxemburgs das Ideal, auch wenn man sich aus Gründen der Opportunität für Franzosen ausgibt, wie man sich auch während der Zugehörigkeit zum Reich als „loyal" bezeichnete. Daß dies alles letzten Endes nur die Folge einer unglückseligen geschichtlichen Entwicklung ist und nicht etwa notwendig im alemannischen oder lothringischen Volkscharakter begründet liegt, beweist Baden, beweist das Rheinland, beweist vor allem drastisch das Saargebiet. Man darf überzeugt sein, daß die Mentalität des Saarländers, soweit er 1815 im Zweiten Pariser Frieden Rheinpreuße wurde (Saarlouis und Umkreis), sich heute kaum von der des Elsässers unterscheiden würde, wenn er damals wie dieser bei Frankreich geblieben wäre. Denn in jener Zeit, von den Anfängen der Französischen Revolution bis über die Napoleonische Zeit hinaus, schwärmte das ganze Rheinland für die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und man warf die Begriffe Freiheit und Frankreich durcheinander. Bis 1815 kam und die Geister von der deutschen Bewegung erfaßt wurden, soweit sie wegen der politischen Grenzen erfaßt werden konnten. Elsaß stand abseits, weil es nach Napoleons Sturz kein deutsches Bundesland geworden war; und Luxemburg, das dem alten Deutschen Bund zwar angehörte, war durch Personalunion mit den Niederlanden verbunden und wurde dadurch nach Westen abgezogen. Die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts griff tief in die Gestaltung des nationalen Empfindens ein. Daß in unserer Gegenwart alle französischen Überredungskünste im Saargebiet sich als vergeblich erwiesen haben, ist indirekt der beste Beweis dafür.

Soweit die deutsch-französische Sprachgrenze in Frage kommt, interessiert uns dies alles unmittelbar. Geht man nach Belgien, so findet man in dem wallonisch-flämischen Gegensatz den Kultur- und Sprachenkampf in neuer Form. Auch in den Niederlanden zeigt es sich, daß die germanische Bevölkerung ihre Sprache viel schneller aufgibt als die romanische, und wiederum sind es dieselben Gründe wie in der Schweiz: stärkeres Talent zur Erlernung einer fremden Sprache und dazu eine gewisse sprachliche Gutmütigkeit. In Belgien kommt zur Schwächung der flämischen Widerstandskraft bzw. zur Unterbindung eines Gegenangriffs noch hinzu, daß die niederländische Sprache wegen ihrer geringen Verbreitung unter erschwerten Bedingungen kämpfen muß, das Französische daher besonders leichtes Spiel hat. Wer Belgien kennt, wird wissen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Wallonen das Vorhandensein oder die Gründung französischer höherer Schulen und Universitäten in Flandern betrachten, und mit welchem Fanatismus sie andererseits sich der Errichtung jeder Volksschule für flämische Arbeiterkinder im wallonischen Kohlenbezirk widersetzen. Erst in jüngster Zeit hat sich, eben an der fanatischen wallonischen Unduldsamkeit, der auf Erhaltung von Sprache und Art gerichtete flämische Volkswille entzündet.

Das für die westdeutschen Grenzlande Charakteristische liegt nun darin, daß es im Westen nicht (wie etwa im Osten Weichselland, Baltikum, Böhmen und die Donauländer) Gebiete gibt, in die umgekehrt deutscher Sprach- und Kultureinfluß eingedrungen ist. Jenseits der Vogesen, von Metz, von Luxemburg und der wallonisch-flämischen Sprachgrenze ist alles stockfranzösisch; die deutsche Sprache ist dort nicht bekannter als das Französische im Inneren Deutschlands. Die Grenzlande im Westen sind ausnahmlos dem Deutschtum und dem Germanentum verlorengegangene Gebiete, während die angrenzenden Länder im Osten kulturelle Eroberungen der deutschen Sprachgemeinschaft sind. Das ist der grundlegende Unterschied, wenig erfreulich, aber durchaus der Tendenz der europäischen Kulturgeschichte entsprechend: Fortschreiten von Westen nach Osten.

Burgundische Herrscher haben am Ausgang des Mittelalters versucht, an den Landen an Rhein und Maas ein germanisch-romanisches Zwischenreich im Stile des alten Lotharingiens zu schaffen. Das weitblickende Streben Karls des Kühnen und seines Vaters hat Schiffbruch gelitten, letzten Endes weil er das französische Element und die französische Sprache im neuen Staat herrschend machen wollte, wodurch er selber die Idee eines Pufferstaates von vornherein sabotiert hat. Niemand vermag heute vorauszusagen, wie sich die Dinge an Rhein und Maas in der Zukunft entwickeln werden. Die Geschichte kann sich nie ganz wiederholen, da die Verhältnisse wechseln, unter denen der Mensch lebt, und der Mensch selbst mit den wechselnden Bedingungen ein anderer wird. „Ein freies Elsaß-Lothringen als Mitglied der Vereinigten Staaten von Europa und als Mittler zwischen Frankreich und Deutschland" verlangt das Manifest der elsässischen Autonomisten als Endziel der Entwicklung. In Luxemburg und Flandern ersehnt man dasselbe, und bei der für das germanische Element ungünstigen Grenzziehung der Gegenwart kann man sich in Deutschland nach Lage der Dinge einstweilen kaum Besseres wünschen als solche Sehnsucht, die wenigstens das eine beweist, daß die Grenzlande im Westen trotz aller historisch begründeten Hinneigung nach Westen nicht im Romanentum aufgehen wollen.



Vom Besuch des argentinischen Außenministers in Berlin: Minister Dr. Gallardo während seiner Ansprache zum Empfang im Berliner Stadtschloß bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Am 5. Januar traf der Außenminister Argentiniens, Exzellenz Dr. Angel Gallardo, der eine Rundreise durch Europa unternimmt, in Berlin ein, von Vertretern der argentinischen Gesandtschaft und des deutschen Auswärtigen Amtes empfangen. Nach einem vom Gesandten Quintana gegebenen Frühstück in der Gesandtschaft veranstaltete die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einen Empfang im Schloß, bei dem der Präsident der Gesellschaft, Adolf v. Harnack, die Begrüßungsrede hielt, auf die der Gast in freundschaftlicher Weise erwiderte, wobei er die guten Beziehungen in politischer und die tiefen Zusammenhänge in kultureller Hinsicht zwischen Deutschland und Argentinien betonte. Am folgenden Tage war Dr. Gallardo Gast der Reichsregierung in der Reichskanzlei und wurde dann vom Reichspräsidenten empfangen. Am Abend weilte er im Hause des Reichsaußenministers Dr. Stresemann, den wegen Erkrankung Staatssekretär v. Schubert vertrat.



Zu der vom Botschafter Schurman veranlaßten amerikanischen Spende für den Neubau der Heidelberger Universität: Das „Alte Kollegienhaus“ in Heidelberg am Ludwigsplatz. Rechts schräg gegenüber von diesem Gebäude soll der Neubau erstehen.



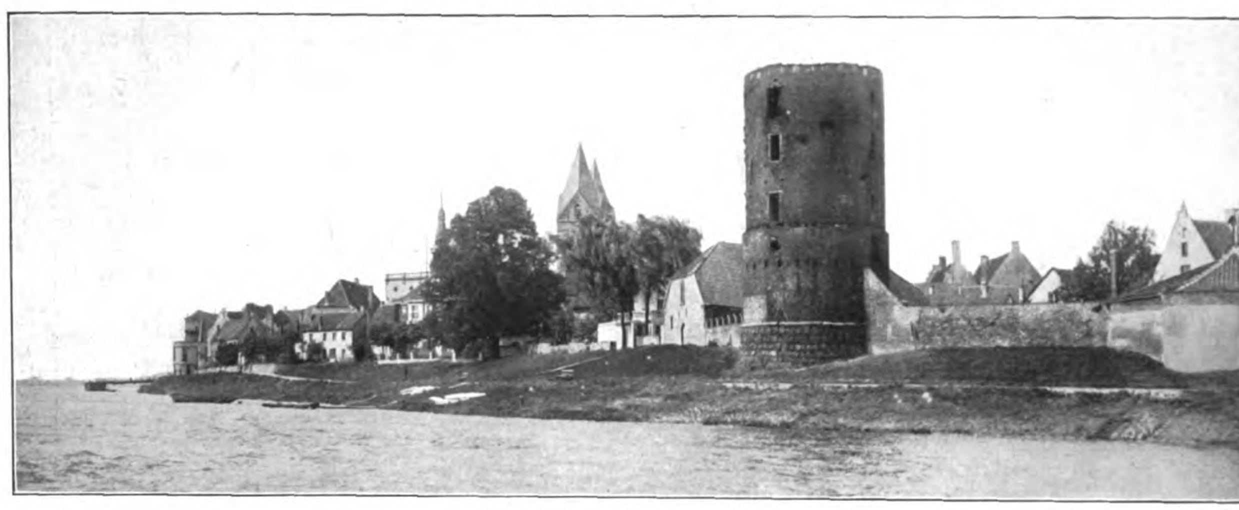
Gustav Meyrink, Verfasser von phantastischen und grotesken Romanen und Erzählungen, feiert am 19. Januar seinen 60. Geburtstag.



Wilhelm Schäfer, bekannter Heimatdichter, biographischer Darsteller und Verfasser künstlerischer Anekdoten und rheinischer Novellen, wird am 20. Januar 60 Jahre alt.

TAGESGESCHICHTE

Am 1. Januar empfing Reichspräsident v. Hindenburg in der üblichen Weise die Vertreter der fremden Mächte in Berlin, denen im Hofe des Reichspräsidentenpalais von einer Reichswehrabteilung die militärischen Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Als Doyen des diplomatischen Korps übermittelte der päpstliche Nuntius Pacelli dessen Glückwünsche an den Reichspräsidenten und das deutsche Volk. In seiner Erwiderungsrede betonte Hindenburg, ebenso wie bei dem darauffolgenden Empfang der Reichsregierung, die Bedeutung der Freiheit, des höchsten Gutes der Nationen, und forderte die Aufhebung der Rheinlandbesetzung.



Zur 500-Jahrfeier der niederrheinischen Stadt Rees: Blick vom Rhein aus auf die Stadt, die in diesem Sommer ihr Jubiläum feiert.

In Berlin wurde in der Nacht vom 4. zum 5. Januar ein Wohnhaus in der Landsberger Allee von einer schweren Explosion betroffen. Die rechte Seite des vierstöckigen Gebäudes wurde vollständig abgerissen und stürzte auf das danebenliegende unbebaute Gelände hinab. Dabei wurden zahlreiche anwesende Personen verletzt und siebzehn getötet. Die Ursache des Unglücks ist nicht restlos geklärt, man vermutet Gasexplosion.

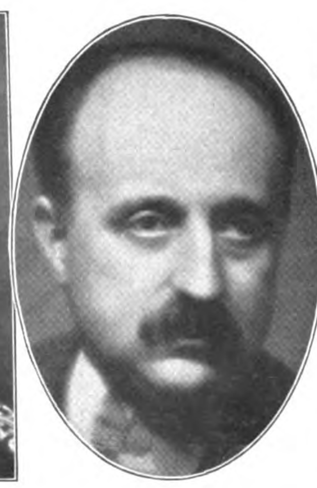
Nachdem man anfänglich gehofft hatte, die bei dem Untergang des amerikanischen Unterseebootes „S 4“ am 17. Dezember im Inneren eingeschlossene Besatzung noch zu retten, mußten dann infolge der widrigen Seeverhältnisse die Rettungsversuche eingestellt werden. Nunmehr wurden die Bergungsarbeiten wieder aufgenommen, und den Tauchern gelang es auch, sich einen Zugang in das Wrack zu schaffen. Bisher konnten drei Leichen an die Oberfläche gebracht werden. Die Unzulänglichkeit der ersten Rettungsversuche hat zahlreiche Rügen hervorgerufen; man hat es der amerikanischen Marine zum Vorwurf gemacht, daß sie solchen Unterseeboots-Unfällen gegenüber nicht mit genügenden Hilfsvorrichtungen ausgerüstet sei.

Bei einem Abschiedsessen, das der Vorstand der Steuben-Gesellschaft in Neuyork am 3. Januar für den auf seinen Posten nach Berlin zurückkehrenden Botschafter Schurman veranstaltete, gab dieser bekannt, daß eine von ihm in Amerika veranlaßte Sammlung für den Neubau eines Hauptgebäudes der Heidelberger Universität bereits 280 000 Dollar ergeben habe. Der Rest der Baukosten soll ebenfalls noch aufgebracht werden. Der Hauptspender war John D. Rockefeller jun. Es ist nun geplant, die gestifteten Gelder zuerst für einen Umbau der Seminargebäude der Universität zu verwenden, die einem großen Hörsaalgebäude Platz machen sollen. — Amerikas Botschafter in Berlin, Schurman, ist Ehrendoktor und früherer Student der Heidelberger Universität.

Am 5. Januar, dem Tage, an dem der verstorbene Jenenser Philosoph Rudolf Eucken hätte seinen 82. Geburtstag feiern können, wurde das alte Heim des Gelehrten in Jena seiner Erinnerung und dem Gedanken des geistigen Austauschs zwischen den Kulturvölkern geweiht mit einer Feier in der Universitäts-Aula. Am Nachmittag empfingen dann das Kuratorium der Stiftung und die Familie Eucken die Teilnehmer des Festaktes im Rudolf-Eucken-Haus.



Vizeadmiral Oldekop, der neue deutsche Flottenchef, trat am 1. Januar an die Stelle des in den Ruhestand gegangenen Vizeadmirals Mommsen.



Nicolas Petresco-Comnène, der zum Nachfolger des bisherigen rumänischen Gesandten in Berlin, Const. G. Nanos, ernannt wurde.



Ein moderner Monumentalbau in der württembergischen Landeshauptstadt: Das vor kurzem fertiggestellte Gebäude der Oberpostdirektion in Stuttgart. (Phot. Ph. Sporrer, Stuttgart.)



Wie der zeitgemäße Geschäftsmann für die Kinder sorgt. Zeichnung von Martin Frost.

In Berlins größtem Schuhwarenhaus Stiller ist in der Kinder-Abteilung ein wahres Paradies für die Kleinen geschaffen, in dem sie sich während des Einkaufs der Eltern unter Aufsicht von Kindergärtnerinnen bei Karussellfahren, Wippen, Reiten und anderen Belustigungen vergnügen können.



Holzfäller in den Wäldern an der Kama, dem größten Nebenfluß der Wolga.



Wolga-Ufer bei Simbirsk.

RUSSISCHE LANDSCHAFT

Farbige Zeichnungen von Prof. W. D Falileeff.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(2. Fortsetzung.)

Von Mr. Hallock habe ich noch nicht erzählt. Er ist der seltsamste von allen Passagieren. Mr. Hallock ist Schotte von Geburt und hat eine Tochter in Nassau, der Hauptstadt der Bahama-Inseln, verheiratet. Sie wohnt dort mit ihrem Mann und zwei Kindern, die ihren Großvater noch nicht kennen. Mr. Hallocks Schwiegersohn hat ein Hotel, ein großes, gutbesuchtes Hotel! Es ist Segen im Geschäft, wie Mr. Hallock erzählt. Endlich hat er sich entschließen können, seine Kinder zu besuchen, dieser bedauernswerte Mensch, der an einer fixen Idee leidet, die gesunde Menschen nur belächeln.

Mr. Hallock bildet sich ein, in die Zukunft sehen zu können. Das tun andere auch und machen sogar Geschäfte damit. Dieser Schotte leidet darunter, denn er hat nur Vorahnungen für schlimme Dinge und für Ereignisse, die ihn selbst betreffen. Er spricht mit mir wie mit einem Arzt, dem er sich anvertraut. Er vermag es selbst nicht zu erklären, wie alles ist. Nein, Stimmen hört er nicht. Er glaubt auch gar nicht an eine übersinnliche Welt. Aber in seinen Entschlüssen hat er oft Hemmungen, die unüberwindlich sind. Dreimal schon hat er auf die Reise über den Atlantik im letzten Augenblick verzichtet, weil er ein Schiffsunglück voraussah, das doch nicht eintrat. Schließlich hat er den Riesendampfer „Leviathan" benutzt.

„Da warnte mich nichts," sagte er, „und alles ging gut."

Jetzt macht er die große Umreise über Hamilton und Kuba, um nach Nassau zu kommen. Solch weiten Abweg! Er spricht viel von seinen Enkelkindern, auf die er so stolz ist. Diesen Mann soll einer begreifen!

Immer ist er in Unrast, und man begegnet ihm an allen möglichen Orten. Er kontrolliert gleichsam das ganze Schiff und weiß mehr als wir alle. Er belauscht den Takt der Maschinen und prüft die Wettermeldungen. Immer ist er, klein, schmächtig und eidechsengewandt, auf geheimnisvollem Posten. Der Funker ist ebensowenig sicher vor ihm wie der Kapitän.

„SOS ist doch der Hilferuf, wenn ein Schiff in Not ist, nicht wahr?" sagt er. „So frage ich den Funker, ob außer ihm noch ein Beamter an Bord ist, der die Funkapparate bedienen kann. — ‚Selbstverständlich', antwortet er mir. ‚Mindestens drei. Es ist nicht so schwer, diese Zeichen zu senden. Aber der Himmel bewahre uns davor, daß wir in Seenot kommen und andere Schiffe anrufen müssen.' — ‚Wollen Sie mich vielleicht auch unterweisen?' habe ich gefragt. ‚Wenn es nicht so schwer ist!' — Ja, wenn es mich beruhige, doch erst in seiner Freizeit. Ich werde mich heute abend also in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Sagen Sie es, bitte, nicht weiter."

Mr. Hallock ist von seiner Unterredung mit dem Funker scheinbar befriedigt und ruhiger geworden. Er ist auch ein wenig stolz, daß er der einzige Passagier sein soll, der eine so wichtige Kunst beherrscht. Am Abend hat er die Verabredung vergessen.

Der Sturm, der unser Schiff vor sich hertreibt und über die weißen Wellenkämme braust, hat seinen mächtigen Atem verloren. Die Wettermeldungen lauten günstiger.

Auf dem „Globus" tanzen die Passagiere.

Nein, dieser Mr. Hallock hat seine Verabredung doch nicht vergessen, nur aufgeschoben; denn er ist einer anderen wichtigen Sache auf der Spur, die ihn vollauf beschäftigt.

„Sind Sie schon im Kielraum des ‚Globus' gewesen? Nein? Das sollten Sie tun! Da werden Sie hinter ein überwältigendes Geheimnis kommen."

Sein meckerndes Lachen wird triumphierend.

„Überwältigend, sage ich. Und nichts andres. Ich habe vorhin den Kapitän gestellt, oben in seiner Kabine. So stand ich da in der Tür, und er konnte mir nicht ausweichen. ‚Wir haben zwei Särge an Bord, Kapitän', sage ich sachlich. ‚Unten im Kielraum auf Eis.'

‚So, zwei Särge? Wer hat Ihnen das gesagt, Mr. Hallock?'

‚Es genügt, daß ich es weiß, Kapitän.'

‚Sie werden diese Einrichtung auf allen Schiffen finden.'

‚Auf Eis! sage ich, Kapitän. Diese Särge sind also in Benutzung!'

‚Kümmern Sie sich, bitte, um Ihre Angelegenheiten, Mr. Hallock. Das wäre mir lieber.'

So wollte er mich mit einer großen Geste abtun. Aber ich wich nicht.

‚Die Passagiere haben ein berechtigtes Interesse daran, Kapitän, und morgen werden wir weiterverhandeln.'"

„Waren Sie denn unten im Kielraum, Mr. Hallock?" frage ich.

„Im Kielraum? Nein."

„Woher wissen Sie dann ...?"

„Die Tatsache mag Ihnen genügen. Es ist ein Unglück über uns allen. Das dürfen Sie mir glauben." Der Schotte hastet davon.

Ich stehe allein auf dem Bootsdeck, das am höchsten ist, und starre in die Nacht. Dieser armselige Mensch, der von seinen Visionen und seinem übertriebenen Mißtrauen ruhelos umhergehetzt wird, hat auch mich unruhig gemacht.

Ein Unglück ist über dem Schiff. Nein doch. Nein. Der „Globus" ist sicher und gut. Der Wintersturm hat seine Kraft verloren. Morgen werden wir in der großen Stille des Südens sein.

Morgen steuert der „Globus" die Bermudas an.

Der Sturm hat den Himmel von allen lastenden Wolken reingefegt. Die Sterne flimmern über mir. Leise und gedämpft flattern Takte von Tanzmusik herauf. Mr. Hallocks neues Geheimnis ist noch nicht bekannt. Die Passagiere tanzen.

Ich wende mich an der Reling um und überblicke das lange Bootsdeck. Ich bin nicht der einzige Gast hier oben. Ein andrer Passagier, den ich bis zu dieser Stunde nicht an Bord gesehen, geht langsam an mir vorbei und grüßt. Ich kann sein Gesicht nicht genau erkennen. Er trägt einen schwarzen Mantel über schwarzer Kleidung, hat einen harten schwarzen Filzhut auf dem Kopf und schwarze Handschuhe an. Bei jedem zweiten Schritt stützt er sich auf einen zusammengerollten seidenen Regenschirm.

Nach dem Gespräch mit dem Schotten wirkt dieser Fremde geradezu unheimlich. Nein, er verschwindet nicht, wie eine Trugerscheinung. Auf und ab geht er allein hier oben, während die anderen tanzen. Ein ausgezeichnet gekleideter Gentleman, der sich wie auf einer Kurpromenade Bewegung macht. Als ich an ihm vorübergehe, weicht er im Bogen aus, wie aus Furcht, daß ich ihn ansprechen könnte.

Jedem andern würde er auch aufgefallen sein. Diese dunkle Feierlichkeit steht im Gegensatz zu allen Gewohnheiten auf hoher See. Einen schwarzen, steifen Hut zu tragen, wenn der Sturm über Deck pfeift.

Vor dem Rauchsalon treffe ich Mr. Hallock wieder, der sich mit dem Chefingenieur unterhält und durchaus erfahren will, wie der Mechanismus der Schottenschließung funktioniert, wenn solch ein Schiff wie der „Globus" einmal leck würde.

Ich frage ihn nach dem Mann, dem ich eben begegnet bin. Mr. Hallock sieht mich mit weiten Augen an. Das ist wieder etwas Neues für ihn.

„Was sagen Sie da? Einen schwarzen Regenschirm in der Hand und schwarze Handschuhe?"

Er stürzt zum Bootsdeck hinauf.

Der Chefingenieur blickt ihm schweigend nach und wärmt sich die Finger an seiner Shagpfeife.

V.

Als ob ich immer zu den Leuten auf dem Rittergut Gussenow gehört hätte, lebe ich jetzt mit ihnen in der Abgeschlossenheit ihrer kleinen Welt und lerne vieles begreifen, was ich in den ersten Tagen meines Besuchs noch nicht verstand. Auch die beiden, Felix und Olga von Brake.

Ich lese in kaum beachtenswerten Geschehnissen und belanglosen Ereignissen ihre Geschichte, wie ich die Geschichte des „Globus" durchgeblättert habe und viele, viele andere, nur daß ich dabei nie ein Unbeteiligter bin, der die Bücher schließen und beiseitelegen kann, wenn er ihrer müde wird. Nein, ich bin stets härter betroffen als die anderen alle. Sie haben wohl mehr Mut oder Gleichgültigkeit und packen das Leben zagloser an. Über den anderen ist die große Gnade, vergessen zu können.

Hin und her gehe ich durch die Ereignisse meiner Tage, lebe hier und da gemeinsames Schicksal mit anderen und bin wieder allein. Gott weiß es, ich suche sie und ihre kleinen Abenteuerlichkeiten nicht. Zu lange habe ich in den großen Städten gelebt, wo zwischen den Menschen keine Bindungen mehr bestehen. Es gibt viele, die das für einen herrlichen Zustand halten und „Freiheit" nennen.

Aber auch hier sind die Menschen nicht glücklich und froh und leben aneinander vorbei. Der Friede der Landschaft und Tiere ist nicht auch der Friede ihrer Herzen. — — —

Gussenow ist ein großes Rittergut. Es hat über 2000 Morgen Land und Wald und mächtige Fischteiche voller Karpfen und Krebse. Felix von Brake ist ein gefürchteter Herr, aber er arbeitet wie der geringste seiner Häusler oder Knechte und dient dem alten väterlichen Boden, jedoch nicht aus tief verwurzelter Liebe, sondern aus Pflichtgefühl, das ihn auch von sich selbst das Letzte fordern läßt.

Wie sehr hat sich dieser Mann seit unsrer Studentenzeit gewandelt! Sein ganzes Studieren war damals gewiß nur Spielerei. Er wußte, daß er einmal das Gut übernehmen und verwalten mußte, aber in nichts brachte er es zu einem Abschluß. Er hatte so viele Interessen, denen er nachging, bei Tag und in den Nächten. Immer hatte er die Taschen voll Geld und überall Freunde, die auf seine Kosten lebten und zechten. Das juristische Staatsexamen? Wozu? Höchstens die Promotion war erstrebenswert; denn sie verlieh eine gewisse Würde, die etwas bedeutete. Wenn ich ihn heute daran erinnern wollte, an welchen Bagatellen sein guter Wille stets von neuem scheiterte! Statt

in die Kollegs zu gehen, bezahlte er einen Einpauker, einen alten, heruntergekommenen Studenten, der alle Examensfragen seit Jahren sammelte und die Gelehrsamkeit im Extrakt in die Kandidatenschädel trommelte. Man konnte sicher sein, daß man mit diesem Lehrmeister bestand. Aber Felix hatte nicht die Ausdauer, die Kurse durchzuhalten. Zwei, drei Semester neuer Anlauf und einige Wochen übertriebener Fleiß, dann lockte ihn anderes, das Oktoberfest, der Fasching oder ein Mädchen. Es war eine sorglose Zeit in München, lange vor dem großen Krieg, der alles Frohe zerstört hat.

Eines Tags verschwand er, ohne Abschied genommen zu haben und ohne den Doktortitel. Er diente später bei einem feudalen Kavallerieregiment in Pommern.

Und jetzt ist er das wandelnde Pflichtgefühl auf seinem Rittergut und möchte nicht mehr an alte Zeiten erinnert sein.

Felix und Olga verstehen einander nicht. Seine derbe, übertrieben aufrichtige Art verletzt sie, und er verspottet die „Romantik ihrer Seele".

Wie kann ein Mensch nur so verweichlicht sein, Kind? Zum Teufel, ist sie denn nicht die Frau eines alten Offiziers, der bis zum letzten Tag im Felde war?

Felix und Olga gehen aneinander vorbei, wann sie nur können, und respektieren ihre abgegrenzten Hoheitsgebiete. Nie wird sie ihm in seine Anordnungen hineinreden. Er ist der Gutsherr, der weiß, was er will. Und Felix kümmert sich nie darum, was sie mit sich selbst beginnt. Er ist ein wenig zu interesselos.

Nichts ist bösartig, was in diesen Tagen geschieht; sie verletzen einander nur mit Worten, die doppelsinnig erscheinen. Der stiernackige Mann fängt es plump und ungeschickt an, wenn er zu scherzen versucht. Dabei wendet er sich an mich als den Dritten und schont seine Frau nicht. Oh, sie hätte viel mehr Grund, ihn einmal zurechtzuweisen, wenn er sich gar zu wichtig nimmt und sich bei den Mahlzeiten aufspielt. Sie lächelt, wenn sie spricht, und spielt mit Worten wie mit goldenen Bällen.

Aber schließlich verstummt sie, weil sie mit Nadelstichen doch nichts ausrichtet und sein derbes Wesen nicht ändern kann. Und ihre Blicke erlöschen an ihm.

In der Samstagnacht ist zwischen den Eheleuten noch Zank gewesen. Felix setzt es mir später auseinander und will, daß ich ihm recht gebe. Die blonde Frau dagegen verrät sich mit keinem Wort.

War der Inspektor schuld, daß die beiden Männer bis in den grauenden Morgen Flasche nach Flasche leerten?

Petersen ist ein vernünftiger Mann, der im Dorf eine Braut hat. Die Tochter des Schullehrers. Das weiß jedes Kind auf dem Gut. Die Marie trägt von ihm einen goldenen Ring mit einem roten Stein. Schöner oder wertvoller sind die Ringe der gnädigen Frau gewiß auch nicht.

Das ist es, der Inspektor hat heillosen Respekt vor Herrn von Brake und gehorcht hündisch. Während der ganzen Woche trinkt er keinen Tropfen Alkohol. Sein künftiger Schwiegervater ist Guttempler und ein fanatischer Mann, der über jeden Einfluß gewinnt. Aber am Samstag ist Petersen trotzdem sternhagelvoll und muß am Sonntag bis in den hohen Mittag schlafen, um wieder nüchtern zu werden. Wenn er dann nachmittags Marie besucht, riecht sein Atem nach Pfefferminz, das er heimlich beim Krämer kauft.

Felix könnte seinen wackern Inspektor jeden Abend zu Gaste haben, das aber duldet die gnädige Frau nicht. Nein. Sie ist sogar fest entschlossen, nicht nachzugeben.

„Wie kann der Mann seine Pflicht tun, wenn du ihn selbst daran hinderst?"

„Bin ich nicht auch früh um fünf auf dem Felde? Wenn das eine Leistung sein soll!"

„Nicht jeder wird beim Reiten wieder nüchtern wie du."

„Hast du das gehört? Beim Reiten!" fragt er und sieht mich an. „Soll man denn überhaupt nicht mehr fröhlich sein?"

Am nächsten Sonnabend wird Petersen nicht gebeten und verläßt seine Wohnung frühzeitiger und durch den Seitenausgang, um nicht doch noch zurückgerufen zu werden. Er hat einen großen Kasten unter dem Arm und geht zum Dorf hinunter, um seiner Braut auf der Ziehharmonika vorzuspielen. Es wird ein nüchterner Abend werden, und Marie braucht einmal nicht auf die gnädige Frau eifersüchtig zu sein. Was für Geschichten Petersen aber auch erzählen kann! „Lieber Petersen" oder „Mein lieber Petersen" sagt die Gutsfrau, wenn sie ihn anredet.

Felix hat mich aufgefordert, mit ihm einen Gutsnachbarn zu besuchen. Er will anspannen lassen, damit ich nicht aus dem Sattel falle, wie er sagt. Es scheint also auch auf anderen Gütern heftig gezecht zu werden.

„Wenn es dir recht ist, möchte ich lieber hierbleiben, Felix."

„Hat Olga dich darum gebeten?"

„Deine Frau? Nein."

„Ich dachte."

Meine Ablehnung beschäftigt seine Gedanken.

„Was werdet ihr unternehmen?" fragt er beim Essen wie nebenbei. Seine Blicke haben etwas Unsicheres.

„Wir? Willst du denn allein fort?"

Die knabenhafte Frau sitzt mit geneigter Stirn zwischen uns und hält die schlanken, hellen Hände im Schoß.

„Wenn dir Walters Gesellschaft angenehm ist?"

„Ja. Danke. Wir könnten vielleicht ans Meer fahren oder zu den Teichen gehen, wenn Sie das lieben."

„Ein guter Gedanke. Du wirst achtgeben auf Olga, nicht wahr? Es sind oft Landstreicher unterwegs. Du solltest auch den Hund mitnehmen, Kind."

„Landstreicher? Das ist das Neueste. Aber Cäsar soll mitkommen, wenn du es wünschst."

Felix ist zufrieden und wieder sicher geworden.

„Es wird nicht langweilig sein. Er kann dir viel erzählen."

„Langweilig?"

„Ich meinte nur so. Und geht nicht durch den Wald zurück!"

„Sollen wir auf dich warten?"

„Auf mich? Nein. Ich kann nicht immer der erste sein, der nach Hause will."

*

Es ist schon Dämmerung zwischen Abend und Nacht. Wir gehen langsam zwischen herbstlichen Feldern. Der Gutshof bleibt in der Ferne hinter uns zurück. Wir wandern weiter in den Wald, zu den Teichen.

„Sie brauchen keine Sorge zu haben! Wenn die reisenden Handwerksburschen etwas wollen, kommen sie auf den Gutshof. Sie wissen, daß man ihnen Essen oder ein Nachtlager im Heu bei uns nicht abschlägt. Es ist noch nie etwas Schlimmes in unsrer Gegend geschehen. Ich gehe so oft allein."

Ob ich verstehe, was die Frau neben mir spricht? Ich lausche nur auf den Klang ihrer Worte, die wie zarte Hände streicheln. Wie lautlos und leicht ihre Schritte auf dem weichen Erdboden sind! Sie trägt ihre kurzgeschnittenen Haare unbedeckt und über dem fließenden Kleid gegen die Kühle nur einen seidenen Schal, der lose den freien Hals und ihre schmalen Schultern berührt. Die weißen Fransen streifen beim Schreiten die Gelenke am Fuß.

Der Weg ist so eng geworden, daß ich hinter ihr zurückbleiben muß, bis wir den großen Teich erreichen. So reden wir jetzt kaum ein Wort.

Mit gesenktem Kopfe trottet die Dogge in meinen Fußspuren.

Am Ufer, wo der Nadelwald weit zurücktritt, wird es wieder lichter. Die Spiegelfläche des Sees ist wie stumpfes, farbloses Blei. Ringsum ist alles lautlos geworden. Die Bäume sind schattenhaft und wie versteint. Reglos steht das Schilf an der Uferböschung.

Wenn ein Fisch, mitten im Teich, aus dem Wasser schnellt und wieder zurückfällt, knurrt der Hund und wartet mit gestreckter Rute.

„Weshalb haben Sie uns eigentlich im Winter das Telegramm geschickt?" fragt Frau von Brake.

„Was für ein Telegramm?"

„Er war so freundlich, dieser Gruß, doch er überraschte uns. Ein Telegramm, das über den Ozean kommt, ist in unserm Dorf immer noch ein Ereignis. Ein Bote hat es noch am Abend herübergebracht, obwohl der Inhalt ja nicht so wichtig war."

„War es kein Funkspruch?"

„Ein Funkspruch? Nein."

„Ich habe es an Bord eines Schiffes, das ‚Globus' heißt, aufgegeben. Schickte ich es hierher? Es geschah, bevor wir nach Kingston fuhren. Jetzt entsinne ich mich. So hat der Funker es also doch kabeln lassen."

„Ich weiß es nicht genau. Doch vielleicht war es auch ein Funkspruch aus Amerika. Weshalb hatten Sie ihn aber an **mich** gerichtet?"

„An Sie? — Welch ein Teufelskerl, dieser Funker, daß er sich solchen Scherz leistete, eine Adresse zu ändern!"

„Es war ein Gruß, für den ich Ihnen noch nicht gedankt habe. Nicht wahr? Ich wußte damals nicht, daß Sie uns so bald besuchen würden."

„Ich hatte Felix einmal versprochen, zu ihm zu kommen, wenn ich wieder in Deutschland war."

„Wann?"

„Oh, es ist lange her, aber ich habe es nicht vergessen."

„Felix hat oft von Ihnen gesprochen. Er bewundert Sie und sagt: Sie wären in seinen Augen der einzige Mensch, der zu leben verstände. Und wie viele fremde Länder Sie kennen! Er hat Bücher von Ihnen und Briefe, die er mir zu lesen gab.

„Briefe? Ich schreibe so selten."

„Vielleicht, wenn Sie sich einsam fühlten?"

„Das ist es wohl. Ja."

„Und Sie erzählten auch von einer Frau, mit der Sie zusammen lebten. Hieß die Insel nicht Maui?"

„So hieß die Insel. Aber das Mädchen ist tot."

„Verzeihen Sie, wenn ich nochmals frage. Es war nicht Ihre Frau?"

„Nein, es war nicht meine Frau."

„Warum reisen Sie so viel?"

„Weshalb leben Sie hier?"

„Es ist wohl unsre Bestimmung. Wer vermag das jemals zu entscheiden!"

„Glauben Sie, daß es ein Schicksal gibt, dem wir folgen müssen?"

„Ja, sonst wäre ich nicht mehr hier."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Vielleicht wäre ich wieder bei meinen Eltern in Schweden, wenn damals Ihr Gruß nicht gekommen wäre." (Fortsetzung folgt.)



Winter in den bayrischen Alpen: Dorfkirche von Wamberg bei Garmisch-Partenkirchen.

Temperagemälde von Jakob Hellmann.

Neuere schwedische Denkmalskunst.

Es ist erfreulich, wenn eine Nation wie die schwedische, die während eines Friedenszustandes von über 100 Jahren erblühte, sich ihrer Großzeit und ihrer bedeutenden Männer in Denkmälern dankbar erinnert, und man wird dies um so mehr begrüßen, wenn diese Erinnerungszeichen einen so künstlerisch befriedigenden Anblick gewähren wie die Monumente neueren Datums von Milles und Eldh.

In absehbarer Zeit wird der Folke-Filbyter-Brunnen von Milles fertiggestellt sein. Es handelt sich um ein längliches, mit geschichtlichen Reliefdarstellungen geziertes Bassin, aus dem zwei Wasserbecken emporragen, und in dessen Mitte sich auf einem Sockel der sagenumwobene Reiterkönig erhebt, von dem die Geschichte zu berichten weiß, daß er auf der Suche nach seinem von Priestern oder Mönchen schon als Kind gestohlenen Sohn ganz Schweden durchritten habe, bis er ihn fand, nachdem er bereits achtzig Jahre alt geworden war. Sein Sohn heiratete die Königin Margarethe von Dänemark (1363). Das alte schwedische Geschlecht der Folkunger hat durch seine wechselvollen Schicksale der schwedischen Sage reichen Stoff gegeben.

An den Begründer des schwedischen Reiches, Gustav Wasa, erinnert ein anderes Denkmal von Milles, das — im Treppenaufgang des Nordischen Museums zu Stockholm aufgestellt — aus Eichenholz gefertigt und polychrom mit Rot, Gold, Silber und Schwarz bemalt ist, eine wuchtig wirkende, 7 m hohe Kolossalstatue, an der der Künstler von 1907 bis 1925 gearbeitet hat. Gustav Wasa (1497 bis 1560) wurde in der siegreichen Schlacht von Brännkyrka (1518) gegen den Dänenkönig Christian II. als Bannerträger gefangengenommen, floh aber bald darauf nach Lübeck, kehrte zwei Jahre später wieder nach Schweden zurück, entfloh mit knapper Not dem sogenannten Stockholmer Blutbad, hielt sich dann in Dalekarlien verborgen und wurde zum Hauptmann im Befreiungskampf gegen die Fremdherrschaft gewählt. Der errungene Sieg krönte ihn zum Begründer des heutigen schwedischen Reiches.

Einen imposanten Eindruck bietet das Sten-Sture-Monument desselben Künstlers bei Upsala, das den Reichsverweser, inmitten einiger Getreuer, auf hohem viereckigen, aus Granitblöcken geschichteten Sockel zu Roß darstellt. Sten Sture (1470 bis 1503) hat sich besonders durch die Einführung der Buchdruckerkunst und durch die Gründung der Universität Upsala um sein Land verdient gemacht. Er besiegte 1471 Christian I. am Brunkeberg bei Stockholm, unterlag sechs Jahre später der Übermacht des dänischen Königs, erlangte jedoch nach vier Jahren die Macht als Reichsverweser wieder.



Bronzeskulptur des Reiterkönigs vom Folke-Filbyter-Brunnen.

Eine hochragende Säule, bekrönt mit der Gestalt eines vorwärts stürmenden Mannes, das Schwert in der Rechten, erinnert an Engelbrekt, der, einem dalekarlischen Geschlechte deutscher Herkunft angehörend, 1434 den Aufstand seiner Landsleute gegen die dänischen Fronvögte anführte, nachdem ihnen König Erich von Pommern auf eine Beschwerde die Antwort schuldig geblieben war. Obgleich er das ganze Land von den Unterdrückern befreite, wurde er nicht zum Reichsverweser gewählt, weil der hohe Adel ihm nicht wohlgesinnt war, und so wurde er während eines siegreichen Feldzuges in Südschweden 1436 auf einer Insel im Hjelmarensee von dem Sohn eines ihm feindlich gesinnten Aristokraten ermordet.

Von Eldh, der eine Reihe führender Männer des heutigen Schwedens: Branting, Lindhagen, Liljefors, Fröding, Josephson, Hallstenius u. a. ausdrucksvoll skulptiert hat, stammt eine meisterliche, für den Vorplatz des Stockholmer Rathauses bestimmte Statue des berühmtesten schwedischen Dichters, August Strindbergs, die diesen Titanen des Geistes in Granit geschlagen und wie Prometheus auf einem Felsblock sitzend darstellt. Der mächtige Körper, dessen Knochenstruktur scharf akzentuiert ist, und dessen Muskeln aufs höchste angespannt erscheinen, ist ganz Ausdrucksform einer innerlich bewegten Psyche, die sich gegen sich selbst aufbäumt.

Neben Linné, dem Vater der modernen Botanik, und Strindberg, dem Dichterheros, hat sich der Geist Schwedens in dem Werk des Denkers Swedenborg innerhalb der Menschheitskultur ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Emanuel v. Swedenborg (1688—1772), dessen mystische Bücher Kant und Schiller zu Studien über die Träume eines Geistersehers angeregt haben, war der Sohn des Bischofs von Westergötland; er betätigte sich als Gelehrter und Theosoph und wurde nicht nur bekannt durch seine theologischen und geisteswissenschaftlichen Schriften, sondern vor allem auch durch seine technischen Erfindungen. Seine geistige Bedeutung besteht darin, daß er ein neues System der Religionslehre begründete. Nachdem er 1747 pensioniert worden war, zog er nach London, wo er hochbetagt starb. Zum Gedächtnis haben die Engländer ihm jetzt ein Denkmal von Milles gesetzt, das im vorigen Jahre eingeweiht worden ist.

Helmuth Duve.





Denkmal des „Geistersehers" Emanuel v. Swedenborg von C. Milles.

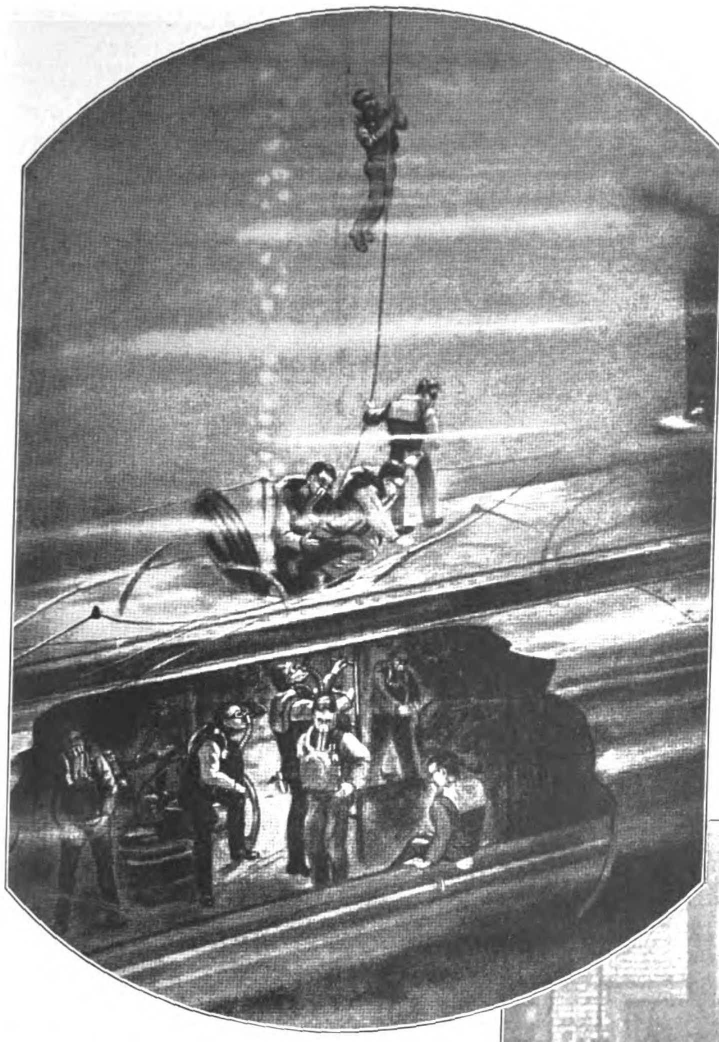
Links nebenstehend:

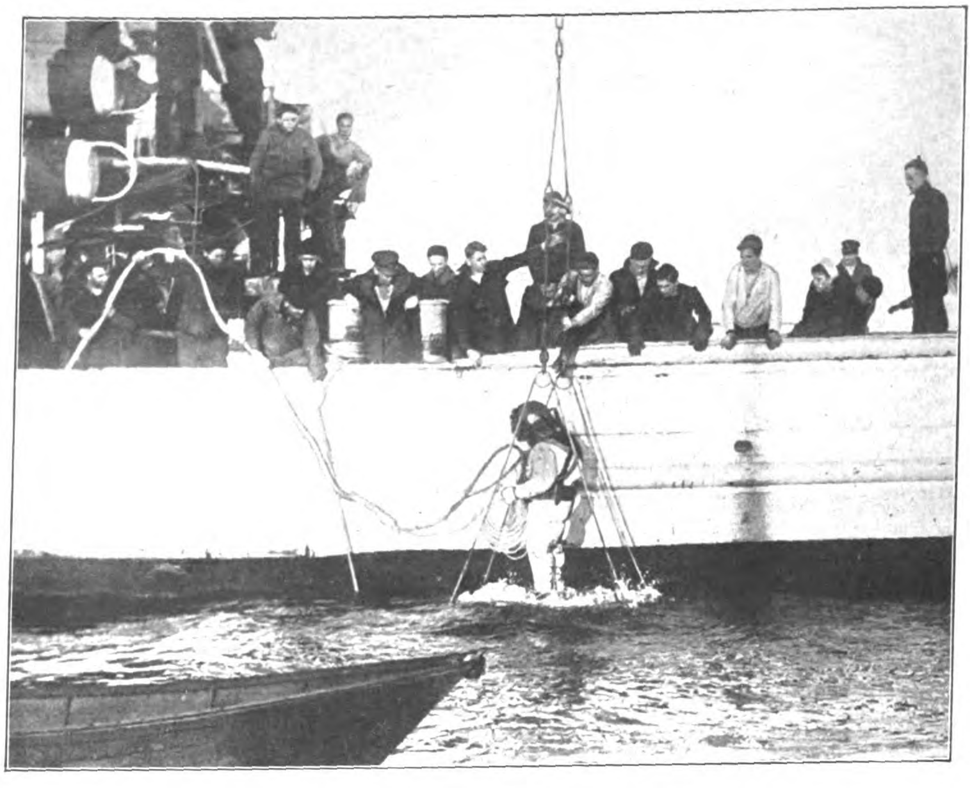
Denkmal des schwedischen Reichsverwesers Sten Sture, geschaffen von C. Milles.

Rechts nebenstehend:

Der schwedische Befreier Engelbrekt.
Ein Werk des Bildhauers C. Milles, für den Vorplatz des Stadthauses in Stockholm bestimmt.









Zum Untergang des amerikanischen Unterseebootes „S 4“.

Was den Opfern des untergegangenen „S 4“ gefehlt hat: Die schon während des Weltkrieges bewährten, jetzt noch verbesserten Dräger-Tauchretter, eine deutsche Erfindung zur Rettung verunglückter U-Bootsmannschaften, in Tätigkeit.

Dieser Apparat, wie eine Weste angelegt, versorgt den Träger mit Sauerstoff. Das Verlassen des U-Boots wird durch Öffnen des Bodenventils ermöglicht, wodurch wieder mit Hilfe der durch das eindringende Wasser im Boot zusammengepreßten Gase der Deckverschluß geöffnet wird; nun können die eingeschlossenen Mannschaften zur Oberfläche des Meeres aufsteigen.

Rechts oben: Der Schlußakt der Tragödie des „S 4“: Ein Taucher steigt vom Minenlegboot „Falcon“ hinab zur Bergung der verunglückten Besatzungsmannschaften.

Nebenstehend: Hunde unter dem Hammer: Windhund-Versteigerung in London.

Infolge der Hunderennen, die sich jetzt in England so überaus großer Beliebtheit erfreuen, ist der Preis der Windhunde außerordentlich gestiegen. So kamen kürzlich in London vor einer großen Versammlung von Interessenten 120 Hunde zur Versteigerung, bei der Preise bis zu 3000 Mk. erzielt wurden.

Links unten: Die Motorkraft im Dienste der öffentlichen Sicherheit: Ein neuartiges Fahrzeug für Polizeimannschaften, das bei der Berliner Schutzpolizei für die Streife oder rasche Überfallhilfe versuchsweise Verwendung findet.





Eine praktische Kreuzung zwischen Schlitten und Automobil: Ein auf der Strecke St. Moritz—Maloja (Schweiz) verkehrender Autobusschlitten auf dem Wege nach Maloja. Die Vorderräder sind auf Kufen gesetzt, die mit Raupenbändern versehenen Hinterräder geben den Antrieb.

Leuchtfeuer des Nachtflugverkehrs.



1. Im fliegenden Schlafwagen: Blick in die Schlafkabine eines Junkers-Verkehrsflugzeugs (Typ G 31).

Der Luftverkehr der Zukunft wird zweifellos eine große Anzahl von Nachtfluglinien aufweisen müssen, gleichwie im Eisenbahnverkehr der Gegenwart eine ganze Anzahl von wichtigen Nachtverbindungen besteht. Ebenso wie unsere Nacht-D-Züge Schlafwagen führen, die dem Fahrgast eine bequeme Fahrgelegenheit bieten, gibt es heute schon große Verkehrsflugzeuge, wie der Typ G 31 der Junkersschen Ganzmetallflugzeuge, die den Fluggästen ähnliche Schlafgelegenheiten bieten können wie dem Fahrgaste der Nacht-D-Züge die Schlafwagen der Mitropa und der Internationalen Schlafwagengesellschaft (Abbild. 1).

Ganz entschieden erhöht der Nachtflugverkehr bedeutend die Wirtschaftlichkeit des Flugverkehrs; andererseits stellt aber das Fliegen in Nacht und Nebel gewaltige Anforderungen an die moderne Technik in der Ausrüstung der Flugzeuge, Flugplätze und Fluglinien zur sicheren Durchführung solcher Nachtflüge.

Wichtig ist vor allem die Kennzeichnung der Fluglinie selbst. Wenn wir von den unabhängigen Navigationsinstrumenten der großen Verkehrsflugzeuge und den gut beleuchteten Flugplätzen als solchen absehen wollen, so hat der Pilot in der Nacht keine andere Orientierungsmöglichkeit als den Lichtschein der beleuchteten Ortschaften, Bahnhöfe, Hochofenanlagen, eventuell auch den schwachen Reflex der Wasserläufe. Sind diese Orientierungsmöglichkeiten schon an und für sich gering, so schmelzen sie aber bei nebligem Wetter zu einem Minimum zusammen. Darum hatte man sich bald entschlossen, die heute schon in Betrieb stehenden Nachtflugstrecken mit einer Streckenbefeuerung zu versehen, die im Gegensatz zu den lichtstarken Ansteuerungsfeuern der Flugplätze mit einer größeren Anzahl von kleinen Feuern arbeitet (Abbild. 2). Eine besondere Eignung für eine solche Streckenbefeuerung haben die sogenannten Tauchlichtlaternen erwiesen, die sich von den bisher üblichen Leuchtfeuern dadurch unterscheiden, daß der im Umkreis über den ganzen Horizont reichende Lichtschein dieses Feuers alle 2 bis 4 Sekunden von der Horizontalen bis zu einem Winkel von 30 Grad nach oben wandert. Erreicht wird dies einfach dadurch, daß man der Lampe, die ihr Licht durch eine Gürtellinse schickt, während ihrer Brenndauer eine Abwärtsbewegung erteilt. Der Flieger, der sich in dem von dem Lichtstrahlenbündel bestrichenen Raum befindet, empfindet den vorbeihuschenden Lichtstrahl als Blitz. Man kann durch geeignete Unterbrechung des Rhythmus der aufeinanderfolgenden Blitze für eine Gruppe von Tauchlichtlaternen, also für einen bestimmten Streckenabschnitt, eine ganz bestimmte Kennung vorsehen. Die Befeuerung der Nachtflugstrecken geschieht durch Anordnung solcher Tauchlichtlaternen in Abständen von 16 bis 18 km und ermöglicht bei nebligen und mondlosen Nächten die sichere Orientierung des Piloten.

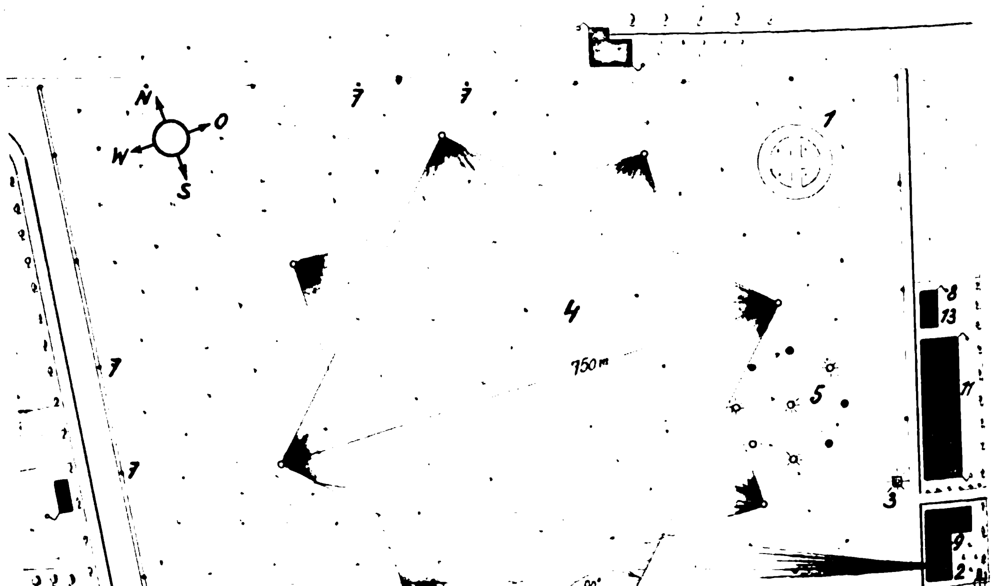
Schwieriger und umfangreicher gestaltet sich aber die richtige Befeuerung der Flughäfen selbst. Hier handelt es sich nicht bloß um die einwandfreie Kennzeichnung des Flughafens; der Pilot muß zum Anstellen einer glatten Landung auch über die auf dem Flugplatz herrschende Windrichtung sowie über das eigentliche Rollfeld und seine eventuellen Hindernisse völlig im klaren sein. Ist dies nicht der Fall, so setzt er sein Flugzeug mit der ihm anvertrauten kostbaren Last der Gefahr einer Bruchlandung aus.

Das erste, was der Pilot von dem von ihm angeflogenen Lufthafen im Nachtflug erblickt, ist die Kennung des großen Ansteuerungsfeuers (Nr. 2 des Flugplatzschemas). Meist befindet sich das Ansteuerungsfeuer auf einem kleinen Turm des Direktionsgebäudes im Flughafen, so bei dem Flughafen in Leipzig-Mockau (Abbild. 4), oder die Lufthafenkennung geht von der Spitze der Masten der Radiostation aus, wie z. B. von den beiden Pintsch-Neonfeuern auf den Funktürmen des Berliner Lufthafens. Bei der Anlage von Luftfahrfeuern hat es sich stets gezeigt, wie oben schon bei den Streckenfeuern besprochen wurde, daß im Gegensatz zu den Seefeuern die Leuchtfeuer des Luftverkehrs ihr Licht nicht bloß mit größter Intensität horizontal, sondern einen Teil des Lichtes auch in den Luftraum nach oben werfen müssen. Dies führt zur Konstruktion des Drehspiegelfeuers, dessen Apparatur die Abbildung 7 zeigt. Im oberen Teil des Gehäuses befindet sich eine Projektionslampe von 3 KW Aufnahmeleistung, deren Strahlen von einer Fresnelschen Scheinwerferlinse gesammelt und zu einem zweiteiligen Spiegel im Mittelteil der Apparatur gelenkt werden. Der obere Teil dieses Spiegels ist eben und unter 45 Grad gegen die Horizontale geneigt; er wirft also ein Strahlenbündel in horizontaler Richtung; der untere Teil ist derart gekrümmt, daß er ein nach dem Zenit immer schwächer werdendes Lichtbündel erzeugt (Abbild. 6). Das ganze Spiegelsystem wird durch ein Zahnradgetriebe von einem Motorschalter aus in Rotation versetzt, so daß das erwähnte Strahlenbündel in einer gewissen Zeit eine ganze Umdrehung vollführt; der Motorschalter betätigt auch gleichzeitig in bestimmten Zeiträumen Blenden, so daß auf eine Anzahl von Umdrehungen des Strahlenbündels rhythmische Dunkelpausen eingeschaltet werden können. Die Drehspiegelfeuer geben ihre Kennung nicht in Morsezeichen, also langen und kurzen Lichtsignalen, sondern sie besitzen eine „Gruppenkennung", d. h. eine rhythmische Aufeinanderfolge von Lichtblitzen und Dunkelpausen; einem ruhender Beobachter erscheint das im Kreise wandernde Lichtstrahlenbündel naturgemäß bei jeder Umdrehung immer nur als Lichtblitz. Bei der Verwendung einer 3-KW-Lampe in einem Drehspiegel Ansteuerungsfeuer System Pintsch beträgt die Sichtweite bei klarem Wetter etwa 70 km.



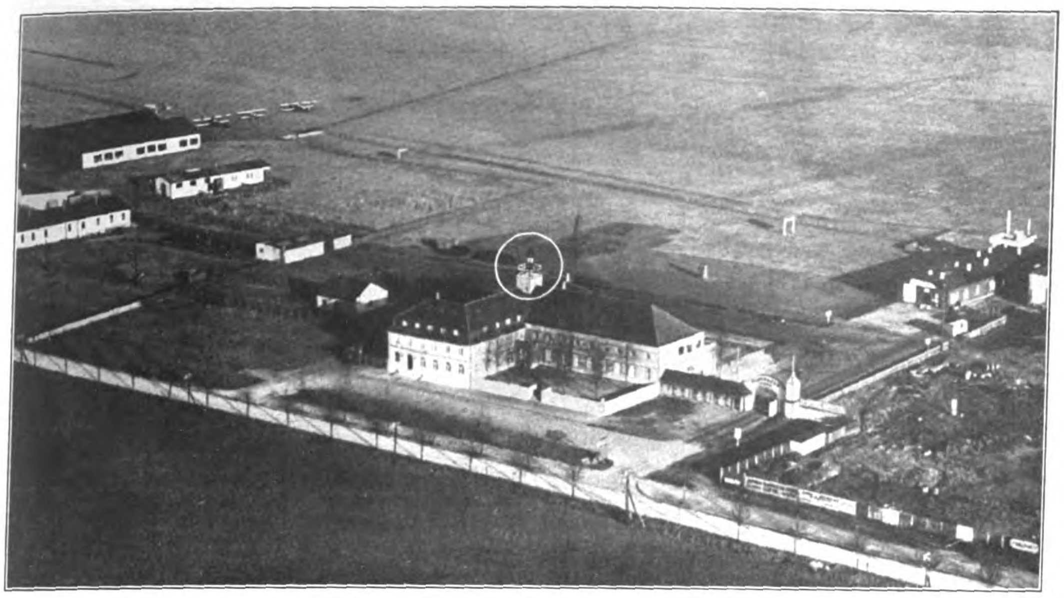
2. Befeuerung einer Nachtflugstrecke durch Pintsch-Tauchlichtlaternen.

Hat nun der Pilot sein Flugzeug mit Hilfe des Ansteuerungsfeuers in die unmittelbare Nähe des Flughafens geführt, so muß er sich, bevor er zur Landung schreitet, erst über die Richtung des herrschenden Bodenwindes in Kenntnis setzen; denn er muß entgegen der Windrichtung sein Flugzeug zur Landung bringen. Im Flughafen Berlin ist die Kennzeichnung der Windrichtung in origineller Weise folgendermaßen gelöst worden. Neben dem Beobachterstand für die Luftpolizei und dem Funkturm steht ein Mast, auf dessen Spitze das Modell eines kleinen Sportflugzeugs, des sogenannten Windrichtungsflugzeugs, angebracht ist, das die jeweilige Richtung des Bodenwindes dem herannahenden Flieger bei Tag und Nacht kennbar macht. Dieses Flugzeugmodell spielt schon bei der kleinsten Windstärke ein und ist mit Röhrenlampen an sich und durch Tiefstrahlungslampen von der Spitze des Mastes aus intensiv zur Nachtzeit beleuchtet (Abbild. 5). Eine zweite gelungene Durchführung der Windrichtungsanzeige besteht in der kreisförmigen Anordnung von acht mit starken Lichtquellen ausgerüsteten Kästen, die so im Boden des Flugplatzes versenkt sind, daß

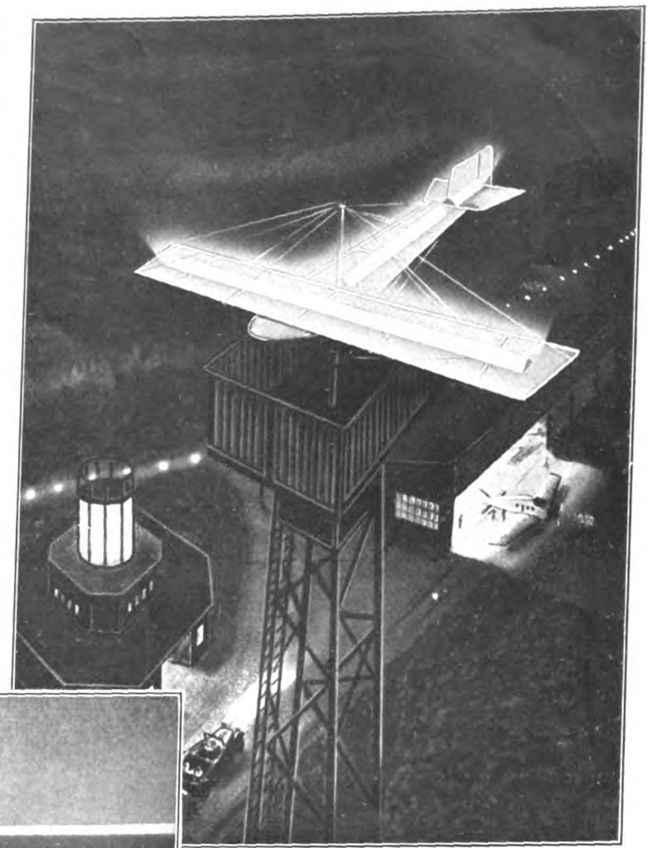


3. Flugplatzschema.

1 Zeichen der Tagkennung, 2 Nachtkennung und Ansteuerungsfeuer, 3 Landungssignal (Landungserlaubnis oder -verbot), 4 Schattenlose Rollfeldbeleuchtung (System Pintsch), 5 Landungslichter für das Anzeigen des Bodenwindes, 6 Taglandungsweiser (Bodenwindanzeiger), 7 Flugfeldbegrenzungslichter, 8 rote Hindernislichter, 9 Direktionsgebäude und Abfertigung. 10 elektrische Zentrale. 11 Flugzeughallen, 12 Reparaturwerkstätte und Benzindepots, 13 meteorologische Station (Wettermeldung), 14 Funkstation.



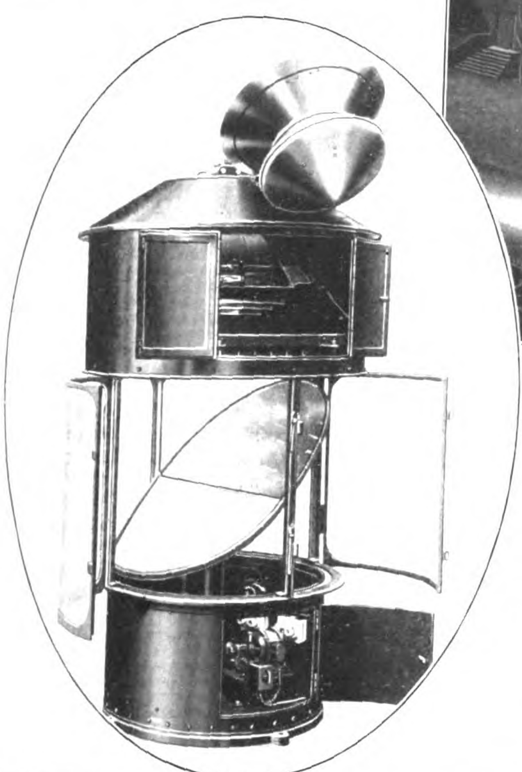
4. Flughafen Leipzig-Mockau mit Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer (im weißen Kreis) bei Tag.



5. Windrichtungsanzeiger des Flughafens Berlin bei Nacht.

die Abschlußglasscheibe der Kästen in der Flugplatzebene liegt. Den Mittelpunkt des so angeordneten Kreises bildet ein neunter Kasten (Nr. 5 des Flugplatzschemas). An einer anderen Stelle des Flugplatzes befindet sich eine Wetterfahne, die über einen Schleifkontakt und Kabelleitungen, welche zu den einzelnen Kästen führen, die dort untergebrachten Lichtquellen so steuert, daß die zur jeweiligen Stellung der Windfahne parallele Lampengruppe in Form eines Pfeiles beleuchtet ist. Auch hier wird also dem Piloten automatisch die Richtung des herrschenden Bodenwindes angegeben. — Will nun der Flugzeugführer zur Landung schreiten, so muß das Terrain, auf dem sein Flugzeug ausrollen soll, d. i. das Rollfeld, deutlich gekennzeichnet und beleuchtet sein. Es genügt natürlich nicht, an einem Ende oder zweien des Flugplatzes starke Scheinwerfer aufzustellen, wodurch je nach der Landungsrichtung der Pilot eventuell gar geblendet wird. Das Rollfeld soll womöglich von allen Seiten gleichmäßig von zerstreutem Licht erhellt sein; es soll eine große leuchtende Fläche geschaffen werden, auf der das Flugzeug landen kann. Bei den Lichtquellen müssen aber alle nach oben abirrenden Strahlen vermieden werden, damit der landende Flieger nicht geblendet wird. Nach dem neuesten System der schattenlosen Rollfeldbeleuchtung von Pinsch ist das Rollfeld als Achteck ausgebildet, in dessen Ecken lichtstarke Laternen stehen, deren etwas nach unten geneigte, in der Horizontalen einen Winkel von 90 Grad einschließende Lichtkegel einander überschneiden. Ihr Lichtbündel beleuchtet tatsächlich nur den Boden (Abbild. 8 und 9).





6. Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer bei Nacht.

Im Oval:

7. Drehspiegel-Ansteuerungsfeuer (geöffnet).

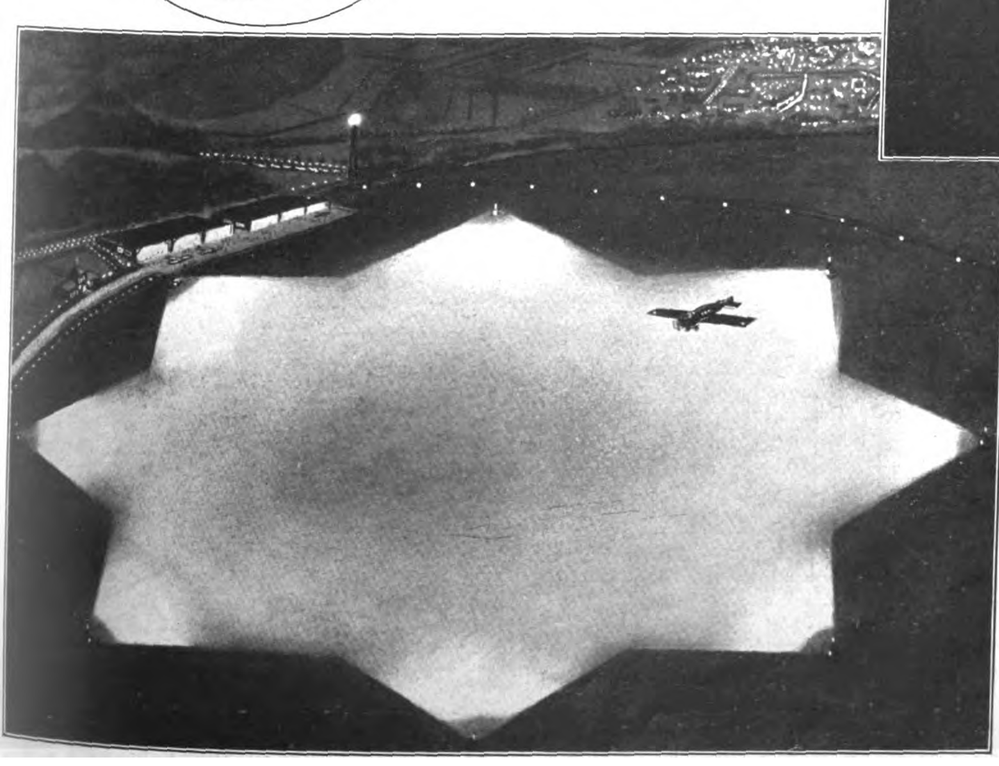
Rechts nebenstehend:

8. Lichtbündel einer Laterne der Rollfeldbeleuchtung. (Der Führersitz des Flugzeugs liegt im Schatten.)

Unten links:

9. Schattenlose Beleuchtung eines Rollfeldes.





Für die Sicherheit des landenden Nachtflugzeugs ist ferner noch die deutliche Kennzeichnung aller höheren Objekte des Flugplatzes und seiner Umgebung wichtig, die dem Flugzeug gefährliche Hindernisse sein könnten, wie die Maste von Hochspannungsleitungen, Fabrikschlote, Türme usw. Die Kennzeichnung dieser Hindernisse sowie die Markierung der Flugplatzgrenzen geschieht meist durch ständig leuchtende rote Signallampen. Für Flugplätze mit größerem Verkehr erweist sich auch die Anlage eines Landungssignals als notwendig, das mittels grüner Glühlampen dem nahenden Flugzeug die „Landungserlaubnis", mittels roter Glühlampen das „Landungsverbot" mitteilt (Nr. 3 des Flugplatzschemas).

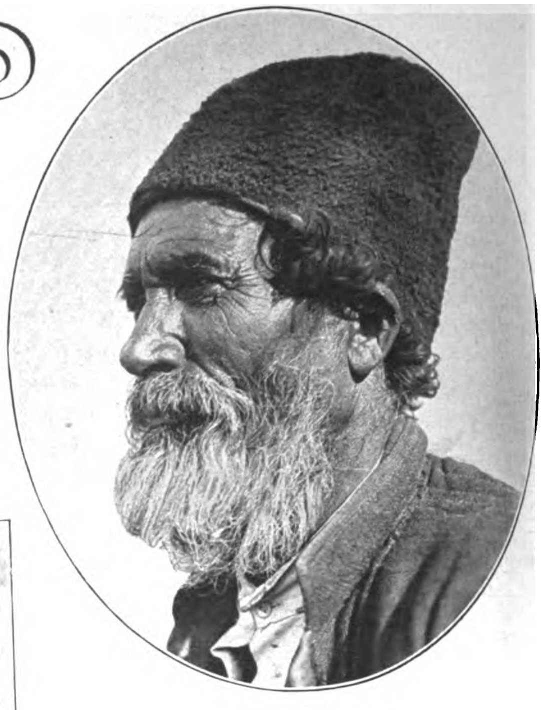
Welche Forderung in bezug auf Fluglinien und Flugplätze zur Sicherung der Fahrten bei Nacht und Nebel auch die Zukunft stellen wird, die Technik wird der Frage und ihrer Lösung stets gerüstet gegenüberstehen. Dr. Günther Bandat, Wien.

Lustig ist das Zigeunerleben!

Zigeunerromantik auf dem Balkan

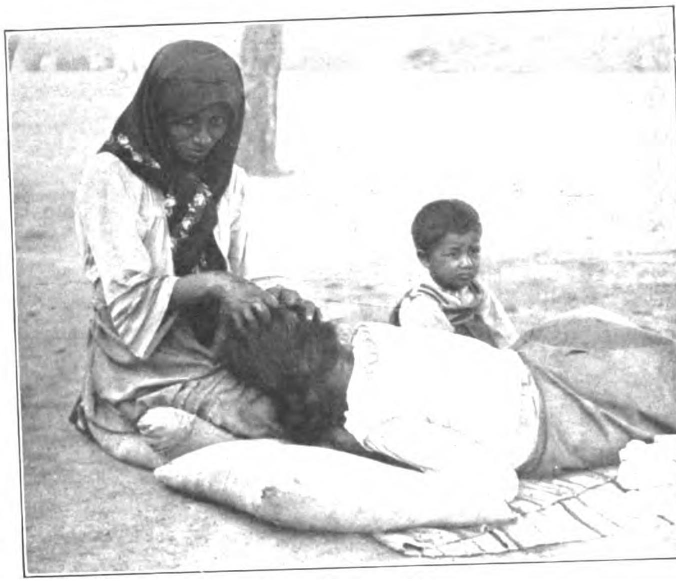


Zigeunermädel mit den typischen großen, lebhaften Augen.



Rassiger Zigeunerkopf.

Der persische Epiker Firdusi, der um das Jahr 1000 n. Chr. lebte, erzählt uns in seinem „Schahname" von dem Ursprung der Zigeuner; es klingt wie ein Märchen aus uralter Zeit: daß der Perserkönig Bahram Gur um 420 n. Chr. von dem indischen König Schaukal von Kanaudsch sich 10000 Luris erbat, damit diese durch ihr Lautenspiel seine Untertanen erfreuen sollten. Die Luris aber lebten verschwenderisch in Persien und waren bald bettelarm. Da befahl ihnen Bahram Gur in seinem Zorn, mit ihren Eseln unstet durch die Lande zu fahren und sich durch Gesang und Musik ihr Brot zu verdienen. Seitdem — schließt Firdusi — wandern die Luris so in der Welt umher, gesellen sich Wölfen und Hunden zu und stehlen bei Tag und bei Nacht.



Amüsanter Zeitvertreib: Beim Lausen.

Zweifellos paßt Firdusis Beschreibung genau auf die Zigeuner. Aber lange Zeit hat diese älteste Quelle keinen Glauben gefunden. Nach alten holländischen Urkunden, in denen die Zigeuner mit „Egyptiers" bezeichnet sind, wurde Ägypten als die Heimat dieser lebenden Nomaden angesehen. Eine andere weitverbreitete These meinte, die Herkunft der Zigeuner von den Tataren ableiten zu müssen, weil in Niederdeutschland, in Friesland und in Dänemark bis auf den heutigen Tag der Name „Tatern" für die Zigeuner üblich ist. Erst die neuere Sprachforschung hat einwandfrei ergeben, daß Firdusis Märchen zumindest einen geschichtlichen Kern enthält, daß die Zigeuner in der Tat aus Indien stammen, und daß ihre Sprache sich von den Stämmen im Hindukusch herleitet. Aus Indien sind die Zigeuner über Persien weiter durch Kleinasien, auf den Peloponnes gezogen und sind hier jahrhundertelang ansässig gewesen — schon 1322 hat der Franziskaner Simon Simeon auf der Insel Kreta Zigeuner angetroffen. Ihre eigentliche Heimat aber sind der Balkan und Ungarn geworden.

Begabung und Vorliebe für Musik und Tanz zeichnen auch heute vorwiegend den Zigeuner aus. Die Geige ist das Instrument, das der Zigeuner meisterhaft spielt. Außer der Musik betreiben diese fahrenden Gesellen des öfteren ein leichtes Handwerk, wie das eines Kesselschmieds, Holzschnitzers oder Scherenschleifers; auch als Roßhändler und Marionettenspieler treten sie nicht selten auf.

Von wohlgebauter, mittlerer, schlanker und muskulöser Gestalt sind die Männer. Wie diese, haben die Frauen blendend weiße Zähne und ein großes, lebhaftes Auge mit langen schwarzen Wimpern. So schön sie oft in der Jugend sind, so schnell altern sie freilich auch. Die Ehe wird mit 14 bis 16 Jahren eingegangen und ist durch einfache Anzeige bei dem Hauptmann des Stammes — er wird Raj genannt, was gleichbedeutend ist mit „radscha" (= König) des Sanskrits — gültig; ebenso schnell und einfach wird sie wieder gelöst. Über dem Hauptmann steht zuweilen als Respektsperson die älteste Zigeunermutter. Bekannt ist die Wahrsagekunst der Zigeunerinnen, die aber weniger aus Karten als aus den Handlinien die Zukunft deuten. Das beliebteste Getränk ist der Branntwein, der meist als „Rakia" aus Zwetschen bereitet wird. Und als Nationalgericht wird der Igel verspeist.

Heute leben in Ungarn und auf dem Balkan noch etwa 500000 Zigeuner. Nur wenige haben primitive Lehmhütten oder Erdlöcher. Die Mehrzahl zieht in urewigem Wandertrieb durch die weite Pußta, über die Karpathen, die Donau entlang — verachtet, gefürchtet, von manchen Dichtern besungen und nur bei Festen und Hochzeiten zu Spiel und Tanz geschätzt. An Versuchen, diese absterbende Rasse seßhaft zu machen, hat es im Laufe der Zeit nicht gefehlt; einer der wenigen erfolgreichen ist der von der Kaiserin Maria Theresia gewesen, die in den Jahren von 1761 bis 1783 in Ungarn eine Anzahl Zigeuner angesiedelt hat.

Hans Pusen.

Mit photographischen Aufnahmen von J. Nissen.



Nebenstehend: Primitive Erd- und Strohhütten, die festen Wohnstätten einiger weniger nicht mehr nomadisierender Zigeunerstämme.



Lehmhütte einer seßhaften Zigeunerfamilie.



Zigeunerschmaus auf dem Friedhof nach der Beerdigung.

Für den Fasching!



Die Filmschauspielerin Margarete Wendauer in Goldlaméleibchen und cerisefarbenem Tüllrock. Goldene und cerisefarbene Blüten schmücken das Stilkleid. Phot.: Kemeney Jeney, Budapest.



Rechts oben:

„Eisfee." Smaragdgrünes Seidenkostüm mit Silberstreifen und weißen Wollfransen. Grüne und cerisefarbene Flecke beleben die weiße Krinoline. Dazu trägt Gusti Pichler grüne Manschetten und eine Silberkappe, beides mit weißer Wolle berandet. Phot.: Kitty Hoffmann.





Die Schauspielerin Marga Bernard zeigt ein schwarzes Taftstilkleid mit reicher Perlen- und Straßstickerei und Rückenteil aus Tüll. Phot.: Kitty Hoffmann.

Links nebenstehend:

Moderner Domino aus schwarzen Spitzen über einem Silberpanzer, getragen von der Sängerin Hella Steels. Phot.: Kemeney Jeney, Budapest.



Rechts nebenstehend:

Die Tänzerin Els Eberto als „Rose" in weißem Seidenkostüm mit himbeerfarbenen Samtpanniers und goldenem Leibchen. Der Rock trägt lavendel- und rosenfarbene Blütenapplikationen, eine große Rose schmückt das Handgelenk. Phot.: Helene Zimmerauer.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



CHINESISCHE FRAUENSCHÖNHEIT

BILDNIS DER GATTIN DES CHINESISCHEN DIPLOMATEN WELLINGTON KOO

GEMÄLDE VON OLIVE SNELL

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(1. Fortsetzung.)

Da kam von der Straße her der Amtsbote und brachte einen Brief. Er reichte ihn durch eine Spalte des Gitters. „Es ist eilig."

Peter Hinz las die hektographierte Einladung zur heute einberufenen Stadtverordnetenversammlung. „Ich komme," sagte er, „hier haben Sie eine Zigarre."

„Danke, Herr Hinz."

In der Küche zersprang klirrend ein Teller. Ein kreischender Fluch ward hörbar. — „Sie wütet", sagte Peter Hinz und erhob sich. Versammlung und dann der Abend mit dieser gereizten Furie um mich herum, da steht mir viel Angenehmes bevor. Wenn man eine Pistole zur Hand hätte, oder man stände am Wasser, ich glaube, man drückte gern ab oder ließe sich sinken. Ich fühle, es gibt Stunden, wo ich meinen Verstand glatt überrumpeln könnte. — Er lächelte bitter. Schließlich, lohnt dies Leben? Zur Zeit nicht! Warum es also schleppen! Wir haben auf Hoffnung gesetzt, vielleicht kommen wir mit dem Einsatz heraus! Man hat keinen Mut. Man wartet auf den fremden Eingriff. Warten wir! Vielleicht gefällt in dieser Stunde unser Roman. Vielleicht schlägt uns in der nächsten ein Landstreicher tot. Warten wir ab...

Wir sind auf der Welt, einen Weg zu Ende zu gehen und nicht auszuweichen. Ungeduld ist vom Übel. Peter Hinz stand an der Krümmung seines Lebenspfades und wußte es nicht. Sein Herz ging keinen Schlag schneller als jeden anderen Tag. Aber die Hand war schon gereckt, die es anrühren sollte. —

Als Letzter betrat Peter Hinz den Sitzungssaal.

Der Amtsrichter flüsterte dem Bürgermeister etwas zu. War diese Gleichgültigkeit, die in derart spätem Kommen lag, nicht schon wieder so etwas wie ein Affront!

Aber der Bürgermeister winkte ab.

Peter Hinz grüßte mit seinem besten Gesicht. Es gelang ganz leidlich. Seine Laune hatte sich gehoben. — Er wandte sich an den Rechtsanwalt Cäsar Stein und meinte: „Doktor, wie lange wird die Sitzung dauern?"

„Weiß nicht," verwies der, „hat ja noch nicht einmal angefangen."

Peter Hinz zog sich zurück. Er saß auf seinem Platz, nahe der Ecke des Tisches. Er sah den Bürgermeister Gonschorek an. — Eben habe ich mit deiner Tochter Luzy geplaudert, dachte er, man sollte dir diese Tochter nicht zutrauen. Und es machte ihm ein stilles Vergnügen, während der Bürgermeister das Protokoll der letzten Sitzung verlesen ließ, sich mit ihm gedanklich zu unterhalten. Wir werden an den See gehen, durchzog es ihn, nachher; wahrscheinlich muß ich ihr wieder den deutschen Aufsatz machen. Beeile dich, Papa, laß schneller vorlesen; es ist im Interesse deiner Tochter. Mathematik und Deutsch sind ihre schwachen Seiten. Sie hält sich Freunde. Für Deutsch bin ich erklärter Repräsentant. Die Mathematik liefert ihr der Valentin Schwepp. — Er kam auf den Amtsrichter. — Knurre nicht, Vater Schwepp, dein Sohn macht ausgezeichnete Gedichte. — Und plötzlich griff er in sein Notizbuch und holte das Blatt heraus, das ihm Luzy eben auf der Straße zur Durchsicht gegeben hatte. Es wies den letzten poetischen Erguß des Valentin Schwepp auf und lautete:

Du...

Du bist der Morgen, der mein Auge trunken macht.
Du bist die Reife in der Mittagspracht.
Du bist die Glut, die dörrt und sengt.
Du bist der Abend, der die Ruhe schenkt.
Du bist die Freude, aller Wünsche Ja.
Du bist die Sehnsucht, der Vollendung nah.
Du bist das Glück, das kein Vergessen kennt.
Du bist mein Haß, der mir das Herz verbrennt!

Peter Hinz lächelte. Gar nicht so schlecht, meinte er, für Obersekunda, wie? — und er sah den Vater an. Aber da traf ihn ein grimmiger Blick. So etwa: Herr! Sie beschäftigen sich mit Nebendingen!

Aber hier ist doch keine Schule, Vater Schwepp. Wir sind doch erwachsen und tun nur so.

Vor der Obrigkeit bleibt ihr lebenslang Kind! Merke dir das, Peter Hinz!

Peter Hinz horchte hin. Wie denn! Der sagte ganz andere Sätze! Ein Zirkus sollte kommen, und der Amtsrichter befürwortete das Gesuch des Unternehmers. Peter Hinz gluckste — es geschah in Gedanken.

Aber der Bürgermeister hatte es gehört. „Wollten Sie etwas sagen, Doktor Hinz?"

Dieser Titel aus dem Munde war wieder kalte Ironie, aber man hatte es längst aufgegeben, dagegen zu opponieren. War man Doktor Hinz, auch gut! „Ich..." sagte er und schrak auf wie ein Schüler, der unerwartet sich aufgerufen findet, „nun ja, ich bin dafür. Laßt Sonne herein und so. Lachen, Ablenkung von den ewigen Sorgen des Berufs."

„Daß Sie dafür stimmen würden, war vorauszusehen," sagte der Bürgermeister, „aber ich denke, wir sind diesmal alle für die Idee zu haben, wenn auch aus etwas anderen Gründen, Herr Doktor Hinz." Und er ließ abstimmen.

Es erwies sich, daß die Herren Stadtverordneten dafür waren, dem Pablo Forto die Abhaltung seiner Vorstellungen zu genehmigen. Man einigte sich, dem Antrag folgend, auf acht Tage.

„Es ist da weiterhin eine peinliche Sache zu bereden", begann der Bürgermeister. „Ich bitte um Ihre vollkommenste Diskretion, meine Herren. Herr Amtsrichter Schwepp wird Ihnen berichten."

Amtsrichter Schwepp nickte. „Meine Herren! Unsere Stadt war bisher eine anständige Stadt, das können wir wohl behaupten. Es war eine sozusagen solide Stadt. Der Geist seiner Bürger war derart, daß das Laster — der Herr Pfarrer würde das Wort Sünde gebrauchen" — Verbeugung — „keine Pforte fand, durch die es Einlaß gehabt hätte."

Peter Hinz lächelte dünn. So kam man doch noch zu einem kleinen Vergnügen, so war diese Sitzung nicht ganz umsonst gewesen?

„Leider", fuhr der Amtsrichter fort, „muß ich in der Vergangenheitsform sprechen, denn es hat den Anschein, als ob die Unzucht der großen Städte in unserer so nahen Nachbarschaft auf unsere stille Stadt übergreifen will. Und wenn ich Ihnen den Namen Weidemann nenne, werden Sie wissen, inwiefern eine Hebamme — eine Hebamme, meine Herren! — berufen sein kann, die Sitten einer ganzen Stadt zu lockern. Wie nun, meine Herren! jemand öffnet da eine Hintertür! Wie nun, meine Herren! eine Hebamme nimmt die Angst vor etwaigen Folgen von der Jugend!"

Der Bürgermeister saß erschüttert. Doktor Cäsar Stein vergaß den Mund zu schließen.

„Hat man Beweise?" fragte der Pfarrer gemessen.

Der Amtsrichter neigte den Kopf. Sprechen mußte er merkwürdigerweise das Gegenteil dieser Bewegung. „Noch nicht," sagte er, „es kam uns ein Gerücht zu Ohren. Aber seien Sie versichert, wir werden nicht ruhen, bis wir Beweise bringen können. Überlassen Sie ganz ohne Sorge diese Sache uns, Herr Pfarrer. Ich fürchte, Ihre Milde würde zu Unrecht einem harten Zugriff ausweichen."

Der Pfarrer nickte bedeutungslos.

Aber noch war der Amtsrichter im Zug. „Alles verstehen, heißt alles verzeihen, meine Herren, das paßt für uns nicht, das ist ein sehr unklarer Satz eines ebenso unklaren Denkers."

Peter Hinz schien geärgert. Seine anfängliche Heiterkeit war in Mißstimmung umgeschlagen. Dieser Amtsrichter fiel auf die Nerven. „Herr Amtsrichter," sagte er, „der langen Rede kurzer Sinn: Man weiß nicht und verspricht eine kleine Sensation. Müssen wir deshalb diesen schönen Nachmittag hier nebeneinander hocken?"

Das war nun freilich ein bißchen aus dem Rahmen fallend, aber Peter Hinz war sich doch der Tragweite seiner Worte bewußt. So oder so, er blieb das schwarze Schaf in jedem Falle.

„Es war eine Warnung an die besseren Elemente der Stadt", sagte der Amtsrichter. „Machen Sie den Gebrauch von meinen Worten, der Ihnen beliebt." Damit hatte er die Versammlung völlig auf seiner Seite.

Auf der Treppe wich man diesem Schriftsteller aus. Er hatte sich mit der genannten Hebamme Weidemann solidarisch erklärt! —

Peter Hinz in seiner ehrlichen Seele wußte gar nicht, was er angerichtet hatte mit seiner Opposition, die lediglich dem Sermon des Amtsrichters gegolten, weniger dem Sinn, der dahinterstand. So ging er allein. Er sah dem Amtsrichter nach, dem Bürgermeister... Doktor Stein grüßte wenigstens noch. — — —

Luzy hatte hinter dem Kriegerdenkmal gewartet und trat ihm entgegen. Die ersten Schritte gingen sie schweigend nebeneinander.

„Verärgert?" fragte sie.

Er lächelte. „Bin ich das nicht immer?" Und er ironisierte sich. „Ich bin so ein guter Mensch, aber stets ernte ich Abneigung, fast Haß."

Luzy, als habe sie dieser Versammlung eben beigewohnt, sagte: „Sie sind ein Fremder unter Menschen. Wissen Sie, was die Centa Basler von Ihnen herumerzählt hat?"

„Nein, was redet das Ungeheuer?"

„Als Sie den Flock, den Terrier, sich anschafften, haben Sie den Hund die ersten Tage mit Sie angeredet, so lange, bis er Ihnen Beweise seiner Zärtlichkeit und Freundschaft gegeben hatte. Dann erst haben Sie zu ihm du gesagt. — Sie können sich denken, daß so etwas verschnupft."

Peter Hinz lachte. „Es ist wahr," sagte er, „aber es geschah doch nur, weil die Centa zuhörte."

Luzy nickte. „Das ist es eben; Sie tun alles, sagen alles, weil jemand zusieht, zuhört." Das war nun eine sehr tiefe Weisheit dieser kleinen Dame von achtzehn Jahren, und Peter Hinz sah sie ein wenig verwundert von der Seite an. Aus Kindern werden Leute, dachte er; Bücher machen Leute — nicht nur Kleider. Er sagte: „Es ist alles nur spielerische Vortäuschung; auch was Sie jetzt reden, Luzy. Der Sinn des Lebens in dieser Stadt ist Versteckspielen geworden. Das ist es, was mich so drückt."

Sie schritten nebeneinander. Sacht trat die Stadt zurück. Der Wald kam heran; der See stand wie ein Strich. Man glaubte, es sei der Horizont. Plötzlich gab eine Wegbiegung den Blick auf diese dünnblaue Linie vollends frei, und man erkannte die Täuschung.

Sie wanderten den Uferweg entlang. Bäume schatteten; das Wasser stand tiefgrün, fast schwarz; nichts mehr von Bläue.

„Wie nah ist die Natur," sagte er, „wie nah sind ihre Geheimnisse! Immer rauscht dieser See mit seiner Geisterstimme. Es ist ein anderes Rauschen als das frohe, stürmende der Bäume. Es ist nicht die Abwehr einer Gewalt, sondern ihre Hinnahme. Dieser See hat sich mit der dunklen, dämonischen Macht, die in ihm raunt, abgefunden. — Er könnte Vorbild sein."

„Eine unheimliche Einsamkeit. Ich mag hier nicht sein."

Sie schüttelte sich. „Kommen Sie!" Erschreckt und verwundert warf sie ihm einen schrägen Blick zu.

Er versuchte ein Lächeln. Ich vergaß, dachte er, ich vergaß die kleine Luzy, die vielleicht einmal auf ein Präludium den klingenden Satz findet, im nächsten aber versagen muß. Und er sagte: „Sie lieben zarte, verträumte Nächte; mondstille Teiche; Ruderschlag — Lieblichkeit. Natürlich. Wir bauen immer die Bilder unserer Seele vor uns auf und messen daran die Wirklichkeit."

Das war letztlich sogar eine Schmeichelei, aber Luzy hörte daran vorbei. Sie sah den Ast, der da nach Peter Hinz' Hut griff; sie sah den Fall eine Sekunde voraus, aber diese Sekunde genügte nicht für den Zuruf. Peter Hinz stieß sich ein wenig, und der Hut plantschte in das Wasser.

„Es hat keinen Zweck," meinte Peter Hinz, als er Luzys suchenden Blick bemerkte, „auch ein Stock nützt hier nichts. Da sehen Sie, der Wind ist an der Arbeit."

Wie ein Boot mit aufgestelltem Segel trieb der Hut vom Ufer weg.

„Da segelt er", stellte Peter Hinz sachlich fest. „Wo wird er enden?"

Luzy lächelte. Was sollte sie anderes tun? Sie wußten beide keine Antwort. — Hätten sie die Antwort gewußt, wäre es ihnen vergönnt gewesen, einen Blick in die Zukunft zu tun, sie wären erschrocken gewesen, diesen fröhlich treibenden Hut inmitten einer Tragödie aufgezeigt zu sehen.

„So kann man lange stehen," meinte Peter Hinz, „das Wasser erzählt immer Märchen. Finden Sie nicht? Ob man am Meer steht, am Bergbach oder hier am Nonnensee, man findet Verbindungen. Da wandern Tropfen, und wenn man die Augen fest schließt, darf man mitwandern. Vom Berg ins Meer — an ferne Ufer. Japan, ja, Japan, das kenne ich nicht; es müssen Länder sein, die wir nicht kennen, denn so gebiert sich das Geheimnis. — Schmetterlingsmädchen in bunten Kimonos, seidenbestickt mit roten Sonnen; schwarzes Haar zum phantastischen Schnörkel aufgewunden; Porzellangesichter. — Wolkenumhüllt der Fujiyama. Kirschblüten; Zwergbäumchen. Buddha. — Sehen Sie die kleinen Wesen in den bunten Gewändern. Sie gießen das Wasser — uns, uns beide Tropfen — in einen Holzkübel, oh, da kommt anderes hinzu, heißes, siedendes Wasser. Es wird das Bad eines hohen Herrn. Und die Mädchen prüfen die Temperatur mit den Händen; dann klatschen sie fie ineinander."

Luzy lächelte unmerklich, aber Peter Hinz hätte es sowieso nicht gesehen.

„Oder", sagte er, „wir segeln durch die Luft. Wir sind nicht mehr die nassen Tropfen; Schnee sind wir, weiße, luftige Vögel; lassen uns nieder auf das Zelt eines Lappen und drücken das Dach der Renntierfelle herab, bis der seltsame Mann in verschabten Seehundshäuten heraustritt, uns herabschüttelt und dann, da wir so schön weiß sind, so frisch vom Himmel gefallen, uns in ein Gefäß tut, das am dreifach gestützten Haken über einem Feuer hängt. Da erleben wir es wieder, was wir vorher umgekehrt erfuhren; wir werden wieder Tropfen, lehnen uns eng aneinander, verschmelzen, sind eins."

Luzy lachte ihn an. „Sie haben Phantasie", sagte sie scherzend, ungewiß ihrer eigenen Stimmung.

Er sah an sich herab. „Nein," sagte er, da er bemerkte, daß er im Wasser stand, „nasse Füße habe ich. Dieser Boden gibt nach. Da!" Er wies auf seine vollgelaufene Fußspur.

III.

Auf der Lerchenwiese war man schon dabei, das Zelt aufzustellen. Blauweiß gestreifte Leinwand lagerte im Grün des Grases; Pfähle, Seile und Ketten warteten, daß man sie aufrichte, spanne und verbinde.

Peter Hinz wies Luzy diese Vorbereitungen. —

„Jener würdige Herr dort mit dem nackten Kopf dürfte der Direktor sein. Er heißt Paul Starke; aber verraten Sie das nicht. Es wäre dem Pablo Forto vielleicht unangenehm. Haben Sie schon einmal eine Zirkusreiterin gesehen? Jene Dame dort im blauen Kostüm, die so sehr gesittet, ganz Bürgerin, dem allen zusieht, das ist gewiß die Kunstreiterin."

„Warum?" meinte Luzy. „Jene kann Kassiererin sein oder des Direktors Frau."

„Es ist die Artistin, verlassen Sie sich darauf. Nur Artisten können so vollkommen bürgerlich wirken, weil sie so zu erscheinen wünschen."

„In den Wagen wohnen die Leute?"

„Kaum. Man wird im ‚Bären' wohnen oder im ‚Lamm'. Auch das fahrende Volk ward zivilisiert und hat Bedürfnisse der Kultur, stellt seine Ansprüche. — Ah, da ist der Rechtsanwalt."

Doktor Stein trat herzu. Er begrüßte das Paar sehr liebenswürdig. Auch Peter Hinz bekam sein Teil Freundlichkeit. Gute Seele, dachte er, bist nur zu feige; bist eingespannt, fühlst diese Ketten — aber rüttelst nur daran, wenn es gewiß niemand sieht.

Der Blauschimmel, irgendwie erheitert, von ungewohnter Freiheit aufgepulvert, tat ein paar übermütige Sprünge, die ihn den Zuschauern näherbrachten.

Peter Hinz riß — an sich völlig überflüssig — eine Distelstaude aus, zerstach sich dabei die Finger, hatte aber das Vergnügen, den Schimmel heranzulocken. Das Tier fraß ihm aus der Hand. Er klopfte ihm den Rücken.

„Sehen Sie," sagte er, da Luzy neben ihm stand, „sehen Sie diese verrosteten Flanken. Da schleppt das Tier jahraus, jahrein eine Kette. Im Regen und Wind, immer sitzt hier diese Eisenkette; und da sie verrostete, verrostete das Pferd mit."

Sie blickte ihn an. Sie wußte nicht, hatte er ihr gefallen, wie er dastand und den Schimmel fütterte, oder hatte ihr sein Satz gefallen. Sie wollte etwas sagen, was dieser Stimmung, die den ganzen Nachmittag schon zwischen ihnen stand, Rechnung trug, eine kleine Zärtlichkeit, wenigstens dem Pferd geltend, daß Peter Hinz fühle, er sei verstanden — aber Cäsar Stein warf einen stolperigen Witz vor ihren angefangenen Satz, weil er dies Gespräch falsch verstand und an Beziehungen vorbeihörte.

„Sie lieben die Unmündigen", sagte er bedeutungsvoll. „Ich kann das verstehen: ein großer Geist, der spielen will in den Stunden seiner Muße."

„Wir sind alle unmündig, guter Doktor Stein. Haben Sie nicht vorhin noch den Amtsrichter gehört! Der Traum einer mündigen Menschheit ist zu Ende geträumt. Es geht nicht. Wir bleiben ewige Kinder, die in Schranken gehalten werden müssen, damit wir uns nicht selbst an unserer Freiheit den Kopf zerstoßen."

„Sie finden sich also immerhin damit ab?" lachte Doktor Stein.

Peter Hinz zuckte die Achseln.

Doktor Stein nahm Luzy beim Arm. „Lassen Sie diesen schriftstellernden Spießbürger", spöttelte er. „Kommen Sie, wir sehen uns die Tiere an — wenn welche da sind." Er tat eine scherzende Handbewegung gegen Peter Hinz, aber der fühlte, ein bißchen war sie unecht; der Scherz war nur dünn über einen Triumph gestreut.

Er drehte sich um; er mochte nicht nachlaufen, obgleich Luzy seinen Namen rief. Er winkte ab. Mochte sie mit dem Rechtsanwalt sich die wilden Tiere ansehen: diese armen, verhungerten Wölfe, die Hunde geworden waren, oder einen Bär, der nichts mehr von seinen Kräften wußte und mit einer Schellenkappe auf den Ohren tanzte. Mochte sie — und er zog einige von den auf Luzy gesetzten Gefühlswerten zurück. Aber es blieben immer noch genug, die sie auf ein Postament stellten, dem er sich mit Verehrung nähern würde.

Luzy ahnte von diesen seelischen Vorgängen eines guten Freundes so gut wie gar nichts. Sie fühlte sich auch bei dem Rechtsanwalt wohl, wohler vielleicht. Der war heiterer Art; er fand Scherze, über die man ehrlicher lachen mußte als über die Tropfenreise des Peter Hinz von Japan nach Norwegen. Die stimmte doch immerhin ein bißchen wehmütig, nicht? Irgendwie...

Doktor Stein hinwiederum schritt neben ihr und hatte keine Ahnung von dem, was Luzy dachte. — „Sie waren mit Peter Hinz spazieren! Ein seltsamer Kauz, nicht wahr?"

Das räumte Luzy mit einem Nicken ein. „Aber nicht uninteressant: und darauf kommt es an. Ich hasse die Schablone Mensch."

Er betrachtete sie, und in seinem Blick lag Aufmunterung. Sie hätte das Gegenteil sagen dürfen, und er würde ihr ebenso zugelächelt haben. Ihre Stimme fächelte ihn wie weiche Daunen. „Ich höre Sie zu gern sprechen", gestand er ein.

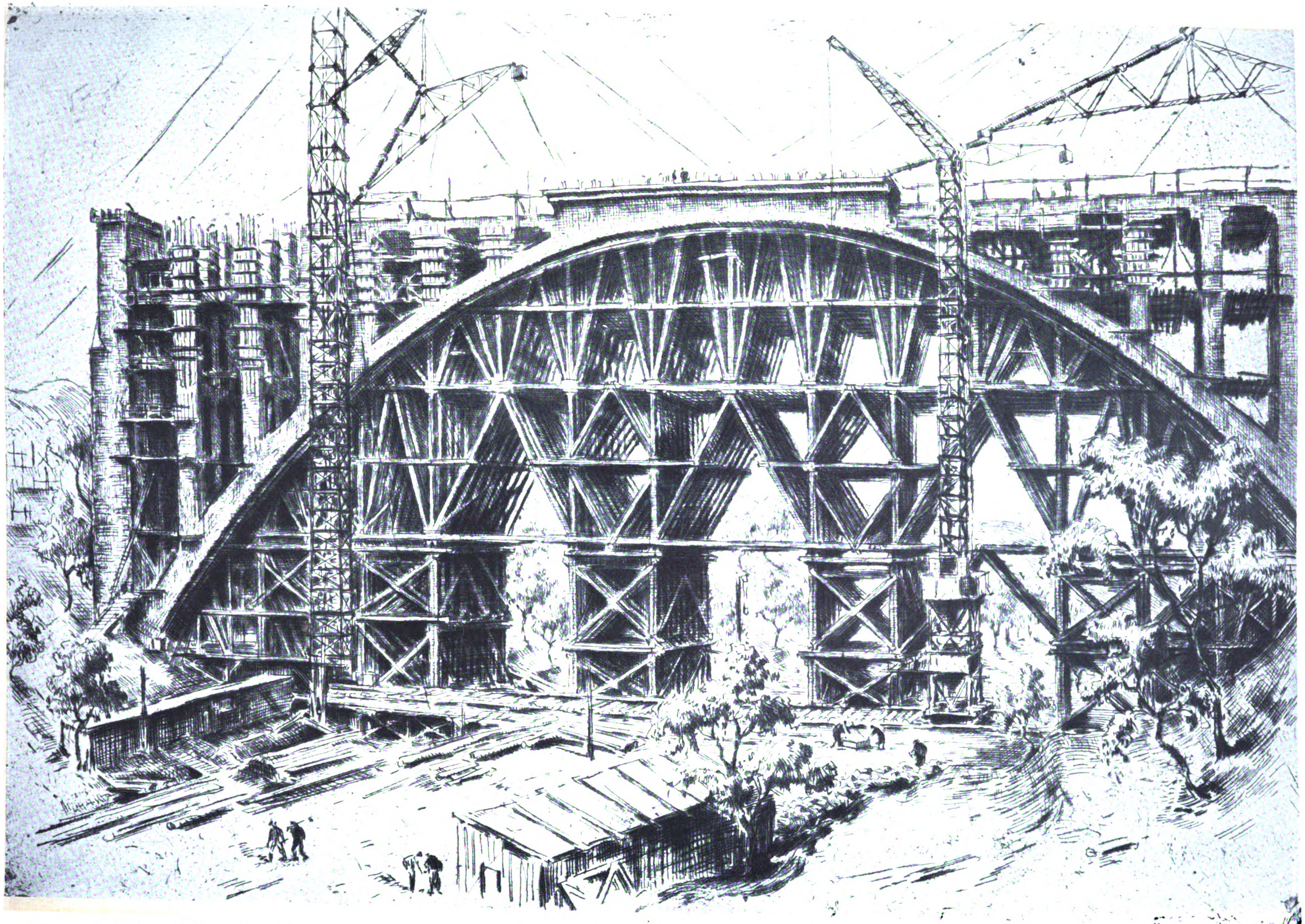
„Nanu!" machte Luzy burschikos. In Wahrheit war sie verlegen.

„Es ist so." Er nickte. „Ich habe einmal...", dann brach er ab; aber nicht lange. Ihm fiel wohl ein, daß sich die Geschichte, die er plante, sehr gut erzählen lasse vor diesen jungen Ohren. Sie würde ihn sozusagen interessant machen. „Ich habe einmal eine Schauspielerin geliebt um ihrer Stimme willen."

Luzy hob mit einem kurzen Ruck den Kopf. „Das ist sehr interessant," sagte sie, „ich trage mich immer noch mit der Idee, wenn ich sie auch im Augenblick zurückdränge, zur Bühne zu gehen." Mit einem schrägen Aufblick, der prüfend war: „Was halten Sie davon?"

Die Idee habt ihr mit achtzehn Jahren und humanistischer Bildung alle, wollte er sagen, aber er sprach natürlich etwas sehr anderes. „Ein schöner Beruf; der einzige, der nicht Handwerk ist." Er hatte also keine Ahnung, der gute Rechtsanwalt Stein, und seine Beziehungen zu der genannten Schauspielerin mußten wirklich auf stimmliche Bewunderung begrenzt geblieben sein. — Aber schließlich hatte auch Luzy nur ihre Idee, wie sie es nannte, die sie mit der Schauspielkunst verband. Sie fanden sich so in einem nicht ganz echten Gespräch, das zunächst über Theater, dann in die Kunst schlechthin geriet.

(Fortsetzung folgt)



Die größte Betonbrücke Deutschlands während des Baues: Mittelbogen des Straßenviadukts in Pirmasens.
Radierung von H. Kupferschmid.

Kaffeehäusler

Die Naturgeschichte eines Typus. Von Richard Riess. Mit Skizzenbuchblättern von Hermann Ebers.



Die Bohemiens, auch Schlawiner genannt, die Dauer-Kaffeehäusler von gestern.

Oasen sind eigentlich nur Durchgangsstationen. Wer seinen Weg durch die Wüste nimmt, der schaffenden Küste zu, rastet hier ein wenig und gewinnt neue Kraft für die Reise durch totes Land. Aber auch Rettungsstationen sind sie, diese Oasen. Sie sind, um mal recht poetisch zu reden, die Klippen, an denen sich der von Wassersnot Bedrängte festklammert, auf daß er auf dem Trocknen sitze. Bei den Oasen ist's natürlich gerade umgekehrt. Wer sich ihrer intensiv bedient, tut es aus dem Verlangen, dem Allzutrockenen ringsum zu entgehen.



Der hoffnungsvolle Dichter, der hier im Kaffeehaus seine unsterblichen Werke konzipiert.



So spielen wir, so spielen wir, so spiel'n wir alle Tage . . .

Auch die Kaffeehäuser im Großstadtleben sind in ihrer Art Oasen. Wer den Staub der Straße hinlänglich geschluckt, vom Dreck der motorisch getriebenen Zivilisation mit Recht so bespritzt oder sich auf der Jagd nach Reichsmark und Pfennig müde gerannt hat, dem winken an kleinen Marmortischen Himbeer mit Soda, Mocca double und eine Anzahl mehr oder weniger veralteter Witzblätter. Und wenn er hier also geschlemmt und eine halbe Stunde ausgeruht hat, dann wird ihm „so oasisch wohl als wie fünfhundert Kamelen". Und dann stürzt er sich wieder in die Großstadt-Wüste, denn, ach, er hat ja einen Weg und ein Ziel, und sei es auch nur 4,35 Mk. Tagesprovision für wohlumgesetzte Damenhemden oder andere Gegenstände des teils täglichen, teils nächtlichen Gebrauchs.

Aber nicht diesen Mitmenschen möchte ich einen Oasianer oder, um es ganz nüchtern zu sagen, Weltanschauungs-Kaffeehäusler nennen. Der echte Kaffeehäusler ist nicht der Mann, der sich aus dem nassen Element des Meeres vorübergehend auf eine Klippe geflüchtet hat, sondern ein Mann, der fast immer auf dem Trocknen sitzt. Er ist der Mann, der seine große Zukunft hinter sich hat und nun resigniert. Die Dauer-Kaffeehäusler von ehedem, die einen in München sehr bekannten Typ darstellten: zukunftsschwangere Dichter, Maler, Musiker und Philosophen, von Idealen und gepumpten Kaffee-Portionen lebend und „Schlawiner" genannt, ganz gleich, ob sie nun wirklich als Söhne Osteuropas diesen Namen verdienten oder als sogenannte Ehren-Schlawiner in die Schlawinerschaft aufgenommen worden waren — sie sind mehr oder weniger ausgestorben. Der Kaffeehäusler von heute ist ein schon halbwegs ergrauter Mann in jenen besten Jahren, die sich bekanntlich einstellen, wenn die guten vorüber sind. Er betritt sein Kaffeehaus, das ihm nicht Vergnügungslokal ist, sondern eine Art Asyl für Heimatlose, kurz nach dem Mittagessen, läßt sich seine Post geben, eine Tasse Kaffee, die Zeitungen und beginnt nun sein wahres Tagewerk. Unwesentlich, was er zuvor getrieben: ob er den Vormittag verschlafen oder in langen Stunden versucht hat, durch kleine Geschäfte,



„Uns pressiert's net" oder: Zehn Glas Wasser — und immer noch nicht matt!

Vermittlungen und jene „Vertretungs“-Arbeit, die „bei guten Beziehungen und noch besserer Redegewandtheit ein gutes Einkommen gewährleistet“, ein paar Mark zu verdienen, oder ob er mit mehr oder weniger Erfolg den Leidensweg seiner „Pumpstationen“ absolviert hat. Ist er, der verehrliche Kaffeehäusler, nicht der Mann, den das Leben „abgebaut“ hat, so ist er zum mindesten einer mit einem „Beruf ohne Nachmittag“: Arzt oder Anwalt mit kleiner Klientel und geringem Niveau der Interessen, Agent ohne Streben, gleichgültiger Kaufmann oder Gewerbetreibender, alle von der Süße des Klatsches mit Spezeln, des Kartenspiels oder der Billardkunst benommen, Junggesellen oder Ehemänner, aber als solche



Uns hat die blöde Menschheit stets verkannt . . .



„Gell, Resi, passen wir zwei nicht gut zueinander?“



Jetzt wird gleich die unvermeidliche Ansprache erfolgen: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen . . .?“

nur äußerlich Familienmitglieder. Sie sind, ihrem Wesen und Willen nach, Kaffeehausmitglieder, und tiefer als die schlechten Schulnoten ihres Sprößlings wirkt das Pech in ihnen nach, das sie etwa tags zuvor beim Tarockspiel verfolgt hat . . .

Das Gebaren des Kaffeehäuslers (Homo sapiens caffesiensis) ist ungezwungen oder ungeniert. Hier herrschen nicht gesellschaftliche Bindungen: die Mitglieder eines jahrelang bestehenden Stammtisches wissen nur in den seltensten Fällen, wo die Genossen ihrer Nachmittage und Abende nachts das müde Haupt zu betten pflegen. Sie sind isoliert und einander im Tiefsten gleichgültig. Da sie meist unbeschwert vom Unwägbaren sind, nivelliert durch das Leben und den Alltag, bleibt ihr Wesen an der Oberfläche, und sie haften — auch im „Geistigen“ — an einem naiven Materialismus. Hier wird Schicksal zum Klatsch, und in Witzen erschöpft sich der Witz; kleiner Vorteil wird Lebensziel und der ewig erregende Wechsel des Spielerglücks das einzige, das in ihnen höhere Wellen schlägt. Sind doch die Trümpfe der Karten zumeist die einzigen, die sie im Leben noch auszuspielen haben. — Da ist ein Tisch, der sich Punkt 3 Uhr zu einem Pokerspiel zusammenfindet. Sie spielen um Pfennige, aber sie verbeißen sich in ihr Tun, als gelte es Sein oder Nichtsein. Es geht sogar vielleicht um viel an diesem Tisch: Der Gewinner hat für den nächsten Tag seinen Mittagstisch sicher. Viele Berufe sind hier vertreten, aber es sind nur Gespenster dieser Berufe, die an diesem Tische geistern: es ist der Schauspieler, aber er hat seit Jahren kein Engagement; und wenn er mal seinen redseligen Tag hat, dann weiß er von den Schlangen der Kabale zu erzählen, die seine Laufbahn vergiftet, von schurkigen Direktoren, die ihn niedergehalten hätten, und daß ihn der Ekel vor einem Beruf erfaßt hätte, bei dem nur der Ellenbogen triumphiere. Der Schriftsteller neben ihm stimmt ihm bei. Auch er kann ein Liedchen davon singen: Das einzige Novellenbuch, das er geschrieben, hat seinen Rundgang bei den Verlagen längst beendet. „Tja, wer keine Protektion hat . . .“ Der Schriftsteller kennt sich aus. Es ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß es ihm vielleicht ein bißchen an — Talent fehle. Aber, was wollt ihr: Talent ist doch nichts als eine niederträchtige Illoyalität gegen den Unbegabten! Und die Künstler sitzen neben dem Kaufmann, der seinen letzten Chef einen Esel nennt, der ihn, die Leuchte seines Faches, abgebaut hatte, nur weil er gern nachmittags ins Kaffeehaus gegangen sei, anstatt seine Kundschaft aufzusuchen. Der verkrachte Advokat lacht: „Recht hamm Se. Warum sich für andre Leut plagen?“ Warum sich überhaupt plagen? Es ist ja alles so wurscht. Sogar die Liebe.

Die an das Wassermädchen gerichtete Zote ist ausreichender Ersatz für Erotik. Wichtig ist nur — —

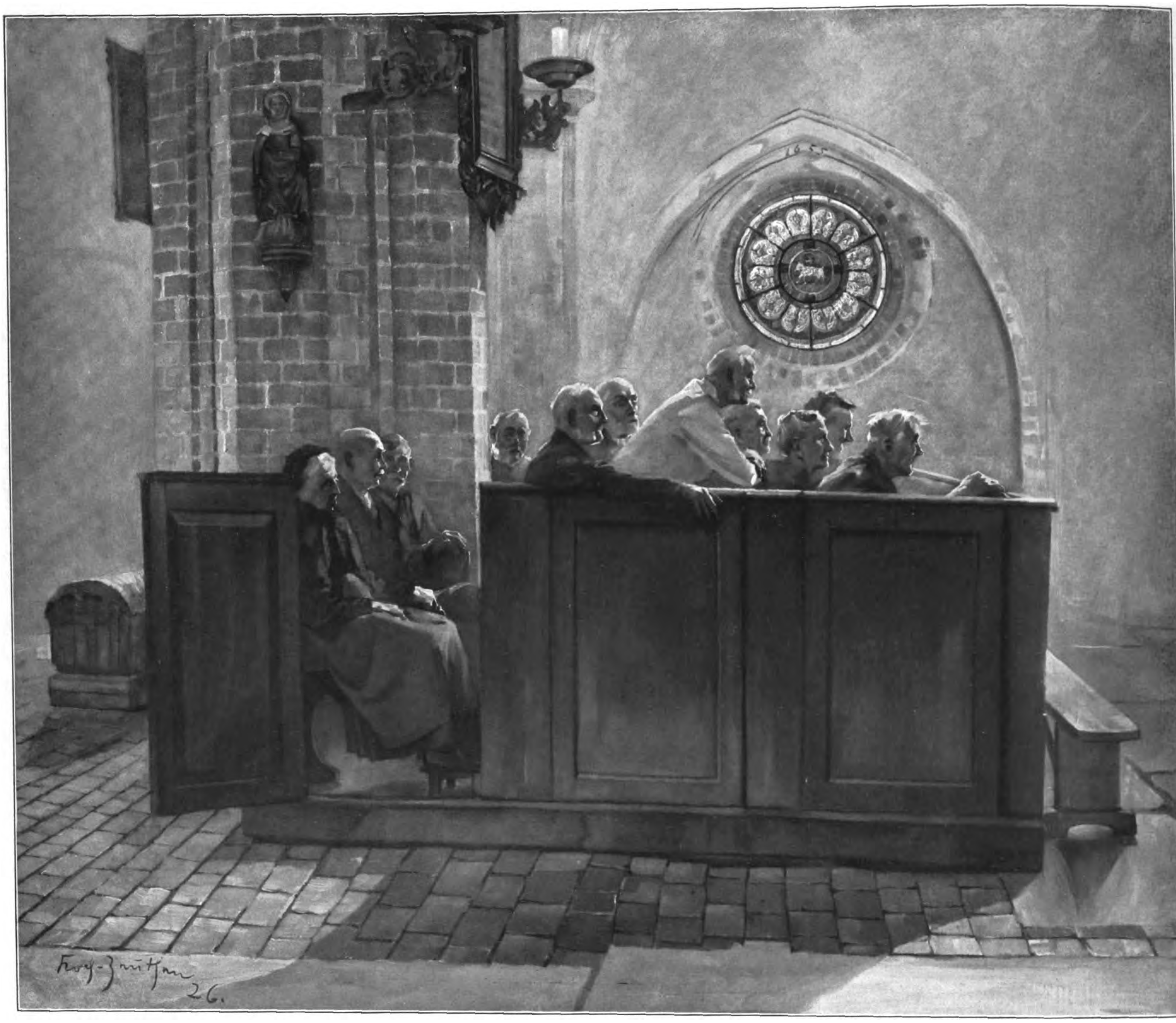
„Ein e—kel—haftes Kaffeehaus“, raunzt das dürre Männlein am Eck, der Aushilfskellner ist und an seinen freien Nachmittagen das Recht ausübt, andere zu schikanieren. „Wo bleiben wieder die Karten?“

Nun spielen sie. Blut schießt ihnen ins Hirn, Spannungen werden fühlbar, und bald ziehen düstere Wetter auf, denn der Verlierer wird gereizt und geht sodann zum Angriff über. Beschimpfungen? Sie werden nicht tragisch genommen. Wenn der andere nur seinen Verlust in bar begleicht. Der aber, seine Münzen zusammensuchend, wird von dem Zweifel geplagt: Ob hier ehrlich gespielt wird? Und er belauert die Hände, die die Karten mischen, fordert Nachprüfung, beargwöhnt das Glück des Gewinnenden und schreit die Kellnerin an, die ihm das geforderte Glas Wasser nicht schnell genug gebracht hat.

Und es liegt ein feiner Dunst von Verwesung in der Luft, und Melancholie ist, ohne daß sie es fühlen, um diese Menschen, die verlieren, obwohl sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn sie gewinnen, doch nichts mehr gewinnen können.



„Bittschön, Herr Direktor! Kommen S' hinein?“



ANDACHT. GEMÄLDE VON REINHOLD KOCH-ZEUTHEN



Wie nach der Legende die Seidenraupenzucht nach Europa kam: Mönche überbringen dem Kaiser Justinian (527--565) Seidenraupen aus China, die sie wegen des strengen Ausfuhrverbots in hohlen Stäben mitgeführt haben.

Die Seide

DIE EINFÜHRUNG UND ENTWICKLUNG DER SEIDENINDUSTRIE IN EUROPA

VON PROF. PAUL SCHULZE, KREFELD

MIT ABBILDUNGEN NACH GEMÄLDEN VON PROF. A. BAUR.

Bei der Betrachtung der Entwicklung der Seidenindustrie in Europa sind verschiedene geschichtliche Momente festzuhalten, die dabei eine hervorragende Rolle gespielt haben. Sie gaben dem Maler Prof. A. Baur († 1906) in Düsseldorf die Vorwürfe für fünf der großen Wandgemälde, welche die staatliche Gewebesammlung (Textilmuseum) in der Webeschule in Krefeld schmücken.

Das Mutterland der Seidenraupe ist China, hier ist die Zucht dieses Insektes schon vor mehreren tausend Jahren nachgewiesen worden. Die Chinesen wußten, welchen Wohlstand sie der Gewinnung des köstlichen Seidenfadens verdankten, und hatten deshalb die Ausfuhr der Eier des Seidenschmetterlings (Bombyx mori) mit der Todesstrafe belegt. Über die Art, wie diese Eier dennoch nach Europa kamen, berichtet die Legende, daß erst im 6. Jahrhundert

christlicher Zeitrechnung unter dem byzantinischen Kaiser Justinian I. (527—565) durch die List einiger Mönche, die von einer Pilgerfahrt nach dem fernen „Serinda", dem heutigen China, nach Byzanz zurückkehrten, dieses köstliche Gut dahin kam. Um die Grenze ungefährdet überschreiten zu können, hatten sie die Eier in ihren hohlen Pilgerstäben verborgen und brachten sie dem Kaiser.

Nachdem durch die Gewinnung der Rohseide in Europa die Seidenweberei sich immer weiter ausgedehnt und mit Hilfe der Araber auch auf Sizilien Fuß gefaßt hatte, fanden sie hier die Normannen, als sie die Insel im 12. Jahrhundert eroberten, in hoher Blüte vor. Die normannischen Könige verstanden es, sich diese Kunst nutzbar zu machen, indem sie die dort wohnenden Weberkünstler möglichst human behandelten. Der bedeutendste der Normannenherrscher, Roger II., errichtete ein königliches Webe-Institut, über das ein zeitgenössischer Schriftsteller eingehend berichtet. Einen besonderen Aufschwung verschaffte dieser Herrscher der Seidenindustrie seines Landes dadurch, daß er bei der Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Emanuel von Griechenland viele



Der Normannenkönig Roger II. († 1101), ein Förderer der mittelalterlichen Seidenweberei in Sizilien, bringt nach einem Feldzug gegen Griechenland Seidenstoffe und erfahrene Webmeister nach Palermo.



König Franz I. (1515—1547) besucht eine Seidenweberei in Lyon.

prächtige Seidengewebe und geschickte Webmeister nach Palermo herüberführte. So wurde er denn auch bei der Ankunft im Hafen von Palermo von den Behörden des Landes und von der Bevölkerung mit großem Jubel empfangen.

Durch die Fürsorge der französischen Könige blühte die Seidenindustrie bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Marseille, Tours und St-Etienne. Doch bald überflügelte Lyon alle diese Städte. Nach der Eroberung von Mailand 1521 waren nämlich viele tüchtige italienische Webkünstler nach Frankreich gekommen und hatten in dortigen Webereien Unterkunft gefunden. Franz I. gab ihnen alle möglichen Freiheiten und Vorrechte, und so erstarkte die Lyoner Industrie immer mehr und zählte in der Mitte des 16. Jahrhunderts bereits an 17000 Arbeiter. Der König begnügte sich jedoch nicht mit Anordnungen, sondern sorgte auch mit persönlichem Interesse für deren genaue Durchführung. Von jeher hatte sich die Lyoner Seidenindustrie durch die Schönheit und Reichhaltigkeit der von ihr erzeugten Muster ausgezeichnet. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war aber die Erzeugung der großartigen Muster technisch noch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Hierin schuf die Erfindung eines Lyoner Webers namens Joseph Marie Jacquard einen großen Umschwung. Jacquard erfand den Vierkantkartenzylinder, der besonders die anstrengende Arbeit der Latzenzieher erleichterte. Obgleich er durch seine Verbesserung die Arbeit der Weber wesentlich vereinfachte und den sogenannten Ziehjungen überflüssig machte, wußten ihm die Weber keinen Dank. Sie verbrannten seine Maschine und wollten ihn selbst in die Rhone werfen. Erst als Napoleon, damals noch Konsul in Frankreich, selbst die neuerbaute Maschine auf einer „Exposition universelle" in Paris 1802 besichtigte und die Tragweite ihrer Erfindung vorausschaute, fand der Erfinder die gebührende Anerkennung. Er erhielt außer einer Medaillenauszeichnung eine Staatsunterstützung von 3000 Frank sowie eine Anstellung im „Conservatoire des arts et métiers" in Paris. Beim Tode des Erfinders, 1830, arbeiteten in Frankreich mehr als 30000 Webstühle mit der Erfindung Jacquards.



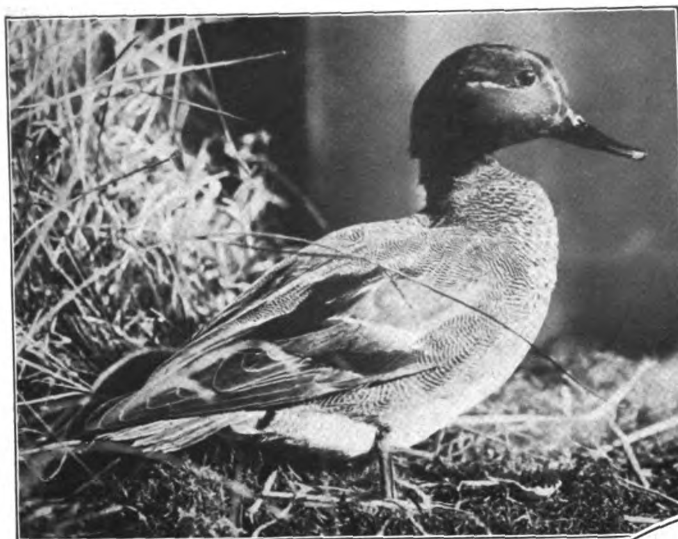
Napoleon (als Konsul 1802) auf einer Industrie-Ausstellung bei der Besichtigung des ersten Jacquard-Webstuhls, der von der Ausstellungsleitung in Verkennung seiner Bedeutsamkeit ganz am Ausgang der Ausstellung aufgestellt worden war.

Die Bemühungen, die Seidenindustrie auch in Deutschland (Krefeld) einzuführen, wurden von den preußischen Herrschern, vor allem von Friedrich dem Großen, unterstützt. Es waren besonders die Gebrüder von der Leyen, die bald große Erfolge verzeichnen konnten. Friedrich der Große schützte sie vor dem Wettbewerb kleinerer Firmen. Nachdem der König bereits im Jahre 1753 in Krefeld gewesen war, kam er am 10. und 11. Juni 1763 zum zweiten Male dahin und besichtigte die Fabrik der von der Leyen.

Dem Aufschwung, den die Seidenindustrie in Krefeld dank der Fürsorge des Königs nahm, hat diese Stadt im weiteren Verlauf ihre heutige Blüte zu danken.



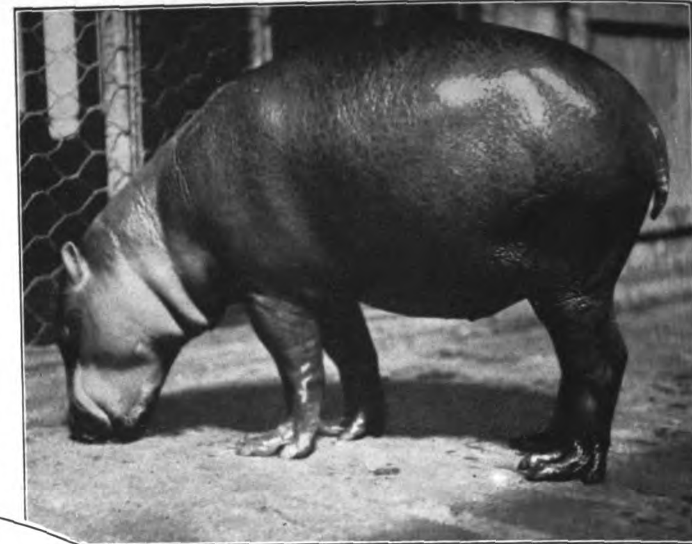
Besuch Friedrichs des Großen bei der Fami ie von der Leyen, Inhaberin einer der ersten Seidenfabriken in Krefeld.



1. Ein Zwerg unter dem Wassergeflügel: Krickente.

Zwerge im Tierreich

VON DR. K. M. SCHNEIDER



2. Zwergflußpferd.



3. Halbaffenzwerge: Mausmakis. (Die zwei Weinbeeren veranschaulichen die Größe der Tiere.)

„Zwergtiere?" könnte einer fragen, „kennen wir die nicht schon hinreichend aus der Fabel vom Krieg der kleinen gegen die großen Tiere, wo Zaunkönig, Hornissen, Mücken und alles bewaffnete ‚Ungeziefer' gegen die Riesen der Erde, gegen Bären, Hirsche, Büffel usw., zu Felde zogen — und siegreich waren?" Ganz so einfach liegt's wohl nicht. Wie so oft, spielt auch hier ein mehrdeutiger Begriff Schabernack mit uns. Wer ist ein Zwerg?

Denken wir zunächst an menschliche Verhältnisse. Da treten innerhalb eines Stammes, ja, innerhalb einer Familie große und kleine Einzelglieder auf, die schon den Eindruck des Riesen- und Zwerghaften aufkommen lassen können; gleichviel, ob diese Schwankungen in angeborenen Anlagen oder besonderen Lebensumständen, unter denen eine ganze soziale Schicht stehen kann, begründet sind. Alsdann gibt es Menschenrassen von recht verschiedenen Durchschnittsmaßen ihrer Vertreter: so stehen den langen Schotten, Indianern und Watussis die kurzen Japaner, Eskimos und Hottentotten erheblich nach. Niedrigste Mittelwerte weisen die Pygmäen auf, über die aus den afrikanischen Urwäldern und aus Asien Kunde zu uns kam. Solche Zwergvölker sollen ja in Urzeiten auch Europa besiedelt haben; dunkle Erinnerungen daran mögen in Sage und Märchen eingedrungen sein.

Entwickelt sich der Körper gar krankhaft, dann können noch zwei Hauptformen der Verzwergung auftreten: der „Liliputaner" und der großköpfige, breitschultrige „Zwerg" mit kurzen Gliedern, wie er oft in Zirkusvorstellungen als Clown mitwirkt. Bei letzterem hat wahrscheinlich die mangelhafte Tätigkeit der Schilddrüse, des Hirnanhangs und anderer Drüsen mit innerer Absonderung die Knochenentwicklung der Gliedmaßen aufgehalten. Bei jenem hingegen scheint das ganze körperliche Wachstum in der Kindheit gehemmt worden zu sein, ohne etwa den Geist mit zu beeinflussen; der Leib ist puppenhaft klein geblieben, die einzelnen Teile stehen aber in ziemlich gewöhnlichen Verhältnissen zueinander.

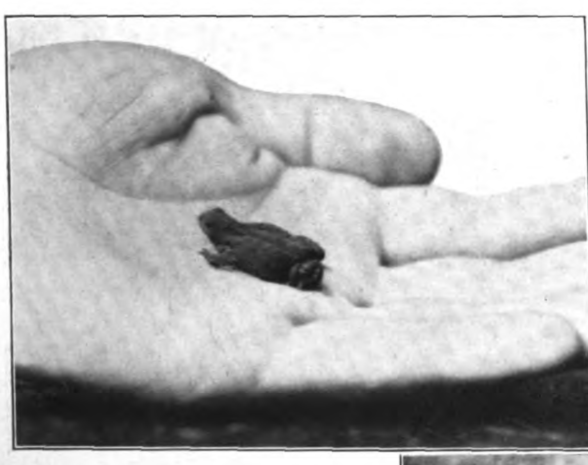
All die angedeuteten Möglichkeiten für das Auftreten sogenannter Zwergenwüchsigkeit liegen nun auch beim Tier vor, nur noch um einige vermehrt. Manche davon sind sogar bei der Pflanze vorhanden, wobei nur an deren vorübergehend sich einstellende oder erbliche Kümmerformen erinnert sei. Überschauen wir eine Serie von Bälgen erwachsener Vögel, so wird diese immer größte und kleinste Stücke aufweisen; die Hirsche, Füchse oder Hasen einer Gegend sind oft kleiner als die einer anderen, wie auch die geographisch getrennten Löwenschläge in der Größe beträchtlich voneinander abweichen können. Sicher treten auch in der freien Wildbahn zuweilen abweichend kleine bzw. pathologisch entwickelte Nachkommen auf; nur dürften diese sehr bald wieder im Daseinskampf verschwinden. Anders, wenn solche Formen gezüchtet werden.

Seltsamerweise sind es auch bei manchen Haustieren die auf Inseln lebenden, die zum Zwergwuchs neigen; z. B. die Ponys der Shetlandinseln, die Esel der Balearen und Sardiniens, die Zebus auf Ceylon. Mag sein, daß eine lange getriebene Inzucht besonders günstige Bedingungen dafür schafft. Wenn dann noch die Züchterhand auswählend eingreift, wie es in England durch den Lord Londonderry geschah, der darauf ausging, die Frauen- und Kinderarbeit in den Bergwerken von kleinen, kräftigen Tieren leisten zu lassen, so kann es zu den stämmigen Pferdchen kommen, die kleiner sind als ein großer Hund. Noch anmutiger ist die Gestalt des Zwergzebus, wenn es vorm leichten zweirädrigen Karren mit dem lässig daraufhockenden Singhalesen im Trippeltrab dahinflitzt (Abbild. 7). Neuerdings hörte man mehrfach von europäischen Zwergrindern, dem albanischen, dem Lausitzer und selbst von einem ausgestorbenen: dem Zwergur. Und wer dächte hier nicht an die ebenso drolligen wie frechen Zwergziegen, diese Dreikäsehoch Afrikas, die dort selbst schrägstämmige Bäume erklettern und deren Laub abweiden? Der Zwergschnauzer vertritt als ebenmäßig gebauter, der Dackel, diese komische Figur, als mißgestalteter Zwerg die Hundewelt. Zwergente und Zwerghuhn rücken für das Federvieh an; würdig, denn sie können sich recht wohl neben ihren wilden Verwandten sehen lassen. Nur die Hauskatze, wohl auch die Gans, sind zäh geblieben und haben anscheinend noch keine „negativen Kulturgrößen" erzeugt. Inwieweit überhaupt die Wirkung der Domestikation, namentlich was die hervorgebrachten Zwergformen anlangt, als rückläufige Entwicklung, als die Verhaltung eines frühreifen Jugendzustandes gedeutet werden kann, muß hier unerörtert bleiben.

Ein ganz neuer Gesichtspunkt kommt in die Betrachtung des Zwergenreiches, wenn die im Vergleich stehenden Wesen verschiedenen Arten angehören, wie es beim Zwergflußpferd und überhaupt den



4. Ein Liliputaner der gefiederten Nachtwandler: Sperlingskauz.



5. Zwergkröte.



6. Zwergbeuteltier: Kurzköpfiger Flugbeutler.



7. Zwerge unter den Haustieren: Zwergzebus im Gespann.

meisten als „Zwerg" angesprochenen Spezies liegt. Nur tragen diese gewöhnlich noch besondere unterscheidende Merkmale, die sie nicht als bloße Verjüngung der vollwüchsigen Form erscheinen lassen. Es gibt kaum einen Tierkreis, der nicht solche Artenbündel aufwiese. Derartige Scheinzwerge dürften jene handlangen madagassischen Halbäffchen mit den niedlichen Diebesgesichtern sein, die fast nur Nase, Auge und Ohr sind und nachts den Kerfen nachstellen (Abb. 3). Diesen Nachtgeistern nicht unähnlich, aber doch fern von ihnen stehend, ist ein anderes graues Männchen: ein Flugbeutler, der den Tag im weichen Nest verschläft, abends aber durch die Zweige huscht (Abbild. 6). Knospen, Honig und Insekten sind sein alles. Den purpenhaften Nachtwandlern sei gleich noch die Zwergfledermaus und ein Dunkelmann aus dem Vogelreich angereiht: der Sperlingstauz (Abbild. 4). Und was sagt man von afrikanischen Antilopen, die nicht größer sind als ein Hase? — Konnten sich die Hünen unter den Schildkröten gerade auf Inseln halten, so stellt Celebes den Zwerg der Büffel, den „Anoa". Viele werden diesen 1 m hohen Gemsbüffel gar nicht gleich als Rind erkennen. Inselkümmerlinge, wie der Rothirsch der Hebriden, das Wildschwein Sardiniens und der fossile Zwergelefant von Malta, Zypern, Kreta u. a., schließen sich an. Wie es mit dem Zwergentum bei den lebenden Giganten des Tierreichs, den Elefanten, steht, wird erst allmählich klar. Wissenschaftlich anerkannt ist jetzt eine kleine Unterart. Warten wir Näheres darüber ab! Längst bekannt sind den Seefahrern dagegen die Däumlinge unter den Bartenwalen, Stücke von immerhin 5 m Länge (die Hauptformen erreichen eine Mächtigkeit bis zu 3000 Zentner). Übersehen wir angesichts dieser Riesenzwerge nicht das kleinste europäische Entchen mit dem weißgefaßten, goldgrünen Ordensband am Flügel (Abbild. 1)! Auch zu manchen Kakadu- und Sitticharten gesellten sich getreue Ebenbilder en miniature. Die argentinische Zwergkröte (Abbild. 5) — etwa so lang wie ein Fingerglied — mag glauben machen, daß auch die Lurche, ebenso wie Schlangen, Fische, Insekten und andere Tierstämme, ihre „Midgets" haben.

Dabei können die Wohnstätten von „Hoch und Niedrig" ziemlich getrennt voneinander liegen, wie beim Wolf und Wolfsschakal; ihre Heimat kann teilweise oder ganz dieselbe sein, wofür vielleicht Mantel- und Heringsmöwe bzw. Habicht und Sperber passende Gegensatzpaare sind. Daß auf dem gleichen Platz der große und der kleine Bruder einer Familie aufkommen und sich so gut erhalten konnten, muß wohl im Haushalt der Natur begründet sein. Freilich, welche Lücke da auszufüllen war, ist schwer zu sagen.

Schweigen wir ferner in diesem Zusammenhang von den Kleinsten des Tierreichs überhaupt, wie sie der Wassertropfen oder gar der Bazillenherd zu Tausenden beherbergt. Übrigens gelang es an niederen, wirbellosen Tieren auch durch Eingriffe in die Eismasse, (bei deren Vermehrung) Riesen bzw. (bei ihrer Verminderung) Zwerge künstlich zu erzeugen. Ganz nebenbei noch, daß zwischen Körpergröße und Darmoberfläche eine Beziehung zu bestehen scheint. Gedenken wir schließlich einer Art der Verzwergung, die sich nur auf das eine Geschlecht erstreckt, und zwar auf das männliche. Bei gewissen Krebsen und Würmern heftet sich das überaus winzige Männchen wie ein Schmarotzergebilde an das viel stattlichere Weibchen und läßt sich von diesem umhertragen. Auch bei Tintenfisch und Spinne stellt nicht selten die Gattin das stärkere Geschlecht dar; verzehrt doch letztere zuweilen noch während oder nach der Paarung ihren armen Ehegespons. Bei manchen Arten jedoch ist der Herr Gemahl so kümmerlich entwickelt, so klein und dünn, daß ihn sein Weib nach der Hochzeit als Festschmaus verschmäht.

DER GEBURTSTAG

VON FELIX LANGER

Es war ein plötzlicher Entschluß, der Franz an seinem vierzigsten Geburtstag ans Telephon zwang und Isa anrufen ließ. Er hatte sie jahrelang nicht gesprochen, trotzdem erkannte sie seine Stimme sofort.

„Wie geht's?"

„Wie geht's?"

Die üblichen Fragen schienen Befangenheit auf beiden Seiten zu maskieren. Zwanzig Jahre waren es her, daß sie miteinander befreundet gewesen, er, der Schule knapp entronnen und Lehrling in einer Farben A.-G., sie, gerade siebzehn geworden, Stenotypistin in einem Anwaltsbureau. Mit allem Überschwang der ersten Liebe hatten sie bei Butterbrot und Flaschenbier Feste gefeiert, die kein Krösus sich hätte für Gold erkaufen können. Heute war Franz Chef einer eigenen Fabrik, und auch Isa hatte Karriere gemacht, ihr Anwalt hatte sie geheiratet. Schicksal, Schicksal, sie hätte zu lange auf Franz warten müssen, der zäh an seinem Ziel arbeitete, eigener Herr in einem eigenen Betriebe zu werden.

„Weißt du, daß ich heute Geburtstag habe?" sagte Franz.

„Wirklich? Ich gratuliere. Natürlich, um diese Zeit herum war es ja immer. Der wievielte ist es denn?"

„Der vierzigste."

„Kinder Gottes!" stöhnte Isa. „Man wird alt."

„Es ist zwanzig Jahre her, daß wir einander kennenlernten", sagte Franz. „Willst du meinen Geburtstag mit mir feiern?"

„Ich?" Es klang überrascht, doch mit einem Anflug von Lüsternheit nach der Abwechslung, die der Anlaß verhieß. „Eigentlich — ginge es. Mein Mann ist verreist. Wo willst du . . .?"

Es schien Franz zu billig, wenn er antwortete: Bei mir. Er überlegte, dann sagte er: „Erinnerst du dich noch des Tages, da wir zum erstenmal miteinander ausgingen? Es war an meinem zwanzigsten Geburtstag. Wir kamen zum Feenschloß am See und wären gern hineingegangen, aber ich hatte nicht genug Geld für das teuere Restaurant. So gingen wir in ein einfaches Bräu und waren trotzdem sehr lustig. Wollen wir das Feenschloß heute nachholen? Ich habe einen neuen Wagen, und mit dem Gelde wird es diesmal auch reichen."

Isa lachte: „Zwanzig Jahre sind immerhin eine lange Zeit, doch ich bin einverstanden. Du hupst um sechs vor meiner Wohnung?"

Isa war mit ihren siebenunddreißig sehr jung geblieben, schlank und mädchenhaft. Die Illusion, daß es die einstige Isa sei, mit der Franz ins Feenschloß fuhr, wurde höchstens durch die Kostbarkeit ihrer Kleidung gestört, die sich von ihren billigen Mädchenkleidern wesentlich unterschied. Sie erzählte von ihren Kindern, in zwei Jahren würde der Junge das Abitur machen, und auch ihr Mädchen wolle studieren. Sie selbst sei im Sommer in Scheveningen gewesen, für den Herbst sei Oberitalien geplant. Was man im Winter machen würde, wisse man noch nicht.

Franz, der Isa in einer leicht sentimentalen Stimmung erwartet hatte, geneigt zu Reminiszenzen, mußte unwillkürlich in Isas Fahrwasser kommen und mit Gleichwertigem aufwarten, mit Reisen, Neumöblierung seiner Wohnung und gesellschaftlichen Plänen für die Saison. Als sie am Feenschloß hielten, erkannten sie es nicht mehr, es war renoviert worden.

„Es war aber schon sehr nötig," sagte Isa, „man konnte in den Räumen nicht mehr recht sitzen, geschweige denn tanzen." Das Essen sei auch nicht mehr auf der Höhe gewesen und die Bedienung salopp. Man gehe jetzt lieber zu „Tiensin" am anderen Ufer. Dort müsse man mit dem Auto über die Fähre, und das eben sei das Erregende und gesellschaftlich Verlockende. Übrigens seien Coblers mit ihrem neuen Wagen kürzlich beinahe ins Wasser gefallen.

Franz hatte ein besonderes Souper zusammenstellen wollen, aber Isa hatte widersprochen. Sie lebe nach Kalorien, höchstens eine Tasse Tee ohne Zucker dürfe sie heute noch zu sich nehmen. Kein Verführungsversuch konnte sie erschüttern. So kaute Franz an seinem Schnitzel und nippte an einem Glase Mosel, während Isa, da sie nichts aß, ohne Unterbrechung erzählte, erzählte . . . Und Franz mußte unwillkürlich denken, daß sie damals, als süßer Balg von siebzehn, kaum ein Auto von einer Dampflokomobile unterschieden hatte. Ein Ausflug in der überfüllten Elektrischen hatte sie mehr entzückt als heute vielleicht Oberitalien plus Scheveningen. Auch von Kalorien hatte sie nichts gewußt. Aber entzückend war sie gewesen, jung und natürlich. Nicht abzusehen, wie sie sich gefühlt hätte, wenn er damals an seinem zwanzigsten Geburtstag die paar Mark für ein Abendessen im Feenschloß hätte entbehren können, das sie heute nicht mehr mondän genug fand. Es war ihm plötzlich, als sei es sehr lächerlich, daß er hier mit Isa zusammen saß, um einen Tag zu feiern, der im Grunde genommen gar nicht feiernswert war. Er ließ nur allzu deutlich die Entfernung erkennen, die zwischen Wünschen und Zielen, zwischen Träumen und Wirklichkeiten, zwischen Jugend und blasierter Reife lag. Es war Franz, als habe er hinter einer bunten Kugel herlaufen wollen, die ihm entglitten war, ängstlich bemüht, sie wiedereinzufangen.

Ein Pärchen erschien auf der Terrasse, ein Jüngling mit Brille und langen Haaren, das Mädel blond und bildhübsch. Der Ober kam mit der Speisekarte. „Können wir Kaffee und Kuchen bekommen?" fragte der Jüngling. Mit verachtendüberlegenem Achselzucken legte der Kellner die Speisekarte weg und korrigierte betont: „Mokka in Kännchen!"

„Haben Sie nicht Kaffee in Tassen?"

„Nein", knurrte der Ober. Zögernd bestellte der Jüngling.

Franz hatte zugehört und mußte lächeln, schmerzlich durchklungen. Es war ihm, als sei er selbst der Jüngling, vor zwanzig Jahren, und Isa das Mädchen vor der gleichen Frist. Genau so hatte er damals im Restaurant bestellt, wenn sie zusammen ausgegangen waren. Mit einem seltsam beglückenden, beinahe väterlichen Gefühl betrachtete er die beiden jungen Menschen, die sich in dem eleganten Restaurant nicht überaus wohl zu fühlen schienen, weil sie beide wahrscheinlich an die durch die unerwartete Mehrausgabe gebotenen Sparmaßnahmen für morgen denken mußten.

Franz erhob sich und ging dem Ober nach, von einem plötzlichen Einfall getrieben. Er bestellte ein Souper, wie er es für sich und Isa hatte bestellen wollen. „Wenn wir fort sind, servieren Sie es den jungen Herrschaften, und geben Sie ihnen diesen Zettel." Er riß ein Blatt aus seinem Notizblock und schrieb: „Feiern Sie, bitte, den heutigen Abend, wie ihn einer gern feiern wollte, wenn er so jung wäre wie Sie." Dann verließ er mit Isa die Terrasse.

Sie wollte ins Auto steigen, doch er zog sie seitwärts, von wo aus man den Tisch des Pärchens sehen konnte. Der Kellner servierte gerade den ersten Gang. Das Mädchen schaute mit überraschten Augen drein; der Jüngling, beherrschter, verlangte Aufklärung. Dann las er den Zettel und reichte ihn seiner Begleiterin. Sie lachte. Er schien Bedenken zu haben, ob man das Geschenk annehmen dürfe. Ihr sprühte der Übermut aus den Wangengrübchen; Eva war sie, die zum Apfelschmaus Lust hatte. Er ließ sich überreden, und die Krebsscheren krachten unter ihren Fingern.

CHINESISCHE ANEKDOTEN

AUS DEN ORIGINALEN ÜBERSETZT VON DR. FRANZ KUHN

Ein tüchtiger Schneider.

Ein Kunde brachte seinem Schneider Stoff, der genau zu einem Anzug reichte, und wollte gleich auf die Anprobe warten. Der Schneider maß und maß und konnte sich nicht zum Zuschneiden entschließen.

„Warum schneidest du nicht zu?" fragte der Kunde.

„Ja, wenn ich für dich zuschneide, langt's nicht für mich, und wenn ich für mich zuschneide, langt's nicht für dich."

Freundliche Nachbarn.

Ein Mann hatte ein krankes Bein und litt fürchterliche Schmerzen. Da bohrte er ein Loch in die Wand und steckte den kranken Fuß hindurch, so daß er in das Zimmer des Nachbarn hineinragte, mit dem er in ewigem Streit lebte. Als ihn seine Frau nach dem Grunde seines seltsamen Tuns fragte, erwiderte er:

„Wenn der Himmel mein Haus schon mit Krankheit heimsucht, soll der verfluchte Kerl nebenan wenigstens auch sein Teil dran haben."

Bescheidenheit.

Ein Mann liebte es, sich im Gespräch mit anderen übertrieben bescheiden auszudrücken. Eines Abends hatte er Besuch. Wie nun der volle Mondenschein ins Zimmer fiel, konnte der Besuch nicht umhin, seinem Entzücken über den herrlichen, klaren Mondenschein Ausdruck zu verleihen. Der Hausherr aber wehrte bescheiden ab:

„Ihr Lob macht mich verlegen. Das bißchen Mondschein, das Ihnen meine elende Hütte zu bieten hat, ist wirklich nicht der Rede wert."

Seichte Lektüre.

Ein Student hatte sich, um sich ungestört fürs Examen vorzubereiten, in einem Buddhatempel einquartiert. Den ersten Tag benutzte er zu ausgiebigen Spaziergängen in der schönen Tempelumgebung. Als er endlich am späten Nachmittag seine Studierzelle betrat, befahl er sogleich seinem Burschen, ihm einen Band aus der Bücherkiste zu bringen. Der Bursche brachte ihm das „heilige Buch der Wandlungen". „Mir nicht hoch genug!" schrie ihn sein Herr an. Darauf legte ihm der Bursche die „Frühlings- und Herbstannalen" von Meister Kung tse vor. „Auch nicht hoch genug!" schallte es ihm erneut entgegen. Nun schleppte der Bursche das „Tao te king" des mystischen Lao tse heran. „Immer noch nicht hoch genug!" tönte es ärgerlich zum dritten Male.

Ein Tempelbonze hatte in der Nachbarzelle durch die dünne Wand hindurch den Vorgang belauscht. Jetzt kam er in die Zelle des Studenten hereingestürmt: „Du könntest dir was einbilden," platzte er heraus, „wenn du nur einen Bruchteil von einem dieser drei tiefgründigen Werke verstündest! Und du behauptest, sie wären dir zu seicht?" — „Das nicht; aber ich wollte schlafen, und da brauchte ich eine passende Kopfunterlage."

Ärztliche Behandlung.

Ein Bauer kam mit einem schweren Bündel Reisig auf dem Buckel durch eine schmale Gasse. Aus Versehen streifte er mit seiner Last einen Vorübergehenden, so daß dieser eine tüchtige Schramme quer über die Backe erhielt. Wütend, mit geballten Fäusten wollte der andere auf ihn einschlagen.

„Gebt mir Fußtritte, so viele Ihr wollt, aber, um Buddhas willen, schlagt mich nicht!" bat der Bauer flehentlich.

Nachdem er einige kräftige Fußtritte weghatte und der andere gegangen war, fragten die Umstehenden den Bauer, warum er Fußtritte bevorzugt hätte.

„Das war doch der Stadtarzt", klärte sie der Bauer auf. „Seine Fußtritte sind noch zu ertragen, aber seine Be„hand'lung hätte mich sicher das Leben gekostet."

Der wassersüchtige Hund.

Ein Tauber besuchte bei Regenwetter seinen Nachbar. An der Türschwelle begrüßte ihn wütendes Hundegekläff, von dem er natürlich nicht einen Laut vernahm.

„Sie müssen sofort zum Tierarzt schicken", sprach er zum Nachbar.

„Warum denn?"

„Ihr werter Hund leidet ganz offenbar an schwerer Wassersucht. Sehen Sie doch, wie gierig er nach den Regentropfen schnappt!"

Höhere Mathematik.

Herr Tschang hatte einen zweijährigen Sohn und wollte gern, daß er später einmal die Tochter seines guten Freundes Wang heiraten sollte, die jetzt gerade ein Jahr alt war. Er schickte also einen Vermittler ins Haus Wang, um das Verlöbnis perfekt zu machen. Freund Wang wollte aber nicht darauf eingehen.

„Dieser junge Tschang ist doppelt so alt wie unsere Tochter", sprach er zu seiner Frau. „Wenn sie erst die Zwanziger erreicht hat, wird sie sich schön bedanken, einen Vierziger zu heiraten."

Seine Frau war anderer Meinung: „Gedulde dich nur ein Jährchen, dann ist sie genau so alt wie der junge Tschang."

Der größere Affe.

Ein kleiner Provinzmandarin war bei seinem Vorgesetzten, dem Gouverneur, zu Gaste. Der Gouverneur war ein Freund der Jagd und wollte Näheres über den Tierbestand im Amtssprengel seines Gastes wissen. „Haben Sie auch Affen in Ihrem Amtsbereich?" erkundigte er sich. „Gewiß, sogar ein Riesenexemplar kommt vor." — „So? Wie groß denn?" — „Genau so groß wie Eure Exzellenz..." —

Kaum war ihm der unbedachte Satz entschlüpft, da gewahrte der Ortsmandarin an dem Stirnrunzeln seines hohen Gastgebers, daß er eine grobe Unhöflichkeit gesagt hatte, und um die Wirkung seiner Worte zu mildern, setzte er hastig hinzu: „Aber es kommt auch ein Zwergaffe vor, der ist genau so klein wie meine Winzigkeit."

Der kluge Knecht.

Es war einmal ein Bauer, der liebte einen guten Tropfen im Hause. Aber er mußte die betrübliche Erfahrung machen, daß ihm sein Wein immer heimlich vom Knecht weggetrunken wurde. Er beschloß daher, überhaupt keinen Knecht zu halten und die Feldarbeit allein zu verrichten. Aber auf die Dauer schaffte ihm das zu viel Mühe, und er sann auf einen anderen Ausweg.

„Ich muß einen Knecht finden," sagte er sich, „der überhaupt nicht weiß, was Wein ist, dann wird er meinen Wein gar nicht erst anrühren." Und er dingte einen anderen Knecht. Bevor er ihn seine Arbeit antreten ließ, zeigte er ihm einen gefüllten Weinkrug und fragte, was drin sei. „Wein", antwortete prompt der Knecht, und wurde daraufhin sofort wieder entlassen. So ging das einige Male, bis sich endlich ein Knecht fand, der die herkömmliche Frage mit stummem Kopfschütteln beantwortete. Hocherfreut behielt ihn der Bauer in seinem Dienst. Am nächsten Tage mußte er in die Stadt und das Haus in der Obhut des neuen Knechtes lassen. „Gib mir acht auf die Wurst am Rauchfang und auf das Huhn im Topf", schärfte er ihm, bevor er ging, noch ein. „Vor allem aber hüte dich vor den zwei Krügen im Keller. In dem einen ist rote, in dem anderen gelbe Schwefelsäure. Wenn du nur einen kleinen Schluck davon trinkst, zerreißt es dir deine Eingeweide zollweise, und du mußt elendiglich verrecken!" —

Kaum hatte der Bauer den Rücken gekehrt, als sich der Knecht über die Wurst und das fette Huhn und die beiden Weinkrüge hermachte, mit dem Ergebnis, daß er kurz darauf wie ein Sack Mehl am Boden lag. Als der Bauer zurückkehrte, entdeckte er mit Schrecken die Bescherung. Wütend stieß er den Knecht mit Fußtritten munter und wollte wissen, warum die beiden Krüge geleert und die Wurst und das Huhn verschwunden seien. Der Knecht war um eine Erklärung nicht verlegen:

„Das Huhn hat die Katze aus dem Topf geholt, die Wurst hat der Hund weggeschnappt. In meiner Verzweiflung sagte ich mir, daß der Tod die einzige Sühne für meine sträfliche Unachtsamkeit sei. So trank ich die beiden Krüge mit Schwefelsäure aus und legte mich ergeben nieder, um meinen Tod abzuwarten."

Salzenten.

Ein Mann aus der Provinz war zu Besuch in Peking und bekam im Hause eines Freundes zum erstenmal Soleier vorgesetzt. Er wunderte sich, wieso ungeschälte Eier einen salzigen Geschmack annehmen konnten. „Du mußt wissen, wir haben hier in Peking eine Salzentenart", belehrte ihn der Freund. „Die kann natürlich auch nur salzige Eier legen."

WISSEN UND LEBEN

Kosmische Einflüsse in der Biologie. Sind kosmische Einflüsse für den Ablauf wichtiger Lebensvorgänge verantwortlich zu machen? Diese Fragestellung ist im wesentlichen bisher stets verneint und der Einfluß kosmischer Vorgänge auf den Ablauf der Lebensvorgänge mehr oder weniger in das Gebiet des Aberglaubens verwiesen worden. Und doch scheint es nach den neuesten Forschungen so, daß man in Zukunft den bisher vollkommen vernachlässigten Faktor „Kosmos" in den Bereich der Betrachtung stellen muß, wenn man experimentell erwiesene Tatsachen erklären will. Es gibt bekanntlich zahlreiche tagesperiodische Schwankungen beim Menschen und ebenso bei Affen, Vögeln und sogar bei Pflanzen. Puls, Blutdruck, Kohlensäureausscheidung, Sauerstoffverbrauch, Stickstoffausscheidung im Harn zeigen, wenn man diese kurvenmäßig festlegt, ein Minimum morgens zwischen 4 und 6 Uhr, während das Maximum in den Abendstunden liegt. Man ist nun leicht geneigt zu der Annahme, daß dies ja ganz erklärlich ist, da eben in den Morgenstunden zwischen 4 und 6 Uhr doch völlige Ruhe zu herrschen pflegt und der Stoffwechsel aus diesem Grunde auch hier am niedrigsten ist. Die Annahme liegt nahe, ist aber in keiner Weise berechtigt. Durch Umkehr der Lebensweise, also Schlafen am Tage, Arbeiten in der Nacht, läßt sich auch bei Versuchspersonen, die beruflich zu dieser anormalen Lebensweise gezwungen sind, keine Umkehr der Kurven hervorrufen. Auch diese Personen zeigen das Minimum der Stoffwechselvorgänge morgens zwischen 4 und 6, obwohl sie zu dieser Zeit nicht ruhen, sondern arbeiten. Je sorgfältiger man diese Versuche anstellte, um so weniger ließ sich nachweisen, daß eine Abweichung von der erkannten Norm vorkommt. Eine neuartige Versuchsanordnung aber ergab folgendes: Fährt man um den halben Erdball und mißt sorgfältig die Körpertemperatur, dann behält sie nicht den heimatlichen Rhythmus bei, also ein Minimum zwischen 4 und 6 Uhr morgens, sondern richtet sich nach der jeweiligen Ortszeit, das heißt, besteht eine Differenz in der Ortszeit von 12 Stunden, so ist die Temperatur zum Beispiel nachmittags um 5 Uhr nach der Ortszeit hoch, während sie nach der Heimatszeit am niedrigsten sein müßte. Wenn man auch als Begründung hierfür anzuführen vermöchte, daß die Beeinflussung durch die Umwelt derartige Umkehrungen von Lebensvorgängen hervorrufen könnte, so ergeben doch neuere Untersuchungen in Nordisland bei der Mitternachtssonne, daß eine tagesperiodische Schwankung nicht nur der Temperatur, sondern auch aller anderen meßbaren Lebensvorgänge besteht; Puls, Blutdruck, Gaswechsel, Grundumsatz, Nierensekretion zeigen das gleiche Verhalten. Daraus muß auf die allgemein bestehende Tagesperiodizität der Lebensvorgänge überhaupt geschlossen werden, und das merkwürdigste dabei ist, daß die Tagesperiodizität der Lebensvorgänge ortszeitlich fixiert ist. Die elektrische Leitfähigkeit der Luft ist ebenfalls ortszeitlich fixiert, kann aber wohl kaum für die Periodizität der Lebensvorgänge verantwortlich gemacht werden. Daraus ergibt sich die ungemein wichtige Erkenntnis: die ortszeitlich fixierte Periodizität der Lebensvorgänge bei Menschen, Tieren und Pflanzen und ebenso die tages- und ortszeitlich fixierte Periodizität der elektrischen Leitfähigkeit der Luft sind von einem bisher unbekannten Prinzip kosmischer Natur abhängig. Die biologischen Wissenschaften werden nicht mehr daran vorübergehen können, kosmische Faktoren in den Kreis der Betrachtungen zu stellen; ein weites, Erfolg versprechendes Arbeitsgebiet steht im Beginn seiner Erforschung. Daß ältere Ärzte und vor allem die Volksmeinung kosmische Einflüsse in ziemlichem Umfange annehmen, ist zur Genüge bekannt. Es sei nur daran erinnert, welcher Einfluß dem Mond auf den Ablauf von Heilungsvorgängen zugeschrieben wird. Schwankungen der Witterung beeinflussen zweifellos in starkem Maße unsere Stimmung. Und warum sollten sie da keinen Einfluß auf unsere Gesundheit ausüben? Recht interessante Einblicke bringt ein französischer Forscher in jüngster Zeit, der seine ärztliche Tätigkeit in den Jahren 1896—1898 überblickt. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß in den Nächten, die um den Neumond liegen, eine viel häufigere Inanspruchnahme der ärztlichen Tätigkeit erfolgt als in den übrigen Nächten. Besonders Asthma, Leber- und Magenkrisen sind in diesem Zeitpunkt häufig. Herzleidende, Lungenleidende zeigen Verschlimmerungen in ihrem Befinden. Auch ein Anschwellen von Masern und Scharlach wird im Zusammenhang mit dem Neumond beobachtet. Bei chronischen Erkrankungen sollen die meisten Todesfälle mit dem Neumond zusammenfallen. Welche Ursachen hierfür verantwortlich zu machen sind, entzieht sich vorläufig vollkommen unserer Kenntnis. Ob es sich um Veränderungen in der Atmosphäre bei Auftreten des Neumondes handelt oder um uns vorläufig noch unbekannte kosmische Strahlungen, läßt sich nicht einmal vermuten. Auch das Jahr 1927 bewies uns wiederum augenfällig den Einfluß kosmischer Vorgänge. Eine erschreckende Häufung von Naturkatastrophen war nicht zu verkennen. Die schweren Erdbeben in Japan, China und Palästina, die riesigen Überschwemmungen im Mississippigebiet sowie in Indien und im östlichen Sibirien sind noch in aller Erinnerung. Die Überschwemmungen der Spree, der Schwarzen Elster und nicht zuletzt die Katastrophe im östlichen Erzgebirge sowie die starken Wirbelstürme an der deutsch-holländischen Grenze waren sicherlich keine zufällig zusammentreffenden Ereignisse. Daß durch das Auftreten von Sonnenflecken die luftelektrischen Verhältnisse sowie besonders empfindliche Personen erheblich beeinflußt werden, ist bereits länger bekannt und ebenso, daß das Auftreten von Sonnenflecken rhythmischen Schwankungen unterliegt. Beziehungen zwischen den rhythmischen Schwankungen der Sonnenflecke (11 jährige Periode) und Naturkatastrophen scheinen zu bestehen. Nicht uninteressant ist eine Aufstellung eines bekannten französischen Arztes und Astronomen, der in einer langjährigen Statistik einen parallelen Verlauf der Sterblichkeitskurve und der Sonnenfleckenkurve aufgefunden hat und darüber vor kurzem in der Akademie der Medizin in Paris Mitteilung machte. Wie das Jahr 1927 werden die beiden folgenden Jahre wiederum ein Maximum der Sonnenfleckenbildung aufweisen, und im Zusammenhang damit dürfte eine Steigerung von Naturkatastrophen, wie wir sie im vergangenen Jahre erlebt haben, nicht unwahrscheinlich sein und gleichfalls eine Steigerung der Sterblichkeit, wenn man die erwähnte französische Statistik zugrunde legen will. Noch recht ungeklärt sind auch Natur und Wirkungsweise der vor noch nicht allzu langer Zeit entdeckten „Höhenstrahlung", einer Strahlungsart von außerordentlichem Durchdringungsvermögen, so daß noch Panzerplatten von 1 m Stärke von ihr durchdrungen werden. Es handelt sich hierbei aller Wahrscheinlichkeit nach um eine elektromagnetische Wellenstrahlung von Art der Ultraviolettstrahlen, aber von weit niedrigerer Wellenlänge, die, wie man annimmt, aus dem Kosmos stammt und von junger Sternmaterie abzuleiten ist, und man glaubt, bereits ganz bestimmte Sterne als Quellen dieser Strahlung aufgefunden zu haben, und zwar die in vielen Beziehungen merkwürdigen, „Mirasterne" genannten jungen Fixsterne. Wenn auch bisher dieser Strahlenart mehr theoretisches Interesse zukommt, so darf es doch nicht als ausgeschlossen gelten, daß ihr auch biologische Wirkungen zuzuschreiben sind, und daß sich der Einfluß dieser Strahlungsart unter Umständen bei längeren Flügen in größeren Höhen (10 000—12 000 m), die uns ja bald bevorstehen, unliebsam bemerkbar machen kann für Mensch und Maschine. Dr. Fr.

Die Zellulose als Quelle des Bodenhumus. Kein anderer organischer Naturstoff kommt in so riesigen Mengen vor wie die Zellulose, der Hauptbestandteil aller Pflanzen. Im Stoffhaushalt der Natur ist daher diese Kohlenstoffverbindung ein bedeutender Faktor, und ihre Rückbildung in einfache Verbindungen, ihr Abbau also, wurde von Chemikern verschiedentlich zu erforschen gesucht. Früher neigte man zur Ansicht, daß die Zellulose eine bedeutende Rolle bei der Bildung von Torf und Kohle spiele. Diese Theorie gründete sich hauptsächlich auf die Gegenwart von Zellulose in unseren natürlichen Brennstoffen. Es ist aber sehr fraglich geworden, ob diese Auffassung richtig ist. Prof. Fischer ist auf Grund ausgedehnter Untersuchungen zu der Ansicht gelangt, daß die Kohlen nicht aus der Zellulose, sondern allein aus dem Lignin, dem Gerüst- und Holzstoff der Pflanzen, hervorgegangen seien, und daß die Zellulose bei der Vertorfung und Verkohlung der Pflanzenreste größtenteils verschwinde. Forschungen über den Abbau der Pflanzenzellulose brachten nun in jüngster Zeit interessante und wichtige Ergebnisse, die um so bedeutender sind, als trotz der hervorragenden Rolle, die der natürlichen Zellulosezersetzung im biologischen Geschehen zukommt, unsere Kenntnisse über die dabei vor sich gehenden chemischen Umsetzungen sehr lückenhaft waren. Die Zellulose wird in der Natur hauptsächlich unter der Mitwirkung von Pilzen und Bakterien zersetzt. Die zahlreichen Mikroorganismen, die am Niederreißen der Zellulosemoleküle arbeiten, gedeihen unter verschiedenen Umständen; wir können in der Hauptsache vier Organismen-Gruppen unterscheiden. Die Pilze, die am tätigsten in sauren und gut durchlüfteten Böden sind, die aeroben — bei Luftzutritt tätigen — Bakterien, die am aktivsten in neutralen, alkalischen und schwach sauren Böden wirken; der Boden muß hierbei gut durchlüftet sein und freie Basen, wie Kalziumkarbonat, enthalten. Die Tätigkeit der aeroben Mikroorganismen kann in der Weise künstlich hervorgerufen werden, daß man z. B. Papier, Leinwand oder Baumwollgewebe mit Phosphorsalzen bestreut und anfeuchtet, darauf mit Humus oder Grabenmoder animpft und bei 24 bis 28 Grad stehen läßt. Neben einem größeren Mikrokokkus wachsen nun kleine charakteristische Stabbakterien, welche die Zellulosefasern in eine mehr oder weniger gefärbte braune Masse verwandeln. In der Natur wirken weiterhin anaerobe Bakterien, die

(Fortsetzung auf Seite 72.)

unter Luftabschluß tätig sind. Sie sind sehr verbreitet und kommen in großer Zahl vor. In Sümpfen, Grabenmoder, Schlamm, Humus, aber auch im Dünger, Stallmist und im Verdauungskanal mancher Tiere werden sie angetroffen. Die vierte Gruppe umfaßt die Aktinomyzeten, bakterienähnliche Organismen, die in Gartenerde und in schwach alkalischen Böden vorkommen. Die Zersetzung der Zellulose ist stets von der synthetischen Bildung beträchtlicher Mengen Zellsubstanz durch die im Prozeß aktiven Mikroorganismen begleitet. Es konnte festgestellt werden, daß die von den Organismen neu gebildete Zellsubstanz eine bestimmte Menge Stickstoff enthält. Da die Zellulose zersetzenden Mikroben unfähig sind, atmosphärischen Stickstoff zu binden, so muß die Zersetzung der Zellulose zur Umwandlung anorganischen Stickstoffs aus dem Boden in organische Stickstoffverbindungen führen, die einen Bestandteil der mikrobiellen Zellsubstanz darstellen. Zwischen der Menge der zersetzten Zellulose und dem dazu nötigen Stickstoff besteht ein festes Verhältnis. Mit anderen Worten: die Zellulose wird nicht zersetzt, wenn der nötige Stickstoff gar nicht oder nur in ungenügender Menge vorhanden ist. Die Ausnutzung von Zellulose als Energiequelle durch Pilze und Bakterien wird immer begleitet sein von gleichzeitiger Anhäufung von Stickstoff und einer Synthese neuer mikrobieller Zellsubstanz. Dabei wird ein Teil des Kohlenstoffs, der durch Pilze und Bakterien zerstörten Zellulose, als Kohlensäure abgegeben, während der Rest von den Bakterien aufgespeichert wird. Aus all dem und weiteren Folgerungen kann die Quelle der organischen Bodensubstanz oder des Bodenhumus erwiesen werden: Der Humus ist aus zwei Gruppen von Substanzen verschiedenen Ursprungs zusammengesetzt. Aus Bestandteilen von Pflanzen, die der Zersetzung durch Mikroorganismen widerstehen, wie Lignin, und aus den Umwandlungsstoffen, die Bakterien und Pilze unter Benutzung der Zellulose als Energiequelle synthetisch hervorbringen. Für den Kreislauf der organischen Bodensubstanz und der Pflanzennährstoffe bedeuten die Ergebnisse der jüngsten Forschung eine neue, wichtige Erkenntnis. Dr.-Ing. J. Auerbach.



Zum 100. Todestag des Urbildes der Lotte in den „Leiden des jungen Werther": Charlotte Kestner, geb. Buff (geb. am 11. Januar 1753 in Wetzlar, gest. am 16. Januar 1828 in Hannover). Pastellbild von Joh. Heinr. Schröder, 1782.
(Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Der Todestag des Urbildes von Werthers Lotte (s. Abbildung) jährt sich am 16. Januar zum hundertsten Male. Am 9. Juni 1772 lernte Goethe die damals 19 jährige Charlotte Buff kennen; es geschah auf der Fahrt von Wetzlar nach Volpertshausen, wo der berühmte im „Werther" geschilderte Ball stattfand. Goethe wußte zunächst nicht, daß Lotte die Verlobte von Johann Georg Christian Kestner, dem Gesandtschaftssekretär bei der zur Kammergerichtsvisitation abgeordneten Subdelegation für das Herzogtum Bremen, war. Wie Kestner berichtet, zog sie sogleich Goethes ganze Aufmerksamkeit auf sich. Am Tage nach dem Ball erkundigte er sich nach Lottes Befinden und lernte sie nun, wie Kestner weiter berichtet, von der Seite kennen, „wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite". Goethe war von nun an täglicher Gast im Hause des Ordensamtmanns Buff. Henrich Adam Buff hatte 1771 seine Frau verloren. Charlotte, obwohl die zweite Tochter, vertrat an ihren zahlreichen Geschwistern Mutterstelle und leitete die Wirtschaft. Die ganze Familie hing in Liebe an ihr. Sie war keine ausgesprochene Schönheit, aber hübsch und anmutig und entzückte durch ihr heiteres, natürliches Wesen und ihre geistige Munterkeit. „Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben", so berichtet Goethe von ihr. Ihre hausmütterlichen Tugenden haben dem Gretchen im „Faust" viele Züge verliehen und sind so wundervoll bildhaft geworden in der Schilderung von Werthers erster Begegnung mit Lotte, die in diesem Augenblick gerade im Kreise ihrer Geschwister steht und ihnen Brot schneidet, eine Situation, die seit Chodowiecki immer wieder die Illustratoren gereizt hat. Die drei Menschen, das Brautpaar und Goethe, gewöhnten sich aneinander. Wenn aber Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sagt, daß sie „den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle" lebten, so ist damit nur der äußere Zustand gekennzeichnet. Das Brautpaar kam ihm freundschaftlich, Charlotte dabei heiter und selbstsicher, entgegen. Goethe aber war von tiefer Leidenschaft ergriffen und litt unter der Aussichtslosigkeit seines Zustandes. Kestner dachte in trüben Stunden sogar einmal daran, Lotte ihre Entscheidung für ihn erneut in die Hand zu geben. Aber Lotte ließ Goethe fühlen, daß er nur Freundschaft zu erwarten habe. Am 11. September riß sich der Dichter mit Schmerzen von Wetzlar, das heißt von Lotte, los. Es war eine schwierige Situation, in der diese drei Menschen ein seelisch inhaltschweres Vierteljahr verlebt hatten. Kestner war dabei wohl die schwerste Probe auferlegt. Sein vornehmer Charakter bestand sie aufs glänzendste. Aber auch gerade er sagte nach Erscheinen von „Werthers Leiden" von Goethe: „Er betrug sich auch viel größer, als er sich im ‚Werther' zum Teil geschildert hat." Goethe blieb auch nach seinem Weggang aus Wetzlar mit Lotte und Kestner in freundschaftlicher Beziehung. Kestner besuchte ihn am 22. September in Frankfurt a. M. Im Oktober erhielt Goethe Lottes Silhouette, die er über seinem Bett aufhing. Im November weilte er zusammen mit seinem Schwager Schlosser einige Tage in Wetzlar. Später besorgte er auch in Frankfurt die Trauringe für Kestner und Lotte. Am 4. April 1773 fand die Hochzeit statt. Im Juni zog das Paar nach Hannover, wo Kestner eine Stellung als Archivsekretär übertragen worden war. Er erhielt später den Hofratstitel. Die Freundschaft bestand auch die Probe, als Kestners sich sehr zu ihrem Verdruß im „Werther" in die Öffentlichkeit gezogen sahen. Als Charlotte 1803 an Goethe geschrieben hatte, verwendete er sich für ihren Sohn Theodor. Im Jahre 1816 weilte Frau Hofrat Kestner in Weimar, und zwar bei ihrer Schwester Amalie, der Frau des Geheimen Kammerrates Ridel. Bei dieser Gelegenheit besuchte sie auch Goethe. Als sich Eckermann 1824 vor einer Reise nach Hannover von dem greisen Dichter verabschiedete, sagte dieser zu ihm: „Wenn Sie ... vielleicht meine alte Jugendfreundin Charlotte Kestner sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir." Franz Neubert.

Das Problem der Straßenbeleuchtung in der bürgerlichen Dämmerung. Unter der bürgerlichen Dämmerung versteht man bekanntlich die Zeit, die zwischen dem Aufgang oder Untergang der Sonne (Sonnenhöhe 0°) und dem Zeitpunkt liegt, wenn die Sonne 6° unter dem Horizont steht. Diese Zeit ist je nach der geo-

graphischen Breite verschieden und schwankt außerdem mit den Jahreszeiten. Es ist die Zeit, da die von der Sonne herrührende große Tageshelligkeit in die sehr viel kleinere, von den Sternen herrührende Nachthelligkeit übergeht. Jedermann weiß aus Erfahrung, wie groß die Helligkeitsabnahme vom Tag zur Nacht ist, aber auch, wie außerordentlich verschieden sie sein kann. Diese Schwankungen haben für das tägliche Leben große Bedeutung; z. B. muß oder müßte das Einschalten der Straßenbeleuchtung in den Städten sich nach ihnen richten. Nachdem schon in den Jahren 1914—1916 Kimball in Nordamerika an einigen klaren Abenden sowie Dorno in Davos im Jahre 1921 in der Morgendämmerung eine Reihe von exakten Helligkeitsmessungen ausgeführt hatten, hat Kähler in Potsdam im Herbst 1926 an 30 Abenden bei ganz verschiedenem Wetter den Helligkeitsabfall in der Dämmerung von Sonnenuntergang an verfolgt. Danach schwankte die Helligkeit bei Sonnenuntergang in den Grenzen 500 bis 40 Kerzen (Lux); dagegen betrug am Ende der Dämmerung der Höchstwert nur 2 Kerzen, der Tiefstwert war nahezu Null. Die größten Werte traten an einem dunstfreien, wolkenlosen Tag ein, die kleinsten an einem dunklen Regentag. Nebeltage oder gleichmäßig trübe Tage sind zwar auch viel dunkler als wolkenlose oder leicht bewölkte Tage, aber stets heller als Regentage (Helligkeit bei Sonnenuntergang etwa 100 Kerzen). Wichtig für die Praxis ist nun die Frage: Wann wird die kritische Helligkeit erreicht, bei der eben noch Unfälle zu verhüten sind? Als solche kritische, untere Grenze gilt die meines Erachtens allerdings sehr niedrige Helligkeit 1 Kerze (1 Lux). Diese Grenze trat in Potsdam am hellsten Tag etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang ein, beim dunkelsten aber schon eine halbe Stunde früher. Im ungünstigsten Falle kann also von einem Abend zum andern die Eintrittszeit der kritischen Helligkeit allein durch das herrschende Wetter um eine halbe Stunde schwanken. An dunklen Regentagen müßte also die Straßenbeleuchtung schon eine halbe Stunde früher in Gang gesetzt werden als an klaren Abenden. — Die angegebenen Zahlen gelten für vollkommen freies Gelände. Natürlich wird aber in den Straßen wegen der Häuser und Bäume die Helligkeit stark heruntergedrückt, so daß hier die kritische Helligkeit noch viel früher eintritt. Also müßte in dunklen Straßen an Regentagen die Beleuchtung etwa schon um Sonnenuntergang, an klaren Tagen eine halbe Stunde später in Gang gesetzt werden.

Dr. Kähler.

ZUM NACHDENKEN

Versteckrätsel.

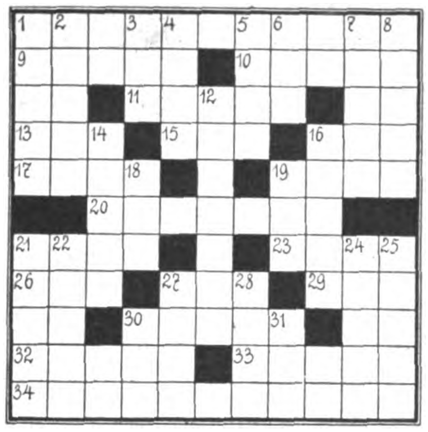
Seidenschnur — Gemeinderat — Veronika — Volkslied — Quartaner — Pallenberg — Glasdeckel — Ardennen — Pflaumenmus — Sportverein — Schmetterling — Lebertran.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, die im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ah — au — burg — cha — che — den — di — di — do — don — e — ei — ei — el — el — en — erb — fa — fer — gat — il — ki — li — mond — na — nand — ne — ners — no — no — nor — nus — pe — ra — raf — rak — rho — rich — ro — sching — se — se — se — sel — sen — ster — stra — tag — te — ten — ter — then — u — wes — wit — wut sind 24 Wörter zu bilden, die bedeuten: 1 russischer Branntwein, 2 Lasttier, 3 berühmter italienischer Maler, 4 Stadt in England, 5 Hülsenfrucht, 6 Sinnesart, 7 kleine Schußwaffe, 8 weiblicher Vorname, 9 alttestamentliche Männergestalt, 10 männlicher Vorname, 11 Fluß in Frankreich, 12 Vogel, 13 Planet, 14 sagenhafte Gründerin von Karthago, 15 Metall, 16 Himmelsrichtung, 17 Insekt, 18 Erdteil, 19 Mündungsarm der Weichsel, 20 Wochentag, 21 Baum, 22 Stadt an der Tauber, 23 Gesichtsteil, 24 Stadt an der Ruhr. — Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines Geibelschen Gedichts (ch = ein Buchstabe).

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, 9 Prophet, 10 Störung im Autofahren, 11 Überzug, 13 Gewässer, 15 älteres Gewicht, 16 Tierfutter, 17 Honigsaft, 19 Planet, 20 Witterungszustand, 21 Flechtmittel, 23 berühmtes chinesisches Fort, 26 Malerstudie, 27 Pelzwerk, 29 Stadt am Tiber, 30 Musikinstrument, 32 Fleiß, 33 Nagetier, 34 technischer Apparat; senkrecht: 1 Farbe, 2 Baumgang, 3 Rindermagen, 4 Haustier, 5 Pferdekrankheit, 6 Zeiteinheit, 7 Asiate, 8 abessinischer Herrschertitel, 12 rheinische Sagengestalt, 14 ehemals, 16 biblische Gestalt, 18 altes Getränk, 19 Präposition, 21 Kurpfuscher, 22 Anteilschein, 24 Rechnung, 25 ringsherum, 27 weit, 28 Anrede, 30 dem Winde abgekehrte Seite, 31 Teil der Takelung.

Verwandlungsrätsel.

Verwandle jedes Wort der ersten in das darunterstehende der letzten Zeile durch Einfügen dreier Wörter! Das nachfolgende Wort darf sich von dem vorhergehenden nur durch einen Buchstaben unterscheiden.

Wald	Hand	Seil
Mehl	Ries	Born

Verschieberätsel.

Landgemeinde, Nogat, Lemberg, Ottokar, Fahne, Stettin.

Diese Wörter sind so untereinander zu schreiben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, einen deutschen Dichter und eines seiner Werke ergeben.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4323

Lösungen der Rätsel in Nr. 4321.

Zusatzrätsel: 1 Leiter, 2 Schnecke, 3 Oder, 4 Harem, 5 Grippe, 6 Auster, 7 Posten, 8 Braut, 9 Klette, 10 Pollen, 11 Streich, 12 Kirsche, 13 Scherge, 14 Beutel, 15 Ratte: Ende gut — alles gut.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Kai, 5 Clavigo, 7 Pia, 8 Elf, 9 Padua, 10 Armin; senkrecht: 1 Salve, 3 Blau, 4 Eger, 5 Cid, 6 Olm.

Schlüsselproblem: Tiger, Scheibe, Linde Wien, Eljen. — Ein jeder gibt den Wert sich selbst.

Schüttelrätsel: Laub — blau.

Kombinationskreuz:

DLA
Wiege
Seher
Elend
ent

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

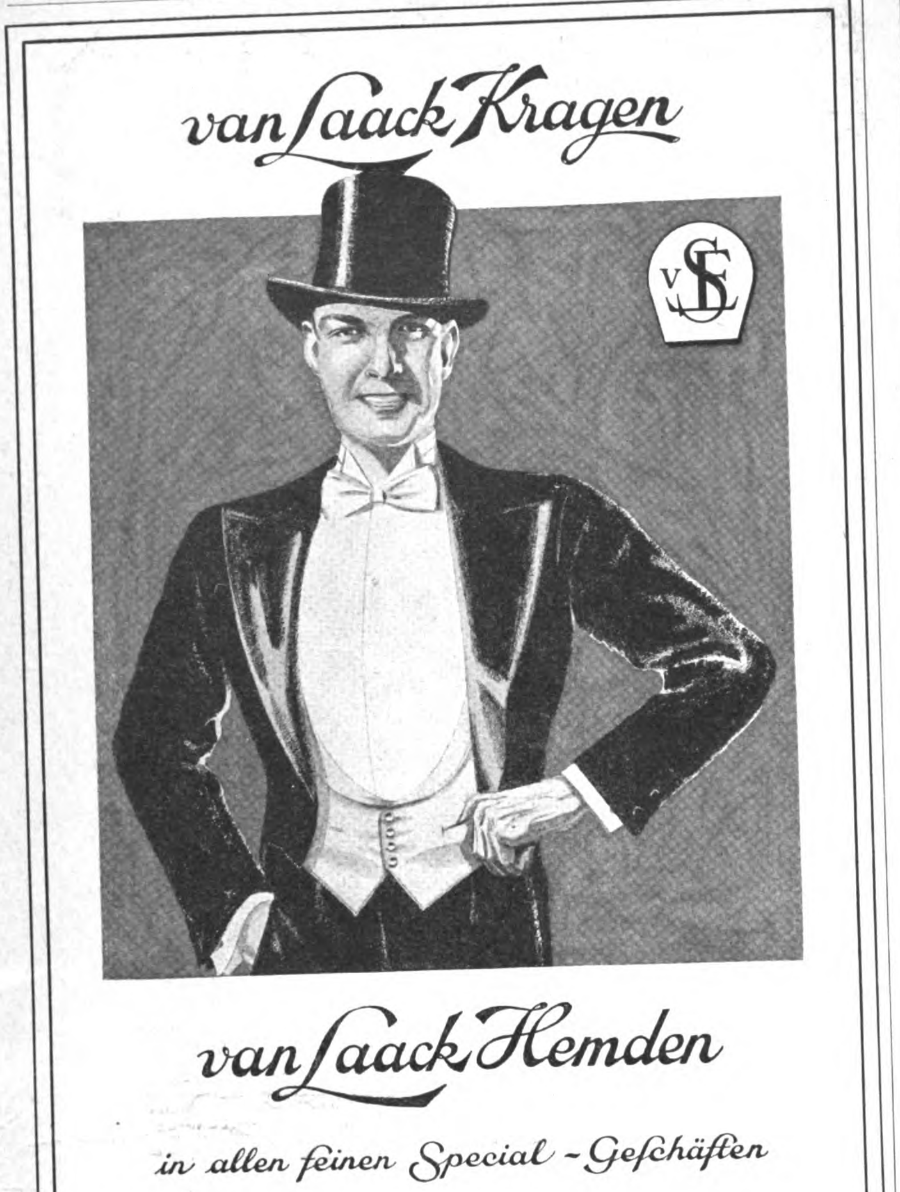
NR. 4323. 170. BAND

A. A.

FASCHINGS-NUMMER

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

19. JANUAR 1928

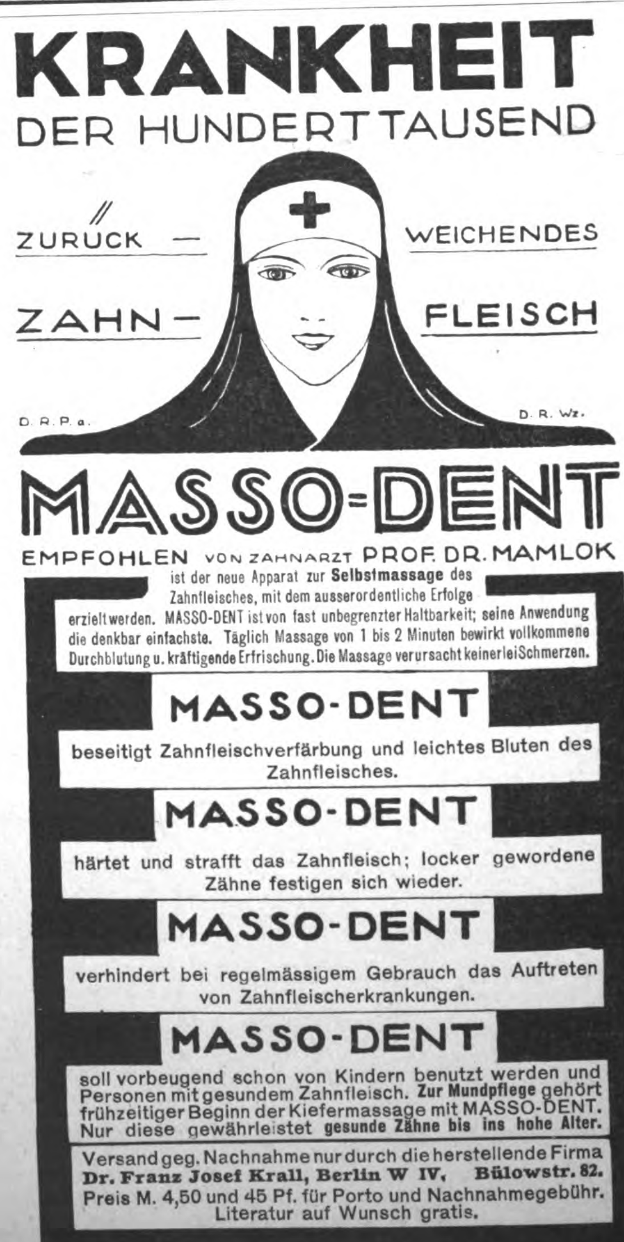

van Laack Kragen
van Laack Hemden
in allen feinen Special-Geschäften


CRISTALLERIES DE NANCY A.G.
CRISTAL C N NANCY
Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in
SCHLEIFKRISTALLEN
Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren
für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie,
in schönsten Verzierungen und Farben
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925


Gegr. 1892
Uhren-Fabrik UNION
GLASHÜTTE i/Sa.
FABRIK MARKE
Feinste Präzisions-Taschenuhren
Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte


Bei Erkältung altbewährt
Dr. Sandow's künstliches
Emser Salz
Dr. Sandow's Pastillen
mit und ohne Menthol
Man verlange ausdrücklich „SANDOW“.


J. A. Henckels
Zwillingswerk – Solingen
Stahlwaren Ia Qualität
und im besonderen:
„Noxida“-Messer (nichtrostend)
mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.
Hauptniederlage: Berlin W. 8, Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I, Paris.


KRANKHEIT
DER HUNDERTTAUSEND
ZURÜCK – WEICHENDES
ZAHN – FLEISCH
D. R. P. a.
D. R. Wz.
MASSO=DENT
EMPFOHLEN VON ZAHNARZT PROF. DR. MAMLOK
ist der neue Apparat zur Selbstmassage des Zahnfleisches, mit dem ausserordentliche Erfolge erzielt werden. MASSO-DENT ist von fast unbegrenzter Haltbarkeit; seine Anwendung die denkbar einfachste. Täglich Massage von 1 bis 2 Minuten bewirkt vollkommene Durchblutung u. kräftigende Erfrischung. Die Massage verursacht keinerlei Schmerzen.
MASSO-DENT
beseitigt Zahnfleischverfärbung und leichtes Bluten des Zahnfleisches.
MASSO-DENT
härtet und strafft das Zahnfleisch; locker gewordene Zähne festigen sich wieder.
MASSO-DENT
verhindert bei regelmässigem Gebrauch das Auftreten von Zahnfleischerkrankungen.
MASSO-DENT
soll vorbeugend schon von Kindern benutzt werden und Personen mit gesundem Zahnfleisch. Zur Mundpflege gehört frühzeitiger Beginn der Kiefermassage mit MASSO-DENT. Nur diese gewährleistet gesunde Zähne bis ins hohe Alter.
Versand geg. Nachnahme nur durch die herstellende Firma
Dr. Franz Josef Krall, Berlin W IV, Bülowstr. 82.
Preis M. 4,50 und 45 Pf. für Porto und Nachnahmegebühr.
Literatur auf Wunsch gratis.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4323. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. Januar 1928.



Ein chinesischer Festtag?
Nein, aber ein Spezialgeschäft für indanthrenfarbige Artikel in Shanghai, wie es solche schon seit langem in Europa gibt. In Ostasien werden indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen ihrer unübertroffenen Farbechtheit wegen ebenso hoch geschätzt wie bei uns. Man sieht allenthalben das große „I" mit der Sonne und den Regenwolken.

Allgemeine Notizen.

Nach Madeira und den Kanarischen Inseln wird der Norddeutsche Lloyd Mitte Februar zunächst mit seinem Dampfer „Arucas" die Fahrten nach den „glücklichen Inseln" wieder aufnehmen. Ende März wird dann auch der Dampfer „Orotava" wieder in den Dienst nach den Atlantischen Inseln eingestellt werden. Die beiden Schiffe vermögen je 48 Fahrgäste vorteilhaft unterzubringen, so daß sich allen jenen, die nach Madeira und den Kanarischen Inseln zu reisen beabsichtigen, mit der Benutzung dieser schönen Schiffe eine infolge ihres niedrigen Fahrpreises besonders günstige Reisegelegenheit bietet.

Nach dem Mittelmeer. Die Baltic America Linie versendet ihre neuen Prospekte für die Frühjahrsreisen des 15000 Tonnen großen Dampfers „Polonia" nach dem Mittelmeer. Es sind sechs verschiedene Fahrten vorgesehen worden. Die vierte und fünfte Reise führt die Passagiere auch nach Asien, während die letzte einen Besuch der Vereinigten Staaten von Nordamerika einschließt, die auf einer ganz besonders interessanten Route erreicht werden. Interessenten wird empfohlen, sich möglichst frühzeitig die gewünschten Plätze bei der General-Vertretung der genannten Linie, dem Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Mauerstraße 2, oder Hamburg 36, Esplanade 22, zu sichern. Die genannten Bureaus versenden die illustrierten Prospekte über diese Reisen kostenfrei.

Winter in den Schwarzwaldbergen. Unter den deutschen Wintersportgebieten nimmt der Schwarzwald seit dreißig Jahren eine führende Stellung ein, was durch die Vielgestaltigkeit des Kammgebirges mit seiner abwechslungsreichen Gliederung, durch die Fülle von Fremdenplätzen, vorbildliche Sportanlagen, günstige Verkehrsverbindungen hinreichend begründet ist. Das Reisepublikum über die Verhältnisse an den Fremdenplätzen und Kurorten zu orientieren, bezweckt ein vom Badischen Verkehrsverband herausgegebener zweifarbiger Faltprospekt „Schwarzwaldwinter", der kostenlos vom Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe bezogen werden kann.

Die Ingenieurschule Technikum Strelitz begann am 1. Oktober v. J. ihr 104. Semester. Der guten Entwicklung in den letzten Jahren entsprechend, hat sich die Zahl der Studierenden gegen das Vorjahr um 60 auf 638 gehoben. Die im Sommer erbauten Laboratorien für Heizung und Lüftung und für Automobilbau

werden schon in diesem Semester benutzt werden. Der mit den neuesten Maschinen ausgestattete Werkstoffprüfraum ist bereits seit dem Sommer zu Übungen in Gebrauch. Die Ingenieur-Lehrpläne erstrecken sich auf fünf Semester, denen für Nicht-„Einjährige“ ein Vorsemester vorausgeht. Die Techniker-Lehrpläne sind dreisemestrig.

Die Entwicklung im Anzeigenwesen. Sir Charles Higham hat dem Inseratenwesen, wie „Daily News“ berichtet, auf einer Tagung des Publizity Club in London eine große Entwicklung vorausgesagt. Er führte aus: „Das Zeitungsinserat ist heute produktiver an Resultaten, als es je gewesen ist; die moderne Zeitung ist der Führer des Käufers zu käuflichen Dingen. Die Zeitung und die Zeitschrift werden nach meiner festen Überzeugung alle anderen Anpreisungsformen aus dem Feld schlagen. Die Frauen werden Zeitungen eigens kaufen, um günstige Läden zu finden. Die Verbreitung der Zeitungen wird zunehmen, weil die Ankündigung in den Zeitungen vom Publikum als die Probe eines verlässigen Geschäfts betrachtet wird. Moderne Zeitungen legen nur Wert auf vertrauenswürdige Anpreisungen und lehnen jene ab, die ihnen auch nur im entferntesten den Groll des kaufenden Publikums zuziehen könnten.“

Die Wühltätigkeit der Bisamratte gefährdet auch während des Winters in dem von ihr eingenommenen Gebiet alle Kunstbauten der Wasserwirtschaft sowie Straßen- und Eisenbahndämme, die in der Nähe von Gewässern liegen. Die Bisamratte ernährt sich nicht nur von Vegetabilien, sondern nimmt auch animalische Kost, wie Fische und Muscheln, an. Jeder Landwirt, Jäger, Fischer und Strombeamte sollte sich daher über das Aussehen und die Lebensweise dieses Schädlings unterrichten, damit er durch Mitteilung zweckdienlicher Beobachtungen die staatlichen Bemühungen zur Bekämpfung der Bisamratte unterstützen kann. Das Flugblatt Nr. 64 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem enthält eine Beschreibung des Schädlings und seiner Lebensweise, der ersten Kennzeichen für das Auftreten von Bisamratten und der Mittel und Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung. Es ist gegen Zahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt portofrei erhältlich. Die Bestellung kann durch Angabe der Flugblattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; kleine Beträge bis zu 50 Rpf. werden auch in Briefmarken angenommen.

Eine reizvolle Koje. Auf der Ausstellung „Deutscher Rhein — deutscher Wein“ in der Funkhalle in Berlin bildete einen der Hauptanziehungspunkte die von Künstlerhand entworfene und ausgeführte Koje der altberühmten Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rh. Mit feinstem Geschmack sind die Farbtöne der großen Schultz Grünlack-Koje abgestimmt und die reizvolle Ausstattung ist so harmonisch gegliedert, daß hier eine der schönsten Stellen der ganzen Rhein- und Weinausstellung geschaffen ist. Es ist umso bemerkenswerter, daß die Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. sich an dieser deutschen Propaganda-Ausstellung beteiligt, als sie bereits auf den internationalen Ausstellungen in Chikago, Melbourne, Sidney, Philadelphia, London, Paris, Wien und vielen anderen höchste Auszeichnungen erhalten hat.





Illustrirte Zeitung



Farbige Zeichnung von Anton Bischof.

Die Masken auf! Laßt Alltag Alltag bleiben
Und folget mir zu buntem Faschingstreiben!

Fasching.

Ein lustiger Filmstreifen von Gustav Herrmann. Mit Zeichnungen von Hans Hähnel.

Bei Witwe Strünzel in der Bernburger Straße 197, 3 Treppen links — bitte, stark läuten — ging es zur Silvesterfeier recht fröhlich her. Der Rotweinpunsch, dem man tapfer zusprach, wurde immer wieder verlängert, die Luft war blau von Zigarettendunst, und der Lautsprecher quäkte unablässig. Gerdi, die 17jährige Tochter, wollte sich ausschütten vor Lachen über Onkel Emil, der in Filzpantoffeln reist, nun aber, selig lächelnd, auf dem Sofa entschlummert war, wobei seine dicken Lippen mit Explosivlauten immer wieder Dampf abließen. Bruder Max, jüngster Assistent in einer Automobilklinik, meinte, beim Onkel arbeite der vierte Zylinder nicht. Sein Freund Harry, Verkäufer im Herren-Modesalon Hübsch & Co., der auch bei entfesselter Fröhlichkeit stets seine kavaliermäßige Korrektheit wahrte, machte soeben darauf aufmerksam, daß der Zeiger sich bereits 23 Uhr 55 nähere, und mit lustigem Gepolter, das den Reiseonkel im Wahne aufschrecken ließ, der Hotelhausknecht habe an seine Tür gedonnert, bereitete Gerdi alles zu traditionellem Tun vor, während die Mutter unter Assistenz der jungen Herren die Gläser füllte. Mit dem Glockenschlag der Mitternacht wurden die Fenster aufgerissen, und „Prosit Neujahr!“ wallte und widerscholl durch die kristallig-kalten Lüfte. Drinnen prallten die Kelche aneinander, und man einte sich im Bruderkusse. Bei Harry und Gerdi dauerte er etwas lange, so daß Max ungeduldig rief: „Nun aber ans Bleigießen!“ Sonderbare Dinge und Monstra wuchsen auf dem Grunde der Waschschüssel, und die Deutung machte viel Kopfzerbrechen. Endlich aber wurde es im Schattenriß an der weißgetünchten Wand sonnenklar: Gerdi hatte so eine Art Diadem, Max ein Ding wie eine Pritsche, Harry ein unverkennbares Saxophon und Onkel Emil eine Sektflasche nebst Kübel gegossen. Nachdem Witwe Strünzel gar noch einen fossilen Klumpen mit langem Rüssel fabrizierte, erklärte der erfahrene Oheim, selbstverständlich seien dies alles Embleme, die den gemeinsamen Besuch eines Faschingsballes wahrsagten — und Muttern müsse mit, als Elefant. Wie auf Kommando schollen jetzt Blues und Charleston aus dem Radiomaul; allen zuckte es in den Füßen, man schob und knickebeinte zwischen den Stühlen hindurch. Aber auf die gesteigerte Ausgelassenheit folgte leise Bedrückung: Die Damen hatten selbstverständlich nichts anzuziehen — die Herren in diesem Falle auch nicht! Und woher das Geld nehmen, um zu kaufen oder auch nur zu leihen? Onkel Emil, der mit Recht als flüssig galt, interessierte sich auf einmal intensiv für den Sternhimmel. Doch Harry zog Max und Gerdi in die Ecke und flüsterte ihnen zu: „Wofür gibt es denn ein Leihhaus? Zwei Tage vor dem Balle treffen wir uns mittags um zwölf Uhr vor dem Versatzamt!“ . . .



Das Leihhaus muß den Fasching finanzieren.

*

Am besagten Tage glich das Leihhaus einem Bahnhof um die Zeit der Wintersport- oder Sommerferien-Sonderzüge. Unablässig klappten die schweren Eingangs-Doppeltüren, schnaufend schleppten die einen herbei, während andere verschämt in Aktenmappen oder Einholtaschen Güter bargen, die ihnen den Schlüssel zum Himmelreich eintauschen sollten. Hier rollt ein Stubenwagen für Neugeborene, dort wird eine goldbronzierte Schillerbüste auf den Tisch des Prüfers gewuchtet. Ein Bubiköpfchen bringt zwei lange kastanienbraune Haarsträhnen, ein hoffnungsvoller 18jähriger die Altersbrille, welche Tante Malwine nun wie toll suchen wird. Ein Reimlexikon, mehrere Punktroller, ein gerahmtes Blatt „Hab Sonne im Herzen“, Zimmerturnapparate, 4 Bände „Deutsche Lyrik“, Badewannen, Wring-, Näh- und Schreibmaschinen, echte kupferne Wärmflaschen, eine Malerstaffelei, ein Eisschrank, Korsetts mit Stahleinlagen, ein ausgestopfter Rehpinscher — solche Dinge braucht man nicht, wenn man „draht“, wenn man in der Praxis restlos selig ist. Es geht auch nicht ohne einigen Wortwechsel ab, weil die Beamten zum Beispiel lebendes Inventar nicht als Beleihungsobjekte in Verwahrung nehmen wollen. So müssen Gläser mit Goldfischen, ferner Kanarienvögel, weiße Mäuse und blühende Kakteen wieder zurückwandern; auch für gar zu umfangreiche Wertgegenstände bieten die Räumlichkeiten des Versatzamtes nicht genügend Platz — während Betten anstandslos Abnahme finden. Da der Vorschuß als Leihgebühr für ein mit echten Brillanten übersätes Kostüm als „Königin der Nacht“ noch nicht ausreicht (das gegossene Diadem mußte doch seine Bedeutung baben!), so fügt Gerdi noch Harrys Angebinde hinzu, eine goldene Armspange mit der Inschrift: „Ewig unlöslich verbunden.“

*

Im Maskenverleihgeschäft ist Hochbetrieb; Maharadscha-Gewänder sind Trumpf. Der dicke pensionierte Bräumeister bläht sich in der Kostümierung eines fesgeschmückten Alt-Türken, und seine Ehehälfte schmunzelt, als gliche er nicht einem Obereunuchen, sondern dem gewaltigen Harun al Raschid in höchsteigener Person. Eine zahnluckete, plattnasige, ältere Jungfrau steckt sich vor dem Spiegel einen Riesenkamm ins Haar und meint: „Ich mache ‚Garmen‘! Finden Sie nich auch, daß ich so im Brohfil aussähe wie änne Schbanierin?“ Unsere jungen Freunde probieren immer wieder, bis Gerdi zum Anbeißen ausschaut und Max wie Harry sich ihrer Unwiderstehlichkeit bewußt sein dürfen. Waffen und Perlketten, Stöckelschuhe und Reifröcke, Cäsarentogen und Mönchskutten, Straßenkehrmaschinen und Feigenblätter speien die schier unerschöpflichen Vorratskammern aus. Um das letzte Paar seidene Pagenstrümpfe, tadellos kunstgestopft, gibt's ein Raufen, die Odds schnellen zu schwindelnder Höhe empor.

*

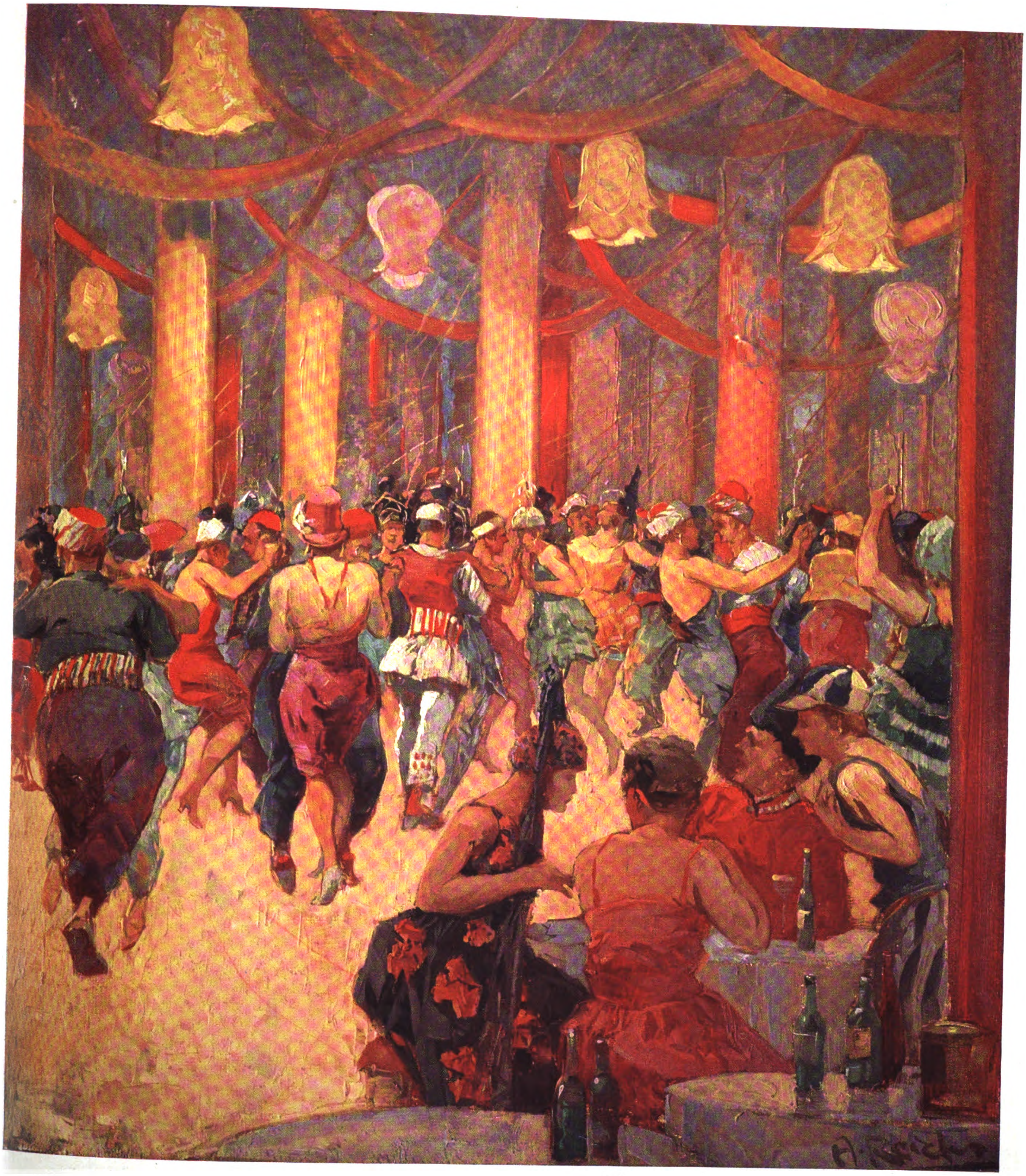
Faschingsball! Jazz! Ohrenbetäubender Lärm! Konfetti! Kosige Ecken, rötlich beampelt; stille Knutschwinkel im Treppenhause — mänadisch tobt der blinde Strom der Lust vorüber. Maschinengewehrfeuer von knallenden Sektpropfen; auf dem bedenklich ins Gewühl schauenden Spießertisch kocht eine Selterwasserflasche über. Weg mit den Gesichtsschleiern, fort mit den Pappnasen — auch so ist für diese Nacht jeder namenlos verschanzt hinter die Glückseligkeit einer sorglosen Stunde! Kurz ist das Leben, wie Rock und Haar. Heute — heute — was schiert uns das Morgen!!

*

Oouh what a difference in the morning — sagen unsere lieben Vettern jenseits des Rekordkanals. Wie anders sieht der Morgen aus! Die Farben Blau, Rosa und Gold sind aus der Welt geschieden. Statt des schnurrenden Kätzchens, das sich mit eingezogenen Krallen noch vor wenigen Stunden dir weich in die Arme schmiegte, faucht funkelnden Auges vom Salzheringsfaß im Grünkramladen ein gebuckelter Kater herab. Durch die öden Gassen nebelt es grau, alle Taschen haben Löcher. Die Taumelschritte hallen, der Tag keucht langsam daher wie eine anfahrende Lokomotive. Lebhaft geht es nur zu auf dem Fundbureau des Polizeiamtes. Unmöglichstes, liegengeblieben in den letzten Wagen der elektrischen Bahn, stehengelassen in stillen Winkeln, gefunden unter Kneipentischen, wird abgeliefert. Die Masken, Turbane, Brillen, Sonnenschirme, Handtaschen mit und ohne verräterischen Inhalt, wachsen auf zum Mount Everest. Die aufgereihten Schlüssel reichen hin, um die Luftlinie Berlin-Tientsin zu decken. Ein Lohengrin-Schwan entpuppt sich als angebratene Gans, eine Schwimmhose als offenbar in Verlust geratenes Kostüm der Venus Anadyomene. Aus einer Ulster-Brusttasche lugt was Seidenes — oh! Dessous und Dessus häufen sich. Ein Rudel Teddybären, wobei zwei verkleidete Dackel, einige Dutzend wasserköpfige Puppen, worunter zwei lebendige Babys, werden registriert. Ein Stammelnder bringt, gefüllt mit fünf echten Tausendmarkscheinen, eine Brieftasche. Es gelingt den tüchtigen Beamten, ihn so lange mit den üblichen Formalitäten aufzuhalten, bis der Gummizellwagen herbeigerufen ist, um den schon seit längerem gesuchten, der Landesheilanstalt für Unheilbare entsprungenen Irren wieder heimzubeförden. In dunkler Ecke liegt so eine Art Roland, eine offenbar durch Studentenulk verschleppte, riesenhafte heraldische Figur — die schließlich von der nachfragenden Witwe Strünzel als der sternhagelvolle Onkel Emil rekognosziert wird. Aber noch bevor der Abend dämmert, ist aller Alpdruck gewichen, und man freut sich schon wieder auf den nächsten Ball.



Ausklang.



IN EINER BUNTEN WELT: FASCHINGSBALL

GEMÄLDE VON ALBERT REICH

Die Maske.

Von Dr. Georg Jacob Wolf.

Karneval und Maske gehören nach unserer Vorstellung untrennbar zusammen: das kokette Visier vor den Augen und vor dem Näschen einer Holden oder die derbe, groteske Karikaturlarve vor dem Männergesicht — eins wie das andere ist uns unerläßliches Attribut frohen Faschingstreibens.

Aber die Maske „an sich" ist viel, viel älter als unser Karneval, denn sie hat eine Herkunft und gebietet über eine Verwandtschaft, die in fernste Zeiten und in fernste Zonen führen und dem kleinen Instrument fast etwas Ehrwürdiges, etwas vom Charakter eines Kulturheiligtums geben, ihm Sinn und tiefere Bedeutung einhauchen.



Römische Komödien-Maske, ausgeformt nach einem in der ausgegrabenen römischen Töpferei bei Augsburg gefundenen Modell. (Maximilian-Museum, Augsburg.)

Wenn die sinnenfrohen Hellenen ihre Dionysien, die großen oder ländlichen Dionysien, feierten, bei denen es tiefer ins Leben und tief in die Lust hineinging, so bestrichen sie — eine Art Kriegsbemalung der Lebensfreude! — ihre Gesichter mit Weinhefe. Später zogen sie Mennig vor, dann verklebten sie das Antlitz mit Weinblättern, schließlich wählten sie statt dessen einen Überzug aus Leinen, der bemalt war und für Mund und Augen Schlitze offen ließ; aus dem Leinen wurde Leder, das wohl auch gelegentlich vergoldet war, zuletzt schnitzte man die „Maske", deren Genesis wir hier vor uns haben, aus Holz, oder man formte sie aus Ton, den man nachher brannte. Diese antik hellenische Maske nannte man das Prosopon, und ihm wurde nachgesagt, daß es infolge besonderer Einrichtung der Sprechöffnung wie ein Megaphon, d. h. schallverstärkend, gewirkt habe, ein Umstand, der angesichts der weiträumigen griechischen Theater, in die der Dionysoskult nach seiner Wandlung von kultischer Handlung zu Tragödie und Komödie übergesiedelt war, dem Spiel der Schauspieler sehr zustatten gekommen sein muß. Schauspieler — ja, das waren im Laufe der Jahrhunderte die Maskenträger der Dionysien geworden, und ihre Masken hatten sich nach zwei Richtungen hin entwickelt: nach tragischer und komischer Erscheinung, wie denn die Doppelmaske mit dem ernsten und dem heiteren, faunisch lachenden Gesicht heute noch das Symbol der Schauspielkunst ist.



Komödien-Relief, Neapel. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Die Römer gaben dem Prosopon, das auch bei ihren dramatischen Spielen verwendet wurde, den Namen „persona". Sie legten damit dem Schall-Loch, der Mundöffnung, als dem Charakteristikum der Maske die Hauptbedeutung bei; hier tönt die Stimme durch, denn personare = durchtönen ist der Wortstamm, aus dem „persona" abgeleitet ist. Da haben wir wieder einmal eines jener Beispiele von dem tiefen Sinn der Sprache: Persona, das anfangs die Maske bezeichnete, wurde allmählich die Bezeichnung für den Träger der Persona, für den Charakter überhaupt und identifizierte sich schließlich mit dem Individuum, mit dem Homo sapiens: alle Menschen sind Personen, und so trüge denn im Sinne der lateinischen Sprache jede Person in jeder Lebenslage die Maske . . .



Dichter-Relief mit Masken. Sammlung Stroganoff, Rom. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Der Mysterienbühne des Mittelalters, die, ähnlich dem antiken Drama, aus dem Kult hervorwuchs, ursprünglich ausschließlich religiöse Stoffe behandelte und kirchlichen Zwecken diente, war die Maske, die jetzt besonders scheußlich in die Erscheinung trat, nicht fremd; insbesondere die Teufel, die auf dieser Bühne nie fehlen durften, bedienten sich ihrer, und so blieb die Tradition der Theater- und Tanzmaske, die aber kultischen Ursprungs ist, gewahrt. Sie ging durch die Jahrhunderte und erlebte einen erneuten Aufschwung durch ihre Verwendung bei der Commedia dell' arte, der Stegreifkomödie Italiens, die in der Renaissance-Zeit anhob und zumal im 17. und 18. Jahrhundert ihre Triumphe feierte. Auf Callots berühmten Stichen der Haupttypen, der „personae" der Commedia dell' arte tragen die Komödianten Masken, mehr oder minder karikiert, und wer Bustellis berühmte Nymphenburger Porzellanfiguren nach den Gestalten der Commedia dell'arte kennt, der erinnert sich unter anderm der reizenden Soubrette, die so kokett ihre Maske vorhält. Als durch Gozzi und Goldoni Venedig zur Zentrale der Commedia dell' arte geworden war, da drang von der improvisierten Bühne die Maske herab ins Volk. Venedig im Faschingstreiben kann man sich ohne Maske gar nicht vorstellen. Alsogleich steigt die Erinnerung an die Bilder eines Tiepolo, Longhi und Guardi auf mit den Rokoko-Venezianern und -Venezianerinnen, die so oft unter der Maske erscheinen, daß einem ungewollt zum Bewußtsein kommt, was auch den Tatsachen entspricht: die Venezianer und die Maske sind unzertrennlich, und dies gilt nicht allein für fröhliche Faschingszeit, sondern im Venedig des 17. und 18. Jahrhunderts regierte die Maske zu allen Zeiten des Jahres; sie bot Schutz, wenn man in der Gondel oder durch Gäßchen zum Abenteuer der Liebe zog, aber sie deckte auch das Gesicht des Bravo, dem Dolch und Stoßdegen locker in der Scheide saßen.

Von der Mysterienbühne drang dann die Maske in die profane Lustbarkeit und in die Faschingsspiele des Volkes. Manchenorts hat sich das Tragen bestimmter charakteristischer Masken im Volke bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist selbstverständlich, daß dies nicht in den Städten ist, ebenso selbstverständlich, daß sich damit gewisse Zeremonien und Vorstellungen verbinden. Das Alpenvolk, das Urvätersitte und überkommenen Brauch besonders treu bewahrt, hat unter anderm bei den im Salzkammergut und in Tirol gebräuchlichen Perchtentänzen, in denen sich wohl gar Überreste heidnischer Vorstellungen in unsere Zeit gerettet haben, die Verwendung der Maske beibehalten; besonders eine Teufelsmaske von richtiger Scheußlichkeit, gehörnt, bunt bemalt, wechselnd in der Erscheinung, aber im Grundzug gleich, und ein Doppelgesicht, hinter dem sich zwei Perchtentänzer vermummen, aber auch ein solches, das der Träger wie einen Januskopf, vorwärts wie rückwärts blickend, aufsetzt, ist gebräuchlich; die Museen in Salzburg bzw. Hellbrunn und Innsbruck besitzen reiche Maskensammlungen dieser Art, und man staunt über die Ausdruckskraft der einzelnen Larven. In Bayern hat besonders Partenkirchen sich mit seinen Fastnachtsmasken eine Sehenswürdigkeit erhalten, die nicht einmal von der Fremdenindustrie beeinträchtigt werden konnte. Bekanntlich sind im Werdenfelser Landl, in Garmisch-Partenkirchen und Oberammergau, die Holzschnitzer zu Hause, und sie schnitzen nicht nur „Herrgötter", sondern auch die groteske, karikierte Faschingsmaske. Viele dieser Masken sind schon ein und auch zwei Jahrhunderte alt; sie „blieben auf dem Haus", vererbten sich von Generation zu Generation, gingen sogar vom Vorbesitzer über auf den Nachbesitzer und wurden zu einer Art von „Penaten". Deshalb findet man auch nur das eine oder andere Stück dieser „G'sichtla", wie man sie heißt, im Werdenfelser Museum. Die meisten sind noch in Privatbesitz, auf dem Haus, und man weiß z. B., daß beim Grasegger ein Schielender, beim Blasirgl



oppelgesichtsmaske eines Perchtentänzers. ·er Brauch ist im Alpenland, besonders im lzkammergut und in Tirol noch in Übung. Museum Carolino-Augusteum, Salzburg.)

Pfeiffer, beim Neuner oder ser „der mit dem schiefen Maul" heim ist. Es gibt in Werdenfels ılso etwas wie eine Hausuniform der Faschingsmaske. Einen besonderen Maskentyp hat die schwäbische Stadt Rottweil, bei deren „Narrenritt" Masken von charakteristi- er Erscheinung verwendet wer- n; am merkwürdigsten ist der lerehannes und der Schellennarr. ne ähnliche Masken-Mummerei ist in Riedlingen im Donautal gebräuchlich möge — dieser Brauch als liebe Urvätersitte sich noch lange erhalten!

Von der griechischen Dionysosmaske sind wir ausgegangen, und über die Schauspiel- und Tanzmasken sind wir bei den Faschingslarven, die heute noch in besonders konservativen Volksbezirken üblich sind, angelangt. Es hat sich also bisher stets um Spielmasken gehandelt. — Nun müssen wir uns aber noch anderen Masken zuwenden: den Masken exotischer Völker, den Gerichtsmasken, den Tempelmasken, den Dämonenmasken. In Afrika, im Fernen Osten, zumal in Japan, China, Siam, in der Südsee und in Mittelamerika ist die Maske von alters her bekannt und gebräuchlich, wie sie es im alten Ägypten war, dessen Mumien meist Holzmasken trugen, oft vergoldet, zuweilen sehr gleichgültig im Ausdruck, zuweilen aber auch erschreckend häßlich, abstoßend. Unschwer mag man von diesen Mumienlarven sich die Brücke geschlagen denken zu den Totenmasken, die seit Jahrhunderten gebräuchlich sind und „das letzte Gesicht" eines Menschen der Nachwelt überliefern. Aber warum sind diese Mumienmasken so abweichend von den sonstigen Kunsterzeugnissen des alten Ägyptens? Man hat es damit erklärt, daß man mit diesen falschen Gesichtern die Wächter am Tore der Unterwelt täuschen oder schrecken wollte: täuschen mit den gleichgültigen, schrecken mit den abscheulichen Gesichtern. Und damit wird ein Grundzug, ja, das integrierende Moment allen Maskentragens offenbar: der Mensch will ein anderer, meist ein Mächtigerer, Gewaltigerer scheinen, als der er ist. Da ist es ganz gleichgültig, ob man bei einer ostasiatischen Gerichtsverhandlung oder beim oberbayerischen Haberfeldtreiben eine Maske umtut — wie auch die mittelalterliche Feme sich der vermummenden Gugel bediente — um fremd, absonderlich, erschreckend dem Inkriminierten gegenüberzutreten; ob auf der hochkultivierten japanischen Bühne im No-Spiel sich reizende oder erschreckende Gesichter, die von erstaunlicher Lebendigkeit sind, zeigen; ob der Mensch sich durch Tempelmasken oder Dämonengesichter bedeutender macht, oder ob der Neger in Afrika, der Malaie, der Insulaner in der Südsee sich bei religiösen Tänzen, bei Totenfesten, bei Blumenfesten oder wo und wann immer unter der Maske in tänzerische Ekstase hineinsteigern. Der Grundgedanke ist dies: Flucht vor dem eigenen Ich in ein vorgetäuschtes anderes, eine Art Seelenwanderung schon hier auf Erden, hervorgerufen durch das kleine Ding, das wir unserem wahren Gesicht vorbinden und in diesen Karnevalszeiten so oft anlegen, ohne uns des mysteriösen Grundzugs und des Kulturgedankens solchen Tuns und der jahrtausendealten Entwicklungsgeschichte der Maske bewußt zu werden.







Charakteristische Rottweiler Fastnachtsmasken: Schellennarr (links) und Federehannes. Der „Narrenritt" wird in Rottweil während des Faschings noch aufgeführt.
Links und rechts nebenstehend: Werdenfelser Faschingsmasken, wie sie heute noch in Garmisch und Partenkirchen an den Karnevalstagen getragen werden.





Teufelsmaske aus dem Perchtentanz. (Museum Carolino-Augusteum, Salzburg.)



Masken für das japanische No-Bühnenspiel: Vornehme Dame (links) und Dienerin. (Sammlung Prof. O. Graf, München.)



Japanische Tempel- und Dämonenmasken. (Sammlung Prof. O. Graf, München.)



Sie wollen sich mit fremden Federn schmücken: Hochb

Das ganze Jahr über sind die Kostüm- und Maskenverleihgeschäfte zum Halbschlaf in dumpfem Mottenpulverdunst verurteilt, nur selten gestört von
Leben zu erwachen, in der Faschingszeit. Dann möchten aber auch die Magazine unerschöpflich sein: vom Maharadscha bis

Farbige Zeich



beim Kostüm- und Maskenverleiher zur Karnevalszeit.
rigen Theaterspiel-Dilettanten oder betriebsamen Vereinsfest-Verschönerern — um dann einmal für einige kurze Wochen zu aufgeregtem, stürmischem
e-Ulanen, vom Gretchen bis zur Königin der Nacht — alle erdenklichen Requisiten der Kostümfeste finden ihre Liebhaber.
Rudolf Lipus.

Münchener Fasching..!

Ein Karnevalsbilderbogen von Ernst Hoferichter

TANZGESPRÄCH.

„Gehn S', sand S' net so frech —!"
„Warum denn, Freil'n?"
„Ja, weil ma' uns erst fünf Minuten kenna . . .!"
„Aber, Freil'n Amalie!"
„Mein Herr, ich heiße Anni Dendl —!"
„Aba, dös is jetzt ja ganz gleich, wia Sie hoaßen . . ."
„Und i' mag amal net!"
„Passen S' auf, Freil'n Anni, wenn' S' jetzt mit mir tanzen — dann genga ma' nachher zum Photographier'n und lassen uns aufnehma. Ganz verweg'n stell'n ma' uns mitananda hin und —"
„I derf koa Buildl net hoambringa, da wo a Mannsbuild mit drauf is . . ."
„Schaug'n S', wenn aber dös Mannsbuild jetzt i bin . . ."
„Dös is mir wurscht, Mannsbuild is Mannsbuild!"
„So san S' do net so hanti mit mir. I hab Eahna do' nix toa!"
„Toa ham S' ma nix — aba so z' kitzeln hätten S' mi' net braucha . . .!"
„Dös war ja nur a G'spaß — und jetzt genga ma' dann auf d' Galerie auffi zum Schnellphotographen. Der arbeit't mit Blitzliacht, da kenna ma' auf unsere Buildl glei' warten!"
„Freili, aber wenn i 's dann net mit hoam nehma darf? Mei' Muatta hat g'sagt: Wia's was von an Mannsbuild nur spannt, weckt's mitten in der Nacht an Vattern auf — und der is Möbeltransportöhr! Da kenna' S' Eahna scho' denka, wia's dann da zuageht. D' Petroleumlampen schmeißt er allemal glei' in d' Kohl'nkisten 'nei. Dös is's erste bei eahm. Nachha fangt er mit 'm übrigen Mobiliar an. Bis all's hin war, da is's scho' oft zwoa in der Fruah wor'n . . ."
„Nachha verstecken 'S dös Buildl halt in Eeahnerna Bettlad'n. Da werd sie's net so schnell finden . . ."
„Ja, dös sagen Sie scho'! Aba i schlaf ja auf da Ofenplatt'n drob'n, überm Nudelbrett. Weil ma' zu sechst nur drei Better ham . . ."
„Macht a nix, dann heb' i' d'Buildl so lang auf bei mir, bis daß ma' besserne Wohnungsverhältnisse kriag'n. Und jetzt genga ma auffi . . .!"

*

„So, jetzt heb' di' staad, sonst hast auf da Photographie dann a Doppelkinn!"
„I kann ja net, wenn i allaweil lachen muaß!"
„Beißt halt auf d'Zähn und denkst an recht was Traurigs . . ."
„Mir fallt nix Traurigs net ein!"
„Brauchst da grad vorz'stell'n: Du hättst an Absatz verlor'n oder an Finger in d' Tür 'neizwickt . . ."
„So, jetzt — auf geht's!" Sssssssssssss — — — t!
„Hahahahaha . . . Hihihihihihi . . ."
„Guat is ganga. Jetzt wart a bisserl, die Builder san glei' zum Mitnehma . . ."
— —
„Ja, Herrgottsakra, grad schön san ma troffa!"
„Wia, laß sehg'n! . . . Pfui Teifi, i hab' a schiaf's Maul drob'n. Gräusli' schaug' i aus . . .!"
„Ja no, dös kimmt halt vom Lacha . . ."
„Die Schleif'n von mei'm Gwand, die is guat troffa."
„Na, na, du scho' aa!"
„Freili, dös sagst grad a so, weils d' ma' schön toan möchst. Direkt gräusli' bin i wor'n . . ."
„Geh zua, schön bist — grad sauba! Fast so schön wie in Wirklichkeit!"
„Hör' auf, die Krampf' kenn' i schon! Dös sagt's ihr zu an jeden!"
„Na, siahgst — dös hab' i no zu koana g'sagt —!"
„So — nachha muaß i di' scho' frag'n — bist du net da Schoicher Franzl, der bei der Venusmolkerei d' Milli ausfahrt?"
„Jetzt dös is guat . . .! Woher kennst d' mi' denn so guat?"
„Weil d' Henneberger Mari a meinige Freindin is!"
„O Bluatsauerei . . .!"
„Und weilst d' zu der aa allaweil g'sagt hast, daß so schön is und daß koa Schönere net gibt . . . und so lang hast ihr dös fürg'sagt, bis auf oanmal a Kind kriagt hat . . . Also, dös war dir damals die Schönste g'wesen — und jetzt waar's i . . .!"
„Schaug, damals, da hab' i mi' halt täuscht . . . so was kann vorkemma . . ."
„Und jetzt brauchat's an Kinderwag'n, und net amal a Fuchz'gerl hast ihr dazua geb'n . . .!"
„Jetzt hör' amal mit dene Kindsg'schichten auf, mit dene Kindereien . . .!"
„Weil sie mir's eigens no' im Stiag'nhaus nachg'ruafa hat, daß d' net amal a Fuchz'gerl dazua hergeb'n magst!"
„Geh zua, jetzt tanz ma' a Frasäh drauf, nachha is' all's wieder vergess'n!"
„Na — fünferl'n kannst mi' — moanst, daß's ma nachha grad so gang, wie da Henneberger Mari? Na, mei Liaba, Servus!"

AUF DEM BAL PARÉ.

Der Scholler Ludwig hatte sich seinen Frack von einem Brettlhupfer ausgepumpt — und Lichtel Karl nahm sich einen „Schmogging" bei der „Goldenen Siebzehn" in der Sendlinger Straße zu leihen . . .

So gingen sie zusammen auf den Bal paré, zu dem sie von einem Schenkkellner Ehrenkarten erhielten. Der Portier, der wie ein Christbaum mit Silberfäden und Glaskugeln aussah, öffnete ihnen die Tore zum Vergnügen.

„Du, Kare, wia's do herin scho' fein riacht!"
„Ja, grad vornehm . . .! Wia im Volksbad, wo jeder sei' Soafastückl lieg'n laßt . . . Oder wia mei' Schwester, wenn's vom G'schäft hoam kimmt, wo's Zahnbürstel und Rasierpinsel verkaffa tuat . . .!"
„Da merkt ma' halt den Unterschied der Menschheit . . . Wia hat's da auf da letzten Redouten g'stunka! . . . Grad als ob a jeda in Staniolpapierl eing'wickelt g'wesen war und als Lüneburger Kas-Maschkera geh'n wollt!"
„Jetzta müaß ma' uns aber glei' um a fein's Weib umschaug'n, sonst kriag ma' später koane mehr . . ."
„Wia magst d' as denn du gern? Guat unterwachsen . . .?"
„Na, an ranzigen Schmalzkübel mag' i net, den ma' nur auf'm Sauerkraut fress'n ko . . .! Koa Kuttlerhalle — und koa Freibank . . .! Woaßt, mehr so an bessernen Schweinsmetzgerladen . . .!"
„Du, da hinten sitzat a feiner Has' . . .!"
„Ja, was moanst denn? . . . Hat di' a giftiger Aff biss'n? Dö is scho' fast z'nobel für unseroans . . .! Und was mit dera braucha tatst! Dö vielleicht scho' amal in Paris war oder grad davo' her kimmt . . .!"
„Ja, vielleicht vo' da Pariserstraß' z'Haidhaus'n drauß't . . .!"
„Na, mei' Liaba, dös is a bessere . . .! Da waar am ganzen Abend bald a Zech' von fünf, sechs Markel bei'nand . . .!"
„Da steuern ma' halt z'samma . . .! — — — Und jetzt geh' i amal hin zu ihr — — — Entschuldigen S', Freilein, darf ma da neben Eahna zuawasitzen, weil S' grad so alloa' san . . .?"
„Bittöh, es freut mich . . . Und an Durscht hätt' i . . .!"
„Herr Ober . . . bringen S' dem Freilein a Taß Kaffee mit Wasser . . .!"
„Bedaure, es gibt hier nur Flaschenweine und Sekt, ab zwölf Uhr erst Bier im Keller . . .!" sprach der Ober.
„Ja no . . . na wart' ma' halt, bis zwölfe is . . .!"
„Wasss? . . . Ihr seid's ma zwoa feine Maxe und werd's wohl einer Dame a Flaschen Schampus kaffa könna . . .!"
„Wissen S' was, Freilein, jetzt tanz ma' z'erst, nachha — — —"
„Fünferl'n könnt's mi' . . .!"
„Geh, sand S' do net so bös! . . . Jetzt tanz' ma z'erst!"
„Guat, nachha kaafst ma vorher an Luftballon . . .!"
„Nach da Frasäh wer'n ma's scho sehg'n . . .!"
„Jetzta oder gar net, wenn's ös Kavalüre sein wollt's!"
„Du, Ludwigl, dö kimmt uns z'teuer . . . I hab' dir's glei' g'sagt, dös is a feinere Dame, dö über unsere Verhältnisse geht . . .!"
„Also, kaaft's ma an Luftballon . . .? Ja oder net?"
„Freilein, a Luftballon übersteigt sozusagen unsere Wirtschaftslage . . . Sie sind was Feineres, und Sie brauchen a an solchen Luftballon, der quasi unsere Leistung übersteigen würde — und nachha woll'n ma net länger stör'n . . .!"
„Solchene seid's ihr! Nachha gebt's ma doch wenigstens a Zwanzgerl für Toalett . . .!"
„Ludwigl, i glaab, dös kenna ma leisten . . .! Und vielleicht tanzt's nachha a Frasäh mit uns — — —!"

Und treu ihren Grundsätzen — die Dame auf Teilung den Abend über freizuhalten, gab ihr jeder zehn Pfennig . . .

„Aba auf da Redouten, Ludwigl, hätt' an jeden dafür nur fünf Pfennig troffa . . .!"
„Ja mei', dafür san ma heut halt auf an Bal paré . . ."

FASTNACHTSWIND.

Und sie tanzten alle Tänze . . . Sie war Empfangsdame beim Zahnarzt Barth in der Briennerstraße — und er Chauffeur bei der Europa-Asien-Handelsgesellschaft. Nachts träumte sie von ihm, daß er ununterbrochen zwischen Asien und Europa hin und her fahren müsse . . . Seine weiteste Fahrt aber in Wirklichkeit war die — von der Landshuter Allee zum Kuglerberg.

Zuerst sprachen sie über Autoreifen, Hupensignale — Goldplomben und Lachgas . . .

Später, als die Bekanntschaft umschlungener wurde, redeten unter dem Tisch auch die Füße mit. Und so viel Hingabe, daß davon ihre Florstrümpfe eine „Himmelsleiter" bekamen.

Auf die Weißwursthaut schrieb er sich ihre Telephonnummer auf.

Lisa zahlte den Schnaps und er — die Zündhölzer. Dann brachen sie auf, wie Knospen aufbrechen . . . Und gingen den Trambahnschienen nach. Er zog ihr Luftschlangen durch das nachtschwarze Gezöpf. Sie suchte Konfetti innerhalb ihrer Blusenrandung zusammen, das er zum Andenken zwischen den Sprungdeckeln seiner Firmungsuhr aufbewahrte.

Und mit einemmal schien die Zukunft wie ein Hund vor ihr herzulaufen. In Schlangenlinien . . . Rosarot . . . Er fühlte sich zum Vorschlag von Plänen verpflichtet:

„Das Leben wird erst noch schön . . .! Du lernst die Dentisterei, und dann fahren wir zusammen nach Ostasien oder Deggendorf, wo wir eine Zahnpraxis aufmachen. Vielleicht im Wartesaal der Dampfschiffhaltestelle , , .! Oder in einem Hausdurchgang bei Delphi . . .?"
„Uh fein . . .! Oder weißt du, wasss? Ich nehme Sprechunterricht beim Hofschauspieler Butscher — und rezitiere auf Grammophonplatten ‚Das Elterngrab' und den Monolog der ‚Jungfrau von Orleans' . . .!"
„Ja, das wär' vielleicht noch einfacher . . . Aber vorher treffen wir uns noch . . . Ich bring' dann die Landkarte von Asien mit, die bei uns an der Hintertür hängt . . ."
„Und bei uns im Wartezimmer liegen drei Jahrgänge der ‚Gelben Mission' auf. Die kann ich am ehesten mitbringen, weil sie ja doch niemand liest. Aber für uns könnten sie ein praktischer Wegweiser werden . . .!"
„Lisa, mit dir um die ganze Welt . . .!"
„Saustall, narrischer — jetzt find' i mein Hausschlüssel nimmer."
„Macht auch nix. Jetzt müass'n ma uns schon an die Nächte unterm freien Himmel gewöhnen . . .!"
„Ja, wenn i nur den Schlüssel finden tät . . .!"
„Guat, macht auch nix . . . nachha fahr'n ma gleich jetzt dahin . . .?"
„Hören S' amal mit Eahnern Schmarr'n auf! So lang i den Schlüssel net find, freit mi' überhaupt nix mehr . . .! Vor lauter Asienfahr'n kimm i jetzt net amal da zum vierten Stock 'nauf . . .! Und überhaupt is morgen Aschermittwoch, da muaß ma' in sich geh'n — und net außer sich nach dem Blödsinn!"

Sie war nüchtern geworden — durch den Hausschlüssel, der nicht zu finden war. Ihm aber war diese Einkehr noch nicht beschieden gewesen. Er fuhr jetzt schon mit seinem flüchtigen Geist im Schwarzen Meer herum — und sang dazu den passenden Refrain:

„ — Sogar der Prinzregent
Hat uns gekennt — — — !"

Der Faschingswind hatte sie zusammengeweht — die Aschermittwochluft trieb sie auseinander . . . dahin, dorthin! Wie ihre Worte! Ins Himmelblaue . . .!



CAPRICCIO.
Zeichnung von Carl Seifert.

Der gelbe Mantel.

Von Assip Kalenter

Die Heldin dieser kleinen Geschichte ist eine junge Dame von Welt, eine Engländerin. Sie heißt Vivian.
Sie ist verliebt in einen Herrn namens Almansi, einen edlen, dunkelhäutigen, kühnen Capitano, Kommandanten eines italienischen Kleinen Kreuzers. Sie gesteht es sich allerdings nicht ganz ein.
Die Geschichte spielt in Venedig. Im Karneval.

* * *

Wenn der edle, dunkelhäutige, kühne Capitano die Halle des Hotels Danieli betritt, in dem Vivian kühl, blond, englisch und selbstverständlich wohnt, so kann er in jedem Falle damit rechnen, eine bis anderthalb Stunden zu früh gekommen zu sein. Er wird ein wenig an der Nase herumgeführt, der edle Capitano.

* * *

Man komme keinem Italiener mit dem Worte Karneval. Es sei denn, man ist gefaßt, eine Elegie anzuhören von damals, als alles so herrlich gewesen, so leicht und so heiter, damals, ah . . . Es hat etwas Archaisches, zeitlos Fernes, Homerisches an sich, dieses „Damals“, und niemandem, der es hört, würde einfallen, es auf die Zeit vor 1914 zu beziehen.
„Und tanzt man nicht im Teatro Fenice?“ fragte Vivian den Capitano.
„Wie kommen Sie darauf?“ wurde edel und melancholisch geantwortet.
„Es steht bei Lord Byron . . .“
Der Capitano schüttelte traurig das Haupt. Es gibt keinen erbarmungswürdigeren Anblick als einen unglücklich liebenden Italiener.
„Aber wir werden tanzen. Hier, im Danieli“, sagte Vivian, und ihre köstlich langen Beine zuckten im Rhythmus eines jener nüchtern aufregenden (der dunklen Glut des Südländers ewig fremden) Tänze, in denen negroides Temperament mit anglikanischer Frigidität sich paart. Der Genuese Almansi haßte diese Tänze.
Nichtsdestoweniger ließ er sie heimlich, ernst, verzweifelt von einem kleinen Leutnant sich beibringen; hinten, auf Achterdeck, wenn niemand nichts sah, des Abends, nach Einbruch der Dunkelheit.
„Denn ich dulde, ich dulde es nicht, daß sie mit anderen tanzt. Ich stürbe, wenn ich sehen müßte, wie sie sich dem Rhythmus eines anderen hingibt . . .“ sagte sich blaß und rasend der Capitano.

* * *

„Le jour viendra“ hieß das verheißungsvolle Parfüm, das Vivian mit Vorliebe benutzte.
Der Tag kam.
Vivian hatte übrigens — jeder Zoll englische Gelassenheit — mit Skizzenblock und (eingeschmuggeltem) Photographenapparat mehr Zeit im Kriegs- und Marinemuseum zugebracht als an „den Tag“ gedacht.
„Ich habe nicht einmal ein Kostüm . . .“
Sie kramte in ihren Koffern.
„Ich kann doch nicht im Pyjama gehen . . .“
Zwar, er war reizend, heliotropfarben, mit einem Hauch von Beige . . . Aber schließlich war das Danieli keine Bar in London East.
Plötzlich hielt sie zu suchen inne, zog ein langes, zitronengelbes und goldbesticktes Gewand hervor und betrachtete es.
„Wie mag das sich hierhinein verirrt haben?“
Girls von 1928 haben keine Zofe. (Die Zofe ist ein Requisit von vorgestern und nur noch in erotischen Romanen möglich.) Also hatte Vivian gedachtes zitronengelbes und goldbesticktes Gewand vermutlich selber eingepackt.
Es hatte seine Bewandtnis mit dieser außerordentlich wertvollen Textilware.
Vivian hatte sich — zum Entzücken ihrer auch sonst von ihren Taten begeisterten Familie — verlobt mit einem jungen Mann, der außer dem Namen Algernon den Titel Viscount und eines der ansehnlichsten Vermögen in England besaß. Die Verlobung erfolgte schriftlich. Algernon war, als Vivian sich verloben wollte, gerade in Bagdad. Er reiste dann weiter und schickte — außer Briefen, die eines Shelley würdig gewesen wären — dann von irgendwoher dieses Kleidungsstück, aus Indien oder China: den Mantel eines Gottes oder eines Königs. (Vivian wußte es nicht genau.) „Er schützt die Liebenden“, hatte er damals überflüssigerweise dazu geschrieben . . .
Vivian wählte den Mantel eines Gottes oder eines Königs zum Maskenball, und sie sah selber höchst königlich und wie eine Gottheit aus, strahlend in Gelb und Gold und Blond, als sie ihn angelegt hatte. Ein Tiger, ein großer, mächtiger, goldgestickter, war der einzige Schmuck des Rückens, und er legte seine prunkvolle und gewaltige Pranke golden auf ihre Schulter.
Vivian lächelte.
Phantastisch, diese östlichen Völker!

* * *



HARLEKIN ODER PIERROT?
Zeichnung von Hermann Ebers.

Der Tag kam.
Schnee war gefallen, deckte die zierliche Piazzetta und die weite Piazza San Marco, hüllte die heroische Riva degli Schiavoni in Linnen, licht und mild. Die Masken huschten wie traurige Schatten und Gespenster durch den aufgeschaufelten Schnee. Die Kanäle flossen in einem trüben, matten Braun dahin.
Es gab Damen im schwarzen Dreispitz, mit wiegendem Reifrock, die schwarze Halbmaske vorm Gesicht, die die Venezianerinnen schon zu Zeiten des Casanova trugen, Dogen und Dogaressen, und in allen Winkeln bedrängte verträumt und bleich ein Arlecchino eine reizende Colombina.
Der Capitano war in einem Kostüm von orientalischer Buntheit erschienen. Er verkörperte eine Figur aus Boïtos „Gioconda“, einer Nationaloper der Italiener.
Vielleicht waren es ihre kühlen und fremden Bewegungen, vielleicht war es die Magie der Liebe: der Capitano erkannte trotz der Maske die Königin und Göttin Vivian sofort.
Es wurde eine süße und wilde Nacht, und die Romantik des venezianischen Karnevals mischte sich in ihr erfolgreich mit der lächelnden Frechheit des Jazz.
„Wissen Sie, was es heißt, dieses ‚Carne vale‘? — Leb' wohl, Fleisch!“ interpretierte eindringlich Almansi. „Fleisch, lebe wohl! . . . Dann kommen die Fasten . . . Es werden lange, trostlose Fasten, Vivian . . . Es wird ein ewiger Aschermittwoch . . . Morgen laufen wir aus . . . Nach Aden . . . Vor einem halben Jahre sind wir nicht zurück . . . Der Himmel weiß, ob ich Sie je wiedersehe . . . Vivian . . .“
Oh, er konnte betörend englisch radebrechen, und den Charleston exekutierte er feurig und ernst wie einen spanischen Fandango. Er war alles in allem schön und südlich, wie ihn sich ein kleines Mädchen aus England nicht schöner und südlicher wünschen konnte, und es war in Venedig und Karneval, und die kühle Vivian begann schon, seinem Zauber zu erliegen. Irrsinnige und verführerische Argumente hatte sie für sich bereit. Wer sagte ihr, was Algernon in Indien oder China trieb? Die Viscounts verstanden von je, das Leben zu nehmen. Wer garantierte ihr, wie lange sie schön und jung und begehrenswert blieb? Venus regierte die Stunde. Bacchus stürmte in ihrem Blut. Sie lachte, und lachend zog sie der dunkelhäutige, kühne Capitano aus dem Saal. Da plötzlich, unvermittelt, zu seinem eigenen Schrecken erbleichte Vivian, schrie auf und sank, erloschen, in sich zusammen.
Ihr war . . . Es war ihr, als hätte der goldgestickte Tiger mit seiner prunkvollen und gewaltigen Pranke sie niedergeschlagen, dumpf und schwer.

* * *

„Do you feel better now?“ fragte im Ton der englischen Nurse ein blasses Mädchen, das an ihrem Bette wachte.
Der Morgen stieg grau und trübe aus den Lagunen.
Sirenen heulten.
Vivian sah nach der Uhr. Das war nicht die Zeit der großen Adriadampfer nach Ancona oder Triest . . .
Vivian sprang ans Fenster. Grau in Grau zog ein Schiff in der stygischen Flut. Fern, bei den Giardini Pubblici. Langsam, oh, so langsam! Aber Vivian erschien es unsagbar übereilt.
Das Schiff zog weiter. Grau in Grau. Langsam und unabänderlich.
Die übernächtige, zarte Vivian hinter einem Fenster des Hotels Danieli winkte traurig, bis es verschwand.
Dann kehrte sie zurück in ihr Bett, dessen Decken noch warm waren von der Nacht und dem Schlaf.
„Sie können jetzt gehen“, sagte sie zu dem blassen Mädchen.
Als sie allein war, weinte sie.

* * *

Der Schluß dieser Geschichte spielt auf der Insel Wight. Es ist Sommer, wirklicher Sommer mit Südwind, blauer See und Glück im Grünen.
In einem weinlaubbewachsenen Landhause sitzen Vivian und Algernon. Sie haben Polo gespielt und trinken eisgekühlten Tee. Vom Garten weht der Duft der Zitronengrassträucher in die Halle.
„War es sehr ernst?“ fragt Algernon die zarte Vivian, die jetzt braun ist.
„Sehr, Algy, und ich hätte dich beinahe vergessen . . .“
„Aber höchst sonderbar, die Geschichte mit dem Tiger . . . Er drückte dich einfach nieder?“
„Es war mir, als drücke er mich nieder. Es schmerzte sogar, so schwer legte er seine Pranke auf meine Schulter. Aber es war natürlich eine Halluzination. Heißt es nicht ein ‚seelisches Trauma‘ in der bezaubernden Sprache der neueren Psychologie?“
Algernon wußte es nicht. Er hatte sich nicht mit neuerer Psychologie beschäftigt.
„Ich schrieb dir ja, daß er die Liebenden schützt“, sagte er lächelnd.
„Aber, Algy!“ rief Vivian, zärtlich entrüstet. „Wer wird an solch altmodisches Zeug glauben!“



Fasching der eleganten Welt: Auf dem Bal paré im Deutschen Theater zu München.

Gemälde von Franziska Slopsnies

Der zerstückelte Flügel.

Von Hans Reimann

Diese Geschichte, die Geschichte vom zerstückelten Flügel, war noch vor ein paar Tagen heil und ganz. Aber da sie von einem zerstückelten Flügel handelt, ist sie mir unter den Händen entzweigegangen, und ich muß jetzt die einzelnen Teile wieder zusammenflicken, damit ein Schuh draus wird, wie mein Vater zu sagen pflegte. Wäre der Flügel unversehrt geblieben, hätte sich meine Geschichte nie und nimmer (aus Solidarität) in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst. Weil jedoch der Flügel in Trümmer ging, hat sich meine Geschichte (aus Sympathie) vom gleichen Schicksal ereilen lassen.

*

Bei Frau Else Lattermann in Breslau steht im Schlafzimmer ein seltsames Gebilde. Das vierte Viertel eines Konzertflügels. Herr Lattermann, Kunstmaler en gros, hat sich sehr darüber gewundert, als die Gattin dieses Dings (ein Stückchen Konzertflügel, linke Ecke, Baß-Schlüssel) als Heiratsgut aus ihrer soeben geschiedenen Ehe mit in die neu vollzogene Ehe brachte. Er wollte es zum Vernickeln geben, hat aber dann davon Abstand genommen.

Und bei Herrn Philipp in Köln steht ebenfalls ein Viertel eines Konzertflügels. Das dritte Viertel. Es ist wie beim Mond und anderen Apparaten. Alles hat vier Viertel. Herr Philipp war der erste Gemahl der jetzigen Frau Lattermann. Er ist Inhaber eines Geschäfts für Haus- und Küchengeräte. Und war noch vor ganz kurzer Zeit in heiterer, ungetrübter Ehe mit Frau Else verbunden. Es ist wie beim Mond und anderen Apparaten. Alles ändert sich rasch.

*

Zwei Viertel sind eine Hälfte. Wenn die halbe Hälfte eines Konzertflügels bei Frau Lattermann und die andere halbe Hälfte bei Herrn Johannes Philipp (im Korridor, auf dem polnische Wirtschaft herrscht, daher polnischer Korridor genannt) steht, so fragt man sich mit Recht, wo eigentlich die zweite, legitime Hälfte stecken mag. Nun, die Antwort liegt auf der Lauer; die zweite Hälfte des schmählich zerstückelten Konzertflügels befindet sich bei dem Ehepaar Carotti in Dresden.

Und wieso dieses geschah, soll nunmehr mit Vehemenz vermeldet werden.

*

Herr Carotti heißt gar nicht Carotti, sondern Erbs. Als Erbs wuchs er auf, als Erbs ging er zur Schule, als Erbs betätigte er sich in einem Konfektionshaus seiner Heimatstadt Klagenfurt. Dann brach die künstlerische Ader durch, und Erbs wurde Operettenkomiker. Und später Conférencier am Kabarett. Conférencier ist, wenn man vor jeder Nummer herauskommt und geistvolle Dinge sagt, mit Anekdoten und Kalauern verbrämt. Schon als Komiker betitelte sich Erbs um. Ein Wort wie Erbs ist kein Künstlername. Erbs legte sich das Pseudonym Carotti zu. Und heiratete Fräulein Else Freitag. Dadurch wurde Else Freitag zur Frau Carotti. Sie war in Erfurt am Theater, und dort lernte sie den Komiker Carotti kennen. Geboren und aufgewachsen war sie in Halberstadt. Und die jetzige Frau Lattermann, vormalige Frau Philipp, stammte ebenfalls aus Halberstadt. Ich hoffe, es ist alles klar. Frau Philipp und Frau Carotti waren Schulfreundinnen. Gut.

*

Carotti trat in München beim Papa Benz auf, draußen in Schwabing. Als Conférencier.

Philipps waren in der Steiermark gewesen und reisten über München nach Köln zurück, wo Philipp ein Geschäft für Haus- und Küchengeräte betrieb. Ich sagte das schon.

Es war Ende Juli.

Als Philipps so durch die sauberen Straßen Münchens flanierten, bemerkte Frau Philipp mit dem scharfen Blick des Weibes den Namen Carotti an einer Plakatsäule. Und sie sprach zu ihrem Gatten Johannes: „Auf, laßt uns gen Schwabing eilen und Carottis begrüßen, denn du weißt, daß Thea meine Schulfreundin ist, die ich, ach, so lange nicht in meine Arme schließen durfte."

Sie drückte es weniger geschwollen aus, doch Johannes verstand trotzdem, und sie eilten beide des Abends hinaus zum Papa Benz.

Das war eine Freude des Wiedersehens — wenigstens auf seiten der zwei Frauen. Denn die Herren Männer waren einander nicht sonderlich gewogen. Johannes verabscheute das unsolide Gewerbe eines Conférenciers, und Carotti hinwiederum blickte mit leiser Ironie auf das allzu solide Metier eines Haus- und Küchengeräte-Magazineurs hinunter.

Für den folgenden Abend, einen Samstag, verabredete man einen Bummel durch die Ausstellung, an dem sich Carotti nicht zu beteiligen vermochte, da er allabendlich aufzutreten und die einzelnen Nummern mit pikanter Soße zu überschütten hatte.

Carottis, die zwei Monate in München verweilten (Juli und August), hatten sich Dauerkarten zugelegt, in denen Lichtbilder des Ehepaars eingeklebt waren. Während der Conférencier auf seiner Photographie ausschaute wie ein lieber Verstorbener, war das Bild seiner Gattin Thea eine Allerweltsphotographie geworden mit verschwommenen Umrissen und etwas Liebreiz.

Frau Thea Carotti und das Ehepaar Philipp begaben sich selbdritt nach der Ausstellung, wo heute ein besonderer Rummel einschließlich Brillant-Feuerwerk angekündigt war.

Herr Philipp kaufte eine Karte für sich und keine für die Frau Gemahlin. Denn Frau Carotti beharrte trotz seines Protestes darauf, daß dies hinausgeworfenes Geld sei. Sie schloff vielmehr gemeinsam mit dem Haus- und Küchengeräte-Mann durch die Sperre, begab sich alsdann nach dem Zaun (Frauen sind die geborenen Komödiantinnen) und schmuggelte ihre Dauerkarte der Frau Else durch die Fugen der Umgatterung diskret ins Handtäschchen — so daß die Freundin, ohne Eintrittsgeld entrichten zu müssen, mit Frau Carottis Dauerkarte keck erhobenen Hauptes (und auf Grund des Lichtbildes unmöglich zu agnoszieren) das Ausstellungsgelände betrat.

Und darüber freuten sich alle drei wie die Schneekönige beziehungsweise Schneeköniginnen. Denn nichts erhebt des Menschen Herz mehr als eine kleine Beschummelei.

(Wer hat es noch nicht miterlebt, wie eine siebenköpfige, aus strammen Erwachsenen bestehende Familie sich hintereinander so auf der Personenwage wiegt, daß der erste den zweiten und der zweite den dritten und der dritte den vierten und der vierte den fünften und der fünfte den sechsten und der sechste den siebenten auf das Trittbrett klimmen läßt, ohne daß der lumpige Groschen erneuert werden muß?)

*

Und da war das Unglück geschehen.

Nämlich: in der Ausstellung zu München werden alljährlich Zählkarten ausgegeben, und jeder soundsovielte Besucher erhält ein wertvolles Geschenk. Frau Philipp (mit der Dauerkarte der Frau Carotti) war der hunderttausendste Besucher.

Sie war gerade dabei, der diebisch entzückten Frau Thea die Karte zurückzureichen, als sie höflich und gewichtig ersucht wurde, ihre Personalien bekanntzugeben, Namen und Adresse und Zubehör.

Das Herz sank ihr in den Schlüpfer, und erst, als sie erfuhr, daß ein hocherbauliches Ereignis mit Feststellung der Personalien verbunden sei, kam sie wieder zu Atem. Man erkundigte sich voll wüster Neugier. Und erfuhr: daß Frau Else Philipp, Gattin des Kaufmanns Philipp zu Köln, einen Konzertflügel im Werte von siebentausendfünfhundert Mark gewonnen habe.

Daraufhin verzichteten die drei Leutchen auf den Besuch der Ausstellung und rannten per Automobil hinaus nach Schwabing, zum Papa Benz, um Herrn Carotti die erschütternde Tatsache brühheiß zu übermitteln.

Die Sache war nämlich nicht ganz einfach. Schon im Auto erwies sich das. Und gar erst, als Carotti seine Conférencier-Nase hineinsteckte.

Wem gehörte der Konzertflügel?

Der Frau Philipp, die mit Frau Carottis Karte betrügerischerweise Einlaß gefunden hatte? Oder der rechtmäßigen Eigentümerin der Dauerkarte, der Frau Carotti? Bis in die tiefe Nacht, bis zum grauenden Morgen saßen die drei beisammen und berieten und feilschten und beschimpften einander und drohten mit Staatsanwalt und einigten sich schließlich in häßlicher Güte.

Sie sahen sich sozusagen im Naturzustand. Das Animalische brach aus ihnen heraus und spülte den Firnis der Zivilisiertheit hinweg.

Zunächst sollte das Los entscheiden. Dann schlug Carotti ein amerikanisches Duell vor. Die Überlebenden durften den Flügel mit Beschlag belegen. Danach verfiel man darauf, den Flügel zu verkaufen und den Erlös zu teilen. Dann meinte Philipp, man könne ja den Flügel abwechselnd benutzen, einmal in Dresden, einmal in Köln. Schließlich wurde nur noch Unsinn geäußert, denn beide Ehepaare hatten zuviel weißen Bordeaux und Schwedenpunsch durcheinander getrunken.

Und in der Betrunkenheit unterzeichnete Johannes Philipp einen Revers, kraft dessen er sich verpflichtete, auf den Flügel zu verzichten, sintemalen Frau Carotti die Inhaberin der Dauerkarte und somit legitime Gewinnerin des Flügels sei.

Der Flügel wurde auf Carottis Betreiben bereits am nächsten Tage nach Dresden spediert, dem ständigen Wohnsitz des Künstlerpaars. Denn auch der Conférencier hat gern eine Stätte, wo er sein müdes Haupt zu flüchtiger Rast deponiert.

*

Seit jener Zeit war das eheliche Glück im Hause Philipp zu Köln ganz und gar in den Festen erschüttert. Herr Philipp seufzte nach dem Flügel, verfluchte den „Bohehmieng" Carotti und beschimpfte die unschuldige Else.

Bis Else die Geduld verlor und sich aufmachte und nach Dresden dampfte, wo Carottis einen Ferienmonat verlebten.

Auf der Reise lernte sie einen netten Herrn kennen, Herrn Lattermann. Dies nebenbei. Herr Lattermann, in Breslau ansässig, verliebte sich sterblich in Frau Else, die ihm den ehelichen Konflikt vor die Füße schüttelte.

Die Reise zeitigte ein zweites Resultat: Carottis schickten den Flügel unmittelbar nach Elses Abreise an Herrn Philipp zurück.

*

Herr Philipp wurde des Flügels nicht froh. Kein Tag verging ohne Krach und Streit. Else hieß ihren Gatten einen schoflen Kerl. Hieß ihn dermaßen intensiv und dermaßen oft einen schoflen Kerl, bis Johannes Philipp den Flügel an Carottis Adresse nach Dresden zurücksandte.

*

Carotti verweigerte die Annahme. Der Flügel ging wieder nach Köln.

*

Frau Else empfing den Besuch des Herrn Lattermann.

*

Johannes Philipp benutzte die Abwesenheit Carottis von Dresden, um den vermaledeiten Flügel im Werte von siebentausendfünfhundert Mark abermals an die Adresse des Herrn Carotti expedieren zu lassen.

*

Zwei Monate später war der Flügel wieder in Köln.

*

Frau Else hatte die Scheidung eingereicht und wohnte bei ihren Eltern. Herr Lattermann bestellte das Aufgebot. Pränumerando.

*

Johannes Philipp entnahm seinem Haus- und Küchen-Magazin diverse Gerätschaften und zersägte (mit Hilfe treuer Untergebener) den Flügel in zwei Hälften. Die eine schickte er an Herrn Carotti in Dresden. Die andere behielt er zum Andenken.

*

Lattermann, über Nacht Gatte der gewesenen Frau Philipp, setzte bei seinem Rechtsanwalt durch, daß Frau Else die Hälfte ihrer Hälfte (denn die Ehe wurde unter beiderseitigem Verschulden geschieden) ausgehändigt erhielt.

*

Nun steht die eine halbe Hälfte in Breslau, die andere halbe Hälfte in Köln, und die restlichen zwei Viertel stehen in Dresden.

*

Moral: Der Mensch soll nie Schmu machen.

Ringelnatz gedenkt einer stillen Liebe . . .

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen
Schenken.

Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zumut.
An den Dämmen der Eisenbahn
Leuchtet der Ginster so gut.

Vorbei — verjährt —
Doch nimmer vergessen.
Ich reise.
Alles, was lange währt,
Ist leise.

Die Zeit entstellt
Alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.

Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache
An einem Sieb.

Ich habe dich so lieb.

Joachim Ringelnatz.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(3. Fortsetzung.)

„Was meinen Sie?"

„Ich habe auf Sie gewartet. Begreifen Sie das?"

„Auf mich?"

Es ist eine so seltsame Zwiesprache, und ich scheue mich, weiterzufragen. Aber diese Frau hat einen herrlichen Mut. Viele Stunden der Einsamkeit und des Leides mögen sie so stark gemacht haben.

„Wissen Sie, daß ich schon einmal verheiratet war?"

„Nein."

„Mein Mann ist im ersten Jahr unsrer Ehe gestorben. Ich war noch jung. Hat Felix mit Ihnen nicht darüber gesprochen? Nein? Jetzt lebe ich seit sechs Jahren hier. Und wenn ich morgen ginge, würde nichts anders sein."

„Das dürfen Sie nicht sagen!"

„Nichts anders. Nein."

Sie ist mir jetzt ganz nahe, daß mich ihr warmer Atem berührt. Ihre Hände liegen absichtslos auf meinem Arm und zittern.

„Es ist ein großes Glück, daß Sie gekommen sind."

Mein Herz schlägt laut, und sie spürt meine Erregung mit den Fingerspitzen. Sie spricht leise:

„Mein Gott, wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?"

Nun war es gesagt. Tapfer und ruhig. Und die blonde Frau lächelt. Das Ziel dieses abendlichen Wegs ist erreicht. Ich umgreife die schmalen Fesseln ihrer Hände und sehe in ihre Augen wie in zwei Sterne. Furchtlos hält sie mir stand. Dann neigt sie sich über den Hund und streichelt ihn.

„Sind Sie jetzt auch ein wenig froh?"

Ich vermag nicht zu antworten, aber sie versteht mein Schweigen. Glücklich und froh. Ja.

„Bitte, bitte, verzeihen Sie mir! Ich wäre gestorben, wenn ich es nicht gesagt hätte."

Und sie weint in großer Hilflosigkeit.

VI.

Oh, wie schäme ich mich, da ich wieder allein bin, meiner erbärmlichen Feigheit! War nicht ein unwirklich großer Augenblick vorbei, der nie wiederkam, wollte man ihn auch mit magischen Kräften beschwören? Wie klein und armselig bin ich jetzt vor ihr! Sie gab mir ein großes Geschenk, und ich fand kein Wort des Dankes dafür. Aber wie soll man wohl einen Menschen begreifen, wenn man nicht sein ganzes Leben kennt!

Jetzt, in meiner Einsamkeit, habe ich Mut und sage es immer wieder vor mich hin: Ich liebe dich. Wie sehr ich dich liebe! Wenn du mir glauben wolltest! Du bist die Lebende, und nie war mein Herz von einer Frau so erregt. Jetzt habe ich vielleicht die Kraft, etwas, das doch vergangen ist, zu vergessen. Und es ist nicht meine Schuld, wenn alte Tage langsam auslöschen, seitdem deine Augen über mir sind! Unwiederbringliches ist vorbei?

Der Lichtkegel der überdeckten Lampe fällt im Oval über das Buch und kreist es ein. Kleines, in Worte eingefangenes Menschenleben, so nah von Dunkel umstellt!

Ich gehe zum offenen Fenster. Dort drüben müssen die Teiche sein, wo wir gewesen sind. Vor ihnen steht wie eine undurchdringlich schwarze Mauer der Wald. Ganz fern zwischen den Sandhügeln leuchtet das Meer.

Und die Gedanken haben wieder Flügel. Ich weiß, weshalb ich schwieg und nicht sprechen konnte.

Ich muß dir erst meine Geschichte erzählen, damit du dieses Schweigen verstehst!

Und die Feder schreibt weiter.

*

Es ist wie ein unspürbar sanftes Hinübergleiten aus der Zeit in traumhafte Unbegreiflichkeiten.

Die Stürme von Kap Hatteras herüber sind erdrosselt. Der „Globus" hält Kurs nach Südsüdost.

Groß, funkelnd und seltsam nahe stehen die vertrauten Sternbilder zur Nacht im tiefen Blau des südlichen Himmels, der sich mit der aufsteigenden Sonne in rosaglühende und ambraleuchtende Farben auflöst. Das Meer spiegelt den raschen Wechsel der Licht- und Farbskala wider, um mit dem Leuchten des neuen Tags in den flammendsten Tönen der großen Lichtsymphonie zu erstarren.

Über 300 Inseln und Inselchen, wie Sandkörner, die vor Ewigkeiten durch Gottes Finger rieselten, weiß und grün vom Korallengrund und der nie verwelkenden Pracht der Zedern- und Palmenwälder, liegen im Smaragdreif des Atlantiks die Bermudas.

Palmen, Palmen wiegen sich im Wind! Ich denke an Maui, die kleine Insel, und an die besten Tage meines Lebens, an die Wanderjahre in Polynesien und in Niederländisch-Indien. Ich bin glücklich, als wäre ich noch einmal gekommen, Halbvergessenes wiederzusehen, und es gäbe keinen Wechsel der Zeit.

Die Schiffssirenen heulen, und der Lotse von Hamilton kommt an Bord. Zwischen Korallenatollen hindurch steuern wir in den Hafen.

Polternd fallen die schweren Anker in die aufschäumende Flut.

*

Aus den Passagieren des „Globus" ist eine Gemeinde geworden, ja, eine kleine Welt für sich. Und keiner ist mehr einsam unter den vielen, der es nicht sein will. Es sind einige Brautpaare an Bord, die ihre erste Reise zusammen machen, ganz junge Menschen, halb Kinder noch, denen die Welt rosenrot ist. Alles, was sie beginnen, treiben sie gemeinsam, Bordspiele oder Spaziergänge. Und sie tanzen nur miteinander. Dicht zusammen sitzen sie und kichern verliebt.

Es könnte gar nicht anders sein. Jeder beobachtet sie, wie man einem Spiel zuschaut, das man auch einmal liebte. Aber man ist aus der Übung gekommen. Nicht wahr? Und da ist noch ein junges Ehepaar, zwei Menschen, die sich endlich nach vielen, vielen Jahren fanden, beide schon still und grauhaarig an den Schläfen.

Hat man je eine lieblichere Braut gesehen oder einen glücklicheren Mann? Sie sind beide hart an der Schwelle, kurz vor dem Ende, wo es nur noch Verzichten gibt, wenn man nicht lächerlich werden will. Jetzt ist das große, tiefe Glück in ihnen. Was bekümmert sie die ganze Welt!

Niemals habe ich zwei so frohe Menschen gesehen, die den Wert ihres Glücks begriffen hatten.

Aber sucht nur, und ihr findet andere, die auch still sind wie diese beiden, doch aus Leid oder irgendwelcher Not; Menschen auf der Flucht und Menschen, die sich verstecken wollen, ohne doch ihrem Schicksal zu entgehen.

Wenn ihr eure Augen nur gebrauchen und suchen wolltet! Da könntet ihr Schicksale erleben! Bei dem kleinen Heizer aus Rotterdam, der über ein Jahr nicht mehr in der Heimat war und seine eigene Familie kaum kennt, weil er als Seemann sein Geld verdienen muß. Die Kinderwiege daheim steht niemals leer. Seine Frau stammt aus Flandern und hat leichtes Blut. So muß er immer mehr verdienen, um die hungrigen Mäuler zu stopfen! Er hält es für in der Ordnung, daß die Frau es mit Männern treibt, wenn er unterwegs ist. Er wird sie darum nicht weniger lieben. Nein. Sie bezwingt ihn ja doch immer wieder mit ihrer gesunden Sinnlichkeit. Wenn er auf Urlaub ist, wagt sich keiner an sie heran. Der „Globus" wird zurückkommen, und es wird wieder Taufe sein. Der kleine Heizer liebt sogar die Kuckuckskinder wegen der Frau, die doch schamlos ist. Aber er wird rasend vor Wut, wenn die Maschinisten ihn hänseln.

„Wenn ihr es nur nicht seid! Nur ihr nicht!" schreit er. „Das andere ist meine Sache."

Und da ist die junge Frau eines Rechtsanwalts aus Washington, die plötzlich ihrer trostlosen Ehe überdrüssig wurde. Dem fremdesten Menschen vertraut sie ihre Leidensgeschichte an, die sie zu Hause keinem mitteilen würde. Sie hält ihren Fall für hoffnungslos, ja, verzweifelt, und läßt sich von ihrem Nachbarn im Deckstuhl bedauern. Sie weiß nicht, daß er ihre Geschichte weiterträgt aus lauter Klatschsucht und um sich selbst interessant zu machen.

Oh, wie blüht überhaupt der Klatsch an Bord, das gegenseitige Sichausspionieren! Nichts ist wesentlicher als dies. Weil die Passagiere nichts Wichtiges erleben, hetzen sie ihre Gedanken hinter den Mitmenschen her, und keiner bleibt vor solcher Grausamkeit verschont.

Mr. Hallock, der alles weiß, hat eine kleine Geschichte in Umlauf gesetzt. Gegen Mitternacht hat er gehört, wie jemand an der Tür seiner Nebenkabine pochte. Dort wohnt eine polnische Gräfin, wie man sagt, die in der Bolschewikenzeit aus Rußland flüchten mußte und jetzt Filmschauspielerin oder Varietéstar in Hollywood ist. Sie hat fabelhaften Schmuck, den Mr. Kandler, ein Neuyorker Juwelier, für echt erklärt hat. Ja, sie schleppt Millionen mit sich herum, diese Fürstin oder Gräfin, und nachts schläft sie auf ihren Juwelen. Kein Safe ist ihr sicher genug.

Mr. Hallock behauptet, daß sie sich mit einem fremden Herrn unterhalten hat. Ob in oder vor der Kabine, wagt der schlaue Fuchs nicht zu entscheiden.

Von Mund zu Mund geht der Klatsch weiter, und jeder benutzt den kleinen Funken eigener Phantasie, diese abenteuerliche Geschichte immer mehr anzufachen.

Nicht wahr, die Fürstin konnte gar nicht öffnen, weil sie bereits einen Freund bei sich hatte? Und gab es nicht einen unangenehmen Streit und sogar Tätlichkeiten? Mußte dann nicht der Obersteward gerufen werden, weil sich mehrere aus dem Schlaf geschreckte Passagiere beschwerten? Schließlich rief man sogar den Kapitän, der verlangte, daß ihm geöffnet wurde.

ATELIERFEST

ZEICHNUNGEN VON HANS BALTZER



Dekoration mit Hindernissen.



Du, ist das Rot auch kußecht?



Auf den Arm noch das Schmeling-Porträt.



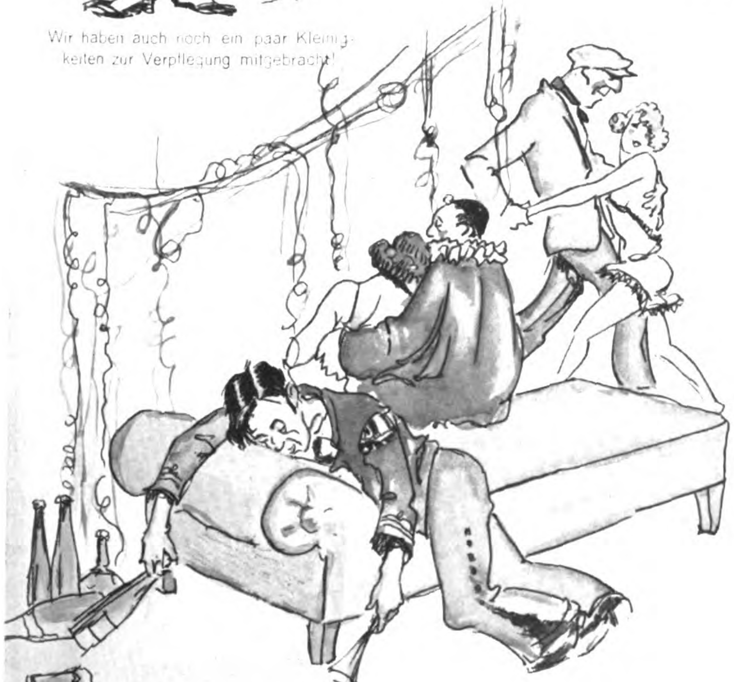
Wir haben auch noch ein paar Kleinigkeiten zur Verpflegung mitgebracht!



(Der Mieter aus dem Stockwerk darunter.) Wie lange soll denn der elende Krach noch dauern? Unerhört!



Wir lassen uns noch lange nicht von dem Philister stören...



Vier Überlebende und eine Leiche.



Das nächste Mal findet das Atelierfest bestimmt nicht wieder bei uns statt.

Er befahl es sogar.

Oh, es war ein großer Skandal, der eifrig besprochen wurde.

„Was Sie nicht sagen!" meinte Mr. Hallock, als seine eigene kleine, harmlose Geschichte so verzerrt zu ihm zurückkehrte. „Das ist doch wohl übertrieben."

„Im Gegenteil."

„Dann müßte ich auch etwas gehört haben. Ich bin ja der Nachbar der Dame. Vielleicht meinen Sie den Gatten der Gräfin, der doch auch an Bord ist."

„Den Gatten?"

„Wußten Sie das nicht?"

Mr. Hallock, dieser leibhaftige Satan, hatte damit eine neue Geschichte erfunden und ausgegeben. Er genießt ihre Wirkung im voraus.

Nein, die polnische Schauspielerin war nicht verheiratet, und niemand hatte sie je belästigt. Auch der Kapitän war nicht gerufen worden. Um diese späte Nachtzeit ließ er sich nicht stören, wenn er vom Grog nicht mehr ganz sicher war.

Die See war jetzt wie ein Spiegel, und durch schaukelnden Seemannsgang war niemand zu täuschen.

Aber wie interessant die Polin jetzt geworden war! Immer wurde sie von Herren umschwärmt.

Um die Rechtsanwaltsfrau kümmerte man sich viel weniger. Ihre Geschichte war zu banal. Dutzendware. Nicht wahr? Daß eine der Ehe überdrüssig wurde, weil der Mann sich nicht täglich von einer neuen Seite zeigte, und nur weil Gefühle langsam abstumpften... wer erlebte das nicht auch!

„Das Leben ist nicht anders", meinte Jefferson, der gern Abenteuer suchte, weil er sich langweilte. Ihn könnte diese Frau durchaus noch reizen, ja, aber ein Greis (so sagte er höhnend) hat sich ihrer bemächtigt, ein Mann, der behauptet, in Westindien einen Film schreiben zu wollen, weil er irgendwo da bei Frisko herum haust und von der Seuche angesteckt ist, seinen erfundenen Kitsch kurbeln zu lassen.

Mrs. Mahony schien bei diesem Deckstuhlnachbarn übrigens in eine harte Schule geraten zu sein. Sie suchte Anschluß an das Leben, das sie verloren zu haben glaubte, und fand nur einen andern Mann mit einer andern Walze, die er ohne Pause vor ihren Ohren ablaufen ließ. Mr. Mahony in Washington konnte nur Geld verdienen, und in seinen freien Stunden angelte er oder fuhr er Auto. Der „Greis" aus San Franzisko aber wollte einen Kolumbusfilm schreiben und in Havanna und Santo Domingo Studien machen. Waren die Männer nicht alle verrückt?

So schlimm konnte es mit dieser Frau Mahony wohl doch nicht sein. Trug sie nicht immer noch ihren schmalen Ehering mit Brillanten, und hatte sie sich nicht beim Zahlmeister erkundigt, wann von Havanna aus der nächste Dampfer nach Neuyork zurückfuhr?

Sie würde schon noch rechtzeitig zur Vernunft kommen. Der Mann mit dem Kolumbusfilm hatte ihr ungewollt die Augen geöffnet, daß das Leben erträglicher ist, als es zu sein scheint. Man muß sich in den Betrieb nur einzufügen verstehen.

Diese Frau war ein wenig bemitleidenswert, gewiß, aber viel mehr war es der Mann, den alle den „Greis" nannten. Mr. Jeffersons originelle Bezeichnung hatte gezündet. Der „Greis", höchstens Ende der Fünfzig, war durch eine Bürstenfabrik wohlhabend geworden. Jetzt hatte er als Rentier viel Zeit und verschwendete sie an alle möglichen Zwecklosigkeiten. Auf jedem Gebiet war er ein hoffnungsloser Dilettant, am hilflosesten auf dem der Liebe.

Mrs. Mahonys Vertrauen schmeichelte ihm und wandelte ihn völlig um. Er glaubte wieder an die Macht und den Einfluß seiner Persönlichkeit, die von seiner eigenen Frau in vielen Jahren zielbewußt unterdrückt worden war. Hier, allein gelassen, konnte er sich endlich einmal aufspielen, und die unerfahrene Frau Mahony durchschaute ihn nicht so bald. Sein Halbwissen, das sich in tollem Unsinn zeigte, imponierte ihr anfangs sogar.

Der „Greis" war an Bord gar nicht beliebt, da er sich überall in Gespräche mischte und seinen Standpunkt verteidigte, nach dem ihn niemand fragte. Wie konnte sich einer nur so wichtig nehmen! Er diskutierte mit dem Schiffsarzt und benutzte Fachausdrücke, die er nicht verstand. Das Ende war, daß ihn der Doktor einfach stehen ließ. Dann dies Sichaufspielen als Selfmademan, der ein Recht auf allgemeine Hochachtung zu haben glaubte, die stete Belästigung anderer mit seinen Familienangelegenheiten, das Ins-Licht-Rücken seiner Interessen, als müsse er jeden damit begeistern. Abgegriffene Witzigkeit und Originell-erscheinen-Wollen um jeden Preis! Er war auf keinem Gebiet zu schlagen, dieser Narr.

Und da er die Abwehr spürte, die man ihm überall entgegensetzte, klammerte er sich schließlich an die arme Frau Mahony, die es leider nicht verstand, ihm zu entschlüpfen. Dieser Mann schleppte ja seine ganzen Erinnerungen im Koffer mit. Mrs. Mahony mußte sich die Baupläne eines Hauses erklären lassen, das der „Greis" vor zehn Jahren erbaut hatte, mußte die Photographien seiner Wohnräume bewundern.

„Hier steht ein richtiger Flügel; denn ich bin sehr musikalisch und komponiere sogar", sagte er. „Über der Vitrine hängt ein ganz echtes Bild; es könnte von Raffael sein, so alt ist der Rahmen. Das dort ist altes Porzellan. Ich bin ein großer Sammler von Kunst, und wir sind in einem Klub, in dem nicht nur getanzt wird. Wir hören regelmäßig Vorträge, das können Sie mir glauben."

Der „Greis" sammelte nicht nur „Kunst", er sammelte auch Briefmarken, wie er einem Ingenieur erzählte. Mindestens achttausend Stück hatte er, in großen Kisten verwahrt.

„Eine respektable Sammlung, wenn auch alte Werte dabei sind."

„Ganz sicher. Mindestens 15 Jahre schneide ich sie schon von allen Umschlägen aus. Ich habe eine große Korrespondenz."

Er war nicht ernst zu nehmen. Der Ingenieur spuckte verächtlich aus und ging weiter.

Und jetzt hatte sich der „Greis" in diese Frau Mahony ernsthaft verliebt, obwohl er doch verheiratet war. Bisher hatte er noch keinen seiner Koffer ausgepackt, um seine Sachen zu schonen. Nun setzte er alles ein, um ihr zu gefallen, ließ sich vom Bordfriseur rasieren, Bart und Haare kräuseln. Er war wie in einen Strudel geraten und versank.

„Hier sind ein paar Bankabrechnungen, wenn es Sie interessiert, Mrs. Mahony. Ich habe einen guten Kredit, nicht wahr? Das Häuschen in Frisko könnten wir uns neu streichen lassen; grün oder braun, wie Sie es lieben. Und die Zimmer... alles soll nach Ihren Wünschen sein, sobald Sie kommen."

Seine Frau hatte er aus den Gedanken ausgeschaltet, als ob sie gar nicht mehr existierte.

„Ich verstehe Sie nicht."

Sie war ganz verängstigt unter seinen Wortkaskaden. Da wurde er deutlicher, dieser um jede Vernunft gekommene Mann. Und der Decksteward brachte Mrs. Mahony auf einen andern Platz.

VII.

Es sind fröhliche und angenehme Passagiere auf dem „Globus", mit denen guter Umgang ist, weil sie gelernt haben, Mitreisende zu respektieren und aus jeder Stunde das Beste herauszuholen. Und es sind lästige Leute da, aufdringliche, protzige, rücksichtslose. Der „Globus" ist wie eine Arche, in der alle Typen vertreten sind. Zum Glück nicht immer gleich paarweise. Da sind reiche Kaufleute aus Neuyork, die ein paar tausend Dollar für ihre Luxuskabinen zahlen, denen der Obersteward zu jeder Mahlzeit besondere Gänge und Weine aussuchen muß, und bescheidene junge Mädchen, frisch und lustig, geschminkt oder mit Hornbrillen nach der Mode, die mit selbstverdientem Geld gemeinsam einen Raum zur Minimalrate gemietet haben.

„Ferientage in Westindien!" hat die Reklame in allen Reisebureaus geschrien. Und: „Verleben Sie Ihren Urlaub unter Palmen!"

Einer sieht es dem andern ab. „Die friedvollen Inseln, das schöne Jamaika, das Paradies Kuba! Nur eine Schiffsreise verschafft Ihnen Erholung."

Das Schiffsticket ist gewiß nicht zu teuer. Und im übrigen kann man sparsam sein. Es sind sicherlich Herren an Bord, die gern ein junges Mädchen zu einem Glas Wein einladen.

Alles, alles verlockt: die Wärme hier, während es schneit über Neuyork; der Frohsinn, den die Wolkenkasernen von Manhattan jeden Morgen von neuem ersticken; das Ungebundensein mit fremden Menschen zusammen.

Die jungen Mädchen, selbständig und sicher, haben sich vorgenommen, auf dieser Fahrt sich gut zu unterhalten. Sie werden bestimmt auf die Kosten kommen und sich später ein langes Arbeitsjahr wieder auf eine andere Reise freuen.

Ja, alles wirbelt bunt durcheinander und gibt sich von der allerbesten Seite. Wer hätte gedacht, daß der hohe Polizeioffizier, dem eine Kapelle ihr Abschiedsständchen brachte, ein so ausgelassener Reisender sein könnte? Und was für Einfälle er täglich hat! Er ist ein Vergnügungsleiter von Gottes Gnaden, ein bewundernswerter Festordner. Gäbe es Shuffleboard- und Decktenniswettspiele ohne ihn und Pferderennen mit Riesenwürfeln? Er reißt alle Passagiere mit fort und lacht mit seinem blendend weißen Gebiß, wenn sie ihm applaudieren. Es gibt sogar einen richtigen Wettschalter. Man setzt einen Dollar auf eins der sechs Holzpferde und gewinnt oder verliert.

Jubel und Stimmung an Bord. Kapitän Dud ist zufrieden. Er trägt seine goldbetreßte Uniform spazieren, unterhält sich mit jedem und läßt sich mit den jungen Damen Arm in Arm photographieren. Nur der Schiffsarzt läuft immer allein herum und sieht niemand an. Es gibt für ihn nichts zu tun. Das ist es vielleicht. Er hat einen zu leichten Dienst, wenn die Passagiere nicht einmal seekrank werden.

Jetzt hat er nur einen einzigen Patienten im B-Deck, einen Kaffeehändler aus Jamaika, der an Gallensteinanfällen leidet. Zwei Nächte hat die Schwester vom Dienst Nachtwache bei ihm halten müssen. Es geht ihm seitdem bewundernswert gut, und er fragt nach dem Doktor nicht mehr. Wenn er Morphium nehmen muß, dann soll es die Schwester geben, diese prächtige Pflegerin!

So schleicht der Arzt mit stumpfen Blicken umher, wartet während der Sprechzeit in seinem Raum, ist der Erste bei allen Mahlzeiten und unterhält sich mit keinem am Tisch. Man sieht ihn weder im Rauchzimmer noch beim Tanz. Er ist eine Ruine und schleppt ein ausgebranntes Leben mit sich herum. So ist es. Nur die Mahlzeiten interessieren ihn ernsthaft. Er genießt sie reichlich und lange.

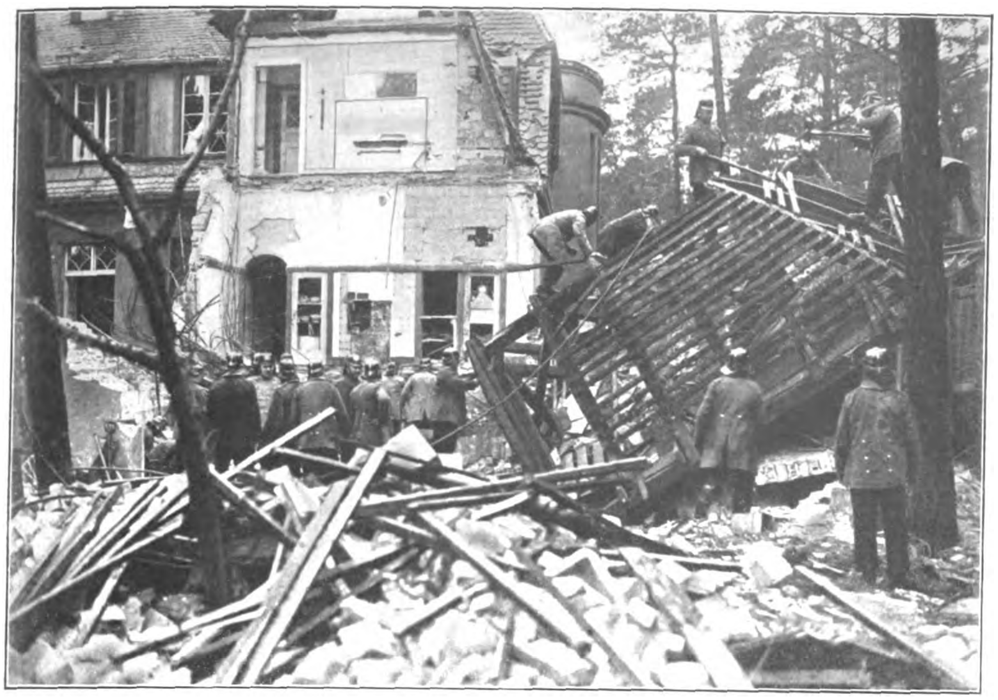
„Was ist das für ein Passagier in schwarzen Handschuhen und schwarzem, steifem Hut, der jeden Abend auf dem Bootsdeck spazierengeht?" fragte Mr. Hallock den Doktor.

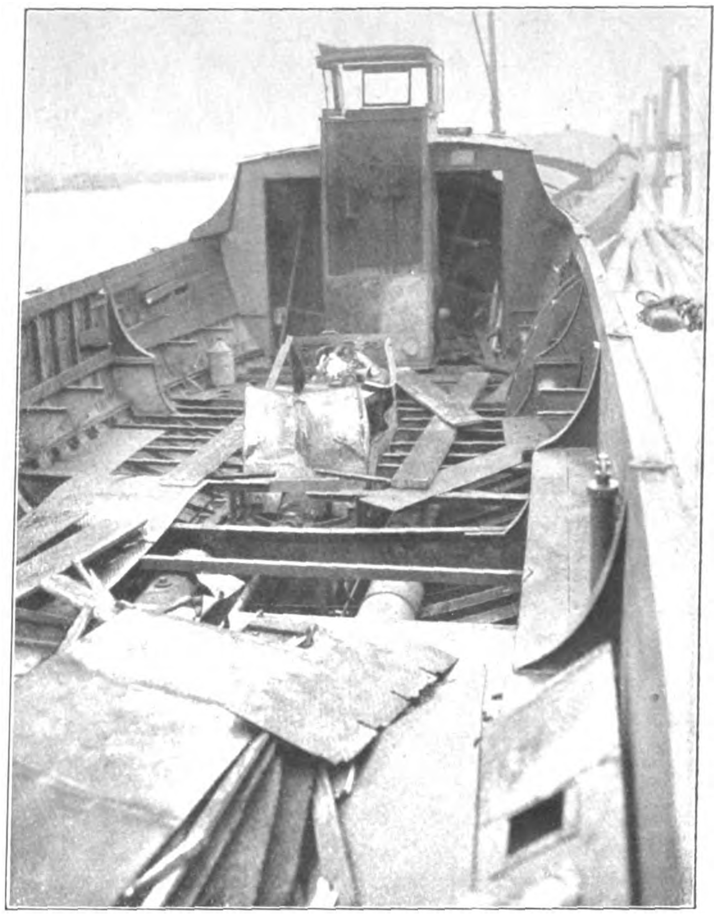
„Ich weiß es nicht."

„Ist er vielleicht ein wenig verrückt?"

Der Doktor ist schon weitergegangen.

(Fortsetzung folgt.)





Von dem Explosionsunglück in einer Villa in Berlin-Dahlem, in der sich ein chemisches Laboratorium befand, am 8. Januar: Die Trümmerstätte mit dem abgerissenen Seitenflügel des Gebäudes. Durch das Unglück wurden zwei Personen getötet und acht verletzt.

Rechts nebenstehend: Explosion auf einer Hafenbarkasse in Hamburg am 12. Januar: Das durch einen in Brand geratenen Benzintank verwüstete Fahrzeug. Fünfunddreißig der Insassen wurden schwer verletzt.





Vom Europa-Besuch des Königs Aman-Ullah-Chan von Afghanistan: Während des Aufenthalts in Rom; Mitte rechts König Viktor Emanuel von Italien, daneben links (in Uniform) der König von Afghanistan. Zum Abschied übergab der König von Italien dem Gast als Geschenk ein Panzerautomobil (links).

Links: Besiegt von der Gewalt der Elemente: Der dänische Dampfer „Vang", der auf dem Wege von Antwerpen nach Kopenhagen sich befand und bei den Stürmen auf der Nordsee am 9. Januar an die holländische Küste geworfen wurde.



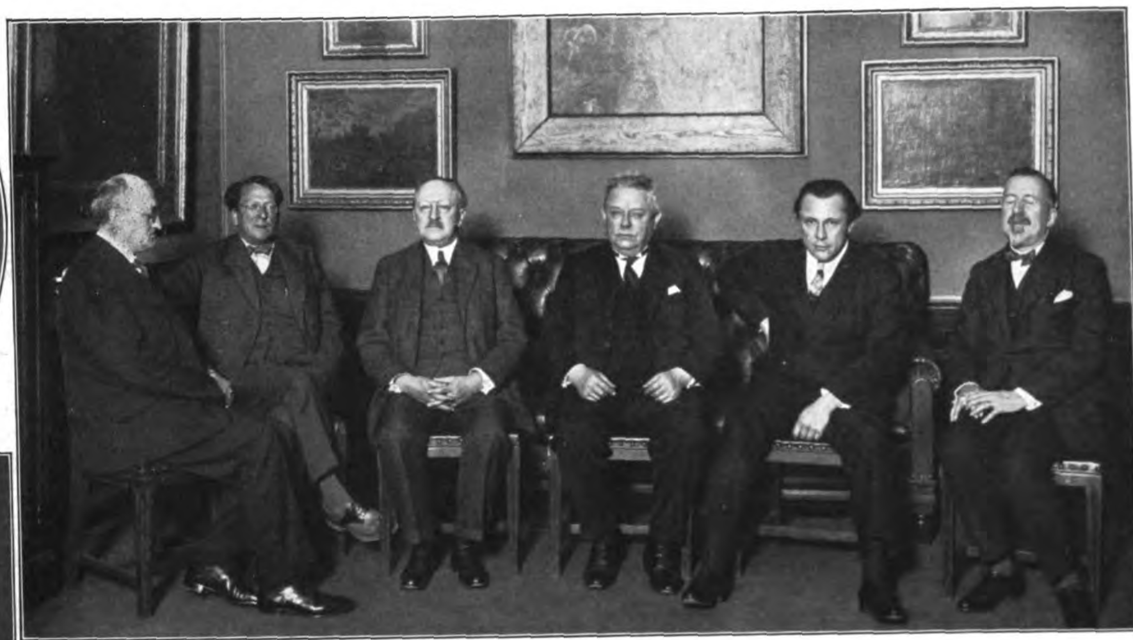


Links: Vom Schifferfest in Mühlberg a. d. Elbe am 8. Januar: Der Festzug in den Straßen der Stadt. Alljährlich, wenn bei Vereisung der Gewässer die Schiffahrt ruht, halten die Elbschiffer hier die Feier des Ein- und Auszugsfestes. — Rechts: Eisgang auf der Elbe: Blick auf den Treibeis führenden Strom bei Wittenberge.





Theodor Däubler. Oben: Fritz v. Unruh.



Von einer Tagung des Arbeitsausschusses der Deutschen Dichterakademie: Von links nach rechts: Oskar Loerke, René Schickele, Ludwig Fulda, Max Halbe, Walter v. Molo, Heinrich Mann.

Zur Wahl neuer Mitglieder der Dichterakademie in einer Vollsitzung der Sektion für Dichtkunst an der Akademie der Künste in Berlin.

Um die vorgesehene Zahl von 30 Mitgliedern zu vervollständigen, wurden Theodor Däubler, Alfred Döblin, Leonhard Frank, Alfred Mombert und Fritz v. Unruh hinzugewählt. Die offizielle Ernennung erfolgt erst nach der Bestätigung durch den preußischen Kultusminister und der Annahme der Wahl durch die Gewählten.

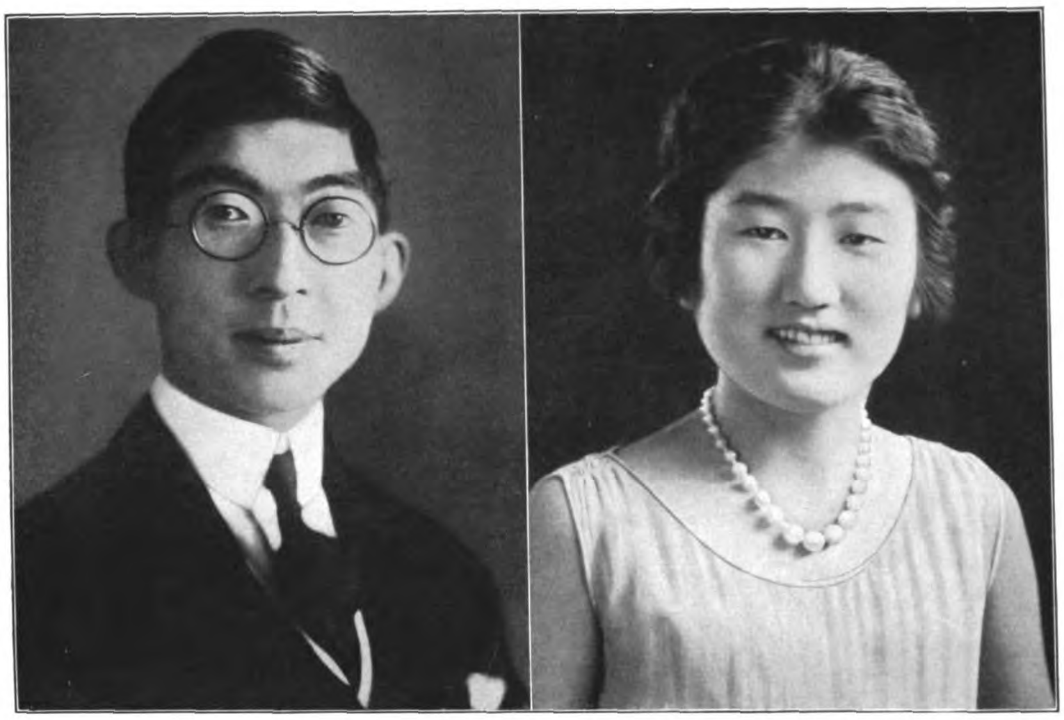




Alfred Döblin. Oben: Leonhard Frank.



Prof. Dr. R. Klapp,
bisheriger Leiter der chirurgischen Universitätspoliklinik in Berlin, wurde als Direktor der chirurgischen Universitätsklinik nach Marburg berufen.



Verlobung im japanischen Kaiserhause: Prinz Chichibu, Bruder des jetzigen Mikados Hirohito, der voraussichtliche Thronfolger (wegen Kinderlosigkeit der Ehe des Regenten), mit seiner Braut, der Tochter des japanischen Botschafters in Washington, Tsuneo Matsudairas. Da das Hausgesetz nur die Ehe mit einer Prinzessin von Geblüt gestattet, wird bei der Heirat eine Änderung des Gesetzes nötig sein.



Oberkonsistorialrat Dr. Karow,
der am 6. Januar vom Kirchensenat der evangelischen Kirche altpreußischer Union zum Generalsuperintendenten von Berlin gewählt wurde.



Franz Molnar,
bekannter ungarischer Dichter, Verfasser von erfolgreichen Dramen, Lustspielen und Erzählungen, vollendete am 12. Januar sein 50. Lebensjahr.



Thomas Hardy,
namhafter englischer Dichter, † am 11. Januar im 88. Lebensjahre. Er schuf novellistische, lyrische und dramatische Werke sowie große Romane.



Dr. Eugen Ganther,
Schriftsteller in Frankfurt a. M., der 1868 die Deutsche Landsmannschaft (Coburger L. C.), die heute 105 Korporationen umfaßt, mitbegründete, feierte am 11. Januar seinen 80. Geburtstag.



Von der Uraufführung des Dramas „Warbeck", eines Fragments von Schiller, in Viktor Hahns Neubearbeitung, am Stadttheater in Frankfurt a. O., am 7. Januar: Zweikampfszene aus dem III. Akt. (Phot. M. Nakonz.)

Von links nach rechts: A. Pehnack als Maria; Walter Martin als Prinz von Gotland; Ernst Walter Mitulsky als Warbeck (das Schwert ziehend); dahinter Herr Roemer als Hereford; rechts vorn Hertha Röhmelt als Margarete. — Der Zweikampf soll die Berechtigung der Ansprüche des Prätendenten Warbeck erweisen.

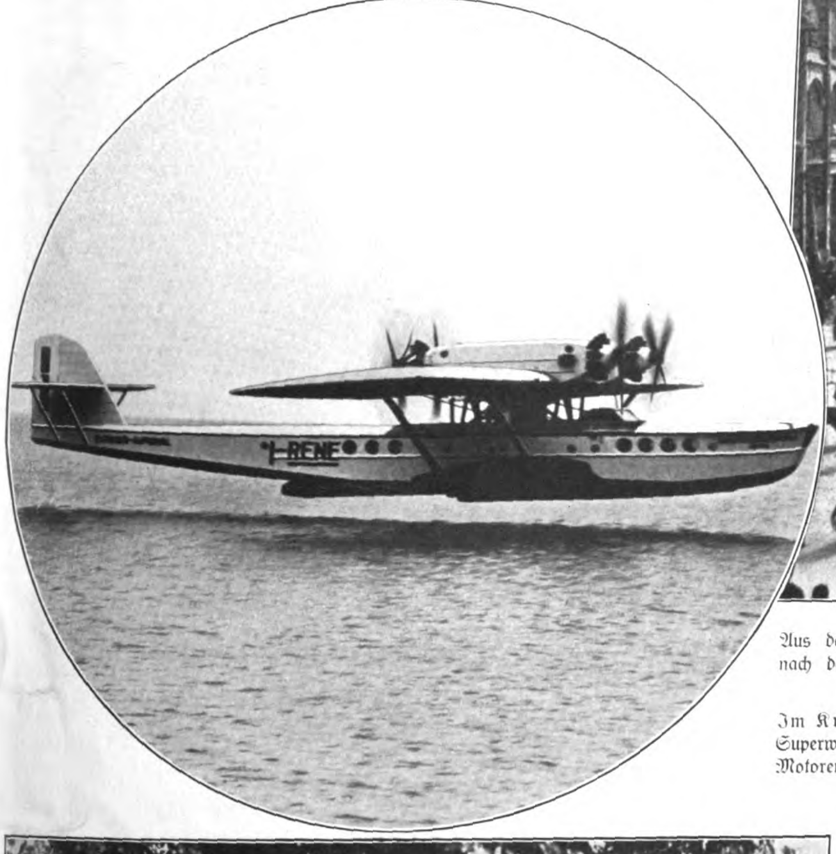


Rudolf Sendig,
Generaldirektor a. D., bedeutender Führer und Altmeister des deutschen Hotelgewerbes, konnte am 7. Januar in Schandau (Elbe), dessen Ehrenbürger er ist, seinen 80. Geburtstag feiern.





Hochwasser in England: Durch die Themse-Überschwemmung am 7. Januar angerichtete Verheerungen in und um London. Links: Ein Automobil auf der Hauptverkehrsstraße in Maidenhead (Berkshire), das mit vieler Mühe aus den Fluten fortgeschoben und aufs Trockene gebracht wird. Rechts oben: Das durch die eingebrochenen Wassermassen aufgerissene Holzpflaster auf dem Viktoria-Embankment am Themse-Ufer in London.





Aus der Zeit der Kommunisten-Herrschaft in Kanton (China): Bild einer der Hauptstraßen der Stadt, wie sie nach der Einnahme durch die kommunistischen Aufrührer im Dezember aussah. Die in Ruinen verwandelten Gebäude beherbergten die Zentralbank und das Polizeipräsidium.

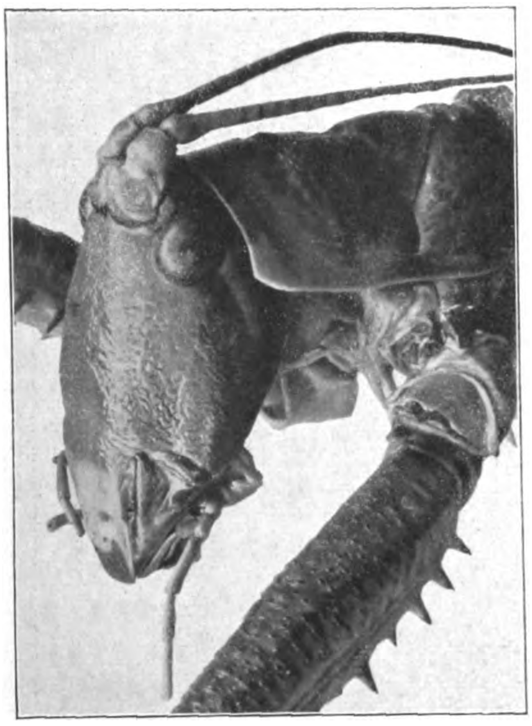
Im Kreis: Deutsche Dornier-Großflugboote für den italienischen Luftverkehr: Der für Italien gelieferte Dornier-Superwal während des Starts auf dem Bodensee mit einem Abflugsgewicht von 15000 kg. Das mit vier Motoren von je 480 P.S. ausgestattete Flugzeug neuesten Typs legte die Strecke Friedrichshafen-Genua in der Rekordzeit von zwei Stunden zurück.



Zum Einzug des neuen „weißen" Elefanten in Bangkok: Das einjährige Baby mit seiner Mama, einem gewöhnlichen Arbeitselefanten, beim erfrischenden Bad. Der seltene, heller gefärbte „weiße" Elefant gilt im buddhistischen Siam als Inkarnation Buddhas und wird deshalb als heilig verehrt.



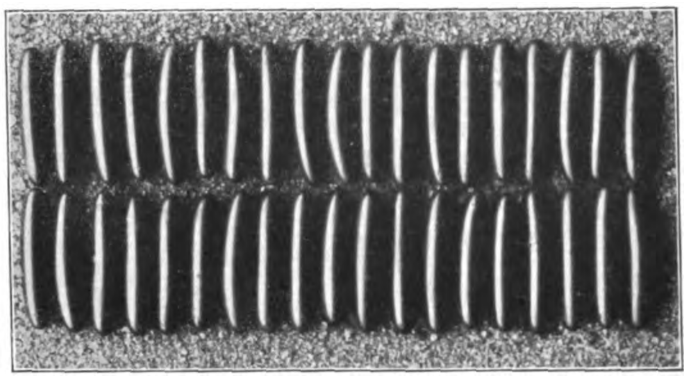
Seltsamer Landungsplatz: Ein bei Luftübungen abgestürztes italienisches Militärflugzeug auf dem Dach einer Villa, auf dem Monte Mario in der Peripherie Roms gelegen. Glücklicherweise blieben Pilot und Einwohner bei dem Unglück verschont.



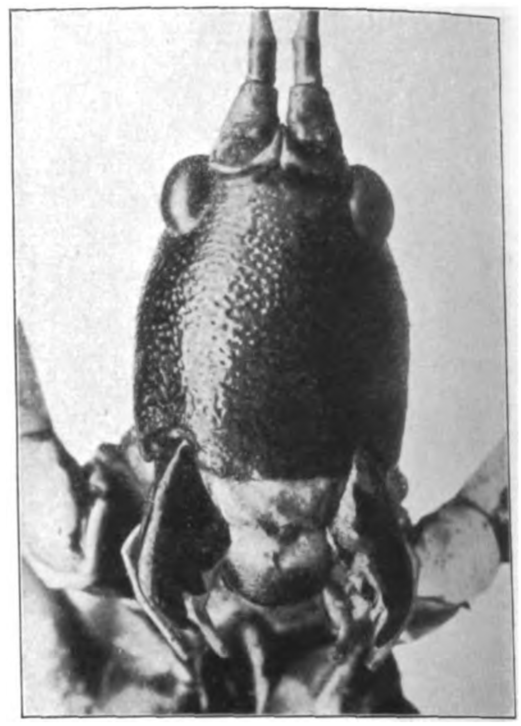
1. Das Profil der Saga — ein Pferdekopf.

SAGA, die Riesenschrecke.

Von Prof. Dr. Willy Ramme.



2. Eier der Saga, der Erde entnommen und ausgebreitet (s. Abbildung 5).



3. Kopf von vorn, mit geöffneten, bißbereiten Kiefern.

Kommen Sie nach Dawalu — und ich werde Ihnen die Riesenheuschrecke **Saga** zeigen", sagte mir in Eriwan auf meiner vorjährigen Reise nach Persien, Armenien und Kaukasien ein armenischer Zoologe. Also fuhr ich mit ihm nach Dawalu, einem zwischen Eriwan und dem russisch-persischen Grenzort Dschulfa in der Salzsteppe des Aras, des Araxes der Alten, gelegenen Dorf, um dieses begehrte Objekt zu erbeuten.

Die Heuschreckengattung **Saga** kommt in mehreren Arten im östlichen Mittelmeergebiet bis nach Syrien und Armenien vor und gehört zu den größten „Schrecken" oder „Geradflüglern" der Welt überhaupt. Wohl gibt es, und zwar unter den tropischen Stabheuschrecken, Tiere von weit bedeutenderer Körperlänge, bis zu 30 cm, aber an Massigkeit hält die Laubheuschreckengattung Saga die Spitze. Die größte Art, die in Syrien lebt, erreicht im weiblichen Geschlecht bei einer Körperlänge von etwa 12 cm (mit Legeröhre) zuweilen eine Dicke von $2^1/_2$ cm! Die kleinste Sagaart — allerdings immer noch die größte Heuschrecke Europas — kommt, wenn auch ganz vereinzelt, bereits südlich von Wien vor, häufiger in Dalmatien.

Das äußerst Merkwürdige bei dieser letzteren Art ist, daß man bisher fast ausschließlich Weibchen fand; die zwei Männchen, die bisher bekannt geworden sind, befinden sich in europäischen Sammlungen. Daraus folgt also unzweifelhaft, daß sich diese Art auf dem Wege der sogenannten „Jungfernzeugung", d. h. ohne Paarung mit einem Männchen, fortpflanzt. Bei allen anderen Sagaarten herrscht ein normales Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter.

Die Saga rechnet immer zu den Seltenheiten, denn wenn sie auch an den Orten ihres Vorkommens zuweilen ziemlich häufig auftritt, gibt es doch nur verhältnismäßig wenige Fundstätten. So habe ich diese Tiere auf meiner ganzen dreimonatigen Reise trotz intensiven Suchens bloß an zwei Stellen gefunden.



4. Männchen von Saga ephippigera in Abwehrstellung.



5. Weibchen bei der Ablage der etwa 12 mm langen Eier (s. Abbildung 2).

Also, ich fuhr nach Dawalu und traf sie in der Tat auf dem angegebenen Terrain an, zum erstenmal in meinem Leben, nachdem ich schon in anderen Ländern vergeblich nach ihr gesucht. Auch hier in Dawalu dauerte es eine ganze Weile, bis ich plötzlich das erste Tier, an einem niedrigen Dornbusch auf Beute lauernd, erblickte.

Aber wehe dem, der versuchen wollte, es unvorsichtig zu ergreifen! Sobald man diesen Versuch macht, legt es sich mit geöffneten Kiefern auf die Seite, wie dies unsere Abbildung 4 zeigt, oder es wirft sich gar fast ganz auf den Rücken und sucht zu beißen. Faßt es den Finger, gibt es eine tiefe Fleischwunde. Man muß das Tier, um es wehrlos zu machen, von oben am Halsschild packen, und man staunt dann über die für ein Insekt gewaltige Muskelkraft, mit der es sich zu befreien sucht.

Die Saga ist ein arger Räuber, der mit Vorliebe Heuschrecken frißt und davon täglich ansehnliche Mengen vertilgt; in der Gefangenschaft wird auch rohes Fleisch ohne weiteres angenommen. — So fand ich durch angestrengtes Suchen wohl über ein Dutzend Tiere; ein Weibchen erwischte ich bei der Ablage der Eier, die mittels der senkrecht in die Erde gesteckten Legeröhre in Klümpchen in diese eingesenkt werden (Abbild. 5). Man sieht auf unserer Abbildung 2 die 38 durchschnittlich etwa 12 mm langen Eier, nachdem sie aus der Erde ausgegraben sind, auf Sand ausgebreitet.

Bemerkenswert ist noch, daß bei der Gattung Saga die Flugorgane fast völlig rückgebildet sind. Unsere Art, **Saga** ephippigera *F. W.* zeigt im männlichen Geschlecht kleine, nur zu leisem Zirpen geeignete Reste, das Weibchen ermangelt überhaupt irgendwelcher Flügelrudimente, bis auf vier im Bilde hinter dem Halsschild gut sichtbare, die Ansatzstellen für die Flügel andeutende feine Leisten.

WINTERSCHÖNHEIT IN DEN BERCHTESGADENER ALPEN

AUFNAHMEN VON ERNST BAUMANN





Blick auf die Ostflanke des Watzmanns (2713 m) von der Priesbergalm aus.

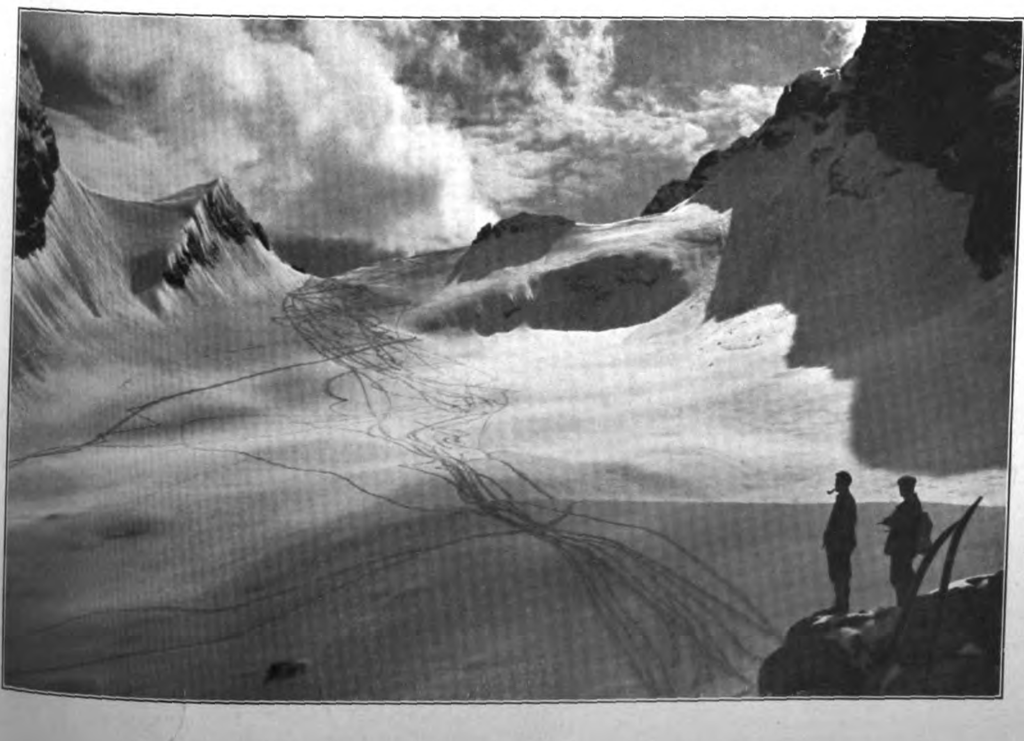
Links nebenstehend: Über dem Königssee: Auf der Watzmannsüdspitze.

Rechts nebenstehend: Das Stadelhorn (2286 m) im Reitergebirge, vom Häuselhorn aus gesehen.

Links Mitte: Im Steinernen Meer: An der Schönfeldspitze (2651 m).









An der Funtenseehütte im Reitergebirge. Im Hintergrund das Schottmalhorn (2047 m).
Links: Die Watzmannscharte und das Fünfte Watzmannkind.



Legenden um Kunstwerke.

Von Lothar Brieger.



Das „nicht von Menschenhänden gemalte" Christusbild.

Das in der römischen Kapelle Sancta Sanctorum verehrte Salvatorbild, nach der Kirchenlehre das älteste Bild Christi, vom heiligen Lukas gemalt. Als solches war dieses griechische Werk des 8. Jahrhunderts schon im 11. Jahrhundert alljährlich Mittelpunkt großer Prozessionen.

Das antike Legendenkunstwerk: Die knidische Aphrodite des Praxiteles im Vatikan, die typische, in Idealisierung eines einzigen Modells geschaffene Plastik.

Nach der griechischen Legende stellten sich alle Jungfrauen von Knidos dem Praxiteles als Modell zur Verfügung. Er habe von jeder ihre größte Schönheit gewählt, und aus dieser Summierung vollkommener Einzelheiten sei das Aphroditenbild entstanden.



Die „Baphomete" im Wiener Hofmuseum.

Sie wurden als Idole der Tempelritter im 18. Jahrhundert eifrig gesucht und gesammelt; über ihre mystische Bedeutung entstanden zahlreiche Abhandlungen. Tatsächlich ihrem Ursprung nach etwas aberwitzige Symbole der im 18. Jahrhundert bestehenden Geheimbündelei, waren die Baphomete bald Gegenstand massenhafter Fälschungen.



Der Püsterich.

Als „Wendengott" im 19. Jahrhundert Vorwurf gelehrter Erörterungen, in Wirklichkeit eine italienische mechanische Spielerei des 17. Jahrhunderts.

Auch der laienhafte Kunstfreund ist heute allmählich in die Geheimnisse der Entstehung eines Kunstwerks eingedrungen. Eine natürliche Folge davon ist, daß die Kunst für uns nicht mehr ganz den mystischen Zauber besitzt wie für frühere Generationen, daß sie uns mehr als Produkt, wenn auch als das höchste Kulturprodukt, eines natürlichen Vorgangs erscheint. Wir schätzen darum das Kunstwerk gewiß nicht geringer als frühere Zeiten, ja, wir sind eher geneigt, es um seiner selbst willen höher zu schätzen. Und diese objektive Einstellung gegenüber Kunstwerk und Kunstwert beginnt immer stärker den riesenhaften Kreis von Legenden zu zerstören, den sich frühere Zeiten um die Kunstwerke gebildet hatten, ja, ohne den diesen Zeiten das Kunstwerk überhaupt nicht recht schmackhaft erschien. Ein Kunstwerk bedeutete einst geradezu einen Mittelpunkt von mystischen und persönlichen Beziehungen, und je stärker diese ausgeprägt waren, desto allgemeiner interessierte das Kunstwerk. Man nannte das: „Sich die Kunst menschlich näher bringen." In Wirklichkeit hieß es natürlich, den künstlerischen Wert verfälschen. Eine ganze Reihe solcher Legenden um das Kunstwerk schleppt auch unsere Zeit noch für das Allgemeinempfinden mit sich.

Die innigste Legende, die wohl überhaupt je ein Bild verklärte, liegt über dem Christusbildnis der römischen Kapelle Sancta Sanctorum. Die Kirche feiert es als das einzig wahre und echte Christusbild. Die schöne Legende will, daß dieses Werk nicht von Menschenhand gemalt sei. Der heilige Lukas, der ja Maler war, soll dieses Werk geschaffen haben, um den Gläubigen ein echtes Bild Christi in seiner menschlichen Erscheinung zu vermitteln, und schon im 9. Jahrhundert berichtet der Patriarch Nicephorus von Konstantinopel über das Bildnis des Erlösers, das „nicht von Händen gemalt wurde". Im Mittelalter ist es bereits der Mittelpunkt der feierlichsten römischen Prozession und das Endziel aller großen Pilgerzüge. Es handelt sich bei dem Werk, das Innozenz III. neu verkleiden ließ, um eine griechische Arbeit aus dem 8. Jahrhundert.

Hat hier der Glaube ein Kunstwerk in einer Weise legendarisch verklärt wie außer dem berühmten Veronikabild kein zweites, so hat der Aberglaube sich meistens an künstlerisch viel weniger ernsthafte Dinge gehängt. Als im 17. und 18. Jahrhundert die sogenannten geheimen Orden, die Rosenkreuzer usw., auf den Höhepunkt ihrer Verbreitung gelangten, da schufen sich diese neuen Mystiker gewisse kleine Amulette, allerhand Figuren mit mystischer Nebenbedeutung, die teils in ihren Riten eine bestimmte Rolle spielten, teils als Erkennungszeichen dienten. Wie überhaupt diese mystischen Sekten sehr viel vom Ritual der alten, aus den Kreuzzügen emporgeblühten Ritterorden übernahmen, so auch deren Amulettwesen. Es entstanden die „Baphomete", altritterlicher Typik etwas ungeschickt nachgebildete, kleine Figürchen, in die selbstverständlich allerhand hineingeheimnißt wurde. Die Kunstsammler, die ja damals zum großen Teile Kuriositätensammler waren, warfen sich schließlich voller Begeisterung auf diese kleinen Monstra, deren Absonderlichkeit verblieb, als ihr eigentlicher Zweck zum großen Teil schon wieder vergessen war. Und bald hat sich denn auch die nötige Gelehrsamkeit gefunden, die diese Raritäten als Baphomete, als Idole der alten abgöttischen Tempelritter nach ihrem Abfall von der eigentlichen reinen Lehre wissenschaftlich begründete und eine Reihe von Jahrhunderten früher entstehen ließ, als sie in der Tat entstanden waren. Noch zu höheren Ehren aber gelangte der „Püsterich", eine mechanische italienische Spielerei des 17. Jahrhunderts, die offenbar als eine Art Scherz- und Hauskobold gedacht war. Die nach dem rauhen Norden Deutschlands verschlagenen Exemplare erregten die Aufmerksamkeit der Gelehrten, die denn bald heraushatten, daß es sich hier um alte wendische Gottheiten, eben um den Püsterich, handelte, und selbst Goethe hat sich mit dieser Angelegenheit sehr ernsthaft und nicht ohne einen gewissen Stolz auf seine aufgeklärtere Zeit beschäftigt.

Besonders reich an Legenden um Kunstwerke ist Spanien, schon deshalb, weil hier das Wissen um das Kunstwerk sich erst verhältnismäßig spät entwickelte. So zeigt der Führer in der Kathedrale von Granada den Besuchern voll Stolz den Schlüssel der Stadt, den der letzte Maurenkönig Boabdil Ferdinand dem Katholischen übergeben haben soll. Und kein Hinweis darauf, daß die Mauren überhaupt niemals weder Schlösser noch Schlüssel besessen haben, wird dieses schwerwiegende Kunstwerk, einen deutschen Schlüssel



Nebenstehend:

Der Stadt-Schlüssel von Granada.

In der Kathedrale zu Granada wird der Schlüssel gezeigt, den der letzte Maurenkönig Boabdil König Ferdinand dem Katholischen übergeben haben soll. Schon darum unmöglich, weil die Mauren weder Schlösser noch Schlüssel kannten. Der Schlüssel ist in Wahrheit eine deutsche Schmiedearbeit des 17. Jahrhunderts.



Nebenstehend:

Die „Jungfrau der Schlachten" in der Kathedrale zu Granada.

Alljährlich findet ihr zu Ehren eine Dankprozession statt, weil sie, 1481 in der Entscheidungsschlacht gegen die Mauren voran getragen, diese Schlacht für die Christenheit entschieden habe. In Wirklichkeit hat diese erst anderthalb Jahrhunderte später entstandene, sehr schöne französische Elfenbeinmadonna nie eine Schlacht gesehen.

des 17. Jahrhunderts, jemals aus der Kathedrale entfernen können. Oder wir werden vor die „Madonna der Schlachten“ geführt, den Gegenstand alljährlicher Prozessionen. Wie uns erzählt wird, wurde sie in der Entscheidungsschlacht gegen die Mauren dem spanischen Heer vorangetragen und entschied die Schlacht, und das Wunder ist um so größer, als diese schöne Elfenbeinmadonna erst anderthalb Jahrhunderte später in Frankreich geschaffen wurde und niemals eine Schlacht gesehen hat.

Unter den berühmten rein weltlichen Bildern der Kunst hat sich das Bildnis der Fornarina in Rom bis heute besonderer Beliebtheit erfreut, wie denn Raffael überhaupt der Maler ist, um den sich schon seines frühen Endes halber wohl die üppigste Legende gerankt hat. Man sagt ihm nach, er habe sich zu Tode gelebt und geliebt, während er, ein sehr skeptischer und leicht melancholischer Mensch, sich in Wahrheit zu Tode arbeitete. Kein schwärmender Besucher Roms wird es versäumen, im Palazzo Barberini das von Raffael gemalte Bildnis jener Bäckerstochter aufzusuchen, der Fornarina, die seiner römischen Tage leidenschaftliche Liebe und das Modell der Sixtinischen Madonna gewesen sein soll. Wie mit mancher anderen Raffael-Legende hat die Wissenschaft jetzt auch allmählich mit dieser schönen Bäckerstochter aufgeräumt. Und rauhe Kritik hat pietätlos festgestellt, daß das Bildnis im Palazzo Barberini nicht einmal von Raffael, sondern von Giulio Romano stammt.



Die Fornarina.

Dieses Bildnis im Palazzo Barberini in Rom (Teilansicht) betrachteten Jahrhunderte als das Bildnis, das Raffael von seiner sagenhaften römischen Geliebten, der Fornarina, gemalt haben sollte. Heute weiß man, daß dieses unbekannte Bildnis nicht einmal von Raffael, sondern von Giulio Romano stammt.

Aber keine wissenschaftliche Kritik wird jemals die Legenden um Kunstwerke völlig zerstören können, und immer wieder werden sich Generationen ihrem Duft und Zauber hingeben, genau so, wie wir klugen Leute alle mit einer gewissen Ehrfurcht noch heute in Hildesheim vor dem immer blühenden Rosenstock stehen. Sogar mitten in dem nüchternen Berlin, der berühmten Stadt des Realismus, hat die Legende ihren Sitz aufgeschlagen, und sie hat sich mit einem Geschmack, der ihr Ehre macht, an das einzige ganz große plastische Kunstwerk geheftet, an Schlüters „Großen Kurfürsten“. Ich selbst habe einmal vor dem Reiterbild einen Lehrer seinen Schülern schildern hören, wie sich Schlüter nach fertigem Guß in die Spree stürzte, weil er am rechten Vorderhuf das Hufeisen vergessen hat. Und kein Hinweis wird jemals dieses Bild des sterbenden Schlüter aus der Berliner Erinnerung tilgen können. Daß in der Silvesternacht der Große Kurfürst sein Roß vom Postament herabspornt, während die Sklaven ihre Ketten abschütteln, und um die Spree reitet, wird den echten Berlinern immer genau so ein teures Gut bleiben wie die „Weiße Frau“ des Berliner Schlosses und die ganze düstere Legendenwelt der Klosterstraße. — Schließlich hat es vielleicht auch wenig Sinn, den Kunstwerken ihre Legenden zu nehmen. Denn aus den Legenden können wieder neue Kunstwerke entstehen.



Ein Legendenkunstwerk in Berlin: Schlüters Bildwerk des „Großen Kurfürsten“.
Der Künstler hat sich der Sage nach in die Spree gestürzt, weil er nach dem Guß bemerkte, daß er ein Hufeisen vergessen hatte; er starb aber in Wahrheit zu Petersburg. Jede Silvesternacht um 12 Uhr soll noch der Reiter sein Roß vom Postament herabspornen und durch Berlin reiten.

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(2. Fortsetzung.)

Über Kunst kann man herrliche Sätze sagen; beinahe so schöne wie über Seele. Doktor Stein redete. Er rührte an Dinge, die ihm weltenfern lagen, von denen er nichts verstand, und die doch gut klingende Sätze lieferten, die dieses Mädchen hinnahm, begeistert dazu nickend. Er belog sich nicht. Er wußte, ein anderer, Peter Hinz etwa, hätte ihm glatt ins Gesicht gelacht; aber Peter Hinz war nicht da. Nur Luzy war Zuhörerin. Und sie fand sich endlich verstanden! Doktor Stein stellte sich vollends um. Lächelnd gab er Grundsätze auf, glücklich, es zu dürfen. War das wichtig, einen Standpunkt zu haben, etwas im Prinzip abzulehnen? Es gab keine Prinzipien, sprach man mit einer Luzy; wichtig an sich und ohne Bedingnis war nichts in der Welt. — Er war ein Bürger, gefestigt im akademischen Werden; aber er hatte romantische Anwandlungen wie ein Valentin Schwepp, der erst Obersekundaner war und noch fern dem Ziel.

„Sie sind bewundernswert,“ sagte Luzy, „man vermutet das nicht hinter Ihrer juristischen Kühle.“

Doktor Stein sonnte sich.

In Wirklichkeit war die Sonne gesunken.

Als sie beide über den Markt schritten, kam ihnen Frau Amtsrichter Schwepp entgegen. Man grüßte äußerst korrekt. Die Damen lächelten einander an.

Doktor Stein sann nach. Er kämpfte einen Kampf. Seine beiden Naturen stritten um die richtige Auffassung dieser Lage. Er und Luzy! Ein Plan war da, ach, so harmlos, so ganz angepaßt dieser Stadt mit ihrer Wässerigkeit in jedem Fall, aber doch ein Plan, der Aufruhr hieß. Er wollte Luzy bitten, mit zu ihm heraufzukommen! Er hörte die Frage schon und wagte sie noch nicht. Kühl wog das Hirn ab, stürmisch galoppierte das Herz über Hemmungen hinweg. So war er. Sein Hirn verbrauchte die Welt, und sein Herz verbrauchte Welt, aber sie störten einander nicht. Es nahm jedes den Teil, der ihm zukam. — Ein wahrhaft harmonischer Mensch, der die Wechselbeziehungen von Gefühl und Verstand ausbalanciert hatte und nun im lauen Wasser sehr unerregt plätschern durfte, wo andere Menschen vielleicht siedeten oder erfroren.

Luzy schien solches zu ahnen in ihm. Als die Frage dastand, motiviert mit notwendiger Besichtigung von Schauspielerbildern, einem Bücherschrank voll Dramen und anderen einleuchtenden Gründen, riß Abenteuerlust sie hin. Diesem Doktor Stein war zu trauen. Sie würde so gesichert in seinem Zimmer sitzen, wie sie hier neben ihm schritt. Frauen sind Menschenkenner. Sie nickte auf seine Frage. Das offene Ja wagte sie doch nicht.

In der Junggesellenwohnung kam man einander näher. Er besaß auch wirklich die angepriesenen Bilder.

Zu jeder Photographie log er einen kleinen Roman zusammen; schließlich war er Jurist. Aber tief und befriedigend war in ihm eine Beruhigung, daß diese reizende Bürgermeisterstochter ein sehr junges, unerfahrenes Mädchen war, bei der es keinerlei aufregender Bemühungen bedurfte, geistreiche Schmeicheleien nicht erforderlich waren, um zu wirken und als Mann zu glänzen.

Sie bewunderte seine Indolenz als Abgeklärtheit — ein naives Glück ließ beide sich gegenseitig zufrieden betrachten. Peter Hinz versank, seine Anziehungskraft ließ nach, im Augenblick, da er nicht mehr anwesend war.

Auf dem Kaminsims schlug eine Uhr unter hoher Glaswölbung achtmal. — Luzy knabberte Schokolade. — Das Freie, auch in gewisser Weise Unwirkliche, sie nicht Angreifende dieses Doktors ließ sie sich hier Gast und zugleich vertraut fühlen. Redete er zu ihr — er sprach eigentlich über sie hinweg zu den Postkarten, aber doch galten die Worte alle nur ihr, das fühlte sie gut. — Ein unkörperliches Beieinander, dachte sie mit unproblematischer Zufriedenheit.

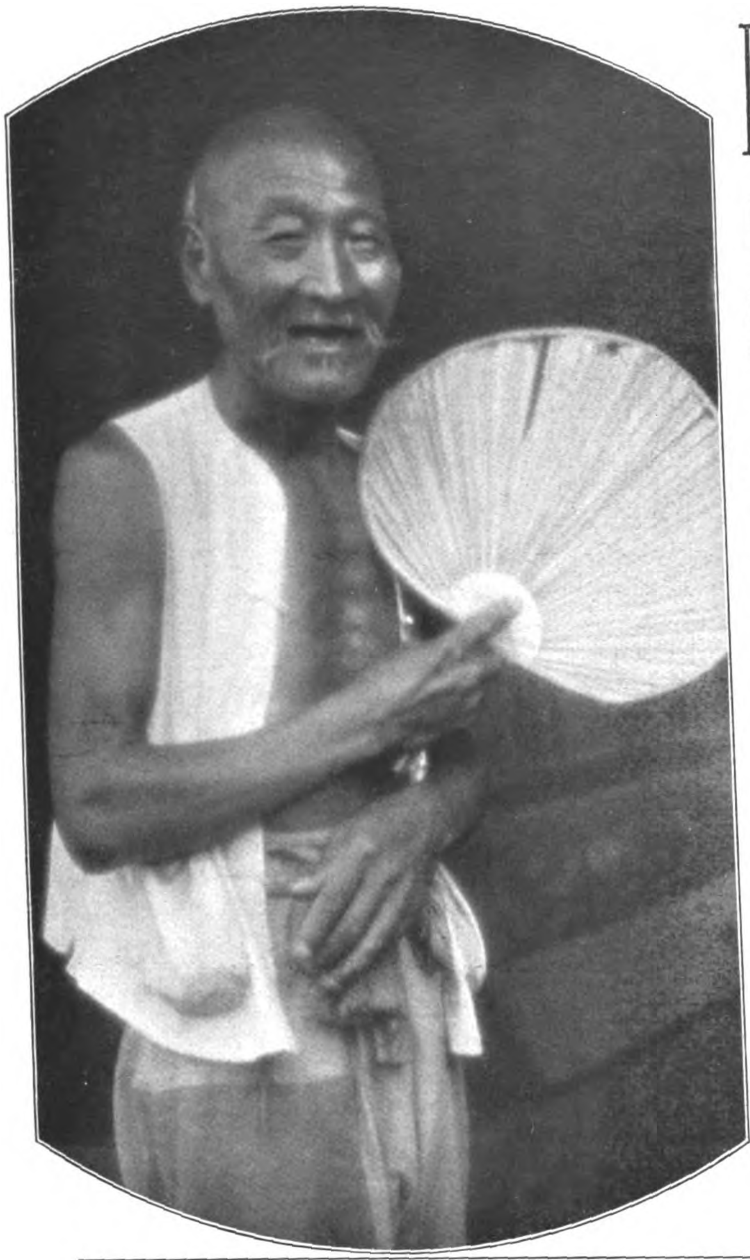
Der Doktor bot Zigaretten an. Rauchringe lösten sich und wurden Wolken, die schwer unter der Deckenbeleuchtung hingen.

Luzy saß im Klubsessel vor dem Ofenschirm. Doktor Stein stand vor ihr, das Postkartenalbum in der Hand, aber er ließ es sinken und sah sie an, wie sie den Rauch aus gespitzten Lippen blies. Das war eine seltsam erregende Mundformung.

•

Während dieser Zeit war Frau Schwepp von ihrem kleinen Spaziergang nach der Lerchenwiese bereits zurückgekehrt.

Man saß im Hause. Der Amtsrichter in bester Laune — es war heute der Kegelabend — und wartete auf den Sohn Valentin. Aber Valentin ließ auf sich warten. Das hatte gute Gründe.



KAMERA-STUDIEN AUS CHINA

Aufnahmen von Heinz v. Perckhammer



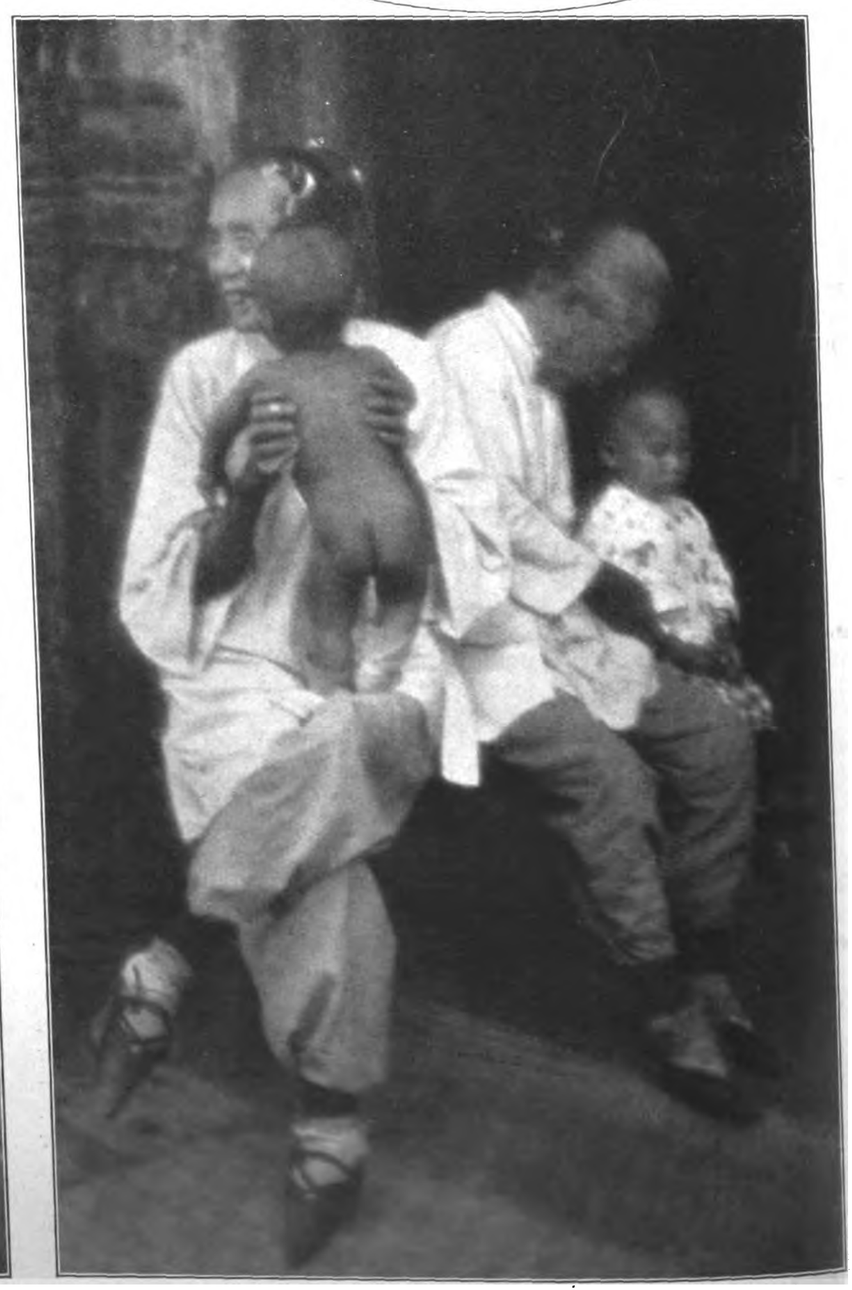
Links:
Ein schwüler Tag: Sich fächelnder Straßenhändler.

Rechts:
Im Dienste Buddhas: Priester beim Opfergesang.

Links unten:
Schauspielerin einer Wandertruppe.

Rechts unten:
Ammen mit Zöglingen.





Seit dem Nachmittag war er auf der Fährte des Peter Hinz und der Luzy Gonschorek. Alles hatte er beobachtet. Alles! Und seine überreizte, eifersüchtig entflammte Phantasie malte Schreckensbilder dazu. Dieser Doktor Hinz, dieser Dichter, der Güte und Beglückung predigte, machte sich an die heimliche Braut eines anderen heran!

Als er Peter Hinz mit Luzy vom Nonnensee abbiegen, wieder zur Stadt sich wenden sah, war es ihm auf offener Straße natürlich nicht möglich, zu folgen. Als er jedoch nach kurzer Zeit im Hause des Doktor Hinz Licht aufflammen sah, als Luzy und Peter Hinz von der Straße verschwunden waren, begriff Valentin erschüttert: Sie war bei Peter Hinz. Sie saß auf dem Diwan vor dem Schreibtisch dieses Menschen, die unkeuschen Bilder an den Wänden, das matte Licht. Oh, er kannte ja dieses bewunderte Arbeitszimmer. Aber daß Luzy es ebenfalls sah, gar dieser Stimmung weicher, orientalischer Verdämmerung erliegen sollte...

Er kehrte um, stürmte wieder an den Nonnensee. Raste gegen eine junge Birke, bis sie entwurzelt zu seinen Füßen lag. Ah, man hatte beide Arme, man hatte die Kraft, einen Baum zu entwurzeln, und... und... Er biß die Zähne aufeinander. Wie dunkel es war! Dies mochte die Stunde des Abschieds sein. Man ließ sich hinsinken, das Wasser rauschte auf, und alles war ausgelöscht, weggewischt von diesen Wellen auf der Tafel des Lebens. — Hatte der Mond keinen Florrand; die Sterne nicht ihr Trauerkleid! Sie kannten keine Trauer, sie waren erkaltet vor diesem zu oft gesehenen Leid der Jugend. — Da riß sich Valentin zurück. Schwächling! Wer sich aufgibt, ist aufgegeben. War er ein Kind? Kinder verkriechen sich. Der Mann erstritt sich sein Recht. Mit der Faust! Er nahm die gespällte Birke. Heran! Und der Wunsch, groß zu sein, ließ ihn wachsen. Heran!

Niemand kam. Gluckend lachte es aus den Fluten.

Und Valentin fand einen Vers. Schiller war es oder Kleist. Blut wurde gefordert und schauerliche Rache. Die Worte, laut gegen den Sternhimmel gesprochen, enthielten ein Rauschgift, das warf ihn vorwärts. Jagend, unsicheren Fußes, aber willensklar toste er der Stadt entgegen. Verse tönten nach... Waren es Verse? Hatte je ein Mensch schon Ähnliches erlebt! Und wenn es keine Verse waren, was tat das! Dann blieben es immerhin überwältigende Improvisationen, die auf Entladung drängten. Er wollte Gewißheit! Und er würde sie sich schaffen!

„Ach," meinte Frau Sidi, „er ist wohl noch ein Stündchen spazieren."

„Zum Abendessen wenigstens soll er hier sein", grollte Vater Schwepp. „Hier ist kein Wirtshaus, wo jeder kommt, wann es ihm paßt."

„Weil hier kein Wirtshaus ist", wollte Frau Sidi sagen, aber sie zog es vor, zu schweigen. Ihr lag daran, den Gatten möglichst bald aus dem Hause zu haben. — Es mochte immerhin sein, daß Pablo Forto eher kam, daß er nicht auf das Zeichen im Fenster wartete — und dann wäre das Unglück da.

Frau Sidi, an sich höchst unruhvoll, war im tiefsten Herzen doch mit sich und ihrer geplanten Tat im klaren. Mochte der Direktor Forto eine kleine Stunde hier sitzen und mit ihr plaudern. Darum stürzte die Welt nicht ein. Aber man konnte ihm, anders als auf der Lerchenwiese, wo jedes längere Gespräch auffallen mußte, erklären, daß mit diesem einen Besuch alles Wiedersehen erledigt sein mußte. Sie kannte ihren früheren Direktor, Pablo Forto würde das verstehen. Wie anhänglich der Mann gewesen war, zwanzig Jahre, und er hatte vorhin auf der Wiese förmlich gedrängt, einmal mit ihr plaudern zu dürfen, seltsam, nach so langer Trennung...

Der Amtsrichter aß seine Spiegeleier. Auf die abendliche Flasche Bier verzichtete er heute, dieser Kegelabend würde sowieso noch Alkohol bringen. Er gehörte zu den Leuten, die immer in Gesellschaft mehrerer sein müssen, wenn sie etwas unternehmen; selbst wenn dies Unternehmen sich auf Alkoholgenuß beschränkt.

Als er mit einem Kuß auf die Backe seiner Gattin — der längst schon beiden nichts mehr bedeutete — schließlich ging, fiel Frau Sidi endlich der drückende Stein vom Herzen. Sie wartete noch eine Weile, bis nach ihrer Berechnung der Gatte etwa die Straße hinunter und am Markt sein mußte. Dann nahm sie die Klavierlampe mit dem roten Schirm vom Flügel und setzte sie in das Fenster. Die Schnur reichte bis zur Ansteckdose, und das Licht flammte auf.

Drüben auf der anderen Straßenseite trat der Amtsrichter aus dem Zigarrenladen. Er blies gesättigt ein paar Wolken der schwarzen Brasil vor sich hin. Verwundert betrachtete er sein rot erleuchtetes Fenster. „Nanu," sagte er, „wir sind doch nicht in — in..." Aber er vergaß seinen Satz. Die Stadt, die er meinte — oder war es eine Straße? — fiel ihm wohl nicht gleich ein.

Vom Dom schlug es 8 Uhr. Die Schläge zitterten durch die Monotonie des Abends und erlagen ihr bald.

Der Amtsrichter beeilte sich. Um 8 Uhr begann der Kegelabend, da versank das Fenster und ward unwichtig. — An der Ecke vom Markt grüßte den Vorbeieilenden sehr höflich ein älterer Herr. Der Amtsrichter dankte. Wer war das doch, dieser Fremde? Da fiel ihm gerade vorm „Bären" ein, daß es der Zirkusdirektor Pablo Forto gewesen war. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn — aber er wies es energisch zurück.

Seine Gattin, einem strengen Richter gegenüber gewiß auf Abwegen, war soeben im Begriff, sein Ehrenschild klar und rein zu erhalten. — Der Gatte war auf dem Kegelabend; der Sohn hatte sich erst für 10 Uhr angesagt, da konnte man Pablo Forto, als vernünftiger Mensch einem ebensolchen gegenüber, getrost für eine Viertelstunde empfangen. Sie setzte sich in das blaue Plüschsofa und sann der Begegnung entgegen. Sann auch dem Satze nach, den ihr Pablo Forto auf der Wiese mitgegeben hatte: „Ich hätte eine große Bitte an Sie, Frau Amtsrichter; Sie dürfen nein sagen — ich bin kein Erpresser, auch nicht der Intrigant aus den Rührstücken, der plötzlich auftaucht und die ehrbare Gattin mit dem Wissen um ihre Vergangenheit drückt. Zudem haben Sie ja in dem Sinne keine Vergangenheit, Frau Amtsrichter, Sie waren schon damals als Fräulein Sidi Bell die Unnahbare."

Was hieß das, oder wie hieß diese große Bitte...

*

Peter Hinz war auf dem Nachhauseweg und schon ein gutes Stück von der Lerchenwiese entfernt, als ihn jene junge Dame im blauen Kostüm einholte und ansprach.

„Herr Doktor," sagte sie, „mein Name ist Rita Ritelli; ich bin die Kunstreiterin des Zirkus Forto. Darf ich Sie bitten, mich zu interviewen?" Sie musterte ihn, fast ohne die Augen zu heben; aber dann machte sein verdutztes Gesicht sie lachen.

„Wie kommen Sie auf diese Idee? Wollen Sie eine Pressenotiz?" Peter Hinz schaute rückwärts. Ward dieses Beieinander noch von Luzy und Doktor Stein beobachtet?

Rita Ritelli ließ sich nicht ablenken durch seine scheinbare Unaufmerksamkeit. „Ich weiß, daß Sie für Zeitungen schreiben," sagte sie, „ich habe auch Ihre Bücher gelesen — nun wollte ich Sie bitten, in dem hiesigen Blatt ein paar Zeilen über unser Etablissement zu bringen."

„Ich bin kein Redakteur."

„Sie sind Künstler, deshalb wende ich mich an Sie. Sie haben Beziehungen zum Tageblatt."

„Schön," sagte Peter Hinz, „einer Dame, die unsere Bücher kennt, sind wir immer geneigt. Schön, Ihr Mut, meine Gnädigste, soll belohnt werden. Ich werde Ihnen den kleinen Artikel schreiben." Und er begann sie auszufragen über Personenzahl, Tierbestand, Darbietungen und alles, was ihn interessierte — oder den Redakteur des Tageblattes. „Wollen Sie das Manuskriptchen nachher bei mir abholen lassen?"

Sie nickte. „Ich werde selber kommen", sagte sie. „Die Leute sind heute alle beschäftigt. Außerdem ist Reklame mein — Ressort. Wir haben Arbeitsteilung, müssen Sie wissen, jeder ist am Gewinn des Unternehmens beteiligt."

„Schön," sagte er abermals, „also um 7 Uhr, wenn es Ihnen recht ist."

„Danke, Herr Doktor."

Im Hause angelangt, setzte er sich sofort an die Maschine und schrieb den Artikel. Dann faltete er das Blatt und legte es zurecht, fügte ein paar Zeilen an den Redakteur bei.

Im Nebenzimmer hatte Centa Basler den Tisch gedeckt. Er sah auf die Uhr. Es war ja bereits 6 Uhr vorüber. „Centa," rief er, „ich mag noch nicht essen." Aber Centa war nicht da. Aus dem Nachbargarten klang gedämpftes Kichern zweier Frauenstimmen. Er ging in das Zimmer zurück. Da stand erkaltend die Kanne mit Tee, das Ei im Becher fühlte sich schon kühl an. Und plötzlich packte ihn der Ärger. Er befand sich in einem jener unglücklichen Seelenzustände, darin sich alle Kleinigkeiten plötzlich zu riesigen Gespenstern auswachsen, die Haß und Zorn über uns ausschütten. Auch Enttäuschung. Dieser Nachmittag stand wieder vor ihm. Die Versammlung; Luzy, ihr Entweichen mit diesem Doktor Stein; der Hut im See; die kalten Speisen und Getränke. — Ich zerspringe, fühlte er; ein Wort, ein Ton, eine Gebärde, die den Nerv noch einmal trifft, und es geschieht eine Explosion!

Da klingelte es.

Peter Hinz wartete. Dann gellte die Klingel ein zweites Mal. Er fuhr mit einem Fluch empor. Drei Viertel auf sieben! Wo war Centa? Vom Tisch nahm er die Schreibmaschinenblätter; das war gewiß die Rita Ritelli, die ihren Brief holen wollte.

Als er öffnete, stand vor ihm der Briefträger. „Sie waren am Nachmittag nicht anwesend, Herr Hinz; ich bringe Geld."

„Geld?"

„500 Mark."

Fünf neue bunte Scheine. — Peter Hinz saß vor seinem Schreibtisch und starrte die Bilderbogen an. Dann erst las er den Brief seines Verlags, daß sein Roman gefalle und man ihm auf sein Verlangen sofort diese Anzahlung sende. Der Rest folge. — Peter Hinz saß und hielt den Brief. Das Geld lag da, eine breite, bunte Fläche, auf der die Worte tanzten.

Was ist mir, dachte er, was erstaunt mich so, als wäre es mein erstes Honorar? Aber er war nicht aufgelegt, Psychologie zu treiben. 500 Mark bar in der Hand... und die Zahl saß magisch im Hirn, rollte sich mit ihren Nullen, füllte am Ende alle Windungen aus. 500 — 500 — —

Dröhnend ging nebenan der Gongschlag einer Wanduhr durch den Raum. 1/28 Uhr. — Vor dem Fenster stand die Dämmerung und drängte hinein.

In dieser Stunde geschah es. —

Peter Hinz richtete sich auf. Ihm war, als trete jemand in das Zimmer und flüstere ihm etwas zu. Ein Stichwort, einen Befehl. — Er wollte sich umdrehen, angerührt vom Schreck einer Überraschung, die aus ihm selbst kam... aber da saß ein Stich mitten in seinem Herzen, ein tiefer, schmerzhafter Stich. Bebend noch griff er die Geldscheine, wollte sie bergen, aber der Griff gelang nicht mehr. Rot flutete es über seine Augen, rotes, pulsendes Blut schoß ins Gehirn. Ein Gelächter gellte auf, dann ward es still. —

Schleichende Schritte im Raum. Das Geld knisterte. Geduckt, immer scheu nach der Tür horchend, hantierte ein Mensch. —

Vor dem Fenster versank die Dämmerung, warf ihren grauen Schleier ab, stand da ohne Hülle, reckte sich voll aller Geheimnisse — schwarze Nacht.

IV.

Als Centa Basler am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde ihren Doktor Hinz wecken wollte, blieb ihr Pochen an der Schlafzimmertür ohne Antwort. Sie sah sich nicht veranlaßt, diese Tür als eine Grenze zu respektieren, deren Linienführung in diesem Hause sowieso nur lose geführt schien. Sie öffnete und wollte gelassen eintreten, den Schläfer wachrütteln, aber sie blieb an der Tür stehen. Peter Hinz' Bett lag in unberührter Weiße. Ein Schreck fuhr ihr sofort in die Glieder, daß sie zitternd die Tür wieder zuzog. Es war gewiß nicht das erstemal, daß ihr Herr unerwartet aus dem Hause blieb — pflegte er nicht nach jedem Streit planlos in die Weltgeschichte hinauszuirren? — aber eine ganze Nacht und heimlich, das schien denn doch auffallend und eine Ausnahme. Als sie ihn auch im Schreibzimmer nicht fand, eingeschlafen über einer Arbeit, wie sie gehofft hatte, vermochte sie vollends das unruhige Pochen ihres Herzens nicht zu überhören. Da war irgend etwas passiert! Sie dachte nicht gerade an Selbstmord; sie dachte eigentlich überhaupt nichts Erkennbares. Ihre Gedanken flatterten durcheinander wie aufgescheuchte Tauben, unklar, warum sie eigentlich flatterten.

Sie trug den Morgenkaffee wieder hinaus. Mochte er gewärmten trinken, wenn er nachher ankam. Kriegerisch, schon einer neuen Stimmung verfallen, lärmte sie Kanne und Tassen aneinander. Das würde sie sich denn doch verbitten, derartige Überraschungen schätzte sie nicht.

Aber es wurde Mittag, und Centa kam nicht dazu, sich etwas zu verbitten. Peter Hinz blieb verschwunden.

Sie versuchte zu überlegen, da fiel ihr schreckhaft der Mann mit dem Sack ein. Was war das gewesen? Was schleppte man aus dem Hause gestern abend? Sie hätte doch gestern sich um die Sache kümmern sollen! Plötzlich mußte sie sich auf den Küchenstuhl hinsetzen. Das Kartoffelmesser sank ihr geradezu aus der Hand. „Mord!" rief einer, „Mord, Centa!" — Wer rief? Kein Mensch war außer ihr in der Küche.

Unfug! verteidigte sich sofort ihr gesunder Menschenverstand. Vielleicht hat er Altpapier verkauft; der Papierkorb war voll. Aber sie sah das Bild: den Kerl in der Dämmerung, gebeugt unter einer Last, geduckt wie ein Verbrecher, der Beute wegschleppt. —

Jesses Maria und Joseph! Wenn ihr Herr in dem Sack war!

Sie stürmte, resolut, wie sie war, im Augenblick zum Handeln entschlossen, noch einmal in das Schlafzimmer. Da war alles ordentlich und am gewohnten Platz. Mitten auf dem Schreibtisch lag der gestern gekommene Brief. Der Löscher hielt ihn fest. Sie trat an das Fenster, es stand offen. Das sollte nicht sein über Nacht, aber er mochte vergessen haben, es zu schließen. Da sah sie im Garten, im Tulpenbeet die Verwüstung. Ein Mensch, jedenfalls ein plumper Körper, mußte mitten hineingestampft sein. Die Blumen waren geknickt, zertreten zum Teil, und da — sie vermochte es vom Fenster aus zu erkennen — da war auf der weißlackierten Gartentür Blut; eine blutige Spur, verwischt zwar, aber doch als Blut erkennbar.

Da entschloß sie sich — es war mittlerweile 3 Uhr geworden, und das Blut am Gartengitter blieb, ward nicht zum Spuk, sooft sie auch nachschaute und sich über die Stirn wischte — da entschloß sie sich, dem Amtsrichter von diesem Verschwinden Mitteilung zu machen. —

Herr Amtsrichter Schwepp war außerordentlich schlechter Laune. Nicht allein, daß eine nachträgliche, den vollen Vormittag in Anspruch nehmende Aufrechnung der gestrigen Kosten ergab, daß der Bürgermeister Gonschorek statt der Hälfte nur etwa ein Drittel der Sektzeche beglichen hatte, nicht allein also des Geldes wegen ärgerte ihn dieser verflossene Abend, auch sonst schien ihm irgend etwas gegen den Strich gegangen zu sein. Es ist eine uralte Tragik, daß bei zwei Bewerbern um nur eine Dame einer dieser Bewerber am Schlusse überflüssig ist. Vielleicht war diese Tatsache ihm neuerlich Erkenntnis geworden, vielleicht waren es völlig andere Motive, an denen seine Mißstimmung sich entfachte, er sah böse aus hinter seiner Goldbrille, und seine Begrüßung blieb kaum mehr als ein Knurren.

„Nehmen Sie Platz, Fräulein Basler. Was gibt es?"

„Herr Amtsrichter" — Centa war außer Atem vom Treppensteigen, von der Wichtigkeit ihrer Meldung — „Doktor Peter Hinz ist verschwunden!"

„Was heißt das?"

„Das weiß ich eben auch nicht."

Er fuhr hoch. „Seit wann?" lenkte er ein.

„Ich habe ihn gestern abend zuletzt gesehen."

„Wann?"

„Als der Briefträger kam. Er öffnete ihm selber; ich stand im Nebenhaus im Garten mit Frau Semmler und sah es. Es war so gegen 7 Uhr."

(Fortsetzung folgt.)

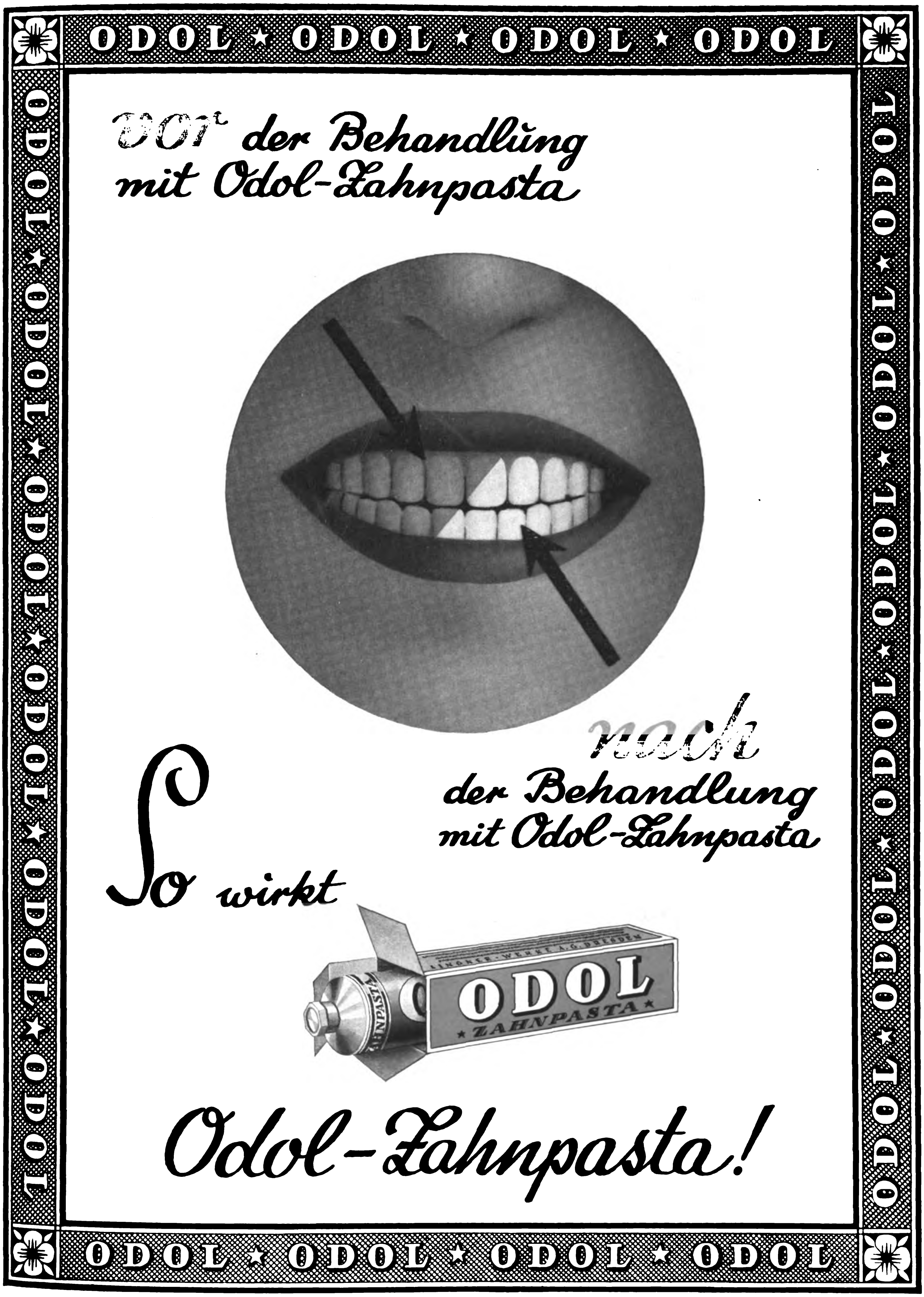
Wissen und Leben

Krankheitsübertragung von Tier zu Mensch. Alle Lebewesen sind den Störungen ihrer Organtätigkeit ausgesetzt, die wir Krankheit nennen — zwischen Menschen- und Tierkrankheiten besteht kein prinzipieller Unterschied. Abweichungen in der Verlaufsart oder in bezug auf die Symptome der gleichen Krankheit bei Mensch und Tier kommen zwar nicht selten vor, doch finden sie eine zwanglose Erklärung durch die Verschiedenheiten der Lebensweise und des anatomischen Baues. So sind z. B. beim Pferde die Erkrankungen des Magendarmkanals besonders häufig, was leicht verständlich ist, wenn man in Betracht zieht, daß der Pferdedarm etwa 30 m lang ist (mit einer Fassungskraft von etwa 200 Litern!), und daß die Weite dieses Rohres sich an vielen Stellen auffallend ändert und so zu Stauungen und damit zu Reizungen der Darmwand Veranlassung gibt. Die Pathogenese, die Art der Krankheitsentstehung, ist für Mensch und Tier gleich und wird von derselben medizinischen Wissenschaft erforscht. — Der Mensch faßt aus sehr verschiedenen Ursachen heraus Interesse für Tierkrankheiten. Der erste primitivste Antrieb mag wohl der materielle Schaden gewesen sein, den Tod oder verminderte Leistungsfähigkeit des Haustieres dem Besitzer verursachten. Mit dem Fortschreiten naturwissenschaftlicher und medizinischer Forscherarbeit wurde die vergleichende Betrachtung zur Triebfeder der Beschäftigung mit Tierkrankheiten; durch Veränderungen am kranken, besonders am sezierten Tier zog man Rückschlüsse auf die menschliche Pathologie. Als man schließlich erkannte, daß manche Krankheiten vom Tier auf den Menschen übertragen werden konnten, studierte man die Tierkrankheiten, um den Menschen vor ihnen besser schützen zu können. Es kann sich aber nicht nur der Mensch vom Tier infizieren lassen, sondern auch das Umgekehrte ist möglich. Tuberkulose, Bazillenruhr und einige Hautkrankheiten werden auch vom Menschen aufs Tier übertragen; freilich kommt dies recht selten vor. In all diesen Fällen können sich dann Menschen am erkrankten Tiere von neuem anstecken. Bei gewissen Tierkrankheiten — wie Milzbrand, Trichinenkrankheit, Trichophytie (eine Hautkrankheit) u. a. — erfolgt die Infektion des Menschen anscheinend leicht und regelmäßig, während andere Tiererkrankungen, z. B. Bläschenausschlag, infektiöse Anämie (Blutarmut im Sinne einer Verminderung der roten Blutkörperchen), nur bei besonderer Virulenz (Stärke in bezug auf Giftbildung, Raschheit der Vermehrung und Widerstandsfähigkeit gegen die Abwehrstoffe im Blute des Erkrankten) der Krankheitserreger oder bei besonders schwacher Abwehrkraft des Menschen für diesen gefährlich werden können. Einzelne Krankheiten, die Mensch und Tier befallen, werden weder vom Tier auf den Menschen übertragen noch vom Menschen auf das Tier, sondern sie werden von [illegible] und Tier auf gleiche Weise selbständig erworben, so z. B. die Aktinomykose (die Strahlenpilzkrankheit) durch Aufnahme von Getreidegrannen beim Kauen von Ähren oder der Tetanus (Wundstarrkrampf) durch Verunreinigung von Wunden mit Erde, Hol[illegible] usw. Die Infektion kann vom lebenden Tier ausgehen oder von dem zur [illegible]teten. Träger der infektiösen Stoffe sind Fleisch, [illegible] Ansteckung kann entweder von der Haut aus er[illegible]gen bei [illegible] aus beim Genuß von Fleisch usw. [o]der auch von den [illegible] aus durch Einatmen des von den Haaren aufwirbelnden Staubes. Die so entstandene Krankheit des [illegible] kann mehr oder weniger genau der Krankheit des Tieres. Eine [illegible] durch tierische Parasiten erzeugte Krankheiten, weil der Krankheitserreger sich beim Menschen schon in einem anderen Entwicklungsstadium befindet als beim Tier, in dem er vorher hauste. So bekommt z. B. der vom finnenkranken Rind oder Schwein angesteckte Mensch einen Bandwurm, während der Echinokokkenbandwurm des Hundes im menschlichen Körper zur sog. Echinokokkusblasenbildung in den verschiedensten Organen (Leber, Lunge usw.) führt. Durch den weitgehenden Schutz, den in zivilisierten Staaten Veterinärpolizei, Fleisch- und Milchhygiene gewährleisten, ist die Übertragung von Tierkrankheiten auf den Menschen recht selten geworden. Es werden die milzbrandkranken Tiere beseitigt und Stallungen sowie Kleider der Pfleger desinfiziert; von Finnen befallenes Fleisch darf erst nach gründlicher Sterilisierung zum Verkauf kommen, und bei irgendwie bedenklicher Notschlachtung muß eine bakteriologische Untersuchung des Fleisches, namentlich auf Paratyphuserreger, vorgenommen werden. Daß ein schlechtes Funktionieren des veterinärpolizeilichen Apparats die Zahl der sonst seltenen „Tierkrankheiten" beim Menschen stark ansteigen lassen kann, beweist die Tatsache (auf die Prof. Wirth kürzlich in diesem Zusammenhang in der „Wiener Klinischen Wochenschrift" aufmerksam machte), daß in Rußland, wo nach dem Kriege infolge der allgemeinen Wirren auch die Ausübung der Veterinärpolizei Schaden gelitten hatte, so viele Menschen an Rotz (geschwürig zerfallende Knoten in der Haut und in der Schleimhaut von Nase, Kehlkopf, Luftröhre usw.; vor allem bei Pferden und Eseln!) erkrankten, daß eigene Spitäler zu ihrer Pflege errichtet werden mußten.

S. Hupfer.

Vögel als Brutmaschinenbauer. Die Erfindung, Eier des Hausgeflügels durch Apparate ausbrüten zu lassen, haben schon die alten Ägypter gemacht, und auch in China sind Brutmaschinen seit Jahrtausenden in Gebrauch. Die Menschheit hat jedoch durchaus keinen Anlaß, diese gewiß sehr praktische Erfindung als ihr ureigenes geistiges Eigentum zu betrachten, denn in Ozeanien und besonders in Australien gibt es Vögel, die zur Ordnung der Hühnervögel gehörenden Wallnister, die ihre Eier höchst zweckmäßig konstruierten Brutöfen anvertrauen und dies wahrscheinlich schon zu einer Zeit getan haben, als der Mensch noch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung stand. Die Wallnister, auch Großfußhühner genannt, ähneln in Größe und Aussehen den Fasanen, in den Bewegungen und namentlich im Fluge den Rallen. Was Nahrung und manche Einzelheiten der Lebensweise anlangt, so stimmen sie mit den bei uns heimischen wilden Hühnervögeln überein, in der Art jedoch, wie sie das Brutgeschäft betreiben, weichen sie nicht nur von diesen, sondern überhaupt von allen bekannten Vögeln erheblich ab. Die naheliegende Frage, warum sie ihr Gelege nicht selbst bebrüten, läßt sich vielleicht mit dem Hinweis darauf beantworten, daß sie viele und dabei ungewöhnlich große Eier legen, die zu ihrer Entwicklung einer geraumen Zeit bedürfen. Bis das Gelege vollzählig ist, vergehen viele Wochen, ein Teil der Eier würde also, wenn die Henne nun erst in normaler Weise mit dem Brüten begänne, die Brutfähigkeit bereits eingebüßt haben. Es liegt auf der Hand, daß sich bei einem so in die Länge gezogenen Lege- und Brutgeschäft die Eltern nicht um ihren Nachwuchs kümmern können. Die Jungvögel verlassen deshalb in der Tat auch die Eischale in einem Zustand auffallend fortgeschrittener

(Fortsetzung auf Seite 108.)


ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL
vor der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta
nach
der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta
So wirkt
ODOL
★ ZAHNPASTA ★
Odol-Zahnpasta!

Entwicklung; sie sind völlig befiedert und befähigt, nicht nur sich die Nahrung selbst zu suchen, sondern auch kürzere Strecken im Fluge zurückzulegen. Am einfachsten vollzieht sich das Brutgeschäft beim Hammerhuhn. Diese Vögel bewohnen die Küstenbuschwälder der nördlichen Halbinsel von Celebes. Zur Fortpflanzungszeit begeben sich die einzelnen Paare zu dem mit grobem vulkanischen Sand bedeckten Strand und scharren hier eine Vertiefung von 1 bis 1,5 m Durchmesser oder benutzen eine schon vorhandene. In den aufgelockerten Grund legt die Henne ein Ei, bedeckt es hoch mit Sand und kehrt mit dem Gatten in den Wald zurück. Nach 13 Tagen suchen beide den Brutplatz wieder auf, und das Weibchen legt das zweite Ei in dieselbe Grube, jedoch in ein anderes Brutloch. Dieser Vorgang wiederholt sich mit dreizehntägigen Zwischenräumen etwa achtmal. Die Temperatur in den Brutlöchern betrug nach v. Rosenbergs Messungen 44,4 Grad Celsius bei 27,8 Grad Luftwärme. Die nach etwa 27 Tagen ausschlüpfenden Jungen arbeiten sich durch den Sand ins Freie und nehmen sofort auf eigene Faust den Kampf ums Dasein auf. — Bei Duperreys Großfußhuhn, das ebenfalls die Buschwälder des Küstengebietes bewohnt, scharrt das Pärchen Haufen aus Sand, Erde, Blättern, Holzstücken und Wurzeln zusammen, die im ersten Jahre etwa 60 cm, nach mehrmaliger Benutzung bis zu 5 m hoch sind. Die Henne gräbt in diese Haufen, deren Wärme durch die faulenden Pflanzenstoffe erzeugt wird, in Abständen von vier Tagen senkrechte Schachte, läßt die Eier mit der Spitze nach unten in diese hineingleiten und füllt lockere Erde nach. Während der Brutzeit, über deren Dauer nichts bekannt ist, wühlen Hahn und Henne den Haufen beständig um, wohl in der Absicht, dadurch ein Zusammenbacken des Materials zu verhindern und den Jungen das Ausschlüpfen zu erleichtern. Beim Buschhuhn Australiens baut nur das Männchen den Bruthaufen; es reguliert auch die Wärme, indem es je nach der Witterung Material weg- oder hinzuscharrt. Die aus den von der Henne unregelmäßig in den Hügel verteilten 12—16 Eiern ausgekommenen Jungen verbleiben während des ersten Tages an ihrer Geburtsstätte, wagen aber am nächsten Morgen einen Ausflug und werden am Nachmittag vom Vater wiedereingegraben. Erst am dritten Tage „machen sie sich selbständig“. Bei den Taubenwallnistern des südlichen und westlichen Australiens ist das Brutverfahren insofern etwas umständlicher, als sie zunächst eine Brutgrube anlegen, diese mit Laub füllen und darüber einen Hügel auftürmen, der bei der Ablage jedes der 12 bis 14 Eier wieder abgetragen wird. Die Eier werden meist in drei durch Sandschichten getrennten Lagen angeordnet und müssen, um dem Druck der auf ihnen lastenden Sand- und Laubmassen hinreichenden Widerstand entgegensetzen zu können, senkrecht stehen. Die Henne beginnt mit dem Legen erst, wenn ein ausgiebiger Regen den Hügel gründlich durchfeuchtet hat. H—s.

Bakterien als Holzspalter und Tiefseebeleuchter. Daß der Mensch und die Wirbeltiere einerseits, die Darmbakterien andererseits sehr aufeinander angewiesen sind, ist bekannt: erstere gewähren den Bakterien neben der Wohnung Nahrung, die von letzteren durch Aufspalten in die für die Verdauung nötigen Grundstoffe zerlegt werden. Unlängst hat nun Professor L. R. Cleveland solche bei der Verdauung helfende Bakterien sogar im Darm von holzfressenden Termiten gefunden. Er fütterte versuchsweise, um sicher jede Stickstoff- und Eiweißernährung auszuschließen, seine Kolonien aus den Gattungen Termopsis und Reticulitermes mit Filterpapier, das aus reinem Zellstoff hergestellt war. Die Tiere gediehen dabei vortrefflich. Nun untersuchte er ihre Verdauungswerkzeuge und fand zu seiner Überraschung im Darm eine Unmasse mikroskopisch kleiner Flagellaten oder Geißelinfusorien. Tötete er diese dadurch, daß er ihre „Hauswirte“, die Termiten, 24 Stunden lang einer Hitze von 36 Grad Celsius aussetzte, so gingen die sonst gar nicht beschädigten, Filterpapier fressenden Termiten binnen einer Woche zugrunde. Wurde aber rechtzeitig dafür gesorgt, daß jene Bakterien sich wieder ansiedelten, so erholten sich die betreffenden Termiten. Dadurch war bewiesen, daß ihnen der fehlende Stickstoff und das Eiweiß von ihren Darmbewohnern geliefert wird. Ob letztere imstande sind, aus den winzigen, noch in der Zellulose vorhandenen Stickstoffresten ihren eigenen Bedarf daran zu decken, oder ob sie sich, wie manche Wurzelbakterien, Luftstickstoff einverleiben und bei ihrem Absterben mit ihren stickstoff- und eiweißhaltigen Körpern gleichzeitig den Termitenkörper ernähren, ist noch nicht näher untersucht. Man darf gespannt sein, ob künftige Forschungen auch im Darm unserer holzbohrenden Käferlarven ähnliche Verdauungs- und Ernährungshelfer nachweisen werden. Ungefähr zu derselben Zeit, da Cleveland jene merkwürdige Symbiose zwischen Termiten und Darmbakterien erforschte, entdeckten Professor Buchner in Greifswald und der Italiener Pierantoni gleichzeitig und unabhängig voneinander eine ebenso wunderbare Symbiose zwischen Tiefseefischen und Leuchtbakterien. Sie fanden zunächst bei den in Kolonien das Meer durchfurchenden Feuerwalzen oder Pyrosomen, dann bei zwei, auch ziemlich dicht an die Oberfläche kommenden Tiefseefischen, dem Photoblepharon und Anomalops, daß ihr wunderbares Leuchten nicht aus den Lichtdrüsen ihres Körpers stammt, sondern aus Leuchtbakterien, die jene Fische wohlverwahrt in einem drüsenförmigen Behälter direkt unter dem Auge zeit ihres Lebens mit sich herumtragen und je nach Bedarf leuchten lassen. Das Licht dieses Beutels ist so stark, daß es die Eingeborenen der Banda-Inseln beim nächtlichen Fischen als Köder gebrauchen. Das Beutelchen ist aus lauter kleinen Schläuchen zusammengesetzt, in denen die Leuchtbakterien zu Milliarden hausen. Gesteigert wird das Leuchten noch durch einen im Hintergrund angebrachten Schirm, der das Licht wie bei einem Scheinwerfer zurückwirft. Dadurch, daß das ganze Organ auf einem drehbaren Stiel ruht, kann es nach Belieben so gedreht oder abgeblendet werden, daß der Lichtkegel entweder mehr nach außen oder nach innen fällt. Soviel steht nach Professor Buchner fest: „Die Erscheinung, daß Tiere in besonderen Organen Leuchtbakterien züchten, die sie von Generation zu Generation gleich einer heiligen Flamme vererben, ist kein Märchen mehr, sondern Tatsache, ja sie besitzt sogar eine recht weite Verbreitung unter den verschiedenartigsten Tierformen.“

Hermann Radestock.

Neue Romane ernster und heiterer Art. Ist es schon für den Kritiker immer erfreulich, wenn sich unter den neuen Werken, die ihm zur Beurteilung zugehen, keins befindet, das er grundsätzlich verwerfen müßte, so ist er noch mehr erfreut, wenn sich darunter neben der leichteren, anmutigen Unterhaltungsware auch ein paar wirklich feine und gehaltvolle Bücher finden. Ein solches ist nun z. B. der schlesische Roman „Christel Materns weiße Seele“ (Bergstadtverlag, Breslau) von Georg Langer. Es ist die feine, zartsinnige, psychologisch vertiefte Lebensgeschichte eines verwaisten, äußerst empfindsamen und empfindlichen Mädchens, das bei liebevollen fremden Menschen aufwächst, in reinster Unschuld von einem verwilderten, aber im Grunde seines Herzens nicht schlechten Menschen vergewaltigt wird und diesen dann, von innigstem Mitleid bewegt, aus dem Gefängnis und allen seelischen Nöten erlöst. Dabei wird dieser ernste Inhalt anmutig verklärt durch die zarte, oft tändelnd humorvolle und doch so poesiereiche Sprache, in der er dargestellt ist. — Sehr ähnlich im Stoff, doch weicher, frauenhafter, schildert der Roman „Maria Fee“ (Koehler & Amelang, Leipzig) von Charlotte v. Zastrow-Loeben, wie der ererbte Fluch, der auf dem Letzten eines alten Adelsgeschlechts, einem verbitterten Krüppel, lastet, durch die hingebende, opfervolle Liebe eines einfachen, fast überirdisch ideal gesinnten Mädchens gelöst wird, dem aus Mitleid Liebe erwächst. Doch ist auch hier ein heiliger, reiner Gedanke, von alten Sagen durchwebt, in schöner Sprache zum Ausdruck gebracht. — Kernig geschrieben, dabei poesie- und gemütvoll ist der Kärntner Bauernroman „Der sterbende Hof“ (L. Staackmann, Leipzig) von Gustav Renker, der Einblicke gibt in das Leben und Denken der Gebirgsbauern, zu denen

auch die neue Zeit mit ihren neuen Sitten und Meinungen, mit Politik und Gelehrsamkeit den Weg gefunden hat, die alle zusammen doch die Liebe zum Althergebrachten und Wurzelhaften nicht ausrotten können. Ein gutes, zeitgemäßes Buch. — In der Jetztzeit spielt auch der Roman „Die Gewinner" (Orell Füßli, Verlag, Zürich) von Hermann Kurz, der zwei Strebern und Genießern als dritte Gestalt eine ganz wundervoll gezeichnete Frau gegenüberstellt, klug und gut als echte Lebenskameradin des Mannes, hingebend und aufopfernd als Mutter einer reichen Kinderschar. Ein ernster, guter Unterhaltungsroman voll sittlicher Werte. — Als solcher ist auch Artur Brausewetters neues Werk „Der See" (Bergstadtverlag) anzusprechen. Ein Liebesroman, der zwar etwas umständlich auf sein Ziel zusteuert, einen vom Aberglauben umgeisterten Waldsee zum Rächer einer menschlichen Verfehlung zu machen, aber gut gesehene und gut charakterisierte Menschen ernster Art geschickt miteinander in Verbindung bringt. — Von Ernst und Heiterkeit zugleich erfüllt ist Heinrich Sohnreys „Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein" (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin), in deren Mittelpunkt eine Dienstmagd steht, die sich durch ihr sonniges, heiteres Gemüt und prickelndes Zigeunerblut die Herzen ihrer Mitmenschen gewinnt und doch durch ein tragisches Ende aus dem Leben scheidet. — Noch mehr rein der heiteren Seite zugeneigt ist Oskar Gluths Sommernachtstraum am Spiegelsee „Frauenblüh" (L. Staackmann, Leipzig), ein mit gutem Humor erzählter Liebesroman aus einem oberbayrischen Gebirgsdorf, in dem Einheimische und Großstädter nach Lustspielart zueinander in Beziehung und Verwicklung gebracht werden. Eine gefällige Lektüre für die Sommerfrische. — Als eine, freilich etwas seltsam dargestellte Liebesgeschichte endet schließlich auch Paul Kellers Erzählung „Titus und Timotheus und der Esel Bileam" (Bergstadtverlag, Breslau), worin mit eigenartigem, zuweilen allerdings etwas gezwungen erscheinendem Humor das Einsiedlerleben zweier sonderbarer Käuze, recht merkwürdiger Phantasiegestalten, ausgemalt wird und ihre Berührung mit den Stadtmenschen üblichen Schlages zu ernster und heiterer Betrachtung Anlaß gibt. Dr. Max Mendheim.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf dem Umschlag dieser Faschingsnummer trägt den Titel „Demaskiert" und stammt von dem Leipziger Maler Carl Seifert.

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung.

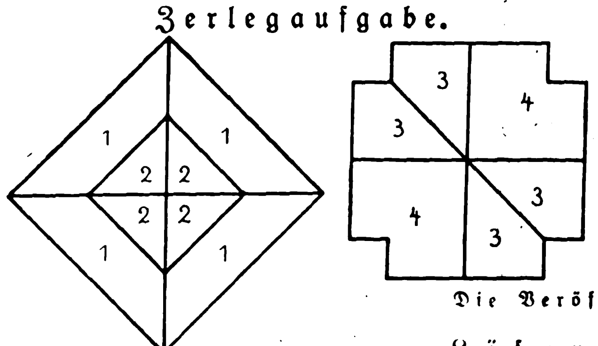
		fal			al		
len	na	le	tern	zer	leib	böch	len
des	gü	noch	ße	das	doch	staub	der
me	lebt	ruhm	bens	in	gro	ist	ste
	von		der	der		wenn	

Guter Rat.

Die Striche sind durch Wörter zu ersetzen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

– gelingt nur, was mit Fleiß
Und mit Umsicht ward begonnen.
Jedes — wird, wie man weiß,
Erst durch Müh' und Zeit gewonnen.
– man etwas ohne Rasten
Leichthin übers Knie nur brechen,
Ohne Überlegung hasten,
Wird solch Tun sich bitter rächen.
Laß drum eine — hin
Alle deine Pläne reifen,
– ste Verstand und Sinn,
Dann kannst den Erfolg du greifen.

Zerlegaufgabe.



Aus den Teilen der beiden obenstehenden Figuren ist ein Dreieck zu bilden.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6
7	8

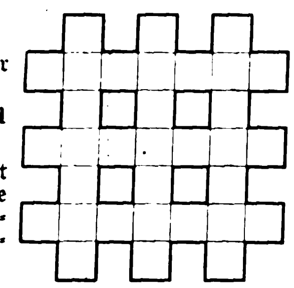
1—2 Bevorzugter Stand, 1—3 Getränk, 1—5 finnische Stadt, 1—6—8 Gottesdienstordnung, 1—8 Scheidegruß, 2—3 Vertiefung, 3—1 biblische Gestalt, 3– weiblicher Rufname, 3—6 Tä[illegible] keitswort, 3—6—8 [illegible]mme 4—5 biblischer Berg, 5—1 Klei[illegible] 5—6 Innenteil von Briefen, 5[illegible] scher Fluß, 6—7 Fremdwort f[illegible] 7—6 Naturerscheinung, 7—6—5 [illegible] erscheinung, 7—8 Ansprache, 8[illegible]

Gitterrätsel.

Nach richtiger Anordnung der Buchstaben:

a c c e e e e f f h h h h i i l l l m m n n s s s s t t t t u u

ergeben sich 3 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1 rohes Götzenbild, 2 europäischer Staat, 3 Sitzgelegenheit.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4324.

Lösungen der Rätsel in N[illegible]

Versteckrätsel: „Nur der verliert alles, der den Mut [illegible]
Silbenrätsel: 1 Wutki, 2 Esel, 3 Raffael, 4 Richmond [illegible]
7 Tesching, 8 Ilse, 9 Noah, 10 Ferdi[illegible] 1 Rh[illegible]
15 Eisen, 16 Nor[illegible]
22 Rothenb[illegible]
d[illegible]







enteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlic
er für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e., 44/bis Rue Pasqu

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4324 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 26. JANUAR 1928





Ein guter Trunk für frohe Zecher — **Rhein- und Moselweine** — Für trübe Zeit ein Sorgenbrecher

Spez.: Rüdesheimer u. Rheingauer Naturweine
Eigenbau und Herrschaftsgewächse
NICOLAUS SAHL, Weingutsbesitzer
RÜDESHEIM A/RH.

Soeben erschien:

Die Orgel

von

Dr. phil. Gotthold Frotscher
Privatdozent d. Musikwissenschaft
Mit 30 Abbildungen. Geb. RM 7.–.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Männer! Man kennt heute nur noch **„Okasa"** (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen).

Das einzig dastehende hochwertige Sexual-Kräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie). **Notariell** beglaubigte Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher beweisen die einzig dastehende Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals

50 000 Probe-Packungen

kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 30 Pf. Doppel-Brief-Porto; wir legen hochinteressante Broschüre bei. Original-Packung à 9,50 M. zu haben in den Apotheken. General-Depot und Alleinversand für Deutschland: Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 244, Friedrichstrasse 160.



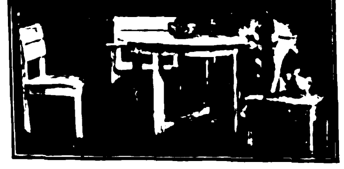
ZWEIZYLINDER-
Sport- und Tourenmodelle
500 ccm, 1000 ccm.

Unvergleichliche Lebensdauer!
Konkurrenzlose Preise! Ratenzahlungen.

NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G.
Neckarsulm.



HETZER'S GARTEN-, VERANDA- UND ZIMMERMÖBEL



Hervorragende Ausführung
Konkurrenzlose Preise
Versand direkt ab Fabrik frachtfrei aller deutschen Staatsbahn-Stationen
Verlangen Sie sofort kostenloses Angebot

OTTO HETZER A.-G., Seestadt WISMAR 10. Firma gegr. 1872.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4324. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. Januar 1928.

Allgemeine Notizen.

Die Schubert-Feiern in Wien. Franz Schubert, dessen 100. Todestag in dieses Jahr fällt, soll in seiner Heimat ganz besonders gefeiert werden. So werden fast sämtliche Wiener Musikverbände in den Festwochen, die dort am 3. Juni beginnen sollen, Schubertsche Kompositionen zur Aufführung bringen. In Mödling bei Wien ist ferner die Freilicht-Aufführung eines Schubertschen Singspiels geplant. Im Messepalast zu Wien soll in einer Ausstellung von Bildern usw. das Leben und Wirken Schuberts unter der Bezeichnung „Schubert und das deutsche Lied" veranschaulicht werden. In der Sängerhalle im Prater werden im Juli bei Gelegenheit des Deutschen Sängerfestes 35 000 Sänger Schubert-Chöre zum Vortrag bringen und durch einen großen Festzug mit 125 000 Teilnehmern dem Meister besonders huldigen. Die Gesellschaft der Musikfreunde wird am 26. März, an dem Schubert vor hundert Jahren sein einziges eigenes Konzert in Wien gab, eine genaue Wiederholung des damaligen Konzertprogramms bieten. Im November, dem Sterbemonat Schuberts, werden auch Bundesregierung und Gemeinde besondere Erinnerungsfeiern veranstalten.

Eine große Schenkung an Deutschland hat die mexikanische Regierung bewirkt. Auf Veranlassung des Präsidenten Calles wurde eine umfangreiche Sammlung zusammengestellt, die neben einer größeren Anzahl von Büchern eine ausgedehnte Kollektion kunstgewerblicher Gegenstände enthält. Das Geschenk wird der Mexiko-Bücherei, die ursprünglich sich in Marburg befand und dann nach Berlin gebracht wurde, einverleibt werden. Diese Bücherei, die sich bereits bisher einer kräftigen Förderung durch Calles erfreute, steht unter Leitung des ehemaligen Privatdozenten Dr. Hagen.

Hochernste seelische Beratungen nach Briefen in Verbindung der Graphologie mit der Psycho-Analyse gibt auf der Grundlage einer Lebensberatung seit dreißig Jahren — brieflich und in zehn hervorragenden psychoanalytischen Werken — der Psychographologe P. P. Liebe in München 12, Pschorr-Ring. Liebe's tiefgreifende intime Ausarbeitungen nach entsprechendem Material (nicht etwa bloß ein paar Zeilen) haben für ernste Menschen großen Wert. Die Handschrift ist für Liebe's Charakter-Beurteilungen lediglich Mittlerin. Der „Pester Lloyd" vom 6. Dezember v. J. schreibt z. B.: „Das Bedeut-

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser, Haus ersten Ranges.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Villa Rheingold, Wintersport, erstklass. Familienpens., 6–10 M.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg
Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

THÜRINGEN

Eisenach
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel
Grand-Hotel Euler I. Ranges mit allem Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Davos
Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Sporthotel Rhätia. Sonnigste Lage, 80 Betten, jeder Komfort.

Locarno
(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz
Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina
Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen.
Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran
Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. Deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Rom
Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza.
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Santa Margherita
Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa
Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig
Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina
Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem
Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

same dabei ist, daß es gerade die besseren und gebildeten Kreise sind, die sich an Liebe wenden, — Ärzte, Ingenieure, Kaufleute, Künstler — und letzthin sogar ein bekannter erfolgreicher Romanschriftsteller." Jedem Gebildeten ist zu empfehlen, von Herrn Liebe den Prospekt zu erbitten.

Jubiläum in der Pianofortefabrik J. G. Irmler, Leipzig. In diesen Tagen konnten Konsul Emil Irmler und Otto Irmler das 25jährige Jubiläum als Inhaber der Pianofortefabrik J. G. Irmler, Leipzig begehen. Eine ganze Reihe von ersten Preisen, Hof- und Staatsdiplomen, sowie Lieferungen an Konservatorien, Schulen und andere öffentliche Lehranstalten legen aufs beredteste Zeugnis von der hervorragenden Güte der Irmlerschen Instrumente ab, die von zahlreichen ersten Künstlern der Welt gespielt wurden und noch gespielt werden.

Die Nebelhornbahn von Oberstdorf aus ist nunmehr sichergestellt. Der Bau wird voraussichtlich im März beginnen. Da die Fundamentierung der Stützen nach einem neuen System vorgenommen wird, hofft man, die Bahn schon bis zum Hochsommer fertigzustellen. Um aber durch den Bahnbau den Bergsteigern die Freude nicht zu nehmen, wird von den beteiligten Verkehrsvereinen ein neuer Weg zur Nebelhornspitze geschaffen, der an den schwierigsten Stellen durch ein Drahtseil geschützt wird.

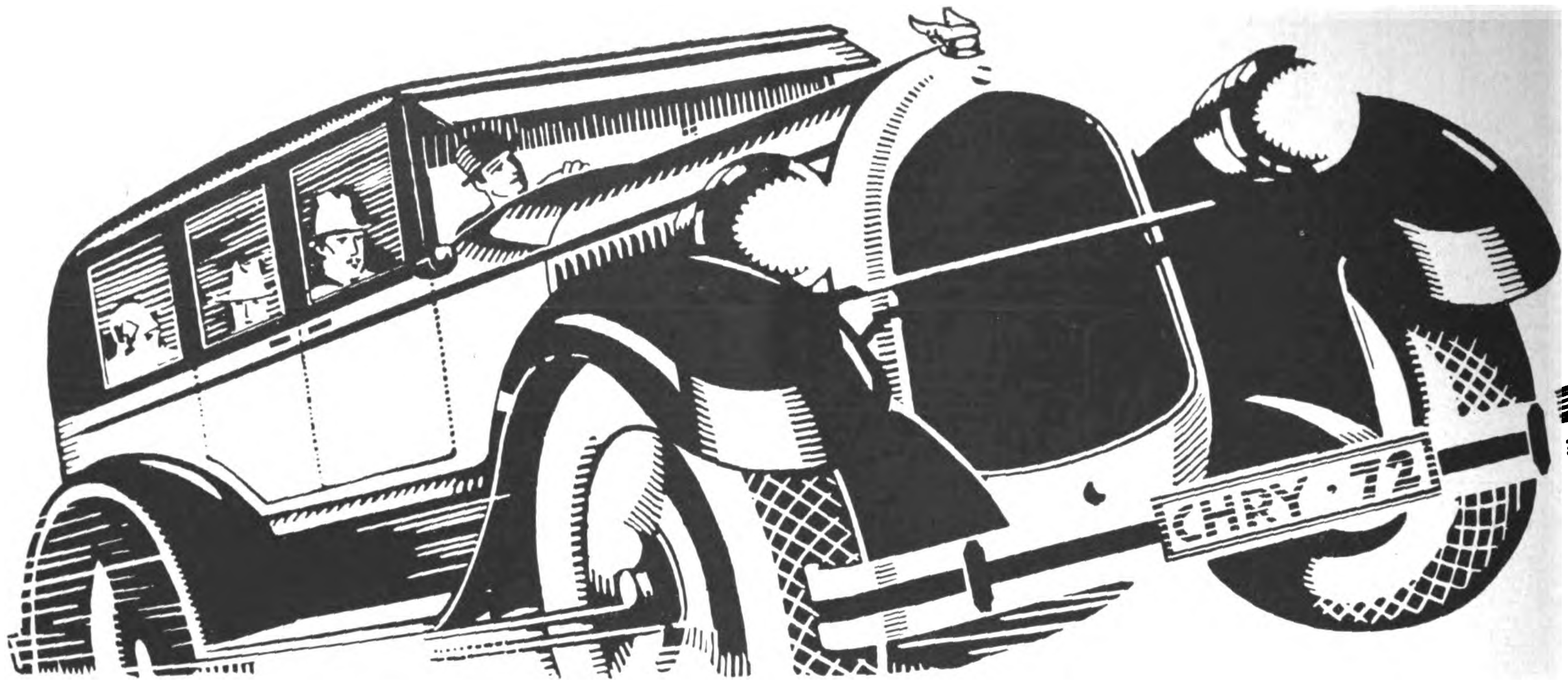
Skandinavien-Ostseefahrten des Norddeutschen Lloyd. Der große Erfolg, den der Norddeutsche Lloyd vorigen Sommer mit der Durchführung seiner verschiedenen Skandinavien-Ostseefahrten für sich in Anspruch nehmen konnte, veranlaßt ihn, auch diesen Sommer zwei Fahrten mit dem Dampfer Lützow nach den skandinavischen Hauptstädten zu veranstalten. Die in der Zeit vom 23. Juni bis zum 6. Juli und vom 4. bis zum 17. August stattfindenden, jedesmal 14 Tage umfassenden Reisen nehmen in Bremerhaven ihren Anfang und führen zunächst über das Skagerrakschlachtfeld nach Oslo, der norwegischen Hauptstadt. Auch in Kopenhagen, dem nächsten Ziel der Reisen, werden Fahrten durch die Stadt und in die Umgebung unternommen. Die Weiterfahrt führt um die Südküste Schwedens, durch das Schärengebiet vor Stockholm, diesem „Venedig des Nordens", dessen reiche Schönheiten ebenfalls einer Besichtigung unterzogen werden sollen. Nachdem alsdann noch Helsingfors, die aufblühende Stadt des seit nunmehr zehn Jahren selbständigen Finnlands, besucht werden soll, wird noch einmal Danzig, die treudeutsche Stadt, angelaufen.











FAHREN SIE IM WINTER IM GESCHLOSSENEN CHRYSLER-WAGEN



Ein geschlossener Chrysler lacht über schlechtes Wetter. Machen Sie eine unverbindliche Probefahrt, und wählen Sie dazu das schlechteste Wetter. Setzen Sie sich selbst ans Steuer und überzeugen Sie sich, wie schnell und sicher und in welcher Behaglichkeit Sie Ihr Fahrziel erreichen. Alles bis ins Kleinste durchdacht, um es Ihnen so bequem wie möglich zu machen. Sofort wirkende Vierradbremsen sorgen für Ihre Sicherheit, besonders auf nassen und schlüpfrigen Straßen. Sie fühlen sich im geschlossenen Chrysler so geborgen wie im eigenen Heim. Selbst bei schlechtestem Wetter macht eine Fahrt im Chrysler uneingeschränktes Vergnügen.

CHRYSLER 80, 72, 70, 62, 52- EIN MODELL IN JEDER PREISLAGE

CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Wiedererwachen alten Wiener Gesellschaftsglanzes: Auf der Opernredoute am 14. Januar.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Prof. Hans Maria Glatz.

Die Wiener Opernredoute, seit je das eleganteste und vornehmste Faschingsfest der Wiener Gesellschaft, wurde nach mehrjähriger Pause in diesem Jahre in den Räumen der Wiener Staatsoper wieder abgehalten. Eine Polonäse der Künstlerinnen und Künstler von der Wiener Staatsoper und vom Burgtheater leitete das Fest ein; darauf folgte der Einzug verschiedener historischer Gruppen in den Kostümen der Haydn-, Mozart-, Beethoven-, Schubert-, Lanner- und Strauß-Zeit. Der weiträumige, in blendenden Lichterglanz getauchte Saal, den das Riesenquadrat der Bühne erweiterte, bot mit den schönen Frauen, die in den prächtigsten Toiletten die Logen und das Parkett füllten, ein überwältigendes Bild festlicher Herrlichkeit. Die Wiener Opernredoute erinnerte in ihrem großartigen Stil an die glänzendsten Wiener Feste früherer Tage.





Wienerinnen im Kostüm der Zeit von Johann Strauß Vater auf der Opernredoute.
Rechts nebenstehend: Im Kostüm der Beethovenzeit.
Rechts Mitte: Mitglieder des Staatsopernballetts tanzen den Walzer „Künstlerleben" von Johann Strauß.



Wie die Frau zur Schubertzeit sich kleidete — auf dem Feste vorgeführt von feschen Wienerinnen. (Sämtliche Photos: R. Lechner.)



Bilder von der Wiener Opernredoute am 14. Januar.

(Vgl. die Zeichnung auf der vorhergehenden Seite.)



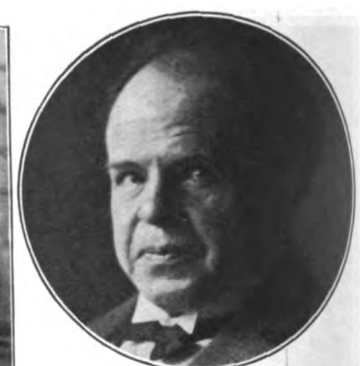
Karl Federn, bekannter Schriftsteller, Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung", feiert am 2. Februar den 60. Geburtstag. (Phot. Becker & Maaß.)



Von der Hochzeit des Erbprinzen August zu Hohenlohe-Oehringen mit der Baronesse Ursula v. Zedlitz in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin am 16. Januar: Das Brautpaar beim Verlassen der Kirche nach der Trauung.



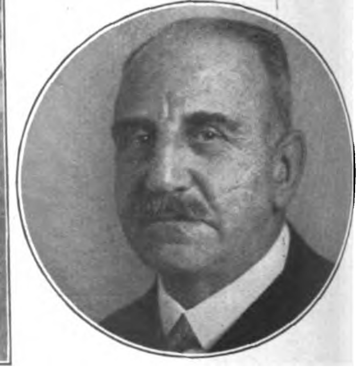
Vom Besuch des Japaners Dr. Sugimura, des Untergeneralsekretärs und Direktors der politischen Abteilung des Völkerbunds, in Berlin am 16. Januar: Sugimura (rechts) mit Staatssekretär Dr. v. Schubert als Vertreter des erkrankten Dr. Stresemann.



Prof. Frederik Lamond, berühmter Pianist, Beethovenspieler von Weltruf, ein Schüler von Hans v. Bülow, wird am 28. Januar 60 Jahre alt.



General Wilhelm Gröner, nach Ludendorffs Rücktritt Erster Generalquartiermeister, 1920/23 Reichsverkehrsminister, übernahm an Stelle Dr. Geßlers am 19. Januar das Reichswehrministerium.



Dr. Carl Petersen, Erster Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien Stadt Hamburg, begeht am 31. Januar seinen 60. Geburtstag. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)

INTERNATIONALE SCHULDEN, REPARATION UND DAWES-PLAN

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Eines der traurigsten Kapitel der Nachkriegsgeschichte ist die Aussaugung Deutschlands, wie sie durch den „Reparation" genannten Kriegstribut betrieben wird. Bekannt sind die Schwierigkeiten, die dabei zutage traten. Sie haben Deutschland bereits einmal bis an den Rand des Abgrunds gebracht. Die nach und nach erst erwachsene Einsicht unserer Gegner, daß man die Henne nicht schlachten soll, die die goldenen Eier legt, brachte es schließlich zustande, daß im August 1924 zwischen Deutschland und seinen Gegnern das auf dem Dawesplan aufgebaute Reparationsabkommen abgeschlossen wurde. Es sollte den Abschluß einer Periode der Willkür bilden, der bisher Deutschland von der Gegenseite aus überliefert war, und die die Ruhrbesetzung und den Zerfall der deutschen Währung in sich schloß.

Das Reparationsabkommen sah die Zahlung von Annuitäten vor, die ansteigend für das laufende vierte Leistungsjahr 1927/28 (1. September 1927 bis 30. August 1928) sich auf 1,75 Milliarden Goldmark belaufen und im Jahre 1928 mit 2,5 Milliarden Goldmark ihren Höchstbetrag erreichen, die aber wiederum vom Jahre 1929/30 ab nach einem in dem Dawesplan beschriebenen Wohlstandsindex Erhöhungen unterworfen sein sollen.

Was hat Deutschland geleistet? Der Zahlungsplan für das Jahr 1926/27 sah zunächst folgendermaßen aus: Einmaliger Beitrag aus dem Reichshaushalt 110 Millionen Mark, Beförderungssteuer 290, Zinsen auf deutsche Eisenbahnobligationen 550 und Zinsen auf deutsche Industrieobligationen 250 Millionen Mark.

Hierzu kam auf Grund eines besonderen Abkommens zwischen der deutschen Regierung und dem Reparationsagenten im letzten Jahr eine zusätzliche Zahlung aus dem Reichshaushalt von 300 Millionen Mark, die deshalb geleistet wurde, weil Deutschland nach dem Sachverständigenplan verpflichtet ist, für den Fall, daß das Aufkommen aus den „verpfändeten Einnahmen" in den Jahren 1926/27 bzw. 1927/28 den Betrag von einer Milliarde bzw. 1250 Millionen Mark überschreiten würde, eine bestimmte Zusatzzahlung zu leisten. (Kleiner Besserungsschein.) Da die Bedingungen für solche Zusatzzahlung bestimmt erfüllt würden, zog es die deutsche Regierung vor, bereits in dem Jahre 1926/27 eine einmalige Abfindung von 300 Millionen Mark zu zahlen, um den Reichshaushalt später nicht zu plötzlich mit einer viel höheren Summe zu belasten. Insgesamt hat Deutschland daher im abgelaufenen Jahr anderthalb Milliarden Mark an seine Gläubiger bezahlt, somit in jeder Stunde des letzten Jahres rund 170 000 Mark an seine Gläubiger abgeführt.

Unaufhörlich fließt der Strom deutschen Geldes über die Grenze, und abermals steigert sich mit dem laufenden Jahre die Höhe der deutschen Verpflichtungen. In diesem Jahr werden wir nämlich folgende Beträge zu zahlen haben: Aus dem Reichshaushalt 500, Beförderungssteuer 290, Zinsen und Tilgung auf deutsche Eisenbahnobligationen 660, Zinsen und Tilgung auf deutsche Industrieobligationen 300 Millionen Mark, zusammen also 1750 Millionen Mark.

Die effektive Steigerung gegenüber dem letzten Jahre beträgt demnach 250 Millionen Mark, d. h. wir werden in jeder Stunde des laufenden Jahres nicht mehr 170 000, sondern 200 000 Mark zahlen!

Die wirkliche Probe auf den Dawesplan kommt erst, wenn in dem am 1. September beginnenden fünften Reparationsjahr, dem „Normaljahr", 2500 Millionen aufzubringen und abzuführen sein werden. Das besagt, daß in etwa einem Jahr die eigentlich kritische Periode beginnen wird. Und zwar zunächst für den deutschen Etat, für die Reichsfinanzpolitik und für den Steuerzahler. Die Eisenbahnobligationen sollen 660 Millionen (1926/27 550 Millionen) für die Reparationslast aufbringen, die Industrieobligationen 300 Millionen, die Transportsteuer 290 Millionen (wie zuletzt). Hier gibt es also keine großen Verschiebungen mehr. Aber das allgemeine Budget, das in diesem Jahre 500 Millionen zu tragen hat, soll im „Normaljahr" den gewaltig gesteigerten Betrag von 1250 Millionen liefern. Und die innerdeutsche finanzpolitische Auseinandersetzung hierüber rückt drohend heran, weil schon das am kommenden 1. April beginnende nächste Etatjahr sieben Monate der vollen Daweslast umfaßt. Immer wieder erhebt sich natürlich angesichts solch gewaltiger Summen die Frage, wie lange Deutschland diesen unerhörten Aderlaß ertragen kann, ohne finanziell zu verbluten, oder konkreter ausgedrückt: wie lange der Dawesplan aufrechterhalten werden kann, ehe die Welt von seiner Undurchführbarkeit überzeugt ist. Daß der Plan auf die Dauer undurchführbar ist, ist für Deutschland angesichts seiner wirtschaftlichen Lage heute schon unzweifelhaft. Die bisherigen Dawesszahlungen Deutschlands von insgesamt rund 3,7 Milliarden Mark wurden nur ermöglicht durch eine ungeheure Auslandsverschuldung. Deutschland hat in den letzten Jahren eine große Menge ausländischer Schulden aufgenommen, die man auf 8000 Millionen Mark berechnet, und die eine jährliche Zahlung an das Ausland von 750 Millionen Mark an Zinsen und Amortisationskosten erfordern.

Die wichtigste und zugleich problematischste der drei Zahlungsformen, die das Dawes-Gutachten erwähnt, ist die Devisenzahlung. Der Reparationsagent könnte ohne Rücksichtnahme auf die Stabilität der deutschen Valuta den für die Überweisung notwendigen Devisenbetrag aufkaufen und es der Preisbildung (Senkung des Markkurses) überlassen, Angebot und Nachfrage nach Devisen in Einklang zu bringen. Solches Vorgehen würde jedoch mit einem doppelten Nachteil verbunden sein: erstens würde der Agent natürlich seine Devisen ebenfalls zu steigenden Kursen kaufen, d. h. für die in deutscher Währung eingezahlten Reparationssummen weniger ausländisches Geld eintauschen, und zweitens würde die Herabsetzung des Außenwertes des deutschen Geldes die Gefahr einer Inflation mit sich bringen. Daher sind die Sachverständigen zu dem Schluß gelangt, daß die Devisentransferierung so eingerichtet werden müsse, daß die Stabilität des intervalutarischen Kurses der Reichsmark nicht berührt wird. Das heißt aber: sie verlangen, daß Übertragungen nur insoweit vorgenommen werden sollen, als Gegenposten der Zahlungsbilanz bereits vorhanden sind, was der Agent an der Kurserhöhung der deutschen Währung zu erkennen vermag. Er kann dann durch Verkauf deutschen Geldes solche Kurserhöhung verhindern und damit die Transferierung an die Stelle des sonst sich bildenden Ausgleichspostens setzen. Der Agent kann also nur insoweit transferieren, als eine bleibende Tendenz des Markkurses besteht, die Parität zu übersteigen: also nur soweit ein dauernder ausgleichfähiger Überschuß in der Zahlungsbilanz vorhanden ist. Die Frage nun, ob sich ein solcher Überschuß bilden wird, greift unmittelbar in das ebenso problematische Aufbringungsproblem hinein.

Im abgelaufenen Dawes-Jahr, in dem sich die Einnahmen aus dem Dawesplan auf 1 Milliarde 500 Millionen Mark erhöht haben, ist es nicht möglich gewesen, mehr als 1 Milliarde 183 Millionen zu übertragen. Wie groß wird nun die Marge in den kommenden Jahren sein, wenn es sich um Jahresraten von mehreren Milliarden Mark handeln wird?

Im vierten Reparationsjahr (1. September 1927 bis 31. August 1928) sollen — nach dem Verteilungsplan der Reparationskommission — die deutschen Zahlungen in folgender Weise verteilt werden: Frankreich 882,5 Mill. Mk., England 370,1 Mill. Mk., Italien 117,4 Mill. Mk., Belgien 87,4 Mill. Mk., Südslawien 58,8 Mill. Mk., Amerika (U. S. A.) 85 Mill. Mk., Rumänien 14.8 Mill. Mk., Japan 10 Mill. Mk., Portugal 9 Mill. Mk., Griechenland 5,2 Mill. Mk., Polen 0,3 Mill. Mk. Dazu kommen noch der Zinsen- und Amortisationsdienst der Dawes-Anleihe (91 Mill. Mk.) und die Kosten der fremden Kommissionen (10,8 Mill. Mk.).

Wie wir aber in den letzten Jahren immer wieder beobachten konnten, versuchen unsere Gläubigerstaaten, den zur Abdeckung der Daweslasten notwendigen deutschen Warenexport nicht nur nicht aufzunehmen, sondern sie verschließen sich vielmehr unter dem Einfluß ihrer Industrie, die sich durch die deutsche Warenausfuhr gefährdet sieht, dagegen durch Errichtung von Zollschranken. Trotzdem müssen sich die deutsche Politik und die deutsche Wirtschaft darauf einstellen, daß die Reparationsgläubiger die äußersten Anstrengungen machen werden, auf eine ihnen möglichst ungefährlich erscheinende Weise an Reparationen so viel zu bekommen, wie sie irgend hereinnehmen können. Sie haben ja immer noch die Möglichkeit, das, was sie nicht transferieren können, in Deutschland als Anlagekapital stehenzulassen. Vom Transferproblem hängt aber letzten Endes doch das Schicksal des ganzen Dawesplans ab. Vorläufig ist es mit den vorgeschlagenen Arrangements gegangen, aber eines Tages müssen diese zusammenbrechen. Denn die Fähigkeit Deutschlands, Auslandsanleihen aufzunehmen, wird begrenzt durch die dafür notwendigen Sicherheiten. Sobald aber die Anleihen aufhören, werden die Transferschwierigkeiten entsprechend größer. Die Erstarkung der amerikanischen Finanzmacht, die Zollbegünstigung und die sonstige Privilegierung des englischen Handels im britischen Kolonialreich, der Abschluß des russischen Wirtschaftsgebiets durch das Sowjet-Außenhandelsmonopol und die Ansprüche Frankreichs auf Reparationssachlieferungen, nicht zuletzt die Industrialisierung agrarischer Länder haben sowieso die Schwierigkeiten der deutschen Handels- und Ausfuhrpolitik vermehrt. Die eigenartige handelspolitische Lage Deutschlands ist durch den Versailler Raub der agrarischen und industriellen Überschußgebiete in Ost und West, durch die riesigen Reparationslasten und die schwere Kapitalnot gekennzeichnet.

Die Prioritätsdebatte, die sich, kurz ausgedrückt, um die Frage dreht, ob die deutschen Auslandsanleihen hinsichtlich ihres Zinstransfers den Vorrang vor den Reparationsverpflichtungen genießen, oder ob umgekehrt die Reparationsverpflichtungen dem Zinstransfer für die Auslandsanleihen vorangehen, kommt in der ausländischen Presse noch immer nicht zur Ruhe.

Die Problematik der ganzen Angelegenheit, die Schwierigkeit, sie juristisch zu klären, ist dadurch hervorgerufen worden, daß der Dawesplan über die Frage, ob die Reparationsverpflichtungen oder die Zinsen der deutschen Auslandsanleihen die Priorität für den Transfer genießen, keine unzweideutigen Bestimmungen enthält. Der Sinn und der ganze Aufbau des Dawesplans sprechen aber dafür, daß eine grundsätzliche Priorität des Reparationstransfers vor dem Zinsendienst der zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft unentbehrlichen Kapitalzufuhren aus dem Auslande nicht festgelegt werden sollte und konnte. An mehreren Stellen weist das Dawes-Gutachten darauf hin, daß der deutschen Wirtschaft nach Beendigung der Inflation das zu ihrem Funktionieren notwendige Betriebskapital nicht in ausreichendem Umfange zur Verfügung stehe, und daß gerade in diesem Mangel der Hauptgrund für die Nöte und Schwierigkeiten des wirtschaftlichen Wiederaufbaues Deutschlands läge. Freilich kann auf der anderen Seite kein Zweifel darüber bestehen, daß die Sachverständigen die Art und den Umfang des deutschen Kapitalbedarfs falsch eingeschätzt, und zwar erheblich unterschätzt haben. Nach ihrem Urteil habe Deutschland seit 1919 seine Anlagen und seine Ausrüstung, d. h. seine immobilen Produktionsmittel, dauernd verbessert: „Der Motor ist in gutem, vielleicht sogar in einem außergewöhnlichen Zustande. Aber anscheinend fehlen die bewegende Kraft und das Schmieröl." In diesem Punkte haben die Sachverständigen aber geirrt. Die industriellen und öffentlichen Anlagen waren in der Inflation zwar zum Teil erweitert worden, aber sie befanden sich nur ausnahmsweise in „hochmoderner" Verfassung und in „einem außergewöhnlich guten Zustande". Die starken Rationalisierungsbedürfnisse gerade auf technischem Gebiete, die in der Folgezeit in die Erscheinung traten, haben das mit voller Klarheit erwiesen. Deutschland hat zu seinem Wiederaufbau und zur Erreichung der Reparationsfähigkeit, deren Ziel ja der Dawesplan bildet, nicht nur Betriebskapital in mobiler Form gebraucht, sondern auch in beträchtlichem Umfange Investionskapital. Die volle Reparationsfähigkeit setzt einen voll funktionierenden, d. h. wirklich gut und modern ausgestatteten deutschen Wirtschaftsapparat voraus. Der Zinstransfer für die zum wirksamen Funktionieren der deutschen Wirtschaft erforderlichen Auslandsanleihen kann unter diesen Umständen unmöglich hinter dem Reparationstransfer zurücktreten, sondern er muß innerhalb des Valuta- und Transferschutzes liegen, den der Dawesplan als wichtigste Neuerung Deutschland gewährte.

Wir müssen unser Denken aus der Isolierung lösen, die immer nur die deutsche Reparationslast und die Reparationsgläubiger Deutschlands vor Augen hat, während diese Gläubiger Deutschlands in Wirklichkeit selbst schwer, wenn auch in verschiedenem Grade, verschuldet sind, untereinander und alle zusammen an den einen großen Weltgläubiger, Amerika. Sie haben nicht nur von Deutschland zu empfangen, sie haben auch ihrerseits schwer zu zahlen. Auch ihrer aller Finanzlast ist groß. Und sie alle rechnen einstweilen mit den deutschen Zahlungen zur Erleichterung, ja, zum einfachen Ausgleich ihrer Budgets. Auch sie alle müssen transferieren, an Amerika. Insgesamt hatten die Vereinigten Staaten von Amerika, als sie zur Regelung ihrer nach ihrem Kriegseintritt entstandenen Schuldenforderungen schritten, eine Kapitalschuld von nominell etwas über 42 Milliarden Mark zu fordern. War anfänglich durch Gesetz vom 9. Februar 1922 eine Tilgung der fraglichen Schuld innerhalb von 25 Jahren bei einem Zinssatz von mindestens $4^1/_4$ Proz. vorgesehen, so hat der Kongreß die Bestimmungen dieses Fundierungsgesetzes durch Gesetz vom 28. Februar 1923 ganz wesentlich gemildert: Es wurde ein Tilgungszeitraum von 62 Jahren zugelassen unter der Voraussetzung des Abschlusses von Schuldenabkommen mit den einzelnen Schuldnern. In der Schuldenregelung mit Großbritannien ist dann die zu tilgende Kapitalsschuld auf 18,4 Milliarden Mark festgesetzt. Die Schuldenregelung mit Frankreich — das Abkommen Mellon-Bérenger — sieht eine Gesamtschuld von 16,1 Milliarden vor. Italien hat durch Schuldenabkommen vom 14. November 1925: 8 Milliarden, Belgien durch Abkommen vom 18. August 1925: 1,7 Milliarden zu bezahlen. Ganz wesentlich höher liegt die Endsumme einschließlich Zinsen nach 62 Jahren. Bei Großbritannien würde sie sich auf 44,4, bei Frankreich auf 29,2, bei Italien auf 9,6, bei Belgien auf 3 Milliarden belaufen. Die Gesamtzahlungen, die diese europäischen Schuldner in den ersten 5 Jahren nach der Schuldenregelung zu leisten haben, betragen bei Großbritannien laufend 640 Millionen, bei Frankreich 200, 240, 290, 330, 390 Millionen, bei Italien 60, dann je 100 Millionen Mark. Deutschland wird sich an dem Fortgang der internationalen Diskussion über das Reparationsproblem wirksam nur beteiligen können, wenn es mit europäischem Denken dieses Problem begreift als einen Teil des gesamteuropäischen Problems gegenüber dem großen Gläubiger Gesamteuropas, den Vereinigten Staaten von Amerika. Diese selbst sehen heute das Problem noch nicht in seiner vollen Schwere. Sie finden heute noch die Lösung darin, daß sie die ihnen von Europa zufließenden Summen als Kapital im Auslande ausleihen, nicht nur an Deutschland, auch nicht nur an Europa, und daß sie im übrigen ihre Touristen in immer größerer Zahl nach Europa schicken, als wichtige praktische Eintreiber der Reparation (in Diensten statt Waren).

In Anbetracht der Spannung, die sich im Laufe vorigen Sommers zwischen dem Reparationsagenten und einzelnen deutschen Stellen herausgebildet hatte, wurde der Mitte Dezember 1927 fällige Bericht über das 3. Dawesjahr allgemein mit besonderer Spannung erwartet. Dieser Bericht bringt jedoch — entgegen den Alarmmeldungen verschiedener Auslandsblätter — durchaus keine Verschärfung der Kritik an Deutschlands öffentlicher Verwaltung und Wirtschaft. Vielmehr muß der Reparationsagent auch diesmal feststellen, daß Deutschland im abgelaufenen Dawesplan seinen Verpflichtungen „gewissenhaft und pünktlich" nachgekommen ist. Er wird











Dr.-Ing. e. h. Heinrich Büssing, Geh. Baurat, Vors. des Aufsichtsrates, Schöpfer und langjähr. Führer der Werke.

Senator Max Büssing, der zum Jubiläum von der Techn. Hochschule in Braunschweig zum Dr.-Ing. e. h. ernannt wurde.

Zur Feier des 25jährigen Bestehens der Automobilwerke H. Büssing A.-G., Fabrik für Lastkraftwagen und Motoromnibusse in Braunschweig.

Geh. Kommerzienrat Paul Oldenbourg, Seniorchef der bekannten Münchener Verlagsfirma R. Oldenbourg, Ehrenbürger der Universität München, bedeutende Persönlichkeit des deutschen Verlagswesens, konnte am 11. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.

Otto Irmler — Konsul Emil Irmler

feierten kürzlich das 25jährige Jubiläum als Inhaber der im Jahre 1818 gegründeten Pianofortefabrik J. G. Irmler in Leipzig.

(Phot. A. Pieperhoff und E. Hoenisch, Leipzig.)





MÄNNER DER WIRTSCHAFT

Links: Konsul F. C. Butz, Vorstand der bekannten Schaumweinkelterei Schultz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rh., der auch schriftstellerisch hervorgetreten ist, konnte vor kurzem seinen 50. Geburtstag feiern.

Rechts: Dr. e. h. Curt Elschner, Geh. Kommerzienrat, Chef des Hotels Exzelsior in Berlin, des größten des Kontinents, der von kleinen Anfängen aufgestiegen ist, beging unlängst die Feier seines 25jährigen Geschäftsjubiläums.



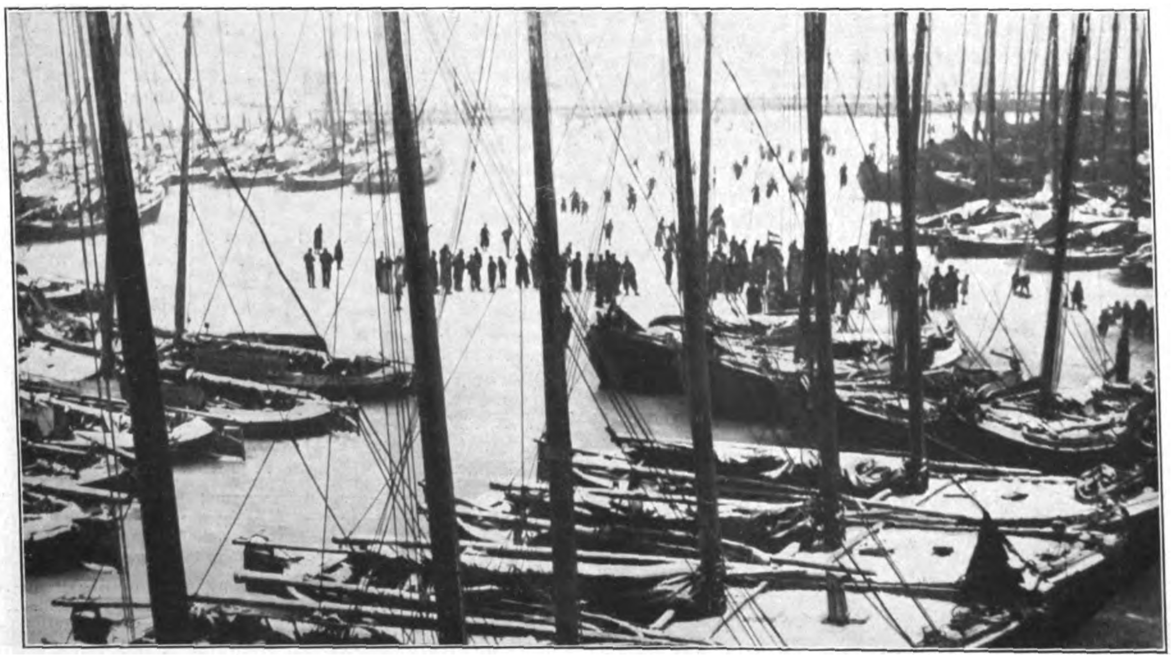


Hans Reichel, Verlagsbuchhändler, Mitinhaber der Firma Georg Westermann, Braunschweig, wurde von den Hochschulen Greifswald und Braunschweig wegen seiner Verdienste um die Geographie zum Dr. phil. u. Dr.-Ing. e. h. ernannt.

Alfredo Pirelli, Mailänder Großindustrieller, Präsident der Internationalen Handelskammer, der auf dem Internationalen Handels-Kongreß im vorigen Jahre neugewählt wurde, traf am 19. Januar zu einem Besuch in Berlin ein.

zwar weiter darauf dringen, daß die Versicherungen bezüglich des Abbaues der außerordentlichen Ausgaben und einer wirksamen Kontrolle der Staats- und Kommunalausgaben auch erfüllt werden, und er erhofft davon eine Verminderung der Auslandsanleihen öffentlicher Körperschaften. Das alles jedoch ändert wenig an der Tatsache, daß der Plan, wie er von den Sachverständigen geschaffen worden ist, keine Handhabe bietet, den Strom der Auslandsanleihen, dessen Zinsen und Tilgungsdienst für die Zukunft eine Vorbelastung schafft, die dem künftigen Reparationstransfer im Wege steht, abzudämmen. Der Agent sieht sich also gezwungen, untätig zuzusehen, wie man den Dawesplan ad absurdum führt. Als Verwalter der Gläubigerinteressen findet der Agent nur einen Ausweg: Abschaffung des Transferschutzes und Fixierung der Gesamtschuld. Wir müssen jetzt, da die Internationale Reparationsdebatte einen neuen Impuls empfangen hat, unsere Wirtschaftspolitik weit mehr als bisher international orientieren. Das deutsche Wirtschaftsproblem ist nicht zu lösen, wenn nicht gleichzeitig das Weltwirtschaftsproblem gelöst wird. Und dieses besteht vornehmlich darin, daß die unnatürlich gelagerten Kapitalkräfte in natürliche Ströme geleitet werden. Das Problem lautet immer wieder: Neue Absatzmärkte, Hebung der internationalen Kaufkraft. Wenn Poincaré dabei immer noch an den nach Kriegsschluß genannten 132 Milliarden, die Deutschland zahlen soll, festhält, so kann über diese unmögliche Forderung überhaupt nicht debattiert werden. Vernünftige Kreise in Frankreich scheinen sich auch schon auf sich selbst zu besinnen und jetzt bereits einen Rückzug auf $^1/_3$ dieser Summe unter Zugrundelegung des Dawesplans anzutreten.

Im Ernst zweifelt kein Mensch an dem guten Willen Deutschlands, nach bestem Können Reparationen zu leisten, aber der Wille allein genügt nicht, wenn die Kraft nicht vorhanden ist, diesen Willen auch in einem vernünftigen Ausmaß in die Tat umzusetzen. Die Reparationsfrage muß und wird aber einmal endgültig geregelt werden, und zwar sicher im Zusammenhang mit der interalliierten Schuldenfrage.



Holland unter der Zange des Winters: Eingefrorener Fischerhafen bei Amsterdam. Die Boote sind vom Eis eingeschlossen, und die Fischer versammeln sich auf dem gefrorenen Wasser.

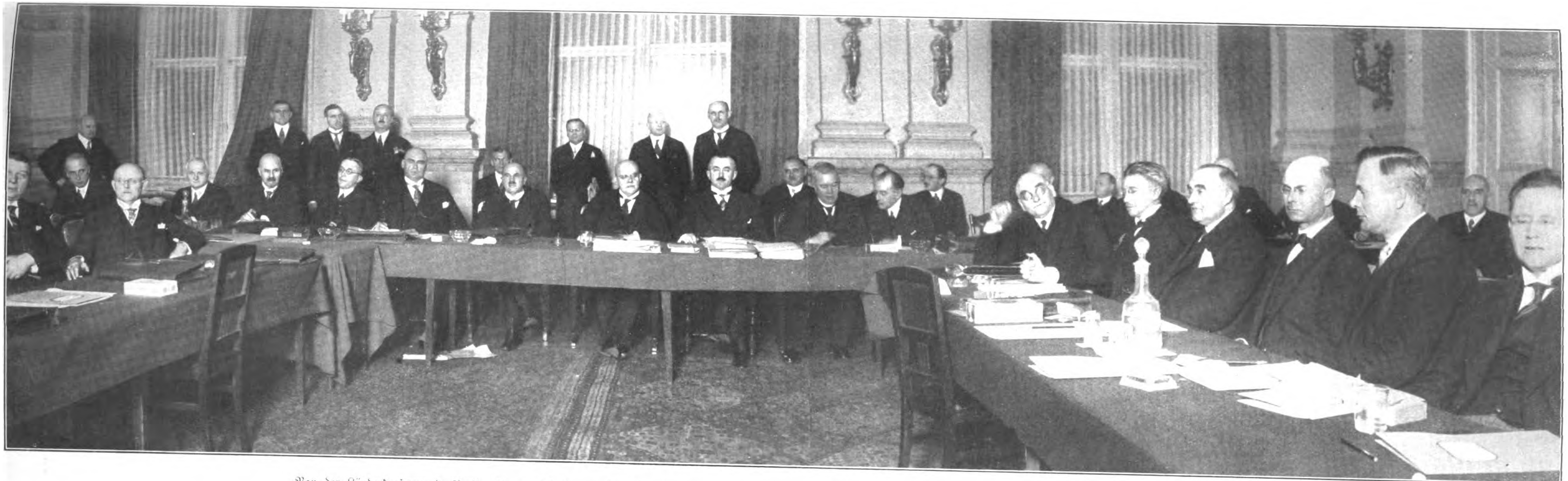


Herzog Bernhard III. von Sachsen-Meiningen, der frühere regierende Fürst und Chef des Hauses Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, † am 16. Januar im Alter von 76 Jahren.

Tagesgeschichte.

Vom 16. bis zum 18. Januar tagte in Berlin **die deutsche Länderkonferenz** unter dem Vorsitz des Reichskanzlers. Alle achtzehn deutschen Länder waren durch ihre Ministerpräsidenten, in den meisten Fällen auch durch ihre Innen- und Finanzminister, vertreten. Ferner nahmen der Reichssparkommissar Dr. Sämisch und Staatssekretär Dr. Meißner vom Bureau des Reichspräsidenten an der Konferenz teil. Als Versammlungsraum diente der historische Pfeilersaal der Reichskanzlei, der Tagungsort des Berliner Kongresses im Jahre 1878, auf dem unter Bismarcks Vorsitz zwischen den Großmächten und den Balkanländern über den russisch-türkischen Frieden von Santo Stefano und die dadurch geschaffene Lage auf dem Balkan verhandelt wurde. Diesmal standen innerdeutsche Probleme zur Debatte: Fragen einer Umgestaltung des Reichs, seines Verhältnisses zu den Ländern; sonstige Möglichkeiten der Vereinfachung und Rationalisierung der öffentlichen Verwaltung; Maßnahmen und Wege zu einer sparsameren Finanzgebarung. Die positiven Ergebnisse dieser Verhandlungen waren gering. Die Regierungschefs von Bayern und Württemberg gaben jedenfalls ihre ablehnende Haltung in der Frage des Einheitsstaates deutlich zu erkennen.

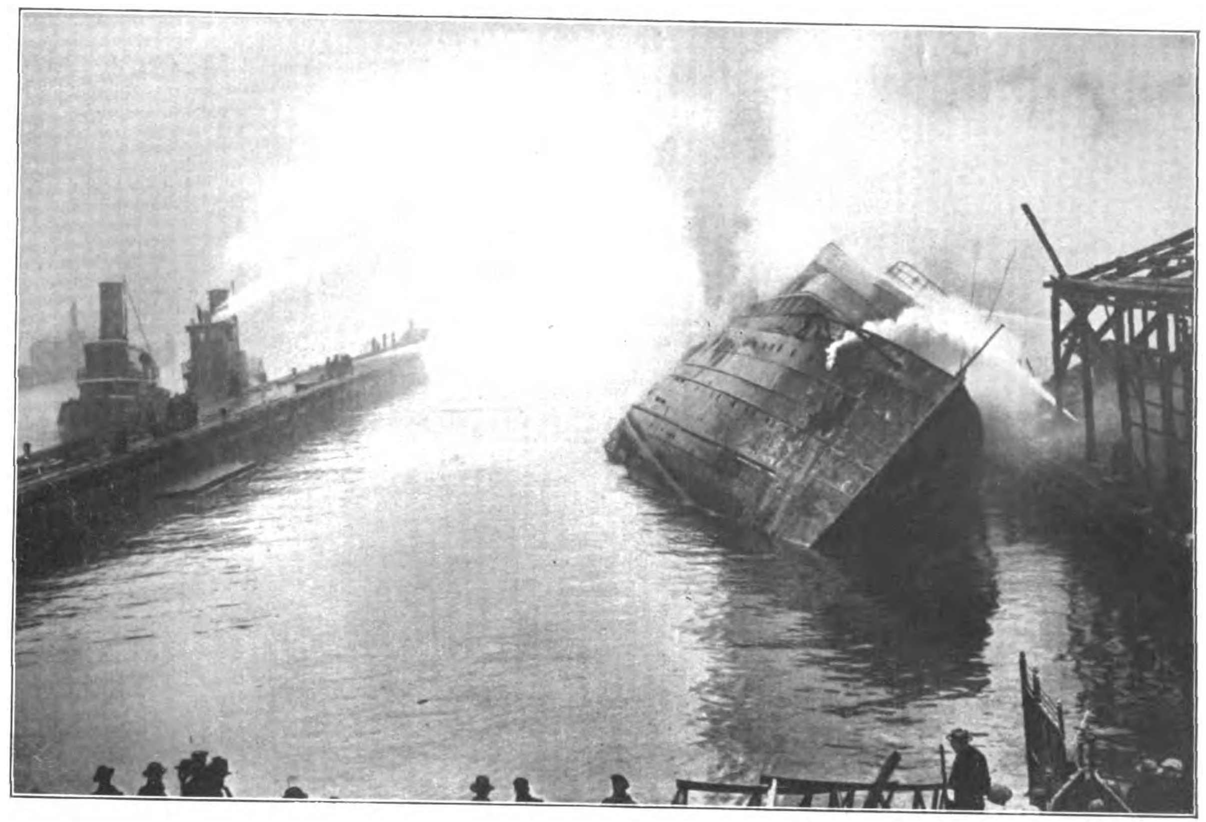
Zum Nachfolger des aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegenden **Reichswehrministers Dr. Otto Geßler** wurde am 19. Januar Generalleutnant a. D. **Wilhelm Groener** ernannt. Groener ist am 22. November 1867 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren. Im Jahre 1884 trat er in das 3. Württembergische Infanterie-Regiment Alt-Württemberg Nr. 121 ein und gehörte von 1899 ab mit kurzen Unterbrechungen dem Großen Generalstab an. Während des Krieges war er bis 1917 Chef des Feldeisenbahnwesens, dann übernahm er die Leitung des Kriegsamtes. Hierauf kam er als Divisionskommandeur an die Westfront, wo er bald die Führung eines Armeekorps erhielt. Vom März 1917 ab war er Chef des Stabes beim Generalkommando Kiew. Nach Ludendorffs Rücktritt wurde er am 1. November 1918 Erster Generalquartiermeister, und nach seinem Ausscheiden aus der Armee als Generalleutnant war er von 1920 bis 1923 Reichsverkehrsminister.



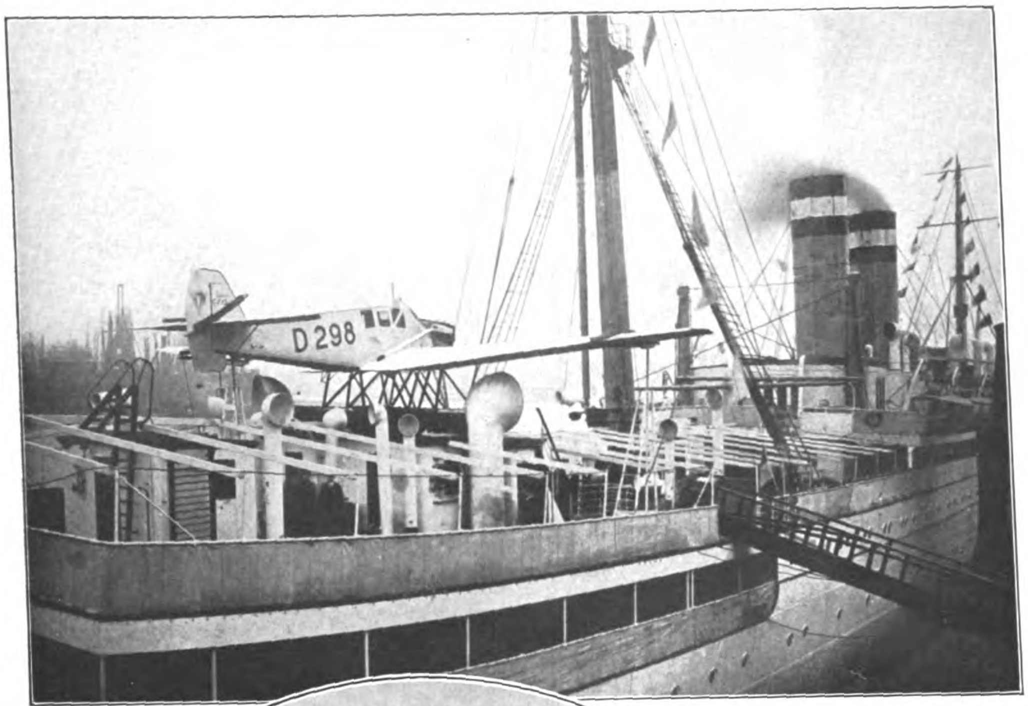
Von der Länderkonferenz in Berlin, die am 16. Januar im historischen Pfeilersaal der Reichskanzlei eröffnet wurde und bis zum 18. Januar dauerte: Während der Verhandlungen.

Von links nach rechts: Am linken Tisch: Ministerpräsident Dr. Held (Bayern) — mittlerer Tisch (vorn): Reichssparkommissar Staatsminister a. D. Dr. Sämisch; Staatssekretär vom Reichsfinanzministerium Prof. Dr. Popitz; Reichsfinanzminister Dr. Köhler; Reichsjustizminister D. Hergt; Reichskanzler Dr. Marx; Staatssekretär der Reichskanzlei Dr. Pünder; Reichsarbeitsminister Dr. Brauns; Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius — am rechten Tisch: der preußische Ministerpräsident O. Braun; der preußische Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff; der preußische Innenminister Grzesinski; Staatssekretär des preußischen Innenministeriums Dr. Abegg; preußischer Ministerialdirektor Dr. Brecht.

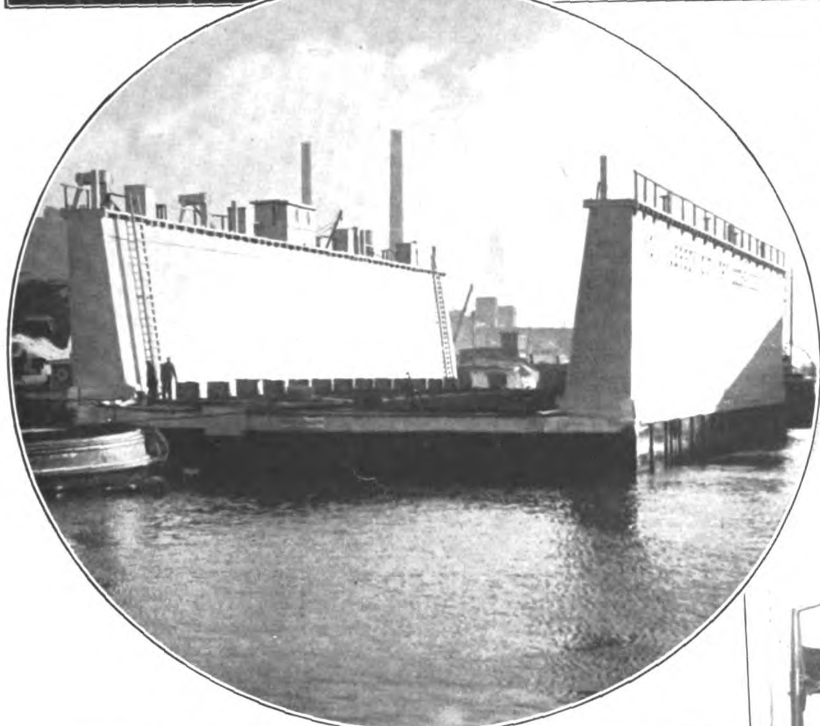




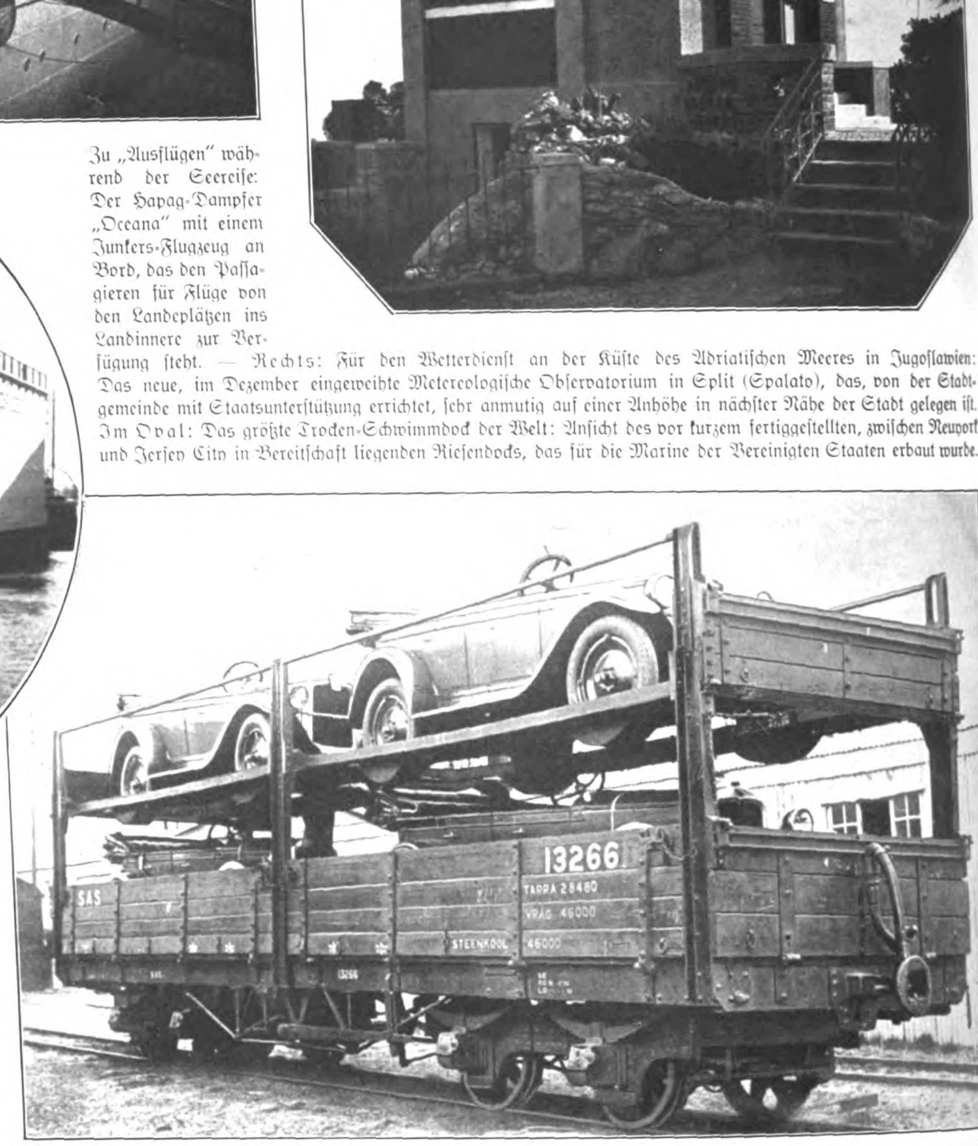
Links: Das Fest der großen Wasserweihe in Bukarest, ein alljährlich geübter kirchlicher Brauch: Während der Truppenparade, des Abschlusses der Feierlichkeiten, vor dem rumänischen Prinzregenten Nikolaus (vorn Mitte). Links neben dem Prinzregenten der Kriegsminister Paul Angelescu; hinter ihnen Mitglieder der Regierung und der hohen Geistlichkeit. — Rechts: Ein Schiffsbrand in Hoboken am Hudson (Nordamerika): **Feuerlöschboote in Tätigkeit bei dem bereits sinkenden Schiff „Seneca", das am Lackawanna-Pier in Brand geriet und völlig vernichtet wurde.**







Zu „Ausflügen" während der Seereise: Der Hapag-Dampfer „Oceana" mit einem Junkers-Flugzeug an Bord, das den Passagieren für Flüge von den Landeplätzen ins Landinnere zur Verfügung steht. — Rechts: Für den Wetterdienst an der Küste des Adriatischen Meeres in Jugoslawien: Das neue, im Dezember eingeweihte Metereologische Observatorium in Split (Spalato), das, von der Stadtgemeinde mit Staatsunterstützung errichtet, sehr anmutig auf einer Anhöhe in nächster Nähe der Stadt gelegen ist. Im Oval: Das größte Trocken-Schwimmdock der Welt: Ansicht des vor kurzem fertiggestellten, zwischen Neuyork und Jersey City in Bereitschaft liegenden Riesendocks, das für die Marine der Vereinigten Staaten erbaut wurde.



Zweistöckige Güterwagen, wie sie in Südafrika gebaut und auf den dortigen Eisenbahnlinien mit Erfolg eingeführt wurden: Einer der neuartigen Waggons, beladen mit Kraftwagen, auf dem Bahnhof von Port Elisabeth.





Links: Eine praktische Einrichtung für den Schwimmunterricht: In amerikanischen Schulen neuerdings benutzter Schwimmlehrapparat, der es dem Schwimmlehrer ermöglicht, zwölf und mehr Schüler gleichzeitig zu unterrichten, ohne sie aus dem Auge zu verlieren. Die Schüler üben an Seilen, die auf Rädern an einem Ring entlanglaufen. — Rechts: Eine neue Art von Sportarena: Die jüngste amerikanische Sportkampf-Anlage Franklin Field in Philadelphia, die durch Einbau eines rangartigen Vorsprungs für die oberen Sitzreihen den Zuschauern einen besseren Überblick über den Kampfplatz gestattet.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(4. Fortsetzung.)

Aber der Polizeioffizier! Hat er nicht sogar für die Mannschaft gesorgt, daß sie mit Geld bedacht wurde? Selbst Boxkämpfe hat er in Szene gesetzt und acht Gegner miteinander gepaart wie ein Manager im Madison-Square-Garden. Auf dem Vorderschiff ist ein Ring errichtet, und der Polizeioffizier steht in Hemdsärmeln als lachender Schiedsrichter da.

Maschinisten, Heizer, zwei Mann vom Küchenpersonal sind die Kämpfer. Eine Kommission ist gebildet worden, die das Betriebskapital garantiert hat. Überall werden von jungen Damen Tickets verkauft. Der Sieger wird für seinen Kampf 15 Dollar erhalten und der Besiegte 10.

Es kann eine lustige Sache werden, eine Parodie auf den Weltmeisterkampf, aber es geht verteufelt ernst zu, und die Boxer schlagen sich Stirn und Nase blutig. Sie prügeln sich verbissen um die Aussicht, 5 Dollar mehr zu gewinnen.

Der kleine Heizer aus Rotterdam bekommt einen Hieb an die Schläfe. Ob man den Schiffsarzt rufen soll? Er grinst vor Vergnügen über diese unerwartete Frage. Den Doktor? Nein.

Der kleine Heizer hat den Hauptkampf bestritten und klar gesiegt. Wieder 15 Dollar für eine Taufe, an der er sonst unbeteiligt ist. Auf jeder Reise boxt er und gewinnt. Mit welchem Genuß er dann seine Nörgler verprügelt!

*

Die alleinreisenden Damen, Witwen und meist junge Mädchen, sind gegen die Junggesellen erheblich in der Überzahl. Wenn sie nur tanzen und flirten wollen und selbst reizvoll sind, haben sie an Bord des „Globus" eine herrliche Zeit.

Doch die richtigen Junggesellen, wie Mr. Buttenbirk zum Beispiel, haben es schwer. Immerfort ist er in ernste Affären verwickelt, ohne das geringste verschuldet zu haben. Er ist Freiwild, das zur Strecke gebracht werden soll, aus Langerweile oder aus Sport. Jede weibliche Verführungskunst wird an ihm erprobt.

Mr. Buttenbirk, ein netter junger Mann, hat mit seinem Bruder eine Fabrik irgendwo in Staaten Island. Er ist bestimmt nicht verheiratet. Er wird noch rot, wenn er sich mit einer Dame unterhalten soll. Mehr aus Scheu als aus Verlegensein. Ach, wie unbeholfen dieser prachtvolle Mensch doch ist! Es sind mehrere steinalte Damen da, die den ganzen Tag Bridge spielen, im Musiksalon, weil es ihnen an Deck zu zugig ist. Sie haben ihn unter ihre Obhut genommen, weil sie einen vierten Partner brauchen, und gewinnen ihm etwas Geld ab. Bei ihnen ist er sicher und beschützt, aber es kann ihm doch nicht behagen. In Neuyork hat er nie Damenbekanntschaften gehabt. Denn Liebesgeschichten bedeuten stets eine drohende Gefahr! Voreilige oder mißverstandene Versprechen werden in den Staaten rücksichtslos von der Weiblichkeit ausgenützt, und die Frau hat immer recht. Ist es nicht so?

Vielleicht findet sich auf dieser Reise eine gute Gelegenheit. Man kann ja in Ruhe wählen und sich entscheiden.

Weiß der Kuckuck, woher die Mädchen und Frauen die Witterung haben, daß es diesem Manne mit seinen Heiratsplänen ernst ist!

Er ist das Gegenteil von Mr. Austin, der die Abwechslung liebt und jede Dame freihält, die sich mit ihm abgibt. Dieser Mr. Austin ist reicher als Mr. Buttenbirk, er verschwendet sein Geld mit vollen Händen, aber er hat zuviel Erfahrung hinter sich und ist verwöhnt. Gestern speiste er mit einer Französin im Grillroom und tanzte später den ganzen Abend mit ihr. Heute leistet er einer zarten Neuyorker Tänzerin Gesellschaft, weil er ihre durchsichtige Blässe überaus interessant findet. Die kleine Tänzerin Peggy hat eine schwere Operation überstanden und soll sich auf der Südseereise erholen. Ziegfeld wird sie engagieren, wenn sie erst wieder gesund ist. Es braucht seine gute Zeit, und man muß Geduld haben. Mrs. Seemann, ihre Mutter, die sie begleitet, verrät, daß Peggy eins ihrer vielen Kostüme mitgenommen hat. Vielleicht wird sie sich beim großen Maskenball, der an Bord des „Globus" geplant ist, in einem Solotanz zeigen.

Peggy lächelt ein wenig schwermütig. Es ist ihr noch gar nicht nach Tanzen zumute. Sie ist so leicht und hauchzart geworden, daß sie kaum der Brise, die von den Bermudas herüberweht, standhalten kann.

Diese Mrs. Seemann ist keine sehr opferbereite Mutter. Sie hätte es lieber, wenn Mr. Austin sich mehr mit ihr beschäftigte. Mit vierzig Jahren ist man noch lebensfreudig genug und gewiß auch noch genügend leichtsinnig, um einen Mann wie Austin nicht zu enttäuschen.

„Sie hat Routine, aber Pech", stellt Mrs. Rieger sachlich fest, nachdem sie den Kampf zweier weiblicher Generationen schmunzelnd aus der Nähe verfolgt hat. „Hoffentlich fällt die kleine Peggy nicht auf diesen Blender herein!"

Mr. Austin promeniert mit der Tänzerin vorbei. Mrs. Seemann, die nicht verzichten will, folgt ihnen entschlossen. Vielleicht ist es aber auch nur ein Glas Champagner, das sie vor dem Frühstück wittert. Diese Frau ist entschlossen, alles zu genießen, was sich ihr bietet, als wäre sie zwanzig Jahre lang um jede Freude betrogen worden. Jetzt ist sie sogar eifersüchtig auf die eigene Tochter. Der Kapitän begegnet ihnen zufällig und bleibt stehen. Auch er wird von Austin eingeladen und schließt sich an.

Es ist Mr. Buttenbirks Tragikomödie, daß er sich die Frauen ganz anders vorstellt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sucht wohl eine, die eine gute Hausfrau ist, keine moderne Puppe mit gepuderten Wangen und geschminkten Lippen, die nur das Geld ausgibt, das der Mann verdient, und die niemals zu Hause ist, wenn man sie braucht. Lieblichkeit ist sein Ideal.

Wie geschickt die jungen Mädchen auf seinen harmlosen Spleen einzugehen wissen! Ja, Buttenbirk erscheint ihnen sogar interessant. Ihm bietet sich solche Auswahl, wie er es nie erhofft hat. Er ist für Eindrücke leicht empfänglich; die gefällt ihm und jene, er stürzt sich in immer neuen Flirt.

In Mrs. Rieger, die über jeder Situation steht, hat er eine gute Ratgeberin gefunden, wenn er wieder einmal nicht weiterweiß.

Die jungen Damen, die es auch ernsthaft meinen, weil sie versorgt sein wollen, haben ein wenig Geduld mit Buttenbirk. Die warmen Nächte und die Stimmung an Bord, alle werden Helfershelfer für aussichtsreiche Dialoge unter den Sternen sein.

Sie lächeln bezaubernd, wenn er sie „zur Erinnerung" photographieren will, oder wenn er einen Tanz mit ihnen wünscht. Sie gehen mit ihm in das Schwimmbad und spielen Wasserball. Sie brauchen ihren geschmeidigen, sportgeübten Körper nicht zu verstecken.

Nach und nach wird der Flirt aber langweilig, und es geht nicht voran. Dann ergreifen diese modernen Amazonen selbst die Initiative, und oh, gleich sind sie ihm weit überlegen. Sie wünschen vielleicht ein wenig Kühlung auf dem Bootsdeck und schmiegen sich herzhaft an seinen Arm. Und dann soll er erzählen, wie er sich seine Zukunft denkt.

Mrs. Rieger wartet auf eine neue Generalbeichte.

„Schon wieder einmal vorbei, Mr. Buttenbirk?"

„Ja."

„Und weshalb?"

„Sie hat James zu mir gesagt."

„Heißen Sie denn nicht James?"

„Doch. Aber es ist mein Vorname."

Oder ein anderes Mal:

„Ich sollte mit ihr da oben auf dem Bootsdeck allein sein. Denken Sie nur!"

„Mein Gott!"

„Nicht wahr?"

„Ich fürchte, Sie werden nie eine Frau finden, wenn Sie so vorsichtig sind."

„Es ist noch eine Möglichkeit", sagt Mr. Buttenbirk und hat sich nun für eine dritte entschieden, die er jetzt suchen will.

„Stolpern Sie nur nicht!"

Mrs. Rieger mit dem schlohweißen Bubenkopf, diese prächtige Frau, über deren Witz und treffsicheren Humor jeder mitlacht, ist um ihren Schützling mütterlich besorgt. Sie hat selbst schon einen verheirateten Sohn in Cansas City, aber sie ist jünger als wir alle.

„Wir wollen aufpassen, daß er keine Torheiten macht", sagt sie zu mir. „Und fürchten Sie nicht, daß ich auch James zu Ihnen sage!"

Wir stehen in der großen Stille oben. Auf der Kommandobrücke geht der wachthabende Offizier hin und her. Da ist wieder der unheimliche Herr in Schwarz, der sich auf seinen Regenschirm stützt. Mrs. Rieger blickt ihm aufmerksam nach, bis er im Dunkel verschwunden ist.

*

Mr. Jefferson ist stark betrunken in unsre Kabine gekommen und weckt mich rücksichtslos auf.

„Wissen Sie schon das Neueste?"

„Nein. Interessiert mich auch nicht."

„Oh, es geht Sie ebensogut an wie mich und alle. Sie können diesen Hallock auch selbst fragen, wenn Sie mir nicht glauben."

Mit gedunsenen Augen setzt er sich, aber er hat sich doch noch in der Gewalt.

„Mr. Hallock sagt, daß uns ein Unglück bevorsteht. Er hat das zweite Gesicht, müssen Sie wissen. Irgend etwas Furchtbares ist uns bestimmt. aWhrhaftig, ich will glücklich sein, wenn ich in Maracaibo bin. Mr. Hallock verläßt den ‚Globus' morgen in Hamilton. Es sei ein Teufelsschiff, hat er gesagt."

„Mr. Hallock steigt aus?"

„Ja. Er wird nach den Bahamas fliegen. Das wäre immer noch sicherer als diese Planken. Was meinen Sie?"

„Ich bin müde und möchte schlafen."

Der schwatzhafte Mann ist mir lästig. Doch ich werde ihn nicht los, bis er seinen Katzenjammer überwunden hat.

„Sie sind jung und gesund, Sie können uns alte Leute überhaupt nicht verstehen. Sie leiden nicht unter Stimmungen. Wissen Sie, warum ich so überstürzt abreiste? Ich hatte wichtige Geschäfte in Neuyork, wollte noch weiter nach Chikago und Buffalo. Auf einmal überfällt mich unbegreifliche Angst. Wenn ich jetzt nicht sofort abfahre, hier, wo niemand mich kennt, denke ich, geschieht ein Unglück. Ich bin ein verlorener Mann in der Fremde. Diese Furcht vor dem Tod ist etwas Teuflisches. Man sitzt oder liegt und bildet sich plötzlich ein: im nächsten Augenblick wird alles vorbei sein. Dein Herz wird stillstehen. Und hier kümmert sich keiner um den Nächsten. Ich habe mir in Maracaibo eine wundervolle Grabstätte gekauft und einen großen Engel setzen lassen, der einmal über mir wachen soll. Ich bin nicht fromm. Ich finde es nur pompös. Oh, ich will leben und werde noch leben. Zu Hause kommt das Angstgefühl nicht über mich. Übrigens brauche ich morgen noch einmal Wäsche von Ihnen. Ich werde mich in Hamilton dann genügend eindecken und Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen."

„Werden Sie auch umziehen? Wenn Mr. Hallocks Kabine doch frei wird."

„Nein. Danke. Ich bleibe lieber hier. Wir verstehen uns ja so gut."

*

Der „Globus" liegt also im Hafen von Hamilton vor Anker, um Fracht zu löschen, und wir Passagiere haben zwölf Stunden Zeit für uns. Einige Amerikaner, die ihre Ferien auf den Bermudas verleben wollen, verlassen den Dampfer. Sie besitzen kleine weiße Landhäuser mit flachen, gewellten Dächern in Hamilton, bei St. George oder Warwick und werden von ihren Angehörigen bereits erwartet. Statt ihrer kommen neue Passagiere an Bord.

Ich habe mich beim Zahlmeister gemeldet und darf sofort die Kabine wechseln. Mr. Hallock ist tatsächlich ausgestiegen und läßt sein Billett verfallen. Der Kapitän ist froh, daß er diesen unruhigen Mann, der allen nur die Stimmung verdarb, loswird.

Da steht er nun zwischen herumlungernden Eingeborenen am Kai und meckert vor Freude über seinen Entschluß. Von keinem Mitreisenden hat er sich verabschiedet, wie es sich wohl geschickt hätte. Er betrachtet uns alle als seine Feinde, weil wir auf sein Geschwätz nicht hörten. Mit den Händen in den Seitentaschen und den Hut weit in den Nacken zurückgeschoben, steht er und wartet noch immer.

Er hat die Kontrolle über den „Globus" noch nicht aufgegeben. Aber schließlich erscheint ihm das Warten sinnlos. Der Passagier mit den schwarzen Handschuhen zeigt sich nicht. Mr. Hallock winkt einer Kutsche, läßt sein Gepäck aufladen und fährt ins Bermudian-Hotel.

VIII.

Mit fast lautlos arbeitenden Maschinen gleitet unser schönes, sicheres Schiff in die Tropennacht hinein. Die Hitze in der Kabine ist längst unerträglich geworden. Der Ventilator an der Decke wirbelt nur glühende Luft herein und schafft keine Erfrischung. Die Glieder sind bleischwer. Die Ermattung des an das Klima noch nicht gewöhnten Körpers ist übergroß und schmerzhaft. Schlaf, ein spärliches Geschenk, bleibt ohne Erholung. Nach Mitternacht wird jeder Aufenthalt im engen Raum unerträglich.

Im Schwimmbad an Deck ergötzen sich immer noch einige Passagiere, aber das Seewasser ist so warm, daß es die Haut nicht erfrischt.

Ein hin und her geschleuderter Wasserball verfehlt die Richtung und springt über die Reling ins Meer. Einige Sekunden tanzt er auf und nieder und zieht flache Wellenkreise.

Schemenhaft gleitet ein tiefblauer Schatten auf ihn zu. Und für einige Augenblicke schneidet die dreieckige Rückenflosse eines Haies durch den Wasserspiegel. Ein zweiter, ein dritter durchkreuzt seine Bahn.

Wir sind gut bewacht.

Der Gummiball verschwindet und kommt nicht wieder zum Vorschein.

Der kleine Leo aus Zaandam hat im Dunkel abseits gestanden und dem Wasserspiel zugesehen. Oh, wie gern er auch dabei gewesen wäre! Er kann auch nicht schlafen in seiner schmalen Hängematte im Mannschaftsraum und will frische Luft atmen. Er lacht aus seinem Versteck heraus mit den anderen und vergißt ganz, daß er nur ein unbedeutender Schiffsjunge ist, der Prügel bekäme, wenn er hier entdeckt würde.

Als der Wasserball über die Reling springt, ist er so erschrocken, daß er nicht zugreift. Er hätte ihn noch erreichen können. Dann läuft er davon und begegnet der Kontrolle.

„Was ist denn los, Junge?"

„Ball über Bord!"

Die Matrosen grölen vor Lachen.

„Hat einer so etwas gehört! Das ist eine so wichtige Sache, Leo, daß du schon zum Alten gehen mußt. Aber poche tüchtig, sonst wacht er nicht auf!"

Er bekommt einen gutmütigen Backenstreich. Und die Kontrolle schlendert weiter.

„Oder nimm einen Rettungsring, sonst ersauft er noch!" ruft ihm der Maat nach.

Nein, der kleine Leo geht selbstverständlich nicht zum Kapitän. Das sollte nur ein Scherz von den anderen sein. Er schleicht in den Mannschaftsraum zurück und schwingt sich in die Hängematte. Er weint vor Heimweh und Verlassenheit ganz leise, daß niemand ihn hört.

*

Eine hauchzarte Brise gleitet über das Meer, das zum unermeßlichen Smaragd erstarrt ist, platinlicht-eingefaßt von der Rundung des Horizonts. Ich sitze auf dem Bootsdeck, in den Liegestuhl zurückgelehnt, und erlebe das immer wieder neue, nie begriffene Wunder der Sterne. Die Frau, die ich liebte, sitzt neben mir. Sie schweigt wie ich, aber sie läßt ihre weiße Hand auf meinem Unterarm ruhen. Auf der sanften Lichtheit der Haut liegt der Facettenschein eines großen Edelsteins wie ein Tautropfen, in dem sich alle Gestirne spiegeln.

Nie wußte ich, daß Stunden voll so tiefer Ruhe sein können, da alles Zwiespältige in uns aufgelöst ist. Stunden voll Wunschlosigkeit, weil sich alle Gnade des Beschenktseins erfüllte. Stunden ohnegleichen. Man besitzt und denkt einen einzigen Augenblick noch nicht ans Verlieren. Das Herz ist in Harmonie mit dem Weltall. Du begreifst den Rhythmus der Sterne, spürst das unsichtbare Atmen des Meeres. Du bist ganz hingegeben und ohne Sehnsucht, weil du plötzlich begreifst, daß du nicht mehr einsam bist. Ist es, weil du liebst?

Ja, ich liebe diese Frau, die neben mir schweigt, den blonden Kopf mir zugewendet, und lächelt. Um ihre Stirn ist es wie Strahlen. Ich vermag nicht zu erkennen, ob sie die Augen offen hat und mich ansieht. Ich sehe nur das Lächeln um den reifen, schön geschwungenen Mund, wie Kinder lautlos lachen, wenn sie träumen. Ich weiß kaum ihren Namen. Und ich frage sie nicht. Ich weiß auch nichts von allem, was ihr begegnete bis zu unserm ersten Tage. Alles Gewesene ist für uns beide ausgelöscht.

Als wir uns grüßten, nicht wahr, da erst begann unser frühester Tag!

Ich denke an unser Erlebnis auf den Bermudas, als wir in einem kleinen Boote hinaus zu den Seegärten fuhren, und frage sie:

„Wie geschah es, daß wir beide allein fuhren?"

Sie weiß sofort, woran ich sie erinnern will, als hätte sie meine Gedanken begleitet.

„Wartetest du nicht auf mich?"

„Wir hätten zurückbleiben müssen, da alle anderen Boote überfüllt waren."

„Ja, und da fragtest du mich."

Wir fuhren mit dem Bootsmann zu dritt. Als wir aufs Meer hinauskamen, öffnete er den Holzboden seines Kutters, dessen äußere Wände aus dickem Glas waren. So konnten wir die Wunder der Meerestiefe betrachten. Wie ein Schatten glitten wir über Zaubergebilde dahin. Phantastische Lebewesen, Fische in bronzenen und goldenen Farben, in allen Abtönungen des Regenbogens, mit spielenden Flossen und aufleuchtenden Schuppen steuerten zwischen den Wäldern der Tiefe, Korallenbäumen, Algen und Seesternen, dahin. Mit tiefstrahlendem Glanze senkte sich die Sonne in die Fremdartigkeit einer nie erschauten Welt, daß die Fischleiber glasig durchsichtig und die Spitzen der Korallenäste wie mit Funken überstreut erschienen. Ein Raubfisch lauerte reglos und duckte sich schaukelnd unter einer nicht begriffenen, nur erspürten Gefahr, als der Kutter über ihn hinwegfuhr, dann schnellte er mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes in die Fluchten einer Schar von Silberfischen und haschte sich Beute.

„Du, war es nicht wie ein Geheimnis, das sich uns offenbarte?"

„Ja. Auf einmal sahen wir."

Die Frau neben mir spricht leise und scheu, daß ich nicht die zweite, tiefere Deutung ihrer Antwort errate.

„Wie glückselig diese Inseln doch waren! Möchtest du dort leben?"

„Mit dir?"

„Wenn du mich fragst."

Ihre Augen sind starr und groß.

In endlosem Silber verliert sich hinter dem Schiff der Schaumstreifen des Kielwassers, der sich zum Fächer spreitet. Die Blicke sind wie geblendet. Der große Wagen steht mit hochaufgerecktcr Deichsel, und der Polarstern glimmt dicht über der Linie des Horizonts. Zwischen Wega, Orion, Schwan, Fuhrmann und Leier leuchten Myriaden fremder Sterne. Der Weltenraum ist ein einziges, flammendes Lichtermeer.

Tag um Tag sind wir keinem Schiff mehr begegnet, doch die hellen Stunden lassen uns die Einsamkeit nicht spüren. Der nächtliche Himmel erst, in dem das große Schweigen der Sphären Musik wird, macht klein und hilflos.

Nur das Herz pocht leise den Takt mit der Natur.

Weite Welt, schöne, unbegreifliche Welt!

Ein Meteor zieht in der unendlichen Weite der Milchstraße eine kühne Parabel, um südwärts, immer noch im Grenzenlosen, zu erlöschen.

*

Aus der Funkstation kommt ein Beamter und trägt einige Telegramme, die er aufgenommen hat, zur Druckerei.

Sie werden nicht ohne Interesse für die Passagiere des „Globus" sein, wenn sie in der Bordzeitung unter „Wichtige Mitteilungen" stehen. Das eine betrifft Mr. Hallock, der im Trubel der Tage schon halb vergessen ist. An unangenehme Reisegefährten erinnert sich niemand gern.

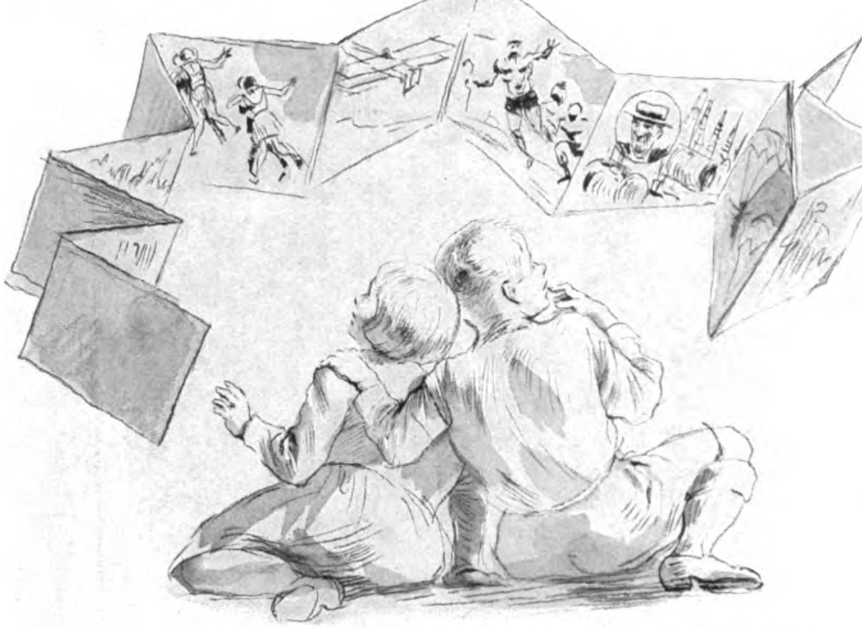
(Fortsetzung folgt.)



Eisfest. Gemälde von Erich Gruner.

Jugend von heute

Text und Zeichnungen von Heinrich Boese



So bietet sich unseren Kindern die heutige Welt!



„Wie ist doch der Walter So klug für sein Alter ...“

Das moderne Kind hat es nicht leicht, unsere Ansprüche auf Romantik zu befriedigen — wie sollte man auch gläubiges Kinderstaunen vor Märchenzauber und Kinderschreck erwarten dürfen von einem Geschöpf, das mit Radio und Telephon sozusagen seine ersten Gehversuche macht? Und auf dem Wege durch die Straßen der Stadt sieht sich das moderne Kind einer Fülle von Anschauungsmaterial technischer und wirtschaftlicher Art gegenüber — überwältigend, gemessen an dem, was früheren Generationen geboten wurde.

Dazu tobt heißer denn je der Kampf der verschiedenen Parteien und Geistesströmungen um das Kind. Mit Buch und Presse, mit Theater, Sport und Jugendverbänden wird er je nach Zahl und Art des „Unternehmers“ geführt. Schließlich tut noch der allgemeine Zeitgeist das Seine, der in dem Bestreben, das Kind auf schnellstem Wege zum zielbewußten Mitglied der Gesellschaft zu erziehen, es von allen „Hemmungen“ möglichst rasch zu befreien sucht. Fort also mit allem, was auf diesem Wege hinderlich sein



Nebenstehend: Ich taxiere, der haut seinen Gegner in der ersten Runde k. o.

Ist aber einmal im Hause eine Sicherung durchgebrannt, so stehen dieselben Väter ratlos vor einem solchen Unglücksfall und wissen nichts Besseres, als zum Monteur zu schicken. Doch Rudi, der Quartaner, naht mit geübtem Blicke, sachverständig prüft er den Schaden und beseitigt ihn spielend. Will man nicht einsehen, daß ihm das bedeutender erscheint, als die Gedanken des gefürchteten Schiller zu durchforschen?

Also lerne man, den Lebensdrang seiner Sprößlinge richtig verstehen, und wer sich nicht mehr umstellen kann oder will, mag sich damit trösten, daß unsere modernen Kinder auch einmal Eltern werden und dann den „Fortschritt ihrer Jüngsten“ mit gleichem Staunen verfolgen werden, wie es heute so manchem geplagten Familienoberhaupt geschieht.



Womit heute ein Kindergemüt zu fesseln ist: Radiovortrag „Im Flugzeug über den Ozean“.



Hältst du Entsteuerung nicht auch für das einzig Richtige, Papa?

könnte! So manches gerät damit in Bann, was unsereiner früher lernen und respektieren mußte.

Wehe den Vätern, die die „Seele“ ihres Kindes noch immer nicht begreifen wollen und sich erdreisten, seinem Geltungsbedürfnis nicht mit der nötigen Ehrfurcht zu begegnen! Ich schweige von den Märchengreisen, die die Schüchternheit vor dem Telephon noch immer nicht überwunden haben und ihr Haupt schütteln, wenn ein kleiner Knirps schon an der Strippe sein Rendezvous tätigt; nicht zu reden von jenen Unzeitgemäßen, die ein vorbeirasendes Auto auf Marke und P. S. nicht zu bestimmen vermögen — ihr Kind wird sie beschämen — die nicht wissen, daß Schmeling „erste“ Klasse ist, die von klavierspielenden Töchtern träumen, statt ihren Lieben ein Saxophon zu kaufen, und sich entrüsten, wenn im Kinderzimmer das ergreifende Lied „Heut' geh ich mit der Frieda, das tu ich morgen wieda“ von der Grammophonplatte ertönt.

ISLANDS JUNGE MALEREI

ZUR AUSSTELLUNG ISLÄNDISCHER KUNST IN DEUTSCHEN STÄDTEN



Joh. S. Kjarval: Ostisländischer Bauer.



Finnur Jonsson: Fischer auf dem Meer.

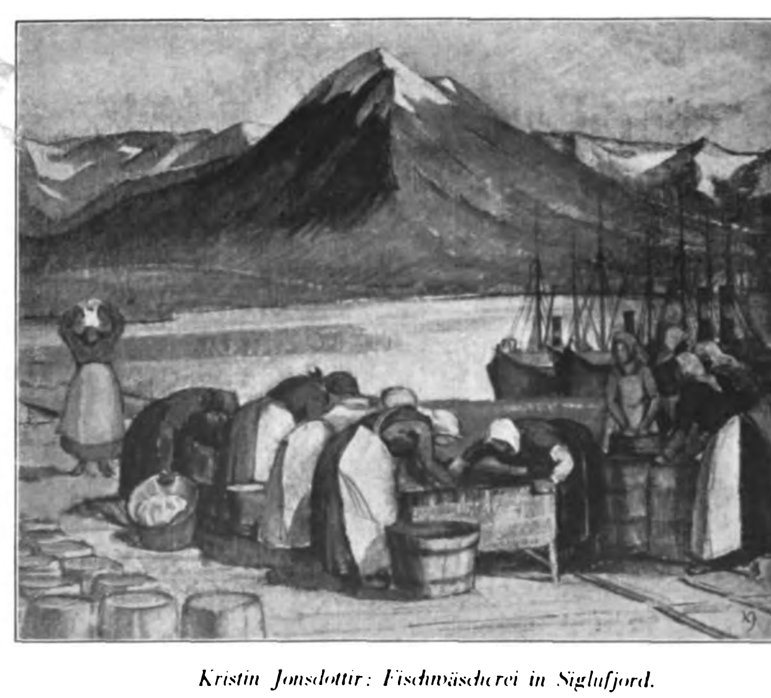
Man kann überzeugt sein, daß man bei Leuten, die sich einigermaßen für Kenner isländischer Kultur halten, auf mehr Überraschung als verständnisvolles Kopfnicken trifft, wenn man von dem Bestehen einer eigenen modernen isländischen Malerei spricht, wie sie in der Ausstellung der Nordischen Gesellschaft eben jetzt in Lübeck und anderen deutschen Städten zum erstenmal auf dem europäischen Kontinent gezeigt wird. (Die Ausstellung wird von Lübeck über Kiel, Hamburg, Berlin in eine ganze Anzahl weiterer deutscher Städte gehen.) Und doch ist diese Malerei nicht nur national sehr charakteristisch, sondern kann sich auch in ihren führenden Vertretern durchaus neben den guten Leistungen der europäischen Malerei sehen lassen. Volkliche Verbundenheit und starke individuelle Eigenart sind es, die die jetzt lebende isländische Malergeneration kennzeichnen. Sie sind so unterschiedlich in ihrer Formbehandlung, daß man auf den ersten Blick kaum irgend etwas Gemeinsames entdecken kann. Der Älteste der jetzt tätigen Malergeneration ist Asgrimur Jonsson, der ohne bewußte Anlehnung in seinem Stil sehr stark an Hodler erinnert, veranlaßt hierzu weniger durch systematisches Stilstudium als durch die Gegebenheiten der isländischen Landschaft, die nun einmal in ihrer Strenge und Geschlossenheit etwas Hodlerisches hat; der in Island und auch neuerdings in Dänemark am meisten anerkannte unter den isländischen Künstlern jedoch ist Jon Stefansson, dessen merkwürdig derbe und geschlossene Malweise an die Neue Sachlichkeit anklingt, sicherlich ebenfalls ohne bewußte Absicht. In völligem Gegensatz zu diesen beiden wiederum steht ein Mann wie Joh. S. Kjarval, der, ein hochbegabtes Talent, mit malerischer Leichtigkeit von einem Jahr zum anderen seinen Stil zu wechseln liebt und die futuristisch-expressionistische Linie ebenso beherrscht wie eine Turnersche Farbgebung oder die zeichnerische Genauigkeit einer akademischen Bildnisstudie. Auf einer vierten Seite endlich stehen Leute wie Gunnlögur Blöndal, der aus der französischen Schule hervorging, oder Finnur Jonsson, der seine Lehrlingszeit in den Blütejahren des „Sturms“ in Deutschland zugebracht hat. Alle diese eigenwilligen Köpfe aber zeigen sich durch die Gesamtheit ihres Landes und ihres Volkstums unlöslich und unverkennbar verbunden. Dr. Ernst Timm.



Jon Stefansson: Vulkan Hekla.



Juliana Sveinsdottir: Heimziehende Schafherde.



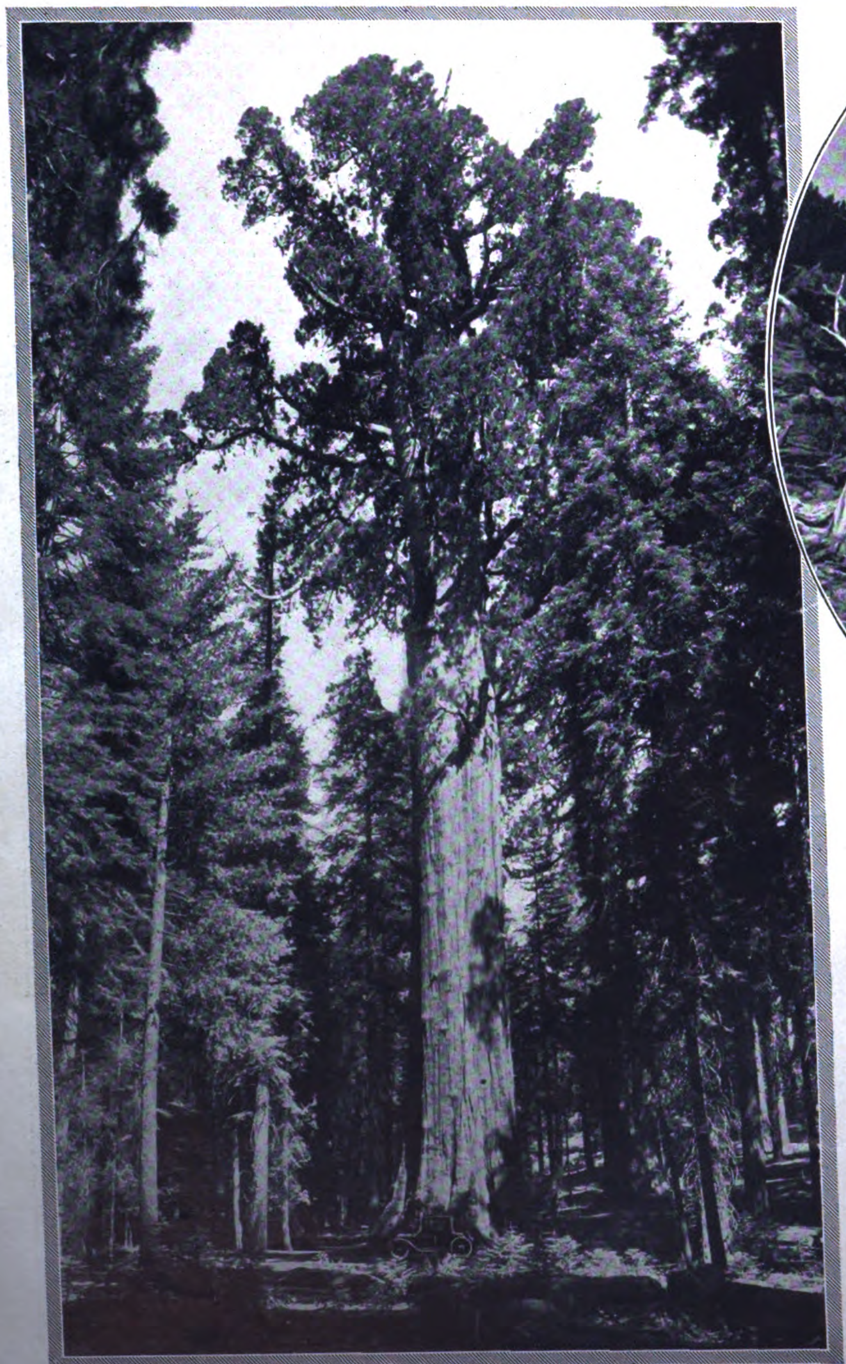
Kristin Jonsdottir: Fischwäscherei in Siglufjord.





Aus ame Nation

(Hierzu der Beitrag „Aus Am



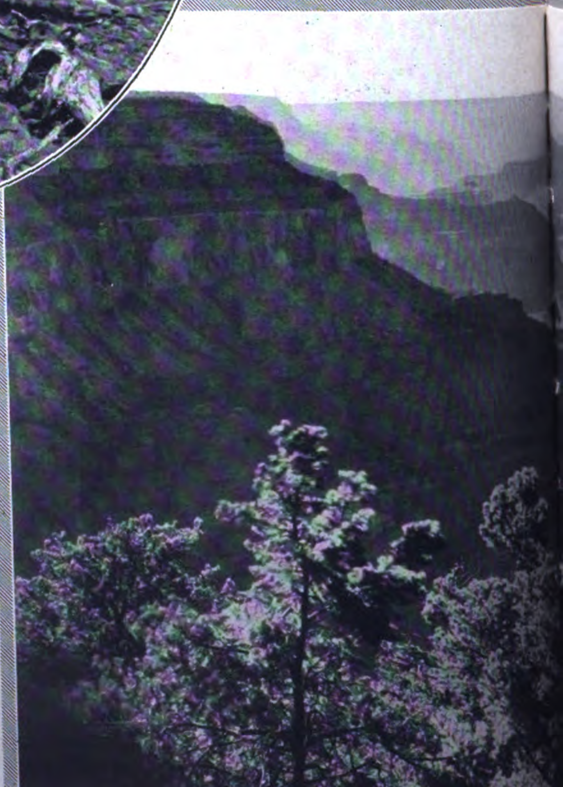


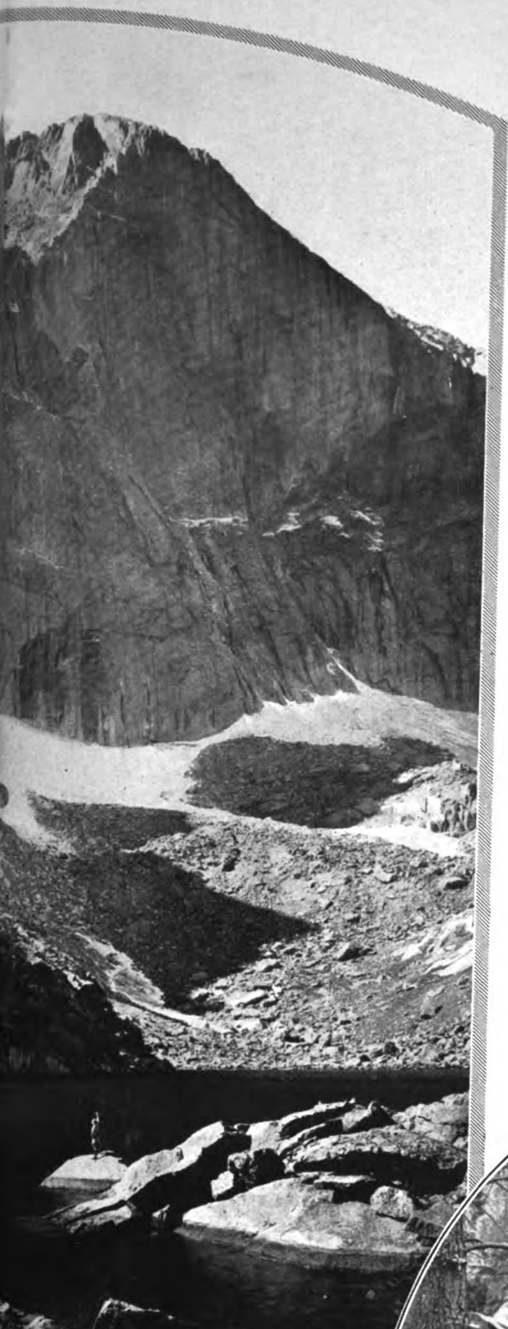
Von Wind und Wetter zerzaust: Alter Krüppelwald in der Kampfzone des Longs-Peak-Massivs im Rocky-Mountain-National-Park (Colorado).

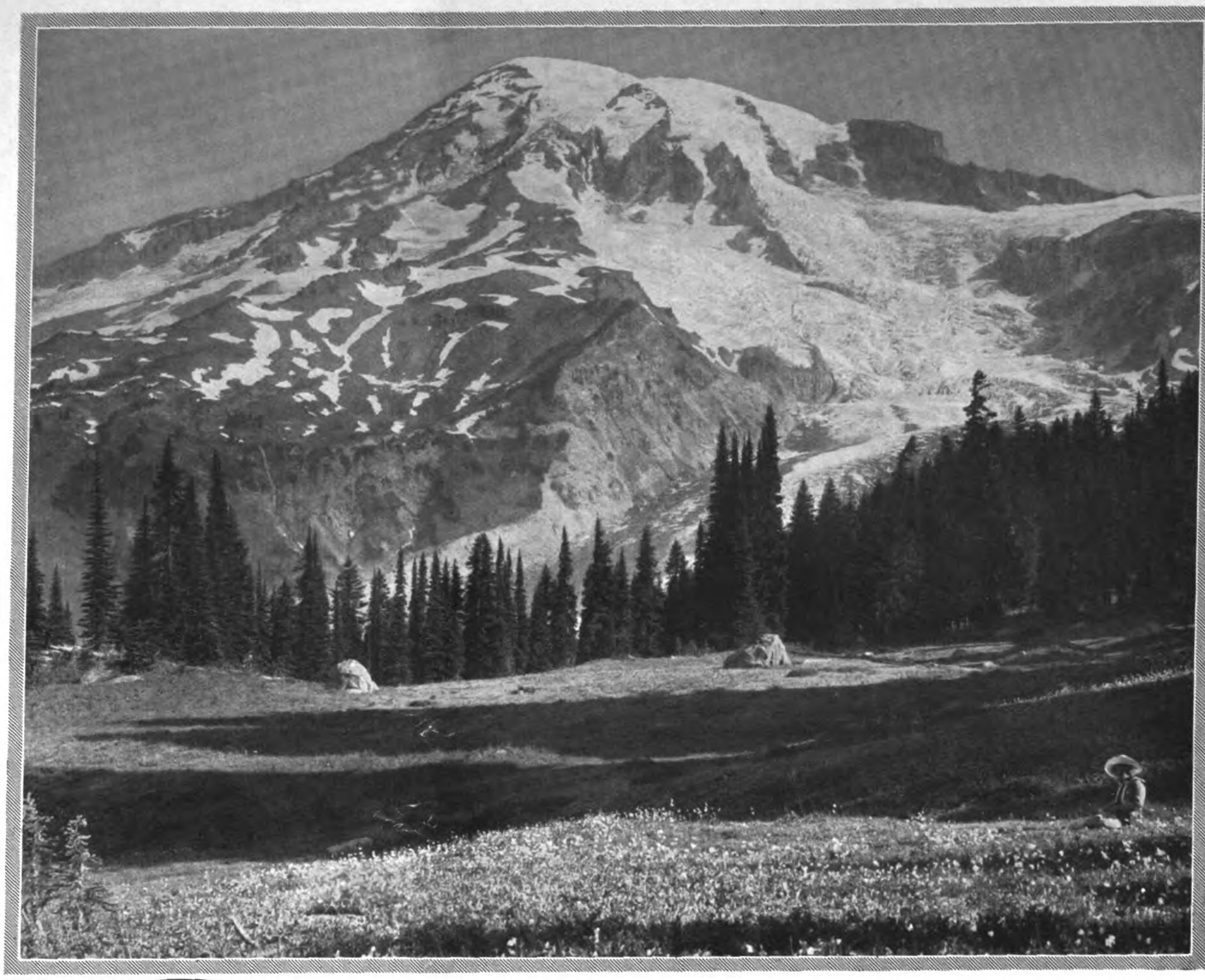
Links oben: Die Bergwelt als Hüter der Kinder Floras: Seerosen im Schmelzwasser des Chickadee Lake im Rocky-Mountain-National-Park. (Phot. Denver Tourist Bureau.)

Oben Mitte: Die Majestät der Felsenberge: Der Longs Peak mit dem Chasm-Lake. (Phot. Denver Tourist Bureau.)

Links nebenstehend: Mammutbaum im Sequoia-National-Park (Kalifornien). Das Auto am Fuße des Baumes allein kann als Maßstab einen Begriff von der ungeheuren Wucht vermitteln. (Phot. Sindley Eddy.)







kanischen lparken

aturparadiesen" auf Seite 141.)



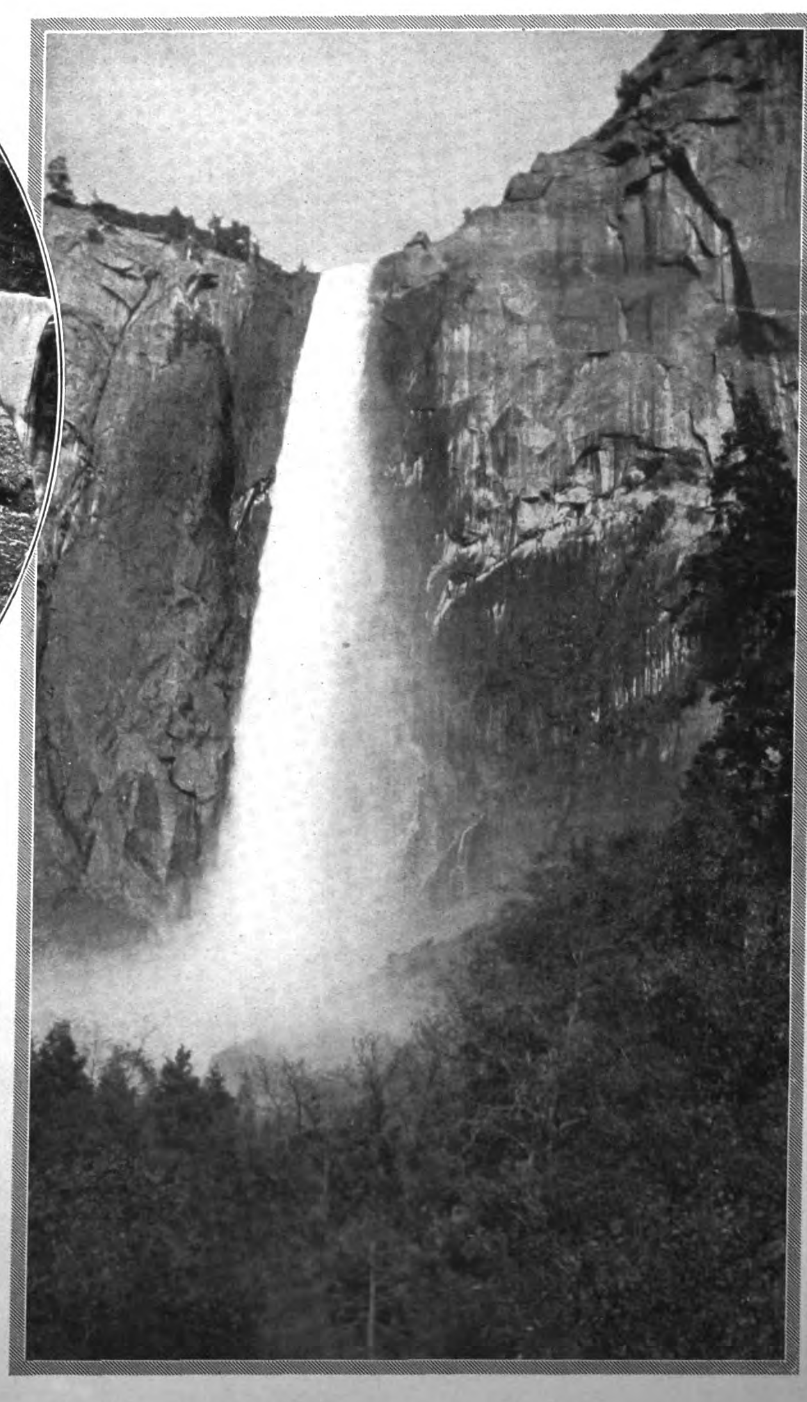


Parkheger des Rocky-Mountain-National-Parks an einem der immer offenen Schuppen für Werkzeuge zur Bekämpfung von Waldbränden.
(Phot. Denver Tourist Bureau.)

Rechts oben: Zur Sommerszeit im Mount-Rainier-National-Park (Washington): Blumenwiesen und Gletscher im Paradiestal an der Schneegrenze des Mount Rainier.

Unten Mitte: Blick auf das gewaltigste Erosionstal der Erde im Grand-Canyon-National-Park in Arizona.

Rechts nebenstehend: Der Brautschleier-Fall, der trotz seiner Höhe von 207 m einer der niedrigsten (!) Wasserfälle im Yosemite-National-Park (Kalifornien) ist.

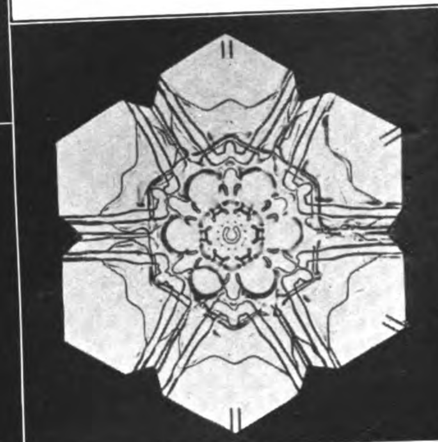


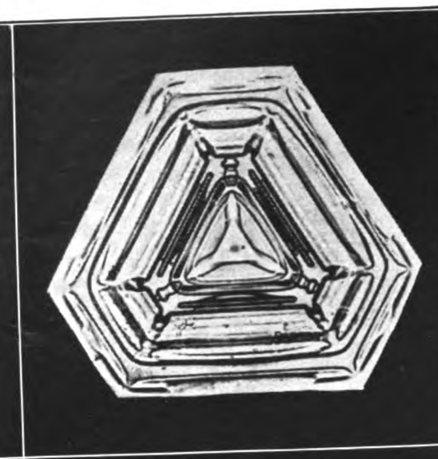


Kristallwunder der Schneeflocke.

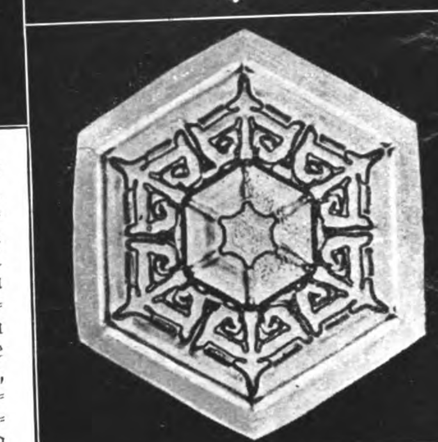


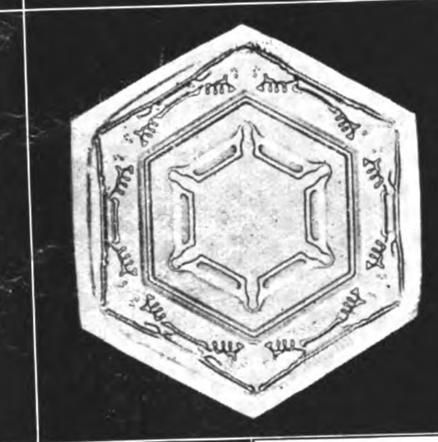








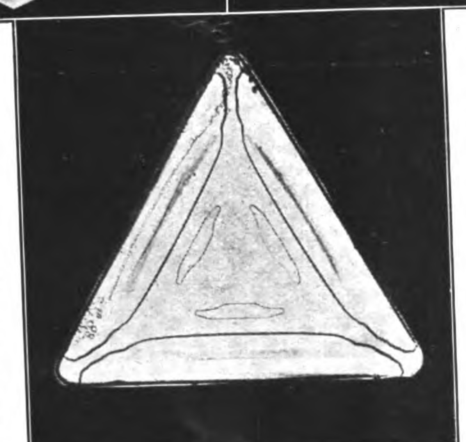


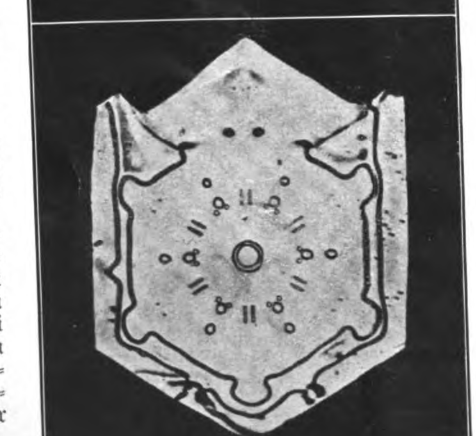


Aus der Kinderzeit ist uns ein früher sehr beliebtes Spielzeug erinnerlich, das aus einer Schicht mit bunten Glasstücken, Perlen, Röhren und Säulchen in Verbindung mit einem Winkelspiegel wunderbare Strahlenfiguren vor unserem entzückten Auge entstehen ließ: das Kaleidoskop. Diesem wunderbaren Schein stellen wir heute eine noch herrlichere Wirklichkeit gleicher Gattung gegenüber, wie sie uns aus der Welt der Schneeflocken entgegenwirbelt. Unsere Abbildungen sind einer Sammlung von etwa 4700 Schneeflockenphotographien entnommen, die der amerikanische Forscher Wilson A. Bentley im Laufe vierundvierzigjähriger Studien zusammengebracht hat. Besonders die letzten Schneestürme, die seine Forschungsstation am St.-Lorenz-Strom überzogen, brachten eine schöne Ergänzung. Die Wiedergabe erfolgt in etwa zehnfacher Vergrößerung der Originalflocken, deren Durchmesser von zwei bis sieben Millimeter schwankt, wobei allerdings auch ungewöhnlich große Flocken bis zu zwölf Millimeter Durchmesser vorkamen. Derartige Forschungen müssen selbstverständlich in einem hinreichend kühl gehaltenen Raum durchgeführt werden, damit die überaus zarten Kristalle, nicht sofort zerfallen oder zerfließen.

Auch schon ohne Benutzung des Mikroskops kann sich besonders der Kurzsichtige von der entzückenden Struktur der Schneeflocken überzeugen, wenn diese auch bei uns selten so groß werden dürften wie etwa im Bereich des St.-Lorenz-Stromes. In der Tat reicht die wissenschaftliche Literatur über Schneekristalle schon über hundert Jahre zurück, und bereits während einer Reise zum Walfischfang stellte William Scoresby d. J. fünf Haupttypen der Schneeflocken auf. Die erste große Zusammenfassung des Materials verdanken wir dem hervorragenden deutschen Meteorologen G. Hellmann. Von ihm wurde zum erstenmal durch photographische Aufnahmen festgestellt, daß strenge Symmetrie dieser Gebilde selten besteht, daß sie vielmehr meistens an einer Seite ein wenig verkümmert sind. Doch braucht diese Verkümmerung nicht immer merklich hervorzutreten.

Nach Hellmann unterscheidet man wesentlich zwei Gruppen von Schneekristallen, nämlich die tafelförmigen und die säulenartigen Gebilde. In beiden Fällen handelt es sich um Kristallisationsprodukte des Wasserdampfes der Luft in dem sog. hexagonalen System. Wir haben es dabei mit drei unter einem Winkel von 60 Grad sich schneidenden Achsen zu tun, wie wir sie vielfach in unseren Abbildungen wiedergegeben finden. Zu diesen Nebenachsen steht im Kristallschema eine vierte von auffallender Länge senkrecht. Hier ist die Säulenachse nicht besonders ausgebildet, wir haben es vielmehr mit wesentlich tafelförmigen Strukturen zu tun. Einerseits bilden sie vielstrahlige Sterne, andererseits kompakte Drei- oder Sechsecke.





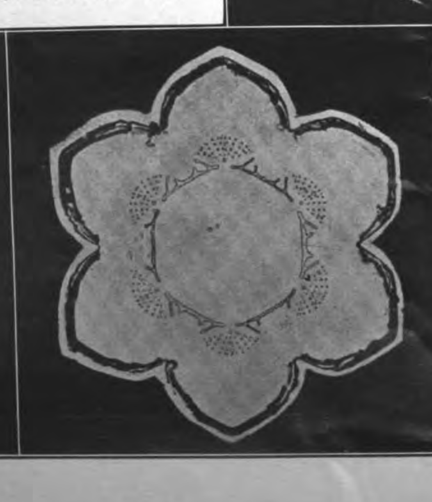
Es gehört zu den reizvollsten Studien der elementaren Chemie, die Bildung von Kristallen überhaupt in einem ruhig stehenden Gefäß zu verfolgen. Wir möchten unsere Leser anregen, solche Experimente mit leicht erreichbaren Stoffen wie Kochsalz, Alaun oder Kupfervitriol anzustellen. Erst die Röntgen-Physik unserer Tage hat diesen Naturvorgängen eine Erklärung gegeben, die ihre Bedeutung weit über den spielerischen Genuß am herrlichen Naturerzeugnis hinaushebt. Der primitive Kristall besteht nämlich nicht, wie man zunächst annahm, aus Molekülen des betreffenden Stoffes, sondern er ist aus Atomen aufgebaut zu denken, führt uns also gewissermaßen ein Riesenmolekül vor.

Es hieße jedoch die Wunderwelt der Eiskristalle unterschätzen, wenn wir hier nur der tafelförmigen Schneekristalle in ihren entzückenden Filigranfiguren gedächten. Auch die säulenförmigen Schneekristalle, zumal die hochschwebenden sechsseitigen Eisprismen zaubern uns die schönsten Farbenspiele an den winterlichen Himmel, besonders der Polarnacht. Man hat sie zur Erklärung der Ringe um Sonne und Mond, zur Deutung der Nebensonnen und der durch diese Hauptlichter führenden Horizontalkreise und schließlich zur Erklärung der zauberhaften Farbenpracht jener Lichtsäulen herangezogen, die nahe dem Aufgangspunkt von Sonne und Mond im Reiche des ewigen Eises den Wanderer begeistern. Zum Auftreten dieser Lichterscheinungen ist jedoch besonders Ruhe der Luft und damit eine bestimmte Einstellung der Schneeprismen notwendig.

So schön die Schneekristalle in ihrer vielstrahligen Struktur sind, so unansehnlich wirken die einem winzigen Schneeball ähnlichen und leicht zwischen den Fingern zu zerreibenden Graupeln. Sie sind besonders im Frühjahr bei uns nicht selten und kommen auch noch bei den Kälterückfällen im Frühsommer hin und wieder vor. Ihr Ursprung ist dem des Schnees verwandt, aber ihre Ausbildung ist so stürmisch erfolgt, daß feinere Kristallisation nicht stattfinden konnte.

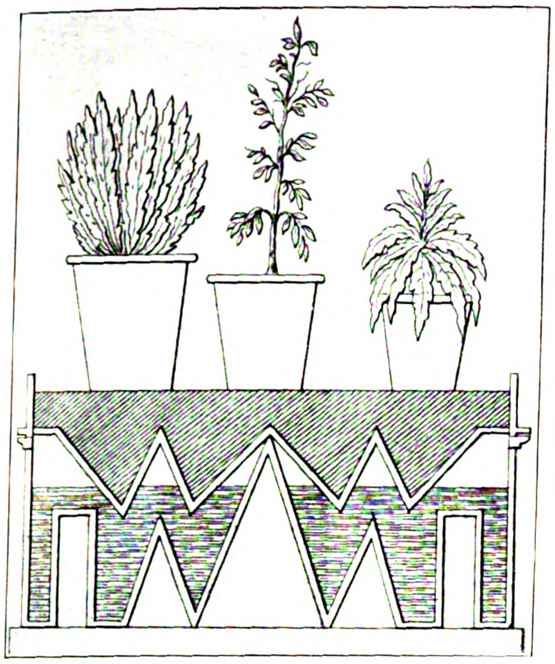
Durchaus verschieden ist dagegen der in hohen Luftschichten, meist in den sog. Hageltürmen gebildete Hagel. Seine Entstehung verdankt er dem Überziehen eines winzigen Kernes mit plötzlich gefrierendem, unterkühltem Wasser. So können Klumpen entstehen, deren Gewicht das Tausendfache einer Schneeflocke erreicht. Dr. H. H. Kritzinger.





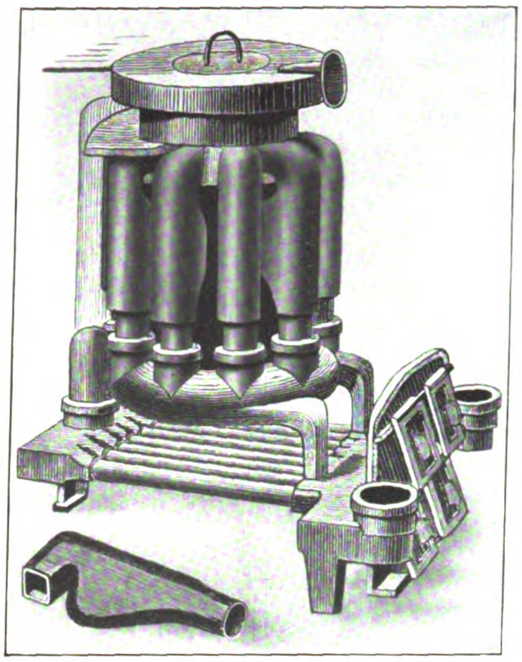






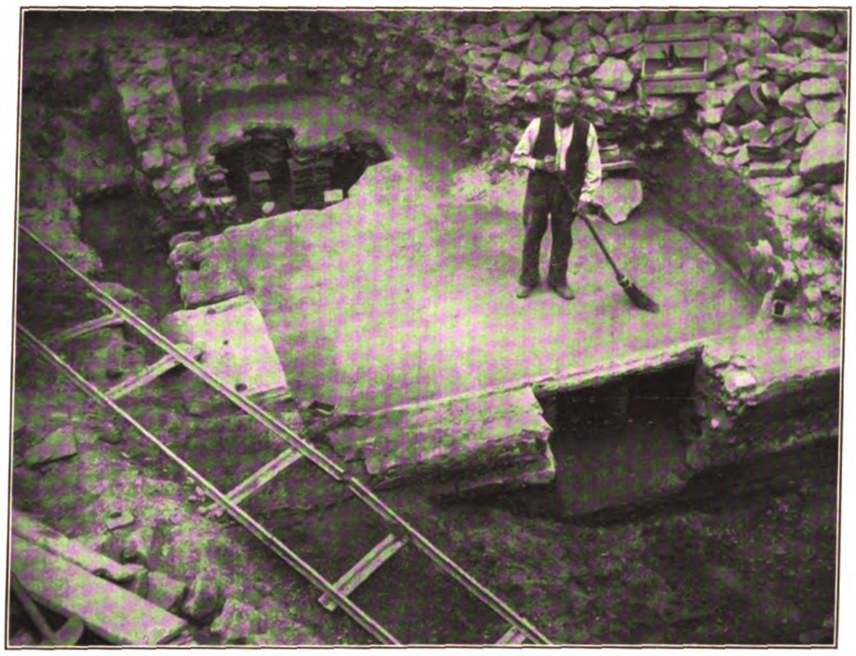
Schema einer englischen Warmwasserheizung für Treibhäuser aus dem Jahre 1847.

Aus der Geschichte der Zentralheizung.



Aus der Erstzeit der Kleinkessel für Warmwasserheizung: Heizkörper von Benjamin Harlow, der 1877 auf der Ausstellung für Heizung und Lüftung in Kassel gezeigt wurde.

Der Gedanke, „die wohltätige Macht des Feuers“, die der Mensch „bezähmt, bewacht“, auf einer Stelle zu vereinigen, um von hier aus die belebende Wärme nach allen Räumen, die beheizt werden sollen, weiterzuleiten, ist sehr alt. Neben bronzenen Wärmepfannen, d. h. offenen Feuerbecken, die man in die Wohnräume stellte, wie sie uns aus der Zeit um 75 nach Christus durch die Ausgrabungen von Pompeji erhalten sind, finden wir bei den Römern schon die Vorläufer der heutigen Zentralheizung, die Hypokaustenheizung. Bereits im letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung treffen wir das „Hypocaustum“ an, als dessen Erfinder Sergius Orata genannt wird. In einer unterirdischen Feuerung (präfurnium), deren Türöffnung manchmal mit Eisen ausgekleidet oder auch mit einer Eisentür verschlossen war, wird Holz verbrannt. Die Heizgase samt dem Rauch durchziehen von dort aus einen niedrigen Raum unter dem Fußboden, der auf vielen kleinen Säulen steht. Von diesem Hohlraum aus steigen die Heizgase und der Rauch in tönernen Rohren an oder in den Wänden in die Höhe und entweichen über dem Dach. Durch Ausgrabungen und Berichte der römischen Schriftsteller können wir feststellen, daß die Römer nicht nur Volksbäder, so in Rom und Pompeji, durch Hypokausten erwärmt haben, sondern auch Wohngebäude. Der deutsche Archäologe Winckelmann beschreibt die Heizung eines römischen Gebäudes bei Herkulaneum und erzählt, daß sogar schon ein Raum des oberen Stockwerks durch Tonrohrkanäle mit der Hypokaustenanlage verbunden war. Neuere Forschungen (vgl. Vetter: „Die Zentralheizung bis zum Beginn der Neuzeit“) haben ergeben, daß die Hypokaustenheizungen in den nördlichen Eroberungsgebieten der Römer (Germanien, Gallien, Britannien) viel häufiger angewandt worden sind als im eigenen Vaterlande. Namentlich hat die Limesforschung wertvolles Material hierzu geliefert. In der Saalburg ist eine große Anzahl verscheiden konstruierter Hypokausten gefunden worden. In Trier, das im zweiten Jahrhundert römische Kaiserresidenz war, hatten die beiden Prachtbauten, der Kaiser-Palast und die Thermen von St. Barbara, Hypokaustenheizung. Eine Kanalheizung, d. h. eine Zentralheizung, bei der die äußere Wandung eines langen, zwischen der Feuerung und dem senkrechten Rauchrohr liegenden Rauchkanals Wärme an den Raum abgibt, befindet sich im Grenzturm der Saalburg.



Wie die Römer ihre Zimmer heizten: In Trier ausgegrabenes Hypocaustum, eine Wärme-Anlage unter dem Fußboden.

Lange dauerte es, bis aus dem im Fußboden liegenden Ofen ein senkrecht stehender Ofen wurde. Eine eigenartige Heizung finden wir in der Steinofenheizung. Hier schlägt vom Holzfeuer die Flamme durch die Lücken der aufgelegten Steine und erhitzt letztere allmählich bis zum Glühen; wenn das Holz erwärmt ist und die Steine glühend sind, entweichen die Feuergase in das Rauchrohr. Sobald das Rauchrohr geschlossen und eine Öffnung von der Heizkammer oder dem Wärmeluftkanal nach dem zu heizenden Raum hergestellt ist, strömt die Außenluft durch die Lücken der glühenden Steine und dringt in den zu heizenden Raum ein. Die Steinbodenheizungen scheinen nur auf deutschem Boden verwandt worden zu sein. Die ersten Steinofenheizungen haben anscheinend die deutschen Ordensschlösser zu Marburg in Hessen und zu Marienburg in Ostpreußen. Man behauptet, daß sie von den Deutschen Ordensrittern aus Palästina mitgebracht wurden.

Die Steinofenheizung ist eine Warmluftheizung, bei der die Erwärmung des Raumes durch Einführung warmer Luft erfolgt, während die in dem Raum befindliche Kaltluft verdrängt wird.

Warmluftheizungen aus dem 13. Jahrhundert findet man auch nach Feldhaus („Die Technik der Vorzeit“) im Rathaus zu Lüneburg, in Maulbronn und in Goslar. In Lüneburg sieht man noch heute vor den ehemaligen Sitzen der Richter je eine kleine, durch Bronzedeckel verschließbare Heizöffnung im Fußboden.

Die erste neuere Luftheizungsanlage wurde im Redoutensaal zu Petersburg um 1750 eingerichtet. Friedrich der Große ließ 1755 sein Arbeitszimmer im Stadtschloß zu Potsdam mit Luftheizung versehen. Die Anlage, nach Plänen des Schloßbaumeisters H. L. Manger geschaffen, um die störende Beheizung des Zimmers zu vermeiden, bestand aus einem eisernen Ofen mit tönernen Luftkammern, in denen die Luft auf 50 Grad erhitzt wurde, einem von dort aufsteigenden Kanal und einem drachenförmigen Heizkörper in der Ecke des Arbeitszimmers. Sie war im Erdgeschoß des Schlosses untergebracht und wurde bei dessen Umbau zu Wohnungen im Jahre 1920 zerstört.



Der wärmespendende Drachenkopf im Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Potsdam, der erste Zentralheizungskörper in Deutschland.

Bei der Dampfheizung werden die Heizkörper, die in den zu heizenden Räumen stehen, von Wasserdämpfen großer oder geringerer Spannung durchströmt.

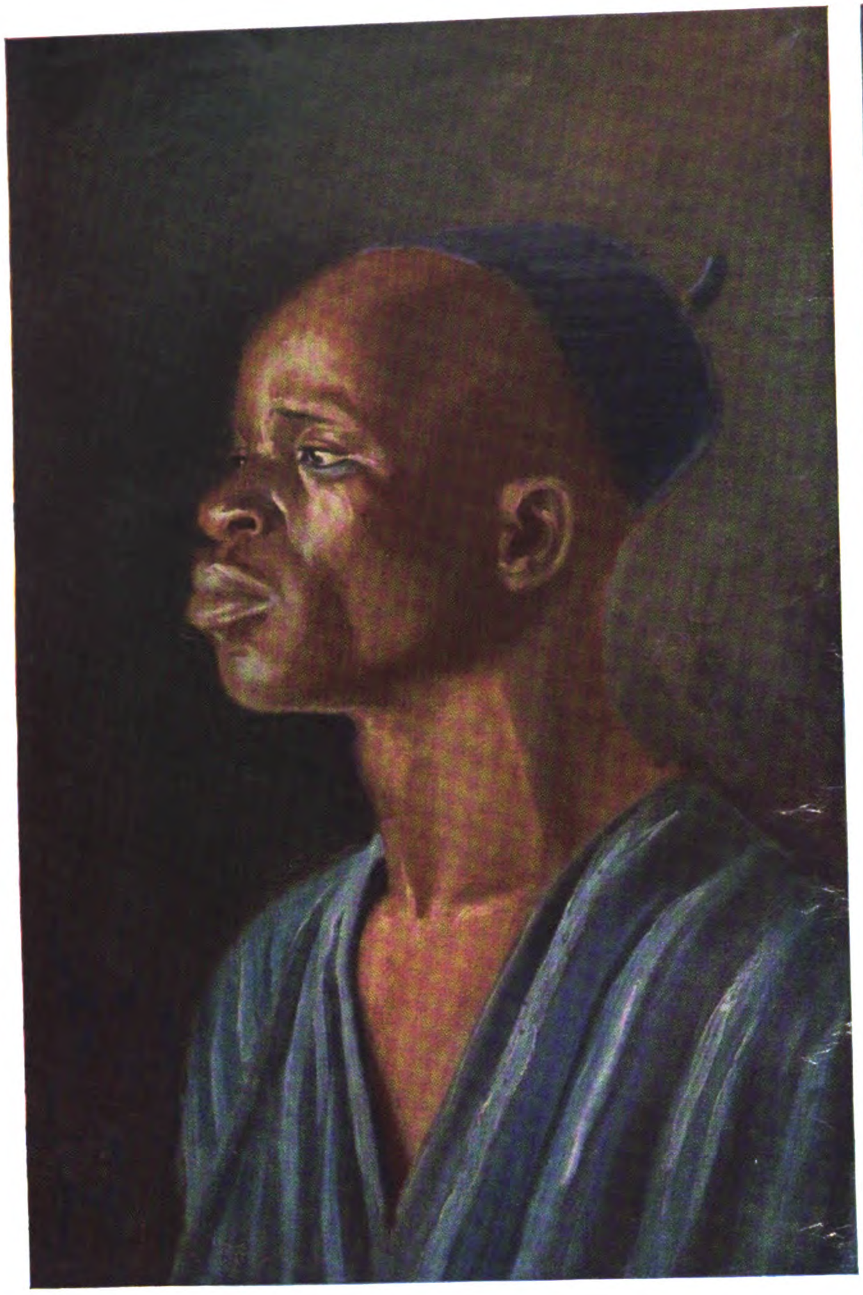
Dampfheizung schlug Sir Hugh Platt 1652 zuerst für Treibhäuser vor. Im Jahre 1745 berichtet William Cooke in den „Philos. Transactions“ über eine solche Anlage für Wohnhäuser. Der erste, der eine Dampfheizung ausführte, war James Watt, der Reformator der Dampfmaschine; er legte sie 1784 für sein Arbeitszimmer an. Eine Dampfheizung für Trockenkammern, Treibhäuser, Kirchen oder Wohnhäuser ließ sich John Hoyle am 7. Juli 1791 unter Nr. 1816 in England patentieren. In Landshut machte Schultes 1816 nachdrücklich auf die Treibhausheizung mit Dampf aufmerksam; er wurde jedoch verlacht. Erst dem Engländer Jacob Perkins gelang es, die Idee der Dampfheizung in weiten Kreisen praktisch zu verwirklichen (Engl. Pat. Nr. 4792 vom 17. Mai 1823). Seit 1830 führten sich an Stelle der bis dahin gebräuchlichen Rohrleitungen die Rippenheizkörper ein. Wenn man von Zentralheizung spricht, denkt man im allgemeinen an die heute am weitesten verbreitete sogenannte Warmwasserheizung. Bei ihr werden die Räume durch die in ihnen angebrachten metallenen Hohlkörper oder Röhren erwärmt, die von wenig bis zum Siedepunkt erwärmtem Wasser durchströmt werden. Als eine Art Warmwasserheizung kann man auch die Heizung durch heiße Quellen ansprechen. Der Archäologe Dr. Stukeley fand 1733 in England in der Ruine eines römischen Bades Röhren, die offenbar zum Durchleiten heißen Quellwassers bestimmt waren. Die erste Warmwasserheizung im eigentlichen Sinne wurde 1716 von dem in England lebenden Schweden Marten Triewald für eine Treibhausanlage in Newcastle eingeführt. Im Jahre 1777 führte Bonnemain, Ingenieur-Physicien in Paris, der Französischen Akademie das Modell einer Warmwasserheizung vor. Allerdings diente sie nicht zum Heizen bewohnter Räume, sondern Bonnemain benutzte derartige Anlagen, um Brutkästen zum erwerbsmäßigen Ausbrüten von Hühnereiern zu heizen. Als Wohnheizung kam sie 1812 in Petersburg zur Ausführung. Die Wasserheizung mit hohem Druck und sehr heißem Wasser (etwa 200° C) führte der englische Ingenieur Angier March Perkins seit 1839 ein (Engl. Pat. Nr. 8311 und 8804 von 1839 und 1841).

Auf der Ausstellung für Heizung und Lüftung in Kassel erregte im Jahre 1877 ein Heizkörper für Warmwasserheizung von Benjamin Harlow aus Macclesfield besondere Beachtung. Die hier im Bild wiedergegebene Anlage stellt den Anfang der Warmwasserheizung mit kleinen Heizkesseln dar.

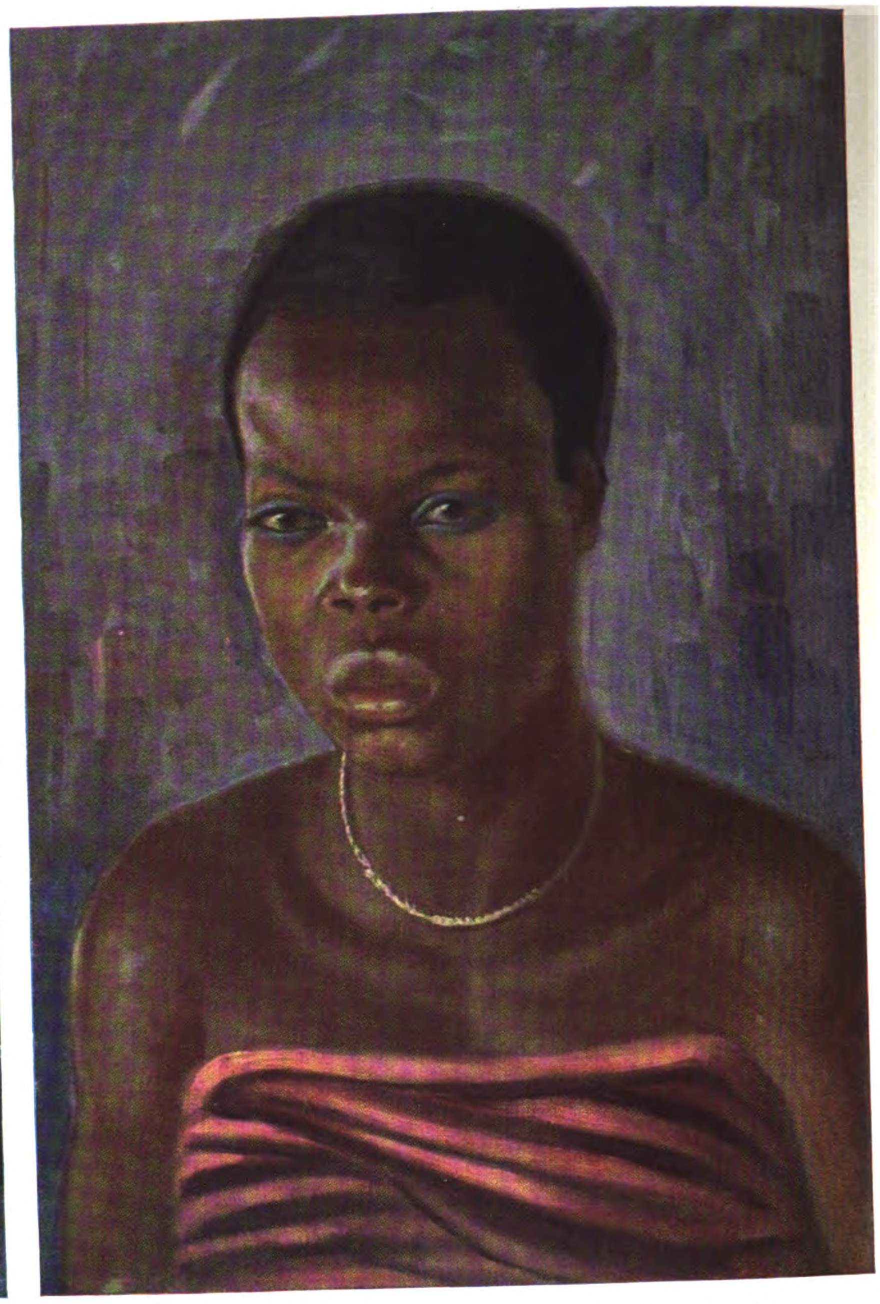
Die Zentralheizung leidet auch heute noch unter dem unbegründeten Vorurteil, sie sei zu ungesund. Aber schon der Baumeister Ludwig Catel, der 1817 in Berlin mehrere Zentralheizungsanlagen, so im Palais des Prinzen August von Preußen, im Hotel „de Russie“ ausführte, spricht in einer Broschüre aus dem gleichen Jahre von den Vorzügen der Zentralheizung und erwähnt auch weiter, daß er bezwecke, „dem Menschenleben und der bürgerlichen Gesellschaft die Hälfte des bisher erforderlich gewesenen Baumateriales zu sparen“.

Das System der Zentralheizung hat sich in seiner weiteren Entwicklung nicht nur auf die Beheizung aller Räume eines bestimmten Bauwerks beschränkt, sondern es werden nunmehr auch ganze Städte oder wenigstens die wichtigsten und größten öffentlichen Gebäude einer Stadt von einer Zentralstelle aus mit Wärme versorgt. So entstanden die großen Fernheizwerke zu Dresden, Hamburg und in anderen Städten. Eine ganz eigenartige Lösung dürfte die weitere Zukunft bringen, wenn die Heizkessel in den Zentralanlagen nicht durch Heizmaterialien, die an Ort und Stelle herangeschafft werden, beheizt werden, sondern wenn die Erhitzung der Warmwasserkessel durch Gasflammen erfolgt, die von weither geleitetem Gas (Ferngas) gespeist werden. Die Rohre der zukünftigen Ferngasversorgung werden dann die großen Zentralheizungen und Fernheizwerke wiederum von einer Zentralstelle aus bedienen und somit vielleicht einmal ein einziges Zentralheizungswerk für ganz Deutschland schaffen.

Dr. Karl Koll.



Ewemann.



Junges Mädchen vom Stamme der Concomba.



Abend im Dorf.

AUS DER EHEMALIGEN DEUTSCHEN KOLONIE TOGO. GEMÄLDE VON FRITZ NANSEN

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL=GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(3. Fortsetzung.)

Der Amtsrichter tat eine unwillige Handbewegung. „Wenn Herr Hinz morgens einmal nicht in seinem Bett liegt, muß er doch nicht verschwunden sein!"

„Das muß er denn wohl doch!" forderte sie streitbar im guten Recht.

„Für Sie. Nicht für uns!"

„Und wenn der Garten zertrampelt ist, wenn das Gitter voll Blutspritzer sitzt, wenn gestern abend ein Kerl, den ich leider nicht beachtete, einen schweren Sack aus dem Hause trug — dann auch nicht?"

Der Amtsrichter sprang auf. „Was sagen Sie!"

„Na sehen Sie! Blut muß erst fließen, sonst ist es nichts für die Herren vom Gericht."

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Ich bin in zehn Minuten dort. Rühren Sie nichts an; jede Kleinigkeit kann von Wichtigkeit sein."

Centa nickte. Hier war nichts mehr zu sagen — sie hatte ihre Pflicht getan. Sie schritt hinaus, schon wieder dabei, diese sachte Trauer, die noch kein rechtes Ziel wußte, zu kultivieren. So ein guter Herr und in einem Sack weggeschleppt! Es war ja gewiß traurig, aber auch außerordentlich spannend. Sie verschloß sich keiner der beiden Empfindungen.

Sofort sandte Amtsrichter Schwepp einen Boten hinüber zum Bürgermeister und ließ von dem Vorfall Mitteilung machen, erbat zugleich des Bürgermeisters Begleitung.

Der erschien; krebsrot mit entzündeten Augen. „Hach," machte er, „wo warst du denn gestern abend plötzlich geblieben?"

Schwepp putzte seine Brille. „Du Stachel!" sagte er nur; aber für einen Menschenkenner lag in diesem lächelnden Abtun die Schwingung von Neid, schon dünn überstrichen von der Selbstgerechtigkeit des gefestigten Bürgers.

„Die Rita suchte dich auch noch..."

Aber Amtsrichter Schwepp reagierte nicht.

Nebeneinander wandten sie sich und schritten hinaus. Auf der Straße ward von der Angelegenheit Rita kein Wort mehr erwähnt.

Er erzählt nicht, dachte Schwepp. Gut, behalte deine Episode für dich, Duckmäuser!

Er fragt nicht, dachte Gonschorek, ich werde mich hüten, zu erkunden, wer der letzte bei der süßen Rita war. Und er streifte den Amtsrichter mit nicht gerade freundlichem Seitenblick. War ihm nicht, als habe er den Freund umkehren sehen, kaum daß sie sich am Marktplatz weinfroh voneinander verabschiedet hatten? —

„Hm," machte der Amtsrichter, als sie im Garten des Peter Hinz standen, „offensichtlich ist jemand aus dem Fenster gesprungen und in die Tulpen geraten. Der Mann hat geblutet, er hat beim Öffnen der Gittertür die weißen Latten hier beschmutzt und auch Blut an ihnen verloren."

„Es kann auch der Sack, gesetzt den Fall, er enthielt eine Leiche, Blut durchgelassen haben", meinte der Bürgermeister.

„Kann er. Wird er aber nicht getan haben. Du siehst hier im Zimmer keine Spur eines Kampfes. Der Mörder — sagen wir, es sei ein Mann gewesen — ist von hinten an sein Opfer herangetreten und hat ihm die Kehle zugedrückt."

„Ein Schlag mit dem Briefbeschwerer kann dieselben Dienste getan haben. Wieviel Geld war gestern gekommen, Fräulein Basler?"

„500 Mark, Herr Bürgermeister, wenn ich nicht irre."

„Und die sind verschwunden?"

„Sie lagen auf dem Tisch, als ich das letztemal dieses Zimmer betrat."

„Wo war da der Doktor Hinz, also der Herr Hinz?"

Centa bekam plötzlich einen Weinanfall. „Er saß, wie ich es Ihnen sagte, Herr Amtsrichter; er hat sich gar nicht umgeschaut, als ich eintrat. Er schien böse mit mir."

„Gehen Sie hinaus," befahl der Amtsrichter, „Sie stören." Er hatte Kopfschmerzen. Ihr Geheul störte ihn wirklich. — „Siehst du," sagte er, „meine Theorie gewinnt an Wahrscheinlichkeit. Schutzmann" — er winkte einem der beiden am Haus postierten Beamten — „kommen Sie doch einmal herein. — So. Setzen Sie sich auf diesen Stuhl." Der Amtsrichter schlich zur Tür. „Hören Sie die Tür gehen?" fragte er.

Sie lief lautlos in den Angeln. „Nein", sagte der Beamte.

Der Amtsrichter schloß sie. „Du siehst," sagte er, „Gummisohlen jetzt noch, und ich überrasche den Schutzmann, wie gestern der Doktor Hinz überrascht wurde. — Wir werden natürlich den Schreibtisch durchsuchen, ob sich das Geld findet. Aber sei versichert, Lieber, es handelt sich um Raubmord. — Centa!" rief er hinaus, „was für ein Sack war das?"

„Ich weiß nicht, Herr Amtsrichter, eben ein Sack, den einer auf den Buckel nimmt."

Der Amtsrichter war sich klar. „Der Fremde hat die Leiche in einen Sack gesteckt und hat sie mit sich geschleppt. Wohin?"

„Du fragst zuviel. Das wird man feststellen. Vergraben? Nein! In das Wasser also. Das nächste Wasser, eine Viertelstunde entfernt, der Nonnensee."

„Er wird nicht eine Viertelstunde laufen, um seine Last loszuwerden."

„Wenn es sein Weg sowieso war?"

„Vielleicht. Er kann Helfershelfer gehabt haben. Gewiß hat er solche gehabt!"

„Du vermutest schon?"

„Laß mich, ich werde es finden. Schutzmann Schulze, dieses Zimmer wird nicht betreten. Im Garten werden die Fußspuren aufgenommen. Doktor Lindemann soll sich sofort einfinden und die Blutspuren untersuchen, ob es sich um Menschenblut handelt."

„Jawoll, Herr Amtsrichter."

„Und nun wollen wir die Papiere durchsehen, den Schreibtisch öffnen und nach dem Geld suchen. Aber es wird zwecklos sein." —

„Weißt du," sagte Amtsrichter Schwepp, als er mit dem Bürgermeister allein war, „ich möchte den Fall selbst bearbeiten. Ich werde den Inspektor Klinkhammer von der Kriminalpolizei veranlassen, zunächst keine Hilfe aus Berlin kommen zu lassen. Ich bitte um deine Meinung."

„Gewiß", sagte Bürgermeister Gonschorek. „Was nützt uns so ein findiger Berliner Assessor, der auch nichts findet!" Er saß in seinem Stuhl und transpirierte. „So eine Geschichte nach dieser Geschichte gestern, das sind Sachen..." Er wußte nichts von der Absonderlichkeit seines Satzes.

Der Amtsrichter trat dicht an ihn heran. „Ich habe nämlich meinen Plan", sagte er. „Es scheint mir vollkommen ausgeschlossen, daß ein Fremder von den 500 Mark gewußt haben kann. Das wußte nur die Basler. Niemand hat diesen Mann mit dem Sack gesehen. Nur die Centa Basler! Ist das nicht ideal, eine Nacht, einen ganzen Morgen Zeit zu haben, Spuren zu verwischen. Kann das nicht zu solcher Tat Einflüsterung sein!"

„Du denkst zu weit. Nur weil sie Gelegenheit hatte, soll sie..."

„Nur! Die Geschichte der Verbrechen lehrt das!"

„Warum ließ sie das Blut an der Tür im Garten, die Spuren im Tulpenbeet?"

„Bluff! Taubenblut, Katzenblut. Mit Absicht zertrampelte Tulpen. Roman alles. Kein Mann mit einem Sack. S i e hat den Toten weggeschleppt, verscharrt oder in den See geworfen. Ich wollte das vorhin nicht anordnen; ich fürchtete, sie horche. Der See wird abgefischt; die Umgebung hier genau nach frischen Grabungen untersucht. Morgen haben wir die Leiche. Aber die Centa soll nichts ahnen. Ich will sie auch nicht verhaften lassen. In Freiheit verrät sie sich vielleicht."

„Vielleicht gesteht sie!"

„Topp!" rief der Amtsrichter, „das will ich versuchen. — Centa Basler!"

Centa war in der Nähe. Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu. Sie versuchte also zu horchen!

„Setzen Sie sich", sagte er. „Wollen Sie sich zu einem Geständnis bequemen? Es kann Ihre Lage nur erleichtern. Es wird uns bestimmt veranlassen, milder über die Tat zu denken. — Bleiben Sie sitzen, reden Sie..."

„Aber, Herr Amtsrichter, Sie denken doch nicht, daß ich — diesen guten Herrn! — Nein, nein!"

Der Amtsrichter zog die Brauen an. „Mit dem guten Herrn", sagte er spöttisch, „das Verhältnis dürfte neu sein. Bisher wurden uns — und nicht erst seit heute — Gespräche, man muß wohl sagen: Streite übermittelt, die alles andere vermuten lassen, als daß Sie von Ihrem Herrn im Tone besonderer Wertschätzung gesprochen haben."

„Das ist nicht wahr. Er war nervös, wir haben uns häufig gestritten; aber boshaft war er nicht."

„Er vielleicht nicht", meinte der Bürgermeister vielsagend.

Aber an Centa prallte Ironie ab. „Ich auch nicht", erklärte sie. „Ich habe mich rechtschaffen über ihn geärgert, aber umgebracht hätte ich deswegen nicht einmal eine Katze."

„Und Sie wollen also nicht gestehen, daß Ihnen da gestern im Zorn eine Faust ausgerutscht ist, ein schwerer Gegenstand, der gerade zur Hand war..."

„Aber nein! Hören Sie auf von so gräßlichen Sachen!"

„... die Finger krumm gemacht um eine Gurgel? Blind vor Wut? Das sind mildernde Umstände, kein Mensch wird deswegen Ihren Tod fordern. Greifen Sie zu, Centa Basler, ich biete Ihnen eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt!" Er ward ordentlich bittend, er warnte

sie, wie eine Mutter ihr Kind; pries seine Güte, versprach Nachsicht — nur gestehen solle sie.

Sie weinte leise vor sich hin. Diesen Tränenfluß unterbrach nur manchmal ein feuchtes Luftaufziehen durch die Nase oder ein Kopfschütteln. Sie war verstockt bis in die Seele.

Er ward ungeduldig. „Nun denn," rief er, „dann sagen Sie wenigstens, wo die Leiche ist!"

Das war ein Überraschungscoup, aber auch der verfing nicht bei dieser blöden Person, die ihr Glück mit Füßen trat. Sie brüllte nur einmal laut auf. Das war ihre Antwort.

An der Marktecke, wie gestern nacht, trennten sich die beiden Stadthäupter. Schwepp stieg die zwei Treppen seiner Wohnung hinan.

Frau Sidi begrüßte ihn kühl, doch geziemend.

Er warf ihr hin: „Der Schriftsteller Hinz ist heute nacht verschwunden; vermutlich Mord, Raubmord!"

Sie riß die Augen auf. „Ich bitte dich! Das ist ja grauenvoll! Wer soll denn das getan haben? Er war doch — wie man so sagt — ein ordentlicher, auch guter Mensch!"

Er zuckte die Achseln und trat in sein Zimmer. „Es ging wohl auch nicht um die Person, sondern um lumpige 500 Mark. Weißt du, wen ich in Verdacht habe?"

„Wen?"

„Die Haushälterin, diese Centa Basler!"

„Wie schrecklich!" sagte Sidi. „Dabei ging das Gerücht, sie sei seine Geliebte — zuweilen."

Er lächelte mokant. „Zuweilen", wiederholte er, „ist glänzend gesagt . . ."

Aber Frau Sidi trat nicht vollends zu ihm ins Zimmer. Sie schloß die Tür und entfernte sich. Da ging er an sein Aquarium, das im Fensterbord stand und sehr schöne, schillernde Makropoden beherbergte. Aus einem Nachbarglase fischte er mit kleinem Gazenetz winzige Krebschen, Wasserflöhe; siebte die braune Masse und tupfte sie in das große Aquarium. Er war vollkommen bei der Sache. Es war ihm eine Befriedigung mindestens gleich der, die ihm der Beruf bot. Nur machte ihm diese Beschäftigung mit den Tieren, und waren es Fische und Wasserflöhe, freier, gab ihn sich ihm selbst zurück. Die Menschenfeindlichkeit, an sich in uns allen vorhanden, bei ihm durch Beruf und Erfahrung übersteigert, löste sich zu einer Gelassenheit, die etwas wie Glück bedeuten konnte. Er liebte seine Fische, er wußte um ihre Geheimnisse wie ein Gelehrter; und er schob die Brille zurück, pochte an das Glas und nickte den schlanken Makropoden zu, als verstünden er und sie einander.

Als Frau Sidis Schritt im Flur näher kam, trat er vom Fenster zurück. Er verbarg diese Viertelstunde seit je. Verständnis bei den Menschen zu finden, schien ihm ausgeschlossen. Er lachte ja auch über Sidi, die er dabei betroffen, wie sie die Embleme ihres früheren Lebens sich um die Stirn wand — für eine Viertelstunde.

Frau Sidi brachte ihm die Meldung, daß ein Kriminalbeamter, und zwar einer von jenen, die die Abfischung des Nonnensees leiteten, ihm mitteilen ließ, man habe des Doktors Hut aufgefischt; er liege im Amtszimmer des Herrn Amtsrichters.

„Ich komme", sagte Schwepp; dann nahm er seinen Hut vom Kleiderständer. „Aha"! sagte er; sonst nichts. Aber die Viertelstunde der entrückten Beschaulichkeit war vorüber.

An einem Nagel in der Wand des Bureaus hing der grünliche Filzhut des Peter Hinz.

Der Amtsrichter musterte ihn, betrachtete sogar die kleine Pfütze am Boden, die aus den fallenden Tropfen des vollgesogenen Filzes sich gebildet hatte. „Man soll das Wasser aufwischen", entschied er nach nicht allzu langem Zögern.

Der Bürgermeister stand mit seiner Tochter am Fenster.

Luzy schien blaß; aber das konnte Zufall sein oder in ungünstiger Beleuchtung seine Erklärung finden.

Der Amtsrichter trat zu den beiden. „Gnädigste," sagte er scherzend und gab ihr die Hand, „da sind wir ja in eine schöne Mordgeschichte verwickelt."

Luzy zuckte merklich zusammen. „Ich bin gekommen . . ." begann sie und wußte nicht recht weiter. — „Vater," sagte sie, „diesen Hut verlor der lebende Doktor Hinz!"

Der Bürgermeister sah seine Tochter an. „Wieso, mein Kind? Weißt du etwas?"

Luzy wich Schwepps sofort prüfend gestieltem Blick aus. Sie sagte verlegen: „Ich war gestern nachmittag mit Herrn Hinz am Nonnensee; er wollte eine Seerose mit dem Stock heranziehen, dabei beugte er sich zu weit vor, und sein Hut — jener Hut dort — fiel ins Wasser." Sie hatte also ebenfalls Phantasie. —

„Warum holte er ihn nicht wieder heraus, wenn er einen Stock zur Hand hatte!"

„Der Wind trieb den Hut ab", sagte sie. „Aber muß ich nun auch mit als Zeugin vor Gericht?"

„Unsinn", sagte der Vater.

Aber Schwepp, im Vollgefühl seiner Macht, meinte nebenbei: „Das wird sich finden. — Zunächst ist es sehr interessant, den Menschen entdeckt zu haben, der in den letzten Stunden des Ermordeten um ihn war."

„Sie haben mich doch nicht entdeckt," sagte Luzy, „ich bin doch gekommen!"

Der Amtsrichter überhörte geflissentlich diese Feststellung. Sein Blick hing bedauernd an dem Hut, diesem tränenden Hut, der berufen gewesen war, gewissermaßen dramatischer Höhepunkt in diesem Spektakelstück zu sein, und dem ein kleines Mädchen die Pointe entwand. — Oh, hätte der Amtsrichter Schwepp ihn doch noch genauer betrachtet! Vielleicht wäre ihm die Deutung gekommen, daß jener naß und verbeult wie ein Menetekel am Haken hing; ein Symbol des Lebens, stolz auf dem Kopf getragen, ins Wasser gefallen — am Ende ein nasser, unförmiger Filz. — Aber Amtsrichter Schwepp war auf etwas anderes aus. Er war geboren, zu suchen. Das sind wir alle. Er aber spezialisierte sich und suchte Mörderinnen.

„Wie lange waren Sie, Fräulein Luzy, mit dem Doktor, also dem Herrn Hinz zusammen?"

Luzy hielt ihre Hände nun still. Sie sah ihren Vater an. Muß ich antworten, hieß das. Der nickte: selbstverständlich.

„Bis nach 6," sagte sie, „als es sechsmal schlug, brachen wir vom Nonnensee gerade auf."

„Du kamst gegen 9 Uhr nach Hause", sagte der Bürgermeister. „Wo warst du in der Zwischenzeit?"

Luzy atmete schwer, aber sie ließ es nicht merken. „Wo war ich denn . . .?" sagte sie und suchte verzweifelt einen Ausweg. „Ich kann mich wirklich nicht erinnern."

Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen erstaunten Blick zu. „Nanu?" machte er. Dann trat er mit dem Vater zur Seite. „Was hältst du davon? Ist sie verrückt?"

„Luzy!" rief Herr Gonschorek, „komm einmal her! Du mußt doch wissen, was du vor nicht 24 Stunden getan hast!"

Sie zog die Lippen schmal. „Nicht den Doktor ermordet", sagte sie schnippisch.

Der Bürgermeister kannte seine Tochter. Zudem liebte er sie. — Er war sich klar, daß diese Jugend andere Wege ging, als seine Generation sie gegangen; aber er dachte, abgeklärt, ein bißchen bedauernden Verzicht versteckend: Mag sie! Einmal kommt sie doch wieder, wenn sie erfährt, daß es nur einen Freund gibt für das Mädchen, den Vater. —

„Luzy," sagte er gemäßigt, „es verdächtigt dich niemand, aber es könnte dazu kommen. Dann wäre weder ich noch der Herr Amtsrichter imstande, dir Unannehmlichkeiten zu ersparen. — Wer wie du, als meine Tochter, mitten im Leben steht, hat Rücksichten zu nehmen. Du bist nicht irgendein kleines Mädchen. Vergiß das, bitte, nicht."

Der Amtsrichter nickte beifällig. „Machen Sie keine Geschichten, Luzy, sagen Sie, wo Sie von 7 bis 9 Uhr waren. Ihre kleinen Heimlichkeiten interessieren uns, weiß der Himmel, nicht. Es ist nicht diese Neugierde, die uns fragen läßt. Aber wir suchen einen Mörder! Da gibt jede Kleinigkeit einen Fingerzeig."

Luzy sah vor sich hin. „Vater", sagte sie, „ich war nicht mit dem Peter Hinz zusammen. Genügt das?"

„Nein", sagte der Bürgermeister kühl.

„Zum Teufel," schrie der Amtsrichter, fing sich aber wieder ein, „Sie kutschieren sich ja geradeswegs in den Dreck! Waren Sie mit einem Menschen zusammen, ja oder nein?"

„Ich verweigere die Aussage."

Der Amtsrichter lachte auf. „Darum handelt es sich jetzt absolut nicht." Aber dann wurde er ärgerlich. „Meinen Sie jemand zu kompromittieren? Eine Freundin, eine geschwänzte Nachhilfestunde . . . reden Sie, es bleibt unter uns!"

„Sprich doch", bat der Vater. „Willst du es mir allein sagen?" drängte er.

(Fortsetzung folgt.)



ROSENSTOCK IM WINTER
Radierung von Sascha Kronburg

Für die Ball-Saison











Moderner Domino aus schwarzem Taft mit großer Halskrause. Die elegante Dame trägt dazu Perlmutterperlenschmuck.

Links oben:
Die Filmschauspielerin Bella Herzog in schwarzem Stilkleid, an dessen Velourschiffontaille sich ein Tüllvolantrock anfügt.

Rechts oben:
Perlenstickerei und netzartige Straßverzierung beleben das Halbstilkleid aus schwarzem Marocain.

Links:
Zart rosenfarbenes Abendkleid, mit winzigen Perlen reich bestickt.

Rechts:
Duftiges schwarzes Halbstilkleid aus Tüll und Velourschiffon.

Modelle:
Kuschnitzky & Gerstl, Wien.
Photos: Kitty Hoffmann.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Aus dem neuen Film „Der Alte Fritz", der den großen Preußenkönig in seinen späten Lebensjahren zeigt: Tafelrunde Friedrichs des Großen.
Die dargestellte Szene illustriert folgende Fridericus-Anekdote: Der Marquis d'Argent (zur Linken des Königs sitzend) hat soeben erzählt, daß ein Geistlicher ein Traktat über die Gottähnlichkeit der Könige geschrieben habe. Mit sarkastischem Lächeln wendet sich Friedrich an den Generalfeldmarschall Keith (zur Rechten des Königs) mit den Worten: „Nicht wahr, mein lieber Keith, das wäre gar schlimm für Gott, wenn ich ihm ähnlich wäre?" – Der von dem bekannten Regisseur Gerhard Lamprecht geschaffene zweiteilige Film „Der Alte Fritz" (hergestellt von der National-Film A.-G., Berlin), dessen erster Teil jetzt in Berlin läuft, schließt sich in der Handlung zeitlich ungefähr an den alten, vor Jahren erschienenen Fridericus-Film an und gibt die Charaktertragödie des alternden, von seinen Zeitgenossen sich immer mehr lösenden großen Mannes mit einer feinen Schilderung der zeitlichen Umwelt. Die Rolle des Königs spielt Otto Gebühr, der erfolgreiche Darsteller des Großen Friedrich im alten Fridericus-Film.

Achat- und Edelsteinschleiferei im Nahetal.

Fern vom Weltgetriebe, in malerischer Berglandschaft an den Ufern der rauschenden Nahe, unter dem Schutz einer mächtigen Felswand, in deren Gestein die seltsame Felskirche eingebaut ist, liegt das Städtchen Oberstein und an dieses anschließend im romantischen Tale aufwärts Idar. Beide Namen sind kaum voneinanderzutrennen, wenn von der deutschen Schmucksteinindustrie gesprochen wird, und auch in der Geschichte Jahrhunderte hindurch verbunden. Denn seit Jahrhunderten ist in dieser Gegend die Bearbeitung und früher durch Bergbau die Gewinnung des Achats heimisch, zu dem sich später auch Amethyst, Bergkristall und andere Schmucksteine gesellten. Entstehung und Weltruf aber verdankt die Industrie dem Achat, dessen Vorkommen schon den Römern bekannt war und sie zu Niederlassungen veranlaßte, wie uns von einer solchen an der Stelle des heutigen Idar berichtet wird. Römische Handwerker waren es, von denen die einheimische Bevölkerung das Schleifen des Achats lernte. Nach Vertreibung der Fremdlinge breitet sich Dunkel über das Gewerbe, und nur nachweisliche Schmucksteine aus Idarer Gegend an kirchlichem Gerät des Mittelalters bestätigen seine Existenz. Nach der ältesten schriftlichen Notiz aus der Mitte des 15. Jahrhunderts hat zu dieser Zeit bereits ein geregelter Grubenbetrieb im Gebiete der Grafen von Oberstein bestanden, bei dem durch schwere Arbeit der Achat dem harten Melaphyrfelsen abgewonnen wurde. Gewinnung und Bearbeitung des Achats waren damals engbegrenzt, zog doch der Schleifer auch als Händler seiner Erzeugnisse von Ort zu Ort und von Burg zu Burg. Das beginnende 17. Jahrhundert brachte neue Absatzmöglichkeiten für die aus Knöpfen, Degengriffen, Kreuzen und Rosenkränzen bestehenden Waren. Man besuchte die Frankfurter Messe, schließlich auch Leipzig, und das Absatzgebiet der Achatwaren erstreckte sich über ganz Europa. Eine weitere Folge davon war die Ansiedlung von Goldschmieden, die vom 18. Jahrhundert ab als Händler in die Erscheinung treten. Bedeutungsvoll wurde am Ende des Jahrhunderts die Eroberung des nordamerikanischen Marktes durch Erzeugnisse wie Achatdosen, Etuis, Messerhefte, Petschafte, Flintsteine, Spielmarken, Knöpfe und Schmuckgegenstände. Einen wesentlichen Aufschwung der Industrie brachte das 16. Jahrhundert infolge der Entdeckung des Steinfärbeverfahrens und der Auffindung des brasilianischen Achats. Jahrhundertelang war das Schwarzfärben von Steinen schon den Italienern bekannt, doch hüteten sie ihr Geheimnis gut, und erst durch einen Zufall wurde es im Jahre 1819 in Idar bekannt. Mit dem Rotbrennen des Achats hatte man wenige Jahre vorher die ersten Versuche gemacht. Damit schien die Blütezeit der Idar-Obersteiner Industrie gekommen, denn nun war es möglich, selbst wertlos scheinende Onyxsteine zu verarbeiten. Aber neue Schwierigkeiten erwuchsen aus Mangel an Rohmaterial. Die alten Achatgruben konnten den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügen und standen vor der Erschöpfung. Da kam ungeahnte Hilfe von den 1825 nach Brasilien ausgewanderten Idarern. Am rechten Ufer des Jacuhy-Flusses entdeckten sie hellgelbe Steine, die ein Schleifer als Achate erkannte. Nun erfolgte die Versorgung der Heimat mit brasilianischem Achat. Zu den unabsehbaren Mengen aus Brasilien und Uruguay kamen aus Südamerika auch andere herrliche Steine: Bergkristalle, violette Amethyste, gelbe Zitrine



Blick auf Idar im Idartal.



Lapidär bei der Arbeit.



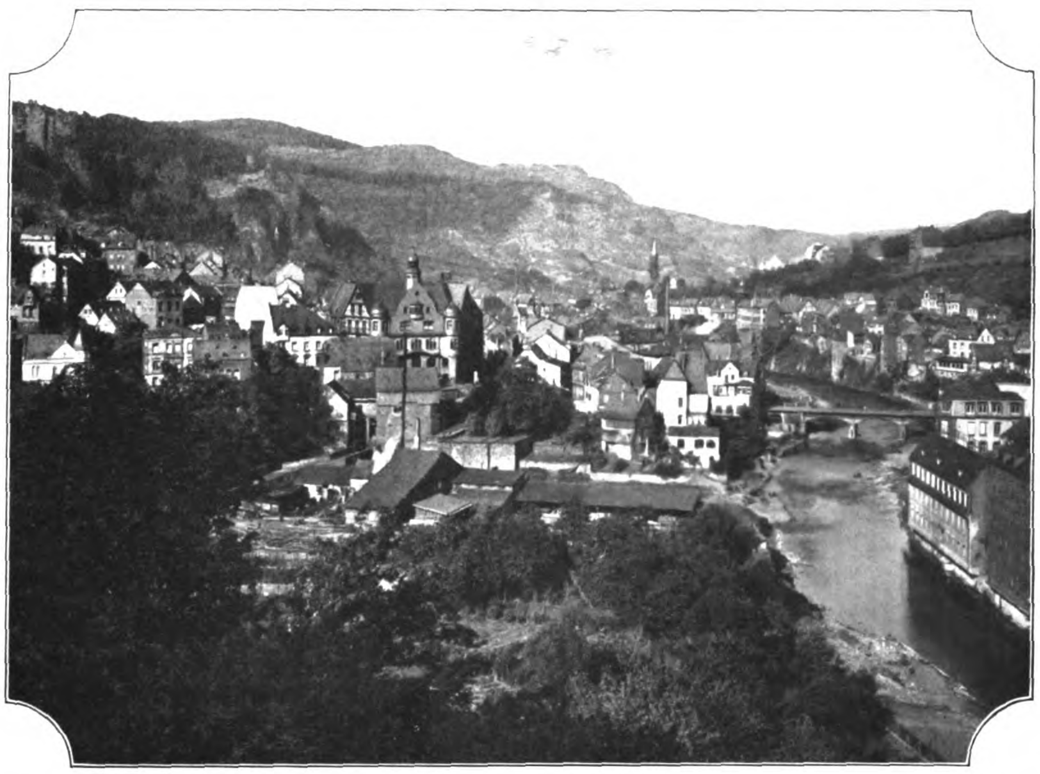
Alte Wasserschleife in Idar.



Graveur bei der Arbeit.

und braunschwarze Rauchquarze. Neuer Mut belebte das ganze Gewerbe, und an der Nahe und ihren Zuflüssen wurden neue Schleifmühlen gebaut, deren man 1850 schon 140 mit weit über tausend Schleifern zählte. In dieser Zeit bevorzugte die Mode jede Art Schmuck von Achat, und so war das goldene Zeitalter der Achatindustrie gekommen, als dessen Höhepunkt das Jahr 1873 gilt. Ein neuer Niedergang folgte, in dem der Achat seine frühere Stellung einbüßte, und erst neue Schleifmaschinen und veränderte Arbeitsmethoden brachten ihn wieder zu seiner heutigen Geltung. Die neuen Werkstätten verdrängen immer mehr die alten Schleifen mit ihrem Sandschleifstein, Weiher und Wasserrad, an deren Stelle Gas, Elektrizität und die sich horizontal drehende Schleifscheibe (Lapidär-Maschine) treten. Nach ihr nennt sich der neue Arbeiterstand der Schleifer Lapidäre. Die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eingeführten Schleifeinrichtungen ermöglichten die Verarbeitung auch von härteren Schmucksteinen wie Tomalin, Aquarin, Topas, Granat, Rubin, Saphir und anderen mehr. Viel Geld brachte die Einführung des australischen Edelopals ins Land, und große Aufträge sind dem Mondstein und Rosenquarz zu danken. Die Einfuhr immer neuer Steine von Übersee ließ Idar inzwischen zum bedeutendsten Markt von rohen Edelsteinen in Deutschland werden. Neben ihnen spielt die Bearbeitung der Perlen eine nicht geringe Rolle. Das Polieren trägt zur Erhöhung ihrer Schönheit bei, das Bleichen, eine Kunst, deren Entdeckung in Idar erfolgte, zur vorteilhaften Veränderung weniger schön gefärbter Perlen, und schließlich liefert das Durchschneiden dem Goldschmied Halbperlen für entsprechende Fassungen. Auch die Diamantschleiferei als Spezialgewerbe hat sich in Idar seit 1880 erfreulicherweise entwickelt, doch ging der Wunsch nach einem eigenen Diamantenmarkt nicht in Erfüllung. Gespalten oder zersägt und durch Aneinanderreiben von zwei Diamanten seiner zukünftigen Form nahegebracht, schleift man ihn als härtesten aller Steine in seinem eigenen Pulver auf einer Gußstahlscheibe. Unter den verschiedenen Formen sind heute Brillant und Rose von der Mode am meisten bevorzugt. Auch die Verarbeitung der synthetischen Steine sowohl zu Schmucksteinen als auch für technische Zwecke verdient erwähnt zu werden. Hier sind es Rubin und Saphir, die sich infolge ihrer Schönheit und Vollkommenheit einen breiten Platz unter den neuzeitlichen Schmucksteinen gesichert haben. Einen kunsthandwerklichen Zweig, der bei allen Völkern bis in die frühgeschichtlichen Zeiten zurück großes Ansehen genoß, finden wir in der Kunst des Gemmenschnitts. Steine mit erhabenen Figuren, Kameen genannt, werden namentlich aus den schön gefärbten Arten des Achats, Onyx, Sardonyx usw. geschnitten, während für Steine mit vertieften Figuren, als Intaglien bekannt, oft harte Edelsteine in Frage kommen. Erst spät fand diese schöne alte Kunst ihre Pflege in Idar durch Deutsche, die in Paris die Technik erlernt hatten und im Kriege 1870/71 aus Frankreich vertrieben wurden. Leider ist die Zahl der Graveure, deren es 1914 ungefähr 180 gab, infolge mangelnder Nachfrage sehr gesunken, und nur wenige namhafte Künstler finden sich noch unter der kleinen Schar der ihrer Kunst treu gebliebenen Kunsthandwerker. Als Hauptabnehmer unserer Industrie stehen an erster Stelle die Vereinigten Staaten von Amerika, doch dürfte es kaum ein Land der Welt geben, in dem nicht im Idar-Obersteiner Gebiet verarbeitete Steine oder Achate eingeführt würden, so daß die große Bedeutung dieser wertvollen Exportindustrie erwiesen ist.

Otto Müller.



Oberstein an der Nahe.



Kamee. Geschnitten von August R. Wild.

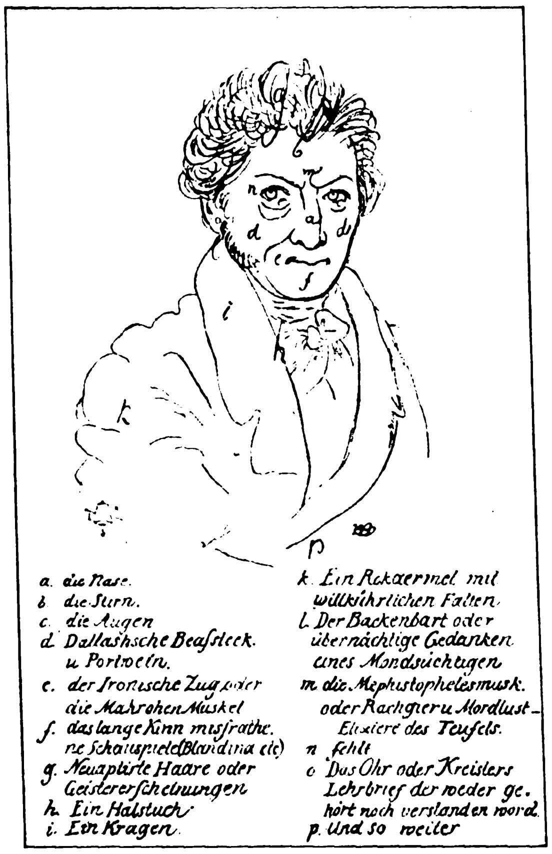


Sortieren von rohen Achatsteinen vor der Versteigerung



Gravierter Kristallanhänger

Das Lachen über sich selbst.
ALLERLEI SELBSTKARIKATUREN.



Des vielbegabten Dichters E. Th. A. Hoffmann Selbstporträt mit scherzhaften Erklärungen.

Mit besonderer Vorliebe haben die Maler und Zeichner aller Zeiten ihre eigenen Züge im Bilde festgehalten, aber überaus selten finden wir unter diesen Darstellungen welche mit humoristischem oder gar satirischem Einschlag.

Diese eigentlich recht merkwürdige Erscheinung mag wohl nicht zuletzt darin ihre Erklärung finden, daß immerhin ein starkes Maß von Selbstironie und vor allem Selbstverleugnung dazu gehört, das vielgeliebte eigene Ich in einem Spottbilde zu verunstalten und weitere Kreise geradezu auf jene Mängel des Äußeren aufmerksam zu machen, die oft nur einer kleinen zeichnerischen Übertreibung bedürfen, um allgemeine Heiterkeit auf Kosten des also Dargestellten hervorzurufen.

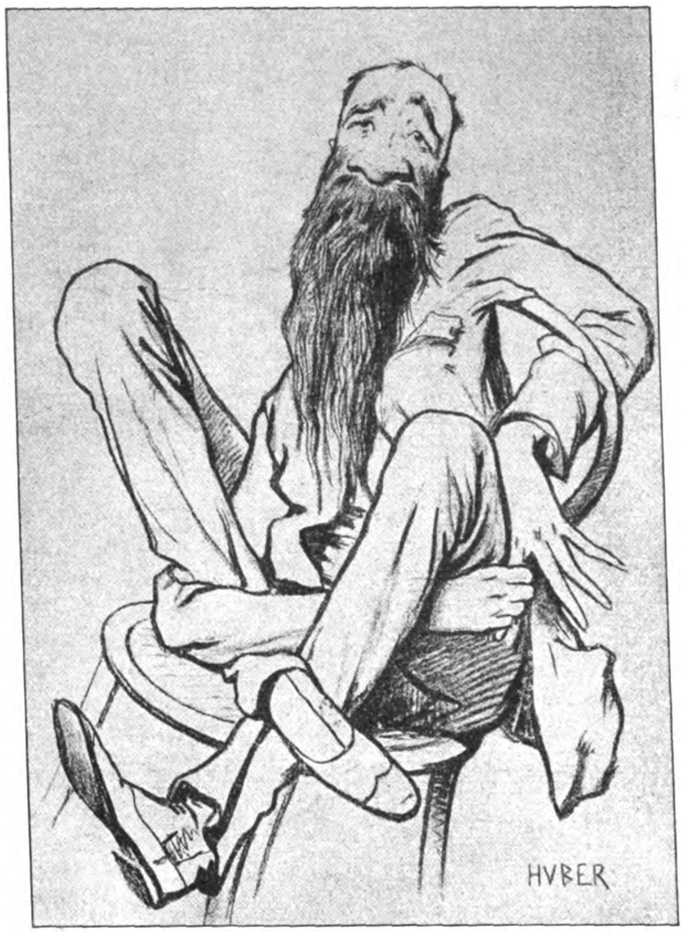
Sind doch selbst wir gewöhnlichen Sterblichen immer bestrebt, uns in einer möglichst vorteilhaften Erscheinung zu präsentieren, wenn es sich darum handelt, ein noch so reizloses Äußeres im Lichtbild oder gar in einer künstlerischen Ausführung erstehen zu lassen. Wie viele unter uns gibt es, die bei solchen Aufnahmen nichts dagegen haben, wenn Künstler oder Photograph durch geschickte Kopf- oder Körperstellung, ja selbst durch gefällige Retusche manche störende Unebenheit von Antlitz oder Figur selbst auf Kosten der Naturtreue beseitigen! Sollen wir es daher den bildenden Künstlern verargen, wenn auch sie nicht allzuoft gelaunt sind, sich durch Selbstironisierung in den Augen einer Mitwelt herabzusetzen, an deren Wertschätzung und Bewunderung ihnen doch sehr viel gelegen ist?



Das zarte, von der Muse sorgsam betraute Pflänzchen: Selbstkarikatur des Malers Friedrich August v. Kaulbach (1850–1920).

Man möge aber auch nicht etwa glauben, daß es im allgemeinen jenen Künstlern, die vornehmlich ernste und hohe Kunstziele verfolgen, an dem nötigen Humor oder an satirischer Begabung für Spottbilder überhaupt mangle. Dagegen sprechen schon die zahlreichen gelungenen Zeichnungen satirischen Inhalts, die uns selbst die größten Meister aller Zeiten hinterlassen haben. Aber mit der tendenziösen Verspottung des eigenen Ichs ist es doch eine ganz eigene Sache! Das haben übrigens immer die lieben zeitgenössischen Kollegen viel gründlicher und besser besorgt, als es der Verspottete jemals selbst vermocht hätte, denn ihre Hand hat die reinste aller menschlichen Freuden — die Schadenfreude — geführt ...

Wir finden also eigentliche Selbstkarikaturen nur ganz vereinzelt bei solchen Künstlern, deren sonstiges Schaffen abseits von Humor und Satire gelegen ist. Nur ab und zu steigen diese herab von ihrem hohen Piedestal, wenn besondere Anlässe, wie Künstlerfeste, Faschingsveranstaltungen, sie dazu bewegen, auf die Schaffung von künstlerischen Ewigkeitswerten zu verzichten und auch ihrerseits ein Scherflein zur allgemeinen Belustigung beizutragen. Das Ergebnis solcher improvisierter Scherze ist dann gewöhnlich eine ziemlich porträtgetreue, wenn auch karikaturistisch verzerrte Wiedergabe der Züge des Künstlers, geschmückt mit allerlei Beiwerk, unter dem natürlich Pinsel und Palette und andere Gebrauchsgegenstände des zünftigen Handwerks sowie eventuelle Hinweise auf das



Eine artistisch nicht uninteressante, schwer nachahmbare Stellung: Wie sich der österreichische Maler Rudolph Huber (1839—1896) wiedergegeben hat.

Lieblingsgebiet des Künstlers eine besondere Rolle spielen. Bisweilen wird auch eine lustige Szene ersonnen, in deren Mittelpunkt der Künstler gestellt ist.

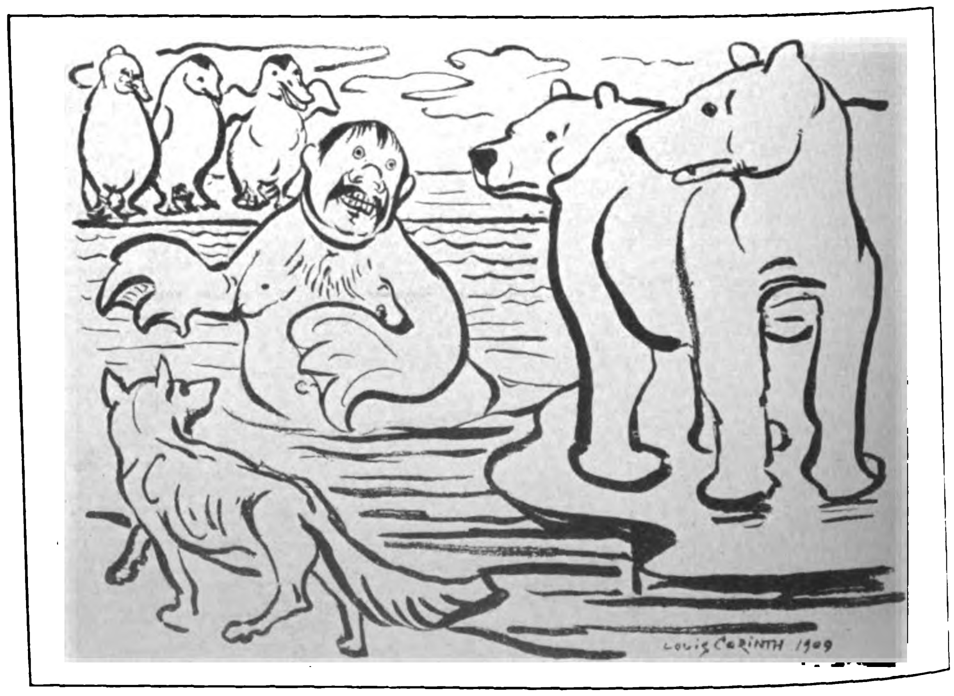
Ganz anders liegen die Dinge natürlich bei jenen Zeichnern, deren ureigenstes Betätigungsfeld der Humor und die Satire bilden. Ihnen, die zufolge ihres Metiers gewohnt sind, alles Weltgeschehen in satirischer Verzerrung zu erfassen, und die daher den ernstesten Dingen gleichsam berufsmäßig eine heitere Seite abzugewinnen verstehen, ihnen fällt es viel leichter, auch einmal ihre eigene Persönlichkeit unter die satirische Zeitlupe zu nehmen. Wohlvertraut mit allen wirkungssicheren Mitteln der drastischen Übertreibung, geben sie uns auch in ihren Selbstkarikaturen recht gelungene Talentproben zum besten.

Schließlich sei noch einer wohl einzig dastehenden Besonderheit gedacht. Der früh verstorbene Tenor Enrico Caruso war nicht nur ein unvergleichlicher Gesangskünstler, sondern auch ein ganz annehmbarer Dilettant auf karikaturistischem Gebiet. Er hat mit einer verblüffenden Leichtigkeit und Schnelligkeit zahlreiche Selbstkarikaturen gezeichnet, in denen er sich zum größten Teil über seine übrigens gar nicht auffällige Leibesfülle lustig gemacht hat — eine kritische Selbstlosigkeit, die wohl nur bei wenigen Kollegen seines Gesangsfaches anzutreffen sein dürfte.

Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.



Ein Kuriosum: Ein Tenor, der sich zeichnerisch selbst ironisieren kann. Handzeichnung Carusos von sich selbst als Radames in „Aida“.



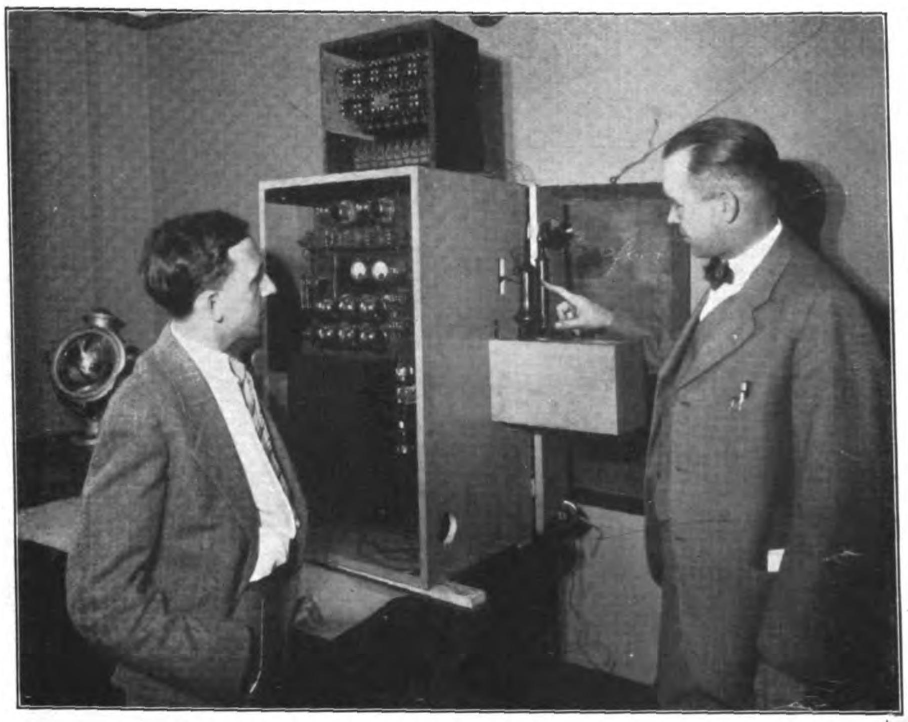
Selbst das Polargetier verwundert sich über den seltsamen Seehund-Kollegen: Lustige Selbstkarikatur des Malers Lovis Corinth († 1925). (Almanach der „Lustigen Blätter“.)



Eine Modeschau der Haartracht: Hochbetrieb im Garderoberaum, wo sich die Frisur-Mannequins für ihre Vorführungen herrichten lassen. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Die Mode ist immer mehr eine öffentliche Angelegenheit geworden. Wie man die neuen Kleidermodelle dem Publikum in großen Modevorführungen zeigt, so werden auch die neuesten Haartrachten in öffentlichen Schauveranstaltungen präsentiert. Unsere Zeichnung gewährt einen Blick hinter die Kulissen einer Frisuren- und Perücken-Revue, wie sie am 9. Januar in Leipzig vom Verein der Friseure und Perückenmacher geboten wurde.

Wissen und Leben



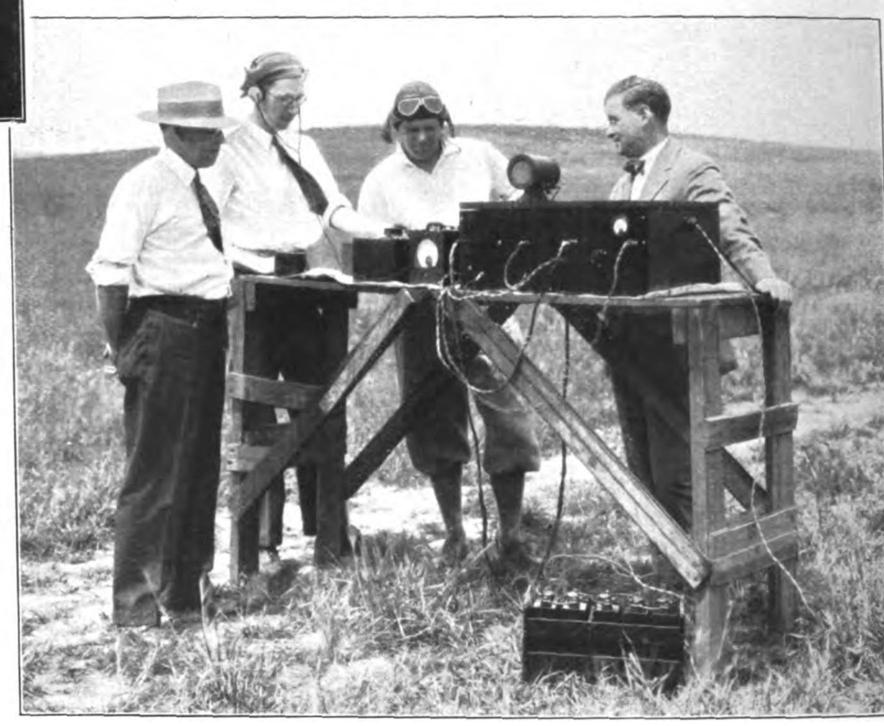
R. J. Wensley, der Erfinder des Televox, erläutert an seinem auf Töne reagierenden Apparat dessen Wirkungsweise.

Johannes Rehmke. (Zum 80. Geburtstage des Philosophen am 1. Februar.) Geheimrat Rehmke, lange Jahre Professor an der Universität Greifswald — der älteste unter den lebenden deutschen Philosophen — kann am 1. Februar auf eine 80jährige Lebenszeit zurückblicken. Friesischer Abstammung, wurde er als Sohn eines Lehrers im Revolutionsjahr 1848 zu Elmshorn (Schleswig-Holstein) geboren. Ursprünglich willens, den geistlichen Beruf zu ergreifen, wandte er sich doch mehr und mehr der Philosophie zu. Im Jahre 1884 habilitierte er sich an der Universität Berlin als Privatdozent der Philosophie. Aber schon 1885 vertauschte er die aufblühende Weltstadt mit der kleinen norddeutschen Universitätsstadt Greifswald, wohin er zur Übernahme einer außerordentlichen Professur durch Wilhelm Schuppe, den bekannten Vertreter der Immanenzphilosophie, berufen wurde. Bereits zwei Jahre später wurde er ordentlicher Professor. Von 1885 an hat denn Johannes Rehmke als akademischer Lehrer fast 75 Semester (bis 1921) in Greifswald gewirkt, das er 1922 verließ, um seinen Lebensabend in Marburg a. d. L. zu verbringen: in der Tat nach außen hin ein selten einfaches, fast geradliniges Gelehrtenleben. Klar und bestimmt in Lehre wie Leben, ohne Phrase und Pose, und bei aller Zielsicherheit und Entschiedenheit ohne jeden Anflug von Eitelkeit, hat er eine Philosophie begründet, die längst, ehe das berückende Schlagwort von der „Neuen Sachlichkeit" ausgeheckt wurde, in strenger, unerbittlicher, ja, unpersönlicher Weise der Sache, den Gegenständen der Welt zugewandt war, in einer Zeit, als noch der Neukantianismus die Welt zu einer Erscheinungswelt zu versubjektivieren bestrebt war, um von sich aus der Gegenstandswelt ihre Daseinsformen vorzuschreiben, und philosophierende Dichter sich der Welträtsel annahmen. So hat er, unbekümmert um die wissenschaftlichen und persönlichen Bestrebungen seiner Zeitgenossen, in einer noch heute erstaunlichen Lebendigkeit des gesprochenen Wortes und einer ebenso erstaunlichen begrifflichen Schärfe seiner Schriften (es seien nur genannt: „Philosophie als Grundwissenschaft"; „Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie"; „Logik oder Philosophie als Wissenslehre"; „Grundlegung der Ethik als Wissenschaft") in der Stille der norddeutschen Universitätsstadt eine metaphysikfreie Wirklichkeitsphilosophie geschaffen, die vorurteilslos an das „Gegebene" (Gewußte) herangeht, und deren Unterbau, von Rehmke als „Grundwissenschaft" bezeichnet, die allgemeinsten Tatbestände der Welt zu klären sucht. Einer solchen Philosophie mußte wegen ihrer völligen Andersartigkeit anfangs der Beifall der Menge natürlicherweise versagt bleiben, aber längst und in immer steigendem Maße hat sie nun im Ausland wie im Inland Beachtung gefunden: wurde doch anläßlich des 70. Geburtstages des allseitig geschätzten Universitätslehrers aus dem Kreise von Freunden und Schülern heraus eine besondere philosophische Vereinigung unter dem Namen „Johannes-Rehmke-Gesellschaft", Greifswald, begründet, die durch eine eigene Zeitschrift „Grundwissenschaft" (Verlag F. Meiner, Leipzig) die Gedanken Rehmkes vertritt und jetzt dem gefeierten Gelehrten durch eine Festschrift ihre Glückwünsche darbringt.



Geheimrat Prof. Dr. Johannes Rehmke, namhafter Philosoph, Begründer der grundwissenschaftlichen Philosophie, kann am 1. Februar seinen 80. Geburtstag feiern.
(Vgl. hierzu den Beitrag auf dieser Seite.)

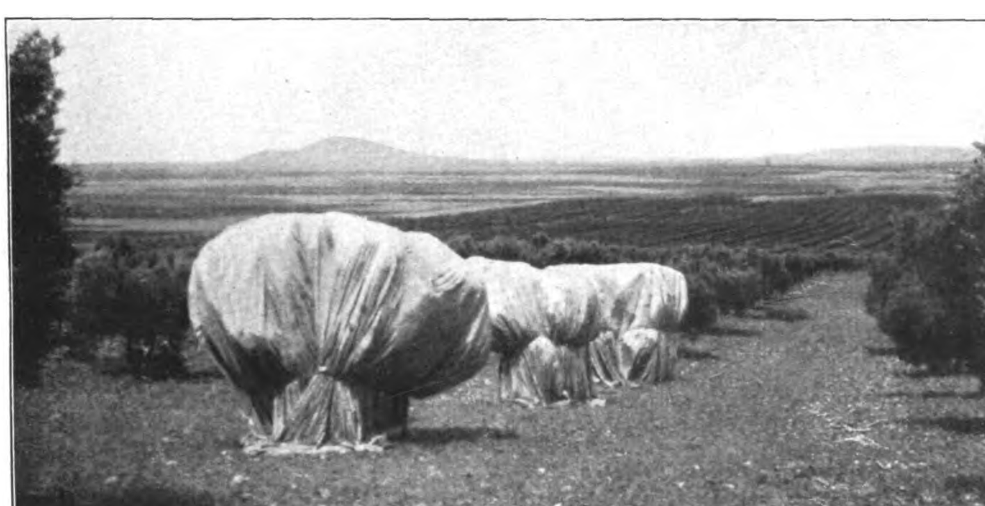
„Televox" — der hörende, sprechende und handelnde Automat. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) „Piep, piep, piep", meint die Hausfrau und bemüht sich, nun da sie ihren Telephonanschluß hat, ängstlich, die Sprache des „Televox" zu reden. „Surr, surr, surr—surr—r—r", antwortet gehorsam der mechanische Diener. „Tut", lautet ihr strenger Befehl. „Surr", so kommt, diesmal kurz angebunden, die Bestätigung des elektrischen Automaten. Beruhigt hängt die Hausfrau den Hörer wieder an und setzt das vorübergehend unterbrochene Bridge-Spiel fort; sie weiß jetzt, daß sie beim Nachhausekommen abends alles in ihrem dienstmädchenlosen Heim in bester Ordnung vorfinden, daß vor allem das Essen gerade fertiggekocht sein wird. — Wie konnte sie soeben ihre Wünsche telephonisch nach Hause übermitteln und das, was sonst nur ein gewissenhafter Dienstbote getan hätte, durch mechanische Fernwirkung erreichen? Sie vermochte es mit Hilfe des Televox, eines Automaten, der in erster Reihe das Rädergetriebe der Industrie im Gang erhalten hilft. Er gestattet, auf größere oder geringere Entfernungen — eventuell telephonisch — eine Verbindung mit unbeaufsichtigten Maschinen, maschinellen Vorrichtungen usw. herzustellen, gibt auf Anfragen Bescheid, nimmt Anweisungen entgegen und führt bestimmte Arbeitsleistungen aus. Zum



Vorführung eines Televox-Automaten, der das Nahen eines Flugzeugs „hört" und dadurch die Beleuchtung des Landungsplatzes selbsttätig auslöst.

Ein Wunder der Elektrotechnik: Televox — ein hörender, sprechender und handelnder Apparat.

(Zu oben beginnendem Beitrag.)



Für die Zyklon-Begasung überdeckte Olivenbäume.
Nebenstehend Vorbereitung zur Baumbegasung durch Zyklon in Spanien.

Im Kampf gegen das Ungeziefer: Begasung von Bäumen zur Abtötung der Schädlinge.

(Vgl. den Beitrag auf der nebenstehenden Seite.)



erstenmal ist es hier gelungen, den Schall als auslösendes und beherrschendes Prinzip beim automatischen Betrieb von Maschinen zu verwenden. Der Erfinder des geheimnisvollen Apparats ist R. J. Wensley, Abteilungsleiter der amerikanischen Westinghouse-Gesellschaft, der seine erste Anregung dadurch empfangen hat, daß ein großes Industrie-Unternehmen eine maschinelle Vorrichtung zum Ersatz für die Wächter zu haben wünschte, die bis dahin zur Bedienung seiner kleineren und daher verhältnismäßig unlohnenden Unterstationen erforderlich waren. Er baute Automaten, die auf Töne reagierten, und erreichte damit nicht nur eine Verbilligung von 25 bis 50 Prozent, sondern auch eine sehr bedeutende Verbesserung im Betrieb der Unterstationen. Gegenwärtig wird das neue Betriebssystem z. B. im Washingtoner Wasserwerk zur Regulierung der Wasserhöhe in den Behältern benutzt. Der technische Beamte des Zentralbureaus telephoniert einfach an den „Robot", den „mechanischen Menschen", dem die Aufsicht über den betreffenden Behälter obliegt, läutet ihn ganz ebenso wie einen Menschen an und erhält von ihm in Form eines Schallsignals genaue und durchaus zuverlässige Angaben über den Wasserstand. Der Televox verdankt seine außerordentliche Leistungsfähigkeit seiner Empfindlichkeit für Töne verschiedener Höhe, und diese Empfindlichkeit kommt durch Verwendung einer Reihe von Schallfiltern zustande, die immer nur bestimmte Töne durchlassen. In seiner gegenwärtigen Ausführungsform wird er durch Schallwellen, deren Schwingungszahl (Frequenz) 1400 beträgt, betriebsbereit gemacht, durch Wellen mit der Schwingungszahl 900 in Tätigkeit gesetzt und durch solche von 600 zum Stillstand gebracht. Bisher werden die auslösenden Schallsignale meistens durch verschiedenartig abgestimmte Pfeifen hergestellt, doch können musikalische Menschen auch direkt mit ihrer Stimme Signale geben. Der Automat selbst gibt seine bestätigenden Antwortsignale mittels dreier elektrisch angetriebener Stimmgabeln von verschiedener Tonhöhe. Sobald die Telephonverbindung hergestellt ist, erwacht der mechanische Mann plötzlich zum Leben, gibt sein eigenes Schallsignal, damit die mit ihm in Verbindung stehende Person auch sicher ist, mit dem richtigen Automaten Anschluß zu haben, wiederholt dann das bestätigende Signal, und wenn inzwischen keine telephonische Anweisung erfolgt, schaltet er sich selbsttätig wieder ab. Soll jedoch eine Anweisung erteilt werden, so gibt der Betriebsleiter ein Zeichen mit der Pfeife — einmal, zweimal oder dreimal, je nach der Vorrichtung, deren Betrieb gerade reguliert werden soll. Der Automat trifft seine Wahl nach demselben Prinzip, wie es beim automatischen Telephon üblich ist. Sobald dann die richtige Einstellung erfolgt ist, ertönt ein Rücksignal, das dem Betriebsleiter die Funktionsbereitschaft des Televox meldet. Hierauf kommt vom Televox ein zweites Signal, nach dem man beurteilen kann, ob der betreffende elektrische Stromkreis offen oder geschlossen ist. Wünscht der Betriebsleiter den Stromkreis zu schließen bzw. zu öffnen, so gibt er mit der Schwingungszahl 900 das Funktionssignal; der Automat tritt in Funktion, setzt einen Ofen in Tätigkeit, entzündet eine Mine oder erteilt Bescheid über die jeweilige Verfassung der maschinellen Anlage. In East Pittsburgh, der Geburtsstätte des automatischen Dieners, befindet sich in den Untersuchungslaboratorien der Westinghouse-Gesellschaft eine Tür, die sich bei den Worten „Open, Sesame!" (Sesam, öffne dich!), aber bei keiner anderen Lautkombination von selbst öffnet. Eine ähnliche schallempfindliche Vorrichtung hat die Westinghouse-Gesellschaft kürzlich zur Auslösung der Beleuchtungseinrichtungen eines Flugplatzes benutzt: Beim jeweiligen Nahen eines Flugzeugs wird durch das Surren von dessen Motor ein gleichfalls schallempfindliches Relais ausgelöst, das, wenn das Surren anhält, wenige Augenblicke später die Flugzeugbeleuchtung einschaltet. Dr. Alfred Gradenwitz.

Im Kampf gegen das Ungeziefer. Wie die moderne Wissenschaft heute in der Lage ist, abgegrenzte Räumlichkeiten restlos von Ungeziefer jeder Art zu befreien, so stellen sich ihr auch bei der Reinigung der Bäume von Schädlingen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr entgegen. Unsere Abbildungen auf S. 140 zeigen das Verfahren bei der Begasung von Bäumen mittels Zyklons, einer neuartigen Blausäuremischung. Blausäure ist bekanntlich ein sehr schweres Gift von völliger Geruch- und Geschmacklosigkeit. Das Zyklon stellt nun Blausäure dar, der Stoffe zugesetzt sind, die als Reizstoffe auf Augen und Nase wirken, so daß ihre Anwesenheit von jedem sogleich empfunden wird. Ein weiteres Merkmal des Zyklons ist seine Transportsicherheit. Das Zyklon, das für die Vertilgung von Insekten jeder Art anzuwenden ist, wird als Baumbegasungsmittel besonders in warmen Zonen bei der Bekämpfung der Schildläuse an Orangen- und Zitronenbäumen und der Fliegen an Olivenbäumen angewendet. Den betreffenden Baum — es können auch mehrere Bäume nebeneinander zugleich begast werden — umgibt man mit einem möglichst undurchlässigen Zelt und bringt die erforderliche Menge Zyklon in das Zelt. Nach einer Begasung von etwa 45 Minuten wird das Zelt abgenommen, und das Ungeziefer ist restlos vernichtet. H. W.

Aus Amerikas Naturparadiesen, den Nationalparken. (Zu der Bildertafel auf den Seiten 128/129.) Unsere Anlagen, Gärten, Felder und sogenannten Wälder sind nur Kunstlandschaften, zu denen die Natur bloß noch entrechtete oder gar vergewaltigte Statisten geliefert hat. Wirkliche Wälder finden wir bei uns nur noch nahe der Baumgrenze im Hochgebirge, in Mooren und Heiden, doch schon in Mittelgebirgen und Auen kaum noch. Alles andere sind künstliche Forsten. Da hat es der vielbeneidete Bürger der blühenden Yankeerepublik jenseits des Atlantiks weit besser. Auch da sind die Wälder in unverantwortlicher Weise ruiniert worden, aber gerade deshalb ist man auch in sich gegangen und hat da, wo fern im Westen und Norden, in ungeheueren Wildnissen und Felsengebirgen sich noch unbeschreiblich großartige und wildschöne Landschaften unberührt vom Menschen und noch mit all ihrer urigen Tierwelt erhalten haben, Naturschutzgebiete allergrößten Stils eingerichtet, die schon in ihrem Namen: „Nationalparke", ihre Bestimmung zeigen: „Playgrounds", d. h. Spiel- und Erholungsplätze der Nation zu sein. Bereits 1872 wurde der erste, der Yellowstone-Park, begründet, der mit 8700 qkm mehr als die Hälfte des Freistaats Sachsen umfaßt. Heute sind es 19 Nationalparke mit einer Fläche von 3 Millionen Hektar oder 29453 qkm, gleich zweimal Sachsen! Dazu kommen noch 30 kleinere „Nationaldenkmäler" mit 4800 qkm. Sogar in Hawai und Alaska hat man Naturschutzgebiete eingerichtet. Alle diese Gebiete sind ausgewählt wegen ihrer einzigartigen Natur, die vielfach Gipfelleistungen auf der Erde in dieser oder jener Hinsicht zeigt. Jeder Park hat seine besonderen Glanzpunkte. Schon der Rocky-Mountain-Park bei Denver mit der östlichen Wasserscheide des Kontinents bietet eine landschaftliche Schönheit nach der andern, von herrlichen Matten und Parklandschaften, wilden Bächen und ragenden Wäldern bis zu einsamen Seen hoch unter mächtigen Felsgipfeln und Gletschern. Worte versagen leicht bei der Schilderung, aber die Bilder sprechen. Wer möchte nicht die Amerikaner beneiden, die unter der größten und liebevollsten Fürsorge ihrer Regierung an den stillen Waldseen mit Seerosen, in Wäldern und auf Matten lagern dürfen und Ausflüge machen können zu der Kampfwaldzone mit ihren sturmgezausten und endlich sturmgetöteten Baumrecken oder hinauf zu den Gipfeln! Das einzige, was man von ihnen verlangt, ist Rücksicht auf die Natur. Lagerfeuer verursachen ja leicht Brände. Aber sogar Feuerlöschgeräte hat die Regierung in offenen Schuppen mitten im Wald bereitgestellt. — Im Park des erloschenen Rainier-Vulkans bewundert man nicht weniger als 28 Gletscher. Die Wunder des ungeheuren, von Gletschern einst ausgehöhlten Yosemite-Tals in Kalifornien kann man kaum aufzählen: schiere Granitwände, die bis zu 2000 m vom Tal aus aufragen, Wasserfälle bis zu mehr als 500 m Fallhöhe und dazu Mammutbäume wie der Grizzly Giant mit seinen 10 m Durchmesser. Aber der ist immerhin „bloß 3000" Jahre alt. Im Sequoia-Park gibt es noch gewaltigere Zeugen aus den Tagen der Babylonier. Wie alt sie sind, kann keiner genau sagen, aber der gigantischste Baum der Erde, der General-Sherman-Baum, ist mit seinen 12 m Durchmesser und 70 m Höhe, seiner gesunden, normalen Wuchsform auf alle Fälle das älteste lebende Wesen auf Erden. Man steht vor diesen Bäumen mit demselben Gefühl wie eine arme Kirchenmaus vor dem Kölner Dom. An den nebelverhangenen heißen Steilhängen der kalifornischen Sierra Nevada stehen neben einem Dutzend anderer Nadelhölzer Tausende von diesen „ewig-lebenden" Mammutbäumen und einige hundert davon mit mehr als 3 m Durchmesser! Will man sich aber ganz und gar wie eine Ameise fühlen, so braucht man nur nach Arizona zu fahren und vom Rande des gewaltigsten Erosionstales der Erde, des Grand Canyon, hinunterzublicken zum feinen Silberband des Coloradaflusses, der sich hier 20 km breit und 1600 m tief durch alle Schichten hindurch bis zur granitenen Erstarrungskruste der Erde eingesägt hat. Der Yellowstone-Park wiederum bietet Büffelherden, Wapitis und Grizzli-Bären, der Glacier-Park großartige Hochalpen-Szenerie, und so geht es fort mit lauter Wundern durch die ganze Reihe dieser Naturschutzgebiete. Dr. H. Weigold, Hannover.

DER URSPRUNG UNSERER ZAHLEN

EIN LÖSUNGSVERSUCH VON BAURAT A. O. DRECHSLER, LEIPZIG

Wohl die meisten von uns haben sich die Frage vorgelegt, als man ihnen in der ABC-Schule das Einmaleins beibrachte, warum eine umgekehrte Sechs eine Neun ist. Viele haben im späteren Leben nicht mehr darüber nachgedacht und sich, wie mit so vielem, auch mit diesem als selbstverständlich abgefunden.

Doch ich konnte mich nicht auf diesen Standpunkt stellen. Die Frage: Warum ist eine umgekehrte Sechs eine Neun? und die weitere Frage: Wie sind unsere sogenannten arabischen Zahlen entstanden? beschäftigte mich immer wieder von Zeit zu Zeit während vieler Jahre meines Lebens.

Meine Nachforschungen in Europa blieben erfolglos, und so wandte ich mich, sobald sich Gelegenheit dazu bot, nach dem Orient, dem klassischem Lande antiker Weisheit.

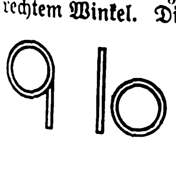
Ich besuchte die Tempel der Brahmanen, hörte in Birma die Vorlesungen gelehrter Pungyis und ging dann nach Moyohung, dem alten Heiligtum und der Klosterstadt nicht weit von Mandalay — nirgends konnte ich die erhoffte Lösung finden.

So wandte ich mich dem Studium des Sanskrits zu, um hier vielleicht aus der Quelle höherer Weisheit schöpfen zu können. Als ich mich in meinem Anfangsstudium mit dem Alphabet, dem Devanagari, beschäftigte, mit dem die Sanskritsprache wiedergegeben wird, fiel mir auf und wurde ich von meinem Lehrer, einem großen Mahatma des Pandschabs, darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Alphabet auf völlig wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist.

Eines Abends, gerade als die Sonne unterging, spazierten wir, wie so oft, in den Gärten, die den Taj Mahal in Agra umgeben. Ich bewunderte bei aufgehendem Mond immer wieder dieses Marmor-Mausoleum, das der Kaiser Schah Jahan seiner Lieblingsgattin geweiht hatte. Mein Mahatma erklärte mir die arabischen Schriftzeichen an diesem Gebäude, die zum Lobe Allahs dort eingemeißelt waren, als mir plötzlich eine Erleuchtung kam. Auch unsere Zahlen sind auf einer wissenschaftlichen Grundlage aufgebaut, sie sind das Werk eines Mathematikers des Orients und verdanken ihren Ursprung ebensowenig dem Zufall wie das Devanagari-Alphabet.

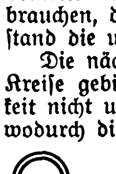
Ein Menschenalter war verflossen, seitdem ich mir zum erstenmal die rätselhafte Frage unserer Zahlen gestellt hatte, und endlich hatte ich diese Frage gelöst.

Schnell folgte nun Schritt auf Schritt. Wenn ein Mathematiker es war, der unsere Zahlen bildete als Verbesserung für weniger brauchbare, so konnte er dies nur mit den Werkzeugen eines Mathematikers getan haben, mit Lineal, Zirkel und rechtem Winkel. Die Unzweckmäßigkeit der damals gebrauchten Zahlen gaben wohl den Anstoß zur Schaffung neuer Formen.

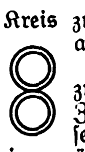


Die Eins, die den erhobenen Zeigefinger darstellt und den Begriff der Einheit bildet, war jedenfalls schon gegeben und war in ihrer Einfachheit vollkommen. — Die nächste Zahl am Ende der Dekade war die Zehn, zu der wiederum die einfache Eins verwendet werden mußte mit einem Zeichen, daß die Verzehnfachung bedeutete. Was lag näher, als den Kreis, das Symbol der Vollkommenheit, zu brauchen, der hier die zehnfache Vermehrung der Einheit bedeuten sollte? So entstand die ursprüngliche Zehn.

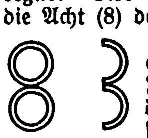
Die nächste Zahl war die Neun, und auch sie wurde aus der Einheit mit dem Kreise gebildet, doch mußte der Kreis eine Stellung haben, welche die Einstelligkeit nicht unterbrach. Er trat an das obere Ende der Einheit nach links gerichtet, wodurch diese zur Tangente wurde.



Nahe lag es nun, auf der linken Seite der Dekade wiederum den Kreis zu benutzen und ihn an das obere Ende des einen Schenkels des rechten Winkels zu setzen. So war auch die Zwei gebildet. Hierauf wandte sich der Mathematiker des Altertums wieder zur rechten Seite zurück, um die nächste Zahl zu bilden. Hatte er bisher Einheit und Kreis zusammen benutzt, so verwendete er diesmal zwei Kreise. Die Acht wurde aus zwei übereinanderliegenden Kreisen gebildet.



Um nun die Erklärung der nächsten Zahl auf der linken Seite, der Drei, zu finden, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Gelehrte die römischen Zahlen kannte und sie auch gebraucht hatte. Er wußte, daß zwei geschlossene gekreuzte Hände das römische Zeichen der Zehn (X) bildeten, und daß eine geöffnete Hand oder eine Hälfte der Zehn, wagerecht geteilt, die Fünf (V) ergab. Dies muß ihn veranlaßt haben, für die nächste Zahl auf der linken Seite die Acht (8) der Länge nach zu teilen und dadurch die Drei zu schaffen.

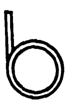


Ich bin mir vollkommen bewußt, daß diese Stellung der Drei als zwei Halbkreise in der Reihe der Zahlen nicht logisch ist, da die Form eine Vier hätte bedeuten sollen, doch ist dieser Widerspruch darauf zurückzuführen, daß der Mathematiker, wie oben dargelegt, seine Zahlen von links nach rechts abwechselnd bildete und die rechts zuerst gebildeten Figuren die nächsten links beeinflußten.

Durch die nächsten beiden Zahlen auf der rechten und der linken Seite der Dekade wird jedoch wiederum der logische Folgegang seines Systems deutlich klargelegt. Für die Sieben nimmt er den rechten Winkel mit der Öffnung nach unten, die Einheit oben an dem linken Schenkel des Winkels angehangen.



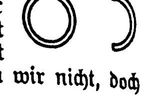
Für die gegenüberstehende Zahl nimmt er denselben rechten Winkel mit der Öffnung nach oben, dreht ihn also um und hängt die Einheit unten an. Jetzt bleiben nur noch die Sechs und die Fünf übrig. Dem Gedankengang folgend, bei der Bildung der beiden vorhergehenden Zahlen den Winkel in aufrechter und umgekehrter Form mit der Einheit zu verwenden, kehrt er auch hier seinen schon gebrauchten Entwurf derart um, daß er wieder die Einheit nimmt und statt oben, wie bei der Neun, diesmal unten an die Einheit den Kreis anschließt.



Es bildet sich die Sechs.

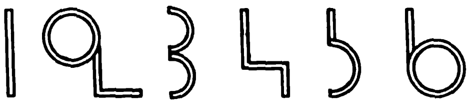
Die große Frage in meinem Leben, warum eine umgekehrte Neun eine Sechs ist, läßt sich, wie oben angedeutet, nun dahin lösen, daß sie durch die Gedankenfolge der Bildung der Zahlen bedingt ist. Der Grundsatz war zu erfüllen, daß alle Zahlen sich deutlich voneinander unterscheiden müssen, um brauchbar zu sein. Daß wir die Fünf mit der Drei häufig verwechseln, ist auf die Veränderung zurückzuführen, die diese Zahlen im Laufe der Zeit erhalten haben. In ihrer Urform sind sie, wie oben gezeigt, ganz voneinander verschieden. Da jener Mathematiker sich nur seiner Werkzeuge bediente, war, um eine genügende Verschiedenheit zu ergeben, der Gedanke einer Umkehrung der Zeichen notwendig, wodurch die Symmetrie zwischen Sieben und Vier und zwischen Neun und Sechs erklärbar ist.

Für die Lösung der Frage, wie die Fünf entstanden ist, müssen wir wiederum daran denken, daß der Erfinder unserer Zahlen eine ganze Anzahl von verschiedenen Entwürfen gemacht haben muß, und daß unter anderm auch die Zehn erst als einstellige Zahl gedacht worden war, und zwar vermutlich in dieser Form, Einheit auf dem Kreise. Aus Gründen, auf die wir hier nicht eingehen können, verwarf er diese einstellige Form für die Zehn und entschied sich für die zweistellige. Er hatte jedoch bei seinen Arbeiten die einstellige Zehn noch auf seiner Papyrusrolle, und bei dem Formen der Fünf kam er wiederum auf den alten Gedanken der römischen Halbierung der Zahlen. Er halbierte die einstellige Zehn, und damit war die Fünf entstanden.



Dies vollendet die Neubildung der Zahlen, und der Erfinder hat die Genugtuung gehabt, daß diese fast in der ganzen Welt für Jahrtausende in der Vergangenheit und der Zukunft verbreitet sind und sein werden. Wer der Erfinder war, wie er hieß, wissen wir nicht, doch sein Werk lebt nach ihm.

Obwohl sich unsere Zahlen im Laufe der Zeit verändert haben, ist es immer doch möglich, ihre Urform zu erkennen. Sehen wir uns nochmals zum Schlusse die Reihenfolge der Zahlen Eins bis Zehn an, so bemerken wir, daß eine symmetrische Anordnung sie durchläuft. Einheit und Einheit neben einem Kreis für die erste und letzte Zahl der Dekade. Einheit als Tangente an dem Kreis oben und rechter Winkel und Kreis oben für Neun und für Zwei. Zwei Kreise rechts und zwei Halbkreise links für Acht und für Drei. Rechter Winkel nach unten gekehrt mit Einheit am linken Schenkel und rechter Winkel nach oben gekehrt mit Einheit am rechten Schenkel für Sieben und für Vier. Einheit als Tangente links am Kreis unten für Sechs, entwickelt aus Einheit als Tangente am Kreis oben für Neun. Halbierung der nicht verwendbaren einstelligen Zehn, abgeleitet von der Halbierung der römischen Zehn, als Zeichen der Fünf.



OHNE LÜGE

SKIZZE VON WOLFGANG AMMON (STA. CATHARINA).

Wie kam Karl Tiefold, der junge gebildete Deutsche, in diese Wildwestgegend, in die er mit seinem sanften Gesicht und seinen nachdenklich durch Brillengläser blickenden Augen so wenig paßte? Und wie vermochte er es, hier auszuhalten und sich in der wilden Umwelt zu behaupten?

In der dichtbewaldeten Gebirgsgegend des streitigen Grenzgebiets zwischen den Staaten Sta. Catharina und Paraná traf man am Saumpfade in großen Abständen hier und da eine Venda (Kaufladen). Die Besitzer dieser verwitterten Bretterbuden waren verwegen aussehende Brasilianer, die mit ihrer Familie und mit einigen Knechten hier in der Wildnis hausten und wie Raubritter auf Kunden lauerten. Sie kauften von den in den weiten Wäldern lebenden Caboclos (Mischlingen von Indianern und Portugiesen) die Landesprodukte, hauptsächlich aber den grünen, aromatischen Mate (Brasil-Tee), der wild in den Wäldern des Hochlandes wächst und einer der Haupthandelsartikel Brasiliens ist. Dafür verkauften sie den Waldleuten alle Bedarfsartikel, die sie in ihrer grünen Einöde nötig hatten. — Zum Abtransport des Mates in die weitentfernte nächste Ortschaft und zum Heranschaffen der nötigen Waren kamen und gingen Maultierkarawanen, die den Verkehr mit der zivilisierten Welt vermittelten.

Karl Tiefold war auf der Suche nach dem Glück zufällig in diese Wildnis verschlagen worden. Mit den wenigen Mitteln, die er sich in untergeordneten Stellungen erworben, hatte er ein altes Bretterhaus mit Nebengebäuden von einem Brasilianer gekauft und eine kleine Venda hier eingerichtet. — Man hatte ihm erzählt, und er fand es alsbald bestätigt, daß man hier in der Wildnis, wo es weder Steuerbehörden noch Polizei gab, ziemlich viel Geld verdienen könne. Man verdiente nämlich doppelt: zuerst an den Waren, die man mit riesigem Aufschlag verkaufte, und dann am Mate, den man billig erhandelte und teuer wieder an den größeren Handelsplätzen absetzte.

Der Matehandel in dieser Wildnis zwischen skrupellosen Konkurrenten und verschlagenen Wildwestbewohnern erforderte aber einen äußerst gerissenen und entschlossenen Geschäftsmann.

Karl Tiefold, der äußerlich mehr einem Predigtamtskandidaten als einem smarten Wildwesthändler ähnlich sah, hatte in der ersten Zeit große Schwierigkeiten zu überwinden. Die halbwilden Waldleute trauten dem „feinen Stadtmenschen mit der Brille“, der immer sauber gekleidet hinter seinem Ladentisch stand, nicht so recht. — Dann aber, als sie mit ihm warm geworden waren, suchten sie den Neuling, wo es irgend ging, im Matehandel zu betrügen. Sei es, daß sie den grünen Tee mit allen möglichen anderen Baumblättern verfälscht zum Verkauf brachten, sei es, daß die Traglasten der Maultiere nicht das angegebene Gewicht hatten, oder daß sie Holz und schwere Steine in den Mate hineingeschmuggelt hätten. Ja, sie rechneten es sich zur Ehre an, den deutschen Grünling auf alle erdenklichen Arten hineinzulegen. Aber Karl Tiefold war ihnen an Schlauheit über, so harmlos sein höflich lächelndes Gesicht auch aussah. Er hatte bald alle Schliche seiner Hinterwäldler weg und verstand es nun ausgezeichnet, mit ihnen umzugehen, ja, er wurde zuletzt auch mit den geriebensten Burschen fertig. Mit lachendem Gesicht und einem Scherzwort deckte er den versuchten Betrug auf, als habe man sich nur einen Witz mit ihm machen wollen.

Die Kunden, die den Mate brachten, hatten oft eine oder mehrere Tagereisen bis zur Venda zurückzulegen, denn die Waldpfade waren so schlecht, daß die Maultiere nur langsam vorwärts kamen. Daher übernachteten die Leute sehr oft unter ihrem Zelt oder im Rancho bei der Venda und machten des Abends bei Lampenschein ihre Einkäufe im Laden. — Beim Abwiegen und Abmessen der Waren wurde Karl Tiefold von einem jungen deutschbrasilianischen Angestellten unterstützt. Die Kunden suchten dabei durch beharrliches Feilschen die Preise zu drücken. Um sich den Verdienst nicht schmälern zu lassen, wußte der Kaufmann sich nicht anders zu helfen, als ihnen mit ernster Miene zu versichern, die Ware koste ihn selbst soundso viel, und er verdiene nur noch einen Tostão (kleinste Nickelmünze) oder gar nichts daran. Diese Versicherung entsprach natürlich nicht der Wahrheit, und Karl Tiefold machte sich im stillen oft Vorwürfe, daß er seine Kunden anschwindelte, um leichter mit ihnen fertig zu werden. — Auch Pferdehandel betrieb der junge Deutsche gelegentlich. Und daß man beim Pferdehandel nicht ohne Flunkern auskam, das wußte jeder Pferdehändler.

Karl Tiefold aber, der von seinen Eltern her die Lüge als etwas Erniedrigendes anzusehen gewohnt war, empfand nach manchem Geschäft das leise Bohren: Du hast gelogen. —

Nun war Silvesterabend. Drei Jahre hauste er hier und war rasch vorwärtsgekommen. Die Bilanz, die er jedes Jahr in dieser stillen Geschäftszeit machte, hatte ergeben, daß er seine Venda nun schon schuldenfrei besaß. In weiteren drei Jahren konnte er genügend Kapital zusammen haben, um in einer Ortschaft ein Geschäft zu eröffnen. Der Laden war geschlossen. Sein Angestellter und der Koch waren zum Fandango in die Nachbarschaft, fünf Kilometer weiter, geritten. Karl fühlte sich in Silvesterstimmung. Er saß im Korbsessel in seiner Stube und rauchte die kurze Fumopfeife. Dabei gedachte er der fernen Eltern. Wann würde sein Geld langen, einmal eine Besuchsreise nach der Heimat zu unternehmen?

Er stand auf und trat hinaus vor die Tür. Draußen war ein Leuchten und Funkeln auf dem tiefschwarzen Hintergrund des Urwaldes. Millionen von Leuchtkäfern wogten rhythmisch auf und nieder. Und droben am dunklen Himmel flimmerte inmitten der blinzelnden Sterne das glänzende Südliche Kreuz.

In diesen Stunden, da das alte Jahr zur Neige ging, dachten die Eltern wohl ebenso innig an den fernen Sohn wie er an sie. Sie wußten, daß Karl in der Wildnis hauste, weil hier die Bedingungen zum Vorwärtskommen günstiger waren als in einer Stadt. Aber ahnten sie, wie die Geschäfte sich in der Wildnis abwickelten? Nein! Sie durften es nicht erfahren, daß ihr Sohn täglich log, um leichter Geld zu verdienen. Seinem Vater, einem alten, ehrenfesten preußischen Beamten, galt eine Lüge als Anfang des Verbrechens.

Karl Tiefold seufzte. Mit wie vielen guten Vorsätzen hatte er das zu Ende gehende Jahr begonnen! Ging es nicht ohne Lügen? War nicht jede Lüge, auch die geschäftliche, eine Selbsterniedrigung? Sollte er später, wenn er reich wurde, vor seinem vergangenen Geschäftsgebaren erröten? Nein, es mußte versucht werden, ob nicht ohne Lügen auch ganz gute Geschäfte zu machen waren. Zunächst mal für einen Monat. „Also — keine Lüge im ganzen Monat Januar!“ Dies heilige Versprechen gab er sich selbst. Dann ging er mit freiem Herzen zur Ruhe. —

Am nächsten Tage, dem ersten Januar, war er sich gleich seines guten Vorsatzes bewußt. Da es in der Wildnis keine Feiertage für den Vendisten gibt (außer wenn die Regenzeit den Verkehr hemmt), so kamen einige Hinterwäldler zum Einkaufen. Sie feilschten dabei wie gewöhnlich und drohten damit, zur nächsten Konkurrenz-Venda zu reiten, wenn der deutsche Kaufmann nicht um die Hälfte mit dem Preise herabginge. Schon wollte Karl Tiefold sich wieder mit der Lüge helfen, die Ware koste ihn selbst soundso viel. Da fiel ihm sein Vorsatz ein. Er erwiderte also auf das Feilschen nur: „Ich gebe zehn Prozent Rabatt — das ist dann mein letztes Wort!“ — Und siehe da, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Preis zu drücken, kaufte der Kunde dennoch die Ware. Der junge Deutsche war sehr zufrieden mit sich. — Als die Kunden weggeritten waren, erklärte er dem jungen Angestellten, wie er es machen sollte: etwas mit sich handeln lassen — dann ein wenig nachlassen — und im ganzen zehn Prozent Preisermäßigung — aber alles ohne Lüge. Am nächsten Tag ertappte Karl Tiefold sich ein paarmal dabei, wie er gerade flunkern wollte. Immer wieder mußte er sich stramm in den Zügel nehmen.

Am dritten Januar kam sein brasianischer Freund, Senhor Bento Damasio, auf einem mageren Pferd angeritten und stieg an der Venda ab. Den gefransten Wollpalla abstreifend und den breitkrempigen Hut mit dem Lederriemen auf die Theke werfend, ließ er sich auf der Holzbank im Laden nieder und erzählte, daß er losgeritten sei, um sich nach einem guten Reitpferd umzusehen. Dabei blickte er auf den gut gebauten Bajo (Falben), der vor der Tür aus einer Krippe Mais und gehackte Palmenblätter fraß.

Karl horchte auf. Da war ein Geschäft zu machen. Den Bajo wollte er ohnehin gern los sein, denn der Gaul stolperte so leicht und war vor kurzem mit ihm gestürzt. — Er stellte zwei Gläser hin und füllte sie mit Cachaça (Zuckerrohr-Schnaps). Sie stießen an und tranken. „Hast du meinen Bajo gesehen?“ fragte er den Freund. „Ein besseres Pferd hab' ich noch nie gehabt: zahm — scheut nicht — flott — und fein gebaut!“ — „Ist der Gaul sicher auf den Beinen? Stolpert er nicht?“ Karl Tiefold versicherte, das Pferd habe keinen Fehler, und er würde es nicht gern verkaufen. — Bento Damasio setzte den Hut auf, steckte die Pistole, die er neben sich gelegt, in den Gürtel und trat sporenklirrend hinaus an das fressende Pferd, das er von allen Seiten besichtigte. Er blickte dem Tier ins Maul, hob ihm einen Vorderfuß, prüfte die Hufe und nickte vor sich hin. Von drinnen beobachtete ihn der Deutsche, doch scheinbar ohne von Bento Damasio Notiz zu nehmen. Dieser ließ sich ein Zaumzeug herausreichen, zäumte den Gaul auf und bestieg ihn, ohne Sattel aufzulegen. Er ritt einige hundert Meter hin und her und stieg dann ab. — Karl Tiefold fühlte, wie sein Herz klopfte. Wenn doch Bento Damasio den Gaul kaufte! zitterte es in ihm.

„Was kostet das Pferd?“ fragte der Brasilianer. — „Es kostet mich selbst dreihundert Milreis,“ sagte Karl, „aber verkaufen — hm — ich möchte das gute Tier selbst behalten — ein feines Reitpferd. Na, wenn du es durchaus haben willst — dreihundertundfünfzig Milreis — kein Vintem weniger!“ — Der Brasilianer ging hinaus und besichtigte den Gaul von neuem. „Ich gebe dir zweihundert!“ rief er. Karl wandte sich entrüstet ab. „Dreihundert kostet er mich selbst!“ schrie er zur Tür hinaus. — Sie handelten und feilschten eine volle Stunde. Karl gab endlich nach und ließ dem Freund das Pferd für den „Kostenpreis“ für dreihundert. Verlieren konnte er doch nicht an dem tadellosen Gaul, das sah Bento Damasio auch ein.

Als dieser auf dem Bajo davonritt und seinen mageren Klepper am Halfter hinter sich her zog, sah ihm Karl Tiefold mit zufriedener Miene nach. Die dreihundert Milreis hatte er in der Tasche.

„Da können Sie froh sein, Senhor Carlos“, sagte da auf einmal der Angestellte neben ihm. „Ein schönes Stück Geld für den stolprigen Gaul, ha, ha, ha!“ Karl Tiefold zuckte zusammen. Donnerwetter — sein Vorsatz! Er hatte ja den Freund belogen! Das Pferd kostete ihn nur zweihundertunddreißig und hatte allerhand Fehler.

Einen Augenblick zauderte er und blickte zu Boden. Dann hob er den Kopf, legte die Hände als Schalltrichter an den Mund und brüllte dem Davonreitenden nach: „Bento Damasio, volte!“

Der Reiter hielt an und blickte zurück. Dann folgte er den Winken des jungen Deutschen und kam mit beiden Pferden zurückgetrabt.

„Was ist los? Habe ich etwas vergessen?“ rief er.

„Komm heran und steig ab“, sagte Karl Tiefold zu dem Brasilianer, der nicht weit von der Ladentür anhielt.

„So rede doch — was soll ich denn noch?“ rief ungeduldig der Wartende. „Ich steige nicht mehr ab. Will sehen, ob ich bis Abend daheim bin. Also?“

Karl Tiefold kämpfte noch ein wenig mit sich. „Na, dann höre," sagte er tief atmend, „ich habe dir gesagt, der Bajo kostet mich dreihundert Milreis und hat keinen Fehler. — Ich habe mir aber vorgenommen, dieses Jahr nicht mehr zu lügen. Darum höre die Wahrheit: der Gaul kostet mich... zweihundertunddreißig ... und er hat Fehler."

Bento Damasio sah dem Deutschen lauernd und prüfend eine Weile ins Gesicht. Rappelte es bei dem im Oberstübchen?...

Auf einmal schlug er sich lachend auf den Oberschenkel. „Ho, ho, ho, du scheinheiliger Fuchs... Jetzt bereut er, daß er den Gaul zu billig losgeschlagen... und erzählt mir ein Märchen, damit ich den Handel rückgängig mache... ha, ha, ha... nein, mein Lieber, diesmal hast du dich verrechnet... den Bajo behalte ich, und wenn er dich nur hundert kostet."

Er wendete schnell sein Reitpferd, zog dem andern Gaul eins über und galoppierte unter schallendem Gelächter davon.

Auf großer Fahrt im östlichen Mittelmeer

VON GENERAL NICOLA-PASCHA

Die Folgen des Weltkrieges haben nicht nur eine Verkleinerung, sondern vor allem eine Verschiebung der Absatzgebiete für die Erzeugnisse der deutschen Industrie herbeigeführt. Der Strom nach dem Westen ist durch die Konkurrenz der früheren Feindstaaten und besonders durch den Vorsprung Nordamerikas auf wirtschaftlichem Gebiete abgedämmt worden. Die deutsche Industrie und der deutsche Handel müssen neue, noch aufnahmefähige Absatzgebiete suchen, sollen sie nicht dem schweren Wirtschaftskampf erliegen.

Der Nahe Osten tritt hierbei in den Vordergrund. Abgesehen von Rußland, ist es besonders die Türkei, deren reiche Naturschätze und deren fruchtbarer Boden noch der Erschließung in westeuropäischer Wirtschaftsmethode harren. —

Es war eine glückliche Fügung, daß ich einen Dampfer der deutschen Levantelinie zur Fahrt im östlichen Mittelmeer und zur Fahrt nach der Heimat benutzen konnte. Bietet doch gerade die Reise auf einem Frachtdampfer den besten Einblick in Art und Größe des Warenaustausches der Völker und im Gegensatz zu dem meist eiligen Hasten eines Passagierschiffes ein stärker haftendes Bild fremder Länder.

Am Spätnachmittag des 28. Juni lichtet unser Dampfer „Heraklea" am Kai des Bahnhofs Haidar Pascha, des Ausgangspunktes der Anatolischen Bahn, den Anker zum Kurs nach Westen.

Zu unserer Rechten Konstantinopel, das alte Byzanz. Weiß schimmert der Marmorbau des früheren Sultanspalastes am Bosporusstrand; auf der Höhe der stolze Bau der deutschen Botschaft, in der ein zielbewußter deutscher Mann seines schweren Amtes waltet, weiter links über der Europäerstadt der gedrungene Galataturm, ein trutziges Zeichen aus der Genuesenzeit. Vor dem westlichen Eingang des Goldenen Horns, vor dessen Mündung Schiffe aller Nationen vor Anker liegen, erhebt sich das alte Serail, der frühere Sultanspalast, in dem sich so viele blutige Ereignisse in der Geschichte der Kalifen abgespielt haben; auf der Landspitze davor grüßt aus neu geschaffenen schönen Anlagen das schlichte Standbild des Befreiungshelden Mustafa Kemal-Pascha — als Wahrzeichen einer neuen Zeit. Glutrot geht soeben die Sonne hinter dem alten Stambul unter, aus dessen hoch und eng aufgetürmtem Häusermeer die gewaltige Kuppel und die Minarette der ehrwürdigen Hagia Sofia herüberleuchten.

Vor uns breitet sich die weite Fläche des Marmarameers, die sich nach Süden zu der reizvollen Bucht von Ismid erweitert. Schon verdämmern die Konturen der herrlichen Prinzeninseln im Abenddunst. Der bei der alten Kalifenstadt Brussa hochragende, noch mit Schnee bedeckte Olymp sendet einen letzten Gruß, dann umfängt uns das Meer mit seinem Rauschen und Träumen.

Das erste Ziel unserer Fahrt ist die am Südrande des Marmarameers gelegene Stadt Panderma. Der einst blühende Hafenort, der Endpunkt der Eisenbahnlinie Smyrna—Panderma, ist dem Weltkrieg zum Opfer gefallen; öde Ruinen, das Wegenetz kaum erkennbar, Bäume und Gärten verschwunden, nur am Hafen selbst einige Gebäude. — Neues Leben wird hier emporblühen. Der Abbau der in der Nähe der Stadt befindlichen Erzlager und die Fruchtbarkeit des Bodens werden dabei helfen.

Steil ragen auf unserer Weiterfahrt die Marmorfelsen der Inseln empor, nach denen das Meer seinen Namen trägt. Zur Rechten wird an flachem Meeresufer die Stadt Gallipoli sichtbar. Das Schiff nähert sich den Dardanellen. Ein Gewitter ist heraufgezogen, aus dunklen Wolkenmauern blitzt es auf der europäischen Seite der Meerengen auf. Der herübertönende dumpfe Donner ruft Erinnerungen wach an jene schicksalsschweren Tage, an denen das Brüllen der Geschütze im Kampf um die Dardanellen dröhnte. Auch damals, Ende März 1915, stand ich auf der Kommandobrücke eines der zahlreichen Transportdampfer, die meine Division von Konstantinopel nach den Meerengen führten. In der zur Linken liegenden Stadt Tschanak-Kalessi stiegen die braven Anatolier an Land. Hier befand sich das Oberkommando der Marine, die die Landarmee in ihrem Kampfe so trefflich unterstützt hat.

Vor uns die weite Bucht, in der der Durchbruchsversuch der feindlichen Flotte in dem Feuer der türkischen Geschütze zusammenbrach... Das Gewitter hat sich verzogen, eine sternenhelle Nacht umgibt uns. Das Ufergelände tritt jetzt deutlich hervor. Auf der Höhe des asiatischen Festlandes blinken einzelne Lichter auf. Sie kommen vom Dorfe Erenlöi, meinem damaligen ersten Kriegsquartier. Erinnerungen werden wach.

Unsere „Heraklea" eilt schnell voran. Schon heben sich links vorwärts die Umrisse der weit in das Meer vorspringenden Landzunge von Kum-Kale vom nächtlichen Himmel ab. Düster blicken die Mauern und Zinnen des alten Schlosses herüber. Vor der Mündung des Menderesflusses, des alten Skamander, weitet sich eine kleine Bucht. Hier befand sich im Trojanischen Krieg wahrscheinlich das Schiffslager der Griechen, hier waren bei dem Landungsversuch der Franzosen im neuen Kampf um Troja mehrere feindliche Kriegsschiffe eingefahren, die in der schwülen Nacht vom 25. zum 26. April 1915 ein mörderisches Feuer gegen Rücken und Flanke der immer von neuem anstürmenden türkischen Truppen richteten. Ihr Kriegsruf „Allah, Allah" übertönte den Knall der auf der weiten Trojanischen Ebene einschlagenden Geschosse, und als die ersten Strahlen der hinter dem Idagebirge aufgehenden Sonne sieghaft in den leichten, über Ufer und Meer wallenden Nebel tauchten, war auch der türkische Sieg gesichert.

Drüben auf dem europäischen Ufer der Meerengen erkennen wir das Gemäuer der auf steilem Rande liegenden Burg von Eski Hissarlik, einem Brennpunkte des Kampfes. Am Strand und in der kühlen Flut der Mortobucht haben viele tapfere englische Soldaten den Heldentod gefunden.

Wir nähern uns dem Eingang der Meerengen. Bei Kap Helles, der äußersten Spitze der Halbinsel Gallipoli, blitzt helles Leuchtfeuer auf. Der Scheinwerfer huscht

über Meer und Land. In seinem Licht ragt das Denkmal der Alliierten auf, ein Ehrenmal für die Hunderttausende in dem Kampf um die Dardanellen gefallenen Soldaten.

Die Meerengen sind passiert. Weithin glänzt die Fläche des Mittelländischen Meeres in dem Frieden der Nacht.

Die Stadt Kawala an der mazedonischen Küste ist unser nächstes Ziel. Malerisch an Küste und Berghang gelegen, mit reichem Hinterland, hat diese Stadt in dem Wandel der Geschichte, wie ein noch gut erhaltener römischer Aquädukt sowie starke Befestigungen aus der Genuesenzeit und Türkenherrschaft zeigen, ihre große Bedeutung als Hafenort durch die Zeiten erwiesen.

Nach dem Verlassen dieser Hafenstadt beginnt eine herrliche Fahrt durch die griechische Inselwelt. Sonnendurchglühte Tage, warme sternenhelle Nächte locken zum Sinnen und Schauen. Steil und kahl ragen die Inseln empor. Wenn sich ihre oft bizarren Formen gespensterhaft vom nächtlichen Himmel abheben, dann wird es begreiflich, daß sich mit diesen einsamen Eilanden in der antiken Welt der Mythus von Götter- und Heldengestalten verband. Die Inseln sind infolge ihrer vulkanischen Natur reich an Erz und Marmor, die schon im Altertum für die Errichtung unvergleichlich schöner Bauwerke Verwendung fanden und auch heute noch lohnenden Abbau verbürgen. Unser kleiner Dampfer stopft sich in Thasos und Skyros den Bauch tüchtig damit voll. Wir sind sehr zufrieden mit dieser schweren Mahlzeit, die der „Heraklea“ bei Seegang Ruhe und Halt gibt. Dort, wo die Steilküste sich verflacht und Raum für die Mündung kleiner Flußläufe gibt, tauchen bisweilen in Grün gebettete Siedelungen auf. Anpflanzungen von Öl- und Mandelbäumen, Wein und Mais bedecken Küste und Täler; sie steigen zu den Berghängen empor, die oben von einem Streifen von Knüppeleichen umsäumt sind. Ihre Früchte — Valonea genannt — geben einen guten Gerbstoff ab und bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel.

Vorbei an dem gewaltig aus dem Meer emporsteigenden Bergmassiv des Athos, auf dessen Gebiete sich zahlreiche Klöster zu einer selbständigen Kirchengemeinschaft zusammengefunden haben, vorbei an den grünen Ufern der fruchtbaren Insel Euböa, und die Hafenstadt von Athen, Piräus, ist erreicht. Der Hafenort selbst mit seinem Lärm und Schmutz, mit der erdrückenden, Tag und Nacht herrschenden Hitze lockt nicht zu längerem Verweilen, aber die Schnellbahn bringt uns in kurzer Zeit nach der Hauptstadt Athen.

Hier grüßen uns mit unauslöschlichem Eindruck die Zeugen aus der antiken Welt, besonders die hoch über der Stadt sich erhebende Akropolis mit ihren im Abendlicht aufleuchtenden Marmorsäulen und Tempeln. Von hier aus schweift der Blick weithin über Stadt, Meer und Land, nach Süden hin über den Golf von Ägina mit der geschichtlich berühmten Insel Salamis bis zu den Höhen des Peloponnes, während sich nach Osten und Nordosten hin die Berge kulissenartig auftürmen. Zu unseren Füßen das Gebiet der alten Stadt mit dem Tempel des Theseus, dem Areopag, dem Tempel des Bacchus und dem gewaltigen Stadion.

In dem neuen Athen flutet und brandet das Leben. Der Grieche ist geistig regsam, die Fragen der Politik stehen im Vordergrund. Man lernt begreifen, wie schwer dieses Volk zur politischen Geschlossenheit und Ruhe kommen kann. Die Hitze ist fast unerträglich. Dicke Wolken feinen Kalkstaubes überziehen Straßen und Häuser. Gärten und Blumen sind infolge des großen Wassermangels selten, nur in der Nähe des früheren Königsschlosses zeigt sich die Pracht südländischer Vegetation. Hier rauschen die Palmen und Zypressen und reden von der Schönheit der antiken Welt, aber auch von den Sorgen der Gegenwart. Noch sind die Spuren der schweren Niederlage auf anatolischer Erde fühlbar. Das Land ist arm und in seiner wirtschaftlichen Not abhängig vom Auslande. Tausende von Flüchtlingen und Ausgewiesenen sind von der Türkei nach Griechenland zurückgeflutet und suchen nach einem neuen Heim und nach neuem Erwerb.

Wie sich die Gedanken von den Hütten und Zelten der Flüchtlinge zu der Küste des kleinasiatischen Festlandes hinüberspinnen, das ihre frühere Heimat war, nimmt auch unser Schiff noch einmal die Fahrt dorthin auf, um Smyrna, die nach Konstantinopel bedeutendste Hafenstadt der Türkei, anzulaufen.

Traurig stimmt der Anblick der bisher wegen ihrer Schönheit berühmten Stadt. Der besonders von Griechen und Ausländern bewohnte Teil ist ein ausgedehnter Trümmerhaufen, aus dessen Schutt noch einzelne Marmorwände emporragen und von früherer Pracht und von früherem Wohlstand zeugen. Aber auch hier soll neues Leben aus den Ruinen erstehen. Der weitsichtige Präfekt der Stadt zeigt uns bei einem Besuch mit Stolz den Plan für den Wiederaufbau des zerstörten Stadtteils. Breite, senkrecht zur Küste laufende Straßen, freie, mit Gartenanlagen versehene Plätze werden Raum für die regelmäßig wehenden kühlenden Seewinde schaffen.

Alte Kriegsgefährten und Freunde empfangen den deutschen Kameraden herzlichst und verschaffen Gelegenheit, das Ufergelände der Stadt mit seinen reichen Gärten und Kulturen kennenzulernen. Eine Fülle der edelsten Gaben hat die Natur diesem Lande gegeben. Weithin dehnen sich die mit Wein, Mandel- und Olivenbäumen bedeckten Felder, unterbrochen von Tabakanpflanzungen und den berühmten Feigenkulturen. Reichlich vorhandene Wasseradern helfen auch über die heißeste Zeit hinweg und gestatten eine intensive Kultur in mehrfacher Fruchtfolge. Nur wenige Stunden von Smyrna entfernt bringen bis zu 80 Grad Celsius heiße Quellen aus dem vulkanischen Gestein. Die noch primitiven Badeanlagen sollen auf Anordnung des Staatspräsidenten zu einem Heilbad ersten Ranges ausgebaut werden.

Im Norden der Stadt besuchen wir eine landwirtschaftliche Musterfarm, die nach deutschem Vorbild eingerichtet ist und zugleich Unterrichtszwecken dient. Auch sie steht unter dem unmittelbaren Schutze des Präsidenten, dem die Hebung der Landwirtschaft besonders am Herzen liegt, der die Nöte der Bauern kennt und in einer großen Farm dicht vor den Toren der Hauptstadt Angora eine rationelle, für das anatolische Land geeignete Wirtschaftsmethode zur Anwendung bringen läßt.

Die Hafenstadt Smyrna wird als solche in national-türkischem Sinne dem internationalen Konstantinopel in Zukunft vielleicht den Rang ablaufen. Der Weg von Stambul nach dem Inneren des Landes ist weit, der Warenverkehr fast nur auf den einzigen Schienenstrang der Anatolischen Bahn angewiesen. Von Smyrna aus ziehen sich fruchtbare Täler zur Anatolischen Hochebene hinauf, ein reicheres Bahnnetz stellt die Verbindung mit diesem Getreideland her.

Unser Schiff nimmt abermals den Kurs nach Westen. Die an der weit in den Peloponnes hineindringenden Bucht gelegene Stadt Nauplia ist die letzte Etappe der Fahrt im östlichen Mittelmeer — eine blühende Handelsstadt, die auch in der Geschichte als Nebenbuhlerin Spartas sowie später als Emporium venezianischer und türkischer Herrschaft eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hier betrat ein deutscher Fürst, Otto von Bayern, 1829 griechischen Boden, um seine Königsmacht zu begründen. Zwei in die Festungsmauer gehauene steinerne Löwen — der von St. Marko und der bayrische — geben Kunde von diesen früheren Machtverhältnissen.

Die Fahrt führt uns nun der Heimat zu. Wir sehen am Südrande Griechenlands tief in die Lakonische Bucht hinein und verfolgen in Gedanken den Lauf des hier mündenden Eurotas bis hinauf nach Sparta, der Stadt mit ihrer heldenhaften Geschichte.

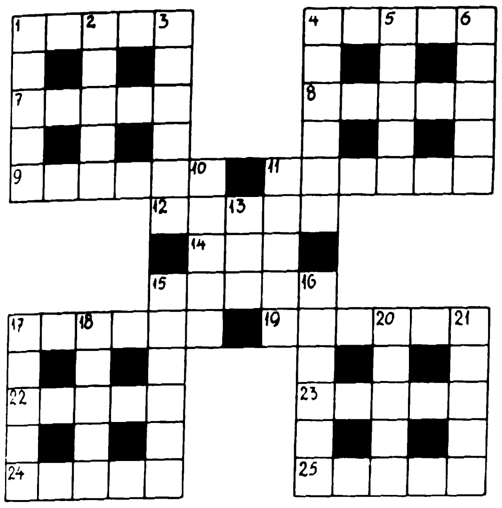
Das wegen seiner Stürme gefürchtete Kap Matapan ist umschifft. Die in rotes Abendlicht getauchten Berge des griechischen Festlandes senden den Abschiedsgruß.

In Malta sowie in dem gewaltigen, waffenstarrenden Felsen von Gibraltar tritt uns die ganze Wucht englischer Macht entgegen. Zur Linken, nach der afrikanischen Küste zu, sucht unser Blick die dunkle Gebirgskette des Rifs, in dem ein bisher freies Volk den Todeskampf führte, dann nimmt uns der Atlantische Ozean auf, dessen hohe Wogenkämme unser Schiff tapfer und sicher durchschneidet, um uns in schneller Fahrt über Antwerpen nach Hamburg, dem Endziel unserer Reise, zu bringen.

Mit Dank nehmen wir hier Abschied von unserer „Heraklea“, an deren Bord wir in der Mitte treudeutscher Männer unvergeßliche Stunden verleben und die Wahrheit des Satzes erkennen durften: „Seefahrt tut not.“

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Asiatisches Hochland, 4 Trinkgefäß, 7 Teil des Fingers, 8 bekannter Läufer, 9 Herbstblume, 11 Hausgerät, 12 Musikinstrument, 14 Zorn, 15 Anliegen, 17 Kopfbedeckung, 19 Baumfrucht, 22 Freude des Rauchers, 23 Gebirge in Amerika, 24 Schriftzeichen, 25 Nebenfluß der Havel; senkrecht: 1 Stimmlage, 2 berühmter deutscher Bildhauer, 3 Provinz in Spanien, 4 Malgerät, 5 Gewicht für Edelmetalle und -steine, 6 Musikinstrument, 10 männlicher Vorname, 11 Angehöriger eines der Randstaaten, 13 Besitztum, 15 südeuropäisches Gebirge, 16 Insel, 17 Asiate, 18 Edelstein, 20 Unterwelt, 21 Laubbaum.

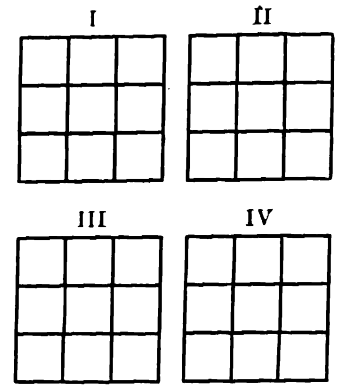
Prüfungsaufgabe.

Prüfe dich selbst! So haben wir schon einmal in dieser Rubrik unseren Lesern zugerufen. Noch manche andere Aufgabe stand unter diesem Motto. Heute bringen wir einen „Satzordnungstest" als „Wetzstein des Geistes". Prüfen Sie Ihre Intelligenz an ihm! Die Aufgabe besteht darin, 12 Sätze, von denen jeder eine Nummer trägt, so zu ordnen, daß ein sinnvoller Zusammenhang herauskommt. Man beachte dabei, wieviel Zeit die Lösung erfordert hat.

Die Spanier in Amerika.

1. Die Ahnung, daß nicht die Ostseite der Alten Welt, sondern eine Neue Welt, eine neue Festlandsinsel entdeckt worden sei, wurde durch Balboa, den Entdecker der Südsee, 1513 zur Gewißheit.
2. Auf seinen insgesamt vier Fahrten hatte er eine Reihe von Inseln und Küstenstrichen gefunden.
3. 1519—1521 fand der erste Weltumsegler, Magalhaes, einen südwestlichen Weg nach Asien.
4. Wo jedoch der Hunger nach Edelmetallen nicht gestillt werden konnte, da erlahmte ihre Tatkraft.
5. Um den Nordosten der Neuen Welt aber haben sie sich niemals gekümmert.
6. Mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit haben sie die altamerikanische Sondergesittung vernichtet.
7. Er wollte das ersehnte Ziel aller damaligen Entdeckungsfahrten, nämlich Süd- und Ostasien, erreichen.
8. Mit beispielloser Tollkühnheit haben die Spanier das neuentdeckte Mittel- und Südamerika ihrer Herrschaft untertan gemacht.
9. Diesen Weg hatte Kolumbus vergebens gesucht.
10. In dem Glauben, daß es sich dabei um Bruchstücke des asiatischen Kontinents handle, ist er gestorben.
11. Zur Zeit, als die Portugiesen nach Ostindien gelangten, hatte Christoph Kolumbus im Dienste Spaniens bereits zwei Expeditionen in westlicher Richtung veranstaltet.
12. Im nordwestlichen Amerika sind sie nur bis zum 42. Grad nördlicher Breite vorgedrungen.

Magische Silbenquadrate.



Wagerechte und senkrechte Reihen sind gleichlautend: I 1 Vogelmist und Düngemittel, 2 Wohlgeruch, 3 Wandervolk; II 1 japanische Hafenstadt, 2 Wüste, 3 Gerstenzucker; III 1 Getränk, 2 Geschütz, 3 russischer See; IV 1 Kriegsschiffsbeiboot, 2 Figur des Marionettentheaters, 3 griechische Mondgöttin.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4325.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4323.

Rösselsprung: Von des Lebens Gütern allen / Ist der Ruhm das höchste doch; / Wenn der Leib in Staub zerfallen, / Lebt der große Name noch. (Schiller.)

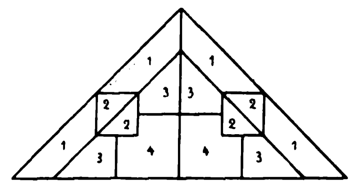
Guter Rat: Gut Ding will Weile haben.

Gitterrätsel: Fetisch, Litauen, Schemel.

Silbenkreuz:

a	del
le	ne
bo	gen
re	de

Zerlegaufgabe:



Ersatzrätsel.

Verkauf — Kaffer — Gewicht — Unrecht — Winter — Scherbe — Körper — Messina

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben nennen, nacheinander gelesen, einen deutschen Komponisten.

Kopfrätsel.

Mit „K" kann's sehr gemütlich sein
Für Menschen, die bescheiden.
Mit „J" kommt's oft von großer Pein,
Von Sorgen und von Leiden.
Mit „H" ist's Gegenstand, den man
Beim Handwerk nicht entbehren kann.



Ihr gehorsamster Diener

ist Ihr

MERCEDES - BENZ.

Seine Führung ist ein Kinderspiel dank der Leichtigkeit seiner Handhabung und der übersichtlichen, wohldurchdachten Anordnung aller Kontrollorgane.

Haben Sie Vertrauen zu Ihrem

MERCEDES-BENZ

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Editha Gräfin v. Königsmarck a.H.

Koblenz a. Rhein u. Mosel

Führendes Haus für Weine deutschen Ursprungs.

Bevorzugt im vornehmen gastlichen Haus.

Etikett und Korkbrand sind unsere Bürgschaftszeichen

Unsere Liste Nr. 38 enthält eine belehrende Abhandlung über Weinbau, Weinbehandlung und Handelsgebräuche. Zusendung erfolgt auf Wunsch.

VORWERK=TEPPICHE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co, BARMEN

KRANKHEIT
DER HUNDERTTAUSEND



MASSO-DENT

EMPFOHLEN VON ZAHNARZT PROF. DR. MAMLOK

ist der neue Apparat zur **Selbstmassage** des Zahnfleisches, mit dem ausserordentliche Erfolge erzielt werden. MASSO-DENT ist von fast unbegrenzter Haltbarkeit; seine Anwendung die denkbar einfachste. Täglich Massage von 1 bis 2 Minuten bewirkt vollkommene Durchblutung u. kräftigende Erfrischung. Die Massage verursacht keinerlei Schmerzen.

MASSO-DENT

beseitigt Zahnfleischverfärbung und leichtes Bluten des Zahnfleisches.

MASSO-DENT

härtet und strafft das Zahnfleisch; locker gewordene Zähne festigen sich wieder.

MASSO-DENT

verhindert bei regelmässigem Gebrauch das Auftreten von Zahnfleischerkrankungen.

MASSO-DENT

soll vorbeugend schon von Kindern benutzt werden und Personen mit gesundem Zahnfleisch. **Zur Mundpflege gehört** frühzeitiger Beginn der Kiefermassage mit MASSO-DENT. Nur diese gewährleistet **gesunde Zähne bis ins hohe Alter.**

Versand geg. Nachnahme nur durch die herstellende Firma **Dr. Franz Josef Krall, Berlin W I, Bülowstr. 82.** Preis M. 4,50 und 45 Pf. für Porto und Nachnahmegebühr. Literatur auf Wunsch gratis.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréskörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de l'Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG

NR. 4325. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 2. FEBRUAR 1928

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

DRESDEN-WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

BAD MERGENTHEIM. Das Spezial-Bad für Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, Gicht. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

RADIUMBAD OBER-SCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL - PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstkl.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

HOTEL UND PENSION SANSSOUCI, I. Ranges, altbekannt und solid.

KRUMMHÜBEL. SCHLINGELBAUDE, 1067 m ü. M. Der Neuzeit entsprechend.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

HOTEL AM SCHENKENSTEIN, 645 m ü. M. Fritz Franke.

HAUS VIERLINDEN, am Kurpark, schönste Lage.

HOTEL ZUM ZACKENFALL. Gutbürgerlich. Herrliche Aussicht.

ERZGEBIRGE

OBERBÄRENBURG b. KIPSDORF. BERGHOTEL u. KURHAUS FRIEDRICHSHÖHE.

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, m. all. Komfort.

CAFÉ-RESTAURANT und PENSION FRIEDRICH, beste Verpflegung.

THÜRINGEN

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

HARZ

ALTENAU. KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgerliche Gaststätte.

HAHNENKLEE-BOCKSWIESE (OBERHARZ). Wintersportplatz u. Höhenkurort, 600 m ü. M.

HOTEL KURHAUS, I. Ranges, moderner Komfort.

SCHWENZELS HOTEL. Vornehmes Haus, direkt an der Bobbahn.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Höchstgelegen, alpiner Luftkurort und Wintersportplatz.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, der alpine Wintersportplatz u. Luftkurort a. Brocken.

HOTEL FÜRST ZU STOLBERG. Mit voller, bester Verpfleg. v. M. 9.—.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 8—9. Mod. Komfort.

TANNE (HOCHHARZ). Alpiner Wintersportplatz und Luftkurort.

BAHNHOF-RESTAURANT. Rodelbahn.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

BLUDENZ am ARLBERG. HOTEL BLUDENZER HOF. Wintersport, moderner Komfort.

HOTEL SCESAPLANA, gutbürgerlich, Prospekte.

JGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL JGLER HOF, Prospekte.

JNNSBRUCK. HOTEL TYROL, modernst. Komfort, mäß. Preise.

HOTEL ARLBERGER HOF, modern, feinbürgerlich, Jahresbetrieb.

GASTWIRTSCHAFT HAUPTBAHNHOF, erstklassig, mäßige Preise.

HOTEL KREID, ersten Ranges, fließend. Wasser.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig, bestempfohlen.

HOTEL MARIABRUNN (ALTE HUNGERBURG) 850 m ü. M. Drahtseilbahn.

CAFÉ MAXIMILIAN. Beliebtes und behagliches Café.

CAFÉ, HOTEL u. KASINO „MÜNCHEN", bestrenommiert.

KONDITOREI u. CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

KITZBÜHEL (TIROL). GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.

HOTEL CAFÉ REISCH. Erstklassig mit allem Komfort.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER.

KUFSTEIN (TIROL). HOTELBETRIEBE: ANRACHER-DUXERHOF, historisch mit mod. Komf.

CAFÉ u. KONDITOREI HASENKNOPF. Treffpunkt der Fremden.

CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café. Garten. Konzerte.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Alpenhotel, mod. Komfort.

HOTEL „GOLDENER ADLER". Das gutbürgerliche Haus.

GASTHOF UND PENSION „SONNE", schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Innsbruck. 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE, gutbürgerlich, Prospekte.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „POST", mod. Komfort.

HOTEL „DREI MOHREN", beste Lage, Komf.

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut.

HOTEL WEINZINGER. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges, mod. Komf.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

MAYRHOFEN (ZILLERTAL) „ALTE POST". Gutbürgerlich.

GASTHOF UND PENSION „STRASS". Gutbürgerlich, modern. Komfort.

MUTTERS. GASTHOF und PENSION STAUDER, zivile Preise.

OETZ. HOTEL u. PENSION „DREI MOHREN", div. Komfort.

PIANS. GASTHOF u. PENSION „POST", gutbürgl., Prospekte.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

GASTHOF HOFWIRT. Modernes Café und Hotel. Aller Komfort.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

SCHWAZ (TIROL). HOTEL POST, erstkl. Prachtvolle Gegend.

SEEFELD (TIROL). WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

GASTHOF ZUM LAMM, altrenommiert, Zentralheizung.

ST. ANTON (TIROL). HOTEL POST, erstes Haus am Platze.

GASTHOF und PENSION ALPENROSE. Warmwasser-Heizung.

ST. JOHANN (TIROL). GASTHOF ZUM BÄREN. Mod. Komf.

GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10–12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF KRONE. PENSION SALCHNER, Prospekte.

STEINACH (TIROL). HOTEL STEINBOCK, erstes Haus, Prosp.

STEINACHER HOF, gutbürgerlich, am Platze.

GASTHOF „ZUR POST", bestempfohlen.

GASTHOF UND PENSION „WILDER MANN", komfortabel.

STUBEN a. ARLBERG. GASTHOF „POST", führ. Haus.

TELFES (STUBAITAL). HOTEL SERLES, Prospekte.

ZELL am ZILLER. GASTHOF „ZUM BRÄU", gutbürgl.

HOTEL POST. I. Haus, mäß. Preise.

GASTHOF SCHNEEBERGER, gutbürgerlich. Pension 8—10 S. Prosp.

ZÜRS am ARLBERG. GASTHOF „ALPENROSE", gutbürgerlich, fließend. Wasser.

GASTHOF UND PENSION EDELWEISS, altrenommiert, neu umgebaut.

HOTEL ZÜRSER HOF, das Luxushotel mit jeglichem Komfort.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

ARKADEN. Café-Rest., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

GLINGERS CAFE PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I. Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU-KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I, Am Ring, gegenüber Universität.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6 Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST. Wien IV Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN-SEMMERING. Österreichs beliebtester Höhenkurort u. Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE, modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE-SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

REICHENBERG. HOTEL „GOLDENER LÖWE". 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFÉ KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL ATLANTICA. Deutsches Haus. letzt. Komfort.

HOTEL EDEN UND QUISISANA, komfortable Häuser, Prospekte.

KURHAUS DR. MAHLER, Sonne und Sport, beste Lage.

PENSION MARIA ZAWOJKI, sonnige See-Zimmer, Prospekte.

BORDIGHERA. HOTEL DE PARIS. Aller Komfort. Pens. 35 L.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, gut bürgerlich, 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, moderner Komfort.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

NERVI b. GENUA. HOTEL-PENSION BONERA. Deutsch. Haus. Herrliche Lage.

HOTEL GIARDINO-RIVIERA. Aller Komfort. Eigenes Strandbad.

HOTEL-PENSION JNTERNATIONAL. Ruhigste, staubfreie Lage.

GRAND HOTEL VICTORIA. Erstklassig. Pension ab 35 L.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankung. d. Atmungsorgane.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

HOTEL-PENSION SOLARIA. Sonnigste Lage. Prospekte.

PENSION VILLA WALDHEIM, beste Lage und Verpflegung.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern. sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL St. Gotthard-Terminus, komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 9.—.

HOTEL-PENSION DIANA. Pension Fr. 8.— bis 10.—.

KURHAUS MONTE BRE, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassig.

SILVAPLANA bei ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstklassiges Familienhaus.

WENGEN. PARKHOTEL BEAU-SITE. Beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BALLENSTEDT. TÖCHTERHEIM FRAU L. KUNTZE, Pension monatl. Mk. 90.—.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa, Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT. Prosp.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE Prospekt B.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. Ia Referenzen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

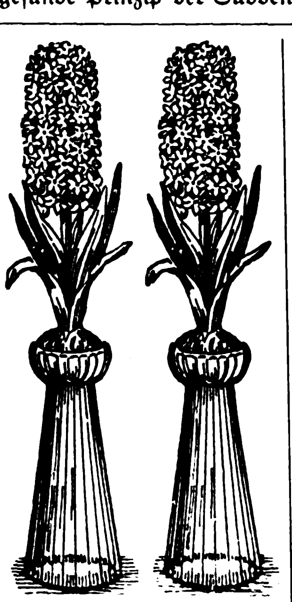
Nr. 4325. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. Februar 1928.

Allgemeine Notizen.

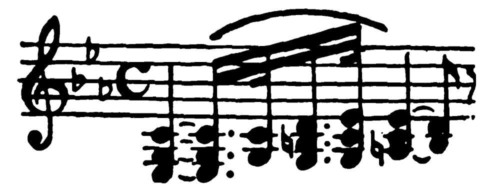
Eine Würdigung der besten Filme des Jahres 1927 gibt der „Daily Expreß". Er schreibt: „Britische und amerikanische Filme, betrachtet von dem Doppelstandpunkt der Intelligenz und der Kunst (artistry), versinken beinahe in Bedeutungslosigkeit, werden sie mit Deutschlands Produktion verglichen. .... Deutschlands Kriegsdrama „Die Emden", rangiert ebenfalls unter den besten Filmen dieser Art." Es werden außer diesem zehn andere deutsche Filme angeführt. Das Gutachten des „Daily Expreß" ist um so bedeutungsvoller, als deutsche Filme hie und da im Ausland nicht die Beachtung finden, die ihnen zukommt.

Zur Lage der deutschen Seeschiffahrt 1927. Dem Bericht der Hamburger Handelskammer zufolge war die Lage der deutschen Seeschiffahrt im vergangenen Jahr im allgemeinen befriedigend und in ihren Hauptzügen der des Vorjahres gleich. Für die Passagierfahrt gilt dies hinsichtlich ihrer wichtigsten, der nordatlantischen Route, auf der erneut eine kleine Zunahme des Verkehrs in beiden Richtungen eintrat, ebenso wie hinsichtlich der übrigen Strecken. Auch das Frachtgeschäft gestaltete sich trotz der nach Beendigung des englischen Bergarbeiterstreiks erheblich gesunkenen Raten nicht ungünstig, da die ansteigende Wirtschaftskonjunktur eine lebhaftere Nachfrage nach Schiffsraum hervorrief. Doch wurde das Geschäft auf verschiedenen Routen durch gesteigerten Wettbewerb nachteilig beeinflußt. Auch im vergangenen Jahr wurde von einer Reihe ausländischer Staaten das ungesunde Prinzip der Subventionierung ihrer Schiffahrt mit Nachdruck verfolgt, ohne daß sich bis jetzt Ansätze zeigten, die einen Abbau dieser Maßnahmen erwarten lassen. Die deutschen Reedereien wandten ihre Aufmerksamkeit im abgelaufenen Jahr vor allem der rationellen Ausgestaltung ihrer Organisationen, der Mechanisierung des Kaibetriebes in den Häfen und anderen, der Beschleunigung und Verbilligung des Umschlagverkehrs dienenden Maßnahmen zu. Wie aus den in letzter Zeit von den Hamburger Großreedereien, insbesondere von der Hamburg-Amerika Linie, erteilten Neubauaufträgen ersichtlich ist, wird in Hamburger Schiffahrtskreisen dem Motorschiff als der modernsten Schiffsart große Beachtung geschenkt.

Nach dem Norden. Der große Anklang, den die Nordlandfahrten beim reisenden Publikum finden, veranlaßte die Hapag, ihre Zahl bedeutend zu erweitern.



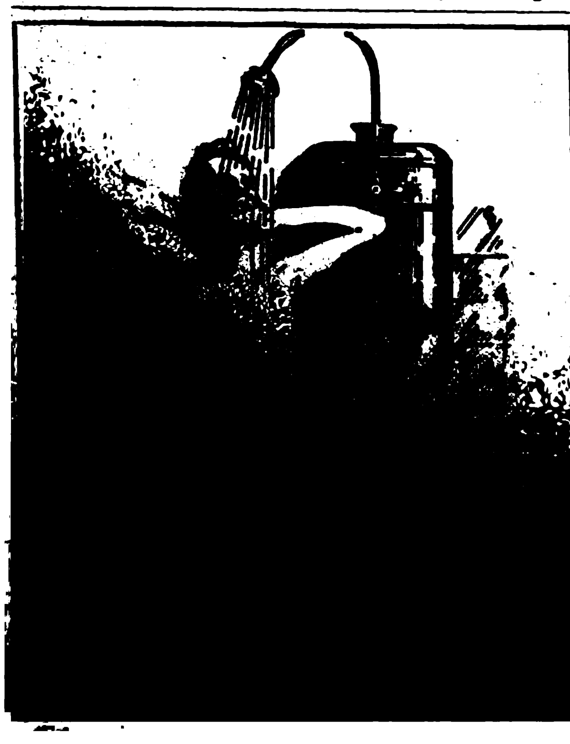














Der Vergnügungsreisedampfer „Oceana“ und das Doppelschraubenmotorschiff „Orinoco“, das die Hamburg-Amerika Linie im Frühjahr in Dienst stellen wird, sowie die beiden Nordlandreiseschiffe „Resolute“ und „Reliance“ führen diesen Sommer sieben Fahrten aus. Näheres bei allen Vertretungen der Hamburg-Amerika Linie.

Für die Hauswirtschaft hat der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine E. V. in dankenswerter Weise eine praktisch-wissenschaftliche Versuchsstelle in Leipzig geschaffen. Der Zweck dieser Versuchsstelle ist, der gesamten Hausfrauenwelt diejenigen Gebrauchsgegenstände zu empfehlen, die sich nach eingehender fachmännischer Prüfung in jeder Beziehung als gut und zweckmäßig herausgestellt haben. Die Versuchsstelle erfüllt ihre Arbeit sehr gewissenhaft und zeichnet die empfehlenswerten Artikel mit dem Sonnenstempel des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine aus. Wie gewissenhaft diese Stelle arbeitet, beweisen die 250 Prüfungen des Vorjahrs, von denen 163 abgelehnt wurden, während nur 87 die Auszeichnung des Sonnenstempels erhielten. Zu den ausgezeichneten Artikeln, die der deutschen Hausfrau von dieser Stelle empfohlen werden, gehören auch die altbewährte und bekannte Enameline-Ofenpolitur in Blechdosen, das vorzügliche Putzmittel für Eisenöfen, ferner das neue Produkt dieser Firma, die flüssige Enameline, die besonders für Ofenrohre und Heizkörper empfohlen wird. Auch zwei andere Qualitätsprodukte der Enameline-Werke, Mizi-Messerputz und Rex-Metallputz, wurden untersucht, den Hausfrauen empfohlen und mit dem Sonnenstempel ausgezeichnet. Rex-Metallputz ist kein Putzwasser, sondern eine reine Ölware, die vor allem den Vorteil hat, dem Metall einen auch bei feuchter Luft langanhaltenden Glanz zu verleihen.

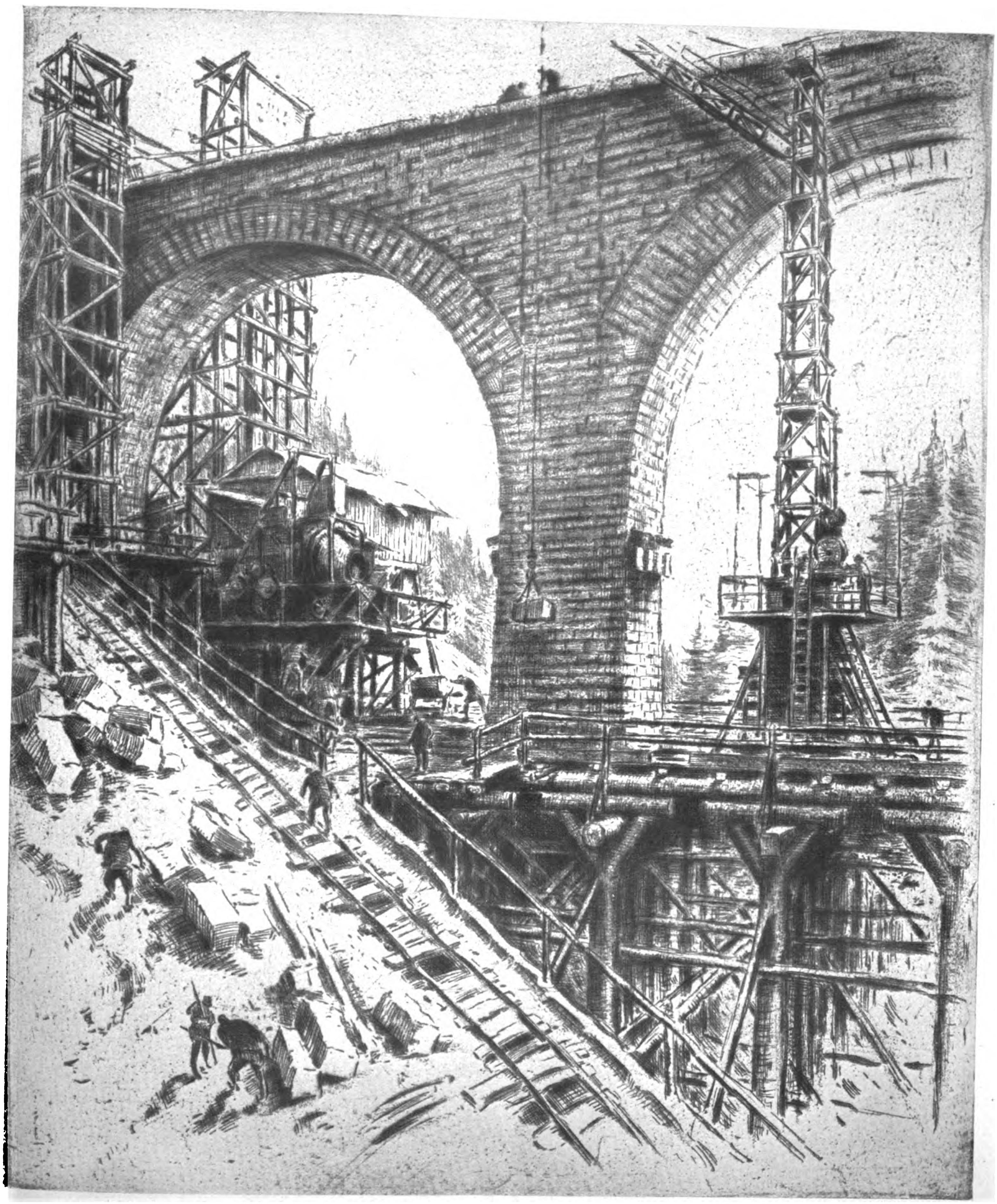
Altbewährte echte Erfurter Samen finden in dem neuen, kostenfrei erhältlichen Katalog der Samenzucht und Samenhandlung von F. C. Heinemann, Erfurt 30 eingehende Erläuterung. Die hervorragende Güte der Heinemannschen Sämereien ist über jeden Zweifel erhaben.

Für einen jährlichen Mietpreis von je 4 Mk. 21 Pfg. wohnen in der Augsburger Fuggerei, der ältesten sozialen Siedlung Deutschlands aus dem 16. Jahrhundert, noch jetzt 106 Familien. Gründer dieser Stiftung ist des berühmten Fürsten- und Grafengeschlechts Fugger Jakob der Jüngere, der die 106 kleinen Häuschen in der Jakobivorstadt von Augsburg für arme Bürger und Einwohner geschaffen hat.


Lérys
PARFUMS PARIS
MARLUT A.G. BERLIN MOTZSTR. 68
GENERAL-IMPORTEUR FÜR DEUTSCHLAND.

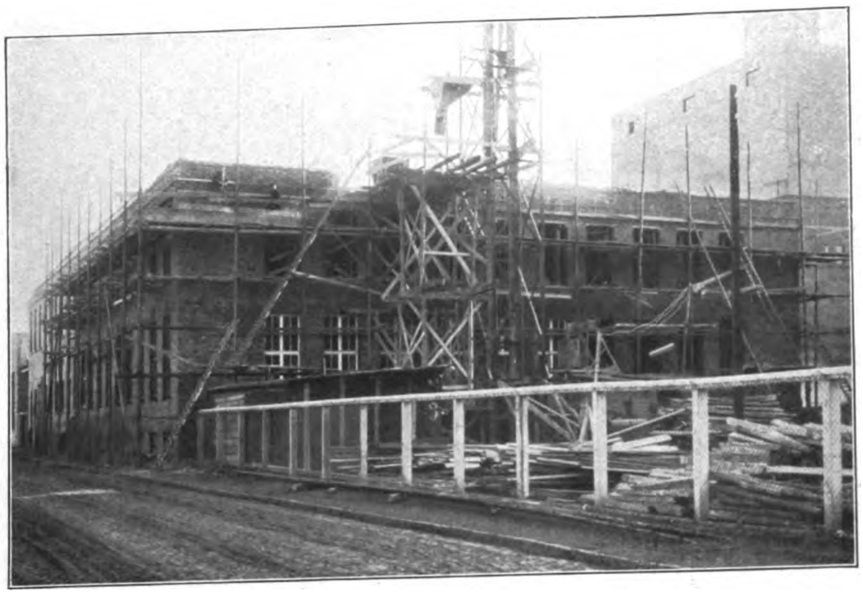

Gütermanns
Nähseide

Illustrirte Zeitung



Kühne Brückenarchitektur im romantischen Schwarzwald:
Der neue Ravennataläbergang der Höllentalbahn, der vor kurzem dem Betrieb übergeben wurde, im Baustadium.

Radierung von Hermann Kupferschmid.





Vom Einsturz des Erweiterungsbaues des Blaudruckwerks der Firma Rudolf Karstadt & Co. in Kassel-Bettenhausen am 25. Januar: **Links:** Der noch unversehrte Bau im Gerüst. **Rechts:** Der Trümmerhaufen nach dem Zusammensturz. Ein Monteur kam dabei ums Leben. (Phot. Eberth, Kassel.)

WAS IST KRITIK?

VON ARNO SCHIROKAUER

Unvergessen sind die Blamagen der Kritik, die Richard Wagner verkannte, an Richard Strauß ihr Mütchen kühlte, Schillers „Räuber“ oder Goethes „Götz“ wie eine Polizeihundmeute anfiel, die für Stefan George ohne Organ war, sich gegen Ibsen und den jungen Hauptmann sträubte und wirklich auf allen Gebieten der Kunst kaum eine Gelegenheit zum Fehlspruch ausließ. Kritik ist so wenig unfehlbar wie das Kunstschaffen selbst. Ihr Richtspruch gehört vor das Berufungsgericht der Nachwelt, und es geschieht nur allzuoft, daß diese Instanz nach einem Menschenalter (das ist auch sonst bei Berufungsgerichten der übliche Termin) einen völlig anderen Spruch fällt.

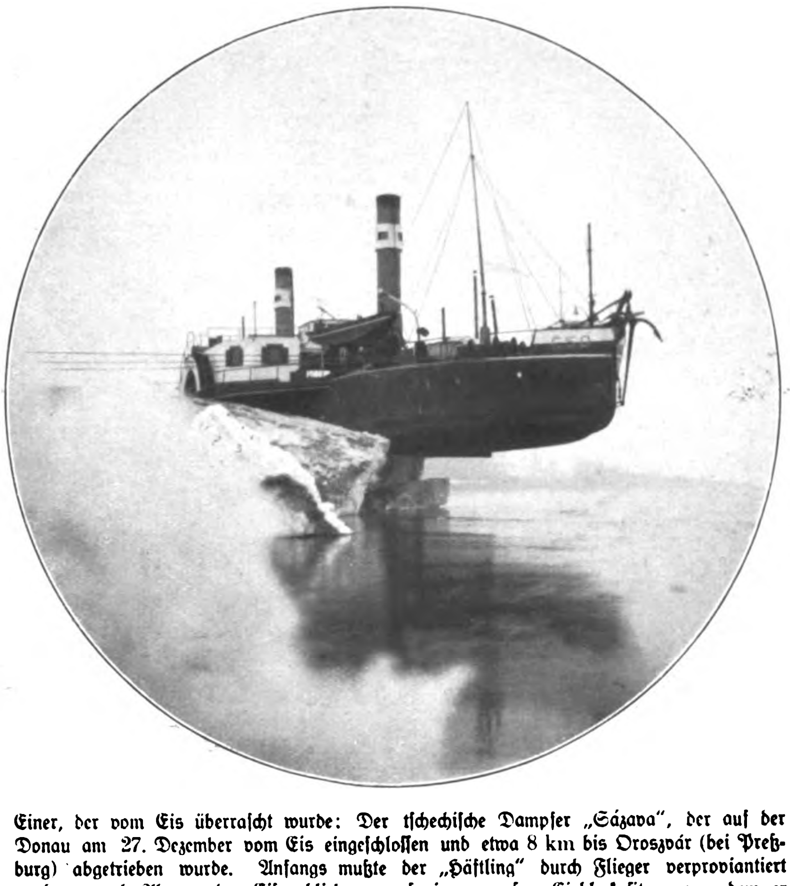
Man wird von einer so ernsten Sache wie der Kritik nicht annehmen, daß sie ein Richteramt beansprucht, wenn sie nicht imstande ist, es auszufüllen. Vielleicht also liegen Wert und Unwert der Kritik nicht in der Verkündigung von Urteilen, die die Nachwelt nicht bestätigt, die sie unnachsichtlich aufhebt, die also mehr oder weniger wertlos sind. Was also ist Kritik?

Solange zwischen Künstler und Kunstgenießer ein enger Zusammenhang bestand, war für den Kritiker kein Platz. Im 9. Jahrhundert dichtete der Mönch für seine Klosterbrüder, im 12. Jahrhundert sang der Ritter für die ritterliche Gesellschaft. Der Hof stellte selbst aus seiner Mitte den Hofdichter; von Kaiser Heinrich, von Konradin, König Wenzel von Böhmen sind uns Minnelieder überliefert. Zum Hofstaat des Fürsten gehört der Herr Ritter, der die Feste mit Liedern und Epen zu verschönen hatte. Inhalt der Dichtungen war vorgeschrieben. Die Rittersage von der Heldenrunde des Königs Artus war gegeben; die Form, das Reimpaar, war gegeben; die höfische Sprache, die schwäbische, kaiserliche Mundart, war gegeben; das Publikum, die höfische Ritterschaft, war gegeben. Noch der Meistergesang des 16. Jahrhunderts übte die Dichtkunst wie ein Handwerk, die Tabulatur war eine Grammatik der Poesie. Wer die Regeln lückenlos beherrschte, war Meister. Die Gesetze der Meistersinger-Schule waren für alle gültig und verbindlich. Es gab richtige und falsche Kunst, es gab Meister und Stümper; es gab Regeln, die zu beherrschen und zu befolgen waren, denen sich alle beugten, an die sich alle gebunden fühlten.

Alle Künstler waren damals von einem Kunstideal erfüllt, ein Kunstgesetzbuch war in unbestrittener Geltung. Das wurde aber im Zeitalter der Reformation anders. Jeder wurde Gott und den Menschen gegenüber für sich selbst verantwortlich, jeder wurde mit Menschenrechtenund Menschenpflichten beschenkt und beschwert. Nicht mehr die Kirche, die Zunft oder die ständische Vertretung durften für den einzelnen sprechen, bürgen, fordern, Schuld und Sühne tragen. Die Zeit sprach die Menschen mündig.

Wer in ganz großen Umrissen die Geschichte Europas seit der Reformation betrachtet, stellt fest, daß die Verselbständigung des einzelnen Menschen seither beständig Fortschritte gemacht hat. Bedeutete die Reformation eine religiöse Unabhängigkeitserklärung, die auch den Laien in private und unmittelbare Beziehung zu Gott treten läßt, so waren die Ausbildung der exakten Wissenschaften, die freie Erkenntnis proklamierten, die englische Revolution mit Errichtung des Parlaments und des freien allgemeinen und gleichen Wahlrechts, die Französische Revolution mit der Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte konsequente Schritte auf dem einmal eingeschlagenen Wege.

In der Kunst hatte dieser Weg Europas zu bedeuten: Befreiung von Gesetzen und Bindungen, Freiheit dem Bekenntnis, keine Privilegien dem Vers, dem Reim, gleiches Recht für alle Worte, literarisches freies Wahlrecht. Abschaffung der Vers-Privilegien. Es bleibe am Rande gesagt, daß so der moderne Prosaroman entstehen konnte. Der Dichter sang nun also nicht mehr in bischöflichem oder landesherrlichem Auftrag, nicht mehr um seinen Meistersitz nach den Paragraphen der Tabulatur, nicht mehr um den Lorbeer einer poetischen „Sprachgesellschaft“, nicht mehr um die Mitgliedschaft eines Dichterordens, nicht mehr um die Aufnahme in eine Akademie, wie es der Brauch bis ins 17. Jahrhundert war, sondern er dichtete aus freiem Willen, aus privatem Entschluß. Er produzierte aus sich, nach seinem Ermessen, er schuf eine Ware, er befriedigte die Nachfrage von Publikum und Verleger. Sein willkürliches Schaffen, nicht mehr durch hohen Auftrag veranlaßt, ging den Weg des Angebots, es wurde Ware!



Einer, der vom Eis überrascht wurde: Der tschechische Dampfer „Sázava“, der auf der Donau am 27. Dezember vom Eis eingeschlossen und etwa 8 km bis Oroszvár (bei Preßburg) abgetrieben wurde. Anfangs mußte der „Häftling“ durch Flieger verproviantiert werden; nach Abgang des Eises blieb er auf einem großen Eisblock sitzen, von dem er am 14. Januar durch einen anderen Dampfer ziemlich unbeschädigt herabgezogen wurde.

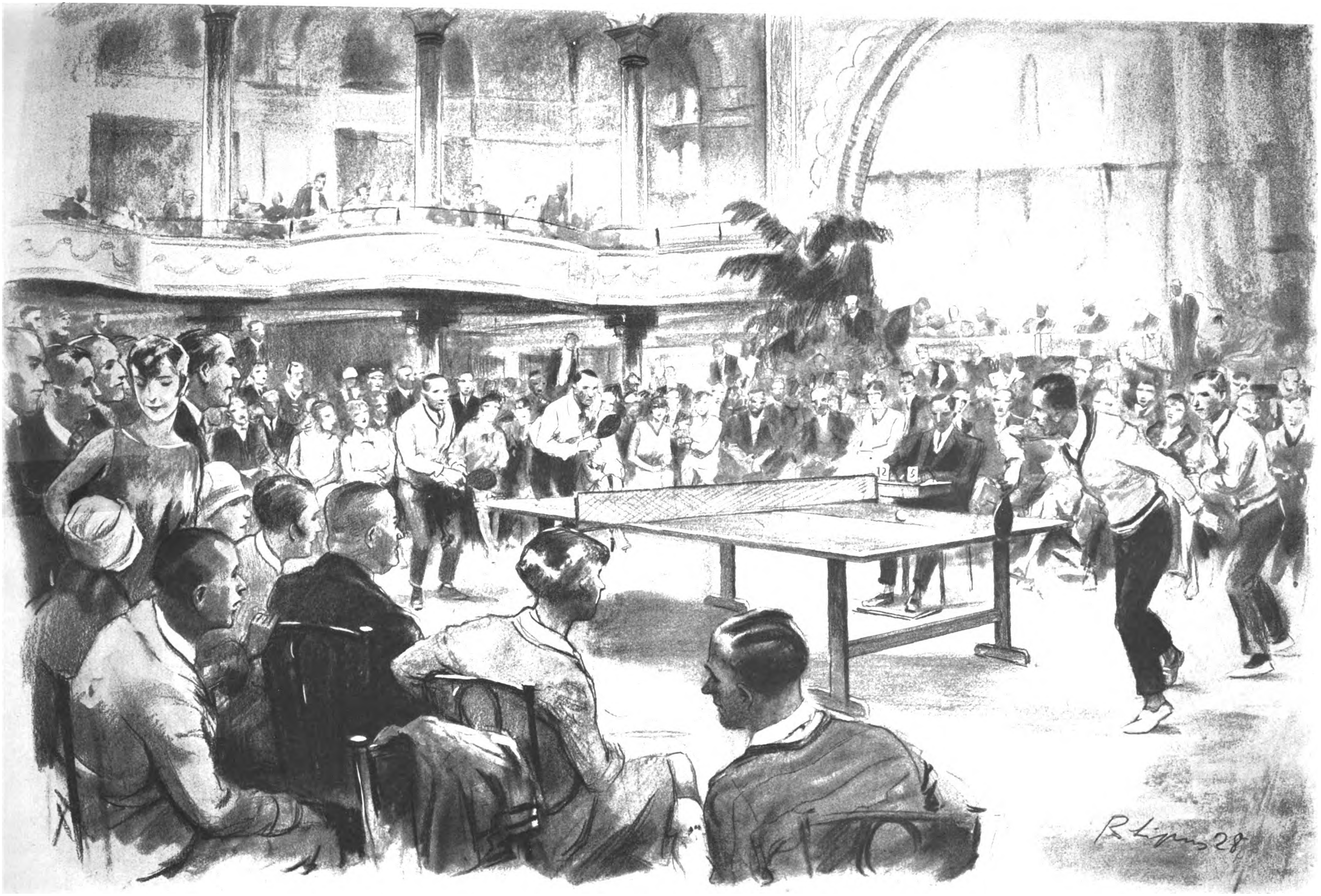
Und da geschah nun Folgendes, was hier schwer wiegt. Der Dichter kommt mit seinem privaten Werk vor die Öffentlichkeit. Hof, Zunft, Akademie, Mäzene gibt es nicht mehr. Das Kunstwerk stellt sich frei zum Verkauf, stellt sich zur allgemeinen Diskussion. Ein origineller, schöpferischer Geist wendet sich an seine Mitwelt. Aber die ethischen, die religiösen, die ständischen, die wirtschaftlichen Fundamente sind nicht mehr allen Menschen, allen Volksgenossen gemeinsam. Die Lebenskreise des Dichters und seines Publikums sind nicht mehr die gleichen. Das Bürgertum ist nicht in sich einheitlich, seine Herkunft, seine Richtung, seine wirtschaftlichen Verhältnisse sind nach Stadt und Staat, Alter und Rang, Größe der Stadt oder des Betriebes zu verschieden. — Die buntgewürfelte Menge besitzt natürlich kein einheitliches, sicheres Kunstverständnis mehr. Wer wiegt die seltsame Ware, wer kennt die Maßstäbe, mit denen sie gemessen werden will? Ist sie gut, ist sie geraten, ist sie schlecht und unvollkommen? Ist sie für uns bestimmt, wendet sie sich überhaupt an uns, stützt sie unsere Existenz, greift sie an unsere Grundsätze?

Der Künstler arbeitet nicht wie sein medizinischer, juristischer oder philosophischer Kollege auf Grund erlernter Lehrsätze, geschult und wissenschaftlich vorbereitet. Es liegen Zeugnisse von der besessenen Schaffenswut gerade der genialsten Künstler in Menge vor. In ahnungsloser Getriebenheit, seiner nicht mächtig, überwältigt unter den



Vom Aufenthalt des Leiters der Außenpolitik Litauens in Berlin: Besuch des litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras bei Reichsaußenminister Dr. Stresemann im Auswärtigen Amt am 25. Januar.

Von links nach rechts, sitzend: Woldemaras und Dr. Stresemann; stehend: Frhr. v. Richthofen (mit der Brille); Staatssekretär Dr. v. Schubert; Staatssekretär Dr. Meißner; Legationsrat Frhr. v. Rheinbaben; (zweiter nach rechts) der litauische Gesandte Sidzikauskas; Prof. Hoetzsch.



Vom II. Internationalen Tischtennis-Turnier um die Meisterschaft von Sachsen, veranstaltet vom Tennisklub Rot-Weiß in Leipzig in der Zeit vom 19. bis zum 22. Januar: Während der Herrendoppel-Meisterschaft von Sachsen am 22. Januar, dem Tage der bedeutendsten Wettkämpfe. Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Rudolf Lipus.



Hans Eschelbach,
bekannter, in Bonn lebender rheinischer Erzähler und Lyriker, kann am 16. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.



Von den Deutschen Fünfer-Bobmeisterschaften in Oberhof am 24. Januar: Blick auf die Wadenbergkurve während des Rennens.



Hans Carossa,
Verfasser lyrischer und erzählender Werke, im bürgerlichen Beruf Arzt (Dr. med.), wurde mit dem Literaturpreis der Stadt München ausgezeichnet.

Schlägen und Stößen eines Instinkts, der ihn ahnungslos führt, bewirkt er das Kunstwerk. Ihm bleibt keine Besonnenheit, kein Kontrollorgan, sein Werk zu lenken, zu prüfen, zu fügen, zu runden; durch ihn hindurch entsteht etwas, er wirft etwas aus sich, was nicht in ihm, sondern hinter ihm steckte; er ist Werkzeug einer künstlerischen Idee. Gutes Werkzeug, schlechtes Werkzeug? Das Werkzeug selbst kann nicht wissen, ob gelungen oder mißlungen ist, was durch es getan wurde. Und andererseits weiß noch jemand nicht, ob gelungen oder mißlungen ist: das Publikum. Es liegt also der erstaunliche und abstruse Fall vor, daß weder der Anbietende noch der Nachfragende, weder Verkäufer noch Käufer, weder Produzent noch Konsument den Wert der Ware zu bestimmen imstande ist. Der Künstler schafft unter dem Zwange der Instinkte; er kann sich nicht prüfen. Das Publikum wieder kommt aus so verschiedenen Lagen und Lagern, mit so vielen ererbten, angelernten und überkommenen Grundsätzen, kommt von den verschiedensten Berufen mit den verschiedensten Forderungen zum Kunstwerk, daß sein Urteil nicht maßgebend sein kann. Kunst kommt aus tiefen und unbewußten Organen. Der Abstand des Dichters von seinem Publikum ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts ungeheuer gewachsen. Die Welt hat sich den Naturwissenschaften, der Technik, der Chemie zugewendet. Als Mittler fungiert der Kritiker. Er kennt die Kunst vergangener Epochen, er kennt die Geschichte, er kennt die Gesetze und ihre Wandelbarkeit, er kennt den morbiden oder unerschütterten Zustand der Gesellschaft. Die Kunstware, die in den Körper der Gesellschaft eingeführt werden soll, prüft er. Jedes Kunstwerk hat einen, seinen Sinn. Dieser Sinn kann den Sinn der Gesellschaft bestätigen oder verneinen, kann also stützend oder stürzend wirken.

Die gültigen Gesetze können beachtet oder verachtet sein. Die Kritik registriert den geometrischen Punkt des Kunstwerks, sie referiert über Richtung und Schritt, sie erkennt die „ungesetzlichen" Kunsttaten, ahnt Umsturz des Stils, Lockerung der Basis; die Kritik ist Erdbebenmesser und spürt mit allen Organen des Gefühls und des Denkens dem Beben und Rütteln der geistigen Fahrt nach. Zwischen dem Völkchen der Künstler und der riesigen treibenden Masse der Kunstfremden steht der Kritiker als Zöllner, prüft die Einfuhr, stellt gefährliche Bannware fest — aber kann nicht, darf nicht, soll nicht den Grenzüberschritt verweigern oder befördern.

Denn Kritik ist keine Justiz. Kritik registriert die Maße und Gewichte, die Richtungen und Tendenzen, Normen oder Eigenwilligkeiten, auf der Tabelle schließt sich Punkt an Punkt. Rückblickend sieht der Kulturhistoriker die Kurve der Wägungen, Auf und Ab der Generationen, Erblühen und Ermatten eines Stils. Die Kurve der Kritik spiegelt wider die Meinungen und die Gedanken, die Einwände, die Krisen und die Überwindungen einer Zeit über, gegen ihre Werke. Sie spiegelt die Mode, den Geschmack; sie ist der Schnittpunkt der großen Bewegungen der Zeit, ist der Nullpunkt, der Pegelstand der Kultur, der in der Dürre oder Regenzeit steigt oder fällt.

Von der Justitia haben die Kritiker nicht das Schwert, sondern nur die Wage entliehen.



Von den Deutschen Eissportmeisterschaften auf dem Riffersee bei Garmisch-Partenkirchen am 21. und 22. Januar: Moment aus dem Kampf um die Eishockeymeisterschaft zwischen dem Eishockey-Klub Stuttgart und S.-C.-Riffersee.

Tagesgeschichte.

Der litauische Ministerpräsident Woldemaras traf am 25. Januar in Begleitung seiner Gattin und des Ministerialdirektors im litauischen Außenministerium, Dr. Zaunius', in Berlin zu politischen Unterhandlungen mit Reichsaußenminister Dr. Stresemann ein. Ihnen gingen Besuche im Auswärtigen Amt, bei Dr. Stresemann, Staatssekretär Dr. v. Schubert und Reichskanzler Dr. Marx voraus. Am 27. Januar wurde Woldemaras vom Reichspräsidenten empfangen. — Im Mittelpunkt der Besprechungen standen der geplante deutsch-litauische Schiedsvertrag und wirtschaftliche Fragen.

In Kassel-Bettenhausen wurde am 25. Januar der Erweiterungsbau des Blaudruckwerks der Firma Rudolf Karstadt & Co. von einer Einsturzkatastrophe betroffen. Das für Bureau- und Lagerzwecke bestimmte Grundstück brach plötzlich vollständig in sich zusammen. Ein Monteur wurde durch die einstürzenden Gebäudeteile getötet, mehrere beim Bau beschäftigte Arbeiter wurden verletzt. Die Schwere des Unglücks ward durch die Besonnenheit eines Maurerpoliers gemildert, der die sich im Bau aufhaltenden Arbeiter herausrief, als er eine der das Mauerwerk tragenden Betonsäulen splittern sah.

Bühnenschau.

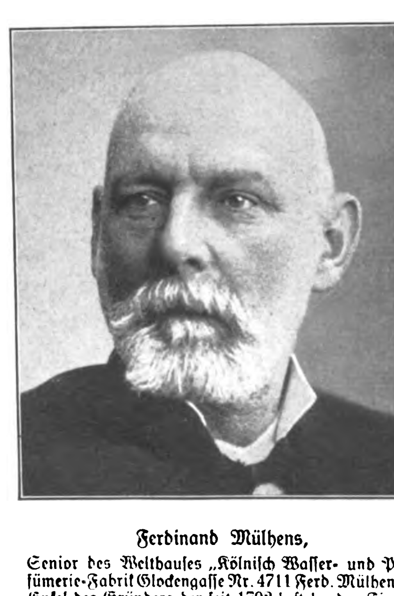
Das Deutsche Nationaltheater in Weimar brachte ein neues Stück von Heinrich Lilienfein heraus: „Theater", Schauspiel in drei Akten. Der Verfasser, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar, dem wir schon eine Reihe von trefflichen Romanen und bühnenwirksamen Dramen verdanken, erfüllte auch diesmal die auf das Stück gesetzten Erwartungen. Das Problem „Muß ein Künstler erlebt haben, was er gestaltet?" oder allgemeiner „Künstler und Mensch" hat der Dichter seinem Stück zugrunde gelegt. Eine Schauspielerin entsagt der Bühne, weil sie sich der Aufgabe, das von ihr noch nicht erlebte Erlebnis der Liebe darzustellen, nicht gewachsen fühlt und doch dem Theater ihr Frauentum nicht opfern will. Sie heiratet einen reichen, träumerischen Mann, mit dem sie kurze Zeit glücklich zusammen lebt, bis an sie die Versuchung herantritt, wieder einmal auf der Bühne zu triumphieren. Voller Erfolg war ihr beschieden, aber Preis dafür ist die Trennung von dem geliebten Mann.

Die Geschichte von Maruf, dem Schuhflicker, und seinem Weibe Fatimah ist das Märchen der neunhundertneunundachtzigsten aus Tausendundeiner Nacht. Wilhelm Schmidtbonn wählte es sich aus als Stoff zu seiner Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner", die im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg gegeben wurde. Was er aus seinem Vorwurf gestaltet hat, brachte dem Verfasser wie der Bühne einen bemerkenswerten Erfolg.

Nikolaus Gogols Komödie „Der Revisor", dieses köstliche Zeitbild aus dem alten Rußland, bot das Düsseldorfer Schauspielhaus in einer hervorragenden und künstlerisch beachtlichen Aufführung. Die einfallsreichen Bühnenbilder hatte M. Dobouzinsky geschaffen, die Spielleitung lag in den Händen von Peter Scharoff, beide Russen. Der Darsteller des Gouverneurs (Franz Everth) und sein Gegenspieler, der Pseudorevisor (Fritz Wendel), standen mit der Wiedergabe ihrer Rollen auf der Höhe des zauberisch funkelnden szenischen Rahmens.



Georg Dallmann,
Inhaber der Firma Dallmann & Co., der bekannten pharmazeutischen Fabrik in Schierstein bei Wiesbaden, konnte am 17. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Ferdinand Mülhens,
Senior des Welthauses „Kölnisch Wasser- und Parfümerie-Fabrik Glockengasse Nr. 4711 Ferd. Mülhens", Enkel des Gründers der seit 1792 bestehenden Firma, † am 15. Januar im 84. Lebensjahre.

Männer der Wirtschaft.







Von der Einweihung des neuerbauten „Paulinerhauses“ (Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli) in Leipzig am 21. Januar: Das neue Heim der Pauliner.

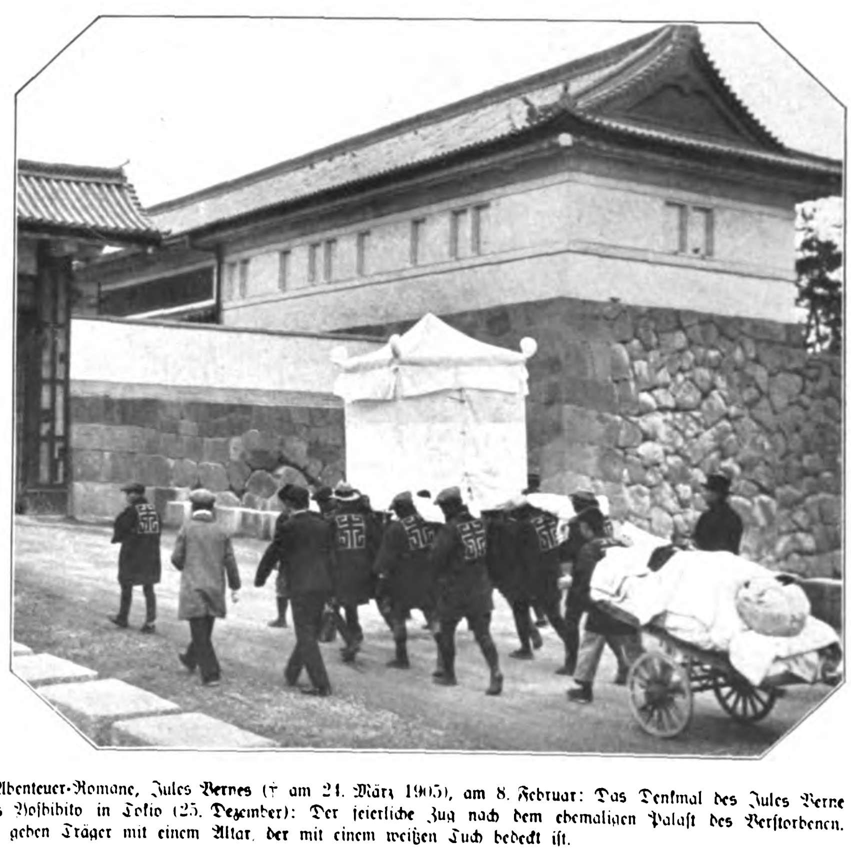
Rechts oben:

Nasser Zeitvertreib: Amerikanische Matrosen in San Franzisko während eines Pushballspiels, bei dem der Ball mit Wasserschläuchen (auf jeder Partei drei) vorgetrieben wird — eine überaus erfrischende Sportvariante.

Rechts nebenstehend:

Italien kauft ein Planetarium: Mussolini (Mitte) bei der feierlichen Unterzeichnung des Kaufvertrags für ein Zeiß-Planetarium für die Stadt Rom am 16. Januar; zweiter von rechts: der Bevollmächtigte der Firma Karl Zeiß, Jena. Das Planetarium, ein Meisterwerk der deutschen optischen Industrie, soll in die zu den Thermen des Diokletian gehörende „Sala Minerva“, in der Nähe des Hauptbahnhofs, eingebaut werden.





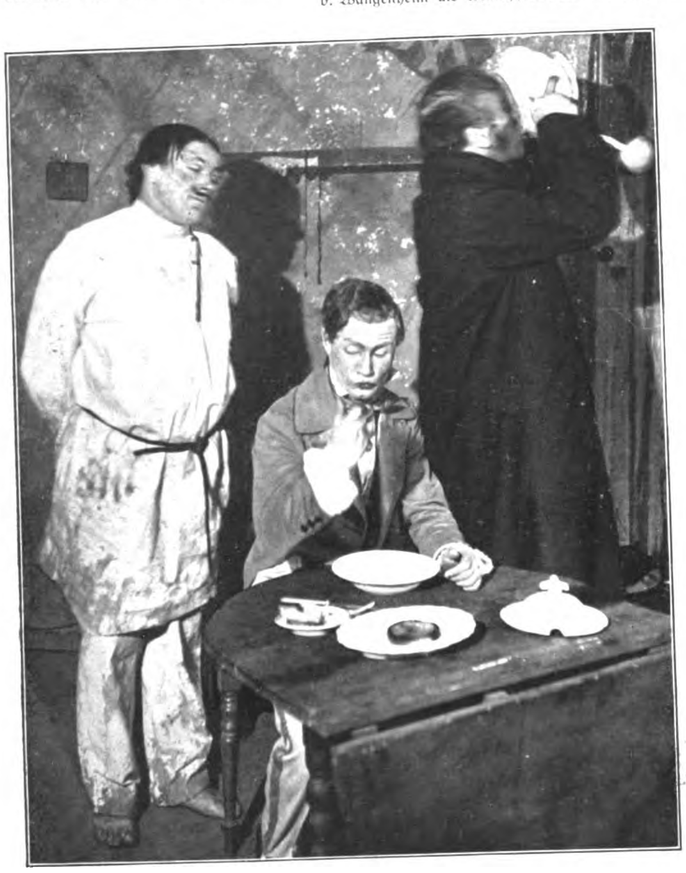
Links: Zum 100jährigen Geburtstag des berühmten Verfassers kühner, phantastischer Reise- und Abenteuer-Romane, Jules Vernes († am 24. März 1905), am 8. Februar: Das Denkmal des Jules Verne in Paris. — Rechts: Die Zeremonie zum ersten Jahrestag des Todes des japanischen Kaisers Yoshihito in Tokio (25. Dezember): Der feierliche Zug nach dem ehemaligen Palast des Verstorbenen. Auf einer einfachen Karre wird seine „Seele“ mitgeführt, voran gehen Träger mit einem Altar, der mit einem weißen Tuch bedeckt ist.



Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht als Bühnenstück: Szene aus der Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner" von Wilhelm Schmidtbonn, die am 20. Januar im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg aufgeführt wurde. (Phot. Heinr. Haas.)
Von links nach rechts: Emil Stettner als Schatzverwalter; Else Petersen als Mahmurah; Karl Sartory als Wesir; Arnold Marlé als Sultan; Gustav v. Wangenheim als Maruf; Konrad Gebhardt als Kaufmann Ali.



Rechts: Im Zeichen der Kostümfeste: Die Schauspielerin Rivelli vom Wiener Stadttheater in einem „Elida"-Maskenkostüm. (Phot. D'Ora Benda, Wien.)





Ein originelles Bühnenbild zu „Madame Butterfly". In dieser szenisch neuartigen Gestaltung wurde die bekannte Oper Puccinis kürzlich im Stadttheater zu Würzburg gegeben.

Links: Das Stück eines Russen, von Russen inszeniert und geleitet: Bühnenbild aus der Komödie „Der Revisor" von Nikolaus Gogol (aufgeführt am Schauspielhaus in Düsseldorf am 16. Januar) mit Karl Heinz Emmerich als Koch, Fritz Wendel als Pseudorevisor Chlestakow und A. Weber als Ossip. (Phot. Rolf Lantin.)





Links: Anregungen für den Fasching: **Reizvolle Faschingskostüme, wie sie kürzlich in der Kinder-Matinee des Balletts Devillier im Theater am Kurfürstendamm in Berlin gezeigt wurden.** Links: Tamara Desny, Tochter der Schauspielerin Xenia Desny, als „Gavotte"; **rechts: Annemarie Herrmann als „Waldgeist".** — **Rechts:** Szenenbild aus der Uraufführung des Schauspiels „Theater" von Heinrich Lilienfein im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 26. Januar: **Von links nach rechts:** Otto Graf als Rainer; Emmy Sonnemann als Schauspielerin Irene; Rose Weber als Gisela. (Phot. H. Eckner.)

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(5. Fortsetzung)

Es ist eine kurze sachliche Nachricht, eine von tausenden, die täglich die Spalten der Weltpresse füllen. Sie kommt von den Bahamas, für Neuyork bestimmt.

„Das fahrplanmäßige Wasserflugzeug zwischen den britischen Bermudas und Nassau ist hundert Seemeilen von Watlings Island entfernt verunglückt. Wie angenommen wird, durch Bruch einer Tragfläche. Das Flugzeug stürzte brennend ins Meer. Rettungsversuche blieben erfolglos. Der Pilot und der einzige Fahrgast sind ertrunken oder verbrannt. Der Name des Reisenden ist Samuel Hallock aus Dundee."

IX.

Soll ich dir noch mehr von meiner Fahrt erzählen, Olga? Auch von der Frau, die mir damals begegnete, als hätten wir viele, viele Jahre aufeinander gewartet und uns nur nicht bei Namen gekannt, um zu wissen, wo wir uns suchen mußten? Von der Frau, die dir so schwesterlich ähnelt, daß ich glaube, sie wiederzuerkennen in dir, und nicht mehr weiß, welche von euch sich nur in der anderen spiegelt?

Vielleicht würdest du nach deinen guten Worten, daß du mich liebst, gar nicht begreifen können, daß ich alles Vergangene doch nicht vergessen kann. Es war ja ein neuer Tag gestern für dich und ein Anfang. So wolltest du es doch, als du mich leise riefst!

Glaube mir, es ist nur dies eine Geheimnis, das ich besitze, und ich vermag es mit niemand zu teilen. Mein Erlebnis war so einzig und tief, daß es sich nicht wiederholen könnte.

Irgendwo trifft man einen fremden Menschen, den man niemals gesehen hat. Man grüßt ihn und gibt ihm die Hände, scheu und zaghaft, aus Besorgnis, daß man sich irren könnte. Man weiß alles von ihm, was er früher erlebte, kennt den Klang einer Stimme, bevor man sie hört, spürt das Streicheln von Blick und Lachen. Alles ist bekannt und vertraut. Alles ist Erinnern und Wiedererkennen. Man fragt nicht und wartet. Und beim ersten Gruß lauscht auch die Fremde. Sie kann ihr Erstaunen nicht verbergen, und ihre Hände zittern beim flüchtigen Gruß.

Bist du es wirklich? fragt ihr dunkler Blick. Dir zu begegnen, hatte ich schon längst keine Hoffnung mehr. Und zürnst du mir, weil ich nicht wartete?

Es war nicht meine und deine Schuld, daß wir uns heute erst sahen. Fremde Passagiere inmitten Fremder, jeder an Pflichten gebunden und in seinen eng umzirkelten Kreis gestellt. Ja. Worte, die wir jetzt sprächen, würden uns die Zunge zerschmelzen. Wir bedürfen keines einzigen. Das Unsichtbare, das uns verbindet, ist überlaut in uns und tönt wie Glocken. Wir vermögen miteinander ohne Sprache zu reden. — Empfindest du es auch? — Oh, wie sehr ich dich liebe! Ich liebe dich auch! Ein kurzes Leben dürfen wir doch noch zusammen sein. Du und ich. Wir.

Von dieser Stunde an ist ein großes Leuchten in allen Tagen, und die Dinge haben ein neues Gesicht. Nur eins ist wertvoll: mit dem andern zu sein, den man endlich gefunden.

Dies ist mein Erlebnis, Olga. Vielleicht kannst du es ein wenig verstehen.

Einmal wurde mein Leben zeitlos und überreich durch grenzenloses Sichverschwenden. Mein Herz hat bis heute noch keinen Augenblick von allen verloren.

Was sollte ich dir gestern sagen? Würdest du mich um meiner Schwäche willen nicht verspotten, daß ich mich von einem Schatten nicht trennen kann?

Es klingt so sicher und stark: Heute leben wir, und dies ist unsere Zeit. Nein, wir können uns niemals lösen von Tagen, die Vergangenheit sind.

Doch, wenn du Geduld hättest mit mir! Ich mag dir nicht weh tun.

*

Es ist das gleiche Leben im gewohnten Gang, und doch ist jetzt alles anders geworden. Nicht wahr?

Wir sind im Herrenhaus beisammen, wir drei Freunde, die einander verstehen, und Olga verrät sich mit keinem Wort oder Blick. Aber eine große Ruhe ist über sie gekommen. Ich höre sie singen, wenn ich an ihrem Fenster vorüberkomme. Es ist ein schwedisches Lied, dessen Text ich nicht verstehe. Olgas weicher Alt strahlt wie Samt in der einfachen, schwermütigen Melodie. Es ist wie eine große Freude im ganzen Hause.

Olga ist im Garten und schneidet Rosen. In allen Zimmern sind die Vasen gefüllt wie zu einer Feier.

Der alte Gärtner begreift die gnädige Frau nicht mehr.

Um Olga auszuweichen, bin ich am zweiten Morgen mit den Mähern auf die Wiese gegangen. Ich bin so ungeschickt bei der ländlichen Arbeit, daß die Mägde hinter meinem Rücken kichern. Ich habe noch nie Sense und Wetzstein in den Händen gehabt.

Seht doch nur, wie er sich plagt, dieser Mann! Wie weiß seine Brust und seine ungeübten Arme sind! Will er uns vielleicht vormachen, wie man in den großen Städten mäht? Er zerhackt nur den Boden. Dabei ist nichts leichter, als Gras zu schlagen. Während sich die Knechte mit kräftigem Schwung in die Wiese hineinarbeiten, bleibe ich weit hinter ihnen zurück. Viel zu oft schärfe ich den Stahl, um unbeachtet ausruhen zu können. Ich bin überall im Wege, aber sie lassen mich gewähren, wie man einem Kind das Spielen nicht verbieten will.

Wird der Mann mit seinen Kräften nicht bald fertig sein? Nein. Ihr sollt mich nicht verspotten. Ich habe mehr Ausdauer, als ihr glaubt! Ich bücke mich tief, um die Schmerzen im Rücken zu verbergen, und mein rechter Arm fällt schwer am Körper herab, als ich die Sense endlich niederlege, weil die Glocke im Dorf den Mittag einläutet. Felix kommt mit Inspektor Petersen über die Felder geritten und ist verwundert, als er mich zwischen den Mähern findet.

„Wolltest du heute nicht angeln gehen?"

„Nein."

Hat er mich in der Frühe denn nicht ohne Angelgeräte fortgehen sehen?

„Was für seltsame Einfälle du hast!"

„Ich wollte mich einmal ausarbeiten."

Die Mädchen stoßen einander heimlich an, und die Knechte grinsen.

„Und jetzt bist du müde?"

„Nein. Ich könnte noch bis zum Abend mähen."

„Komm mit mir!"

Felix steigt vom Pferde und bittet Petersen, den Fuchs mitzunehmen, damit ich nicht allein zum Gutshof zurückgehen muß. Er hat wohl besondere Gedanken, die er mit mir besprechen will. Ich nicke den Arbeitern zu und ziehe meinen Rock wieder an. Unter der heißen Mittagssonne wandern wir nebeneinander den Feldweg entlang.

„Olga hat heute mit mir gesprochen", sagt er und sieht an mir vorbei.

„So?"

Jäh ist mir das Blut in die Schläfen gesprungen. Ihre Tollkühnheit erschreckt mich. Sie hat mit ihm gesprochen? Ist das alles, was er zu sagen hat? Soll es bedeuten, daß er sich in ein unerwartetes Schicksal ergibt, weil er weiß, daß die Frau ihn nicht mehr liebt? Erwartet er, daß ich sie vor ihm verteidige?

„Sie hat mir gesagt, daß du abreisen wolltest."

„Abreisen? Ja. Vielleicht habe ich es erwähnt. Ich habe unerfreuliche Nachrichten aus Berlin. Es ist eine Angelegenheit, die ich persönlich ordnen muß."

„Es kommt unerwartet."

Was soll ich erwidern? Olga hat ihm nahegelegt, daß ich abreisen möchte. Sie allein. Das ist das Entscheidende. Ah, jetzt bereut sie wohl, was sie getan hat, und ich bin ihr lästig geworden! Sie hat nicht den Mut, es mir selbst zu sagen. Wie klug und geschickt sie ist! Das ist schon die rechte Art, Gäste hinauszukomplimentieren. Alles, was in den letzten beiden Tagen geschah, habe ich falsch gedeutet.

„Sagte ich es ihr schon? Ich erinnere mich nicht mehr recht. Ich überlegte sogar, ob ich nicht versuchen soll, die Sache brieflich zu ordnen."

„Das ist gut. Ich möchte dich herzlich bitten, doch bei uns zu bleiben."

Felix ist über mein Lachen verwundert.

„Weshalb lachst du?"

„Weil du sagtest: bei u n s."

„Ich meine..."

„Dank, Felix, weil du es gut meinst."

Jetzt ist er verlegen geworden.

„Glaubst du, Olga freut sich nicht auch?"

„Vielleicht hat sie dich gebeten, mir nahezulegen, daß ich reisen soll?"

„Welch ein Unsinn! Sie hat dich falsch verstanden. Sie ist beunruhigt."

„Zu viel Ehre für mich."

„Aus dir soll man klug werden!"

„Ich werde bleiben, wenn es dir recht ist, Felix."

Er freut sich, als hätte ich ihm eine große Bitte erfüllt.

„Aber wenn ich reisen will, wirst du mich nicht halten?"

„Nein."

„Ich liebe die Freiheit."

„Ich weiß."

Lange wandern wir schweigsam.

„Ich hätte noch eine Bitte an dich."

„Wenn ich dir helfen kann."

„Du hast großen Einfluß auf Olga."

„Glaubst du?"

„Es ist vieles anders geworden, seitdem du im Hause bist. Ich weiß es selbst nicht zu erklären. Würdest du sie wohl bitten, daß ihr Kind aus Schweden zurückkommen darf?"

Was für ein neues Geheimnis ist dies!

„Sie hat einen kleinen Sohn aus erster Ehe," erklärt Felix, „und ich liebe ihn sehr. Sie war so eifersüchtig auf die Zuneigung des Kindes zu mir, daß es bei den Großeltern leben muß."

„Sie liebt dich mehr als ihr Kind!"

„Nein."

„Hättet ihr selbst Kinder..."

„Du kennst sie nicht."

„Wie heißt ihr Sohn?"

„Lars."

„Und seit wann ist er in Schweden?"

„Eines Tages im Winter brachte sie ihn fort. Ohne mich zu fragen. Sie machte die weite Reise nur aus diesem Grunde. Und kam allein zurück."

„Hast du sie nicht gefragt?"

„Ich bat sie."

„Nun?"

„‚Was bekümmert dich ein fremder Junge!' sagte sie. ‚Er ist doch nicht dein Kind.'"

„Ich werde sie bitten für dich."

Oh, wie glücklich und sicher Felix bei diesem Heimweg geworden ist! Er hat sich sogar eine tolle Geschichte erdacht, weshalb er ohne Pferd zurückkommt.

„Abgeworfen hat es mich bei den Koppeln," renommiert er, „und ich fiel kopfüber ins Moor. Übrigens, was soll das heißen? Wer hat dir erzählt, daß Walter abreisen will?"

„Abreisen? Habe ich das gesagt? Wie kommst du darauf?"

„Zum Teufel!"

Felix hat die Mütze in eine Ecke geschleudert und schlägt mit der Hand auf den Tisch.

„Sie wollen abreisen?" fragt Olga erstaunt.

„Nein."

„Wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt."

„Ich habe Felix versprochen, zu bleiben."

Olga und ich sind wenige Minuten allein, als Felix geht, sich umzukleiden.

„Wenn du ohne mich reist, gibt es ein Unglück! Verstehst du mich?" sagt sie leise.

„Ich bleibe, Olga."

„Dank."

Sie verläßt das Zimmer, als ihr Mann zurückkommt.

„Hast du ihr schon gesagt...?"

„Nein."

Er blickt ihr nach.

„Wie seltsam sie ist! Nicht wahr?"

X.

So bin ich doch in Gussenow geblieben, obwohl ich nicht bleiben wollte. Und jetzt ist es Herbst. Ein selten klarer und schöner Oktober mit frühen Abenden und frostigen Nächten. Wir sitzen um den Kamin des alten Herrenhauses. Die Buchenscheite knistern und knacken und verbreiten behagliche Wärme. Es ist ruhige Zeit nach der Ernte. Felix ist viel zu Haus und überläßt Petersen die Kontrolle über die Winterbestellung. Wir spielen Schach, Dame oder Karten. Jeder von uns hat seine eigenen Wege aufgegeben.

Felix betrachtet es als stillschweigend ausgemacht, daß ich den ganzen Winter über auf dem Gute bleibe oder doch bis zum Februar. Dann wollen Brakes auch reisen. Es ist seit Jahren geplant, doch nie ausgeführt.

Jetzt ist die Zeit, in der sich Pläne schmieden lassen. Italien oder Algier? Von Genua aus nach Ägypten? Ein Stettiner Reisebureau schickt Prospekte und bunte Reisebücher. Felix hat einen alten, vergilbten Atlas hervorgesucht und macht Entwürfe.

Olga sitzt bei uns, mit einer Stickerei beschäftigt. Sie hört kaum auf die Fragen ihres Mannes.

„Nizza und San Remo, was meinst du dazu, Kind?"

„Nizza?"

„Es ist nicht zu weit."

„Wenn du es willst, Felix."

„Und vier Wochen mindestens."

„Vier Wochen."

„Hast du einen andern Wunsch?"

„Nein."

„Vielleicht könnten wir Lars mitnehmen?"

„Wie kommst du darauf? Lars geht es doch bei den Eltern gut."

„Wir könnten auch Lars einmal besuchen?"

Olga antwortet nicht. Wenn Felix von dem Kinde spricht, verbirgt sie ihre Feindseligkeit nicht mehr. Mit ihrem Sohne hat er nichts zu schaffen.

Felix ist sofort entmutigt und schließt die Bücher. Das Zusammensein wird unerquicklich. Es wäre manchmal gut, wenn Petersen bei uns wäre und Ziehharmonika spielte! — — —

Ich gehe mit Felix angeln oder zur Jagd. Er ist Fischer und Jäger aus echter Passion und von bewundernswerter Ausdauer. Und als für wenige Tage nochmals der Sommer zurückzukehren scheint, fährt uns der Kutscher ans Meer. Olga begleitet uns.

Ob wir auch schwimmen wollten?

„Es ist doch viel zu spät im Jahr."

Der Strand ist ganz einsam, und die nächsten Fischerdörfer liegen weitentfernt. Die Wälder, die bis an die hohe Steilküste heranreichen, sind verlassen und weglos. Blaubeergebüsch wuchert um die Stämme. Die nicht geernteten Beeren hangen vertrocknet zwischen welkem Laub. Dichte Farnsträucher reichen uns bis zu den Schultern. Durch unberührte Wildnis bahnen wir uns einen schmalen Weg.

In spitzer Eins steuert über uns ein Flug Kraniche nach Süden. Wir hören das Rauschen ihrer Flügel.

Unbeabsichtigt bin ich stehen geblieben. Olga wendet sich nach mir um. Wir haben viele Tage kein Wort allein gewechselt. Sie wollte es wohl so. Felix ist uns voraus und kann uns nicht beobachten.

Olga weiß, daß ich ihrer unsicher geworden bin, ja, daß ich ihr Verhalten unbegreiflich finde. Doch ich habe kein Recht, ihr Vorwürfe zu machen.

„Haben Sie unseren Abend vergessen?" fragt sie.

„Nein."

„Sie wünschen es aber?"

„Nein. Ich habe nichts vergessen."

„War es nicht seltsam von mir?"

„Seltsam war nur, was seitdem geschehen ist."

Erregt steht sie neben mir und zwingt mich, sie anzusehen.

„Glauben Sie, daß ich log?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn Sie nicht geblieben wären...! Sie verstehen überhaupt nicht, weshalb ich mit Felix sprach."

„Es war überaus klug von Ihnen. Nicht wahr? Sie wollten ihn sicher machen?"

„Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Felix ruft uns. Er weiß nicht, wo wir geblieben sind."

„Warten Sie doch!"

„Antworten Sie ihm!"

Langsam gehen wir weiter.

„Woran denken Sie jetzt?"

„Ich denke an einen ähnlichen Weg, den ich einmal gegangen bin. Es war eine überwucherte Waldlichtung wie hier, und der Farn stand mannshoch. Wir mußten uns den Weg mit Messern freimachen, um ans Meer zu kommen. Es war ein gleich herrlicher, stahlblauer Tag. Winzig kleine, bunte Vögel huschten wie Farbfunken vorbei. Kolibris. Und wenn sie an den Zweigen ruhten, glichen sie leuchtenden Blumen. Alle Tiere, Eidechsen, Schlangen und Vögel waren furchtlos; denn sie kannten den Menschen noch nicht als Feind. An hohen Palmenschäften wiegten sich Kokosnüsse in grüner Schale."

„Daran denken Sie?"

Olga lacht.

„War es in der Südsee?"

„Ja."

„Und weshalb erzählen Sie's?"

„Ich sagte doch, daß unser Weg mich daran erinnert."

„War eine Frau dabei?"

„Ja."

„Darum der herrliche Tag."

„Eine Frau und zwei Männer, wenn das so wichtig ist."

„Waren Sie's, den sie liebte?"

„Nein."

„Sie vergaßen es jedenfalls nicht."

„Es war eine fremde Insel und fremde Gefährten, die ich nicht wiedersah. Es war heiß, und wir wollten baden. Da schnitten wir uns den Pfad vom Lagerplatz zum Meer, weil wir keinen Umweg machen wollten."

Olga schweigt unsicher, dann ruft sie Felix heran.

„Das hättest du hören sollen, was dein Freund mir erzählt. Er ist mit seinen Gedanken immer bei anderen."

Und zu mir:

„Nicht wahr, Sie waren vernarrt in die Frau, obgleich Sie nicht beachtet wurden von ihr?"

Ich schweige, von Olgas verletzender Kälte verwirrt. Sie will mir weh tun vor Felix.

„Ein Mann wie Sie hat ja Abenteuer überall."

„Wie du das nur glauben kannst, Olga!"

„Braucht er dich als Verteidiger?"

Sie läßt uns allein und geht hastig voraus. Als wir die Küste erreichen, steht Olga bereits zum Schwimmen fertig am Strand.

Felix will sie warnen, aber sie beachtet sein Rufen nicht.

Aus Spielerei, aus Laune, aus Trotz, weil wir Männer das Wasser für zu kalt finden, weil sie vor uns nicht feige erscheinen will, springt sie den Wellen entgegen.

„Wir brauchen nicht in Sorge zu sein", sagt Felix, als wir uns rauchend in den von der Herbstsonne gewärmten Sand niedersetzen. „Sie ist abgehärtet. In Schweden badet man ja bis in den November hinein."

„Es ist kein Boot in der Nähe, wenn doch etwas geschieht."

Felix ist nicht so sorglos, wie er sich gibt.

„Mit den Frauen soll einer fertig werden!"

(Fortsetzung folgt.)



Farbe. Licht und schöne Frauen: Marcelle Rahna als „Frau Sonne“ im I. Finale der „Haller-Revue“ im Admiralspalast zu Berlin.
Aquarell von R. Duschek.

Die Kehrseite der Revue.



Die Revue ist aus: Die Admiral-Girls gehen nach Hause.

Wenn die lange Reihe der hübschen Revuegirls vorübergetanzt und in der linken Kulisse verschwunden ist, dann denkt man allemal: Wie nett muß das doch in den Garderoben eines solchen kunterbunten Theaters sein! Wie sich da alles fröhlich und scherzend durcheinander bewegt, wie die Friseusen gleichzeitig einem Dutzend der reizenden Mädels die Haare bürsten, die Garderobieren einem andern Dutzend die leichten, blinkernden Gewänder überstreifen, die großen Tänzerinnen vor den hohen Spiegeln sitzen, sich den letzten Schwung der Augenbrauen ziehen und dabei eine ulkige Unterhaltung mit befrackten Herren aus den Logen führen! Allerliebst muß das sein . . .



Einmal außer Reih' und Glied, ein seltener Anblick bei der Revue: Eins der berühmten Tiller-Girls.

Wenn man sich das so denkt, irrt man gewaltig. Nüchterneres und Sachlicheres als die vielen Garderoberäume eines großen Revuetheaters gibt es überhaupt nicht. Macht man beispielsweise in dem Berliner „Theater am Admiralspalast" nur einen Schritt von der Bühne, sofort ist alles Glänzen und Glitzern der großen Haller-Revue und die Pracht des strahlenden Zuschauerraums abgetan und versunken. Nüchterne steinerne Treppenstufen führen zu langen Korridoren, Korridoren mit lauter Türen an den Seiten, zu den Garderoben. Mit den scherzhaften Plauderstunden in den Garderoben ist's auch nichts, das merkt man gleich. Schilder sind an den Türen — wer unangemeldet Besucher empfängt, wird entlassen. Es kommen aber auch gar keine Besucher. Was sollten sie wohl? Sie stünden nur im Wege und würden im wahren Sinne des Wortes an die Wand gedrückt. Denn in den Garderoben ist ein ungeheures Hasten und Eilen. Jeder Kostümwechsel ist auf die Minute berechnet, jedes Kleid, jeder Kopfputz, jedes Schmuckstück liegt an einem bestimmten Platz, alles geht mechanisch wie ein ablaufendes, ein rasendes Uhrwerk. Der größte Revuekünstler, die kleinste Statistin, sie alle sind nämlich ein paar Stunden lang keine Menschem mit eigenem Willen, sind gewissermaßen zu Gegenständen geworden in der Hand des verantwortlichen Regisseurs des Abends und seiner Inspizienten, sind auf den Glockenschlag abgestimmt. Jede Bewegung ist aufs genaueste im voraus berechnet, und noch der letzte Blick, den die Auftretenden in den Spiegel werfen, er darf nur ein paar Sekunden dauern. Die Romantik in den Garderoben ist bei solchem Tempo längst zum Teufel.

Das Tanzen, Singen, Strahlen, das ist ja nur die Hälfte für die Revuedarsteller, die andere Hälfte ist die Aufregung in der Garderobe. Die „Sterne" unter ihnen, die in zwölf, achtzehn, zwanzig verschiedenen Auftritten erscheinen, immer in anderer Gewandung, sie haben beinahe mehr außerhalb der Bühne, in den Garderoben, an Nervenkraft und Umsicht herzugeben als auf der Bühne selbst. Und nichts, nichts darf der Zuschauer davon ahnen. Bis auf das Letzte wohlgeordnet, so schwierig die Gewandung auch sein mag, vergnügt, erscheinen die Darsteller in immer neuer Verwandlung. — Da ist der diesjährige Stern der Haller-Revue „Wann und wo", die kleine Rahna. Marcelle Rahna, eine zierliche Pariserin, eine Künstlerin, die spricht, singt, tanzt, spielt — eine „Vedette" heißt im Theaterjargon eine solche vielseitige Dame. In jeder ihrer Künste stellt sie sich anders dar. Im Frack singt sie ein Couplet, und gleich darauf erscheint sie im leichten Glitzerkleid der Tänzerin, hüpft dann in Pelzen und Straußenfedern über die Bühne und steht phantastisch kostümiert als Sonne inmitten einer Riesengruppe von Gestirnen. Und ist in jeder Gewandung eigenartig und reizend. Welch eine Leistung allein diese Verwandlungen! — Es ist richtige Fließarbeit, die die Revuekünstler verrichten — um einen treffenden neuzeitlichen Ausdruck zu verwenden. Denn die neue Theaterkunst, die Revue, wie wir sie jetzt kennen, hat eben auch ein ganz neues Tempo mitgebracht. Ihr Schöpfer, in Berlin und damit wohl auch für Deutschland, ist der Herr und Meister des „Theaters im Admiralspalast", Direktor Hermann Haller, ein geborener Theatermensch, der bereits als Dreiundzwanzigjähriger draußen hinterm Alexanderplatz ein Olympia-Riesen-Theater gründete — im Ausstellungsjahr 1896 — mit Luft- und Wasserpantomimen und fünfhundert schönen Frauen an jedem Aktschluß! Es war nur ein kurzer Spaß. Erst als nach dem Kriege die halb frohen, halb sentimentalen Erinnerungen an die politischen Revuen aus der Glanzzeit des Berliner Metropoltheaters wieder im Theaterpublikum wach wurden, da konnte Haller sein glückhaftes Revue-Theater starten, eine neue Theaterkunst zeigen, die fast über Nacht Weltgeltung bekommen hat. Eine neue Theaterkunst voller versteckter Mühe und Arbeit, durch die uns Ahnungslosen neuer Glanz, neues Lebensgefühl in den Alltag gebracht wird.

Karl Escher.



Nebenstehend: Der Mann, der der Schönheit nachhilft: Beim Friseur.



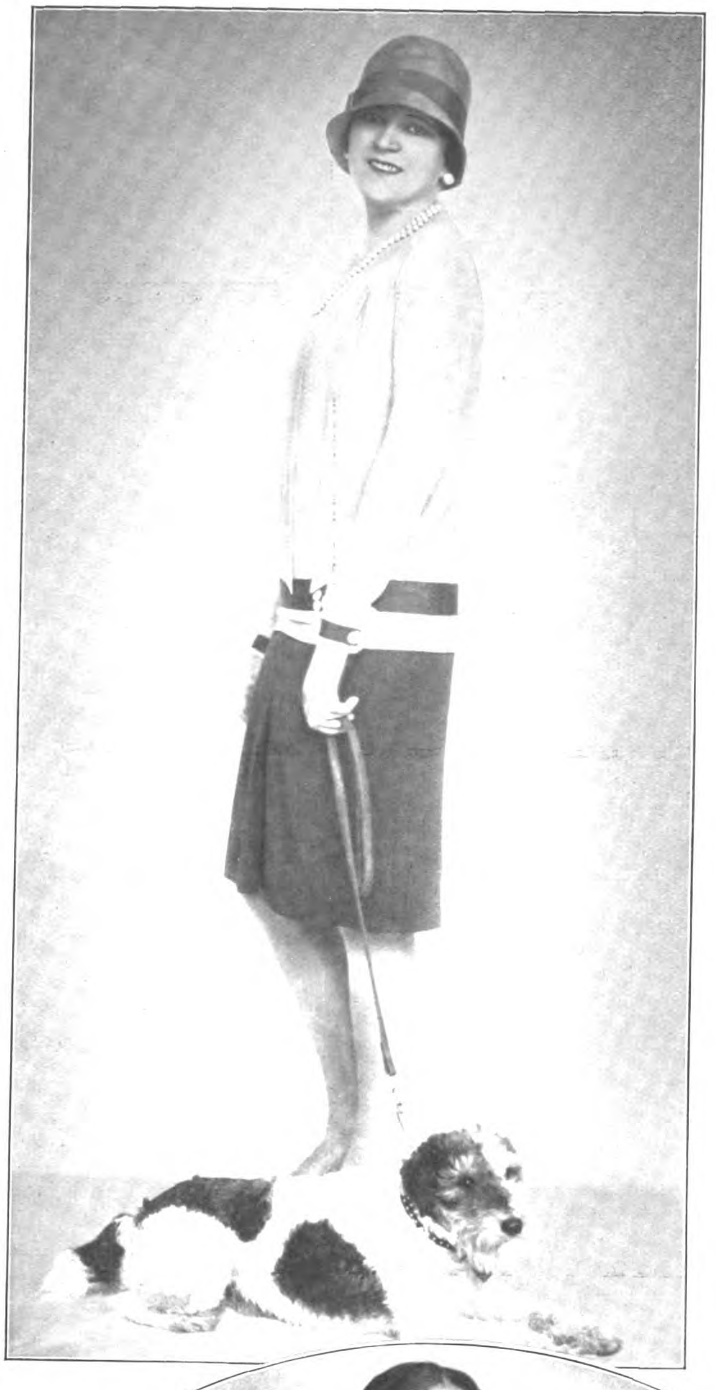
Kleine Ruhepause zwischen dem ewigen Umziehen und Auftreten: In einem Garderoberaum der Haller-Revue.

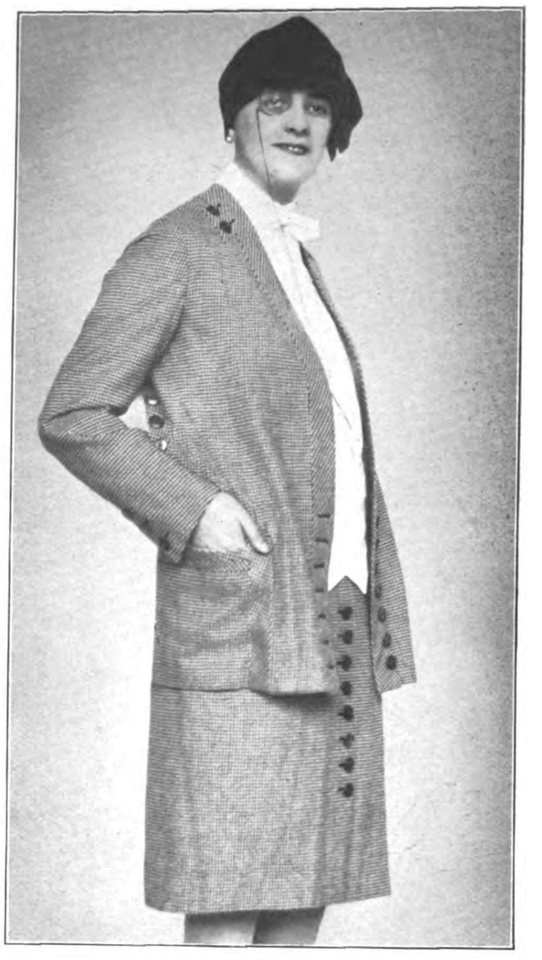
Was man als Zuschauer im Theater nicht sieht: Hinter den Kulissen der Haller-Revue „Wann und wo" im Admiralspalast zu Berlin.

Zeichnungen von R. Duschek.

Dem Frühjahr entgegen











Oben links:
Pastellfarbenes Frühjahrskostüm in rosa-beige Tönen. Zu dem Rock mit ausspringenden Falten trägt die Schauspielerin Marga Bernard einen Jumper und als Ergänzung des Anzugs einen dreispitzartigen kleinen Seidenhut.

Oben Mitte:
Marga Bernard in rosenfarbenem Crêpe-de-Chine-Jumper mit blauer Passe zu blauem, in Hohlfalten plissiertem Rock aus dem gleichen Seidenmaterial.

Oben rechts:
Pepitta Smokingkostüm mit hochgeschlossener weißer Seidenweste. Der Smoking ist kragenlos und mit vielen Knöpfen garniert. Dazu kleiner weißer Seidendreispitz.

Unten Mitte:
Die Tänzerin Gerta Heppner trägt zu einem schmal plissierten blauen Crêpe-Marocain-Rock einen sehr modernen gewirkten Jumper aus rosenfarbener Wolle mit gestickter Bordüre, Stehkragen und langem blauen Bandschlips.

Unten rechts:
Steingrüner englischer Mantel für das Frühjahr in neuartiger Reversform und eng anliegender Seidenhut mit kleinem Tüllschleier, getragen von Marga Bernard.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleider) und Berteaux (Hüte), Wien. Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

AUF WALFISCHFANG IM SÜDPOLARMEER

VON DR. S. BACKER, HAMBURG

Wenn der Walfang auch heute noch in bescheidenem Umfang im Nördlichen Eismeer betrieben wird, so liegt sein Schwerpunkt seit zwanzig Jahren doch vorwiegend auf den Jagdfeldern südlich des Äquators, an den Küsten Afrikas und Südamerikas, vor allem aber im Gebiet des Südpolarmeers. In unmittelbarer Nähe des antarktischen Kontinents, im Südatlantischen Ozean, zwischen den Süd-Shetlandinseln und Süd-Georgien sowie im Roßmeer liegen die ergiebigsten Fanggebiete. Über eine Million Faß Walöl werden hier alljährlich gewonnen, während sich der Ertrag auf den früheren Nordfeldern auf allerhöchstens 30000 Faß beläuft.

Montevideo und Hobart sind die Stützpunkte für Fangexpeditionen in der Ost- und Westantarktis. Dort treffen die gegen Ende des Sommers von Norwegen kommenden 10000 bis 15000 t großen Mutterschiffe mit den kleinen, nur 80 bis 100 t fassenden Jagdbooten zusammen, um sich von hier aus in gemeinsamer Fahrt auf die Fangfelder zu begeben. Während diese Stützpunkte den Fangbooten als Winterlager dienten, ergänzen die Mutterschiffe hier noch einmal ihre Lebensmittel- und Kohlenvorräte. Die Fahrt von der Operationsbasis bis nach den südlichen Fangfeldern gehört zu dem beschwerlichsten Teil der Expedition; hier gilt es, nicht nur die stürmische Zone der Westwinde zu überwinden, sondern oft auch einen fast undurchdringlichen, 500 bis 1000 km breiten Packeisgürtel zu bewältigen.

Eine Fangflotte setzt sich in der Regel aus mehreren Einheiten zusammen, dem Mutterschiff oder der „Kocherei", der die Verarbeitung der erlegten Tiere zufällt, und den eigentlichen Walfangbooten. Diese von Svend Foyn in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführten und mit einem Rohrrücklaufgeschütz ausgerüsteten Schiffe zeichnen sich durch besondere Seetüchtigkeit und Manövrierfähigkeit aus. Sobald der Jäger den blasenden Wal von seiner Beobachtungstonne aus erspäht hat und das Boot, häufig nach stundenlanger Jagd, bis auf eine schußfähige Nähe von 5 bis 10 m an den Wal herangebracht hat, schießt der Schütze die 67 kg schwere, vorn mit einer Sprenggranate versehene Harpune ab. Mit dem Abschuß reißt die Harpune eine nahezu 1000 m lange Leine nach sich, so daß der auf diese Weise „festgemachte" und fliehende Wal das Fangboot oft in rasender Fahrt stundenlang nach sich zieht. Selten nur genügt eine Harpune, um einen solchen Meeresriesen zu erlegen. Das ist eigentlich nur dann der Fall, wenn ein Volltreffer in den Brustraum dringt und die furchtbaren Sprengwirkungen der krepierenden Granate Herz und Lunge des Tieres zerreißen. In der Regel bedarf es mehrerer wohlgezielter Geschosse, um den Wal nach oft vielstündigem Kampfe zur Strecke zu bringen. Wehe dem Fangboot, das bei dem Todeskampf eines solchen Meeresriesen in seine allzu große Nähe gerät! Wenn die Dampffangboote heute auch nicht mehr Gefahr laufen, von den tauchenden Walen unter Wasser gezogen zu werden, so kommt es dennoch bisweilen vor, daß die großen Finnwale mit einem einzigen Schlag ihrer muskulösen Schwanzflosse ein modernes Fangboot zum Kentern bringen. Mit schweren eisernen Ketten werden die erlegten Wale längsseits der Fangboote befestigt und an die Verarbeitungsstelle abgeliefert.

Die Verwertung der Walkadaver, die früher an den Landstationen vorgenommen wurde, erfolgt jetzt mehr und mehr auf den Mutterschiffen, so daß man, unabhängig vom Festland, den Wanderungen der Wale leichter folgen kann. In der Regel findet die Verarbeitung der Wale längsseits der Mutterschiffe im Wasser statt. Mit langen, sensenähnlichen Messern trennen die „Flenser" die oft bis zu 25 cm dicke Speckschwarte vom Körper des Wals ab. Aber nicht nur der Speck, sondern auch die Schwanzflosse sowie Ober- und Unterkiefer, häufig auch das





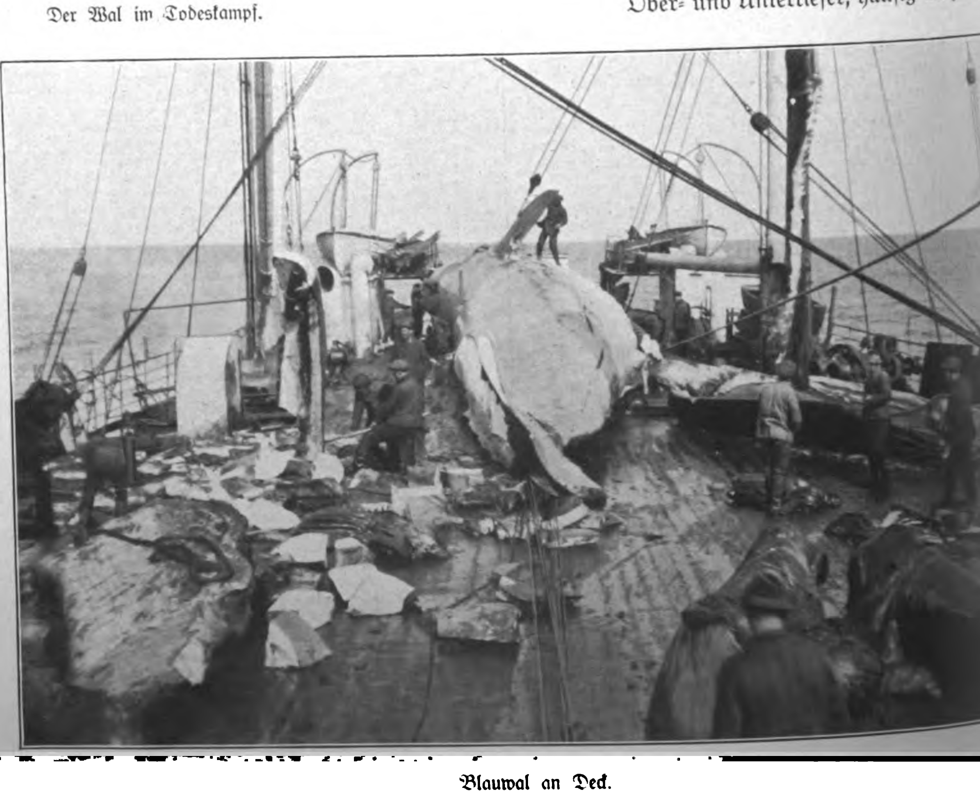
Feuernder Walschütze.
Nebenstehend: Mit zwei Leinen „festgemachter" Wal.



Der Wal im Todeskampf.



Abspecken des Wals in See.



Blauwal an Deck.

Fleisch werden zur weiteren Verarbeitung an Bord gehievt. Voraussetzung für diese Arbeitsmethode ist allerdings ruhige und glatte See; denn nur dann können die Flenser auf den glatten, immer leicht schwankenden Walkadavern ihre schwere und viel Geschicklichkeit erfordernde Arbeit verrichten. Neuerdings ist man sogar dazu übergegangen, am Heck oder Bug allergrößter Waldampfer besondere Schleifbahnen einzubauen, um den bis zu 30 m langen und 100000 kg schweren Blauwal bei schlechtem Wetter und unruhiger See an Bord hieven und dann verarbeiten zu können. — Diese Kochereien gleichen Schlachthäusern größten Stils. Sobald die 25 m langen und





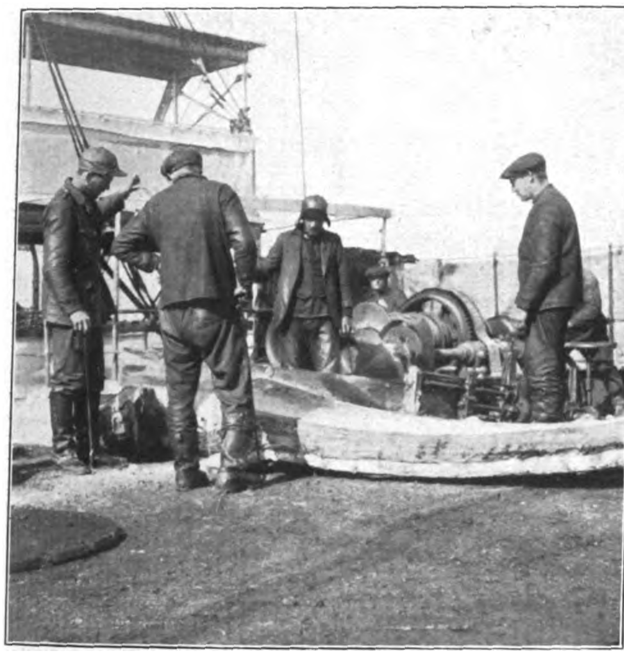
Transport von Speckschwarten nach dem Vorderschiff. Im Vordergrund Darm.

Links: An Bord gehievter Oberkiefer eines Wals.

Rechts: Auf dem Achterdeck des Mutterschiffs: Der Speck liegt $^1/_2$ m hoch.



1 m breiten Speckschwarten auf dem Achterdeck abgetrennt sind, werden sie nach dem Vorderdeck befördert, um dort in kleinere, fußgroße Würfel zerlegt zu werden. Auf dem Mitteldeck stehen zahlreiche Dampfsägen. Hier werden die riesigen Knochenteile des Ober- und Unterkiefers und der Wirbelsäule in metergroße Stücke zersägt und ebenso wie die Speckwürfel in Kochapparaten unter Dampfhochdruck in Öl, das flüssige Gold der Walfänger, umgewandelt. — Der unermeßliche Walreichtum des Südatlantischen Ozeans bildet für die Norweger eine wertvolle Einnahmequelle.



Links: Zersägen der Hälfte eines Unterkiefers mittels der Beinsäge.



Füllung der Speck-Kochapparate.



Auf der Rückreise durch „Pfannkucheneis“: Walfangboote, vom Mutterschiff aus gesehen.

Man bedenke nur, daß ein einziger Blauwal einen Wert von 15000 bis 20000 Mark hat und sich das Fangergebnis einer solchen Expedition immer auf mehrere hundert Tiere beläuft. Trotz der sehr erheblichen Kosten einer neuzeitlichen Fangexpedition wird der Walfang auch für die Zukunft ein außerordentlich einträgliches Geschäft bleiben. Wenn auch seit Jahren der Untergang der Walindustrie prophezeit wurde, so beweisen doch die glänzenden Fangergebnisse der diesjährigen Walfangsaison, daß diese Befürchtungen ganz unberechtigt sind.



Mamillaria Eichlamii.
Diese aus Guatemala stammende Art mit gelblicher Wolle in den Axillen blüht gelblich.

KAKTEEN
ein beliebter neuzeitlicher Zimmerschmuck

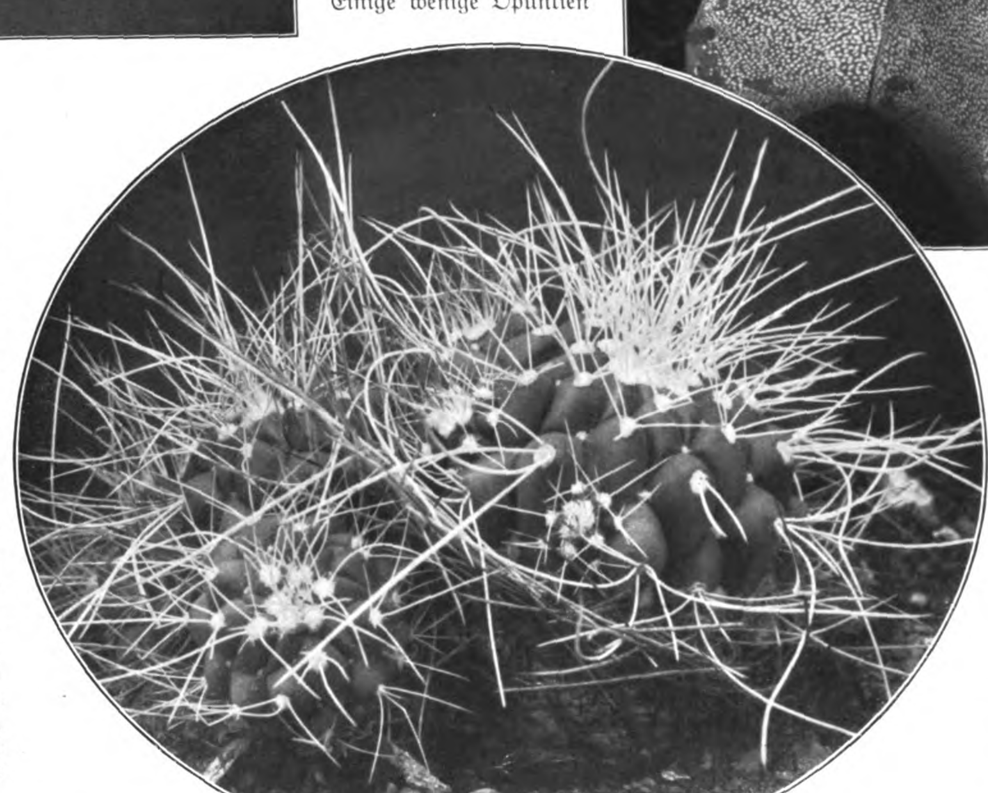
Daß unter den Pflanzen des Zimmers heute die Kakteen eine so große Rolle spielen, mag zunächst verwunderlich scheinen, da es doch so struppige, stachelige Gesellen sind; wer sich jedoch ernst mit ihnen beschäftigt und sich in die feine, bizarre Schönheit ihres Stachelpanzers und die oft überraschend hohen Reize ihrer Blüten vertieft, dem wird es gehen, wie einst den Holländern mit den Tulpen: er wird Kakteen-Enthusiast.

In den Kakteen hat uns die Neue Welt ein ebenso eigenartiges wie schätzenswertes Geschenk gemacht. Sie wachsen zumeist in den sogenannten Xerophytengebieten, den Trockenzonen von Mexiko bis Brasilien. Einige wenige Opuntien gehen in den Vereinigten Staaten von Amerika ziemlich weit nördlich bis an die Südufer der Großen Seen, wo sie im Dünensande herumkriechen. Sie sind aber Zwerge gegen die hohen Säulenkakteen (Cereus), deren Arten, wie etwa Cereus peruvianus, zu riesigen Stücken auswachsen. In die Gruppe gehört auch das Greisenhaupt (Cereus oder Cephalocereus senilis), ferner die rankenden Formen der Gruppe, die die „Königin der Nacht" (Cereus grandiflorus) und ihr ähnliche Arten enthält, die ihre wundervollen großen duftenden Blüten nur für wenige Nachtstunden entfalten. Im Gegensatz zu diesen schlanken Typen stehen die rund und breit gelagerten Igelkakteen Echinocactus und Echinocereus; ferner die flachgegliederten Opuntien und die feingliedrigen kleinen Epiphyllen, die als Zimmerblüher unübertroffen sind. Ihnen reihen sich als prächtige Blüher für die Wohnungen die Blattkakteen (Phyllocactus) an, mit deren leuchtender Blütenpracht nur wenige Gewächse wetteifern können. Die formenreichste Gruppe unter diesen Dickhäutern bilden die Mamillarien. Zur Pflege der Kakteen sagt W. v. Roeder, ein erfahrener Kakteenpfleger: „Wir geben Wasser nicht ‚alle drei Tage', ‚jeden Sonntag' oder sonstwie in bestimmten Zeiträumen, sondern dann, wenn es nötig ist. Spritzen und Nebeln ist weit besser als Gießen." Bei der Winterpflege beachte man, daß die Erde im Winter nie trocken, sondern gerade noch so feucht sei, daß man sie nicht als trocken ansehen kann. Man soll ferner kleine Kakteen in Handkästen, große in Töpfe pflanzen. Einzelne winzige Stücke in Miniaturtöpfen verfallen fast immer einem langsamen Tod.

— Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Vorlagen der „Gartenschönheit", Berlin.



Gelb blühende „Bischofsmütze" (Echinocactus myriostigma).



Mexikanische Mamillaria cirrhifera, wegen der wechselnden Bestachelung „Die Veränderliche" genannt.



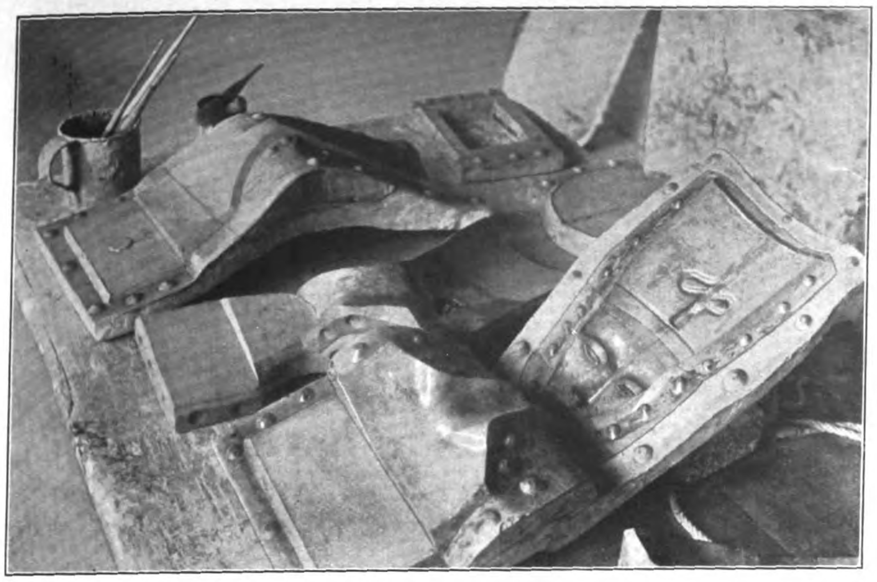


Mamillaria Seideliana, reich mit hellgelben Blüten überkleidet. (Mexiko.)
Rechts nebenstehend: Prinzessin der Nacht (Cereus grandiflorus nycticalus).

Nachbildung wertvoller Kunstschätze

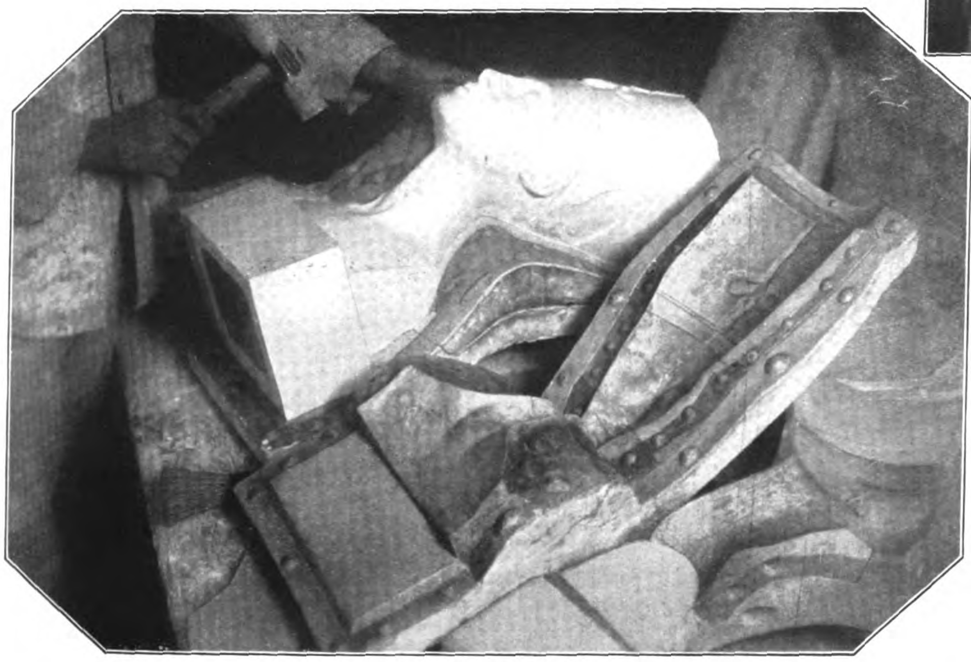
DER WERDEGANG EINES GIPSABGUSSES

(Sonderaufnahmen für die „Illustrirte Zeitung“.)



1. Die offene Form der Nefretite-Büste, die vorm Beginn des Gusses gesäubert und zubereitet wird. Um den Werdegang eines Gipsgusses zu zeigen, ist als Beispiel die Büste der ägyptischen Königin Nefretite, der Gemahlin Amenophis' IV. († 1364 v. Chr.), gewählt, ein in der letzten Zeit vielgenanntes, wertvolles Stück des Ägyptischen Museums in Berlin, dessen Herausgabe jetzt von der ägyptischen Regierung ungerechtfertigterweise gefordert wird, unter Androhung des Verbots weiterer deutscher Forscherarbeit in Ägypten.

Mitten im Getriebe der Weltstadt liegt im Alten Museum am Lustgarten in Berlin eine Stätte stiller Arbeit, isoliert von der Außenwelt, wo Kunstgegenstände von unermeßlichem, unersetzlichem Wert zeitweise ihr Obdach finden. Es ist dies eine kleine Gipsformerei, die sich unter Leitung eines alten Meisters mit der Herstellung von Originalformen für Gipsabgüsse befaßt. Die hier von den Museumsschätzen, die ihrer Kostbarkeit wegen aus ihrem Domizil nicht wegtransportiert werden dürfen, gefertigten Formen benutzt darauf die Staatliche Gipsformerei in Berlin-Charlottenburg zum

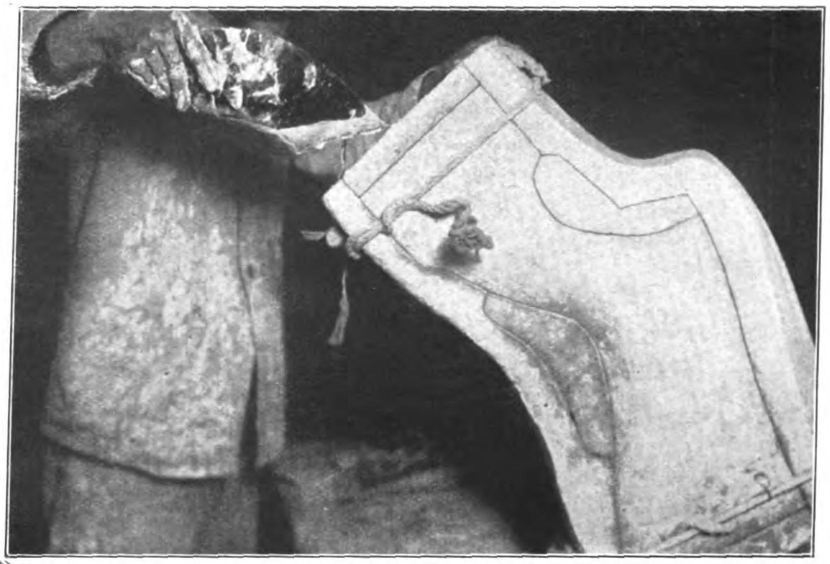


4. Nachdem der Guß ausgetrocknet ist, wird die Form geöffnet und durch leichten Schlag vom Rohguß gelöst.





2. Schließen der Form. Durch das Knebeln wird sie während des Gusses zusammengehalten.



3. Die geschlossene Form wird mit Alabastergips unter beständigem Drehen ausgegossen.

Abguß von Nachbildungen der Originale. Die Form wird geschaffen und mit Gips ausgegossen, dann entnimmt man ihr nach Trocknen der Füllung den Rohabguß, der genau dem Urbild entsprechend ausgestattet wird. So kommen Nachahmungen zustande, die vom Original kaum zu unterscheiden sind. Die Berliner Staatliche Gipsformerei liefert ihre Erzeugnisse, die alle Kunstperioden umfassen, an Museen und Institute, vielfach auch ins Ausland. Aber auch private Kunstliebhaber können ihre Sammlungen durch Erwerb solcher Abgüsse vorteilhaft erweitern.



5. In der Malerwerkstatt wird der Guß, nachdem er vorpräpariert worden ist, von Fachleuten an Hand einer originalgetreuen Kopie „originalähnlich“ gemacht. Unser Bild zeigt die Aufzeichnung vor dem Bemalen.

Nebenstehend: Blick in den Gießraum der Staatlichen Gipsformerei in Berlin-Charlottenburg: Die Modelleure und Former bei der Ausarbeitung verschiedener Abgüsse.



FERNÖSTLICHER KULTSCHMUCK: INNERES DES KWANNON-TEMPELS ZU KAMAKURA (JAPAN)

AQUARELL VON PROF. FRANZ KIENMAYER

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun

(4. Fortsetzung.)

Luzy hob den Blick, diesen so sehr schönen Blick der tiefen, schwarzen Augen. Es lag etwas Rührendes, zugleich auch irgendwie Großes, Bezwingendes in diesem Leuchten. „Verzeiht," sagte sie, „Ihr meint es gut, aber ich kann nicht antworten." Als sie zur Tür schritt, hinderte sie keiner der beiden alten Herren. Der Amtsrichter sah auf diese runden, schwarzseidenen Waden, die da unter dem Rocksaum wippten; der Bürgermeister sah auf diesen glatten, weißen Nacken, der so stolz zurückgebogen den Kopf trug. — Sie sahen noch auf die Tür, als unten schon die Holzstufen knarrten und Luzy also fern war.

„Komisch", meinte der Amtsrichter gedankenvoll.

„Sei froh, daß du einen Jungen hast", sagte der Bürgermeister. „Eine Tochter — und dazu ohne Mutter in diesem Alter — das ist wie Wein, in den ständig Wermut tröpfelt." Er fühlte wohl, daß dies ein höchst literarischer Vergleich war, der sich nicht in ein Amtszimmer schickte, und er setzte hinzu, angeregt durch das zufällige Gewahrwerden: „Wie Wassertropfen von diesem Hut des Toten." Damit war seine lyrische Entgleisung restlos abgewaschen.

*

Der erwähnte Junge des Amtsrichters stand währenddessen im Torweg der Sparkasse, und sein Blick hing starr, eingesetzt von einer Energie, die sich übersteigerte in Trotz, um den Schmerz nicht aufkommen zu lassen, an dem Portal des Amtsgerichts.

Als Luzy im blauen Kleid, ohne Hut, hastigen Schrittes die Stufen hinabschritt, als sie ihm die Straße entgegenkam, sprang er vor. Er trug die weißseidene Mütze der Obersekunda, aber er vergaß sie abzunehmen, drängte, von einem Entschluß wie ein Ball geworfen, zu dem Mädchen.

Luzy, bleich, verquollene Lippen, zitternde Hände, erschrak vor der plötzlich hingewehten Gestalt; dann erkannte sie den Freund.

„Du Valentin! Wartest du auf mich?"

Er beugte sich vor. Geflüstert, obgleich kein Mensch in der Nähe war: „Ich liebe dich! Du weißt es!"

„Valentin!"

„Still! Höre! Dies ist nicht die Minute sanften Geflüsters. Zärtliche Worte brechen ab, versteinern. — Ich liebe dich! Dies nur Feststellung. Du trittst mit Füßen, was heilig ist. Deine Sache. Nur eines, dir gesagt in der Stunde deines Kampfes: Ich schweige! Meine nicht, daß Verrat aus meiner Liebe aufwachsen könnte. Mein Mund ist versiegelt."

„Wieso? Wie redest du denn?"

Er nickte trübe. „Verstelle dich nicht. Die Bürger hetzen dich, nicht wahr? Sie pflanzen Moral und Ehrbarkeit vor dir auf, verlangen dein Geständnis, dein Canossa. Bleib fest! Schweige weiter! — Einer mußte es sein. Da ich es nicht sein sollte, war gleichgültig, wer. Es fiel dem Doktor zu. Gut. — Für mich arbeitet Zeit, arbeitet Erkenntnis. Das Qualitätsgefühl für Menschen lehrt das Leben. Es mußte wohl so kommen. Ich warte; meine Zeit wird kommen, wie dies geschehen mußte. Naturnotwendig. Jener brach Knospen. Trauriger Mut! Gleichgültig. Wir beide werden zusammen blühen!"

Luzy, an ekstatische Entgleisung längst gewöhnt, griff heraus, daß Valentin von dem gestrigen Abend wußte. Sie kam nicht auf den Gedanken, daß mit dem Doktor der Peter Hinz gemeint sein konnte. Für sie war der Doktor eben Cäsar Stein.

„Weißt du denn etwas?" wagte sie unsicher.

„Ja!" Er nickte, antike Tragödie im Antlitz. „Du warst in jenen Stunden bei ihm!"

Luzy, bebend, seine Hand fassend: „Valentin, du bist mein Freund, ich schwöre dir, es war nichts zwischen uns, wie du es denkst! Ein bißchen Abenteuerlust, die ich bitter bereue! Aber nicht aus Gründen, deren ich mich im eigentlichen Sinne schämen müßte. Die Verknüpfungen nur, das Mißgeschick jenes Todes..."

„Verstehe. Ich schweige."

„Und du glaubst mir — das andere, was ich erklärte..."

Er sah sie an. Der Glanz ihrer Augen war feucht und lief über. „Liegt dir daran?"

Sie senkte den Kopf. „Ja..." hauchte sie.

Ohne ein weiteres Wort schritten sie die Straße hinunter. Luzy sah seine verwundete Hand, aber sie fragte nicht. Es war Zufall. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ihre Mathematikaufgabe noch nicht angefangen, geschweige gelöst hatte. „Valentin," bat sie, „machst du mir die Mathematik?"

Er lächelte beglückt. „Ja," sagte er, „natürlich. Das ist nichts für Mädchen. Wirf mir den Zettel zum Fenster herunter. Kannst die Lösung morgen früh noch nachtragen."

Sie drückte ihm dankend die Hand. Das war ihm Dank genug, von dem er zehrte, als schon der Kongruenzsatz vor ihm stand. Aber auch dem Mathematiker Valentin gelang diese Schulaufgabe nicht gleich. Immer wieder verlor er sich an Gedanken, die um den Doktor Hinz und Luzy spielten. Dieser Mord beschäftigte ihn viel weniger als die Frage, was zwischen 7 und 9 geschehen sei, als Luzy in jenem Hause mit dem weißen Gartengitter geweilt hatte. — Durfte man ihren Worten trauen? Logen Frauen nicht immer? Er war 17 Jahre, sie war 18. Ein Jahr wog so viel in diesem Alter. Und sie war ein Weib! Ihr bot man, was er sich erobern mußte. Was... dachte er und sann, über das gleichschenklige Dreieck gebeugt, schlug einen Kreis um A und radierte ihn wieder aus. Er wollte das ja alles nicht. Nicht einmal wissen wollte er es! Der lange Heinemann, der in Berlin gewesen war und seine Erfahrung hatte, sagte doch gestern noch, es sei eine gewaltige Enttäuschung. — Warum also so viel Heimlichtuerei, von der die sogenannten Erwachsenen längst wußten, daß es eine Enttäuschung war! — Und er fand sich in die Sphäre seiner glücklichen Wünsche zurück, die erreichbar waren und alle Sehnsucht so gut stillten. — Ich möchte sie herzen und küssen, dachte er. Sie küssen... da legte er Zirkel und Lineal beiseite. Das ging jetzt nicht. — Im Atlas lagen Gedichte von Wildgans, die las er sich vor; laut, allein im Zimmer, tönend und tönern.

Frau Sidi ging im Flur vorüber und horchte. Sie lächelte. Das Kind, dachte sie. Immer denken Mütter: Das Kind... und lächeln; es ist beruhigend, das zu wissen.

V.

„Hm," sagte der Amtsrichter Schwepp, „lieber Freund, so kommen wir nicht weiter; geschehen aber muß etwas."

Der Bürgermeister gab das mit einem Kopfnicken zu. „Weißt du, was ich glaube — der Hinz hat sich selbst in den See gestürzt. Er war unleidlich; er randalierte. Du erinnerst dich an sein Verhalten, als der Fall Weidemann besprochen wurde... er war wohl nervenkrank."

„Das sind diese Dichter alle. Es ist ganz klar. Ein vernünftiger Mensch lebt das Leben, dichtet es doch nicht! Poetik ist Impotenz; Neid wird geistiger Hochmut."

Herr Klinkhammer, der Kommissar, klopfte und trat ein.

„Bringen Sie etwas Neues?" fragte der Amtsrichter.

„Der Tag der Centa Basler," sagte er auf, „sie erhob sich um 8 Uhr, machte den Morgenkaffee, kochte dann das Mittagessen..."

„Nicht aus dem Hause gewesen?"

„Nein. Erstmalig am Nachmittag. Hat den Platz, wo der Zirkus sich aufbaute, angesehen. Gesprochen mit dem Direktor Pablo Forto, dann mit der Frauensperson Rita Sowieso..."

„Halt", befahl der Amtsrichter; und der Bürgermeister war sehr zufrieden mit diesem Gebot.

Der Kriminalkommissar nickte. „Das gleiche habe ich sofort gedacht."

„Wieso?"

Verschmitzt lächelte der Beamte. „Am Tage des Mordes — Herr Bürgermeister sprachen noch mit mir darüber — war es dem Pablo Forto nicht möglich, seine 1000 Mark Kaution zu stellen. Er bot 500 an, den Rest nach den ersten Einnahmen."

„Jawohl," bestätigte der Bürgermeister, „das tat er. Sie haben recht, Klinkhammer, das ist eine Idee. Du mußt wissen", wandte er sich an den Amtsrichter, „mittlerweile zahlte der Mann glatt seine 1000 Mark. Die erste Vorstellung aber hat noch nicht stattgefunden."

Der Amtsrichter sprang mit beiden Beinen zugleich hoch. Er trampelte hörbar; zugleich fiel rückwärts sein Stuhl um. Klinkhammer richtete das Möbelstück wieder auf. „Indizien!" rief der Amtsrichter. „Woher hat der Pablo Forto das Geld? Diese Zirkusleute sind alle Gauner und Halsabschneider" — er besann sich, lenkte ein — „ich meine, mancher findet da Unterschlupf, schimpft sich Künstler und ist nur zu unfähig oder zu faul, mit einem bürgerlichen Beruf sein Brot zu verdienen." Aber er meinte auch das noch abschwächen zu sollen, obgleich Sidi es ganz gewiß hier nicht hören konnte. „Es kommt das jedenfalls vor", fügte er an.

Der Bürgermeister verfolgte verwundert dies Zutalsteigen seines Freundes. „Der Mann soll herkommen, Klinkhammer, sofort, wie er geht oder steht. Aber sagen Sie ihm nicht, um was es sich handelt. Er mag annehmen, daß er wegen seiner Pacht verlangt wird."

„Jawohl," rief Schwepp dem Gehenden nach, „sagen Sie, der Bürgermeister, nicht ich wünsche ihn zu sprechen." Triumphierend wandte er sich um. „So arbeiten meine Leute! Der Ring zieht sich zu. Es gilt nur noch, festzustellen, daß Pablo Forto und diese Centa Basler sich kennen. — Sie hat ihn eingelassen, eines von beiden..."

„Beide!" rief entfacht der Bürgermeister, ganz gleich, was kommen würde.

Und Schwepp schlug gern ein: „Beide haben Peter Hinz umgebracht. Pablo, der starke Mann, hat dann die Leiche in einem Sack weggeschleppt und in den See geworfen."

„Bravo!" rief der Bürgermeister. „Hoffentlich war es so."

Das war gewiß ein merkwürdiger Wunsch, aber man muß dem Bürgermeister zugute halten, daß er schnellste Erledigung dieser Angelegenheit wünschte, seit die Möglichkeit bestand, seine Tochter, dies störrische Mädchen, unangenehm in die Vorgänge gezerrt zu sehen.

„Was fragen wir den Pablo Forto?"

„Ihr Alibi, Herr! Sonst nichts."

Schon nach einigen Minuten erschien Klinkhammer mit dem Zirkusdirektor. — Schwepp schrie ihn nicht an: „Ihr Alibi, Herr!" Er war Diplomat. Er sagte gewinnend, daß es sich um eine zwar ernste, aber für Herrn Forto wohl nebensächliche Angelegenheit handele, und Herr Forto möge klarlegen unter Zeugennennung, wo er sich am Mordtage ab 7 Uhr abends aufgehalten habe.

„Warum?" sagte Herr Forto und sah den Mann der Frau Sidi an, der diese peinliche Frage an ihn richtete. Gerade jener fragte das, der ein dringendes Interesse haben mußte, daß diese Frage nie getan wurde! Das Schicksal liebt Grotesken. — „Ich war eingeladen", sagte er dann, nicht unsicher, aber zögernd.

„Aha..." machte der Amtsrichter. „Sie können uns natürlich den Namen der Leute sagen, bei denen Sie eingeladen waren? — Oder war niemand zu Hause, sind Sie durch die Straßen gegangen, haben öfter einmal geklingelt und immer wieder festgestellt, daß niemand in der Wohnung anwesend war?"

Pablo Forto schaute den Amtsrichter prüfend an. Wußte der? War dies der Ausweg, der ihm geboten wurde? Dieser Zirkusdirektor war ein anständiger Kerl, trotz des Amtsrichters gegenteiliger Meinung von solchem Handwerk. Er überlegte nur eine kleine Weile — verraten wollte er die gute Sidi sowieso nicht — also ging er diese vermeintliche Brücke. „Ja", gab er zu. „Es ist seltsam, aber so war es."

Der Amtsrichter schlug sich auf die Knie. Er wollte lachen, aber rechtzeitig beherrschte er sich. Das war ja ein Trottel! Lebte so etwas! Ging auf harmlosen Fliegenleim und blieb tatsächlich kleben! Er sah den anderen an. „Aber der Peter Hinz wohnt doch, genau genommen, außerhalb der eigentlichen Stadt. Wie kamen Sie in jene Gegend?"

„Ich war da auch nicht", sagte Don Pablo und wußte nichts aus dieser Frage zu machen. Man verdächtigte ihn doch nicht etwa des Mordes? So bizarr war wohl selbst dieser Mann der Sidi nicht.

„Und wo trafen Sie die Centa Basler?" fragte der Amtsrichter liebenswürdig weiter.

„Wen, bitte?"

„Fräulein Basler!"

„Kenne ich gar nicht."

Der Amtsrichter spielte mit seinem Bleistift. Er überlegte; er warf Klinkhammer einen Blick zu, den dieser falsch verstand. Klinkhammer plusterte sich auf, alle Subordination fiel ab für zwei Minuten. Er vergaß die Vorgesetzten: „Nun machen Sie man keine Schwierigkeiten! Verstehen Sie mich! Sie haben den Peter Hinz zusammen mit der Basler ermordet. Dann haben Sie sich die 500 Mark angeeignet und den Toten weggeschleppt. Wohin? In den See!"

Pablo Forto stand entgeistert. „Aber..."

„In den See? frage ich!"

„Sie reden irr, Herr!"

„Sie..." sagte Klinkhammer mit achtbarer Schwingung im Ton und pflanzte sich auf vor dem immerhin schmächtigen Zirkusmann. „Wenn Sie sich unterstehen..."

„Ruhe!" verwies der Bürgermeister.

„Zurücktreten, Klinkhammer," befahl der Amtsrichter, „warten Sie ab, Sie greifen vor."

Klinkhammer sank zusammen. Er ward wieder Beamter. Die Metamorphose gelang ohne Schwierigkeit. „Pardon," sagte er, „aber der Mensch ward beleidigend."

Pablo Forto hob die wasserblauen Augen. Sein schütteres Haar an den Schläfen zitterte mit von der Erregung, die seinen Kopf unruhig auf dem Hals tanzen ließ. „Ist das keine Beleidigung," schrie er, „einem ordentlichen Bürger ins Gesicht zu springen mit der Behauptung, er habe jemanden erwürgt!"

Der Amtsrichter beugte sich freundlich vor. „Erwürgt ist neu", sagte er. „Also erwürgt, meinen Sie? Warum gerade erwürgt, bitte?"

Klinkhammer kicherte höhnisch wie eine Nachteule: „Da haben wir es!"

Pablo Forto erschrak. Er war eben kein Diplomat wie Herr Amtsrichter Schwepp; er fühlte, hier konnte man sich um den eigenen Hals reden. „Ich weiß von nichts", erklärte er, entschlossen, zu schweigen. „Macht, was ihr wollt!" Er sah den Amtsrichter wütend an. Kamel, dachte er, nur um dich zu schonen, lasse ich das alles über mich ergehen. Aber treib es nicht zu bunt! Zugleich war er ärgerlich auf sich selbst. Erst als ihm tröstend die Idee kam, daß es nicht um des Amtsrichters willen war, wenn er dies so hingehen ließ, sondern um Sidis willen, da fand er seine Seelenruhe wieder. Sie ist immer ein gutes Kind gewesen, sagte er sich, sie war auch gestern, trotz der Distanz, immer noch Mensch, und schließlich kann sie für 500 Mark beanspruchen, daß ich dies bißchen Schikane ertrage. Er fand wirklich so etwas wie ein verschüttet gewesenes Lachen wieder, als er die drei grimmigen Verteidiger des Rechts und der Gesittung betrachtete. —

Der Amtsrichter besprach sich mit Klinkhammer, und der Bürgermeister stand versunken in Betrachtungen, die ihn weit entführt haben mußten. — Klinkhammer verschwand.

„Was soll werden?" fragte Pablo Forto.

„Sie haben zu warten", entschied der Amtsrichter. „Sie können sich dorthin setzen."

Bürgermeister und Amtsrichter standen in der entgegengesetzten Ecke.

„Ich lasse jetzt die Basler holen", erläuterte der Amtsrichter. „Achte auf die Gesichter bei diesem unvermuteten Zusammentreffen. Ich bin felsenfest überzeugt, die beiden kennen einander und stehen im Bunde."

Pablo Forto hatte sich, des Amtsrichters Zeigefinger folgend, niedergelassen. „Darf ich etwas sagen?" bat er nach einer Weile, in der er eine Fliege am Fensterglas beobachtet hatte.

Amtsrichter Schwepp drehte sich um. „Bitte."

„Herr Amtsrichter, wie kommen Sie gerade auf mich? Ich war niemals im Hause dieses Schriftstellers, den ich nicht einmal kannte. Warum verhaften Sie beispielsweise nicht alle Personen, die am Tage des Mordes bei dem Doktor ein und aus gingen! Rita Ritelli war zweimal bei ihm. Aber wie um alles in der Welt kommen Sie auf mich!" Er sagte das nicht, um Rita zu belasten oder von sich etwas abzuwälzen, er meinte diese Worte lediglich im Protest gegen die Willkür und den Zufall, den diese beiden Herren hier in Rechnung stellten. Dieser Zufall verdächtigte gewißlich außer Rita noch viele andere.

Aber der Amtsrichter wies den Vorwurf zurück. Er warf einen raschen, sichernden Blick zu dem Bürgermeister hinüber. „Um 7 Uhr lebte der Doktor Hinz noch; der Briefträger war dort und hat eine Unterschrift erhalten", sagte er. „Vor 7 Uhr war auch das gestohlene Geld nicht in der Wohnung. Wußten Sie das nicht? Wir wundern uns nämlich, wo Sie die 500 Mark, die Ihnen an der Kaution fehlten, so plötzlich herbekommen haben!"

Pablo Forto erschrak. Das war wahr. Dies war ein Verdachtsmoment, das er anerkennen mußte. Er betrachtete die Fliege, die wie auf Kommando an der Scheibe hochburrte und knackend gegen den Querbalken des Fensterkreuzes rannte. Er fand sich in ähnlicher Lage. Mit ehrlichem Gesicht nickte er: „Ich habe das Geld beim Himmel auf andere Art bekommen", erklärte er fest.

Aber der Amtsrichter hörte nicht mehr recht hin. Er zog erschreckt den Bürgermeister ins Nebenzimmer.

„Gonschorek," sagte er, „nimm an, es sei Schwindel, was dieser Kerl redet, es bleibt doch die Möglichkeit, daß Rita Ritelli zu der angegebenen Zeit, also nach 7 Uhr, im Hause des Peter Hinz war." Er trat einen Schritt zurück, wie um die Wirkung seiner Worte dekorativ zu heben. Seine Hand fuhr über die plötzlich schweißnasse Stirn. „Vielleicht haben wir mit einer Mörderin soupiert, Gonschorek!"

„Um Gottes willen, Schwepp, sei doch still! Willst du mich wahnsinnig machen! Erst Luzy mit ihren Heimlichkeiten, nun noch dies..."

Der Amtsrichter fand ein Lächeln. Immer finden wir in der ärgsten Lage jemanden, der noch schlimmer daran und zu belächeln ist. „Ja," versuchte er, „das dürfte für dich ein saurer Apfel werden."

„Für dich doch auch!"

„Nicht in dem Maße, Lieber. Das Souper läßt sich abschwächen, ich meine, abgeschwächt darstellen im Protokoll", sagte der ahnungslose Gatte der Frau Sidi und zwang mannhaft das leichte Schwindelgefühl, das ihn trotzdem ankam, hinab.

Sie hielten beide ihre Taschentücher in den Händen und wischten ihre Schläfen mit jener Gebärde der Hilflosigkeit, die rühren konnte. — „Komm, wir müssen hinüber. Ich höre Schritte auf der Treppe."

Aber die Sensation war vorüber. Der vorhergegangene Schreck hatte alle Hochspannung absorbiert, nur Mattigkeit war geblieben, die Müdigkeit nach überschätzter Kraftentfaltung. — Als Centa Basler neben Klinkhammer eintrat, war eigentlich wenig Aufhebens um sie.

Sie sagte „Guten Tag" und trat vor den Tisch des Amtsrichters. Was wollte man von ihr? Sie machte es den Kriminalisten leicht. Erst als der Amtsrichter den Zeigefinger hob und eine Richtung wies, sah sie zur Seite, sah auf dem Stuhl in der Ecke den Zirkusdirektor. „Guten Tag, Herr", wiederholte sie, vielleicht in der Meinung, der ausgereckte Finger des Amtsrichters bedeute, auch diesen Mann zu begrüßen.

„Seit wann kennen Sie den Herrn Forto?"

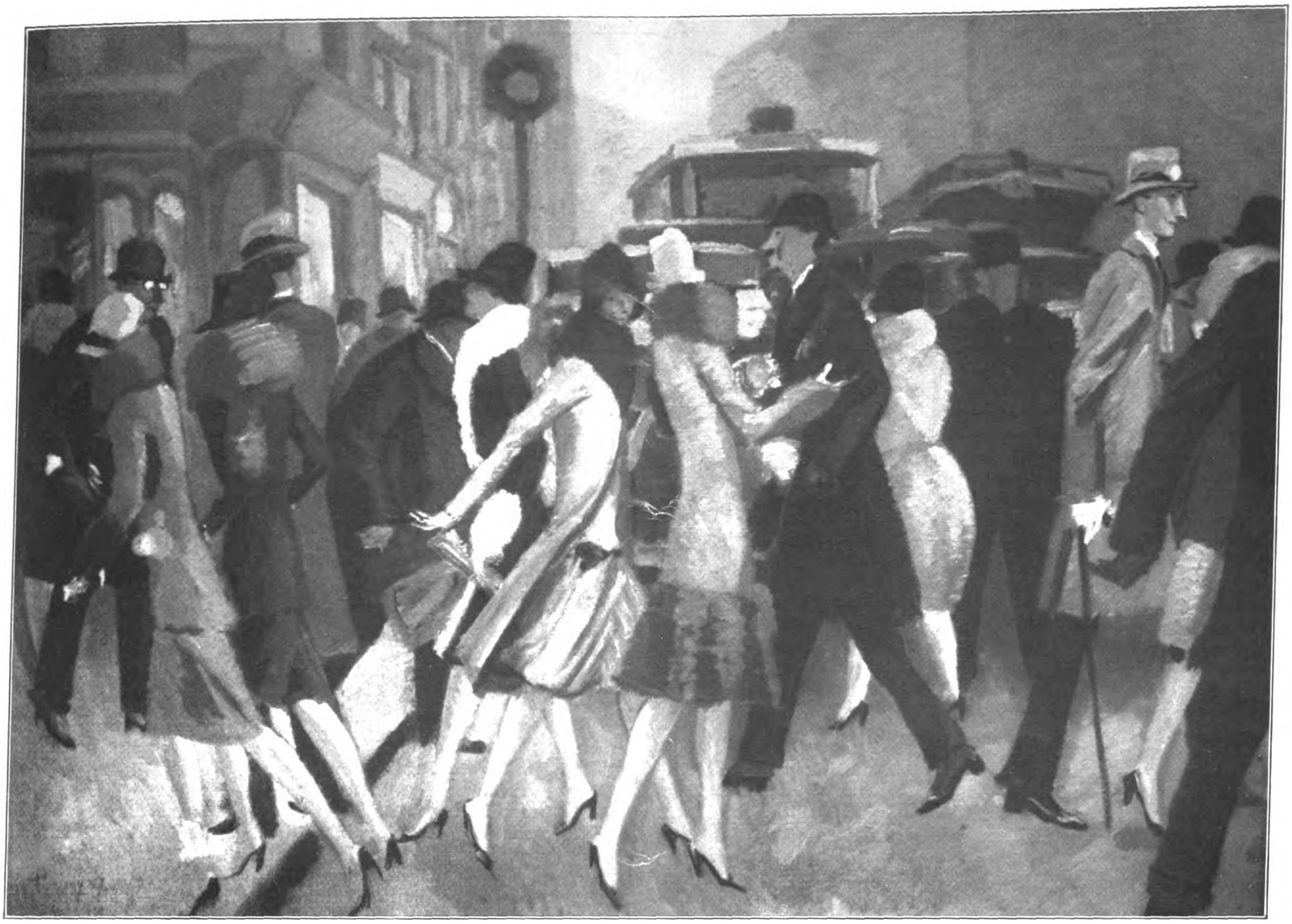
Centa besann sich nicht. Wenn diese beiden Personen Theater spielten, führten sie ihre Rollen sehr gut durch! „Das ist der Zirkusdirektor, nicht wahr?" Sie sah fragend Pablo Forto an. Der nickte. „Nun" — sie sprach wieder zu dem Amtsrichter — „seit dem Tage seines Einzugs, wenn man das Wort ‚kennen' beibehalten will. Ich habe einige Worte mit ihm gesprochen — über einen Schimmel, glaube ich."

„Sie geben also an, Centa Basler, den Pablo Forto oder, wie er im bürgerlichen Leben heißt, Paul Starke nie vorher und nicht nachher gesehen zu haben."

Centa überlegte. Der Satz schien ihr verklausuliert. Dann nickte sie sicher. „Ich meine, ihn nicht gesehen zu haben", sagte sie.

„Danke schön", der Amtsrichter nickte ihr zu. Seine Brillengläser blitzten. Aber Centa Basler wollte die Gelegenheit benutzen und wenigstens erfahren, wie die Sache stand. „Haben Sie schon eine Spur, Herr Amtsrichter?" fragte sie neugierig oder tat jedenfalls so. Doch da kam sie bei dem recht an. „Das werde ich Ihnen auf die Nase binden!" Sie ging gekränkt, ließ die Tür knallen. Die konnten ihr allesamt im Mondschein begegnen. —

(Fortsetzung folgt.)



DIE PARISERIN GEHT ÜBER DIE STRASSE
GEMÄLDE VON M. TAQUOI



DIE JUNGE BRAUT
GEMÄLDE VON GERDA WEGENER

Der Königspudel

EINE BESINNLICHE GESCHICHTE VON V. CUSIG

Mit Gott und der Welt wieder einmal gründlich zerfallen, saß ich gedankenverloren auf einer Bank unter einsamen Kiefern. Plötzlich gewahrte ich am jenseitigen Wegrand ein lebendes Gegenüber — einen Pudel. Kein faustisches Ungetüm, schwarz mit glühenden Augen — nein, ein schneeweißes Exemplar in vollendeter Form. Es saß in splendid isolation, musterte mich geruhsam, ohne Mißtrauen. Jetzt bemerkte ich auch, daß neben dem Pudel im Gras etwas lag, das einem menschlichen Kleidungsstück glich, einer Jacke. Offenbar bewachte er sie. Dies verdroß mich. Das königliche Tier schien mir herabgewürdigt durch so erbärmlichen Dienst. Erriet es meine Gedanken? Mich dünkte, daß der Pudel lächelte — wirklich, er lächelte. Und dann neigte er mir auch den Kopf entgegen wie zu einer Begrüßung. Ich konnte nicht anders, als diesen Gruß erwidern — höflich; zuvorkommend. Offenbar hatte ich dadurch seine Sympathie gewonnen. Er bellte leicht, zustimmend, verließ seinen Platz und sprang mit elegantem Schwung auf die Bank. Er setzte sich neben mich, klopfte verbindlich mit dem Schweif und reichte mir in wahrhaft königlicher Anmut und Würde seine Pfote. Selbstverständlich ergriff ich sie und drückte sie freundschaftlich.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen, mein Herr", sagte der Pudel, und ich staunte, daß ich seine Sprache begriff. Staunte aber auch, daß er behauptete, mich schon gesehen zu haben.

„Mir ist nicht bekannt, daß wir uns je im Leben begegneten", erwiderte ich.

„Nicht in dieser Inkarnation," entgegnete er ernst, „aber in einer früheren."

„Wie..." Ich konnte nicht vollenden.

„In einem früheren Leben begegneten wir uns flüchtig, mein Herr."

„Und Sie erinnern sich dessen? Uns Menschen ist das versagt. Wir tragen die Erfahrungen einer früheren Inkarnation nur im Unterbewußten."

Wieder lächelte das seltsame Tier und sagte: „Das ist kein Wunder, verehrter Freund. Wir Vierfüßler haben die älteren Seelen und daher das größere Wissen um vergangene Dinge, die längere Erfahrung. Wir traten eher in diese Erscheinungswelt als ihr Aufrechtgehenden."

„Das stimmt", sagte ich in dumpfer Verwunderung. — Ich bemerkte, daß mein Genosse öfter nach dem Kleidungsstück sicherte, und meine Gedanken erratend, sagte er: „Ich bin in dieser Inkarnation einem weiblichen Zweibein beigeordnet. Karma, mein Herr! Einer Laune folgend, ließ es das Kleidungsstück hier und mich zur Bewachung. Ich folge dem höheren Gesetz, das mich dazu ausersah, und bewache jenes ‚Ding an sich'. Denn ich kenne den kategorischen Imperativ, mein Herr."

„Auch den?" rief ich verwundert.

„Ja, das kam so: in einem früheren Erdensein lebte ich kurze Zeit im Hause des großen Philosophen Schopenhauer, der anfangs Kant als seinen Lehrer verehrte — Sie wissen." Auf mein Nicken fuhr er fort: „Ich war nicht würdig, in dieser erlauchten Atmosphäre zu verbleiben. Das kam daher, weil ich in einem untergeordneten Körper wohnte, nämlich in dem eines Dackels."

„Aber ich denke, Schopenhauer bevorzugte Pudel?"

„Das war später. Damals, als er seine berühmte Promotionsarbeit schrieb, war ich eben in sein Haus gekommen, als Canis familiaris vertagus. Aber da mein Dasein dort nur einige Tage währte, erwähnen mich die Biographen nicht."

„Und wie kam es, daß Sie den Philosophen so schnell verließen?"

„Sie wissen, daß die Dackel eine unausrottbare Lust daran finden, alles, was in ihr Bereich kommt, zu zerbeißen, zu vernichten. So war eines Tages ein Blatt der berühmten Promotionsschrift ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' in die Nähe meines Korbes geweht. Leise, unhörbar, wie es Dackel tun, wenn sie auf verbotenen Wegen wandeln, schlich ich mich zu dem Papier, beförderte es in mein Lager und zerbiß es zu winzigen Fetzchen. Als Schopenhauer das Blatt vermißte, wurde eine Razzia veranstaltet — man fand die Spuren bei mir. Der große Philosoph geriet nicht in Wut, sondern befahl nur seiner Haushälterin, mich aus dem Hause zu schaffen, was sie nach einer reichlichen Tracht Prügel auch tat. Ich wurde verschenkt. Wie eine Sache! Aber mein Glück war gemacht. Ich kam in die Hände eines entzückenden zweibeinigen Geschöpfs, auch weiblichen Geschlechts, was mein Karma so zu fordern scheint. Dieses junge Wesen verwöhnte mich ungeheuer, und als es heiratete, nahm es mich mit in die Ehe, nach Wien — Sie wissen: 's gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien."

„Das stimmt nicht mehr", warf ich ein.

„Nein, jetzt nicht mehr, aber damals. Wir führten ein reges geistiges und gesellschaftliches Leben und — was Sie am meisten in Erstaunen setzen wird — der Gemahl meiner schönen Zweibeinigen waren Sie!"

„Ich?"

„Ja, Sie, mein Freund. Sie waren ein Kanzleirat Metternichscher Observanz."

„Ist das möglich?" rief ich entsetzt.

Das weise Vierbein nickte. „Ich bin auch hellsichtig, mein Freund, und weiß, daß Sie sich mit einem Drama tragen, das d a s Drama werden soll — ein revolutionäres, welterschütterndes, alle menschlichen Tiefen aufwühlendes. Doch Sie können es noch nicht schreiben, da Sie dadurch nicht einen roten Heller verdienen würden, aber leben müssen — ja, leben!"

„Sie haben mein Elend erraten."

„Nicht erraten — sondern erschaut. Seien Sie nicht traurig, lieber Freund, Sie werden noch zu Ihrem Drama kommen, wenn die Prüfungszeit abgelaufen sein wird."

„Eine Prüfungszeit?" stammelte ich.

„Ja, lieber Freund! Sehen Sie, es gibt keine Strafe und Belohnung, wohl aber Ursache und Wirkung. Sie haben, als wir uns in Wien trafen, den Beruf als Beamter in der Kanzlei des Grafen Metternich rigoros ausgeübt. Sie waren es, der die Dekrete gegen die Dichter und freidenkerischen Zeitungen ausfertigte — Sie waren es, durch den Metternich die geistige Freiheit unterband. Es ist darum nur folgerichtig, daß Sie wiederverkörpert wurden als einer, der sich nach dem Dichterruhm sehnt, aber ihn nur unter schweren Opfern erreichen kann. Sie müssen erst in harter Fron im Schriftgetriebe, das Sie einst verfolgten, reifen, ehe Sie in freier Ungebundenheit schaffen können."

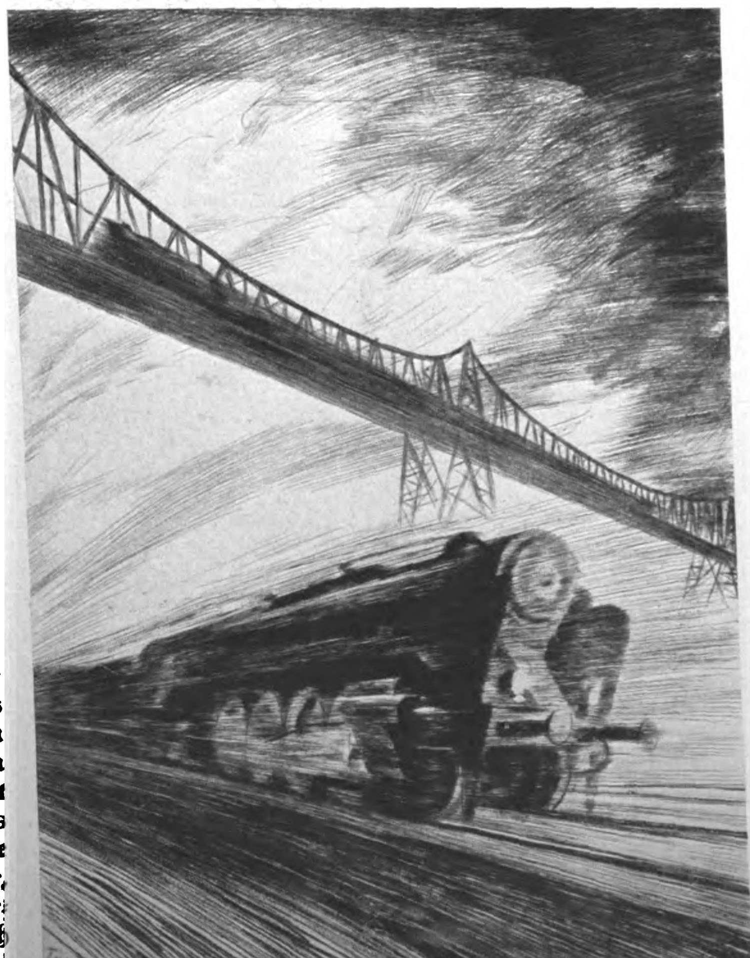
„Verflucht, ja", ließ ich mich vernehmen.

„Fluchen Sie nicht, mein Lieber. Werden Sie Philosoph! Schon sehe ich im Astralen den Lorbeer um Ihre Stirn wachsen, vorausgesetzt, daß Sie jetzt in kategorischer Weise Ihre Pflicht erfüllen. Ich muß kurz sein, denn ich wittere meine sogenannte Herrin. Jene meiner vorigen Inkarnation verließ Sie . . ."

„Auch das noch?" fiel ich ein.

„Ja, sie litt zu sehr unter Ihrer Metternichschen Art. Sie liebte Lenau — wissen Sie: ‚Lieblich war die Maiennacht'. Sie konnte es nicht ertragen, daß er verfolgt wurde. Sie ging nach Frankfurt zurück und verkehrte dort viel mit dem großen Philosophen. Oft besuchte er uns mit seinen getreuen Vierbeinern, die mir Lehrer und Freunde wurden. Ich bändigte meine Dackelnatur und machte mich reif für meine jetzige Wiederverkörperung in ihrer höheren Rasse. Sie selbst, die beiden Atmans, brauchen keine Verkörperung mehr — sie wandeln in elysäischen Gefilden, wie sie wissen werden." — Ich wußte. — „Näher und näher rückt die Minute der Trennung. Wenn ich Ihnen raten kann, so suchen Sie, würdig dem Herannahen Ihrer Dichterstunde entgegenzuharren. Sumpfen Sie nicht, mein Lieber! Meiden Sie das ‚Romanische Kaffee'. Dann werden Sie Zeit finden, neben der Fron als Zeitmensch Ihr Drama zu fördern. Leben Sie wohl, und gedenken Sie manchmal des — neuen Atman".

Er reichte mir die Rechte — ich schüttelte sie — dann verschwand er. In merkwürdiger Stimmung ging ich heim.



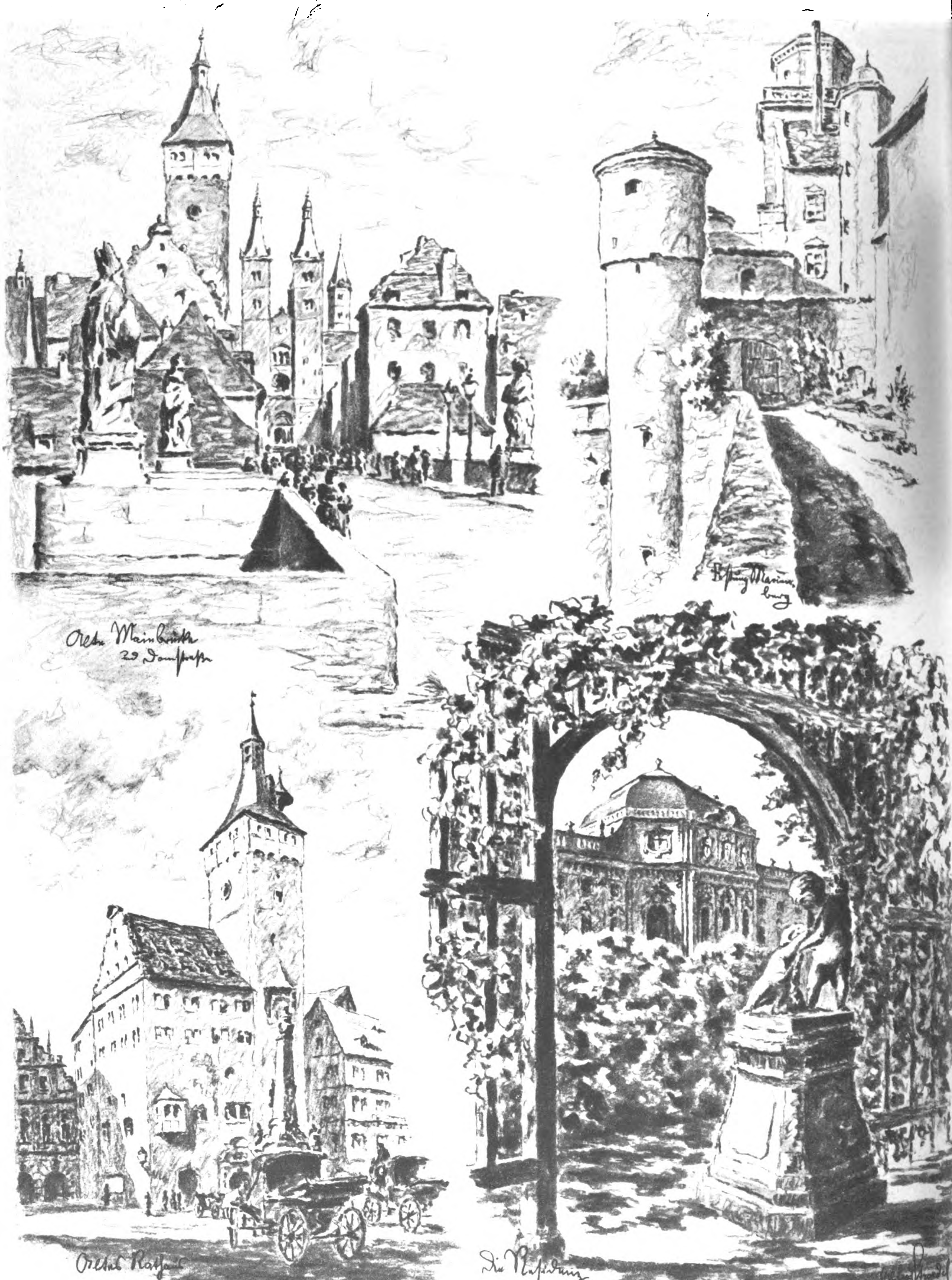
Im Rausche brausender Geschwindigkeit.

Radierung von Julius C. Turner. (Aus der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin.)



WINTER IM ERZGEBIRGE: SONNIGER MORGEN IN OBERSACHSENBERG

GEMÄLDE VON KURT GEIPEL-NETZSCHKAU



Aus dem malerischen Unterfranken: Würzburg.

Nach Zeichnungen von Alfred Stroebel.

Nachkommen großer Männer

Ein Beitrag zu dem Thema „Genie und Vererbung“



Franz Joseph Karl Napoleon, Herzog von Reichstadt,
Sohn Napoleons I. aus seiner Ehe mit Marie Luise von Österreich, † am 22. Juli 1832 in Schönbrunn bei Wien. Stich von Vendramini.



Paul Luther,
der dritte Sohn Luthers, Stammhalter der Familie, † am 8. Mai 1593. Nach einer alten Medaille in der Staatlichen Münzsammlung zu München.



Titus van Ryn,
Rembrandts jüngster Sohn von seiner Frau Saskia; † 1668. Gemalt von Rembrandt.

Hervorragende Männer haben selten bedeutende Kinder. Mein Sohn ist Amtsrichter in X“ — soll der Heidelberger Philosoph Kuno Fischer gesagt haben, der durch seine originellen Aussprüche ebenso berühmt war wie durch seine Werke und prachtvollen Vorlesungen. Es ist wahr: Die Natur ist sparsam und läßt das Genie große Werke schaffen, aber selten ebenso große Menschen. Geschichte des Genies und Familiengeschichte, Erforschung von Herkunft, Persönlichkeit und Nachkommen, gehören zusammen. Einige Beispiele mögen das Reizvolle dieser Zusammenhänge zeigen.

Martin Luther, Nachfahr freier Bauern, Urbild des schöpferischen, kraftvollen Mannes, hinterließ außer seiner Tochter Margarete drei Söhne, die tüchtige, aber sicher keine genialen Menschen waren und so gut wie vergessen sind: Johannes, Rat bei sächsischen und preußischen Fürsten; Martin, Theolog; und den Mediziner Paul, Stammhalter der Familie, die 1759 erlosch. Paul Luther war wohl der bedeutendste von Martin Luthers Söhnen, sicher der originellste. Als Leibarzt war er bei dem Kurfürsten August von Sachsen tätig, aber auch als Alchimist und Goldmacher, und zwar angeblich mit so vielem Erfolg, daß er, nach alten Berichten, seinem Auftraggeber zu siebzehn Millionen Gulden verhalf. Andere vorsichtige Historiker sind allerdings der Ansicht, daß weniger die alchimistische Kunst Paul Luthers als der Ertrag der sächsischen Bergwerke die Quelle dieses Goldsegens war. Unser Bild zeigt diesen Sohn Martin Luthers nach einer Medaille.

Und die Nachkommen eines großen Künstlers: Im Jahre 1642 war Saskia, Rembrandts Frau, gestorben, und von ihren Kindern war nur das jüngste am Leben geblieben, Titus van Ryn, ein Kind noch beim Tode der Mutter. Er hat jung geheiratet und ist jung gestorben. „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb“, aber er lebt in den Bildnissen, die sein Vater Rembrandt gemalt hat.

Kunstreich und kinderreich war die Familie Bach. Einsam geht manch großer Mensch durch das Leben, die Bachs aber, mit etwa 50 Musikern in der Familie, stehen ohne Beispiel da. Johann Sebastian, der Größte von ihnen, war Sohn, Neffe, Vater und Oheim von Musikern, Vater von elf, zum Teil bedeutenden Söhnen, unter ihnen der hochbegabte W. Friedemann Bach.

Auch Mozart ist ein Musikerkind, Sohn des erzbischöflichen Kapellmeisters Leopold Mozart und Bruder der musikalischen Maria Anna, der Mariandl und Empfängerin so vieler entzückender Briefe des Bruders. Mozarts zweiter Sohn, der den Namen seines Vaters Wolfgang Amadeus trug, war gleichfalls Musiker und Komponist, wenn auch nur in bescheidenem Maße. Und Mozarts ältester Sohn, Karl, starb als biederer Steuerbeamter 1859 in Mailand. Erklärlicher und nicht ungewöhnlicher Ausgleich der Natur: unendliche Genialität des Vaters, in kurze Lebenszeit zusammengedrängt, und bürgerlich braves Leben und Wirken der Söhne.

Und umgekehrt, Goethe, in bürgerlicher Familie höherer Stufe aufgewachsen und besonders vom Vater mit ungewöhnlicher „Intensität erzogen“, wie Hermann Grimm so schön sagt, wächst zur Fülle des Lebens und Schaffens heran, von der freilich Sohn und Enkel nichts erbten. Und die Enkel sterben unverheiratet, ohne Nachkommen.

Ähnlich ist es bei Schiller. Aus kleinen bürgerlichen Verhältnissen stammend, zur Höhe aufsteigend, hinterläßt er Söhne, die tüchtige, brave Beamte werden — Karl Friedrich Ludwig, Oberförster, Ernst Friedrich Wilhelm, Richter. Und auch hier stirbt der einzige Enkel, der den Namen des Dichters trägt, ohne Nachkommen, während der Enkel von Schillers jüngster Tochter Emilie — Karl Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm — als bekannter Schriftsteller noch lebt und arbeitet.



August v. Goethe,
Goethes Sohn († am 28. Oktober 1830). Nach einem Gemälde von E. Grünler aus dem Jahre 1828, im Besitze des Goethe-National-Museums in Weimar.



Ernst v. Schiller,
der jüngere Sohn († am 19. Mai 1841). Gemalt 1831 von W. Bracht.

Die beiden Söhne Schillers
(Nach den im Schiller-National-Museum zu Marbach befindlichen Originalen.)



Karl v. Schiller,
der ältere Sohn († am 21. Juni 1857). Gemalt 1845 von F. S. Stirnbrand.

Schriftstellerisches Talent, wenn auch nicht gerade Genie, kommt bisweilen bei Vater und Sohn vor. Man denkt an die beiden Crébillon (der Vater 1674, der Sohn 1707 geboren), die literarische Gegner waren — der Vater als Autor zahlreicher Trauerspiele, der Sohn als Verfasser nicht so trauriger Romane. Vater Crébillon soll seinen Sohn als eines seiner minderwertigsten Werke bezeichnet haben. „Manche glauben deshalb, daß es nicht von dir ist“, soll die schlagfertige Antwort des Dichtersohnes gewesen sein. In ganz ähnlicher Weise findet sich ziemlich genau hundert Jahre später dichterisches Talent bei den beiden Dumas, Vater und Sohn.

Und schließlich das Kind Napoleons, König von Rom. Bei seiner Geburt 1811 wird er von Paris und dem Kaiser mit Jubel und Hoffnung begrüßt, aber es ist ihm nicht vergönnt, als Napoleon der Zweite zu leben, sondern nur als „Herzog von Reichstadt“, am Hofe seines Großvaters, des Kaisers Franz. Er kennt als heranwachsender junger Mensch Größe und Unglück des Vaters und möchte ihm gleichen. Aber er stirbt mit 21 Jahren in Schönbrunn.

Vielleicht war etwas vom Genie des Vaters auf ihn übergegangen, aber man nahm ihm die Möglichkeit, Hoffnungen und Pläne zu verwirklichen. Von den Kindern großer Männer war er vielleicht das unglücklichste.

Dr. Ernst Darmstaedter.

NEUE ITALIENISCHE MALEREI

ZUR GLEICHNAMIGEN AUSSTELLUNG DES LEIPZIGER KUNSTVEREINS (8. JANUAR BIS 5. FEBRUAR)



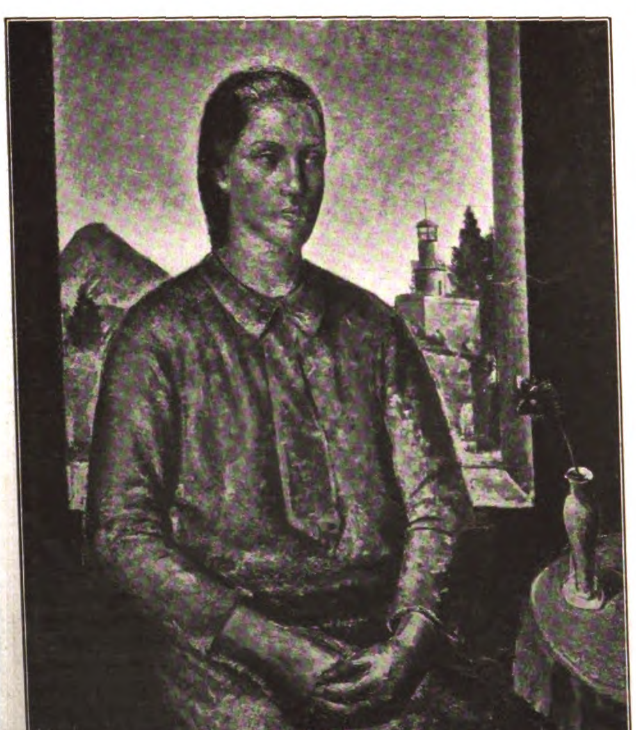
Massimo Campigli (Paris): Näherinnen.

Der Leipziger Kunstverein im Museum der bildenden Künste hat soeben den Versuch gemacht, einen gedrängten Überblick über die wesentlichen künstlerischen Kräfte zu geben, die in neuester Zeit sich in der italienischen Malerei bemerkbar gemacht haben. Es ist ja keine neue Beobachtung, daß sich im Laufe der jüngsten Entwicklung die Kunst und Kunstgesinnung aller europäischen Völker bedeutend einheitlicher und ausgeglichener zeigen als im vergangenen Jahrhundert. Insofern wird eine internationale Kunstausstellung nicht ohne weiteres mit aller Schärfe die nationalen Charaktere anschaulich zum Bewußtsein bringen können. Dazu kommt, daß letzten Endes nicht nur nationale Gruppierungen, sondern vielmehr Sonderungen nach Rassen und Stämmen einen wesentlichen Teil jeder sonderbaren künstlerischen Kraft erklären können. Tatsache ist aber jedenfalls, daß in der Kunstgesinnung Europas gewisse Bestrebungen am Werke sind, die fast gleichzeitig in allen Ländern hervorgetreten sind. So trat der Impressionismus mit internationaler Geste auf, und nach einer kurzen Periode der gänzlichen Formzertrümmerung regte sich überall ein starker Drang nach einem neuen Bildaufbau, nach einer Beruhigung zu klarer und ausgereifter Formgestaltung. — Italien nimmt nun im Rahmen der neuen europäischen Kunst insofern eine merkwürdige Stellung ein, als hier nach dem Akademismus und Impressionismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts der Kubismus und Futurismus eine besondere Stellung sich eroberten. Seit einer Reihe von Jahren aber sind in dem Lande, das sich auf eine große Tradition berufen darf, und das wirtschaftlich eine neue Zukunft sich zu erobern trachtet, künstlerische Bewegungen im Gange, die von einer intellektuellen Durchdringung des Bildgehalts, der oft abstrakt und kubistisch gestaltet erschien, ihren Ausgang nahmen, jetzt aber im Anschluß an die alte klassische malerische Kultur und gemäß den Anforderungen einer neuen Zeit die Natur aufs neue sich zu erobern suchen. Man will sich in dem Kreis des „Novecento italiano", wie sich ganz allgemein diese junge italienische Kunst nennt, wohl die Errungenschaften der großen nordischen Kunst, eines Cézanne, zunutze machen, aber man erstrebt, wie Margherita Sarfatti, eine bedeutsame Vorkämpferin der jungen italienischen Kultur, betonte, „eine neue italienische Synthese der Werte, die dem Lande eines südlichen Schönheitsideals aus dem Norden zuströmen".

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie aus dem Kreise der früheren futuristischen Künstler, der „Valori plastici", die im Grunde genommen auch von einem klassischen Ideal getragen waren, sich das neue Verhältnis zur Natur entwickelt hat. So hat der einst recht tatkräftige Wortführer der extremen Richtung, Carlo Carrà, eine ähnliche Wandlung von einer abstrakt dekorativen Haltung zu einer reinen Naturdarstellung durchgemacht, wie sie auch bei vielen Gleichgesinnten der jungen deutschen Kunst zu beobachten war. Dagegen hat ein Künstler wie Giorgio de Chirico, der freilich nicht von rein italienischer Abstammung ist, den neuartigen Versuch gemacht, im Sinne einer neuen klassizistischen Bildgestaltung abstrakte Formen mit naturhaften Erscheinungen symbolhaft konfigurieren zu lassen. Während man aber bei Chirico, der seit längerer Zeit in Paris weilt, sowie bei dem ebenfalls in Paris lebenden Massimo Campigli, der über eine selten starke, monumentale Gestaltungskraft verfügt, das fühlbare Erlebnis gewinnt, daß auf sie die bedeutsame Persönlichkeit Pablo Picassos nicht ohne Einfluß geblieben ist, offenbart eine Reihe von jungen Kräften reiner den unverfälschten italienischen Sinn für klassischen Bildaufbau und eine selbständige malerische Anschauung der Natur im Anschluß an die große Tradition der Heimat. Hier nehmen Künstler wie Felice Casorati, dessen Bilder eine kühle, aber streng gebundene Komposition besitzen, Ubaldo Oppi, dessen hier abgebildetes prachtvolles Ingenieurporträt schlechthin den Typus des modernen Menschen kennzeichnet, und der leider zu früh verstorbene Emilio Malerba mit seinen koloristisch fein abgestuften Porträten eine bedeutsame Stellung ein. Daneben zeigen Künstler wie Alberto Salietti und Esodo Pratelli eine zart abgestimmte, höchst kultivierte malerische Kraft, während andere,



Nebenstehend: Ubaldo Oppi (Mailand): Ingenieur.



Alberto Salietti (Mailand): Mädchen.



Gigiotto Zanini (Mailand): Brand.



Felice Casorati (Turin): Silvana Cenni.

[…] auch, wie Gigiotto Zanini, eine eigentümliche Vermischung von Verismus mit pathetischer Leidenschaft verraten.

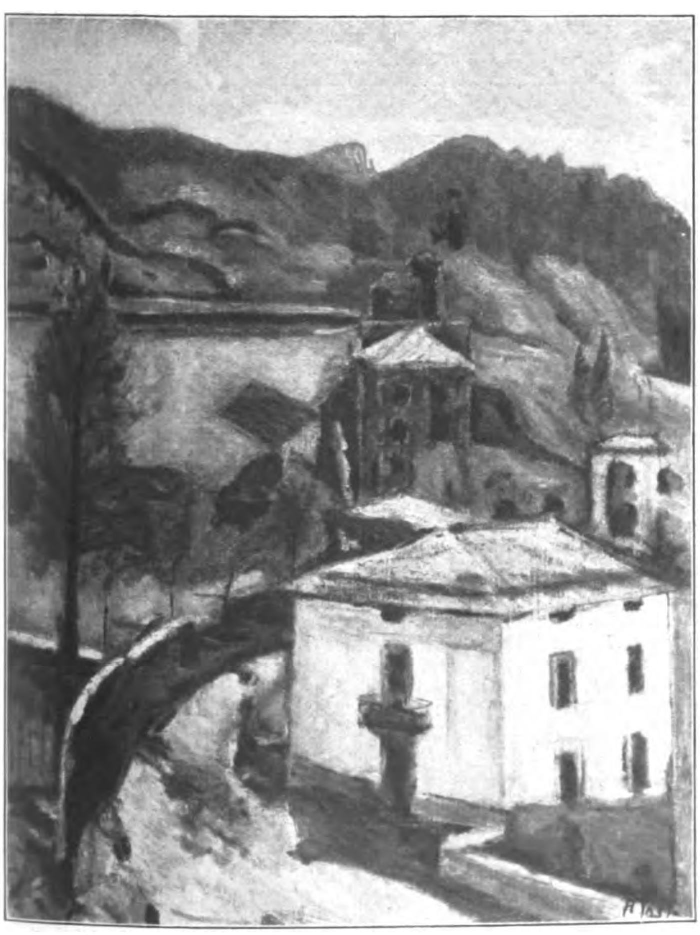
Es ist selbstverständlich, daß aus der großen Zahl der jungen Begabungen gegenwärtig nicht alle wesentlichen Erscheinungen mit Bestimmtheit erkannt werden können. So viel läßt sich indessen bereits jetzt für die neue Generation Italiens sagen, daß hier bodenständige Kräfte am Werke sind, die auch außerhalb des Landes allgemeine Beachtung verdienen.

Dr. Werner Teupser.



Rechts: Giorgio de Chirico (Paris): Der Dichter und die Vision. (Le poète et la clairevoyance).

Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim, Berlin.



Arturo Tosi (Mailand): Ausblick aus dem Atelier.
Rechts: Esodo Pratelli (Mailand): Pinienhain am Meere.





Kein Bild aus der Dobrudscha, sondern aus dem Herzen der Großstadt: Wassertierleben auf dem Flutkanal in Leipzig zur Winterszeit.

Die hauptsächlich zur Mückenvertilgung hier ausgesetzten Wildenten erhalten bei Frostwetter Zuzug aus allen Gegenden. (Phot. Paul Schröter, Leipzig.)

Wissen und Leben

Wie groß ist die Lebensmasse? Wenn man versucht, sich irgendeine anschauliche Vorstellung von der Lebensmasse zu verschaffen im Verhältnis zum Erfahrungsganzen, das man als die Welt zu bezeichnen pflegt, so wird man finden, daß irgendein Anzeichen von Leben außerhalb der Erde nicht existiert. Der Verstand erhebt da zwar gewisse Forderungen, aber die Erfahrung hat davon noch nichts bestätigt. Auch auf der Erde ist nur die feste, flüssige, luftige Außenschale von Leben erfüllt. Wie tief das Leben in die Erdrinde hinabreicht, darüber bestehen erst gelegentliche, aber noch keine geordneten Untersuchungen. Ich selbst habe solche angestellt und habe gefunden („Das Edaphon. Untersuchungen über bodenbewohnende Mikroorganismen"), daß schon wenige Meter unter der Oberfläche alles Leben erloschen ist. Höhlenbewohner kann man in diesem Sinne nicht als unterirdisch betrachten, weil die Höhlen selbst nichts als Einsenkungen der Erdoberfläche sind. Das Wasser ist allerdings bis in seine tiefsten Einbruchsbecken mit einer Tiefseefauna und -flora besiedelt. Auch die Lufthülle ist von fliegenden Wesen aller Art bis in große Höhen belebt und trägt ein „Luftplankton" mit den Passatwinden in ständigem Kreislauf um die Erde herum. Wie hoch sich dieses erstreckt, darüber fehlen uns derzeit noch positive Angaben. Ob die Vermutung von Svante Arrhenius, daß einzelne Bakteriensporen durch den Lichtdruck bis in den Weltenraum hinausgerissen werden, zutrifft, darüber besteht gar keine Erfahrung. Auf der Erde, als Ganzes gemessen, ist also nur eine sehr dünne Kugelkalotte von Leben besiedelt; demzufolge kann das Leben auf die Erde als Ganzes keinen nennenswerten Einfluß üben. Es ist kaum denkbar, daß es einer der ausschlaggebenden Faktoren des Erdenseins ist; dazu ist schon die Lebensmasse zu gering, die Lebensfunktionen zu unbedeutend gegenüber den geophysikalischen Kräften. Dem Weltall gegenüber kann das irdische Leben kaum mehr bedeuten als ein Atom in unserem Körper. Damit allein ist schon dem luftigen Bau von Einbildungen, die sich der Mensch von seiner Bedeutung im Weltall gemacht hat, der Boden entzogen. Es ist in diesem Sinne auch überaus lehrreich, sich Klarheit zu verschaffen, welche Rolle der Mensch zunächst als „Lebensmasse" auch nur im Bereich des irdischen Lebens spielt. Er bezeichnet sich so gern als Herrn der Erde und hat ja tatsächlich etwa ein Hundertstel ihrer Oberfläche in den Kulturländern umgestaltet. Da aber schon rein geographisch das Meer und die Lufthülle einen unvergleichlich größeren Ansiedlungsraum bieten als die Festländer, die zudem zum dritten Teil Wüsten sind, ist dem Leben das Wasser und die Luft als Hauptverbreitungsraum gegeben gewesen. Nun sind aus Gründen, die eine besondere Untersuchung erfordern würden, reine Luftwesen sehr selten. Die Flora und Fauna des Staubes ist nur in einem Übergangsstadium, auf der Reise und demgemäß auch in einem Reisezustand, nämlich verpackt. Das Süßwasser hingegen ist nur zum geringsten Teil offen und oberirdisch; gut neun Zehntel seiner Masse sind von dem Humusboden der Festländer verschluckt oder fluten als Grundwasser an der oberen Grenze der wasserundurchlässigen Schichten dahin. Diese Menge ist allerdings sehr bedeutend; man könnte nur wünschen, daß einmal eine zuverlässige Berechnung ihr Verhältnis zum Meer klarmacht. Beide: der unterirdische Süßwasserozean (mit seinen als Fluß und See zutage tretenden Ausläufern) und das Weltmeer, sind nun reichlichst besiedelt. Aber die Fische, Korallen, Tange und Muscheln des Meeres, an die man zunächst denkt, kommen als „Lebensmasse" gar nicht in Betracht neben der unzählbaren Menge von Bakterien, Kieselalgen, Silikoflagellaten, Radiolarien und Foraminiferen. Die kalten Meere sind von einer solchen mikroskopischen Lebensmenge erfüllt, daß man ihr Quantum höher schätzte als das einer gleich großen üppig bewachsenen Wiese. Dagegen kommen als Gesamtmenge auch die Urwälder der Erde nicht auf. Im besonderen ist es eine Gruppe von Lebewesen, die durch ihre Massenhaftigkeit alle Vorstellungen überbietet. Das sind die Kieselalgen. Ich habe im Humusboden bis zu 60 000 im Kubikzentimeter gefunden, in den kalten Meeren ist ihre Zahl im Plankton nicht geringer. Sie übertragen dadurch an Lebensmasse alle anderen Organismen um ein vielfaches, sie sind in diesem Sinne die „Herren der Erde". Alles übrige Leben verschwindet neben ihnen, und man müßte, wollte man der Wirklichkeit nahekommen, alle Lebensbegriffe von ihnen als Norm ableiten, die übrigen Lebewesen als die Ausnahmen ansehen, um so mehr, als die Kieselalgen auch zu den ältesten Lebewesen gehören. Weil wir das nicht tun, sind wir eingetaucht in ein Meer von menschlichen Irrtümern. Jedenfalls — und diese eine Tatsache muß man diesen Irrtümern gegenüber unter allen Umständen verteidigen — bedeutet der Mensch der Lebensmasse gegenüber nur ein Teilchen unter vielen und darf unter keinen Umständen als die „Norm des Lebens" angesehen werden.

R. Francé.

Moderne Höchstspannungskabel. Die Entwicklung der Hochspannungs-Kraft-Übertragung, die eine Zeitlang den Schauplatz im Wettbewerb zwischen Kabel und Freileitungen bildete, wird schon seit langem von der Freileitung vollkommen beherrscht, da es den Kabelfachleuten nicht gelang, Kabel für so hohe Spannungen zu bauen, wie sie die Freileitung erlaubte. Die in Nr. 4310 beschriebene 380 000-Volt-Leitung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks ist ein sprechendes Beispiel dafür, welche riesenhaften Spannungen die Freileitung zu bewältigen erlaubt. Das Bedürfnis nach Kabeln für sehr hohe Spannungen war aber gleichwohl stets vorhanden. Nicht nur störte in vielen schönen Landschaften der Anblick der Freileitungsmaste sehr, sondern es waren auch rein technische Gründe bestimmend. Vor allen Dingen wünschte man, mit sehr hohen Spannungen bis ins Innere der Städte hineingehen zu können. Fernübertragungen über trennende Wasserflächen waren mit Freileitungen auch nur in sehr begrenztem Maße möglich. Während bis vor etwa 7 oder 8 Jahren eine Spannung von 30 000 Volt für ein Kabel schon das Höchste war, das man erreichen konnte, gelang es in der Zwischenzeit, Kabel für 50 000 bis 60 000 Volt zu bauen und damit z. B. die sehr bemerkenswerte Kraftübertragung über den Sund von Schweden nach Dänemark auszuführen. Das dort verwendete Kabel war ein deutsches Fabrikat. Damit war aber noch nicht die Grenze erreicht, da die höchste Spannung in Freileitungen bisher 110 000 Volt betrug und das Bestreben bestand, solche Fernübertragungen mit 110 000 Volt bis ins Innere der Städte einzuführen. An einigen Stellen, wo die räumlichen Verhältnisse es gestatteten, konnte man Freileitungen für so hohe Spannungen auch bis in die Stadt hineinbringen, so in Dresden und Berlin. Meistens ist es aber nicht möglich. Neuerdings ist es nun der vereinigten Arbeit der Kabelfachleute aller Nationen gelungen, Kabel für Spannungen bis zu 132 000 Volt zu bauen, und zwar nicht nur Versuchsexemplare, sondern vollkommen betriebsfähige Fabrikate. In Amerika liegen bereits in Neuyork und Chikago große Längen dieser Kabel seit etwa einem Jahre, während in Deutschland bisher nur kurze Probestrecken verlegt worden sind. Es ist aber damit zu rechnen, daß auch in Deutschland schon demnächst solche Kabel in größeren Längen ausgelegt werden. Das Wesentliche bei diesen Kabeln ist die Sicherung des Isolationsmaterials oder, wie der Elektrotechniker sagt, des Dielektrikums, gegen Durchschlag. Die Durchschlagsicherheit ist für den Elektrotechniker ebenso wichtig wie die Standsicherheit eines Gebäudes oder einer Brücke für den Baumeister oder die Sicherheit eines Dampfkessels für den Maschineningenieur. Beim Durchschlag eines Hochspannungskabels konzentrieren sich an der Durchschlagstelle Zehntausende von Kilowatt Leistung, die zu ungeheueren Lichtbogen und Stichflammen, auch zu Explosionen infolge sich entwickelnder Gase führen. Auch die Zentrale ist in solchen Fällen schwer gefährdet, denn die Kurzschlußströme haben eine gewaltige mechanische Wirkung. Um das Dielektrikum gegen Durchschlag zu sichern,

(Fortsetzung auf Seite 180.)

ist es notwendig, den Durchmesser des Leiters sehr stark zu vergrößern. Je größer der Durchmesser, um so geringer die Beanspruchung des Isolationsmaterials an seinem Umfang. Da nun gerade bei hohen Spannungen die Ströme gering werden, braucht man eigentlich sehr große Leiterquerschnitte nicht. Um trotzdem große Durchmesser zu erzielen, ist man auf den Kunstgriff verfallen, genau wie bei der schon erwähnten 380 000-Volt-Leitung, den Leiter als Metallschlauch auszuführen, wobei man großen Durchmesser bei verhältnismäßig geringem Querschnitt erzielt. Das Dielektrikum aller modernen Hochspannungskabel besteht aus einem besonders zähen und dünnen Papier, das in Streifen um den Leiter herumgewickelt wird, bis die notwendige Dicke erreicht ist. Auch bei den 100 000-Volt-Kabeln verwendet man nichts anderes. Dieses Papier wird nach der Fertigstellung der Isolation mit zähflüssigem Öl getränkt. Um nun die im Betrieb vielleicht entstehenden ölfreien Stellen zu vermeiden, die das Kabel gefährden würden, ist eine italienische Fabrik (Pirelli) darauf verfallen, den hohlen Leiter mit Öl zu füllen, das unter einem gewissen Druck steht und demnach stets das Bestreben hat, durch die Fugen des Metallschlauchs in das Dielektrikum einzudringen. Ein solches Kabel besitzt zweifellos eine relativ sehr hohe Sicherheit. Natürlich bedingt es gegenüber den jetzt üblichen Kabeln eine gewisse Komplikation, weil man an den Verbindungsstellen besondere Ölstandgefäße usw. vorsehen muß. Indessen sind 100 000-Volt-Kabel doch eine verhältnismäßig selten vorkommende Sache, so daß man solche Komplikationen dabei wohl in den Kauf nehmen kann. Ein derartiges Kabel wird nun freilich im Durchmesser so groß, daß man nicht, wie bei unserem gewöhnlichen Drehstromkabel, 3 Leiter zusammen verseilen und mit einem gemeinsamen Bleimantel zum Schutz gegen Feuchtigkeit und mechanische Beschädigungen überziehen kann. Man muß vielmehr jede einzelne Phase des Drehstroms für sich verlegen und die einzelnen Kabel zum Schutz gegen mechanische Beschädigungen in Tonröhren einziehen oder mit Schutzsteinen bedecken. Dann besteht allerdings kaum irgendeine Gefahr, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Verwendung dieser 100 000-Volt-Kabel zur Stromversorgung unserer Großstädte bald bedeutenden Umfang annehmen wird. Der Strombedarf der deutschen Großstädte ist jetzt schon derart hoch, daß er bei den üblichen Spannungen von höchstens 30 000 Volt außerordentlich große Querschnitte und zahlreiche Kabel verlangt. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

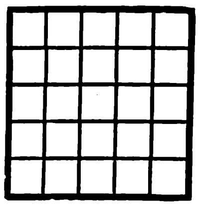
Waldbrände in Sibirien. Nur wenn die Waldbrände Sibiriens gewaltige Ausdehnung annehmen, bringen unsere Tageszeitungen eine magere Notiz; aber von dem Riesenmaß der Waldverwüstungen und den einschneidenden Begleiterscheinungen machen sich nur wenige Menschen eine richtige Vorstellung. Brände von ungeheueren Dimensionen wälzen sich durch die Nadelwälder, Brände, die ununterbrochen vom Frühjahr bis zum Herbst wüten, Brände, gegen die jede menschliche Gegenwehr machtlos ist, und denen nur die breiten Ströme Irtisch und Jenissei energisch Einhalt gebieten. Anläßlich einer solchen Waldbrandkatastrophe im Jahre 1915, die infolge der lang anhaltenden Dürre dieses Jahres reichlich Nahrung fand, stellte das Meteorologische Observatorium in Irkutsk umfangreiche Erhebungen an, deren Resultate jetzt bekanntgegeben werden, und die uns einen sachlichen Einblick in das Ausmaß und die Auswirkung dieser Waldbrände gewähren. In ganz West- und Mittelsibirien erreichten 1915 die Niederschläge 30—60 Proz. der normalen Menge. Die hereinbrechende große Dürre überzog ein Gebiet viermal so groß wie das heutige Deutschland. Davon brannte eine Fläche Wald halb so groß wie Preußen vollständig nieder. Aber nicht nur die Nadelwälder wurden ein Raub der Flammen, auch in große Torflager fraß sich das Feuer bis zu 2 m Tiefe ein, glühte im Winter weiter, um im nächsten Frühjahr seine verheerende Tätigkeit von neuem zu beginnen. Rauchschwaden, die aus den harzigen Hölzern und den brennenden Mooren aufstiegen, bedeckten eine Fläche zwei Drittel mal so groß wie Europa, teilweise in einer Dichte, daß Gegenstände auf 4—20 m Entfernung völlig unsichtbar waren. Das Gebiet größter Rauchdichte war viermal so groß wie Deutschland. Der Schiffs- und Floßverkehr auf den Strömen ruhte zeitweise gänzlich. Aus Furcht, sich zu verirren, wagten die Fischer sich nicht auf die Gewässer. Auf der transsibirischen Eisenbahn mußten zwischen Mariinsk und Kramojarsk wochenlang tagtäglich die Signallaternen brennen. In Mariinsk wurde eines Tages gegen Mittag der Himmel durch eine so dichte Rauchdecke verhangen, daß jeglicher Verkehr aufhörte und überall die Lichter angezündet werden mußten. Menschen, die im Freien zu arbeiten gezwungen waren, trugen feuchte Wattebäusche in Mund und Nase und waren gewöhnlich abends mit dichten Rußschichten überzogen. Die Getreideernte verspätete sich um 14 Tage. Das Heu wurde durch die feine Rußschicht bitter und ungenießbar für das Vieh. Ganze Scharen von Vögeln kamen um. Bienen und andere Insekten verschwanden aus manchen Gebieten vollständig. Aus dem Urwald trieb die Feuersbrunst Bären bis an die menschlichen Siedelungen. Scharen von Elentieren durchschwammen die Flüsse. Auf Zweigen und Baumstämmen trieben massenhaft Eichhörnchen und Hermeline flußabwärts, begleitet von Leichen ihrer Genossen. So rief der Waldbrand auch große tiergeographische Veränderungen hervor. Den Schaden dieses Jahres errechnete man auf 1300 Millionen Mark. — Der Urheber dieser Riesenbrände ist der Mensch. Siedler roden den Wald durch Brand, Jäger treiben Wild zusammen durch Brand, Hirten zünden die Steppengräser an, Reisende verlassen achtlos das lodernde Lagerfeuer, kurz, Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit der Bevölkerung sind die Ursachen dieser sich jährlich wiederholenden größeren und kleineren Waldverwüstungen. Dr. Stange.

Die Anwendung der Ostwaldschen Farbenlehre in der Blumenzucht. Die Nutzanwendung der Mendelschen Vererbungslehre, durch die dem Pflanzenzüchter es jetzt möglich ist, ganz bestimmte Zuchtziele zu erreichen, die vorher meistenteils Zufallsprodukte waren, hat den Formen-, mehr aber noch den Farbenreichtum vieler Pflanzenfamilien so erweitert, daß sich oft kaum der Fachmann, geschweige denn der Laie, der Blumenliebhaber, in diesem Labyrinth der Farben noch zurechtfindet. Ich erinnere nur an die dadurch z. B. bei den Rosen, bei den Dahlien, den Löwenmäulchen und anderen Pflanzen entstandene Vielfältigkeit, bei denen allen durch diese Tatsache früher kaum geahnte Farbennuancen entstanden, die oft fast nicht zu unterscheiden und zu bestimmen sind. Dazu kommt noch, daß viele Züchter glauben, ihren Neuheiten durch recht undefinierbare, oft ganz willkürlich gewählte Farbenangaben, die oftmals allerdings auch auf der Unkenntnis der Farbennennung beruhen, einen großen Nimbus zu verleihen. Bezeichnungen z. B. wie Neurot, Chinesischrosa, Rahmlachsfarben, Gemsengelb, Pfirsichrosa, Hellzinnoberrot, Malmaisonrosa, Lilakarmin und viele andere, noch verdrehtere sind so dehnbar, daß man sich alles mögliche darunter denken kann. Da dieser Wirrwarr auch sehr große geschäftliche Nachteile im Gefolge hatte, haben sich führende Blumenzüchtereien daran gemacht, die Ostwaldsche Farbenlehre zur einheitlichen Farbennennung ihrer Blumen zu benutzen. In ihren Katalogen korrespondiert die Farbenangabe mit einer beigelegten, 728 Farbtöne enthaltenden Farbentafel, welche die bei den Blumen fast alle vorkommenden Farbennuancen enthält. Es ist dadurch jetzt jedermann möglich, Pflanzen mit ganz bestimmten Farbtönen, für die er sich interessiert, zu erhalten, und es bedeutet dies in der heutigen Zeit, in der erfreulicherweise wieder Wert auf Farbenharmonie in Gärten und Wohnräumen gelegt wird, eine sehr große Erleichterung. Besonders aber ist durch diese grundlegende Neuerung jeder in der Lage, bei der Auswahl von Blumensamen die Sorten herauszufinden, die später Blüten in der gewünschten Farbe hervorbringen. B. Voigtländer.

Anmerkung der Schriftleitung. Das von Hans Friedrich, Leipzig, geschaffene Umschlagbild dieser Nummer, ein Mädchen mit Schachfiguren darstellend, symbolisiert die Wahl der Frau zwischen Reichtum und Kraft des Mannes.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Quadrat.

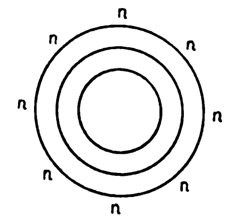


Die Buchstaben:

b e e e e e e e e f g g i i i i l n n s s s s s w

sind so in die leeren Felder der Figur einzuordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Grasfläche, 2 nordischer Dichter, 3 saure Flüssigkeit, 4 Reinigungsmittel, 5 überirdisches Wesen.

Rebus.

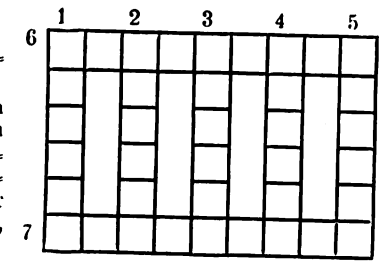


Leiterrätsel.

In rechts stehende Figur richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:

a a a b e e e e h i i i k l l m n n n n o o p p p p r r r r s t t t t u u u

senkrecht: 1 Beduinenmantel, 2 Reformator, 3 Verpflegungsstation, 3 Bezeichnung für Einfuhr, 4 Bezeichnung für Handlung; wagerecht: 6 Ballettänzerin, 7 Bezeichnung für gefleckten Talkstein.

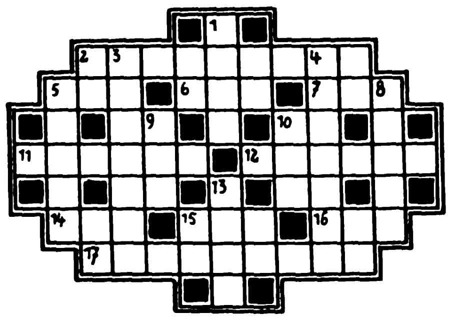


Zahlenrätsel.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Buchstaben, die in der ersten Reihe sowohl wagerecht als auch senkrecht gleichlautend sind, ergeben:

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Oper von Wagner
2 3 1 4 5 6	Fisch
3 8 3 7 5 7 1 3	weiblicher Vorname
4 5 9 3 1	Volksstamm
5 4 3 1 3	inneres Organ
6 3 8 9 3 1 5	holländische Provinz
7 1 9 3 5	Auszeichnung
8 3 6 3 5 9 3	Erzählungsart
9 7 5 5 3 1	Naturerscheinung

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Stadt in Spanien, 5 Zeichen, 6 Heldenromanze von Herder, 7 flüssiger Brennstoff, 11 Titel der spanischen Prinzen, 12 Kürbisart, 14 Erdschicht, 15 geographischer Begriff, 16 Vogel, 17 Darbietung bei Sommernachtsfesten; senkrecht: 1 orientalischer Herrschertitel, 3 Zauberwesen, 4 Farbe einer studentischen Korporation, 5 Zeiteinteilung, 8 deutscher Dichter, 9 Nebenfluß der Donau, 10 türkische Kopfbedeckung, 13 Befestigung.

Versteckrätsel.

Werden jedem der folgenden Wörter vier nebeneinanderstehende Buchstaben entnommen, so ergibt sich durch Zusammenreihung eine bekannte Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans“.

Dufresne — Fragsteller — Weihnachten — Echterdingen — Löwenmähne — Schäferstündchen — Ladendiener — Dirndlkleid — Tafelfichte — Ungeziefer — Nebelschemen.

Einsetzrätsel.

Zwischen die rechts stehenden Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen ein Verkehrsmittel.

Rhein—Tür
Wort—Los
Wand—Werk
Not—Schrank
Feld—Luft
Kunst - Bär
Sand—Schlag
Trug—Fisch

Vielerlei.

Aus mir entspringt oft Leben,
Auch kann ich Nahrung geben;
Ich hab' ein Kleidchen weiß und hold
Und hab' ein Herz wie lauter Gold;
Kannst du es, Leser, nicht gleich finden,
Will ich's dir helfen zu ergründen,
Es liegt im Vater Rhein versteckt,
Auch habe ich's im Reim entdeckt.

Die Verwandten.

Auf einer kleinen Abendgesellschaft wurde eine junge Frau gefragt, wie sie eigentlich mit dem Gastgeber verwandt sei. Sie antwortete: „Meine Großmutter mütterlicherseits ist die Schwiegermutter seines Vaters." — Wie sind beide miteinander verwandt?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4326.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4324.

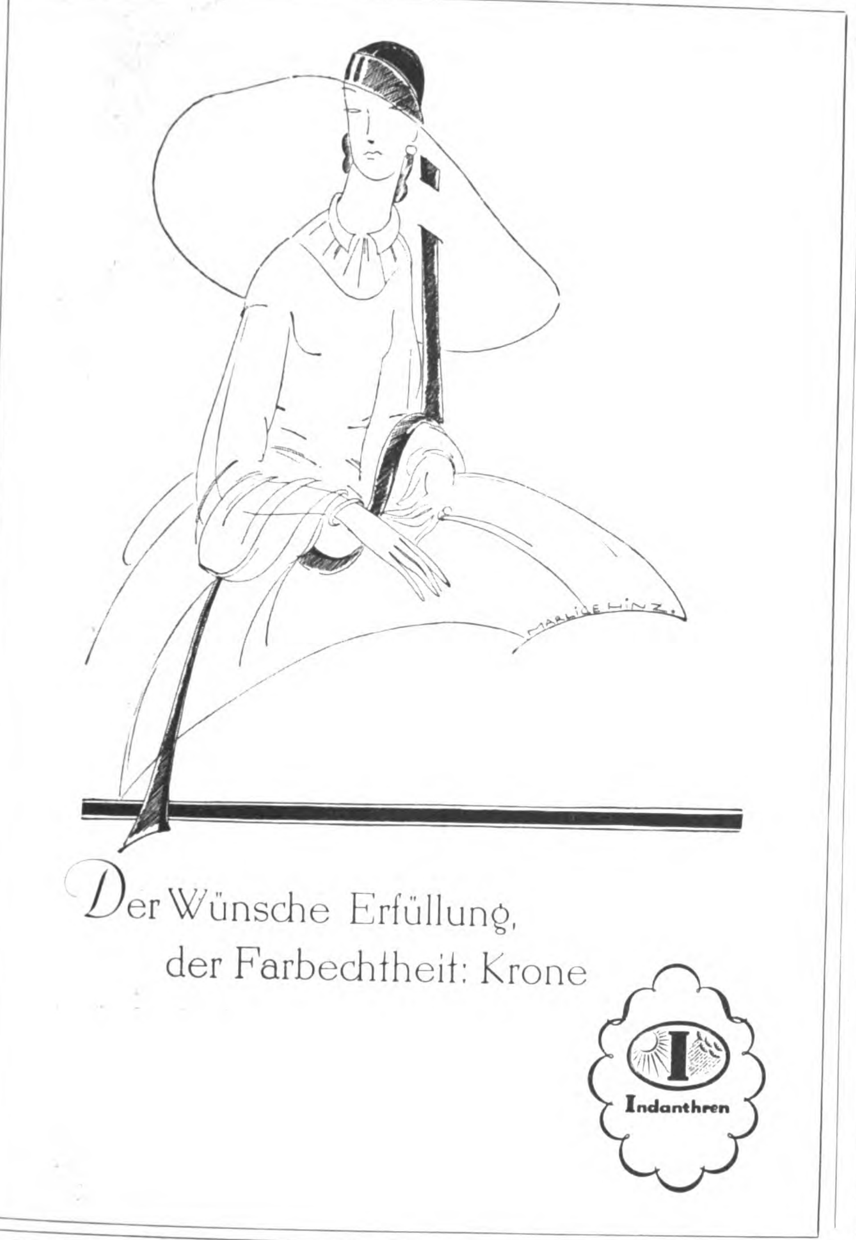
Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Tibet, 4 Pokal, 7 Nagel, 8 Nurmi, 9 Resede, 11 Leiter, 12 Orgel, 14 Wut, 15 Bitte, 17 Turban, 19 Eichel, 22 Tabak, 23 Anden, 24 Runen, 25 Dosse; senkrecht: 1 Tenor, 2 Begas, 3 Toledo, 4 Pinsel, 5 Karat, 6 Leier, 10 Erwin, 11 Lette, 13 Gut, 15 Balkan, 16 Eiland, 17 Tatar, 18 Rubin, 20 Hades, 21 Linde.

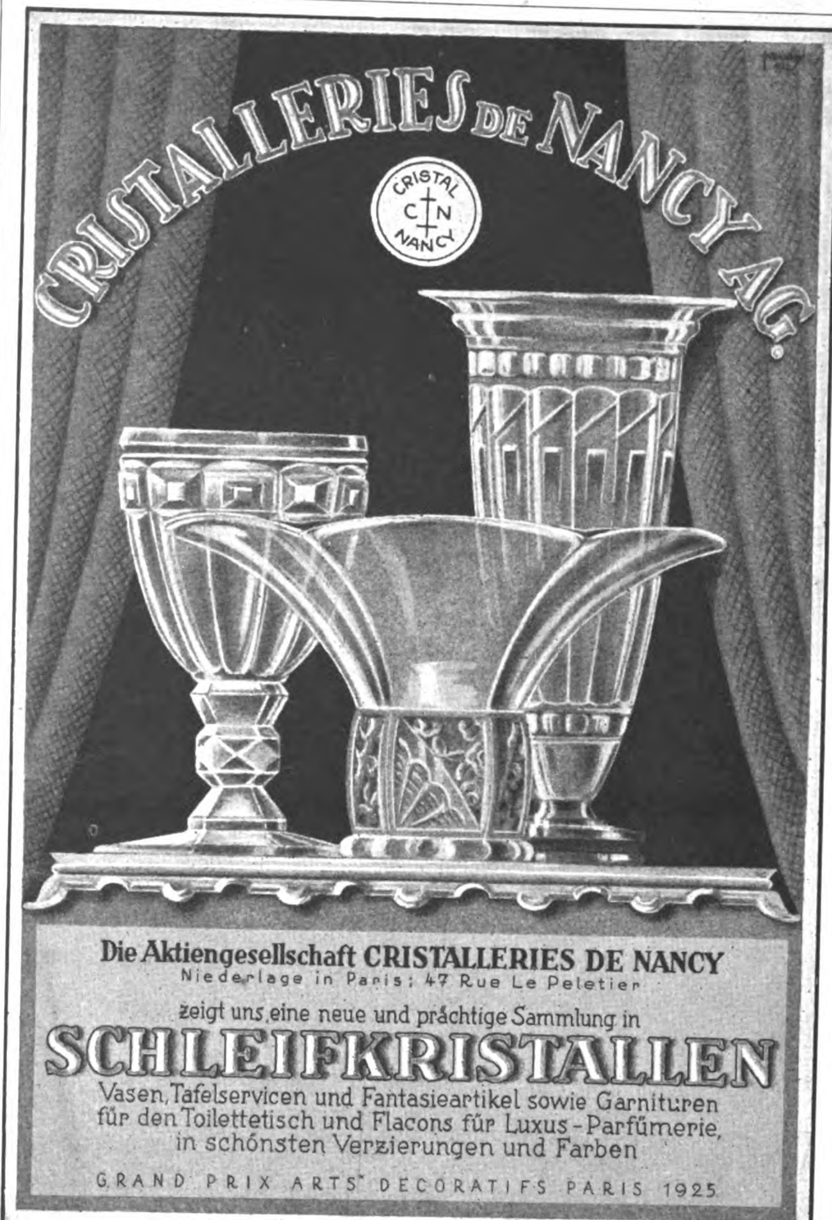
Ersatzrätsel: Verlauf, Koffer, Gericht, Utrecht, Winzer, Scheibe, Körner, Messing. — Lortzing.

Prüfungsaufgabe: Die Reihenfolge der Sätze ist: 11, 7, 2, 10, 1, 3, 9, 8, 6, 4, 12, 5. Gute Lösungszeit: 15 Min., sehr gute: 12 Min.

Kopfrätsel: Kammer — Jammer — Hammer.

Magische Silbenquadrate: I 1 Guano, 2 Aroma, 3 Nomaden; II 1 Osaka, 2 Sahara, 3 Karamel; III 1 Kakao, 2 Kanone, 3 Onega; IV 1 Barkasse, 2 Kasperle, 3 Selene.













200jähriges Kaffee-Jubiläum

feiert jetzt Brasilien. Die Kaffeeländer Mittel- und Südamerikas haben das Erbe des Landes Kaffa angetreten. Im Sommer 1727 brachte der Major Francisco de Mello Palhete 5 Kaffeebäumchen und etwa 1000 reife Beeren nach Para, wo dann die ersten Kaffeepflanzungen entstanden.

Heute, nach 200 Jahren wachsen in Brasilien über 1 Milliarde Kaffeesträucher in endlosen Reihen. In diesen Ländern reift die Kaffeebohne, die durch die Kaffee Hag in Bremen vom schädlichen Coffein befreit wird. Was in den Tropen gut ist, eignet sich noch lange nicht für unsere gemäßigte Zone.

In unserem sonnenarmen Klima ist der Stoffwechsel selten stark genug, um das mit dem edlen Kaffeegetränk von uns aufgenommene schädliche Coffein genügend auszuscheiden, deshalb wird der Kaffee coffeinfrei gemacht. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



Nr 10 An die Kaffee Hag Bremen. Für [illegible] marken senden Sie mir bitte eine Probedose (50 Gramm) [illegible]

Name: .... Straße: ....

Ort und Post: ....

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut [illegible]a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier

Illustrirte Zeitung



Verlag ✱ J. J. Weber ✱ Leipzig

NR. 4326. 170. BAND   A. A.   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   9. FEBRUAR 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4326. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. Februar 1928.

„Es war einmal . . .“

Wo das deutsche Volksmärchen entstand.

Von Willy Norbert.

(„Nachrichtendienst der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung“.)

Im Herzen des deutschen Volkes lebt als kostbarstes Volksgut noch heute überall das alte Volksmärchen — jener wunderliche Rest altgermanischer Mythe und Sage. Am lebendigsten und ursprünglichsten aber dort, wo es einst vor nun hundert Jahren niedergeschrieben wurde: — im Hessenland . . . Da, wo sich in jenem lieblichen Lande die raschen Fluten der Fulda mit denen der Werra zum Weserstrom mischen, dehnt sich viele Meilen weit der Reinhardswald mit seinem „Urwald“. Sein ältester Teil wurde vor vielen Jahren als Naturschutzgebiet erklärt. Im Gedächtnis der Bewohner dieses Gebietes, Nachkommen der Katten, war nun von Geschlecht zu Geschlecht die Kunde alter Mär und alten Glaubenkults fortgeerbt, und so fanden die den Spuren altdeutscher Vergangenheit rastlos nachforschenden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm hier versteckt diese Kunde vor. Eine Bäuerin aus dem Dörfchen Niederzwehren bei Kassel hat dem Brüderpaar viele jener reizenden Märchen und Mythen erzählt, die heute als die „Grimmschen Volksmärchen“ längst über die ganze Welt gewandert und in aller Munde sind. In allen Kultursprachen kennt man sie. — „Es war einmal . . .“ — Nur drei kleine Worte — wie ein Zauberspruch sind sie . . . Ihr Bann ist es denn auch, der jeden umstrickt, wenn er diesen „Deutschen Urwald“, den Hort des Volksmärchens der Deutschen, betritt. Die himmelhohen Stämme seiner vielhundertjährigen Eichen sind wie die feierlichen Säulen eines unendlichen Domes, hinter denen es eindringlich zu flüstern scheint: „es war einmal . . .“ Hier führte der kleine Däumling die ängstlichen Geschwister, hier barg sich Schneewittchen, hier lauerte der Wolf dem Rotkäppchen auf. Dort oben auf der alten Burg, der „Sababurg“, deren verwitterte Trümmer von Efeu umsponnen sind, um die sich wildes Gestrüpp dorniger Ranken zieht — schlief einst hinter dichter Stachelhecke Dornröschen. Im Turmgemach aber, dessen zerstörte Haube durch die Wipfel der alten knorrigen Eichen blickt, hauste in alten Zeiten Ritter Blaubart. Vom Söller, von dem einst der Schleier der Verfolgten die Retter herbeigewinkt, sieht man hinab auf das rauschende Meer der Wipfel des weiten Reinhardswaldes, das bis an den fernen Horizont in dichter Fülle brandet, während vor der Burg sich das freundliche Hessenland dehnt, durchsetzt vom Dächerrot alter Dörfer und den glitzernden Schnüren eilender Bergbäche. Längst hat der unersättliche Wald Besitz genommen von der alten Burg. Im Bankettsaal Ritter Blaubarts stehen sieghaft und wurzelfest seine Mannen, von Mauern, Erkern und Zinnen wehen triumphierend seine grünen Fahnen — eine Stätte wilder, echtester Märchenromantik. Ein alter Förster mit den Seinen ist heute ihr einziger Bewohner. In unserer Zeit, in der die alte Erde zu eng zu werden droht, da selbst Meer und Ödland herhalten müssen, den Platzmangel zu decken, hat diese feierliche, makellose Hochwaldsweite etwas geradezu Unwahrscheinliches. Der einsame Wanderer schreitet in ihr wie im Zauberwald. Weit und breit kein Haus, kein Mensch. Die Tiere des

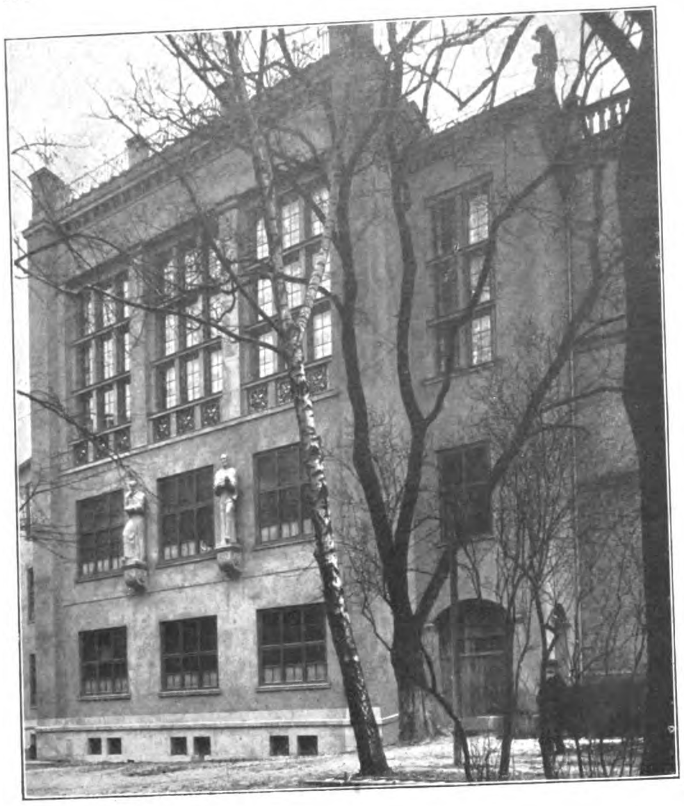
Waldes scheinen die einzigen Bewohner. Die Stille des Hochgebirges und das Rauschen des Meeres sind hier vereint. Zwischen den verwitterten Stämmen uralter Eichen, die in der Patina grünlichen Mooses schimmern, wächst ein zweiter Wald: ein märchenhaftes Gebilde mächtiger Farne, die dicht gedrängt ein schützendes Dach halten über das vielgestaltige Kleinleben des Waldbodens, und über denen es weithin silbern glitzert von den unzähligen Netzen emsiger Spinnen — den Elfenschleiern des Märchens, in die heimlich der Tau der Nacht seine Perlen und Diamanten gelegt. Zwischen zwei Stämmen taucht plötzlich ein schmaler Kopf auf schlankem Halse und mit mächtigem Gehörn über den Farnen auf, äugt furchtlos aus großen dunklen Augen herüber, setzt nach ein paar nachdenklichen Sekunden langsam seinen einsamen Weg fort. Die kurze Begegnung ließ das Herz einen Pulsschlag lang stocken — es war, als ob wir Böcklins seltsamen Einhorn, dem „Schweigen im Walde" begegnet waren und hätten ihm ergriffen ins Rätselauge geschaut ... Die Schaffung dieses weiten deutschen Urwaldes im Reinhardswalde ist eine Tat tiefster Heimatliebe. Alles Leben des Waldes und seiner Bewohner ist hier heilig. Aber auch sein Sterben. Er kennt nicht den Blitz der Axt. In tiefer, von eifrigstem Leben überwucherter Wildnis liegen Riesen von Eichen und Buchen, im Todesschlaf umschlungen von den weichen Armen üppiger Schlingpflanzen. Sie liegen, wohin sie selbst fielen, als sie des vielhundertjährigen Rauschens und Blühens müde geworden. Nichts kann wohl tiefer die Liebe zu unserem Lande gestalten als solche schweigende Größe alten deutschen Hochwaldes, nichts spricht eindringlicher als das feierliche Rauschen seiner mächtigen Kronen. Wenn die Sonne sinkt, erwacht der am Tage traumbefangene Urwald zu geheimnisvollem, geschäftigem Leben. Er ist ja ein sicherer Hort aller Tiere des Waldes, in dem anderswo längst vertriebenes Wild haust in seinen finsteren Gründen und nistet in seinen lichten Kronen. Eine bequeme Fahrstraße durchzieht verschlungen den ganzen Reinhardswald, zu dem man am leichtesten von Kassel aus gelangt, von wo der Weg über die alten in malerischem Fachwerk erbauten Orte Ihringshausen, Simmershausen und Holzhausen zu ihm führt. Auch dem reizenden Fulda-Ufer folgend kann man ihn erreichen. Der Reinhardswald und die Grimmschen Volksmärchen gehören untrennbar zueinander. Und untrennbar von seinem Besuch ist der vom Grimmhause zu Kassel, an dessen schmaler, altmodischer Front eine bronzene Tafel mit dem Bildnis der „Märchenfrau" — der Bäuerin aus Niederzwehren — meldet, daß hier die Brüder Grimm die deutschen Volksmärchen einst niedergeschrieben vor hundert Jahren. Das Grimmhaus liegt an der Marktgasse der Altstadt Kassels, mitten in jenem bunten wunderlichen Wirrwarr alter, hochgiebliger Häuschen, einer wahren Spitzweg-Idylle, die ein freundliches Geschick der Stadt bewahrte. Auch ein „Grimmzimmer" in der Landesbibliothek ist erhalten, mit Schreibtisch, Bildern und anderen Erinnerungen der unvergeßlichen Brüder gefüllt. Häubchen und Stahlbrille der „Märchenfrau" liegen auf der Mappe, die einst den kostbaren Volksschatz der Märchen zuerst geborgen, jene Blätter, die siegreich in alle Welt geflattert, sie sich erobert mit ihren magischen drei kleinen Worten: „Es war einmal ..."

Illustrirte Zeitung



DER MALER AUF DER HOCHZEITSREISE

ZEICHNUNG VON HERMANN SCHLITTGEN





Von der Weihe des Universitäts-Erweiterungsbaues in Königsberg i. Pr. am 31. Januar: Der Festakt im neuen „Auditorium maximum" anläßlich der Übergabe des Neubaues durch den preußischen Kultusminister Dr. Becker an den Rektor der Universität. Nebenstehend: Die Hauptfront (Südseite) des Universitäts-Erweiterungsbaues. Die zwei Statuen eines vortragenden (rechts) und eines forschenden Gelehrten, eine Stiftung des Preußischen Staates, wurden von Prof. Hermann Brachert geschaffen. (Phot. A. Kühlewindt.)



Vom Karlsfest in Aachen am 28. Januar, einer zum erstenmal nach dem Krieg wiederaufgenommenen Erinnerungsfeier an Karl den Großen, den Gründer der Stadt und Benutzer ihrer heißen Quellen: Die Versammlung vor dem alten Rathaus.





Notstandskundgebungen der von Hochwasserschäden heimgesuchten schleswig-holsteinischen Landwirtschaft: Die Versammlung der durch das Hochwasser geschädigten Landwirte in Schleswig am 28. Januar. — Nebenstehend: Nach dem Einzug des neuen Oberhaupts der katholischen Kirche von Ungarn in Esztergom (Gran), den Sitz des ungarischen Fürstprimas: Kardinal-Fürstprimas Justinian Seredy verläßt nach Zelebrierung der ersten Messe den Dom.

ÜBERSPANNTER LUXUS

EINE REVUE DER VERSCHWENDUNG / VON Dr. GEORG BRÜNDL

Würde man die Moral einer Zeitepoche nach dem Luxus und nach dem Mißbrauch bemessen, den die Besitzer großer Einzelvermögen oft mit ihrem Reichtum getrieben haben, wahrlich, eine solche Bilanz würde weder in alter noch in neuer Zeit zugunsten der Menschheit ausfallen, da sie beweist, zu welchen Tollheiten sich der Mensch im Rausche seines Glücks und im Vollgefühl seiner Macht hinreißen läßt. Es soll nicht verkannt werden, daß in neuester Zeit, seit etwa 50 Jahren und besonders seit dem Weltkriege, das Verantwortungsgefühl der Reichen gegenüber dem Wohl des Volksganzen ganz bedeutend gewachsen ist, wie aus der zunehmenden Förderung aller karitativen Einrichtungen sowohl in der Alten als auch in der Neuen Welt hervorgeht, wobei hier nur an die allein schon 157 Millionen Dollar betragende Carnegie-Stiftung erinnert sei.

Der Rausch und Allmachtswahnsinn, von dem die Nabobs früherer Zeiten so häufig ergriffen wurden, war besonders symptomatisch bei den römischen Kaisern. Der Luxus eines Kaligula und Nero, die damit den unermeßlichen Abstand des Weltherrschers von seinen Untertanen zeigen wollten, vergeudete oft für eine einzige Tafel Millionen von Sesterzen oder den Tribut einer ganzen Provinz an einem einzigen Abend und verschwendete durch phantastische Prunkschöpfungen, wie goldene Paläste und Luxusschiffe, unermeßliche Summen. Hierzu stand die Verschwendung anderer reicher Römer, die die Provinzen aussaugten, im entsprechenden Verhältnis. Es wurde im alten Rom allmählich zur Mode, sich in Verschwendung auszuzeichnen und in den Kreisen der Genußkünstler von sich reden zu machen. Um sich unter seinesgleichen einen Namen zu machen, genügte es nicht, üppig zu leben, man mußte dies vielmehr in auffallender Weise tun. Dadurch kam es, daß man für Leckerbissen oft phantastische Preise zahlte, die in Wirklichkeit reine Eitelkeitspreise waren, da der innere Wert der betreffenden Speisen zu den Preisen in keinem Verhältnis stand. So erkaufte sich nach den Aufzeichnungen L. Friedländers ein gewisser P. Octavius mit der Summe von 5000 Sesterzen (1087 Mk.) für ein 4½ Pfd. schweres Exemplar einer Seebarbe den Ruhm, einen Fisch erstanden zu haben, der nicht nur dem Kaiser Tiberius, sondern auch seinem Rivalen Apicius zu teuer gewesen wäre. Von diesem Gavius Apicius, der ein unter Augustus und Tiberius angesammeltes ungeheures Vermögen von 100 Millionen Sesterzen verpraßte, berichtet Plinius, daß er Selbstmord beging, als er eines Tages bei der Überprüfung seines Reichtums fand, daß dieser auf 10 Millionen Sesterzen herabgesunken war. Er hielt es nicht für möglich, mit einer „so geringen Summe“ weiterzuleben.

Elagabal suchte sich nach Sueton dadurch hervorzutun, daß er bei seinen Gastmählern Geschenke von sehr gegensätzlichem Werte unter die Gäste verlosen ließ. So gewann man bei seinen Festen zehn Kamele oder zehn Fliegen, zehn Strauß- oder zehn Hühnereier, goldene und silberne Statuetten oder Sklaven, eine Tänzerin oder einen Narren, einen Riesen oder einen Zwerg, einen Stenographen oder einen Kuchenbäcker, einen Scharlachmantel oder einen Papagei. Bei einem Gastmahl, das L. Verus für 6 Millionen Sesterzen (1305000 Mark) gab, konnte man ebenfalls schöne Sklaven, goldene oder silberne Gefäße, ja, sogar silberbeschlagene Wagen mit den dazugehörigen Maultieren und Treibern als Geschenk bekommen.

Besonders bezeichnend für den Luxus und die Denkweise jener Zeit ist das Gastmahl des Trimalchio, dessen Schilderung uns der berühmte, leider nur fragmentarisch erhaltene Petronius-Roman überliefert hat. Trimalchio hatte sich aus der untersten Volksschicht emporgearbeitet. Er war Sklave und wurde dann freigelassen. Mit klugem Geschäftssinn begabt, hatte er waghalsig drauflos spekuliert. Zunächst hatte er Pech und verlor alles, dann schlug das Glück um, und er wurde plötzlich unermeßlich reich. Nun saß er in einem Palast zwischen endlosen Landgütern, Plantagen und Wäldern. Sein Besitz war so riesig, daß sein Gedächtnis die vielen Namen längst nicht mehr fassen konnte. Wir treffen ihn in dem Petronius-Roman nach Rudolf Delius beim Ballspiel, natürlich in Purpur. Langhaarige Knaben stehen bereit, an deren Locken sich die Finger so schön trocknen lassen. Er wird dann nach Hause getragen. Aber das ist langweilig, darum muß ein Flötenbläser neben der Sänfte einherlaufen und ihn immerfort durch eine leise Melodie erheitern. Das Essen beginnt. Trimalchio erscheint vorläufig nicht. Dann läßt er sich hineintragen, wieder mit Musikbegleitung, und auf unzählige Kissen setzen, die mit kostbarer Purpurwolle gestopft sind. Nun fangen allerhand Tafelscherze an: Ein Esel aus Erz mit Olivensäcken auf dem Rücken bringt das Vorgericht; auf Pfaueneiern brütet eine hölzerne Henne; ein Hase mit Flügeln erscheint, damit er dem Pegasus ähnlicher sehe; Faune gießen Saucen aus Schläuchen; dann kommt ein ganzes Schwein, das den Freigelassenenhut auf dem Kopfe trägt, ein Kalb mit Soldatenhelm; der Vorleger, als Ajax verkleidet, haut wie rasend die Stücke herunter. Zwischenhinein hält Trimalchio salbungsvolle Reden, und um die Gäste an die Vergänglichkeit des Irdischen zu erinnern, läßt er ein kleines, silbernes Gerippe bringen. Doch bald ist die Melancholie durch Wein und Ulk wieder verscheucht. Er läßt alle Sklaven an seinen Tisch kommen und verkündet ihnen in seinem Testament die Freiheit. Zuletzt läßt er seinen Leichenzug aufführen, um schon zu Lebzeiten die Trauer seiner Mitmenschen um seinen Tod zu sehen.

Zu den Mitteln, sich unter Lebenskünstlern einen Namen zu machen, gehörte auch die mutwillige Vernichtung wertvoller Dinge. So verspeiste man bei den Gastmählern des alten Roms oft die wertvollsten Singvögel, abgerichtete und sprechende Vögel. Ganz besonders beliebt war das Schlürfen in Wein aufgelöster Perlen. Ein Sohn des Schauspielers Äsop pflegte nach Strabo jedem seiner Gäste eine solche in Falerner Wein aufgelöste Perle vorzusetzen und schlürfte selbst eine solche, um so eine Million auf einmal hinunterzuschlucken.

Wenn auch dieser Luxus im alten Rom den der berüchtigtsten Verschwender aller späteren Zeiten weit zurückläßt, so herrschte an den absolutistischen Fürstenhöfen Europas im Mittelalter und in neuer Zeit eine Üppigkeit und Schwelgerei, die für die betreffenden Länder, aus denen die Gelder hierfür erpreßt wurden, vielleicht noch größere Opfer bedeuteten als einst für die römischen Provinzen, deren Steuerkraft ungleich größer war. So hat August der Starke allein für eine einzige Oper 80000 Taler, für das Lustlager in Mühlberg 5 Millionen Taler verausgabt. Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Stifter der Karlsschule, ließ Feste von unerhörter Pracht und Verschwendung veranstalten, wobei die kostbarsten Geschenke unter die Gäste verlost wurden; für die Menge sprang eine Wein-Fontäne. Er gab Feuerwerk, die eine halbe Tonne Goldes kosteten, ließ Seen auf Bergen graben und veranstaltete Schlittenfahrten, wozu der Schnee meilenweit herbeigeschaft werden mußte. Ebenso machte der Luxus des durch den Halsbandprozeß bekannten Kardinals Rohen von sich reden, von dem die Äußerung berichtet wird, er begreife nicht, wie man mit weniger als 1½ Millionen Livre als Einkommen leben könne. Auch viele Beispiele mutwilliger Zerstörung werden von Großen des Mittelalters, die darin einen Ruhm suchten, überliefert. Bei einer 1174 von Heinrich II. von England nach Beaucaire berufenen Versammlung, bei der eine große Menge von Rittern und Edelleuten zusammenkam, ließ Bertram Rambaut ein Stück Land pflügen und 30000 Sol in Pfennigen aussäen. Wilhelm von Martell, der 300 Ritter im Gefolge hatte, ließ alle Speisen in seiner Küche an Wachsfackeln bereiten. Raimund von Venous ließ 30 Pferde herbeiführen und lebendig verbrennen. Als Joachim I. von Brandenburg im Jahre 1500 nach Frankfurt kam, um die Huldigung der Stadt entgegenzunehmen, schritt ein Herr von Belkow in Samtstiefeln, die mit Perlen geschmückt waren, zur Seite seines Pferdes mitten durch den Kot. Dieser Adelige pflegte mit seinen Brüdern auf den Töpfermarkt zu reiten, ließ von den Hufen der Pferde sämtliches Geschirr zertrümmern und zahlte den doppelten Preis dafür. Dann führten sie die Pferde in den Ratskeller und wuschen sie mit Malvasier. Vom Prinzen von Conti, der im 18. Jahrhundert lebte, wird erzählt, daß er die Tintenschrift eines Billetts mit dem Staube echter Diamanten bestreute, während die Tochter des Bankiers Tepper in Warschau um 1790 ihren Kaffee auf einem Feuer von kostbarem Sandelholz bereiten ließ.

Auch im Kalifenreich des frühen Mittelalters gab es Nabobs, die eine an 1001 Nacht erinnernde Pracht und Luxus entfalteten. Harun al-Raschid speiste im Sommer in einem durch Schnee gekühlten Raum, im Winter in einem Gewächshaus, dessen Wärme durch Kohlen von wohlriechendem Holz unterhalten wurde. Beim Beschneidungsfest des Sohnes des Kalifen Mutawakkil war der Boden mit Teppichen aus Goldstoffen belegt, die mit Edelsteinen verziert waren. Vor den Gästen wurden Haufen von Gold- und Silberstücken ausgeschüttet, mit denen sie nach Belieben ihre Taschen füllen konnten, zum Schluß erhielt jeder Gast ein kostbares Ehrenkleid.









Die Landwirtschaft stellt sich der Großstadt vor: Momentbilder aus der am 28. Januar eröffneten großen Landwirtschaftsschau „Grüne Woche“ in Berlin.
Für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Martin Frost.

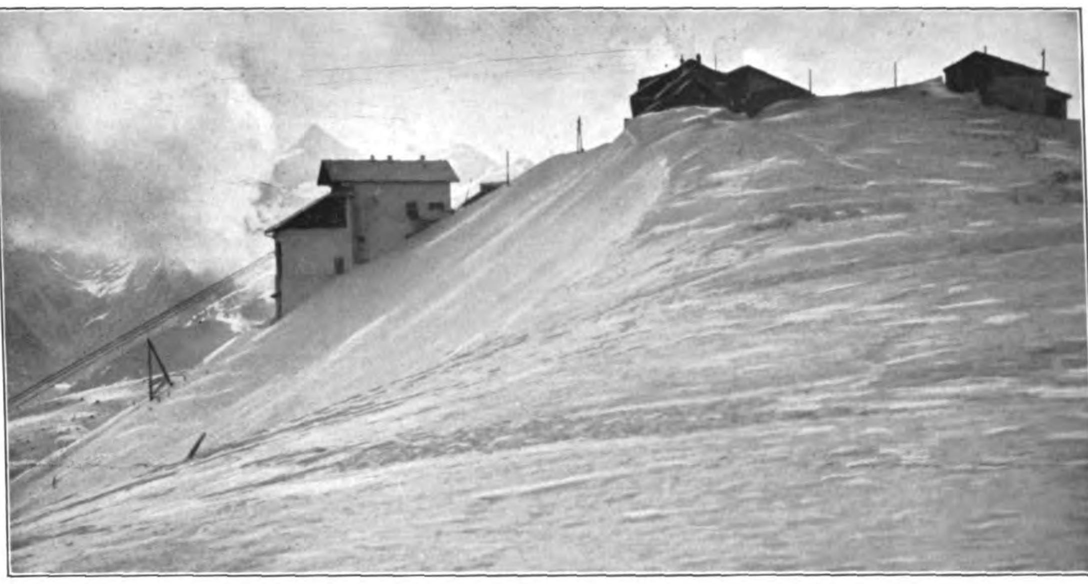




Links: Zum 200jährigen Jubiläum der Magdalenenkapelle in Nymphenburg bei München: Die Kapelle im Nymphenburger Schloßpark. Unter Kurfürst Max Emanuels Regierung wurde im Jahre 1725 der Bau nach den Plänen des Hofbaumeisters Joseph Effner begonnen und unter Kurfürst Karl Albrecht beendet; die Einweihung erfolgte am 4. April 1728. — **Rechts:** Eine wiedererstandene Burg am Rhein: Die von ihrem neuen Besitzer, einem Kölner Großkaufmann, wiederaufgebaute und neu hergerichtete Burg Leyen bei Linz a. Rh., die fast 500 Jahre in Trümmern lag und nun kürzlich karitativen Zwecken geweiht wurde.



Dr.-Ing. e. h. Gerhard Korte, einer der Pioniere der deutschen Kali-Industrie, 1. Vorsitzender im Präsidium des Deutschen Kali-Syndikats und Vorsitzender des Burbachkonzerns in Magdeburg, wurde am 28. Januar 70 Jahre alt.



Zu der am 29. Januar erfolgten Eröffnung der Seilschwebebahn von Zell am See nach Schmittenhöhe (Salzburger Alpen): Die Endstation auf der Schmittenhöhe (2000 m). Im Hintergrund das Kitzsteinhorn. (Phot. Carl Jurischek.)



Prof. Dr. Johannes Fibiger, der berühmte dänische Krebsforscher, Professor für pathologische Anatomie an der Universität Kopenhagen, Medizin-Nobelpreisträger des vorigen Jahres, † am 30. Januar im Alter von 60 Jahren.



Vicente Blasco Ibañez, namhafter spanischer Schriftsteller, Verfasser zahlreicher Romane, von denen einige auch ins Deutsche übersetzt wurden, † am 28. Januar, 60 Jahre alt, in Mentone (französische Riviera), wo er in der Verbannung lebte.



Carl Bleibtreu der Sohn des Berliner Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, bekannte literarische Persönlichkeit, theoretischer Mitbegründer des deutschen Naturalismus, † am 28. Januar auf seinem Wohnsitz in Locarno im 70. Lebensjahre.

Tagesgeschichte.

Der Erweiterungsbau der Universität in Königsberg i. Pr. wurde am 31. Januar eingeweiht. Regierungs- und Baurat Liebenthal, der den Universitätsanbau entworfen und geleitet hat, übergab den Schlüssel dem preußischen Kultusminister Dr. Becker, der ihn dann dem Rektor der Universität, Professor Dr. Kaiserling, überreichte. Es folgte ein Festaktus in dem neuen Auditorium maximum der Universität. Am Tage vorher waren eine neue medizinische Poliklinik und ein neues Heim des im Krieg durch den damaligen Oberpräsidenten v. Batocki gegründeten Instituts für Ostdeutsche Wirtschaft der Benutzung übergeben worden. — Der Universitätsanbau erweitert das 1861 eröffnete Kollegienhaus am Paradeplatz um das Doppelte; er ist in glücklicher Lösung dem in klassischen Formen gehaltenen Backsteinbau des alten Gebäudes durch eine Säulenhalle angefügt. Der Neubau enthält neben Seminarräumen zahlreiche große Auditorien.

In Berlin wurde am 28. Januar die „Grüne Woche", die große, alle Zweige umfassende Schau der deutschen Landwirtschaft, in den Hallen am Kaiserdamm eröffnet. Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Schiele, der Protektor der Ausstellung, sprach über die schwierige Lage und die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Landwirtschaft; dann berichtete der preußische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger über Aufbau und Ziele der Ausstellung.

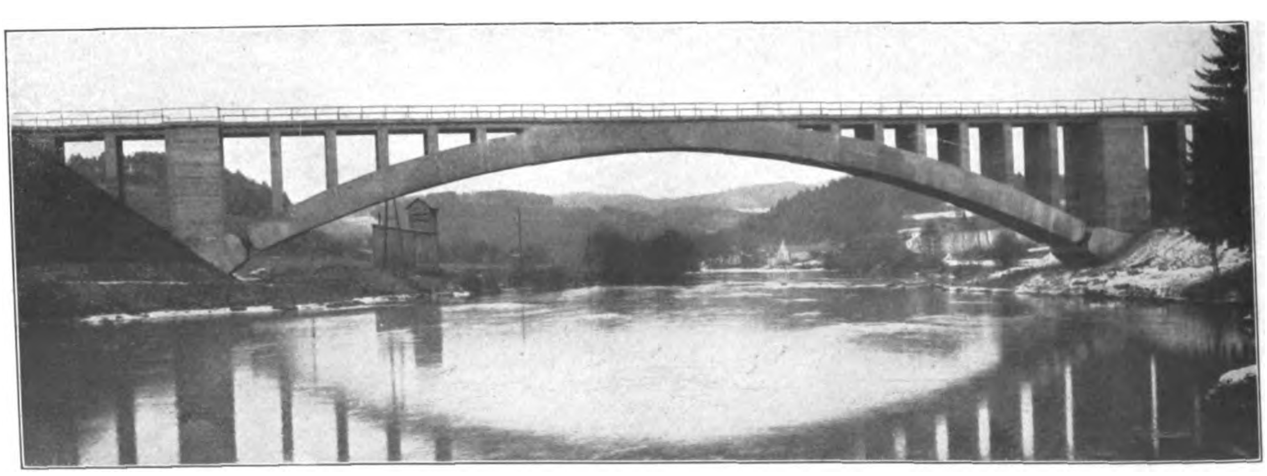
Die Staaten ganz Amerikas sandten ihre Vertreter nach Havanna auf Kuba zu einer panamerikanischen Konferenz. Wirtschaftliche, verkehrstechnische und staatsrechtliche Fragen, die die Interessen sämtlicher Länder der Neuen Welt berühren, kamen dabei zur Sprache. Aus den Verhandlungen ging aber hervor, daß einem den angelsächsischen Norden und den lateinischen Süden umfassenden Bund vorläufig noch schwer überwindbare Hindernisse im Wege stehen.

Bühnenschau.

Wolfgang Goetz, dessen erfolgreiches Erstlingswerk „Neidhardt v. Gneisenau" vor zwei Jahren im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart aus der Taufe gehoben wurde, hatte auch sein neues Drama „Robert Emmet" derselben Bühne zur Uraufführung anvertraut. Wieder hat er für sein Stück historisches Geschehen zum Vorwurf gewählt: Er gestaltet hier den irischen Aufstand von 1803. Die durch die Kriegserklärung Frankreichs an England begünstigte Freiheitsbewegung mißlingt schon in ihren Anfängen; Emmet kehrt vorzeitig nach Dublin zu seiner Braut zurück; hier wird er von seinen Feinden gefaßt und zu sicherem Opfertod ins Gefängnis gebracht. Den Freiheitshelden hat der Konflikt zwischen patriotischer Pflicht und persönlicher Liebe gebrochen. Die vom Autor lebendig geformten Menschen und Schicksale fanden in der Aufführung eine Darstellung, die Wolfgang Goetz ein beifallfreudiges Publikum bescherte. Auch die Berliner Erstaufführung am 3. Februar war ein großer Erfolg.

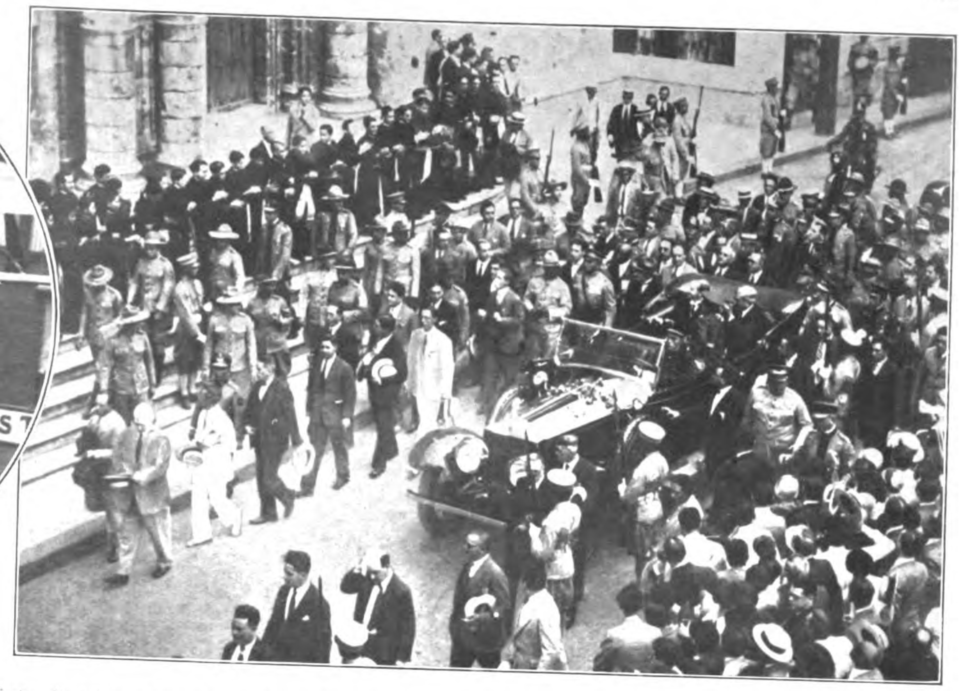
Im Leipziger Alten Theater kam Hans Rothe mit einer trefflichen Komödie, „Der brennende Stall", heraus, die sich mit dem recht zeitgemäßen Eheproblem beschäftigt. Die Ehe wird mit einem brennenden Stall verglichen, in den die Bewohner immer wieder blindlings hineinrennen, obwohl sie ihn brennen sehen. Alle Schuld an diesem Ehe-Elend wird in dem Stück — wohl etwas einseitig! — dem Manne zugeschoben.

In Berlin und in Düsseldorf gab man „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk" von (dem verstorbenen) Jaroslaw Hašek, für die Bühne bearbeitet von Max Brod und Hans Reimann. Die locker aufgereihte Szenenfolge gab eine flotte dramatische Illustration zu den Anekdoten des Hašekschen Romans, der sich über die Schattenseiten des österreichischen Militärs im Krieg lustig macht.



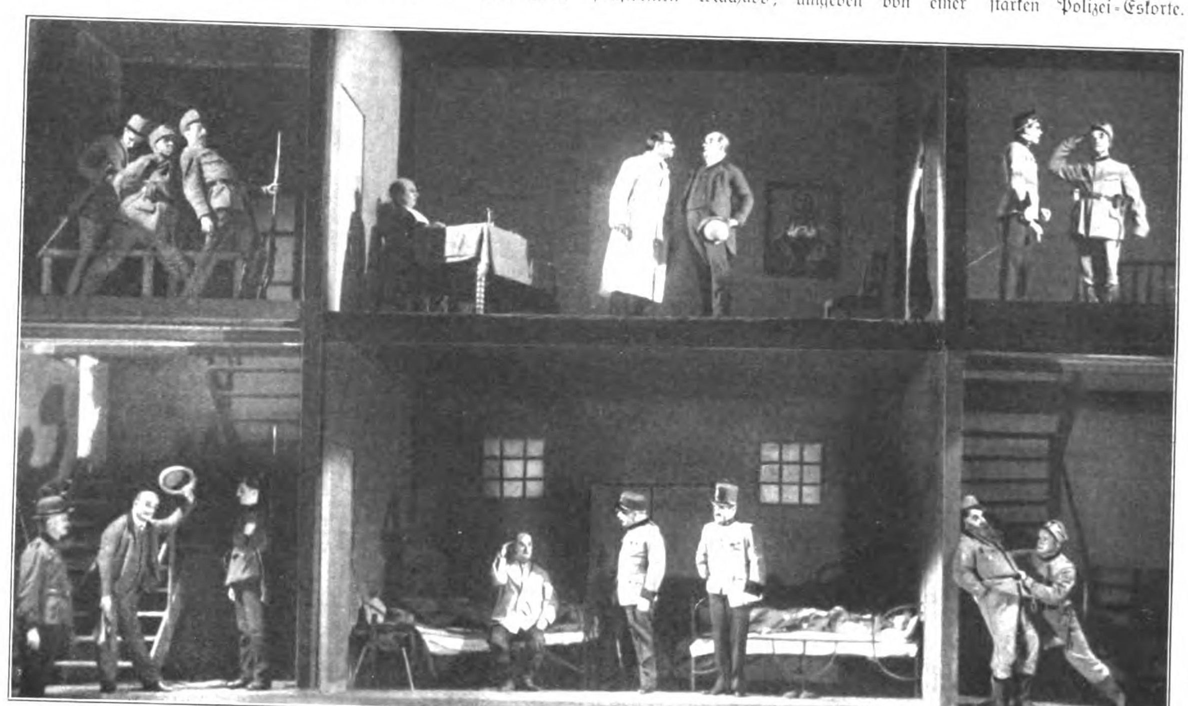
Deutschlands größte Eisenbahnbetonbrücke, ein Musterbeispiel für einen Brückenbau, der sich dem Landschaftsbild glücklich anpaßt: Die neue Betonbogenbrücke (Spannweite 70 m) über den Regen bei Blaibach im Bayerischen Wald, deren Einweihung bevorsteht.





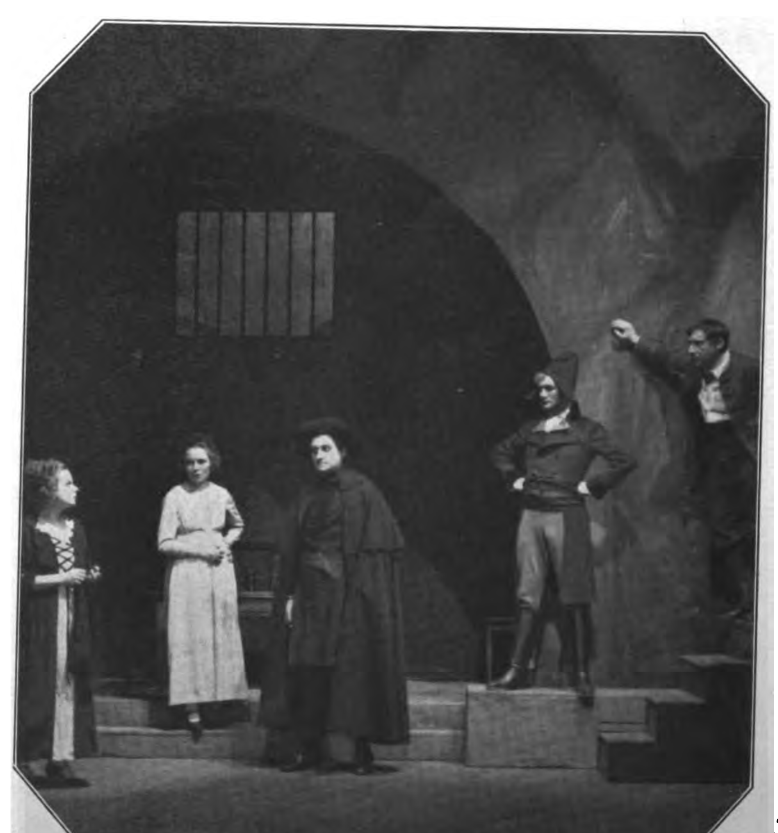
Links: Ein fliegendes Pferd: Verladen eines Zirkuspferdes auf dem Flugplatz Le Bourget in Paris zur Beförderung nach London am 30. Januar. Damit ist zum erstenmal in der Geschichte der Aviatik ein Pferd als Flugzeugpassagier aufgetreten. — **Rechts:** Vom Panamerikanischen Kongreß in Havanna auf Kuba: Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Coolidge, auf der Fahrt zum Regierungspalast am 16. Januar in Begleitung des kubanischen Präsidenten Machado, umgeben von einer starken Polizei-Eskorte.





Links: Wer kann am besten tanzen? — Das neue Meisterpaar von Europa, Herbert Jenull und Gerti Hepprich (Österreich), das sich den Titel auf dem Internationalen Tanzturnier um die Meisterschaft von Europa, veranstaltet am 21. Januar vom Gelb-Schwarz-Casino in München, erwerben konnte. (Phot. E. Wasow.) — **Rechts:** Von der im Städtischen Theater zu Düsseldorf am 25. Januar erfolgten Erstaufführung des Schauspiels „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ von Max Brod und Hans Reimann nach Jaroslaw Haseks Roman: Sechs Situationen aus dem Leben des „braven“ Schwejk. In der Titelrolle Ernst Legal. (Phot. Hehmke-Winterer.)

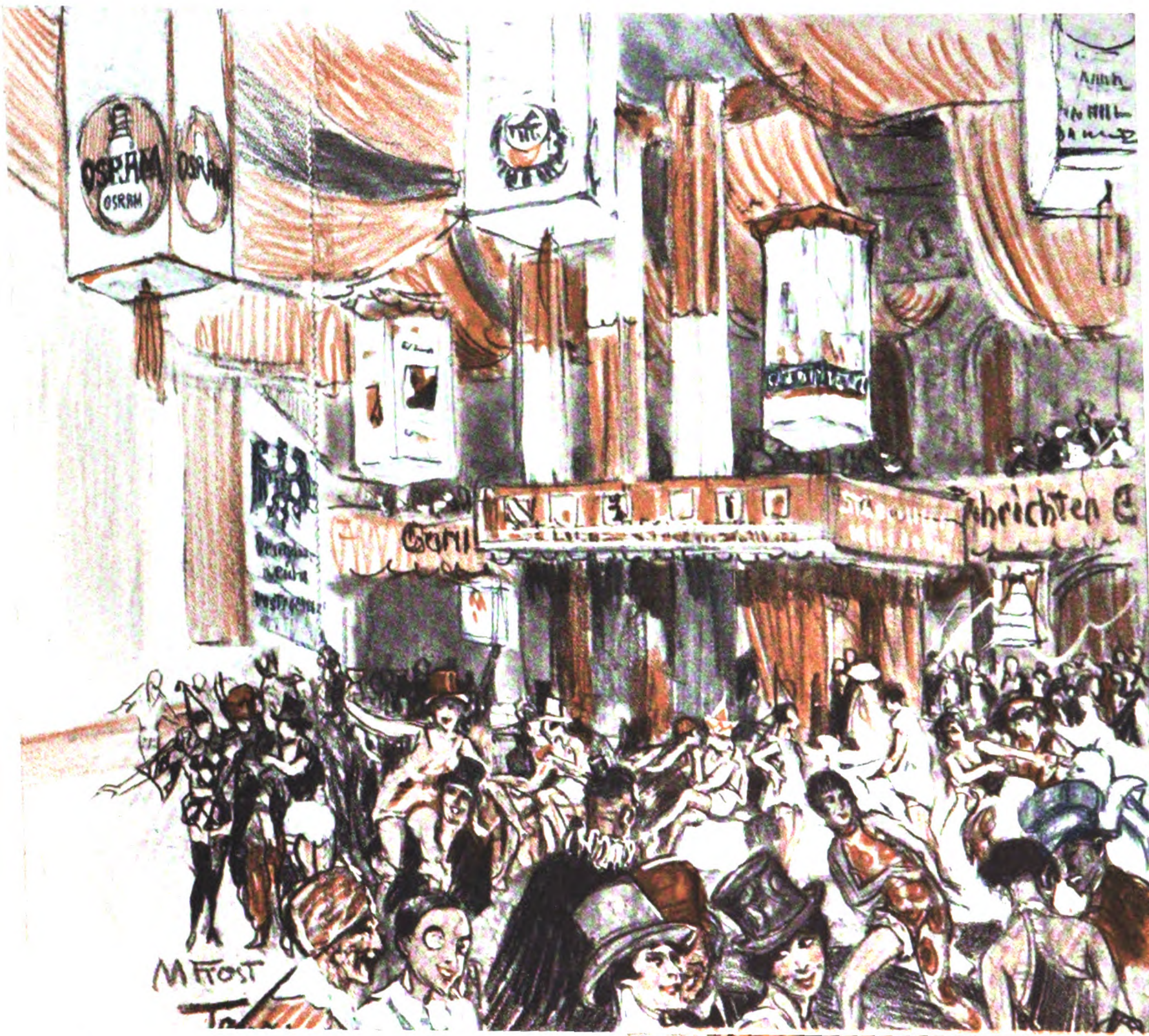




Links: Eine Anklage gegen das „starke“ Geschlecht: Szene aus der Komödie „Der brennende Stall“ von Hans Rothe, die am Alten Theater in Leipzig am 28. Januar zur Uraufführung gelangte. Von links nach rechts: W. Walter als Friseur; E. Siedel als Kaufmann Köpisch; G. Böhmert als Friseurgehilfe; Mirjam Lehmann-Haupt als Anna; A. Niklas als Friseurgehilfe; Grete Doerpelkus als Annas unkompliziertere Schwester Liska. (Phot. S. Genthe.) — **Rechts:** Ein Drama aus der irischen Freiheitsbewegung: Szenenbild aus dem III. Akt von „Robert Emmet“ von Wolfgang Goetz, uraufgeführt am 28. Januar im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart. Von links nach rechts: Maria Czamska als Sara, Emmets Braut; Mila Kopp als Anne, Emmets Verehrerin; Dittrich als O'Connal; Donath als Malachy; Köstlin als Dowdall.

Faschingszeit in Berlin: „Im Reiche der Reklame“

Vom Wohltätigkeitskostümfest des Vereins Deutscher Reklamefachleute und des Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker



BLICK IN DEN MIT RIESIGEN REKLAMELATERNEN AUSGESCHMÜCKTEN SAAL WÄHREND EINER TANZPAUSE

FARBIGE ZEICHNUNGEN FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG“ VON MARTIN FROST



IN DER BRANDUNG DES TANZES



IN DER LOGE: ABSEITS VOM TRUBEL

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(6. Fortsetzung.)

Olga ruft herüber, dann beginnt sie im tiefen Wasser zu schwimmen. Geradeswegs ins offene Meer hinaus. Sie läßt sich von den Wellen heben, verschwindet für Sekunden hinter den Schaumketten, taucht wieder auf. Im Gleichmaß bewegen sich ihre Arme. Kehrt sie endlich um? Nein.

Wir verfolgen sie mit den Blicken. Ja, sie ist eine ausgezeichnete Schwimmerin, die sich auf ihre Kraft verlassen darf, aber sie sollte es nicht so toll treiben. Die Stoßkraft der Wellen macht rasch müde.

„Wo ist sie?"

Felix steht aufgeregt neben mir und beschattet die Lider mit den Händen.

„Dort."

Olga hält einen Augenblick die Arme steil aufgereckt, dann sehen wir sie nicht mehr. Da wieder. Sie scheint sich treiben zu lassen. Ob sie uns ängstigen will?... Felix hat hastig Rock und Weste abgeworfen und die Schuhe gelöst. Ohne Überlegung wirft er sich in die Brandung und schwimmt ihr entgegen.

Ob Olga ihn kommen sieht? Sie schwimmt langsam der Küste zu. Wie ich meine, kraftvoll und sicher. Erst als Felix sie erreicht hat, erlahmt ihre Kraft, und sie wehrt sich nicht, als er sie auf die Arme nimmt, um sie ans Ufer zu tragen. Reglos ist ihr schlanker Körper und von Kälte verfärbt, als Felix ihn in den warmen Sand einbettet.

Kurz und hastig geht ihr Atem.

„Wie konntest du nur! Solch ein Leichtsinn, Kind!"

„Was ist? Was wolltest du denn?"

Sie sieht Felix an und dann mich. Ich sitze reglos und ruhig, als ob ich nicht auch am Wasser gestanden und mich gesorgt hätte.

Dann lacht sie. Sie lacht.

„Wolltest du mir etwa helfen?"

„Du wärst sonst ertrunken."

„Habe ich denn Hilfe gewollt?"

„Du riefst doch."

„Nein. Rief ich dich? Dein Freund hat sich nicht so gesorgt."

„Ich sah, wie sicher Sie schwammen."

„Ja. Da brauchten Sie sich nicht in Gefahr zu begeben."

„Sie sagen doch selbst, daß keine Gefahr war."

„Nein."

*

Der Kutscher hat Mäntel im Wagen, und der Zwischenfall geht ohne Schaden aus. Felix nimmt selbst die Zügel und treibt die beiden Apfelschimmel an, daß sie dampfen, als wir das Herrenhaus erreicht haben. Er schnellt den Trabern die Peitsche über die Mähnen und lacht. Jetzt ist alles nur noch ein kleines, heiteres Abenteuer. Mit ein paar steifen Grogs wird sich der drohende Schnupfen fernhalten lassen.

„Wenn ich wirklich in Gefahr gewesen wäre," fragt Olga mich, „hätten Sie dann auch so ruhig am Ufer gestanden?"

„Weshalb fordern Sie das Schicksal heraus?"

„Ich glaube, Sie sind feig."

Mein Gott, wie blaß und hilflos sie neben mir sitzt. Und wie der Frost ihren Körper schüttelt!

„Vielleicht wollte ich Sie auf die Probe stellen?"

Sie bricht ab, als Felix ihr beim Aussteigen helfen will.

„Habt ihr übrigens die Spur im Sande gesehen?"

„Welche Spur?"

„Ein Mann, ein Strandläufer, muß am Meer entlang gewandert sein. Seine Schritte waren tief in den weichen Boden eingetreten. Streckenweise hatten die Wellen sie schon wieder ausgelöscht, als ob er nie vorübergekommen wäre. Man weiß, daß einer da war, der vorüberging, doch man hat ihn selbst nicht gesehen. Über Nacht wird der Wind auch die letzten Spuren verwischen."

„Irgendein hungriger Vagabund", sagt Felix. Er suchte keinen Doppelsinn hinter ihren Worten.

Ich aber habe die Frau gut verstanden. Ich stehe ja mit im Spiel.

*

Felix ist in sein Zimmer gegangen, sich umzukleiden.

„Wie konnten Sie das tun?" frage ich Olga.

„Was habe ich denn getan?"

Sie hat große, fieberglänzende Augen.

„Mein Gott, was ist?"

Ich weiß nicht, wie alles geschieht. Es ist keine Furcht mehr, daß uns jemand belauern oder überraschen könnte.

„Begreifen Sie endlich, wie ernst es mir war?"

Ich halte eine wehrlose Frau in den Armen, und ihr Körper wird steinschwer. Sie hat die Augen geschlossen und lächelt, weil sie doch meine Antwort endlich ertrotzt hat.

„Bald war es zu spät."

Ich spüre den sanften Druck ihrer Arme.

„Hörst du?"

„Ich liebe dich, Olga."

Ihre Stimme verweht wie ein Hauch:

„Wie gut, daß du es endlich sagst!"

*

Ich bin allein in meinem Zimmer, um Ruhe zu finden und zu überlegen, was nun geschehen soll. Ich kann einen Mann, der mir vertraut und mich seiner Freundschaft wert erachtet, nicht hintergehen. Ich mag nicht Versteckenspielen vor ihm und lügen, um ihn zu täuschen. Aber Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht wissen, als ich hierherkam, was mir begegnen würde! Es ist sein Schicksal und meins, das gleicherweise zerstört wird, wenn ich noch länger bleibe.

Olga kommt zu mir ins Zimmer. Ruhig tritt sie ein, als ob es nicht anders sein könnte.

„Du sitzt im Dunkeln?"

„Ja."

„Schreibst du nicht mehr?"

„Wo ist Felix?"

„Er wartet unten auf dich. Er weiß, daß ich dich rufen will."

Wie tief ist ihr Vertrautsein! Und wie nah sie mir jetzt ist! Sie ist so von ihrer Liebe erfüllt, daß sie nichts mehr fürchtet. Ihre Sicherheit bezwingt mich. Sie lehnt neben mir und streichelt mein Haar.

„Komm! Ich kann nicht allein sein."

„Ja, Olga."

Und ich folge ihr.

Felix sitzt im Herrenzimmer und braut Punsch.

„Kommt ihr endlich! Es ist ja nicht zum Aushalten, allein. Und wenn du mir nicht beim Trinken hilfst, Walter, muß ich den Inspektor herkommandieren. Aber das will Olga nicht. Ich hätte eigentlich die Rettungsmedaille verdient. Jetzt will ich wenigstens etwas gegen die Erkältung tun."

Nein, Petersen mit der Harmonika braucht nicht herüberzukommen. Es gibt wertvollere Musik im Herrenhaus. Olga sitzt am Flügel und spielt. Kleine Lieder. Auch das schwedische Volkslied, das sie neulich sang.

„Das hat sie noch nie getan", sagt Felix, und seine Verwunderung ist echt. „Es ist das erste Mal."

Olga spielt lange und ohne Unterbrechung. Es ist schön, zuzuhören und sich nicht unterhalten zu müssen. Wir haben alle drei unsere besonderen Gedanken.

Als sie das Instrument schließt und aus dem Nebenzimmer zu uns herüberkommt, legt Olga die Hand auf meine Schulter, unabsichtlich, und setzt sich neben mich.

Felix sieht sie an und erwähnt nichts von ihrem Klavierspiel.

„Seid ihr eigentlich noch immer nicht Freunde geworden?" fragt er uns.

„Freunde?"

„Ihr solltet auch du zueinander sagen, wie wir Männer. Nicht wahr?"

„Wenn du es willst."

„Ja. Ganz feierlich müßt ihr Brüderschaft machen! Wartet, ich gieße euch ein."

Spielt er mit uns? Olgas Bewegung kann ihm nicht entgangen sein.

„So trinkt doch!"

Wir gehorchen, als ob er zu befehlen hätte.

„Und jetzt mußt du sie küssen. Sonst ist die Freundschaft nicht richtig besiegelt."

Olga lächelt, als sei dies alles nur bedeutungsloses Spiel. Sie küßt mich auf den Mund.

„Sie werden rot?... Du wirst ja ganz rot, Lieber!" sagt Olga lachend. „Hast du noch nie eine Frau geküßt?"

Ist es der seltsam bewegte Klang ihrer Stimme oder das bedeutungsvolle Wort, mit dem sie sich plötzlich verrät? Felix starrt sie an. Sie spürt gar nicht, wie erregt er ist. Verwundert blickt sie auf, als er schweigsam das Zimmer verläßt.

XI.

Es hat an Bord des „Globus" doch ein Unglück gegeben, das niemand voraussehen konnte. Im Interesse der Passagiere wird es streng geheimgehalten, damit niemand beunruhigt wird, denn die ausgezeichnete Stimmung darf nicht leiden. Mein alter Kabinensteward weiß es zuerst, dann der Schiffsarzt. Selbstverständlich auch der Kapitän. Wäre ich nicht Mr. Jeffersons Kabinengefährte gewesen, hätte man mich kaum mit ins Vertrauen gezogen.

Man bittet mich eines Morgens, sofort zum Kapitän zu kommen. Ohne Aufsehen zu machen. Vielleicht kann ich einige Auskünfte über den Mann geben, der ganz unerwartet gestorben ist.

„Wer?"

Mr. Jefferson ist tot. Als ihn der Steward heute zum Morgenbad wecken wollte, lebte er bereits seit Stunden nicht mehr.

Der Schiffsarzt hat Tod durch Herzschlag festgestellt.

„Wir müssen achtgeben, daß es niemand erfährt", sagt Kapitän Dud.

„Mr. Jefferson ist mir herzlich unsympathisch gewesen, jetzt aber habe ich doch Mitleid mit ihm! Und ich gebe die Geschichte zu Protokoll, die er mir kurze Zeit vorher erzählt hat."

„In einem anderen Falle wäre es gewiß möglich gewesen, den letzten Wunsch eines Verstorbenen zu erfüllen, vorausgesetzt, daß er schriftlich niedergelegt ist. Die Unkosten des Transports eines Toten sind außerordentlich hoch."

„Ich weiß. Mr. Jefferson ist aber reich. Seine Angehörigen in Maracaibo werden alles bezahlen."

„Ich stehe im Dienste meiner Schiffsgesellschaft und bin ihr gegenüber verantwortlich. Ich habe mich nur an meine Bestimmungen zu halten."

„Hat Mr. Jefferson nichts Schriftliches hinterlassen?"

„Nein."

„Dann betrachten Sie, bitte, meine Mitteilung als seinen letzten Wunsch. Er hatte nur diesen einen, in Maracaibo begraben zu sein."

„Mr. Jefferson hat während der ganzen Fahrt mit Schecks bezahlt. Bargeld ist nicht bei ihm gefunden worden. Wir wissen nicht, ob er überhaupt Bankkredit hat."

„Ist das entscheidend?"

„Nein. Es könnte auch jemand für ihn gutsagen. Wir könnten ihn aber trotzdem nicht an Bord behalten. Hier in den Tropen... Sie verstehen? Wir haben noch 2000 Seemeilen bis Havanna."

„Es gibt doch Särge an Bord, Kapitän?"

„Wenn Sie mir versprechen zu schweigen. Ja. Doch wir haben bereits unerwünschte Fracht."

„So hatte Mr. Hallock recht?"

„Ja. Einer unserer Passagiere bringt die Leichen seiner Eltern nach Kingston zurück. Sie haben es wohl schon gehört. Die beiden alten Leute sind auf einer Reise nach Amerika innerhalb weniger Tage gestorben. Und ich durfte den Transport, der vorschriftsmäßig beantragt war, nicht verweigern. Aus diesem Grunde darf ich Mr. Jefferson nicht an Bord behalten."

„Das heißt?"

„Es gibt nur das Seemannsgrab für ihn."

„Wann?"

„Heute nacht. Wenn Sie es wünschen, lasse ich Sie rechtzeitig benachrichtigen."

„Ja. Danke." — — —

Wie ironievoll doch ein Menschenschicksal abrollt! Da ist ein empfindsamer, neurasthenischer, unerquicklicher Mann Jahr um Jahr auf der Flucht vor dem eigenen Tode. Zu gern möchte er ihm ein Schnippchen schlagen und ihn verspotten; dabei ist er seiner unsichtbaren Macht hörig. Er beschäftigt sich nur mit diesem bedrohlichen Ereignis, das ihm jede frohe Stunde vergällt. Er sorgt, um nur Ruhe zu finden, mehr für die Zeit nach dem Sterben als andere für den Ablauf ihres Daseins. Vielleicht fürchtete er zu rasches Vergessenwerden, denn Freunde besaß er wohl nicht, und ließ sich von seinen Dollars ein Denkmal setzen, einen Marmorengel, der seine Asche beschützen soll. Wie voraussehend und klug er doch war! Wenn er stirbt, das weiß er, wird er würdig und pompös bestattet sein. Das sind seine eigenen Worte gewesen. Die geordnete Zukunft gibt ihm Ruhe und Sicherheit.

Mitten auf einer Auslandsreise fühlt er sich plötzlich beunruhigt und kehrt vorzeitig zurück. Wenige Tage zu früh steht sein krankes Herz still.

Der Kapitän erfüllt nur seine Pflicht, wenn er sich im Dienst aller Passagiere an seine Bestimmungen hält.

So ist es.

Seemannsgrab. Ich denke an den Wasserball, der in einer Nacht über die Reling fiel, und an die Haifische, die beutegierig unser Schiff ruhelos umkreisen.

Ich weiß, welches Ende Mr. Jefferson finden wird.

*

Der Tropenhimmel strahlt in unermeßlicher Klarheit, und es ist weit nach Mitternacht, als die kurze Trauerfeier für den Mann aus Maracaibo beginnt.

Die Passagiere des „Globus" haben heute länger getanzt als sonst. Die Heiterkeit an Bord wird ja immer überschwenglicher. So hat der Kapitän Ruhe im Schiff anordnen müssen, damit die feierliche Handlung nicht gestört wird. Selbst die unentwegten Pokerspieler im Rauchsalon, die nie vor Tagesanbruch schlafen gehen, haben heute den Platz räumen müssen. Das Hinterdeck ist ausnahmsweise abgesperrt.

Kapitän Dud und die Offiziere stehen in Paradeuniform vor Mr. Jeffersons Bahre, die mit dem Sternenbanner zugedeckt ist. Vier Matrosen bilden die Ehrenwache.

Außer dem Geistlichen, Mr. Milton, dem Schiffsarzt, den barmherzigen Schwestern und mir ist noch die kleine Miß Winston anwesend. Sie hat vor einer Stunde noch nicht gewußt, daß Jefferson tot ist. Weil sie aber viel mit ihm zusammen war, betrachtet man sie als Angehörige.

Hat Jefferson sie nicht einmal aufgefordert, mit ihm nach Maracaibo zu reisen? Wer kann wissen, welche Beziehungen zwischen den beiden bestanden haben.

Sie steht etwas abseits und weint fassungslos. Wer soll das begreifen? Und Reverend Milton hält eine große Rede. Er spricht von der tiefen Frömmigkeit dieses Mannes, den Gott so unerwartet vor seinen himmlischen Thron gerufen, von dem Marmorengel, der sein Grab schmücken sollte, und der ein aufgeschlagenes Buch in den Händen hielt, das eine vergoldete Inschrift habe: Requiescat in pace!

Ganz ungezügelt läßt er seine Phantasie schweifen. Selbst die kleinen Niggerkinder läßt er nicht unerwähnt, für die Jefferson so viel Gutes getan hätte.

Reverend Milton ist es auch, der die Nonnen veranlaßt hat, später einen Choral zu singen. Sie warten nur auf das Zeichen von ihm. Aber der Kapitän will nicht, daß dies Begräbnis endlos wird.

Als die Matrosen unerwartet die Bahre hochheben und an die Reling tragen, bricht der Geistliche verwirrt ab, spricht das Gebet und den Segen.

Der mit einem großen Eisenstück beschwerte Leichnam gleitet ins Meer.

Lautlos versinkt er sofort in der Tiefe, während die Schiffsoffiziere salutieren.

XII.

Das Leben auf dem Schiffe geht seinen ungestörten Gang. Am Morgen nach der geheimgehaltenen Bestattung ist die Nachricht für alle Passagiere eine kleine Sensation. Gewiß. Da war einer, der gestern noch mit den anderen lachte und fröhlich war, heute ausgelöscht, als wäre er nie gewesen. „Wir sollten alle an ein plötzliches Ende denken", sagt Reverend Milton in der Frühmesse und beendet vor seiner kleinen Gemeinde seine vom Kapitän unterbrochene Rede. Er hat sehr viel über Jefferson zu sagen. Seine Stimme verrät, wie bewegt er ist. Er erhebt das Schicksal des Bedauernswerten ins allgemein Menschliche und erschüttert alle mit der Kühnheit seiner Phantasie.

Die Stimmung an Bord ist ein wenig gedämpft.

Überall wird von dem Ereignis gesprochen, bis keiner mehr etwas Neues zu sagen weiß.

„Und was ist mit Miß Winston, die auch bei der Feier gewesen sein soll? Was hatte sie dabei zu suchen? Wie?"

„Wenn sie heute in Trauer kommt, wird man sich sein Teil ja denken dürfen."

Miß Winston erscheint erst beim Lunch. Nicht das geringste ist ihr anzumerken. Sie trägt kein Schwarz, um den Verschiedenen zu ehren.

„Haben Sie wirklich an der Bestattung teilgenommen, Miß Winston?"

„Ja. Es war sehr feierlich, und Mr. Jefferson tut mir herzlich leid."

Das ist alles.

Und der Klatsch schweigt wieder, dieser gefährliche Klatsch, der manchen die Tage verbittert.

Der „Greis" sitzt im Deckstuhl und beschäftigt sich selbstverständlich auch mit Jefferson. Er hat eine ganz besondere Meinung von dem Fall, aber keiner beachtet seine Argumente. Jetzt hat er die gedruckte Passagierliste und einen Bleistift in der Hand. Er zeichnet hinter Jeffersons Namen ein Kreuz und notiert Längen- und Breitengrad, wo man den Toten versenkte. Herzlos und sachlich.

Diese Notiz gehört zu seinen Reiseerinnerungen und wird zu vielen anderen in den Koffer gelegt.

Erledigt.

In Havanna wird ein neuer Passagier die geräumte Kabine beziehen.

*

Ob es wirklich „Herzschlag" war, wie der Doktor behauptete? Das ist eine billige und gewöhnliche Feststellung, die kaum den Tatsachen entspricht. Sie ist nicht mehr nachzuprüfen. Einige Passagiere wissen besser Bescheid als der Schiffsarzt.

Es war da ein kleiner Skandal vorgestern nacht, den die Beteiligten wohl gern totschweigen möchten. Und Mr. Jefferson hätte mancherlei erzählen können. Nicht wahr? Der Klatsch über ihn erstickt langsam und verfolgt dafür einen anderen, der interessanter ist, weil er noch lebt.

In seiner letzten Nacht hatte Jefferson mit Mr. Williams in der Bar zusammengesessen und sich einfach mörderlich betrunken. Sinnlos nannte es der Steward. Er war schließlich so vergiftet von Spirituosen, daß sein Ende mehr einem Selbstmord glich.

Nun, von Jefferson war man es gewöhnt, daß er in jeder Nacht betrunken war, nicht aber von Mr. Williams, der sich noch nie mit ihm abgegeben hatte.

Williams ist eine der bekanntesten und mächtigsten Persönlichkeiten in Neuyork, vor der jeder Angestellte zittert, einer der reichsten Männer der Union. Er war mit seiner jungen, schönen Frau an Bord, um sich zu erholen und während der Reise seine Zweigfabriken in Havanna und Kingston zu kontrollieren. Dieser Mann war so groß und mächtig, daß er bei den Mahlzeiten an der rechten Seite des Kapitäns saß und überall bevorzugt und ausgezeichnet wurde. Immer hatte er einen Kreis von Bewunderern um sich, die ihm zuhörten und sich spätere Vorteile von der Bekanntschaft mit ihm versprachen. Aber der scharfe Blick von Mr. Williams ließ sich von Blendern nicht täuschen; er wählte sich den Umgang selbst, der ihm behagte. Wie konnte es nur geschehen, daß seine Frau auf einmal an einem anderen Gefallen fand und sich den Hof machen ließ? Von einem ganz jungen Menschen, der im Leben völlig unbedeutend, nur ein ausgezeichneter Tänzer und Plauderer war?

(Fortsetzung folgt.)



SCHERZENDE KITZEN. GEMÄLDE VON JOS. W. KELLER-KÜHNE.

Bilanz des modernen Bühnentanzes

Der Ursprung des Tanzes war vermutlich ein Sprung der Freude und der Daseinslust. Den Menschen drängte es, einem übermächtigen Gefühl unmittelbaren Ausdruck zu geben; er konnte einfach nicht still halten vor innerer Erregung und seelischem Beschwingtsein. So sehr war sein Körper von einer Art elektrischer Spannung erfüllt, daß er rein triebmäßig nach auslösenden Bewegungen, nach erschöpfenden Wirbeln und Kreisen verlangte. Aus den Wiederholungen, aus der unwillkürlichen und willkürlichen Veränderung jener fast zwangsläufigen und impulsiven Bewegung entstand in glücklichen Stunden der Tanz. Er wurde zum Höhepunkt der Feste, und er entfaltete sich im Laufe der Jahrtausende zu einer ganz besonderen, durch Generationen gefeierten Kunst.

Es gibt andere Anschauungen über die Geburt und Urform des Tanzes, aber kaum eine hat wohl die gleiche Überzeugungskraft. Auch der primitive Tanz des Wilden oder der naive des Kindes entwickelt sich absolut mechanisch aus einem glückhaften, mit allen Sinnen bejahten Augenblick.

Änderte sich die Äußerung des Bewegungstriebes entsprechend der seelischen Struktur des Menschen, wurde sie wie diese immer reicher und komplizierter, so bildete sich auch der Tanz zum charakteristischen Ausdruck der Zeit. Der naturverbundene hymnische Reigen der alten Griechen — den Isadora Duncan in unserer Epoche vergeblich zu beleben versuchte — war ein völlig anderer als der sinnlichere und bewußtere der Renaissance, und dieser wiederum läßt sich nicht mit den süßlichen und graziösen Tänzen des Rokokos vergleichen. In der Zeit kurz vor dem



Die erotische Tänzerin Ell'Düra.
(Phot. Atelier Baruch, Berlin.)



Niddy Impekoven, eine der besten Vertreterinnen des musikverbundenen Tanzes.

Kriege zeigte der Tanz auf der Bühne bei uns noch ein ganz anderes Gesicht als der nach den Jahren seelischer und wirtschaftlicher Katastrophen; obwohl man nach der Periode größter Freudlosigkeit zunächst an die äußeren Formen von damals wiederanknüpfen mußte.

Die ziemlich radikale Abkehr von der Technik des alten Balletts, die wir überall seit den Tagen des sogenannten „Expressionismus" erfahren, bedeutet eine der entscheidendsten Wendungen in der Geschichte des Tanzes. Das Ballett war in seinen Formen allzu erstarrt und begrenzt, und sein verstaubter, monotoner Inhalt entsprach schon lange nicht mehr den Ansprüchen einer neuen und ursprüglich empfindenden Generation. Isadora Duncan — ihr tragischer Tod ist noch in Erinnerung — hatte, ohne selber schöpferische Künstlerin zu sein, bereits um die Jahrhundertwende den entscheidenden Anstoß zu einer gründlichen Reformierung des Tanzes gegeben, die inzwischen noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist.

Der moderne Bühnentanz befindet sich also weiterhin in einer Krise. Aber ohne Frage hat er in seinen bisherigen Stadien schon wirklich Wesentliches und Neues geleistet. Wir sehen jetzt jene etwas zurückgedrängte, aber wohl nie ganz verschwindende Richtung, die eine recht kultivierte dekorative Note vertritt, und die Reinheit und Anmut der Linie mit erlesener Musikalität verbindet. Der einst weltberühmten Schule von Jacques Dalcroze, der Schule Hellerau, und verwandten Methoden verdankt diese Richtung ihre eigentliche Entstehung und ihren sympathischen Charakter. Hier steht der Tanz noch vornehmlich unter ästhetischen Gesetzen; hier wird er gewissermaßen seelisch und formal stilisiert. Der Tanz ist zu einem harmonischen Schau- und Schmuckstück geworden, das Abwechslung im Glieder- und Gebärdenspiel bringt, und dem tiefere innerliche Wirkung nicht versagt ist. Gegenüber dem Ballett zeigt diese Stufe in der ursprünglicheren Gelöstheit der Bewegung und in der persönlicheren Ausdrucksmöglichkeit einen ganz beachtlichen Fortschritt. Die jüngst verstorbene Lucy Kieselhausen, die eigentlich zwar aus der Wiener Ballettschule kam, doch nach dem moderneren Ausdruckstanz strebte, gehörte mit einer Anzahl ihrer besten Schöpfungen zu der dekorativen Richtung, die durch Niddy Impekoven und Edith v. Schrenck am talentvollsten vertreten wird.

Größere Aufmerksamkeit findet im Augenblick der von Rudolf v. Laban begründete „absolute Tanz", der als Kunstwerk immer selbständiger wurde und sich auch von den Einflüssen der einst so unentbehrlichen Musik befreite. Mary Wigman ist die führende Tänzerin dieser zweifellos tief schürfenden und stark intellektuellen Auffassung geworden. Die Wigman war einst eine Schülerin Labans, geht aber längst eigene Wege, auf denen ihr viele Tanz- und Gymnastikschulen allzu sklavisch und kritiklos folgen. Durch das Auftreten der Wigman wurde der moderne Bühnentanz zu einem literarisch diskutierten Problem. Die Wigman war in ihrer zielstrebigen Herbheit und Strenge die notwendige Reaktion auf die ihr vorangegangene Verkitschung süßlicher und schwärmerischer Musikinterpretierung. Sie tanzt zu den Klängen primitiver Instrumente oder völlig musiklos. Mit ihren ungarischen Tänzen jedoch beweist sie ihre außerordentlich musikalische Präzision. Der von Mary Wigman geschaffene neue Gruppentanz eröffnet bisher viel zu wenig beachtete Möglichkeiten moderner Bewegungskunst.

Es ist nicht möglich, individuelle Talente, zumal wenn sie sich noch in früher Entwicklung befinden, ohne weiteres in eine bestimmte Richtung einzureihen. Eine so originelle und revolutionäre Erscheinung wie Valeska Gert ist unvergleichlich; indes die noch junge Marion Herrmann durch die Vielfältigkeit ihrer Kreise und des wechselnden Ausdrucks überrascht. Es gibt heute Tänzerinnen, die einmal lyrisch, ein andermal absolut dramatisch wirken, und die bis zu einem gewissen Grade sowohl die Dalcrozesche als auch die eigentlich mit ihr unvereinbare Labansche Welt vertreten. Manche haben „nebenbei" sogar die wesentlichsten Übungen des Balletts studiert und versuchen eine noch nicht gelungene künstlerische Synthese der verschiedenartigsten „Systeme".

Das aktuelle Massenaufgebot der mit Armen und Beinen und mit Routine tillernden Girls steht, tanzkünstlerisch bewertet, keineswegs höher als der Durchschnitt des traditionellen Balletts. Es ist im Grunde nur eine etwas zeitgemäßere, aber ebenso seelenlose Mechanisierung des Tanzes, ein Triumph der Zahl, die gedrillte Symphonie der Beine. Dieser primitive, kommandierte Ausdruck erotischer Daseinslust wird aus Mangel an Inhalt und Abwechslung bald wieder an Popularität und Wirkung verlieren.

Wenig lebensfähig scheinen auch die allzu blutleeren, wennschon oft interessanten Versuche der sogenannten Bewegungsmathematiker und Konstruktivisten, die im Tanz — der ursprünglichsten und leidenschaftlichsten Kunst! — rein mechanische Abläufe mit symbolischer Bedeutung an Stelle impulsiver und schöpferischer Gefühle setzen.

Bedeutsam für die Zukunft des Tanzes hingegen sind so elementare und leicht beschwingte Begabungen wie Harald Kreutzberg und Yvonne Georgi, die persönliche Anmut mit Intensität in fast jeder Geste vereinen. Denn immer wieder kommt es auf den schöpferischen Menschen an, auf die Kraft seines Wesens, auf die Macht, es tänzerisch künstlerisch zu gestalten!

Werner Suhr.



Mary Wigman im „Hexentanz". (Phot. Ch. Rudolph, Dresden.)











Oben links:
Marion Herrmann, die talentvolle Leiterin des Bühnentanzes der Theater Barmen und Elberfeld.

Oben Mitte:
Valeska Gert in ihrem bekannten Tanz „Kanaille“. (Phot. Atelier Baruch, Berlin.)

Oben rechts:
Harald Kreutzberg, Solotänzer der Berliner Staatsoper, der am Amerikagastspiel Professor Reinhardts teilnimmt. (Phot. Atelier Baruch, Berlin.)

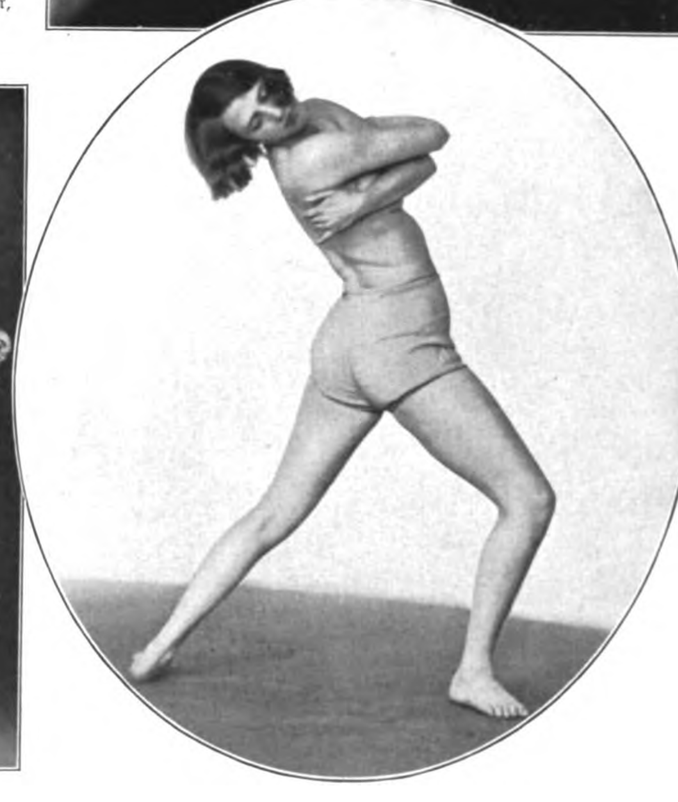
Links nebenstehend:
Wy Magito, eine frühere Schülerin Mary Wigmans, die besonders auch die Kunst des javanischen Maskentanzes beherrscht. (Phot. Ch Rudolph, Dresden.)

Rechts nebenstehend:
Toni Vollmuth, eine frühere Schülerin Rudolf v. Labans. (Phot. Atelier Baruch, Berlin.)

Unten links:
Tanzszene aus Vera Skoronels „Gotischem Reigen“.

Unten rechts:
Tanzstudie aus einer Wigmanschule. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)





Abnorme Rehgehörne

VON PAUL NEUMANN, KARLSBERG.

MIT ABBILDUNGEN NACH ZEICHNUNGEN DES VERFASSERS.

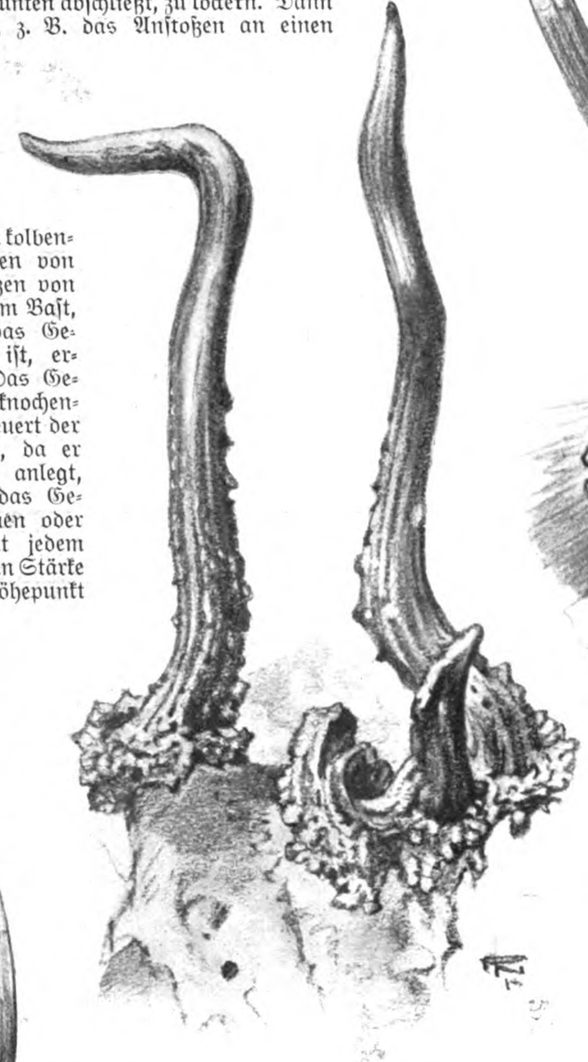
Hirschgeweihe und Rehgehörne zählen zu den merkwürdigsten Naturgebilden; es müßte eigentlich auch „Rehgeweihe" heißen, die Rehe werfen genau wie die Hirsche alljährlich ihren Kopfschmuck ab, doch ist „Rehgehörn" Sprachgebrauch geworden. Bei den Rehen erfolgt das Abwerfen des Gehörns im Laufe des Oktobers. Da beginnt sich der Zusammenhang zwischen den Rosenstöcken, den aus der Stirn emporragenden Zapfen, und den Rosen, dem wulstigen, gezackten Ring, der das Gehörn nach unten abschließt, zu lockern. Dann genügt der kleinste Anlaß, z. B. das Anstoßen an einen Zweig, um die Stangen abzubrechen. Manchmal läuft der Bock noch tagelang mit einer Stange herum, bis er auch sie verliert. Im Vorfrühling beginnt das neue Gehörn zu wachsen. Aus den Rosenstöcken treten kolbenförmige Gebilde, die innen von Blut durchströmt und außen von einem filzigen Gewebe, dem Bast, bekleidet sind. Sobald das Gehörn völlig ausgebildet ist, erlischt der Blutumlauf. Das Gehörn wird zu einer festen, knochenartigen Masse. Dann scheuert der Bock, etwa um die Zeit, da er sein rotes Sommerkleid anlegt, den Bast ab, indem er das Gehörn an dünnen Stämmen oder Sträuchern „fegt". Mit jedem Jahr nimmt das Gehörn an Stärke zu, bis der Bock den Höhepunkt seiner Lebenskraft erreicht. Mit Abnahme der Kräfte wird allgemein auch der Kopfschmuck kümmerlicher. Das erste Gehörn besteht in der Regel aus zwei nicht langen, dünnen Spießen, nach denen sein Träger „Spießbock" genannt wird. Im nächsten Jahre gabelt es sich, indem an jeder Stange nach vorn und schräg nach oben ein Ende herauswächst. Mit dem Erscheinen eines zweiten Endes, das sich nach hinten richtet, soll der Sechserbock die normale Entwicklung seines Gehörns vollendet haben, wozu auch noch die Perlung, das Hervorwachsen zahlreicher kleiner Zacken an jeder Stange, gehört. — Nirgends jedoch kommen so viele Abweichungen von der Regel vor wie bei der Gehörnbildung der Rehe. Ziemlich häufig geschieht es z. B., daß starke Böcke Gehörne mit acht, ja, zehn Enden aufsetzen. Manche zeichnen sich durch weit ausgereckte, zugespitzte, manche durch kolbig verdickte Enden aus; zu diesen letzterwähnten gehören die sogenannten Schaufelgehörne (Abb. 2 und 5). Ungemein häufig sind beim Rehwild ganz abnorme Gehörnbildungen, deren Auftreten unerklärlich bleibt. Weshalb ist bei dem Gehörn der Abbildung 1 die eine Stange fest über die andere gewachsen? Abbildung 3 zeigt ein Gehörn mit 4 Stangen, die vierte ist in der Mitte nach hinten gerichtet. Die merkwürdigste Mißbildung ist aber in Abbildung 4 gezeigt. Hier kommt es abseits vom normalen Sitz der Stangen auf der linken Seite zu einer zweiten Bildung von zwei Rosen mit darauf befindlichen Stangen; dabei ist merkwürdigerweise die äußerste Rose auf der linken Seite von besonderer Größe. Etwas ganz Ähnliches wurde bei einem in Kroatien aufgefundenen verendeten Reh beobachtet, das eine solche Gehörnentwicklung auf der rechten Seite aufwies, während die linke Stange normal gewachsen war. Dieses Unikum zeigte auf der rechten Seite eine dreifache Gehörnbildung. Auch hier war die Rosenstärke an der abnormen Entwicklung sehr auffallend, nämlich 29 cm, 23 cm und 19 cm. Dieses Prachtstück ist im Besitz von Napoleon Kralj in Agram. Die hier dargestellten Gehörne sind sämtlich aus Deutschland und auf Geweihausstellungen noch nicht gezeigt worden; sie befinden sich in der einzigartigen Sammlung von E. Büchel, Spandau. Unter anderen Abnormitäten sind die von Liebhabern sehr begehrten sogenannten Kreuzgehörne, die, falls gut ausgebildet, sehr selten sind. Häufig dagegen findet man die Pfropfenzieherbildung, die vielleicht auf irgendeine unzuträgliche Äsung zurückzuführen ist. Eine sehr auffällige Erscheinung ist das Perückengehörn, das mit einem normalen Gehörn gar keine Ähnlichkeit mehr hat, sondern auf dem Kopf eine unförmliche weiche, in gewissen herabhangenden Auswüchsen geradezu bewegliche Masse bildet, zeitlebens mit Bast überzogen bleibt und auch nicht abgeworfen wird. Eine weitere eigentümliche Erscheinung bilden die Blasengehörne, über deren Entstehung man sich immer noch streitet. Noch ist auf eine Sondererscheinung auf diesem Gebiete hinzuweisen, die „gehörnte Ricke", die gewöhnlich „gelt", d. h. nicht oder nicht mehr fortpflanzungsfähig ist.



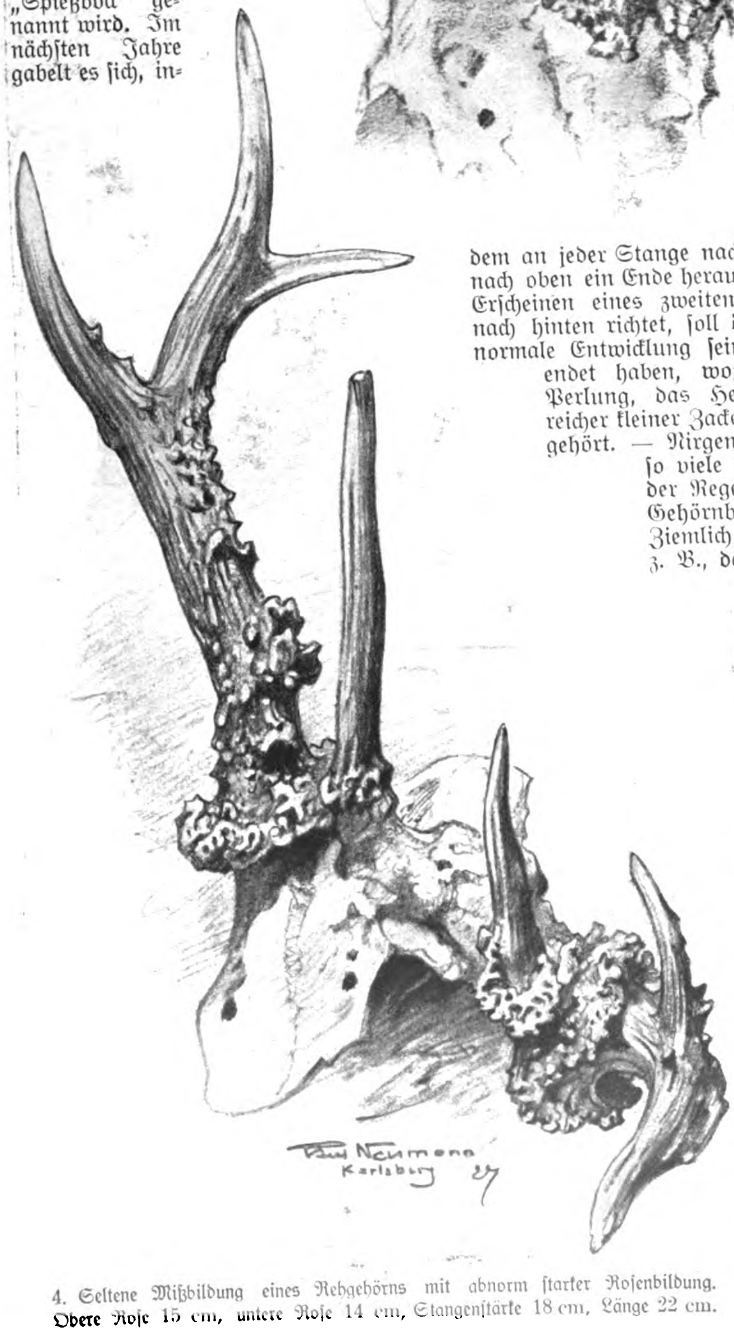
1. Abnormes Gehörn mit fest übereinander gewachsenen Stangen. Stangenhöhe 15 cm, Rosenumfang 13,5 cm.



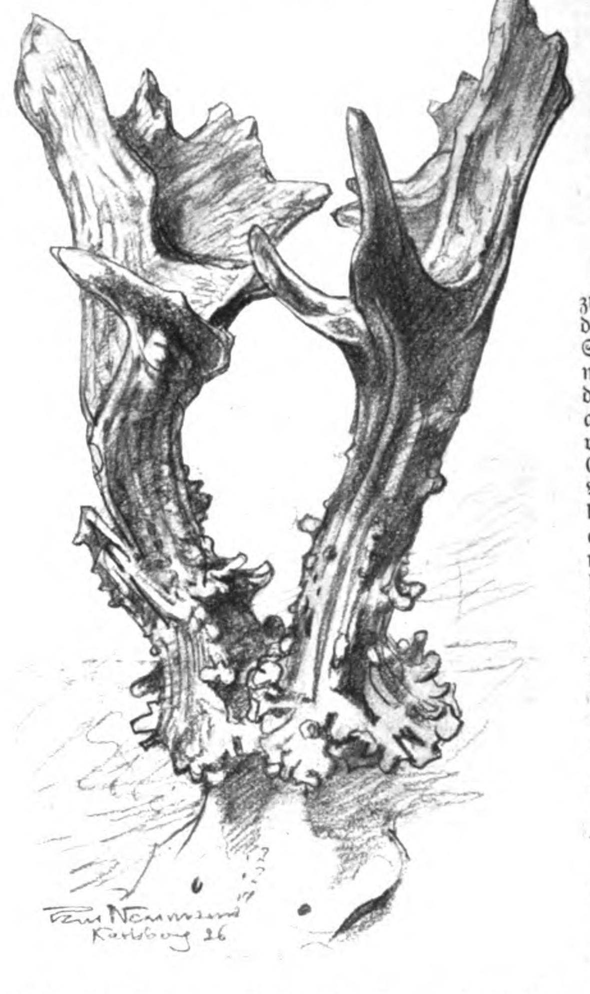
2. Schaufelgehörn, Zwanzigender. Höhe 22 cm, Stangenstärke 10 cm, Rosenumfang 14 cm.



Links: 3. Abnormes Gehörn mit 4 Stangen. Stangenhöhe 27 cm, Umfang der Rose 12 cm.



4. Seltene Mißbildung eines Rehgehörns mit abnorm starker Rosenbildung. Obere Rose 15 cm, untere Rose 14 cm, Stangenstärke 18 cm, Länge 22 cm.



5. Starkes Schaufelgehörn, Achtzehnender. 23 cm Stangenhöhe, 10 cm Stangenstärke, 17 cm Rosenumfang.

Die elegante Frau vom Morgen bis zum Abend





Die Schauspielerin Marion Mill in einem schlichten Morgenkleid aus nilgrünem Linon.
Modell: Emil Grätzer, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts im Oval:
Nachmittagskleid aus blauem Rips mit Soutachebordüren auf hellem Grund. Frau Paulette Grünzweig trägt dazu größeren Schmuck.
Phot.: Kitty Hoffmann.







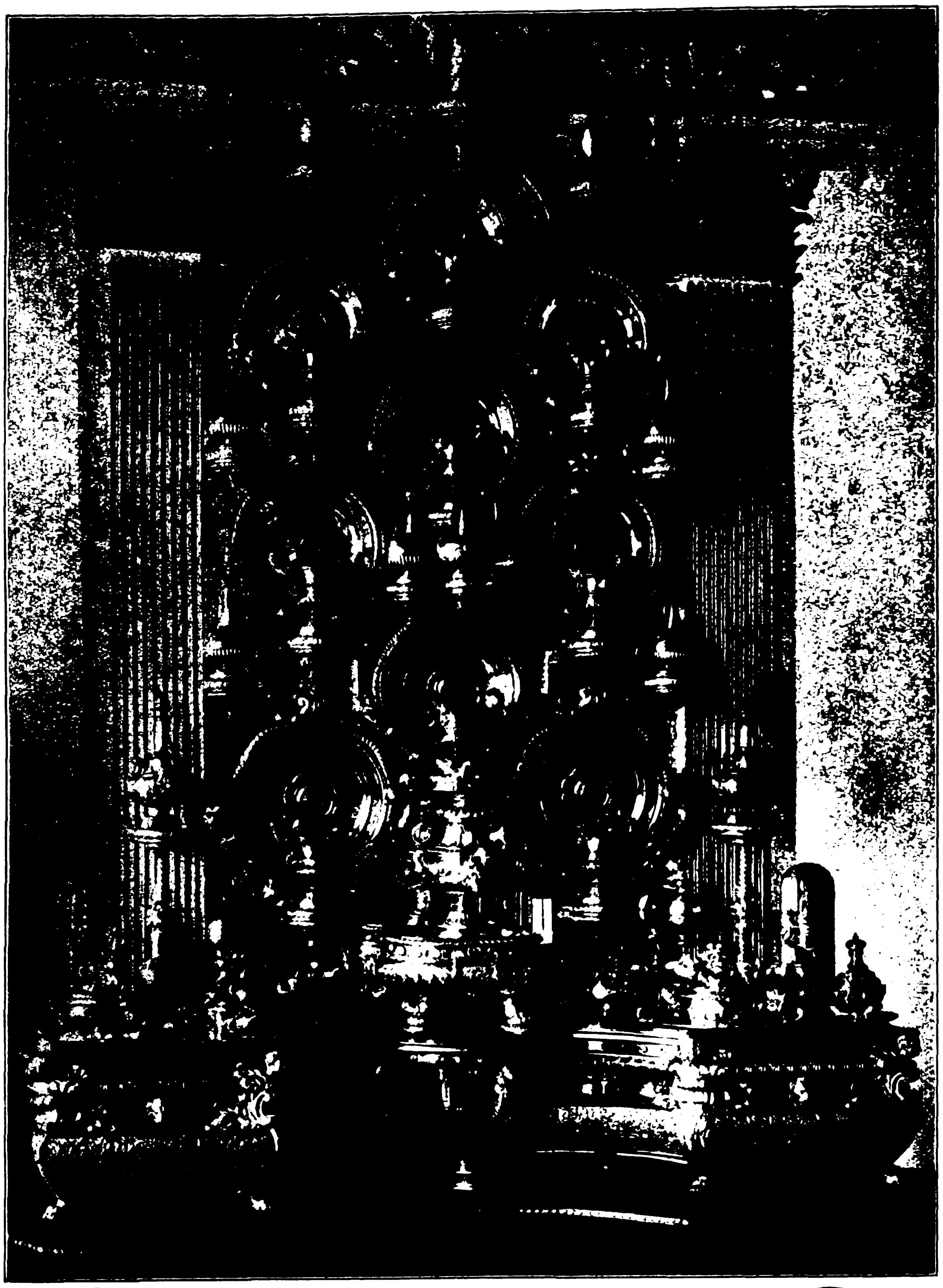
Vormittagsanzug, bestehend aus schottischem Rock, heller Bluse mit Krawatte und schottischem Schal.
Phot.: Kitty Hoffmann.

Nebenstehend: Origineller schwarz-grüner Liberty-pyjama mit japanischen Stickereien, getragen von der Schauspielerin Marga Bernard. Phot.: Helene Zimmerauer.

Rechts unten: Großes Theater-Abendkleid aus grünen Pailletten und Straß. Dazu die gedrehte Goldkette und breiter goldener Armreifen. Phot.: Kitty Hoffmann.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

Der Tafelschatz der ersten preußischen Könige



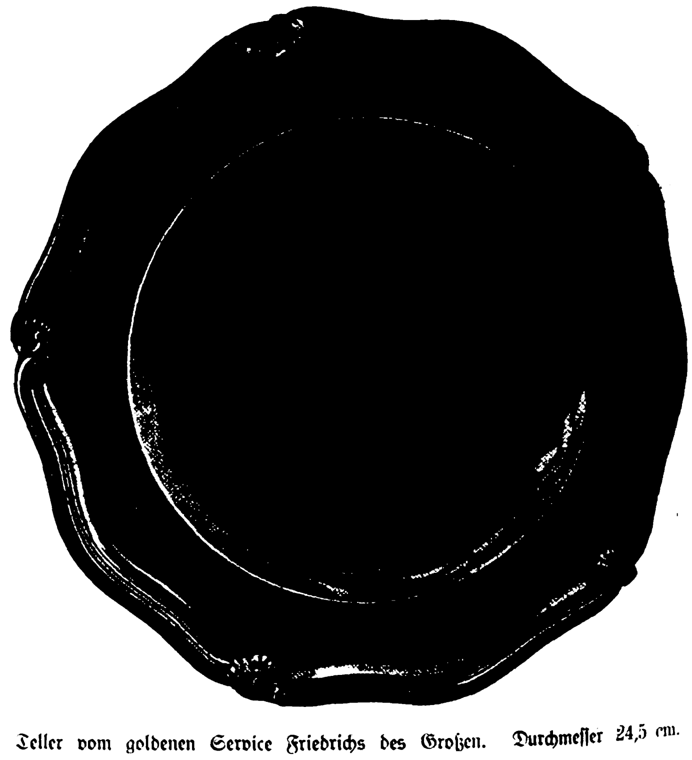
Silberbüfett, ehemals im Rittersaal des Königlichen Schlosses.

Der Barockstil, der sich unter Michelangelos Einfluß in Italien bereits im 16. Jahrhundert herausbildete, hatte im 17. und 18. Jahrhundert in allen Staaten Europas die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen und glitt im zweiten Drittel des letzteren langsam in die Grazie des Rokokos hinüber. Das Barock goß die klassische Linie der Renaissance in wuchtige, wohl auch überladene Formen um, die nicht selten Wirkungen von monumentaler Größe erzielten. Es wies auch der Edelschmiedekunst unter den schaffenden Händen schönheitsbegnadeter Meister, der Lieberkühn, Biller, Overdieck, Engelbrecht, Manlich, Mylius, Jamnitzer, Petzold u. a., neue künstlerische Wege, welche diese Kunst hoch über das Niveau des gewöhnlichen Handwerks emporhoben. Zugleich hatte auch die Tafelkultur um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine wesentlich verfeinerte Gestalt angenommen. Man legte nicht allein Wert auf fein zubereitete Speisen und zierlich aufgebaute Schauessen, sondern auch auf gefällige Form und edles Metall des Tafelgeschirrs und des Tafelschmucks. Namentlich an den Fürstenhöfen artete der Aufwand in uferlose Verschwendung aus. Riesige silberne Gueridons, Girandolen und Aufsätze von künstlerischer, oft origineller Ausführung, wie Manlichs Matrosen- und des Monogrammisten H. L. D. berühmter Bacchus-Aufsatz, nahmen die Mitte der Tafel ein, während die seitlich von dieser befindlichen Büfette unter der Last der schweren und prunkvollen silbernen Spül- und Kühlwannen, Handfässer, Schwenkkessel, Gießbecken, Gießkannen und Kettenflaschen fast zusammenbrachen. Der Hofhaltungsaufwand des ersten Preußenkönigs forderte beispielsweise jährlich nicht weniger als 820000 Taler, nur 10000 Taler weniger als die gesamte Zivilverwaltung des Königreichs. Der Tafelschatz der Monarchen aus silbernen Geräten, der jährlich komplettiert wurde, stellte allein ein erhebliches Vermögen dar. Sein Inventar, das der sparsame Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. nach dem Tode seines Vaters aufstellte, umfaßte folgende, durchweg aus massivem Silber gefertigte Gerätschaften: 13 Kronleuchter, 16 Tische, 18 Spiegel, 48 Gueridons, 26 Girandolen, 437 Blaker, 68 Brandruten, 5 Kaminroste, 1 Kanapee, 3 Armsessel, 23 Vasen, 10 Blumentöpfe, 2 Rauchfässer, 6 Becher, 2 je von drei Figuren gehaltene Erdkugeln, 9 Feuerschirme, 10 komplette, mit Silber beschlagene Kamingeräte, 4 Schippen, [illegible] Zangen, 5 [illegible] 3 Handfässer, [illegible] kale oder [illegible] men", 1 [illegible] chen, 8 Kö[illegible] fektschalen, [illegible] denzteller, [illegible] nen, 14 [illegible] Trichter und 1 [illegible] benflasche. Vollständige silberne Tafelservice waren insgesamt 14 Stück vorhanden, die zusammen 10402 Mark (1 Mark = etwa ½ Pfund) wogen, außerdem eine erhebliche Anzahl nicht inventarisierter Kaffee- und Teeservice, Becher, Löffel, Toiletten usw. Von den wenigen noch erhaltenen Stücken trägt das ehemals im Rittersaal des Königlichen Schlosses aufgestellte Silberbüfett die wertvollsten.

Friedrich Wilhelm I. und vorzugsweise Friedrich der Große ergänzten und vermehrten diesen Schatz andauernd. Die Gründe hierzu, insbesondere soweit es den ersteren betrifft, sind wohl erst sekundär auf die Freude am Prunk zurückzuführen. Maßgebend für beide waren zunächst politische Gesichtspunkte.



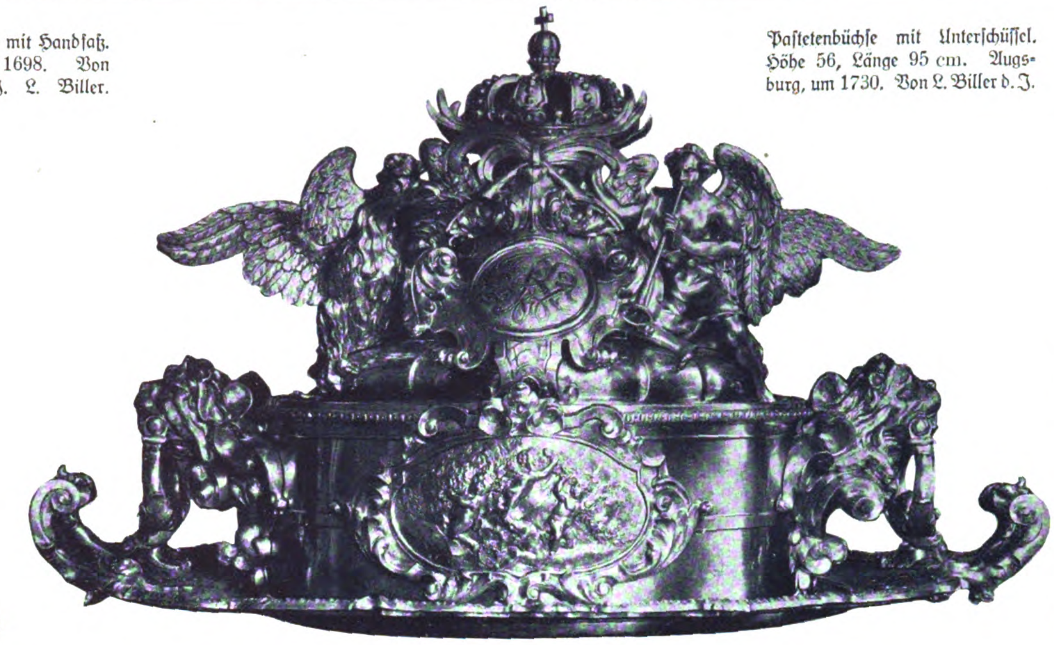
Gießbecken. Durchmesser 1 m. Augsburg, 1698. Von L. Biller d. Ä.



Teller vom goldenen Service Friedrichs des Großen. Durchmesser 24,5 cm.



Spülwanne mit Handfaß. Augsburg, 1698. Von A. und J. L. Biller.



Pastetenbüchse mit Unterschüssel. Höhe 56, Länge 95 cm. Augsburg, um 1730. Von L. Biller d. J.

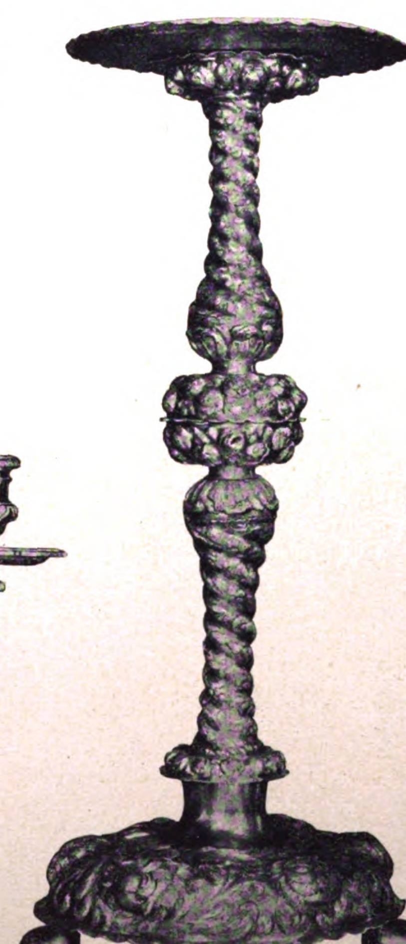
Friedrich Wilhelm I. hatte seinem Reich eine anerkannte und geachtete Stellung erworben und dessen wirtschaftliche Verhältnisse konsolidiert. Wenn er am Ausgang seines arbeitsreichen Lebens dem Triebe zu künstlerischer Ausgestaltung seiner Umwelt, der stets in der Seele dieses scheinbar kalten Nützlichkeitsmenschen geschlummert, Gestalt verlieh, indem er für Talermillionen die herrlichsten Edelmetallschätze ankaufte, so geschah es, um in weiser Voraussicht einen Notschatz zu schaffen, der in Zeiten höchster Bedrängnis jederzeit flüssig gemacht werden konnte. Aus dem Goldschatz des ersten Königs, über dessen Bestand leider nichts Genaueres bekannt ist, ließ sein großer Enkel durch den berühmten Hofgoldschmied Lieberkühn ein Tafelservice anfertigen, dessen Goldwert auf 107054 Taler, 8 Groschen und 4¹/₂ Pfennig geschätzt wurde. Den wundervollen Goldtrousseau, den seine Mutter, Sophie Dorothea, teils in die Ehe gebracht, teils vom Schwiegervater und Gatten geschenkt erhalten, und den der Sohn geerbt hatte, ließ dieser durch Lieberkühn gleichfalls zu einem Tafelservice umarbeiten. Vereinigt mit dem ersten, repräsentierte das gesamte goldene Tafelgeschirr einen Kapitalwert von nicht weniger als 2500000 Reichstaler. Der große Geldbedarf der Schlesischen Kriege zwang Friedrich, sein Tafelsilber nach und nach zu Münzmetall einschmelzen zu lassen. Der Goldschatz, der die Schlesischen Kriege überdauert hatte, fiel 1809 der französischen Kriegskontribution zum Opfer. Von der Menge der Silbergegenstände ist wenig, von den Goldservicen nur ein einziger Teller übriggeblieben, dessen wundervolle, in edelstem Rokoko gehaltene Form auf die außerordentliche Schönheit des Gesamtservices schließen läßt.

Die einzelnen Gegenstände des Tafelschatzes der ersten preußischen Könige, soweit sie noch greifbar oder in Abbildung erhalten sind, gehören zu den hervorragendsten und stilreinsten Erzeugnissen der zeitgenössischen Edelschmiedekunst. Sie verkörpern glänzende Beweisstücke für den Hochstand des damaligen einheimischen Kunstgewerbes, das den Wettbewerb mit keinem anderen Lande der Welt, Italien nicht ausgenommen, zu scheuen hatte. War doch der berühmte Neptunsbecher, den man einst Benvenuto Cellini selbst zuschrieb, ein Werk des Berliner Goldschmieds Bernhard Quippe. Graf N. Rehbinder.



Nebenstehend:
Vergoldeter Münzbecher. Arbeit von Müllers um das Jahr 1750.



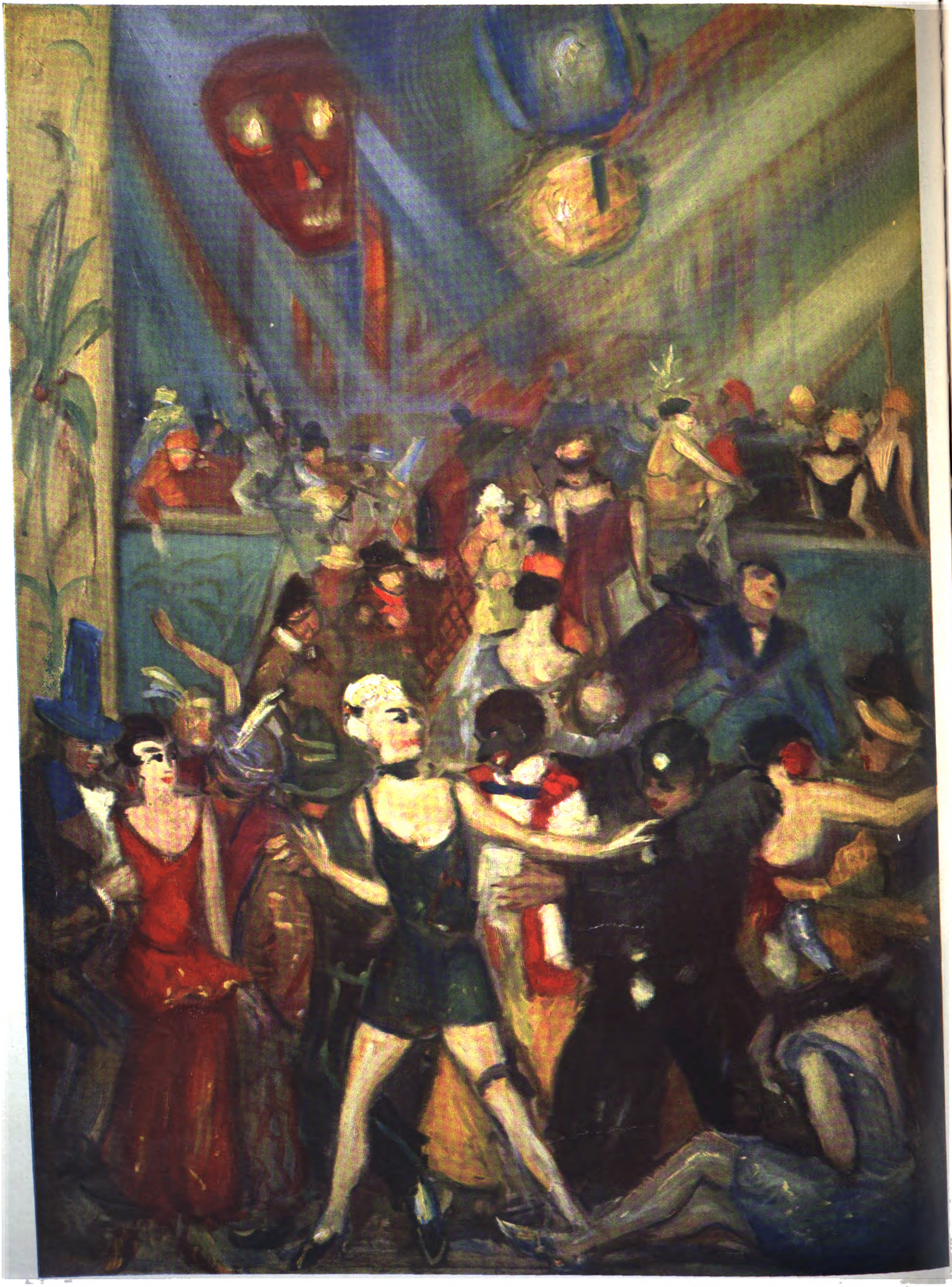


Gueridon. Höhe 1,10 m. Magdeburg, um 1681. Von G. Overdieck.



Kettenflasche. Höhe 56 cm. Augsburg, 1698. Vom Meister C. W.

Nebenstehend: Girandole. Höhe 56 cm. Augsburg, um 1730. Von Joh. Engelbrecht.



MOMENT DER ÜBERRASCHUNGEN: DIE DEMASKIERUNG HAT BEGONNEN

GEMÄLDE VON R. DUSCHEK

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(5. Fortsetzung.)

Der Bürgermeister zuckte zusammen. War das eine Art hinauszugehen. Ordnungsstrafe! Aber er war zu verstört, als daß er etwas Geordnetes hätte planen, geschweige veranlassen können. „Wo findet mein Beamter Fräulein Rita Ritelli?“

„Denklich im Zirkus, aber genau kann ich das nicht angeben.“

Der Amtsrichter holte tief Atem. Er wälzte eine Last, aber nicht ab, sondern nur in eine andere Lage. „Holen Sie Fräulein Ritelli“, befahl er; und Klinkhammer ging.

„Sie brauchen dann nicht mehr zu warten“, erklärte der Amtsrichter dem Direktor Forto. „Aber ich verpflichte Sie, für die nächsten Tage den Bannkreis der Stadt nicht zu verlassen. Sie werden überwacht sein, Sie und Ihr — Etablissement.“

Als sich die Tür geschlossen hatte, trat der Bürgermeister aus seiner Fensterecke hervor. „Menschenskind, was soll die Rita? Du glaubst doch nicht im Ernst...?“

Schwepp sah den Freund groß an. „Lieber,“ sagte er — es war sein Spezialausdruck — „ich glaube, wir waren bisher auf falscher Fährte. Nicht die Centa Basler ist die Mörderin...“

„Sondern? Der Forto, dieser Direktor?“

„Jawohl! Und Helfershelferin, die ihm die Tür öffnete, die zur Zeit der Tat bei dem Hinz war, um sich angeblich ihre Zeitungsnotiz zu holen: die Ritelli! Und ich werde die beiden nicht weglassen, bis wir die Leiche aus dem See heraufhaben. Dann wird der Befund aufweisen, ob erwürgt von Weiberkrallen oder niedergeschlagen von diesem Kerl.“

In diesem Augenblick reichte ein Sicherheitsbeamter den Brief des Doktors Lindemann herein, der die Blutspuren an der Gartentür untersucht hatte. Der Bürgermeister erbrach den Brief, er überflog die wenigen Zeilen. „Menschenblut“, sagte er tonlos.

Der Amtsrichter neigte den Kopf, als bestätige er sich ein Urteil. Er sank in sich zusammen. —

In dieser Verfassung fand Rita Ritelli ihre beiden Kavaliere. Sie machte einen spöttischen Knicks. „Die hohe Obrigkeit wünscht meine bescheidene Person zu sehen, zu sprechen. Womit kann ich dienen?“

„Klinkhammer, gehen Sie, bitte, hinaus.“

Klinkhammer verschwand.

„Oh, oh,“ machte Rita, „welche Geheimnisse bereiten sich vor?“ Ihr Mund stand aufreizend rot, wie eine dunkle Rose, mitten im Gesicht. Man sah nur diesen Mund. Der Bürgermeister hing daran. Er wollte ihr etwas zuflüstern, aber dieses Mädchen ging auf keine versteckte Andeutungen und verrenkte Lippenformungen ein. „Ist es dieses ermordeten Doktors wegen?“ sagte sie. „Ihr vernehmt wohl die ganze Stadt?“

„Bitte, Fräulein Ritelli!“ pochte der Amtsrichter auf. „Vergessen Sie nicht, Sie stehen hier vor Männern im Dienst! Wir sind jetzt nicht die Privatpersonen des — nun also — verflossenen Abends.“

„Aha! — Gut, daß Sie dies erwähnen.“

„Fräulein Ritelli!“ Er schlug auf den Tisch, geriet zwischen seine Federhalter und brachte sie ins Rollen. „Ich muß denn doch bitten!“

„Aber nein,“ wies sie harmlos zurück, „ich muß gehorchen. Fragen Sie nur. Gewiß wollen Sie etwas von mir wissen. — Also, ich kenne den Doktor Hinz von zwei Gesprächen. Er versprach mir, für das Tageblatt einen netten Willkommensartikel zu schreiben. — Wie man so ist als Künstlerin, ich spielte mit dem Feuer“ — sie lächelte — „das brauche ich zwei so erprobten Kämpen nicht weiter zu erklären — und versprach, mir den Artikel gegen Abend abzuholen.“ Sie zuckte die Achseln. „Aber er hatte es eilig. Vielleicht wollte er korrekt sein. Jedenfalls reichte er mir das Blatt durch die kaum geöffnete Tür. Das ist alles. — Kurz darauf ist er dann ja wohl ermordet worden — wie ich hörte. Ich war etwa $1/2$8 Uhr bei ihm.“

Der Amtsrichter blinzelte nervös. Diese Zeitangabe war das einzig Wichtige in Ritas langer Erzählung. „Wann waren Sie wieder im Zirkus?“

Sie lächelte. „Die Stunde bis gegen 9 Uhr, ehe Sie kamen, war ich mit meinem Sarazenen allein.“

„Wer ist Ihr Sarazene?“

„Mein Pferd, wer sonst!“

„Ach so, natürlich. Mit wem haben Sie gesprochen in dieser Zeit, die übrigens mehr als eine Stunde ausmachte? Wir — ehem — kamen erst gegen zehn Uhr, um ein wenig zu inspizieren.“

„Mit dem Pferd habe ich gesprochen. Menschen waren nicht da. Der Stallknecht, der die Wache hatte, schlief. Der Direktor war in der Stadt. Die Clowns bummelten vermutlich in den Schanklokalen herum. — Kurz nach Ihnen, meine Herren, kam ja dann der Pförtner, unser alter Johannes, das Mädchen für alles.“

„Sie leugnen natürlich, mit dem Mörder in irgendwelchen Beziehungen gestanden zu haben.“

„Wer ist denn der Mörder?“

„Pablo Forto!“ Knapp und würdig.

„Um Gottes willen!“ Rita prallte zurück, als tue sich ein Abgrund auf. „Was reden Sie denn! Dieser alte Mann, der in seiner Gutmütigkeit oder besser an seiner Gutmütigkeit alle 8 Wochen pleite geht, der sollte einen lebenden Menschen umgebracht haben! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber das ist eine Kateridee. Das kommt gewiß von dem Sekt. Er war auch nicht berühmt, oder wie fanden Sie ihn?“

„Sie werden uns nicht ablenken, Rita Ritelli. Ihre geschickte Plauderei ist für uns als plump angelegter Bluff erkennbar.“

Rita wurde ernst. „Was wollen Sie von mir?“

„Ihr Geständnis! Es wäre das beste für Sie. Dieser Alte hat Sie überredet, nicht wahr? Bei der eigentlichen Tat waren Sie gar nicht dabei; sie öffneten nur die Tür und ließen den Pablo Forto herein. Sagen Sie es uns, Sie werden milde Richter finden. Sie sind noch jung, ihr Leben kann noch gewandelt werden. Ich will mich bemühen...“

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Amtsrichter,“ sagte Rita kühl, „auch weiterhin würden diese Bemühungen erfolglos bleiben... Aber das möchte ich Ihnen beiden sagen: Machen Sie mir Schwierigkeiten — ich habe keine Rücksichten zu nehmen!“

„Was heißt das? Eine Drohung?“

„Was hieß das, was Sie fortgesetzt auf mich haben niederprasseln lassen! Gutes Zureden etwa?“

„Schön,“ sagte der Amtsrichter, wie man so ein Wort sagt und das Gegenteil meint, „das läßt sich dann eben nicht ändern. Muß dieses Souper — Himmel, was war denn? ein bißchen italienischer Salat und nachher die paar Flaschen Sekt...“

„Und die vielen Anträge, keusch und unkeusch, direkt und indirekt — oh, sagen Sie das nicht, Herr Amtsrichter, ich bin überzeugt, man wird Stoff zum Lachen für Monate haben. — Vielleicht stelle ich einen Sketch zusammen, eine Varieténummer: Bürgermeister, Amtsrichter und Zirkusreiterin! Man kann das ausschmücken, wenn der Titel allein noch nicht ziehen sollte.“

Der Amtsrichter kochte auf; urplötzlich war der Siedepunkt da. „Rita Ritelli,“ rief er, „Sie sind verhaf.f.f...“

„Halt!“ rief der Bürgermeister. „Warte noch!“

Der Amtsrichter, über sich selbst hinausgeschossen für die Sekunde, gab die Führung ab. „Auf deine Verantwortung...“

„Ja.“ Und der Bürgermeister, blaß bis in die Lippen, sagte: „Fräulein Ritelli, wenn Sie sich verpflichten, die Stadt vorläufig nicht zu verlassen, dann bleiben Sie frei.“

„Ich verpflichte mich zu gar nichts.“ Sie stampfte auf. „Ich habe keine Lust...“ Sie sah in das verzerrte, angstvolle Gesicht des alten Herrn, der Bürgermeister dieser Stadt hieß, und sie brach ihren geplanten Satz ab. Sie dachte, daß hier im Grunde von einer Kränkung nicht die Rede sein konnte. Das Mißgeschick einer Verknüpfung anerkennend, sagte sie, gutmütig, wie sie letzten Endes war: „Also schön; ich bleibe hier.“

Der Bürgermeister wollte „Danke“ sagen, aber er verschluckte es. Der Amtsrichter saß stumm, erschöpft; nagte an etwas Imaginärem in seinem Munde.

„Servus,“ sagte Rita Ritelli, „auf Wiederhören!“

Niemand hielt sie auf. Mit raumgreifender Bewegung, als schlüge sie den Mantel zurück, öffnete sie die Tür. Hinter ihr knickten zwei Männer zusammen wie verbrauchte Taschenmesser.

Drüben auf dem Rücken des Wetterhahns balancierte eine aufregende Sekunde lang die Sonne, dann ließ sie sich herabfallen und rollte den Pappeln entgegen, hinter denen sie zur Ruhe zu gehen pflegte. Aber vorher jagte sie noch einmal ein paar tiefe und schon rot gefärbte Strahlen in das Amtszimmer des Herrn Schwepp; die fuhren wie Pinsel über die trüben Gesichter der beiden Männer und übermalten sie mit goldener Bronzefarbe, in die ein Schuß Karmin geraten war.

Da sahen sie nun sehr komisch aus, diese beiden Häupter der Stadt, wie betrunken etwa, oder wie jene holzgeschnitzten und rot bemalten Götter der Südseeinsulaner. Und waren doch weder betrunken, noch stellten sie hölzerne Götter vor.

VI.

Bürgermeister Gonschorek kam aus den Sorgen nicht mehr heraus. Man hatte zwar im Nonnensee auch gestern noch nicht die Leiche gefunden, aber es war ein Stiefel aufgefischt worden, von dem die Haushälterin Centa Basler erklärte, daß er ganz gut dem Peter Hinz gehört haben könne. Immerhin war das alles noch keine Gewißheit. Man suchte, grub und fischte weiter.

Aber es war da jetzt noch etwas anderes, was dem Bürgermeister höchst beunruhigend erschien; das war das Benehmen und Aussehen

der Tochter Luzy. Dieses Mädchen war bleich wie Leinwand, hatte tiefe, nächtige Ringe unter den Augen und wich allen liebevollen Fragen scheu aus.

Der Vater hatte in Güte versucht, den Verlauf jenes Mordabends von ihr zu erfahren; hatte schließlich zu Drohungen seine Zuflucht genommen — alles vergeblich. Er schien keinen anderen Erfolg errungen zu haben als den, seine Tochter vollends verschüchtert zu sehen. Jetzt war sie ganz und gar unzugänglich.

Grauenvolle Vorstellungen peinigten den gehetzten Vater. Sollte ihr Aussehen, das auf durchwachte, verquälte Nächte schließen ließ, in irgendeiner Beziehung zu dem Mord stehen!

Am Mittag, als Luzy schon nach der Suppe das weitere Essen vorübergehen ließ, wurde es dem Vater zu bunt. „Warum ißt du nicht?" rief er. „Ich verlange, daß bei mir am Tisch gegessen wird!"

Sie sah mit mattem Blick zu ihm auf. „Mir ist nicht wohl."

„Wieso?"

„Wenn ich Königsberger Klops nur sehe, wird mir übel. Ein einziger Bissen — und ich müßte hinaus."

Der Vater erblaßte. Er war verheiratet gewesen; er hatte das allererste Werden dieser Tochter sozusagen miterlebt. Er zog gräßliche Parallelen zwischen heute und vor 18 Jahren. Aber Worte versagten. Wie konnte er dies Kind, das immerhin eine junge Dame war, derartiges fragen. Er würgte den Klops hinunter.

„Mahlzeit."

Luzy zog sich eilends zurück. Er sah ihr nach. Es drängte ihn, die Angelegenheit doch zur Sprache zu bringen. Er erhob sich, ließ seine Flasche Bier im Stich und wollte zu seiner Tochter, die er in ihrem Zimmer vermutete. Da schlug die Flurtür hinter ihr zu. — Er zauderte nicht lange und verwarf jede Überlegung. Sein Mut mußte benutzt werden. Vielleicht raffte er sich nicht noch einmal auf. Mit langen Schritten ging er seiner Tochter nach. Er wollte gewiß nicht spionieren. Hastig schritt er aus, sie einzuholen; aber Luzy war schneller.

Plötzlich ging die Jagd in die Bäckerstraße. Ein Torweg war da, tat sich auf; Luzy verschwand von der Bildfläche.

Stockend trat der Bürgermeister näher, stierte das Emailleschild an, las verschwimmende Buchstaben, entzifferte: „Frau Weidemann, Hebamme." — Er drehte um, trottete heim wie ein herrenloses Pferd, stumpf dem Stall entgegen. — Die weise Frau... So pocht das Schicksal an die Pforte...

Drüben auf der anderen Seite der Straße kam nach einer guten Weile der Doktor Stein. Er hatte Luzy nicht bei Frau Weidemann verschwinden sehen, er sah sie jetzt aus dem Torweg herauskommen.

Sie begrüßten sich freundschaftlichst, beinahe vertraut. —

Luzy sah sehr schlecht aus; ihre blutleeren Lippen klebten aneinander. Er fragte nicht erst, wie es ihr ginge; er sah, wie es ging.

„Haben Sie einen Besuch gemacht?" meinte er, aber das sollte nicht zynisch kommen; es war nur eine grenzenlose Verwunderung, die geradeaus schritt.

„Nein," sagte Luzy, „ich vermeinte, dies sei ein Durchgang." Sie war noch blässer.

Grün und gelb sieht sie aus, dachte er, und sein Hirn raste Kombinationen entlang, verwirrte sich, verknotete Klarstes und blieb stehen vor der zwingenden Erkenntnis: Ein Kind! Er versank in Grübeln. War das möglich? Dumpfe Trauer. Dieses Mädchen, selber noch Kind! Wer hatte das gewagt! Fragen? Ausgeschlossen! Er faßte an den Hut: „Ich muß hier abbiegen," sagte er, „auf Wiedersehen!"

Sie nickte nur. Da riß er sich herum, los von ihr. Er ertrug das nicht mehr. Dieses arme Hascherl. Stolpernd, über den Kantstein stürzend: Wer? In drei Teufels Namen, wer!

Drüben kam, blaß, finster, der junge Schwepp. Er lüftete die Seidenmütze. Der Doktor hielt ihn an. Wie unsicher war dieser junge Mann! Dumpfer Verdacht wogte an. Der? Dieser Bursche, der Luzy mit Briefen verfolgte? Hier fragte er ohne weiteres. „Wie geht es? Sie sind so still. Drückt Sie ein Kummer? Ein Geheimnis?"

Der Schüler zuckte zusammen. „Welches Geheimnis?" sagte er rauh. „So fängt man Dumme, Herr Doktor."

Jetzt erstaunte Cäsar Stein. Der Mord spukte in jedem Kopf dieser Stadt. Es lag etwas in der Luft, was man mit Fluidum Verdacht bezeichnen könnte. Irgendwie flog diese Ideenverbindung den Doktor zu, daß Valentin Schwepp mit der Mordgeschichte in Verbindung stehe. Es schien ihm selber eine Rettung, es lenkte von dem anderen, schrecklicheren Verdacht ab, daß jener ein werdender Vater sei. „Ihr Benehmen ist in diesen Tagen so seltsam, irgend etwas stimmt da nicht", sagte er.

„Was soll denn nicht stimmen?"

„Den ermordeten Doktor Hinz haben Sie gekannt, wie ich aus Ihrem Munde weiß."

„Wenn schon, Ihr Freund war er ja auch nicht."

„Ich hatte meine Gründe."

„Ich ebenfalls."

„Hm. — Wo waren Sie in der Stunde, in welcher der Mord geschehen sein soll?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie?"

„Lediglich aus Neugierde. Ich würde bedauern, wenn eine ausweichende Antwort Ihrerseits mich veranlassen müßte, Vermutungen anzustellen."

Valentin Schwepp sah ein, daß Trotz und Schweigen hier wirklich unangebracht sein würden. Daß da viel Staub aufgewirbelt werden konnte, wo er Stille wünschte. — „Ich war mit Fräulein Gonschorek spazieren," sagte er.

Der Doktor hielt an sich. „Das ist eine Lüge", sagte er. Er konnte geruhig dies scharfe Wort anwenden, denn Luzy war um diese Zeit bei ihm gewesen. Immerhin sagte er noch abschwächend: „Das ist wirklich nicht gut möglich. Man weiß, wo Luzy Gonschorek bis 9 Uhr sich aufhielt."

Valentin, in dem Bestreben, sicher zu erscheinen, wollte keine Stockung aufkommen lassen, die ihm als Verlegenheit ausgelegt werden konnte. „Und nachher?" lächelte er.

Der Rechtsanwalt erschrak heftig. „Wieso..." stammelte er, und verwirrte sich vor entsetzten Gedanken.

Valentin trat einen Schritt zurück. Er sah den Doktor an und erkannte blitzklar: Vor dir steht der Mörder! Dieser Doktor Stein wußte wie ich, daß Luzy bei dem Doktor Hinz war. Vielleicht benutzte er meine Leiter, stieg ein und tötete den Peter Hinz aus Eifersucht. „Sie wissen, wo Luzy an jenem Abend war?" wollte er noch einmal festgestellt wissen.

„Ich weiß es sehr genau."

Valentin fühlte, wie Erhabenheit und scheue Ehrfurcht ihn ankamen. Das war ein Geständnis; nun lag alles offen vor ihm. Dieser hatte vollendet, was für ihn dumpfer Plan nur geblieben. Er reckte die Hand vor, angerührt in der Seele, wo Pathos und falsche Romantik schliefen: „Schweigen Sie, ich werde ebenfalls stumm sein!" und aufgerichtet: „Um Luzy willen darf nichts laut werden!" Wandte sich um; ging die Bäckerstraße hinunter, bebend vor eigener Größe, die sich würdig gefunden hatte dieser Stunde.

Cäsar Stein ließ ihn laufen. Er fand, sprachlos im Moment, nicht einmal das Abschiedswort. Gab es diesen Zynismus? Siebzehn Jahre und solche Kühnheit! Das war ja so gut wie ein Geständnis! Luzy war demnach von ihm fort zu dem Doktor Hinz gegangen... Ja, aber wie denn, wie denn? — Da kam die Erleuchtung. Dieser Hinz hatte sie vergewaltigt! Sie hatte sich gewehrt, vielleicht lag da ein Briefbeschwerer, mit dem sie zuschlug; vielleicht krallte sie ihre süßen, kleinen Hände um die Kehle des Schuftes — er starb jedenfalls. Was tat das unglückliche Mädchen nun? Es holte den Freund, den Knaben von 17 Jahren. Der schleppte die Leiche fort. — Erschüttert ging der Doktor Stein. Wieder war ihm der Kantstein zu schmal, aber er fand sich jetzt; dieser Ruck war wie ein Anruf gewesen. Gab es so viel Leid auf der Welt? Dieses unglückselige Mädchen — Mörderin, Buhle — jetzt gar Mutter. Mörderin des Vaters ihres Kindes... Seine Lippen waren blaß. Es war alles so schaurig. Alles Leben war vergiftet, hatte den bösen Odem Mord und Blut in dieser Stadt. — Aber er war ein Ehrenmann. Er würde schweigen. Seine Kombination, so scharf und mustergültig sie an sich war, würde verschüttet bleiben unter der Tragik des Wissens. Mochten die Organe der Gerechtigkeit selbst finden! Sein Herz spielte gewiß nicht den Angeber. — Es hatte ihn ja auch niemand gefragt.

Er ahnte nicht, daß das Schicksal schon unterwegs war, daß es in der Verkleidung des Herrn Klinkhammer bereits vor seiner Tür stand, wenn er nach Hause kam. Er trat noch, harmlos und nicht ahnend, daß er bereits Verbrecher war, in die Konditorei von Kunstmann und bestellte sich Eis mit Sahne. So etwa sublimierte er das Grauen der letzten Viertelstunde.

Der junge Valentin kam unterdes nach Hause und eilte in sein Zimmer. Er ging mit langen Schritten vor dem Pult auf und ab. Von der Wand lächelte Luzy aus goldenem Rahmen, ein Tanzorden dekorierte sie vollends. Er blieb vor ihr stehen. Er hob die Hände zu ihr, als sei sie die Madonna. „Luzy, was soll ich tun...?" Sein Blick forschte in ihren Zügen; unbewegt lächelte sie. Er raste mit gespreizten Fingern durch sein Haar. „Sag' mir, wie es war. Sahst du, wie die beiden Männer aneinandergerieten... standest beiseite, Kampfpreis; lächeltest etwa?" — Er redete laut. Seine Phantasie ging durch. „Stieg dieser Doktor Stein in das Fenster, riß dich aus des anderen Armen, schlug den Hinz nieder? Fochten sie, würfelten sie um dich? Standest du dabei, als Doktor Stein den Peter Hinz in den Sack steckte? Luzy! lastet das Grauen dieser Stunde auf dir, bist du deshalb so verstört, so blaß in diesen Tagen? — Geliebte, verfüge über mich. Kann ich etwas tun für dich, reden... schweigen... was!"

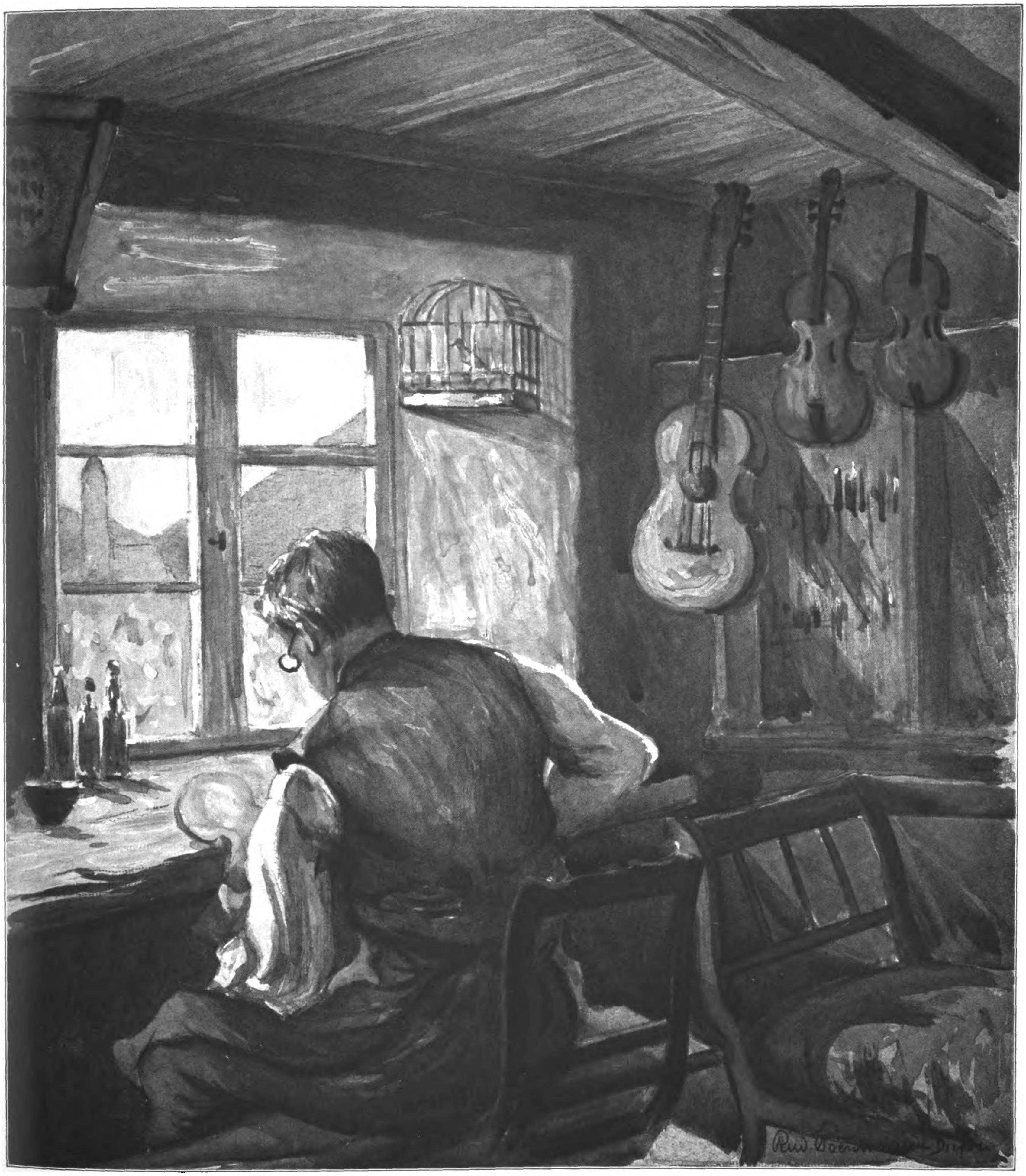
Die Tür öffnete sich. In der Füllung stand der Amtsrichter; das entsetzte Gesicht Frau Sidis blinkte blaß hinter ihm auf. Der Vater dieses Monologredenden sagte: „Mein Sohn, wie kommst du auf die Idee, daß Doktor Stein den Hinz ermordet haben soll? Oh, sei ganz ruhig. Rolle nicht die Augen. Wir haben nicht gelauscht, das heißt, wir wollten nicht lauschen. Wenn du schreist, daß man es vor der Tür versteht, ist das deine Schuld."

„Valentin," bat Frau Sidi, „wie kommst du nur zu solcher Meinung? Ist denn die ganze Stadt verrückt durch diesen Mord!"

„Meine Liebe," sagte Schwepp, „laß uns allein. So etwas erledigt man besser unter Männern." Damit gewann er sofort Terrain bei seinem Sohn.

„Vater," sagte Valentin, „ich habe soeben mit dem Rechtsanwalt Stein gesprochen. Er hat mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde. Ich decke mit meinem Körper die Ehre einer Dame. Aus mir holst du kein Wort heraus."

(Fortsetzung folgt.)



KÜNSTLERARBEIT FÜR KÜNSTLERWERKZEUG:
MITTENWALDER GEIGENBAUER IN SEINER HÄUSLICHEN WERKSTATT

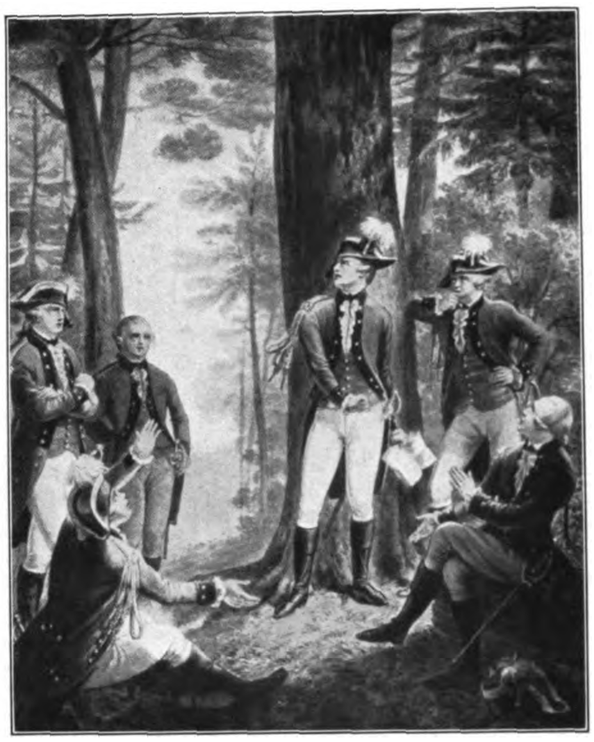
AQUARELL VON RUDOLF POESCHMANN

HERZOG KARL EUGEN VON WÜRTTEMBERG

ZU SEINEM 200. GEBURTSTAG (11. FEBRUAR)



Franziska von Hohenheim, die Geliebte und spätere, zweite Gemahlin Herzog Karl Eugens von Württemberg. Nach einem Gemälde im Schloßmuseum zu Stuttgart.



Schiller trägt im Bopserwald bei Stuttgart Mitschülern die „Räuber“ vor. Aquarell von K. Heideloff. (Schiller-National-Museum, Marbach.)



Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728—1793), der Gründer der durch Schiller so bekannt gewordenen Karlsschule. Stich von J. F. Leybold nach dem Gemälde von C. J. Schlotterbeck. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

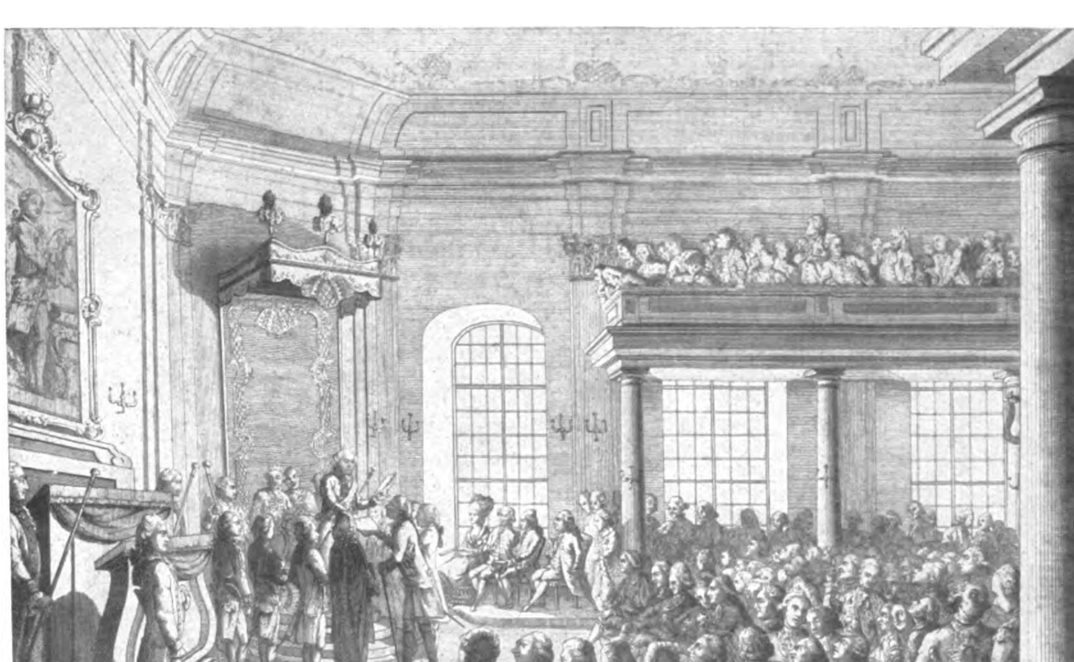
Als Gründer der Karlsschule, aus der der junge Schiller hervorging, lebt Herzog Karl Eugen von Württemberg in der Erinnerung der Nachwelt fort; vielen erscheint dieser Fürst heute noch nur als der Tyrann, vor dem der Dichter ins „Ausland“ floh. Und doch hatte der Herzog es in seiner Art gut mit dem jungen Schiller gemeint, denn er hatte ihn ja in seine Karlsschule aufgenommen. Damit wäre auch dessen Zukunft gesichert gewesen, aber für die schöne Literatur hatte Karl Eugen nun einmal kein Verständnis. Er selbst war ja am Hofe Friedrichs des Großen in Berlin erzogen worden, und von da konnte er doch sicher keinen Sinn für deutsche Dichtung mitbringen.

Beim Tode seines Vaters war Karl Eugen erst 9 Jahre alt, und so führte erst eine Vormundschaft die Regierung, aber schon 1744 wurde er für großjährig erklärt. Das war ein schwerer Fehler, denn die Lehren Friedrichs des Großen hatten auf ihn keinen nachhaltigen Eindruck gemacht, und so traten im ersten Teil seiner Regierungszeit nur die Fehler seines Charakters zutage: seine Eitelkeit, seine Genußsucht und seine Verschwendungssucht. Leider wirkte auch die Ehe nicht erzieherisch auf ihn ein, denn seine Gemahlin, die Prinzessin Friederike von Bayreuth, eine Nichte Friedrichs des Großen, verließ ihn schon nach wenigen Jahren, um nie wieder zurückzukehren. Ihr zuliebe hatte er sein Hoftheater zur Blüte gebracht, und nun waren es italienische und französische Tänzerinnen und Sängerinnen, mit denen er ein prunkvolles Leben führte.

Karl Eugen hatte einen regen Kunstsinn, und so ließ er das prachtvolle neue Residenzschloß in Stuttgart bauen, außerdem die Schlösser Solitüde, Hohenheim und Scharnhausen, Monrepos bei Ludwigsburg und kleinere Jagdschlösser. Er zog den Adel an seinen Hof und veranstaltete große Jagden und Feste, wie Württemberg sie noch nicht gesehen hatte.



Die Karlsschule (Militärakademie) in Stuttgart. Stahlstich nach einer Zeichnung von Conz. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

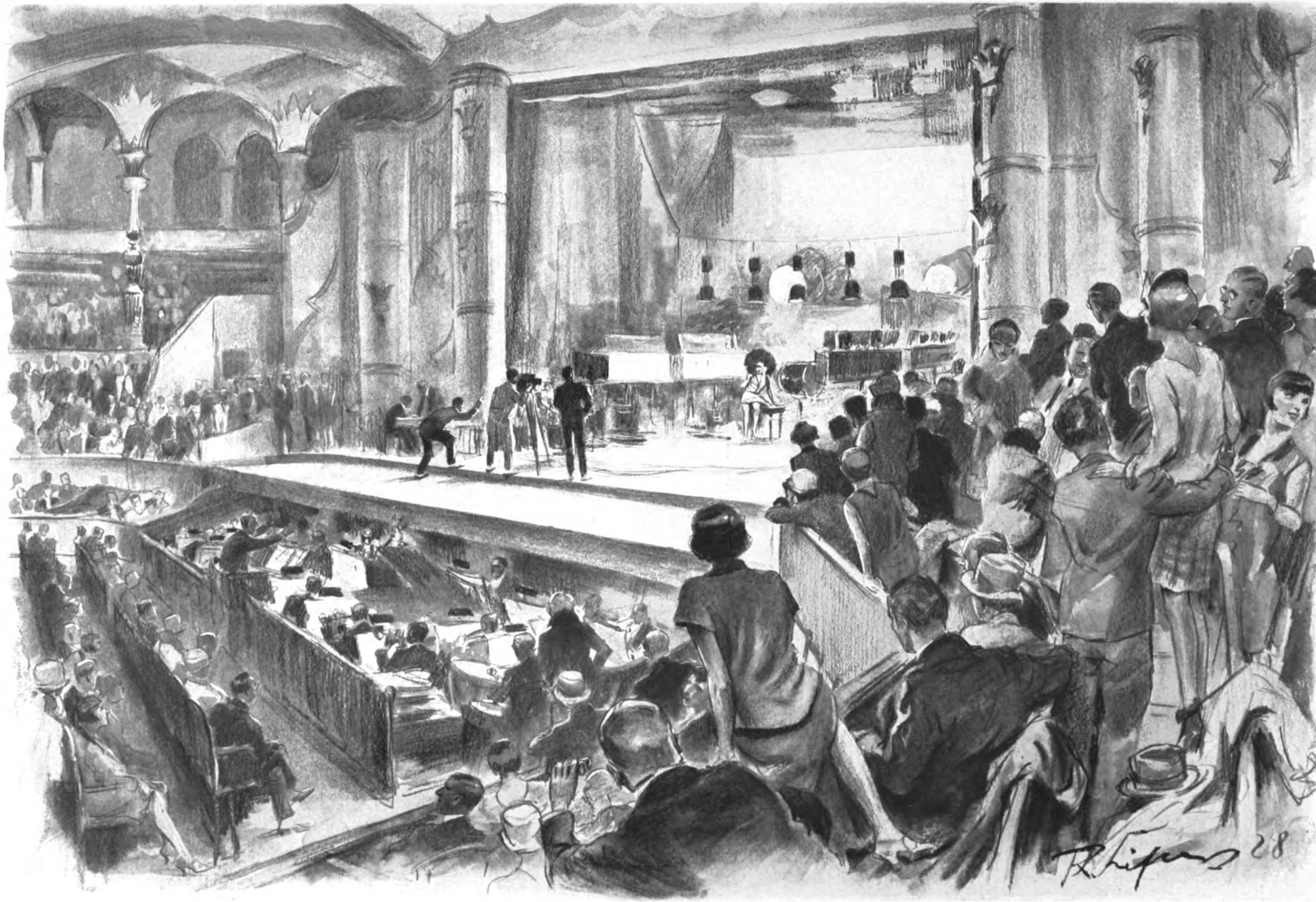


Festakt der Erhebung der Militärakademie zur Hohen Karlsschule 1782. Stich von R. Heideloff nach der Zeichnung von V. Heideloff. (Schiller-National-Museum, Marbach.)

Einen Teil der Mittel gewann er durch seinen Subsidienvertrag mit Frankreich, wodurch er sich verpflichtete, Truppen zu unterhalten, die auf Verlangen in französische Dienste treten mußten. Das geschah denn auch im Siebenjährigen Krieg. Die ganze übrige Zeit seiner langen Regierung lebte das Land in Frieden, aber heftige Kämpfe gab es zwischen dem Herzog und der Landschaft oder den Landständen, die seinen stets wachsenden Geldforderungen energisch entgegentraten. In dem Erbvergleich von 1770 mußte der Herzog schließlich nachgeben. Allmählich mäßigten sich auch seine Leidenschaften, und an seinem 50. Geburtstag ließ er von allen Kanzeln jenes merkwürdige Bekenntnis verlesen, wie es sicher noch kein absolutistischer Fürst geschrieben hatte. Die Beziehungen zu seinen Untertanen besserten sich zusehends, zumal als er sich nach Hohenheim zurückzog, wo er mit der von ihm entführten Franziska v. Leutrum, die er vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben ließ und 1785 auch ehelichte, das Leben eines Landedelmanns führte. Auf die wirtschaftliche Hebung seines Landes war er auch in seinen Sturm- und Drangjahren schon bedacht gewesen, aber dann erwachten in ihm seine pädagogischen Neigungen, die er in der Karlsschule und der École des Demoiselles betätigte.

Obschon er sich durch viele Maßnahmen, die militärischen Aushebungen und den Verkauf seiner Landeskinder an Frankreich und Holland, seine Steuererpressungen und die Gefangennahme verdienstvoller Männer wie des Landschaftskonsulenten J. J. Moser und des Dichters Schubart verhaßt gemacht hatte, wurde er doch zuletzt so volkstümlich, daß er noch heute als „Karl-Herzog“ in vielen Anekdoten fortlebt. — Er starb am 24. Oktober 1793 in der Meierei des noch nicht vollendeten Schlosses Hohenheim.

Tony Kellen.



Der Film spürt schönen Frauen nach: Während der Probeaufnahme in der in ein Filmatelier verwandelten Alberthalle zu Leipzig.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

(Hierzu ein Beitrag „Film-Nachwuchs gesucht!" auf der nächsten Seite.)

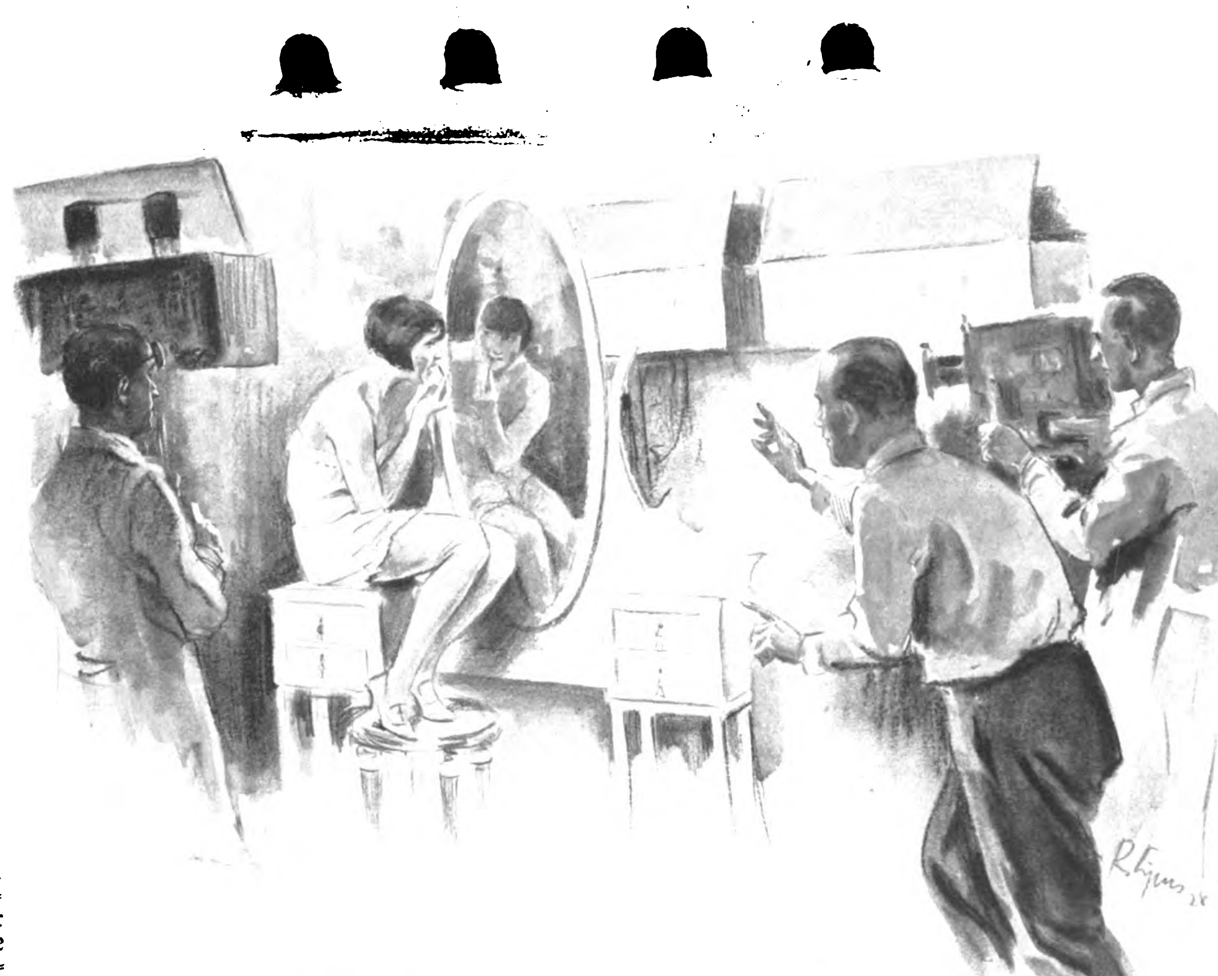
Film-Nachwuchs gesucht!

Die Entwicklung des Films spielt sich in einer Epoche ab, in der die Bestrebungen der Frau immer stärker auf ihr Selbstbestimmungsrecht hinzielen. Unzählige, die in ihren bisherigen Berufen an den Widerständen des Wirtschaftslebens gescheitert sind, suchen heute Zuflucht — beim Film! Von der Idee besessen, vom Manne unabhängig zu werden und auf eigenen Füßen zu stehen, oder in der Erkenntnis, daß der Mann infolge der unsicheren geschäftlichen Verhältnisse mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, eine Frau standesgemäß zu ernähren, glauben sie beim Film die größten Aussichten zu haben, rasch und — mühelos Geld, viel Geld zu verdienen. Gibt der Spiegel der Frau eine günstige Auskunft über ihr Aussehen, und befriedigt er ihre Eitelkeit, so festigt er in ihr die Hoffnung, den Anforderungen der Filmlaufbahn zu entsprechen. Bedenken doch die wenigsten, daß nicht allein das gut photographierte Gesicht, sondern vor allem die Ausdrucksfähigkeit des Körpers, das Mienenspiel, die Art der Bewegungen und Gesten beim Film, der lediglich durch das rein Sichtbare wirkt, den Ausschlag geben. Ganz abgesehen hiervon wird aber nur zu leicht die Tatsache übersehen, daß der Film eine Industrie ist, die mit Menschen wie mit Zahlen rechnet, und daß auch hier, wie allerwärts, Demütigungen, Enttäuschungen, gesundheitliche Gefahren, Kündigungen und Arbeitslosigkeit nicht ausgeschlossen sind.

Den größten Prozentsatz der Filmbegeisterten stellen jedoch jene jungen Menschenkinder dar, die, der Schulpflicht entwachsen, noch vor einer Berufswahl stehen und sich auf Grund körperlicher Vorzüge einbilden, für sie käme die Laufbahn einer Filmdarstellerin in Frage. Was sie vom Film kennen, beschränkt sich gerade auf das, was ihnen das Lichtspieltheater auf der weißen Wand vorführt — in vielen Fällen Bilder, wie sie das tatsächliche Leben nicht enthält. Den Luxus, in dem die Stars dort schwelgen, übertragen sie nur zu leicht auch auf das Privatleben der Künstlerin, und sie haben keine Ahnung davon, wie sich die wahren Bilder hinter den Kulissen gestalten — wo es wie in kaum einem anderen Beruf heißt, immer wieder aufs neue den Beweis seines Könnens zu liefern, um die Existenz zu ringen und sich zu behaupten. Dieses alles erfordert Arbeit, schwerste, aufreibende und entsagungsvolle Arbeit, denn nur wenigen ist es gegeben, jenes Maß an innerer Kraft aufzubringen, das sie dazu befähigt, Millionen Menschen Freude und Genuß zu bereiten.



Der hohe Herr Regisseur bei eingehender Prüfung: „Noch ein bißchen mehr neigen — das Profil ist nicht übel!"



Alles zur Probeaufnahme bereit: Wird die Filmanwärterin der Kritik der Kameralinse standhalten? Denn viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt!

Es bedarf nun keiner Frage, daß der Massenkonsum an Filmen eine Parallele in dem Massenverbrauch an Darstellern findet, denn viele „Stars" sind meistens nur für ein paar Jahre „Modesache". Die Suche nach geeignetem Nachwuchs ist daher eines der brennendsten Probleme der Filmindustrie. Die verschiedenartigsten Versuche, neue Gesichter zu entdecken, sind unternommen worden, aber nur selten hatten sie ein befriedigendes Ergebnis. Die Tatsache, daß die meisten Filmgrößen von der Sprechbühne zum Film kamen oder durch Zufall einem Regisseur auffielen, gibt zu denken.

Den Weg, aus dem anscheinend unerschöpflichen Reservoir der filmbegeisterten Frauen, neue Sterne zu schöpfen, beschritt jüngst die Ufa in Leipzig mit einem Film-Eignungs- und Schönheits-Wettbewerb. In dem großen Ufa-Palast „Alberthalle" versammelte sich am 29. Januar eine nicht geringe Anzahl von Anwärterinnen auf den filmischen Lorbeer. Tagelanger Vorarbeit hatte es bedurft, um aus den mehr als 3000 Anmeldungen die geeigneten Kandidatinnen auszuwählen, die dann im Kreuzfeuer der Jupiterlampen vor einem schaulustigen Publikum zu zeigen hatten, was sie konnten. Eine Reihe dieser künftigen Filmdiven — wer kann sagen, inwieweit sich all die hochfliegenden Hoffnungen dieser Glücklichen erfüllen werden? — bringen wir auf der gegenüberstehenden Seite im Bilde. Mit der Regie der in jeder Hinsicht interessanten Veranstaltung hatte die Ufa den bekannten Filmfachmann Regisseur Willy Buckan-Leipzig betraut. Die gesamte Ausführung lag in den Händen der Gesellschaft „Deutscher Kunstfilm" in Leipzig.



Der harte Fels in der Brandung der Ungeduldigen.

Wie gelangt man nun normalerweise zum Film? Von den Zahllosen, die Filmgesellschaften, Regisseur und Künstler mit der Bitte bestürmen, sie beim Film unterzubringen, verlangt man zunächst — wenn sie nicht aus bestimmten Gründen schon von vornherein als ungeeignet ausscheiden — die Vorlage einer Anzahl unretuschierter Photographien. Bewerberinnen, denen sich, dem Bilde nach zu urteilen, gewisse Aussichten bieten, werden zu einer Probeaufnahme ins Filmatelier bestellt, um den Beweis ihrer Tauglichkeit zu erbringen. Diese Probeaufnahme ist gewissermaßen die Reifeprüfung für den Film, denn wer sie besteht, dem bietet sich die Möglichkeit, eine kleine Rolle zu bekommen und sein weiteres Können zu zeigen. Es gibt eine Reihe Experimente, die man mit der Anfängerin macht, um festzustellen, ob sie ein „Filmgesicht" hat, und ob ihr schauspielerisches Talent für die vom Film geforderte Mimik usw. ausreicht. Meistens ist es ein Brief, der nach vorausgegangenen Erklärungen der Debütantin überreicht wird, und den sie vor der in Gang gesetzten Kamera zu lesen hat. Der Inhalt ist dazu angetan, starke Gemütserregungen hervorzurufen. Der Prüfling hat sich z. B. in die Lage eines Menschen zu versetzen, der beim Lesen anfänglich höchste Freude, dann aber tiefsten Schmerz empfindet. Was der Brief enthält, soll sich im Gesicht der Darstellerin so widerspiegeln, daß das Publikum ohne weiteres errät, welcher Art die Nachricht ist. Diese scheinbar einfache Aufgabe ist eine der gefährlichsten Klippen der Probeaufnahme — an der die meisten bereits scheitern. Entweder die Züge des Gesichts bleiben nahezu unverändert, oder die Anfängerin verzerrt sie zu grausigen Grimassen, reißt die Augen übernatürlich auf und macht krampfhaft wirkende Gesten. Sie ist weit davon entfernt, sich in die ihr zugewiesene Rolle zu vertiefen, das Schicksal eines fremden Menschen, den sie verkörpern soll, zu erleben und seelisches Empfinden glaubhaft und lebensecht zum Ausdruck zu bringen; sie denkt nur daran, daß sie „Probe spielt", weiß sich nicht zu meistern und möchte, ihrer gekünstelten Übertreibungen vielleicht unbewußt, auf jeden Fall imponieren. Natürlich ist sie dann tödlich beleidigt, wenn man sie als ungeeignet bezeichnet, schiebt alle Schuld auf den Regisseur (der sie nicht versteht!), auf falsche Beleuchtung oder auf ihre Unkenntnis des filmmäßigen Schminkens.

Otto Behrens









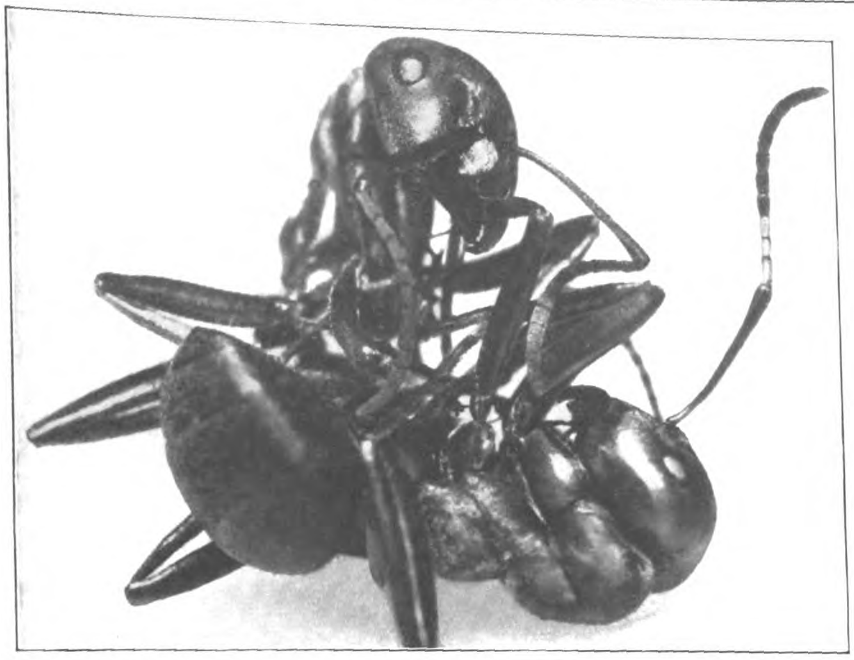


KÜNFTIGE FILMDIVEN?

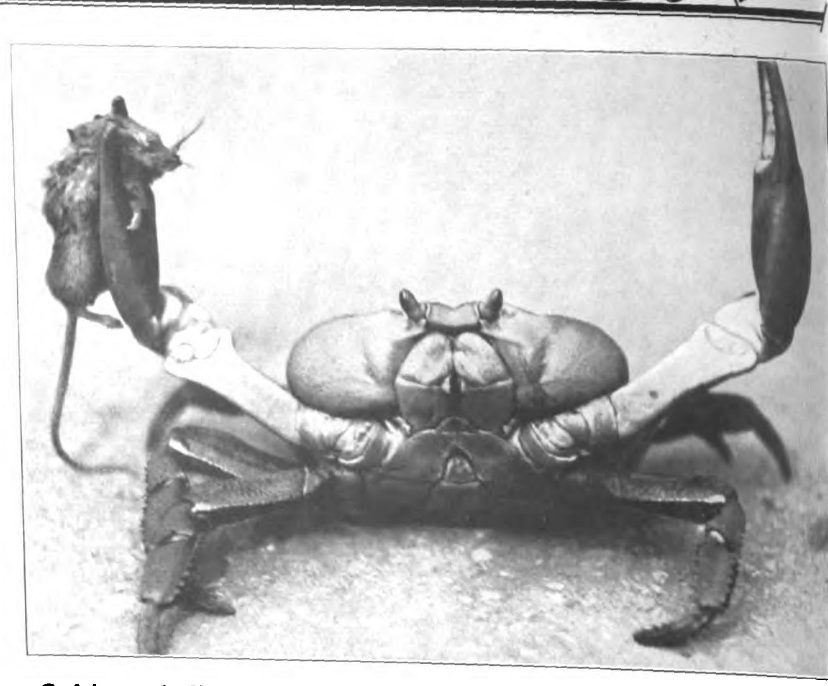
AUS DER ÖFFENTLICHEN EIGNUNGSPRÜFUNG FÜR DEN FILM IN LEIPZIG AM 29. JANUAR

(Phot. Atelier E. Hoenisch, Leipzig.)

Wissen und Leben



Auf Leben und Tod: Kampf zweier Ameisen gleicher Art, aber nicht aus gleicher „Burg".



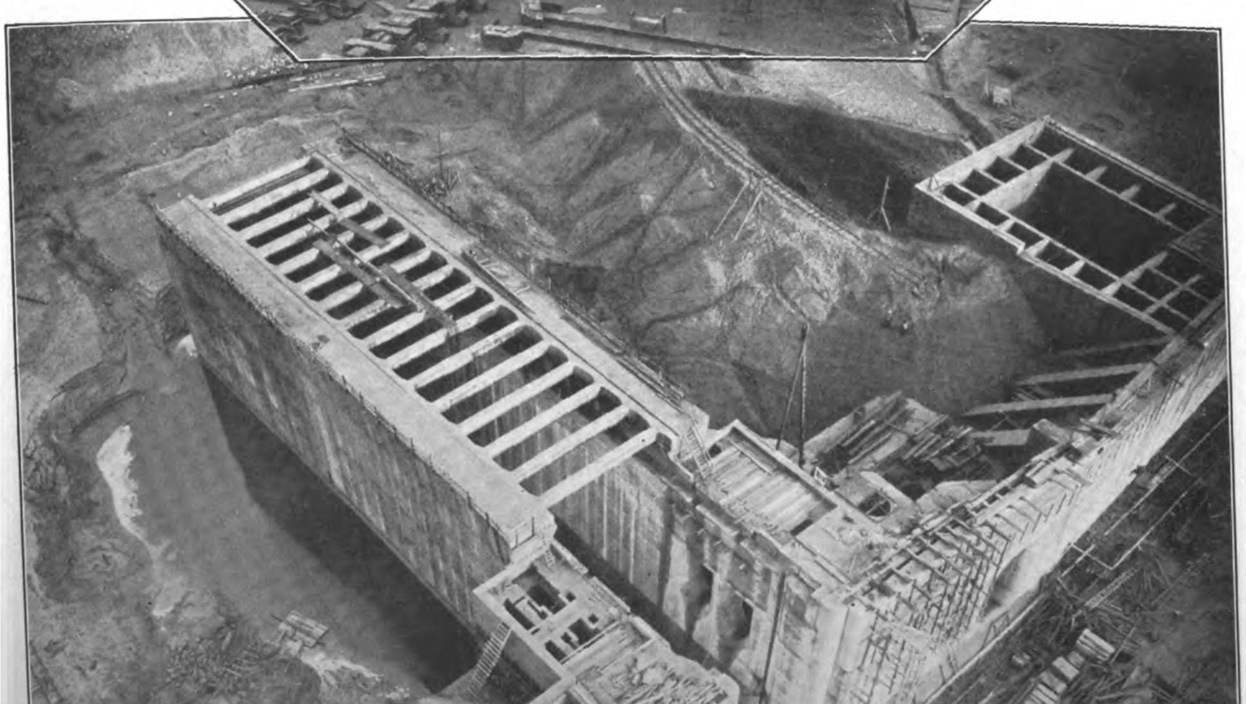
In den Fängen eines Wegelagerers in Gambia (Westküste Afrikas): Eine Landkrabbe hat mit ihrer rechten Schere eine kleine Maus erhascht.

Interessantes aus dem Kampf ums Dasein nach Naturaufnahmen.

(Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Interessantes aus dem Kampf ums Dasein. (Zu obenstehenden Abbildungen.) So friedlich und versöhnlich, wie uns die Dichter die Natur besingen, ist sie nicht. Unter dem glatten Spiegel des kleinen Weihers, zwischen den Halmen des Ährenfeldes, zwischen den Gräsern und Blumen der Wiesen, im Schatten des Waldes — allüberall erblickt das Auge des Naturbeobachters ein Jagen und Entfliehen, ein Sichwehren, ein Ringen um Leben und Tod. Wäre die Natur nicht so verschwenderisch in der Produktion neuer Lebenskeime, so würden längst ganze Geschlechter der Tier- und Pflanzenwelt ausgerottet sein. Nur durch den Menschen wurde und wird das ausgleichende Walten der Natur oft gar sehr gestört. Welche interessante Szenen sich nun im Gefolge des Triebes nach Erhaltung ergeben, zeigen die beiden oben wiedergegebenen Abbildungen. Die eine stellt zwei ebenbürtige Gegner, zwei Waldameisen, im Ringen um Tod und Leben dar. Im Sonnenlicht glänzen die festen Chitinpanzer des Körpers und der sechs Beinpaare. Artgenossen, aber nicht Ritter aus derselben Burg sind es. Ihr Nestgeruch ist verschieden. „Sie können sich nicht erriechen." Schon ermüdet der eine, er ist niedergekämpft — knock out. Der siegreiche Gegner wird seine kräftigen Klauen zwischen die Leibesringe des Feindes schlagen und dessen Lebenssaft trinken. Kannibalen sind die Kämpfenden. — Die andere Abbildung zeigt einen Überfall: Eine tropische Landkrabbe aus Gambia (Westküste Afrikas), die dem Leben der Brandungszone entsagte, auf dem festen Land allmählich Fuß faßte und im neuen Lebensraum auch ihre Beute findet. Unbeweglich, stundenlang lauert der Wegelagerer auf Nahrung. Nur die am Ende langer beweglicher Stiele sitzenden Teleskopaugen blicken beständig nach allen Seiten. Da nähert sich ihr ein Mäuschen. Blitzschnell faßt eine der langen Scheren zu. Der Druck der beiden Zangenkiefer würgt die Beute, daß die Augen hervorquellen. Mit Haut und Haar, durch die harten, kräftigen Mundteile zerkleinert, frißt die Krabbe ihr Opfer. **Rudolph Schiffel.**





Blick auf eine der mächtigen Kammern für ein Schleusentor.

Oben: Eines der gewaltigen Schleusentore während der im Liegen vorgenommenen Zusammensetzung.

Vom Bau der Riesenschleuse des Nordseekanals bei Ymuiden, der Amsterdam mit dem Meere verbindet.

(Vgl. rechts stehenden Beitrag.)

Die große Schleuse bei Ymuiden. (Hierzu die nebenstehenden Abbildungen.) Amsterdam als Seehafen ist eigentlich ein durch Menschenkunst und zähen Willen überwundener Irrtum des Mittelalters. Und wie jeder Irrtum teuer bezahlt werden muß, so geht es auch mit diesem. Als sich dort die ersten Fischersiedlungen zu erheben begannen, da lag der Grundgedanke vor, die Zuidersee als maritime Basis der Schiffahrt zu gebrauchen. Das ging aber nur so lange, bis die gewaltig fortschreitende Technik einen Strich durch die Rechnung machte, indem sie Schiffe schuf, die der seichten Zuidersee entwachsen waren, und die daher Amsterdam niemals hätten erreichen können, wenn die Stadt nicht in richtiger Erkenntnis für die unhaltbare Lage ihres Seehafens zu einem Gewaltmittel gegriffen hätte. Sie grub sich nach Westen frei und schaffte den Nordseekanal, der im Herbst 1876 eröffnet wurde und den Hafen dem Weltverkehr wiedergab. In Ymuiden war der Kanal abgeschleust. Da jedoch die Schiffe der ersten, alten Schleuse bald entwuchsen, mußte Amsterdam wieder graben. Aber es war vorsichtig geworden und wählte Maße, die für die damalige Zeit schon recht imponierend waren. Die neue Schleuse wurde 225 m lang, 25 m breit und 10 m tief. Diese Schleuse genügt ja im allgemeinen auch heute noch, aber schon können sie Schiffe großen Ausmaßes nicht mehr passieren. Wiederum war also ein Zustand eingetreten, den Amsterdam nicht dulden durfte; es beschloß daher, eine neue, dritte Schleuse bei Ymuiden zu bauen. Mit Stolz können die Holländer darauf hinweisen, daß sie damit die größte Schleuse der Welt zu schaffen, im Begriff sind, denn sie wird 400 m lang, 50 m breit und 15 m tief. Die Schleusen des Kieler

(Fortsetzung auf S. 216

Kanals sind 330 m lang und 14 m tief, während die des Panamakanals nur 312 und 12,2 m messen. Wie gewaltig das Werk ist, zeigen einige Zahlen. Nicht weniger als 225000 cbm Eisenbeton werden auf 15500 Pfählen und 3500 Spundbohlen zu ruhen kommen. Drei 1184 Tonnen schwere Schiebetore — eines davon als Notreserve — werden die Schleuse abschließen. Sie sind völlig gleich, um gegeneinander ausgetauscht werden zu können. Im Jahre 1929 soll die Schleuse fertig werden. Amsterdam wird dann auf viele Jahrzehnte hinaus auch für die größten Schiffsungetüme offen stehen, die der moderne Mensch in seinem rastlosen Streben nach stets gewaltigeren Maßen ausdenken und schaffen wird. Dr. G. Panstingl.

Die neueste Behandlung der perniziösen Anämie. Die perniziöse Anämie, eine Erkrankung, bei der eine hochgradige Verminderung der roten Blutkörperchen im Vordergrunde steht, war bisher mit keiner Behandlungsart wirksam zu beeinflussen. Gestützt auf die Forschungen der Amerikaner Whipple und Robscheit-Robbins, die beobachtet hatten, daß reichlicher Lebergenuß bei Hunden die Blutregeneration nach starken Blutverlusten beförderte, wurde nun von Minot und Murphy die sogenannte „Leberbehandlung“ bei perniziöser Anämie empfohlen. Man gibt dabei dem Kranken große Mengen — täglich etwa 120—240 Gramm — gekochte Kalbs- oder Rindsleber neben der übrigen Nahrung, die vor allem reichlich frisches Obst und Gemüse enthalten soll. Diese Diät ist sehr reich an Eisen- und Purinstoffen. Die Autoren verfügen bis jetzt über 105 Beobachtungen und berichten, daß mit wenigen Ausnahmen der Erfolg sehr gut sei. Die Kranken fühlen sich bei dieser Diät nicht nur wohler und frischer, sondern der objektive Blutbefund kehrt auch vollkommen zur Norm zurück. Die bisher in Deutschland durchgeführten Leberbehandlungen zeigen nicht so günstige Erfolge wie die der Amerikaner; immerhin aber steht fest, daß diese neue Therapie alle bisher angewandten Methoden weit übertrifft. Es ist noch nicht sicher festgestellt, worauf die günstige Wirkung eigentlich beruht; sie ist wohl kaum dem hohen Eisengehalt der Leber zuzuschreiben, denn die perniziöse Anämie reagiert nicht auf Eisengaben, die von jeher versucht wurden. Es ist gelungen, aus der Leber einen Extrakt zu gewinnen, der dieselben günstigen Wirkungen hervorbringt wie rohe oder gekochte Leber. Er ist löslich in Wasser, unlöslich in Äther und wird von Alkohol gefällt; er enthält etwa 7 Proz. Stickstoff und nur Spuren von Eisen, daneben etwas Schwefel. Die Annahme verschiedener Autoren, daß der wirksame Stoff mit dem Vitamin E identisch sei, hat sich als irrig erwiesen. Vielleicht beruht die Wirkung auf hormonalen Substanzen — die Entscheidung muß erst durch weitere Forschungen fallen. Zur Zeit ist man auch noch mit der praktischen Frage der besten Darreichungsform der großen Lebermengen beschäftigt; vor nicht langer Zeit gab man die Leber nur roh, in gehacktem Zustande — das bedeutete für viele Kranke eine starke Belästigung, ja, manche vermochten ihren Widerwillen gegen die umfangreichen rohen Fleischportionen gar nicht zu überwinden. Wir wissen jetzt, daß gekochte Leber, die bedeutend angenehmer darzureichen ist, ebenso wirksam ist wie rohe; auf Anregung von Schottmüller wurde jetzt Leber in Pulverform gebracht — und nach einigen bisher vorliegenden Beobachtungen vertragen die Kranken dieses Pulver weit besser als die großen Lebermengen; der Erfolg ist der gleiche. Man wird jedenfalls den Arbeiten, die auf diesem Gebiete mit Eifer fortgesetzt werden, in weiten Kreisen Interesse schenken. S. Hupfer.

Kulturgeschichte. Jahrhundertelang hat man das geschichtliche Werden nur vom Standpunkt der Politik, des Militärs und allenfalls noch der Wirtschaft betrachtet. Erst seitdem Lamprecht mit dem Dogma, daß die Gestaltung der Geschichte von diesen drei Mächten abhänge, gründlich aufräumte und Geist und Seele die Priorität bei allem historischen Geschehen zuerkannte, hat man begonnen, der Kultur als Ausdruck dieser psychischen Welt einen bedeutungsvollen Platz in der Geschichtschreibung zu gewähren. Was man bisher Kulturgeschichte nannte, waren mehr Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, großzügige Zeitgemäldedarstellungen, wie sie zuerst am eindrucksvollsten Johannes Scherr vor seinen Lesern entrollte. Es zeigte sich bei Scherr bereits, daß man, um vergangene Kultur lebensvoll zu veranschaulichen, nicht bloß Wissenschaftler, sondern auch Künstler sein müsse, insofern als das nüchterne Tatsachenmaterial Durchdringung mit der Phantasie erfordert. Alle namhaften Kulturhistoriker der Gegenwart sind in diesem Sinne Dichter. Auch Egon Friedell, der bekannte Wiener Essayist und Kritiker, der uns den ersten Band seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) vorlegt, ist kein Tatsachenerzähler, der mit mathematischer Genauigkeit die für und wider sprechenden Gründe eines historischen Phänomens gegeneinander abwägt und dann daraus seine Schlußfolgerungen zieht, sondern ein schöpferisch gestaltender Geist, der die Dinge von einer höheren Warte aus betrachtet, beim Wesentlichen verweilt und es mit kühnen Kombinationen verbindet. Solche Kulturschilderungen lesen sich wie Romane und sind dabei tiefgründig und lehrreich. Der erste Band behandelt die Renaissance und Reformation und offenbart bereits die leichte und fesselnde Art des Verfassers, Geschichte fruchtbar zu machen, indem sie in anmutiger Sprache aus der Fülle der Geschehnisse die großen wirkenden Ideen scharf herauskristallisiert. Man bedauert auch nicht das Fehlen des für kulturgeschichtliche Darstellungen so wichtigen Bildermaterials, weil die Anschaulichkeit des Berichtens vollkommen Ersatz dafür bietet. — Mit einem Spezialgebiet der Kultur- und Sittengeschichte beschäftigt sich Eugen Holländers Werk „Äskulap und Venus“ (Propyläen-Verlag, Berlin). Hier ist mit ungeheurem Sammeleifer eine gewaltige Fülle von Abbildungen zusammengetragen, um das Urproblem der Menschheit auch für das Auge sinnfällig durch Zeitdokumente zu beleuchten. Das Geschlechtsleben, die damit zusammenhängenden Sitten und Gebräuche, soweit sie das Gebiet der Medizin berühren, und die Anfänge der Heilkunst bei den Völkern der Vorzeit und der Altkulturen aus den spärlich vorhandenen Quellen zu rekonstruieren, war die Absicht des Verfassers. Daß dieses in einer Weise geschehen ist, die keineswegs nur Mediziner als Leser voraussetzt, darf ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden; denn die Probleme, die hier berührt werden, haben für jeden der Vergangenheit nachspürenden Menschen schließlich kein geringeres Interesse. — Das Seltsame, Außergewöhnliche, das Kuriosum, wird immer für den Kulturforscher ein wichtiger Baustein für das von ihm rekonstruierte Gebäude sein. Ja, es kommt ihm oft sogar mehr Bedeutung zu als mancher regulären Tatsache, weil in dem, was uns heute absonderlich erscheint, die Vergangenheit durchaus etwas Natürliches sah. Max Kemmerich hat sich ein ganz besonderes Verdienst darum erworben, solche Kopfschütteln erregende Raritäten zu sammeln. Er läßt nun seinen bekannten „Kultur-Kuriosa“ der Vergangenheit seine „Modernen Kultur-Kuriosa“ (Albert Langen, München) folgen. Ohne irgendeiner Partei oder Konfession verpflichtet zu sein, zeigt der Verfasser in diesem Werk all die Irrtümer, Torheiten, Schwächen der Regierungen und Behörden, der Kirchen, Stände und Fakultäten, all die Ungerechtigkeiten und Ungeheuerlichkeiten der Inflationszeit. In einem andern, ebenfalls unlängst im gleichen Verlag erschienenen Buche „Die Brücke zum Jenseits“ behandelt Kemmerich, der auch als ein bemerkenswerter Pfadfinder auf okkultem Gebiet gilt, die Spuk- und Gespensterwelt. Selbst wenn man sich ablehnend zu den hier behandelten Problemen stellt, wird man die Ausführungen des Verfassers mit Genuß lesen und seinen Entdeckungsfahrten in ein dunkles Land aufmerksam folgen müssen. — Von diesem übersinnlichen Thema wenden wir uns zu einem ganz sinnlichen oder vielmehr auf die Sinne wirkenden Stoff — dem Tabak, der ja auch in die Kulturgeschichte gehört. Robert Cudell hat das „Buch vom Tabak“ geschrieben (Verlag Haus Neuerburg, Köln a. Rh.). Er schildert Entdeckung, Einführung und Verbreitung dieses Genußmittels und knüpft manche unterhaltende Betrachtungen daran. Das Büchlein, außerdem nett illustriert, dürfte allen passionierten Rauchern eine willkommene Gabe sein und ihnen den Geschmack an dem braunen Narkotikum noch erhöhen. Dr. V. T.

DER GEIGER VON BERGAMO

VON SUSE MIKLEN

Der junge Andrea Guarneri, den sie den Geiger von Bergamo nennen, lehnt am Brunnen des Marktes und sieht dem Treiben der Zimmerleute zu, die auf dem Marktplatz ein hölzernes Podium errichten.

Dort oben wird er morgen stehen, er — der Meisterschüler Herrn Bartolos von Bergamo. Mit seiner Geige wird er sich den Preis erringen, das Stipendium für die Meisterschule von Cremona. Meister Nicola Amati selbst wird dann sein Lehrer sein und wird dem Schüler weisen, was ihm zur höchsten Künstlerschaft noch fehlt. Die Kraft seiner Tage und Nächte will er dransetzen zur Erreichung seines höchsten, heiß ersehnten Zieles: aus dem kleinen Geiger von Bergamo der Meister Italiens zu werden!

Andreas Gedanken verlieren sich in ehrgeizige Künstlerträume, die im Schlafen und Wachen seine Seele erfüllen. Aber wird der Höhepunkt des Ruhmes auch den Gipfel des Glücks für ihn bedeuten? Wenn einst die heißen — ach, so leicht entflammten — Herzen Italiens ihm zufliegen, wird nicht sein eigenes Herz dann darben? Ihm scheint der Ruhm ein schales Geschenk, wenn ihm nicht das Glück der Liebe beigesellt ist.

Ruhm wird morgen seine Stirne kränzen, aber dem Glück wird der blonde Filippo seinen kecken Kuß auf die Lippen drücken.

Andreas Hand krampft sich um den Hals der geliebten Geige, daß die Knöchel weiß hervortreten. Eifersucht reißt schmerzhaft an seinem Herzen. Filippo ist keck und schön. Ist es nicht natürlich, daß Fiametta ihm wohlgefällig nachblickt und der brennenden Blicke des buckligen Andrea nicht achtet? Der Verschmähte schließt die Augen. Nun sieht er der Geliebten Bild vor sich, und in die Melodien, die durch seine Seele klingen, mischt sich der Ton ihrer Stimme.

„Wenn's auch ein Traum nur ist,
Daß du mein' Liebste bist..."

Da berührt eine Hand leicht den Arm des Träumenden: „Andrea!" Es ist dieselbe Stimme, die eben in ihm klang. Er läßt die Augen geschlossen: „Ja, Fiametta?"

„Andrea, bist du mir gut?"

„Ja, Fiametta!" — Nur nicht sich regen, nur nicht die Augen öffnen, sonst zerfließt der Traum.

„Andrea, du mußt mir eine große Liebe tun!"

„Alles, was du verlangst, Fiametta!"

„Gib morgen zum Preisspiel dem Filippo deine Geige!"

Andrea öffnet die Lider. Der Traum ist vorbei. Er ist ganz wach.

„Weshalb, Fiametta?"

„Der Vater droht, er wolle dem Filippo die Tür weisen, wenn er sich morgen keinen Preis erspielt. Du weißt, seine Geige taugt nicht viel, und deine klingt so süß und voll. Laß ihn auf deiner morgen spielen, dann..."

„Und ich?"

„O du — du spielst auf der schlechten Geige gewiß ebenso schön. Was gilt dir auch der Preis? Du spielst ja nicht um Liebe."

„Ich spiele nicht um Liebe..."

Andrea lächelt schmerzlich, denn des Mädchens Blick hat mitleidig seine schiefe Schulter gestreift. Das trifft ihn wie ein Peitschenhieb. Nein, er spielt nicht um Liebe. Was würde es auch nützen? Sein Spiegelbild — von der Wasserfläche des Brunnens zurückgeworfen — gibt unbarmherzige Antwort. Es zeigt mit grausamer Deutlichkeit die hohe Schulter und die schmächtige Gestalt. Andrea streicht mit der schmalen Hand über den Wasserspiegel, um das Bild zu verwischen. Es hat ihm genug gesagt. Er wendet sich zur flehenden Fiametta: „Gut, Filippo soll meine Geige haben. Heute nacht will ich sie ihm in die Schlafkammer legen. Aber sag' ihm nichts davon. Ich mag nicht seinen Dank."

•

Die Bürgerschaft Bergamos füllt dichtgedrängt den engen Marktplatz. Herr Bartolo hat sie zum Preisspiel seiner Schüler geladen. Die stehen in feiertäglichem Gewand, die Geigen unterm Arm, hinter ihrem Meister.

Der Letzte in der Reihe ist der junge Guarneri. Sein Antlitz trägt die Spuren einer schlaflosen Nacht. Er hat sich in später Stunde in die Schlafkammer Filippos geschlichen und unbemerkt die Geigen vertauscht. Dann hat er lange am Lager des schlafenden Nebenbuhlers gestanden und noch einmal alle Wünsche und Leidenschaften durchkostet, alle Qualen der Eifersucht durchlebt, die ihn — seit er Filippo und Fiametta kennt — selig und krank gemacht. In schwerem Ringen mit seinem heißen, unbändigen Herzen hat er den Sieg erkämpft über Liebesverlangen und Eifersucht. Nun liegt auf seinen Zügen ein Ausdruck von Leid und Überwindung, der ihn wunderbar verschönt.

In der vordersten Reihe der Zuhörerschaft steht ein älterer Mann, dessen bedeutende Erscheinung auffällt. Doch scheint ihn niemand zu kennen; und sein Reisegewand sowie die Gepäckstücke, die ein Diener bewacht, deuten darauf hin, daß er sich auf der Durchreise befindet. Er blickt prüfend die Reihe der Musikschüler entlang. Seine Blicke gleiten flüchtig über Filippos jugendschöne Erscheinung, bis sie an Andreas schmaler Gestalt haftenbleiben. Mit starker Anteilnahme studiert er in des jungen Geigers leiddurchfurchten Zügen, aus denen Intelligenz und Leidenschaft sprechen.

Auch Filippo wirft verstohlene Blicke auf den neben ihm stehenden Andrea. Er mag ihn nicht leiden, den Musterschüler, der sich nie in die fröhlichen Spiele der Genossen mischt und durch seine Kunst alle übrigen in den Schatten stellt. Wie schwärmt Fiametti von dem Geigenspiel des Burschen! Wie hat sie gestern noch den schmelzenden Ton seiner Geige gerühmt! Diese verfluchte Geige! — Will sie — der heute wieder alle hingerissen lauschen werden — auch seines Mädchens Herz betören? Bebend greift Filippos Hand nach dem kleinen Dolchmesser, das ihm im Gürtel steckt. Ein rascher Seitenblick — und mit kurzem, scharfem Stich trifft das Messer die Decke von Andreas Geige. Der achtet nicht des leise klirrenden Tones. Ist es doch nicht seine eigene, geliebte Geige, die da klagt.

Aber erstaunt beobachtet der Fremde den Vorgang. Und auch ein Paar erschreckte Mädchenaugen haben Filippos Bewegung verfolgt. Was tut Filippo? Weiß er nicht, daß Andrea ihm...

Da gibt Meister Bartolo das Zeichen zum Beginn. Die Schüler treten, einer nach dem andern, aufs Podium und zeigen, was ihr Meister sie gelehrt hat. Sie spielen brav und sauber auf mittelmäßigen Instrumenten und geben ihr Bestes. Auch Filippo — von dem vollen Ton seiner Geige betroffen — spielt besser als sonst und erntet Beifall.

Zuletzt besteigt Andrea Guarneri die Tribüne. Ein beifälliges Murmeln geht durch die Menge. Der Geiger von Bergamo!

Auf Andreas Zügen liegt ein siegessicheres Lächeln. Es reizt ihn, das mittelmäßige Instrument, das er im Arm hält, zum Klingen zu bringen und alles aus ihm herauszuholen, was in seiner Seele nach Ausdruck ringt. Er hebt die Geige ans Kinn und setzt den Bogen an. Ein schriller, gebrochener Ton quält sich unter seinem Strich hervor. Die Zuhörer horchen auf. Meister Bartolo schüttelt unwillig den Kopf. Guarneri setzt noch einmal an. Wieder derselbe krächzende Ton. Ein ärgerliches Zischen und Pfeifen klingt unter den Zuhörern auf. Treibt der Bursche seinen Spott mit ihnen?

Guarneri läßt den Bogen sinken und blickt bestürzt und ratlos um sich. Er sieht auf Filippos Zügen ein hämisches Lächeln, blickt in Fiamettas angstvolle Augen und fühlt die höhnischen Blicke der Menge wie Brennesselstiche auf bloßer Haut.

Der Fremde, der den jungen Andrea seit Beginn des Konzerts nicht aus den Augen gelassen hat, errät den Zusammenhang zwischen der auffälligen Bewegung Filippos und dem brüchigen Ton des Instruments. Er tritt an das Podium.

„Euer Instrument scheint beschädigt zu sein, junger Freund. Nehmt als Ersatz hier meine Geige."

Er entnimmt dem Holzkasten, den sein Diener ihm zureicht, eine in ein kostbares Seidentuch gehüllte Geige und reicht sie dem Erstaunten hinauf. Andreas schlanke Künstlerhände streichen liebkosend über das Instrument, auf dessen braungoldener Decke tausend Sonnenreflexe schimmern. Er fühlt, daß diese Geige eine Meisterschöpfung ist.

Seine Brust weitet sich. In seinen Augen leuchtet es auf. Er hebt den Bogen. Ein voller, klarer, warmer Ton quillt unter seinem Striche auf, klingt über die Häupter der Lauschenden hin und verströmt leise.

Der Fremde nickt befriedigt. Er hat sein Gut keinem Unwürdigen anvertraut. Mit sachkundigem Auge beobachtet er Haltung und Bogenführung des jungen Künstlers.

Der hat die Umwelt vergessen. Sinn und Gedanken sind der Gegenwart entrückt. Der Bogen gleitet sanft über die Saiten. Die Töne fügen sich zu süßer Harmonie zusammen. Andrea spielt seinen Abschied von der lieben kleinen Bergstadt Bergamo und vom Häuschen am Bergeshang, wo die Mutter wohnt.

Dann rauschen die Töne leidenschaftlicher auf. Sie überstürzen sich, grelle Dissonanzen schreien dazwischen. Der Bogen jagt über die Saiten. Die schmale Gestalt des Geigers erbebt im Nacherleben der nächtlichen Seelenqual.

Zuletzt ringt sich aus dem Chaos der Klänge eine ernste, feierliche Melodie hervor. Wie ein junger Priester steht Andrea da, die leidvollen Züge von einem verklärenden Lächeln durchleuchtet.

„Leid ist da, um überwunden zu werden", singt seine Geige. „Leid ist gesandt, damit du es mit mutigem Herzen und lächelnden Lippen trägst. Das Leben ist hart. An seiner Härte erwachse dein Mut. Das Glück ist karg. Verschmähe sein Geschenk und schaffe dir Freunde aus dem Reichtum der eigenen Seele."

Der letzte Klang verklingt in einem ungebrochenen, reinen Akkord. Kein Beifall unterbricht die Stille. Alles schweigt in Ergriffenheit.

Da steigt Meister Bartolo zu seinem Schüler hinauf und drückt ihn tränenden Auges ans Herz: „Ich danke dir, mein Sohn! Du hast deinem alten Lehrer Ehre angetan mit deinem Spiel. Ich weiß dich nichts mehr zu lehren. Geh nach Cremona, wo es bessere Lehrer gibt als mich. Ich will dir einen Geleitbrief mitgeben an Messer Nicola Amati."

„Das tut nicht not", ertönt neben ihm die Stimme des Fremden, der unbemerkt die Stufen des Podiums erstiegen hat. „Nicola Amati war selber Zeuge von dem seelenvollen Spiel des Jünglings und nimmt ihn mit offenen Armen als seinen Schüler auf.

Messer Amati streckt dem errötenden Andrea beide Hände entgegen:

„Ich habe verstanden, was dein Spiel uns sagen wollte, junger Freund. Wir alle werden durch Leid zum Lichte geführt. Die Überwindung des Schmerzes ist die erste Stufe zur Künstlerschaft."

Jetzt löst sich die Spannung der Volksmenge in lauten Beifallsrufen. Es hat sich rasch herumgesprochen, daß der Unbekannte dort oben Messer Nicola Amati ist, der berühmte Virtuos und Geigenbauer aus Cremona. Kappen und Hüte fliegen in die Luft: „Hoch, Messer Amati! Hoch, der Geiger von Bergamo!"

Guarneri, ganz benommen von den Ereignissen der letzten Viertelstunde, kostet eine Probe des Ruhms, den er dereinst erringen will. Er läßt sich den Lorbeerkranz aufs dunkle Haupt drücken und folgt den beiden Meistern durch die jubelnde Volksmenge.

Da stiehlt sich eine Mädchenhand heimlich in die seine, und Fiamettas Stimme flüstert erregt:

„Andrea, ich weiß alles. Ich sah, wie Filippo heimlich nach deiner Geige stach. Er ist erbärmlich! Du aber, du bist gut. — Du bist ein großer Künstler. O Andrea, ich hab' geweint bei deinem Spiel. Du warst schön, als du oben standest. Man sieht die Schiefheit deiner Schulter nicht, wenn du die Geige hältst. — Gehst du nun nach Cremona? — Und wenn du wiederkehrst — Andrea — soll ich auf deine Heimkehr warten?"

Das leidenschaftliche Stammeln des Mädchens erregt Andreas Sinne. Doch zu seinem Herzen dringt es nicht mehr. Der qualvolle Seelenkampf einer Nacht liegt zwischen heute und gestern.

„Wem nie durch Liebe Leid geschah..." summt es ihm durch den Sinn. Er streicht mit brüderlicher Bewegung sacht über Fiamettas Haar:

„Warte nicht auf mich, Mädchen. Ich kehre nicht wieder. Der Weg des Geigers von Bergamo führt vorwärts — nicht zurück."

Leise löst er seine Hand aus des Mädchens Umklammerung. Der Marktplatz hat sich geleert. Über verstreute Blumen und Lorbeerblätter hinweg schreitet Andrea Guarneri einsam seinem Ziele zu.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Eine der bedeutendsten und reizvollsten, aber naturgemäß auch schwersten Aufgaben, die es im Gebiet des Zeitromans zu lösen gibt, ist die Darstellung gewisser geistiger, wirtschaftlicher, sozialer, kultureller Entwicklungen innerhalb von Zeiträumen, die über die Reichweite einer einzigen bestimmten Generation hinausgehen. Der Dichter, der den Siegeslauf — oder den Untergang — einer die Menschheit in ihren Tiefen bewegenden und aufrüttelnden Idee schildern will, kann alle Stadien des typischen oder individuellen Entwicklungsganges erst dann richtig aufzeigen, kann den Wert oder Unwert einer neuen aufreizenden Idee und der Bewegung, die sie unter den Menschen entfesselte, erst dann mit voller Wucht in die Erscheinung treten lassen, wenn er ihr Keimen, Gären, Sichentfalten und Sichauswirken in einen weitgezogenen Rahmen spannt, der das Erlebnis mehrerer aufeinanderfolgender Generationen zu umfassen vermag. Solch breit verzweigten Strom der Ereignisse mit wechselnden Helden künstlerisch zu meistern, ihn zur gewünschten Totalität zu bändigen, setzt ungewöhnliche Kräfte und eine reife Meisterschaft schriftstellerischer Technik voraus. Ein Werk dieser Art hat immer Anrecht auf besondere Beachtung, zumal dann, wenn es sein Thema bei aller Eindringlichkeit der Einzelschilderung in schöner Ausgewogenheit aller Teile mit großer Schlußsteigerung, unausgesetzt fesselnd und in Atem haltend, durchzuführen vermochte. Solch großer Wurf ist jetzt einer jungen Holländerin, Jo van Ammers-Küller, gelungen. In ihrem Roman „Die Frauen der Coornvelts, der, von Franz Dülberg meisterhaft übersetzt, im Verlag Grethlein, Leipzig, erschien, hat sie dem Verlauf der Frauenbewegung in Holland ein künstlerisch wie menschlich gleich bedeutendes Denkmal gesetzt. Von den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an verfolgt sie Werden und Wachsen des großen Kampfes um die „Befreiung der Frau" von den Ketten ehernen Herkommens über vier Generationen von Müttern und Töchtern hinweg bis in das Jahr 1924 hinein. Drei große Etappen der Entwicklung spiegelt sie in wundervoll subtil geschilderten Kultur- und Sittenbildern. Zunächst die festgefügte Welt des gewaltigen Lodewijk Coornvelt, Wollwebereibesitzers in Leiden, in deren feierliche Familienstille die in Paris erzogene Nichte Miebetje Sylvain ersten Aufruhr und Sturm trägt. Dann die Zeit der siebziger Jahre, wo der Kampf der jungen Generation bereits auf der ganzen Linie entbrannt ist und von den Mädchen und Frauen der Fabrikbesitzer Coornvelt mit leidenschaftlichem Elan fortgesetzt wird. Endlich die Gegenwart, in der der Sieg der Frau über alles Erwarten entschieden ist und ein Geschlecht heranwächst, das mit den großen Errungenschaften nichts mehr anzufangen weiß, ja, innerlich leerer und unbefriedigter als je, sich bereits hier und da zurückzusehnen beginnt nach den alten Zeiten größeren Gebundenseins durch Pflichten und gläubiger Hingabe an die spezifischen Aufgaben des Frauentums. Mit liebevoller Eindringlichkeit und Wärme sind alle drei Welten in ihren besonderen Erscheinungsformen erfaßt, mit erstaunlicher Gerechtigkeit Licht und Schatten über die kämpfenden Parteien verteilt. Viel stilles und heißes Frauenleid tritt unaufdringlich in die Erscheinung. Mit um so schneidenderer Gewalt wirkt der Schlußteil, der als modernes Sittenbild der Gegenwart den klar und scharf geschliffenen Spiegel vorhält, in welchem die Entartung, der Mißbrauch der erkämpften Freiheit erschütternd sichtbar wird. Nichts von Überzeichnung, von tendenziösem Eifer hier wie dort. Frauenwärme, Frauentrauer, Frauensehnsucht weben auch um diesen anklagenden Schlußteil und haben ihm den schönen Endakkord von der ewig siegreichen Natur im Sehnen der Geschlechter geschenkt. Kurz und gut: ein scharfäugiger und warmfühlender Mensch, aber zugleich eine erstaunlich sichere, reife Künstlerin steht hinter diesem ungewöhnlich fesselnden Buche, das ganz Holland in Aufruhr gesetzt hat. Seines Themas wie seiner Qualitäten wegen verdient es, auch in Deutschland gelesen und gewürdigt zu werden, wo ja die Entwicklung sich in ganz ähnlicher Richtung vollzogen hat. Es kann viel entgleiste und unsicher gewordene Jugend zur Klarheit führen und wird allen Gereiften ein aufrüttelndes Erlebnis sein.

Tief hinein in die faszinierend geheimnisvolle Welt orientalischen Menschentums führt Dr. Franz Kuhns Übersetzung des altchinesischen Romans „Die Rache des jungen Meh — oder: das Wunder der zweiten Pflaumenblüte", die im Inselverlag erschien. Der treffliche Leipziger Sinologe läßt hier seiner Übertragung des klassischen Meisterromans „Eisherz und Edeljaspis" eine weitere folgen, die uns mit einem Werk bekanntmacht, in dem wieder andere seltsame Seiten der chinesischen Volkspsyche aufleuchten. Die Handlung des von unbekanntem Verfasser ebenfalls etwa im 16. oder 17. Jahrhundert verfaßten Romans führt zurück in das poesiedurchtränkte Zeitalter der Tang-Dynastie, in dem Li Tai Po lebte und dichtete, und hat zum Kern die historische Figur eines schurkigen Kanzlers Lu Ki, der nach Jahren despotischer Schreckensherrschaft in Ungnade fiel und verbannt wurde. Im Roman ergeht es ihm noch schlimmer; hier wird er mit vielen Anhängern kurzerhand hingerichtet, was dem Volksgefühl jedenfalls besser behagte. Vorher aber wird in vielen Kapiteln die Geschichte der Irrfahrten des jungen Meh erzählt, dessen Vater den Mut eines Angriffs auf den Kanzler mit dem Tode büßen mußte. Im Hause des Innenministers Tschen, eines ehemaligen Studienfreundes seines Vaters, findet der Jüngling Unterkunft. Da wendet sich die Wut Lu Kis auch gegen Tschen. Er setzt es durch, daß dessen Tochter Aprikosenknospe einem feindlichen Tatarenfürsten als Friedenspfand gesandt wird, und trachtet nach deren Flucht und wundersamer Errettung der ganzen Familie nach dem Leben. Auf gemeinsamer Flucht erleben der junge Meh und sein Freund, der junge Tschen, neue Abenteuer, die durch allerhand Liebeswirren gewürzt werden. Endlich macht eine Revolte der Schreckensherrschaft des Kanzlers ein Ende, die beiden Jünglinge steigen in glänzender Staatskarriere empor und heiraten — dies die sensationelle Schlußpointe — mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kaisers je zwei Hauptfrauen... zweifellos die höchste Auszeichnung, die sich die chinesische Phantasie erdenken konnte. Romantik und Naturalismus glänzen in diesem wunderlich bunt und kontrastreich schillernden Kulturgemälde in seltsam wechselvollem Doppelspiel. Lebendigste, subtil schattierte Wirklichkeit wandelt sich in rosenfarbenes Märchen, ganz ähnlich dem Sprachstil, der phantastische Blumenhaftigkeit mit derbsten Realismen durchsetzt und damit oft die merkwürdigsten und ergötzlichsten Wirkungen erzielt. Man wandelt auf viel verschlungenen Pfaden durch eine fremde Welt der Wunder und Schrecken, die uns abwechselnd erheitert und erstaunt. Das rätselvolle Gesicht des chinesischen Menschen entschleiert sich und läßt uns bis zu einem gewissen Grade hinabschauen in das dunkle Land der dahinterliegenden Seele. Man erkennt, daß es kein kurzweiligeres Mittel für uns gibt, in die Mentalität des Chinesen einzudringen, als die Lektüre chinesischer Romane.

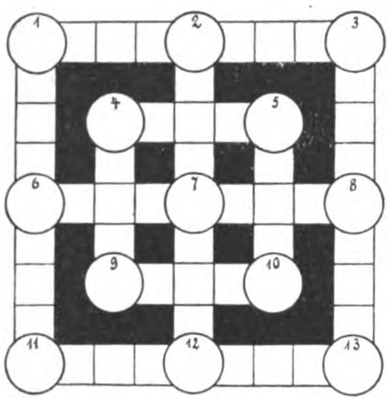
Neben diese beiden Ausländer-Werke sei ein deutsches gestellt, das mit hellem, heiterem Peitschenknall und lustigem Posthornblasen mitten hinein ins romantische Land deutscher Seele, deutscher Träume fährt. Friedrich Freksa, der Vielgewandte, gibt in seinem fröhlich schimmernden Roman „Ein Mädchen reist ins Glück" (Sieben Stäbe-Verlag, Berlin) den uralten, ewig neuen Reise- und Abenteuer-Roman spezifisch deutscher Prägung. In seiner bunten, glitzernden Handlung, die aus dem Schwabenland an den Rhein und weiter bis nach Holland marschiert, mit phantastischen Erinnerungsblicken dabei noch märchenhafte Orientwelten umfassend, lebt und webt die köstliche Wunderlichkeit deutscher Seele in vielfachen

Ausstrahlungen. Tiefes Heimatgefühl, gepaart mit unbezwingbarer Sehnsucht in die Ferne, Freude an Kleinstadt-Enge und Drang nach unbegrenzter Weite, helles Sichberauschen an dem Lockruf von Gold, Ehre, Macht und freudiges Sichbegnügen mit Schwärmerei, Gefühl, treuer Liebe eines redlichen Herzens, das glänzt und leuchtet im farbigen Wechselspiel dieser Romanhandlung aus dem Jahre 1817 mit ewiger Geltung auf. Diese romantische Reise eines bildhübschen armen Mädchens hin zu dem geheimnisvollen Oheim in Holland, dem großmächtigen Commissarius van de laasten Depeschen liest sich wie ein prickelndes Lustspiel. Unausgesetzt bleibt die Spannung wirksam: Wie wird die reizende Regina allen Lockungen und Fallen der sie umschwärmenden Kavaliere entrinnen, und wie sieht das Glück aus, das sie in Holland erwartet? Die verblüffende, von tiefem Humor umspielte Schlußwendung, die dramatischen Charakter annimmt, um dann doch als helles deutsches Märchen vom Glück zweier endlich klarblickend gewordener Traumseelen zu enden, läßt das munter dahinsegelnde Schiff der Erzählung in dunklerem, tieferem Fahrwasser den Hafen schmerzlich erkaufter Erkenntnis erreichen. Glück, Ehre, Reichtum — die großen Seifenblasen unseres Traumlands, denen wir über Stock und Stein nachjagen, oft genug bis zum erschöpften Niedersinken — sie leben wirklich und unverlierbar nur in unserer eigenen Brust. Dies Erkennen leuchtet als goldene Abendröte über dem Abschluß der Irrfahrt dieses schönen Mädchens und schlägt die poetische Brücke hinüber vom reizenden Werk eines Modernen zu den großen Erzählern der deutschen Romantik.

Daß auch unter dem jungen deutschen Nachwuchs wieder Talente heraufwachsen, die, expressionistischer Formwillkür entsagend, in strenger Selbstzucht eine Erzählerprosa pflegen, die mit festen Schritten an die Wirklichkeit herangeht und ihr mit sicherem, geschmeidigem Griff ihr Wesentliches abnimmt, das zeigt der Novellenband „Marie Rebscheider" von Richard Friedenthal (Insel-Verlag), der als Erstlingswerk eine Leistung von ganz erstaunlicher Kraft und Sicherheit darstellt. Es steckt fast etwas Kleistisch-Unerbittliches in der Art, wie in der Titelnovelle das Schicksal der unglücklichen bayrischen Gastwirtstochter gleichsam protokollarisch notiert und zugleich mit aufwühlender Gewalt sichtbar gemacht wird. Das Unentrinnbare in dem aus eigenem Blut aufsteigenden Schicksal wird herzbeklemmend fühlbar. Etwas Monumentales steht dunkel, gewaltig anwachsend auf und geht ehern, unabwendbar seinen Gang. Ähnliches gestalten die übrigen Novellen in jeweils anderer, mit gleicher Meisterschaft gezeichneter Sphäre. Frappierend der Reichtum der Töne in der Knappheit des Rahmens, der in „Arcangeli" die Ermordung Winkelmanns in Triest in psychologisch hell durchleuchtetem Bild zusammenfaßt. Und von persönlichstem Nachdruck in der langen Folge subtil geschilderter Entwicklungsphasen die Tragödie des Deserteurs „Habakuk" im erbitterten Ringen mit seiner ehrgeizigen Mutter, die ihn endlich denunziert und dem Tode zutreibt. Wie hier dunkelste Tiefen mit stiller Hand und ohne wesentliches Schielen nach dem literarischen Effekt aufgeschlossen und abgetastet werden, das hat etwas von der großartigen Sachlichkeit eines Arztes, der seinen Befund ausbreitet und kalt erscheint, während er mit innerstem Nerv bei dem Patienten weilt. Die feineren menschlichen Werte stehen lautlos klagend hinter der äußeren Aktion. Und eben weil ihre Stimmen vernehmlich werden, darf man diesen jungen Autor einen Dichter nennen, der sonst nur als prägnanter Fall literarischer Frühreife zu werten wäre.

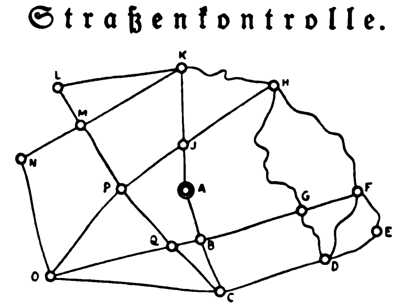
ZUM NACHDENKEN

Kombinations-Kreuzworträtsel.



In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort beginnt in einem Kreis und endet im nächsten Kreis. Die Wörter werden von links nach rechts und von oben nach unten gelesen. Bedeutung der Wörter: **Wagerecht:** 1 Nebenfluß des Rheins, 2 altes Saiteninstrument, 4 landwirtschaftliches Gerät, 6 Parallelogramm, 7 Baum mit geflügelten Früchten, 9 kirchliche Handlung, 11 Erdteil, 12 wohlriechende Baldrianart; **senkrecht:** 1 Längenmaß, 2 alte Waffe, 3 Angehöriger eines europäischen Volkes, 4 heftiger Wind, 5 Baum mit Becherfrüchten, 6 Stadt an der Elbe, 7 Industriestadt in der Rheinprovinz, 8 Hülsenfrucht.

Straßenkontrolle.



Ein Beamter hat die hier gezeichneten Straßen zu revidieren. Er fährt von A aus und kehrt dahin zurück; kein Stück Straße will er 2mal befahren. Manche Orte muß er aber doch 2mal passieren, nur Straßenkreuzungen sind nicht erlaubt. Welche Route muß er nehmen?

Verschiedenes.

Die „t" steigt man hinauf, hinab;
Mit „d" lehnt man bedauernd ab.

Kapselrätsel.

Neufundland, Erotik, Parma, Ornament, Partenkirchen, Norwegen, Gelsenkirchen, Madonna, Herbert, Eiskeller, Sirene, Knebelbart, Eldorado.

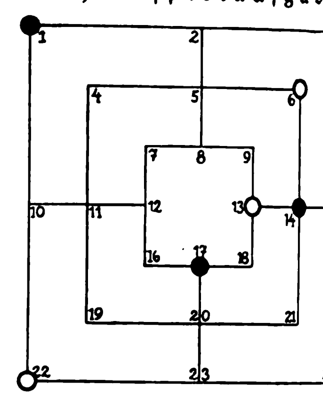
In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Hauptwort enthalten. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, ergeben den Namen eines Schriftstellers.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

Die Wörter bedeuten: 1—2 Pelz, 3—4 Gefäß, 5—6 Häuslerwohnung, 1—4 geographischer Begriff, 1—6 anstößige Erzählung, 3—6 scharfer Rand, 4—2 Naturerscheinung, 5—2 Telephondraht in Schutzhülle, 3—1—4 Lied.

Mühlenspielaufgabe.



Weiß zieht und erzwingt spätestens im 3. Zuge eine Gabel (Gabel = 5, 6, 14 usw.).

Silbenrätsel.

a — al — au — bra — bra — ben — chry — de — de — den — dor — en — er — er — ge — il — ka — kna — kraut — la — land — le — lem — les — me — men — mi — mis — nor — nos — ost — pras — ra — re — ri — ri — rum — se — se — si — sing — so — us — ver — vol — wie

Aus vorstehenden Silben sind 17 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch = 1 Buchstabe): 1 Deutscher Dichter, 2 Erdteil, 3 heller Fixstern, 4 medizinisches Heilmittel, 5 Stadt in Thüringen, 6 Halbedelstein, 7 mythische Königin von Assyrien, 8 belgischer Nordseehafen, 9 nordamerikanische Halbinsel, 10 Insel im Ägäischen Meer, 11 europäische Orchidee, 12 deutscher Dichter, 13 Wissenschaft, 14 Baum, 15 Handfeuerwaffe, 16 Weltkörper, 17 Himmelsrichtung.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4327.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4325.

Magisches Quadrat: 1 Wiese, 2 Ibsen, 3 Essig, 4 Seife, 5 Engel.

Rebus: Umkreisen.

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Burnus, 2 Luther, 3 Etappe, 4 Import, 5 Aktion; wagerecht: 6 Ballerina, 7 Serpentin.

Zahlenrätsel: Rheingold, Hering, Eleonore, Inder, Niere, Geldern, Orden, Legende, Donner.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Salamanca, 5 Mal, 6 Cid, 7 Öl, 11 Infant, 12 Melone, 14 Tan, 15 Pol, 16 Uhu, 17 Feuerwerk; senkrecht: 1 Emir, 3 Alraune, 4 Couleur, 5 Monat, 8 Lenau, 9 Inn, 10 Fes, 13 Fort.

Versteckrätsel: Du fragst nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Einsetzrätsel: Fall, Laut, Uhr, Geld, Zug, Eis, Uhr, Gold.

Vielerlei: Ei.

Die Verwandten: Die Großmutter mütterlicherseits der jungen Frau ist die Mutter ihrer Mutter, also die Schwiegermutter ihres Vaters. Da sie auch die Schwiegermutter des Vaters des Gastgebers ist, ist der Gastgeber ihr Bruder.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4327. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 16. FEBRUAR 1928

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die Leipziger Illustrirte Zeitung aufzuweisen hat.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4327. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. Februar 1928.

Allgemeine Notizen.

Zu Ehren des Dichters Joseph Viktor von Scheffel wird in Neustadt an der Haardt eine Scheffelwarte errichtet, die bis zum Frühjahr fertiggestellt sein soll. Das Bauwerk besteht aus sechs Spitzbogen, in deren Mitte die Scheffelbüste Aufstellung findet. In den zwei äußeren Spitzbogen werden Büsten seiner beiden speziellen Freunde Buchhändler Witter und Architekt Huber aufgestellt.

Für das deutsche Buch hat Georg Engel, Vorsitzender des Verbandes deutscher Erzähler, folgenden Aufruf erlassen: „Deutschland hat von jeher die wertvolle ausländische Literatur mit besonderer Gastlichkeit bei sich aufgenommen, ja vielfach erst die Fremden gegen ihre eigene Heimat zum Erfolge geführt. Wir erinnern an Ibsen, Gorki, Maeterlinck, Shaw und manche andere. Auch in Zukunft wünschen wir gegenüber der bedeutenden fremdländischen Dichtung in dieser Weise zu handeln. Aber wir legen entschieden Verwahrung dagegen ein, daß in der gegenwärtigen Zeit der wirtschaftlichen Not, die besonders hart den deutschen Buchmarkt und die deutschen Autoren trifft, daß in einer solchen Zeit die deutsche Leserwelt mit einer Unmasse mittelmäßiger, ja vielfach minderwertiger ausländischer Produkte überschwemmt wird. Die deutsche Dichtung ist für das Wiederaufblühen unseres Landes zu wichtig, als daß man sie bedenkenlos unter einem Wust von ausländischen Büchern ersticken darf. Nicht nur der junge dichterische Nachwuchs unseres Landes, sondern auch das alte Erbgut deutscher Literatur wird rettungslos von der Wucht dieses überflüssigen Ansturms verdrängt. W[illegible] uns darum an die deutsche Öffentlichkeit mit d[illegible] den Aufforderung, sich wieder entschiedener u[illegible] bewußter dem guten deutschen Buch zuzuwe[illegible] den Vergleich mit der wertvollen lebenden Di[illegible] fremden Ländern gewiß nicht zu scheuen [illegible]

Das Schloßtheater in Schwetzingen, das ei[illegible] seiner ursprünglichen Form noch bestehende Rokok[illegible] Deutschlands zu erhalten, wurde eine Schloßlotte[illegible] anstaltet, deren Ertrag als Grundstock für die Wie[illegible] richtung des historischen Theaters dienen soll. Man [illegible] daß auch durch öffentliche Mittel die Möglichkeit ge[illegible] wird, dieses Kunstdenkmal auch fernerhin zu bew[illegible]

Aus Karlsbad wird berichtet, daß sich nach den [illegible] zeichnungen des Kuramtes für die Kurzeit 1927 [illegible]

FÜR UNSERE BEZIEHER

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten – in offenem Zustande durch nebenstehende Abbildung veranschaulicht — ist 28 1/2 cm breit, 39 1/2 cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs.

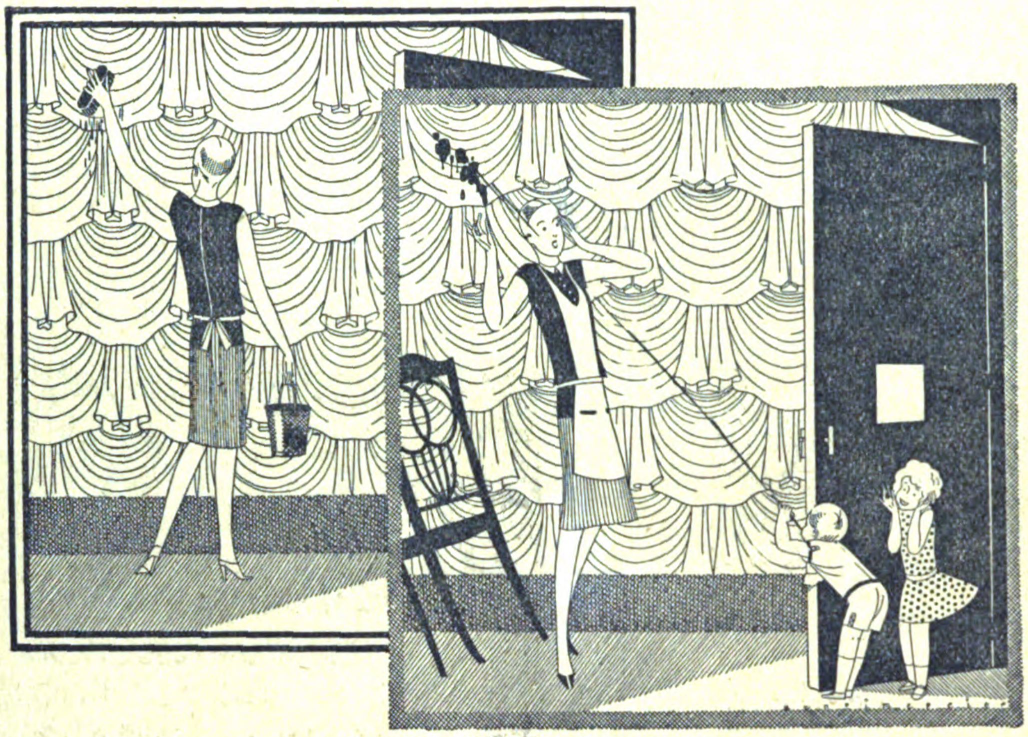
Für den Überzug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, so dass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt Rm. 3,— zuzüglich Versandspesen.



Einbanddecken für die „Leipziger Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je Rm. 4,— zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, REUDNITZER STR. 1–7.



Frohes Kinderlachen im Elternhaus.

Wer denkt nicht gern zurück ans Elternhaus? Jede Stube, jeder Winkel bergen traute Erinnerungen für uns. Was haben Mutters Sorgen und Liebe nicht alles ausgeheckt, damit des Kindes Glück und Gesundheit bewahrt werden? – Reinlichkeit des Körpers, Sauberkeit in der ganzen Wohnung sind Grundbedingungen. Staub und Krankheitskeime setzen sich aber gern an Ihre Wände, denn auf Möbeln, Polstern, Teppichen sorgen Sie schon für die nötige Auskehr. Bekleiden Sie nun Ihre Wände noch mit Salubra- oder Tekko-Tapeten, so wehren Sie den Krankheitserregern, denn diese Tapeten sind mit Ölfarben hergestellt. Sie können mit Bürste und Seifenwasser beliebig oft gewaschen und im Falle einer Seuche getrost desinfiziert werden. Die lichtechten immer gleich farbenfreudig bleibenden Salubratapeten stimmen gut zu frohem Kinderlachen. Salubra lacht auch fröhlich weiter, wenn sie liebe Kinderhändchen verschmieren. Ein nasser Bürstenstrich und das ganze Übel ist behoben. Was Sie für Salubra oder Tekko ausgeben, geben Sie an das Wohl Ihrer Lieben, an den unauslöschlichen Eindruck des Kindes an sein Elternhaus. Wählen Sie Tekko und Salubra heute noch bei Ihrem Lieferanten oder verlangen Sie Proben und „Was andere Leute von Tekko und Salubra halten", kostenlos von

S A L U B R A A. G., G R E N Z A C H 43 Q (B A D E N).

Proben von Salubra und Tekko **sowie** Wettbewerbsbedingungen **kostenlos** erbeten.

Name: ....

....

Adresse: ....

....

Drucksache

S A L U B R A A. G.

GRENZACH 43 Q

Der Mk. 40,000.– Wettbewerb.

Wenn Sie nächstens Räume mit Salubra oder Tekko auszustatten gedenken, versäumen Sie nicht, ein Lichtbild der schönsten Raumpartie dem Preisgericht einzusenden. Es werden 400 einfache u. Prunkräume prämiiert mit Mark 4000, 3000, 2000, 1200, u. s. w. gemäss den Wettbewerbsbedingungen, kostenlos von Salubra A. G., Grenzach 43 Q (Baden).

Salubra / Tekko

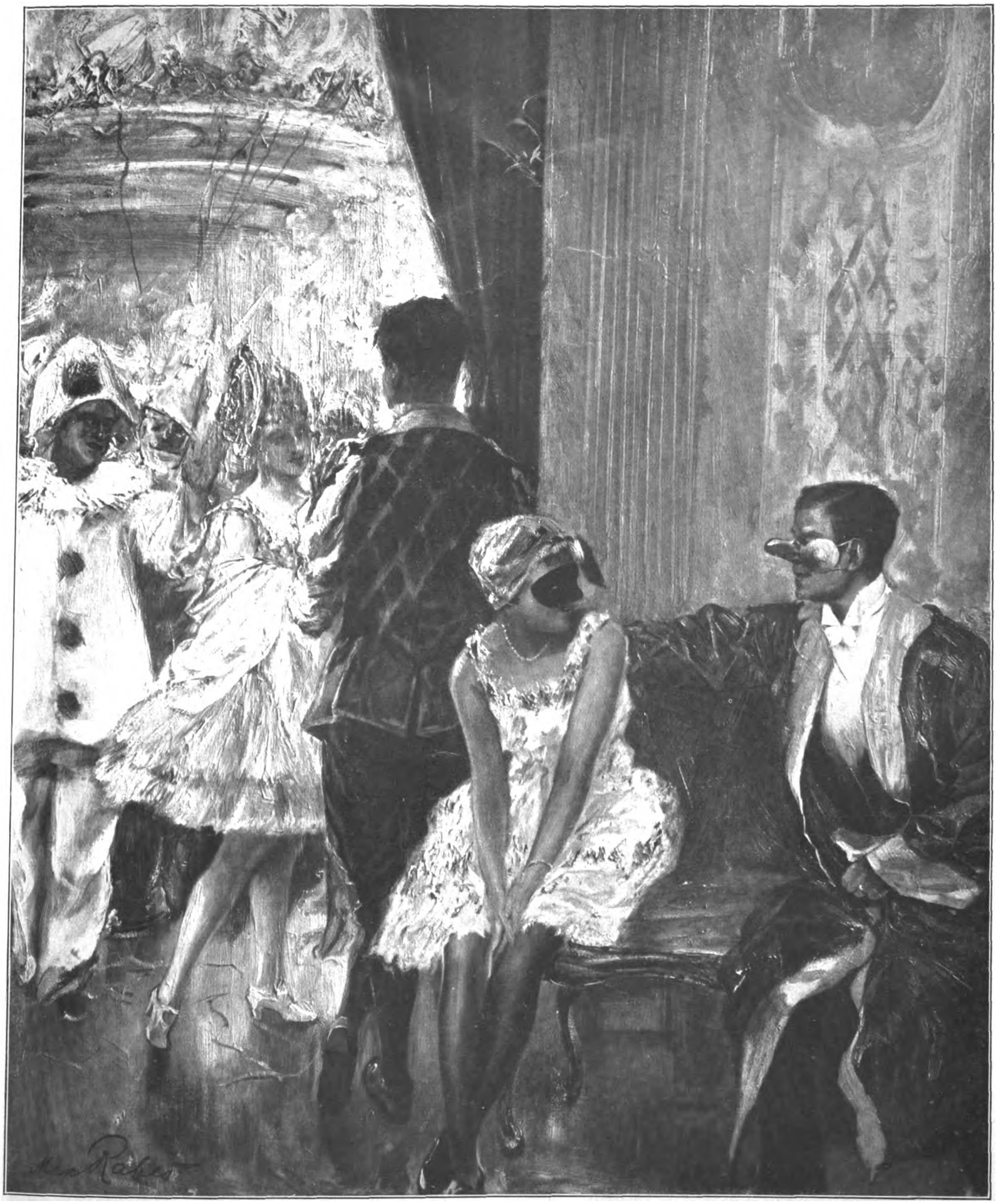
Gesamtsumme von 63 627 Kurgästen ergibt; die bis jetzt höchste Besucherzahl. Die Hauptzahl stellte Deutschland mit 20 649 Personen. Nach diesem Ergebnis kann ohne Schönfärberei gesagt werden, daß die Kurzeit 1927 eine glänzende zu nennen war. Der Überschuß gegen das Jahr 1926 beträgt 10 257 Kurgäste. Es ist zu hoffen, daß die kommende Saison sich ihrer Vorgängerin würdig anschließt. Stadtgemeinde sowie Private sind jetzt schon eifrig dabei, hierfür die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Eine Tropfsteinhöhle von ansehnlicher Größe mit schönen Gebilden ist im Amt Meßkirch im Bodenseegebiet bei Langenhart in einer Tiefe von 17 Meter entdeckt worden.

Für das zehnte Deutsche Sängerbundesfest in Wien sind alle verfügbaren Plätze in den Hotels und Gasthöfen durch den Ausschuß bereits sichergestellt, und in Tausenden von Aufrufen wurde ersucht, Wohnungen und Schlafstellen in Privatquartieren gegen eine Entschädigung von fünf Schilling die Nacht und das Bett zur Verfügung zu stellen. Die Stadt Wien öffnet alle Schulen, der Bund die Fachschulen, Kasernen usw. für die Gäste. Die deutschen Sänger aus Amerika allein beanspruchen 2000 Zimmer. Der Verkehrsausschuß hat mit dem Transport von 92 000 Sängern aus Deutschland, 15 000 aus den Bundesländern, 8000 aus den Sudeten und 3000 aus Amerika zu rechnen, welch letztere mit Extradampfern nach Europa kommen. Einen der Glanzpunkte der Veranstaltung wird der große Festzug bilden, der sich nach einer Schubert-Huldigung vor dem Burgtor über die Ringstraße zum Festplatz im Prater bewegen wird. Der Zug wird etwa acht Stunden in Anspruch nehmen.

Eine Gesellschaftsreise nach Sowjet-Rußland veranstaltet die Nordische Gesellschaft vom 30. Juni bis zum 13. Juli d. J. unter fachmännischer Führung. Es ist dies die erste europäische Gruppenreise, die durch sowjetrussisches Gebiet führt, und zwar rings um den Finnischen Meerbusen von Lübeck über Åbo, Helsingfors, Wiborg (Imatrafälle) nach Leningrad (Ausflug nach Zarskoje Selo), Narwa, Reval und zurück nach Stettin. Die Studienreise soll die Möglichkeit geben, einen kurzen Einblick in das moderne Rußland zu tun, um sich über dieses ein klares Urteil bilden zu können. Der Preis beträgt einschließlich sämtlicher Ausgaben RM. 525.—; für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft 5 % Ermäßigung. Programme und nähere Auskunft durch die Nordische Verkehrs G.m.b.H., Lübeck, Haus der Nordischen Gesellschaft.

Illustrirte Zeitung



KARNEVALSINTERMEZZO

GEMÄLDE VON PROF. MAX RABES





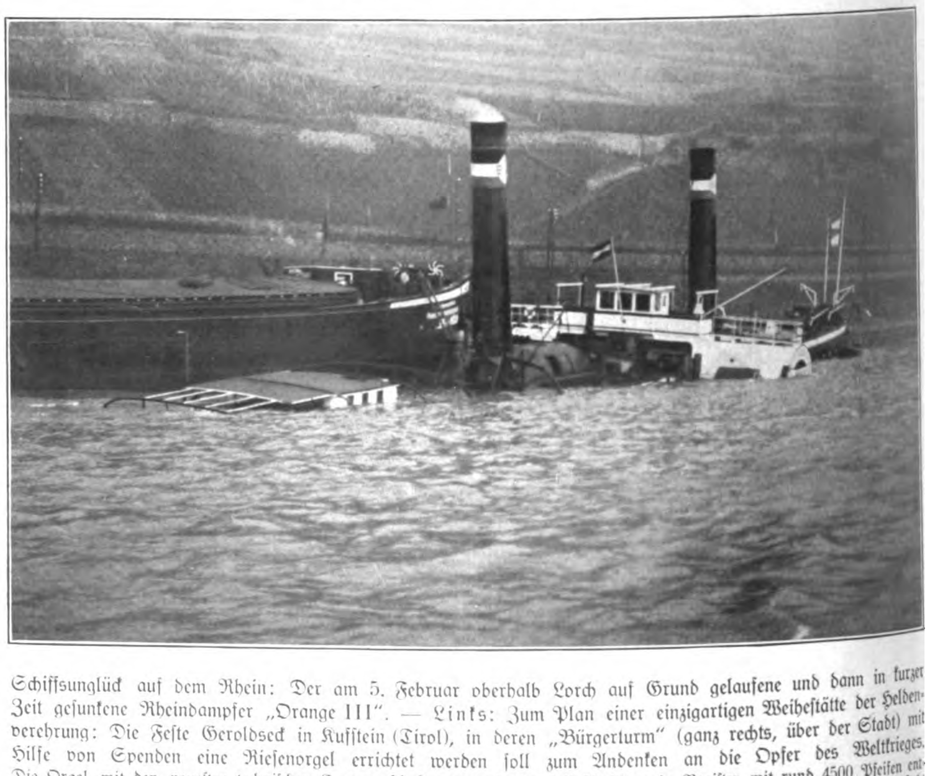
Fürstenbesuch in Berlin. König Gustav V. von Schweden nach dem Besuch eines Gottesdienstes in der schwedischen Kirche in Wilmersdorf am 5. Februar, während seiner Reise von Stockholm nach Rom. Im Oval: Das dänische Königspaar auf der Durchreise nach der Riviera auf dem Stettiner Bahnhof am 7. Februar.





Vom Besuch des Reichspräsidenten im Großen Waisenhause in Potsdam am 6. Februar: Links: Hindenburg unterhält sich mit den Kleinen. Rechts: Zöglinge des Waisenhauses in den historischen Trachten der Anstalt heißen den Reichspräsidenten willkommen.





Schiffsunglück auf dem Rhein: Der am 5. Februar oberhalb Lorch auf Grund gelaufene und dann in kurzer Zeit gesunkene Rheindampfer „Orange III". — Links: Zum Plan einer einzigartigen Weihestätte der Heldenverehrung: Die Feste Geroldseck in Kufstein (Tirol), in deren „Bürgerturm" (ganz rechts, über der Stadt) mit Hilfe von Spenden eine Riesenorgel errichtet werden soll zum Andenken an die Opfer des Weltkrieges. Die Orgel, mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattet, soll 80 klingende Register mit rund 4500 Pfeifen enthalten; der Spieltisch, von dem aus das Werk durch den Spieler oder eine mechanische Spielvorrichtung betätigt wird, steht in einem eigenen, neu zu errichtenden Pavillon am Fuße des Festungsberges in der Stadt. Unter besonderen Winddruck gesetzt, wird die Orgel kilometerweit im Umkreis zu hören sein.

VERTANE GÜTER

VON WOLFGANG GOETZ

Zwei Beispiele. Das erste: Im Frühjahr 1915 machte ich auf Staatskosten eine Reise nach den nördlichen Provinzen von Frankreich. Wir kamen in ein kleines häßliches Städtchen und hatten dort nichts zu tun, als zu warten, bis man uns an den grollenden und brummenden Horizont rufen würde. Das war nicht ganz so langweilig, wie es sich anhört. Mein Quartierwirt, also mein Feind, war ein anständiger Mann und ließ durchblicken, daß es da und da einen recht guten Wein gäbe. So freundlichem Winke ward Gehör, und nicht minder Gehör ward ein wenig später dem Gespräch am Nachbartisch, wo eine Gesellschaft von Arbeitern beisammensaß, von Arbeitern, wenigstens nach der Tracht zu schließen — denn da fiel auf einmal der Name Flaubert. Ohne Zweifel gibt es eine Menge Leute in Frankreich, die Flaubert heißen. Als aber dann der Name Bovary fiel, war ich doch etwas erstaunt: die Menschen da drüben redeten wirklich von dem großen Dichter Flaubert und seinem Roman „Madame Bovary". Einer war es, der hauptsächlich sprach, wohl mehr erzählte, und die anderen nickten ergriffen. Ich benutzte eine Pause und erhob mein Glas, indem ich die französischen Nachbarn aufforderte, mit mir auf das Andenken Gustave Flauberts zu trinken. Stutzen, Raunen, Staunen, Begeisterung. Der Hauptsprecher stand auf, Tränen im Auge, und stellte sich als écrivain du notaire vor, was etwa auf deutsch mit Bureauvorsteher des Notars zu übersetzen wäre. Sehr groß wird das Notariat nicht gewesen sein, denn unser Städtchen war kleiner als klein. Ich mußte mich zu den Bürgern setzen, und, das war schlechterdings rührend, ich, der böse deutsche Soldat, mußte ihnen vom Pariser Theater erzählen, von den großen Schauspielern Mounet-Sully und Coquelin. Ich rollte ein paar Verse des heute zu gering eingeschätzten Racine und zitierte Rostands „Cyrano de Bergerac", wie ich die beiden Mimen zum Ergötzen deutscher Freunde oft genug kopiert hatte. Mein Bureauvorsteher hatte die Hand an die Wange geschmiegt und summte hin und wieder vor sich hin: „Ah Racine! quel poète!" Welch ein Dichter! Man kam überhaupt über einige nichtssagende Bezeichnungen, wie: schön, herrlich, köstlich, wunderbar, nicht hinaus. Ah Racine! Mein Quartierwirt hatte sich mittlerweile auch eingefunden und blinzelte beglückt in die Runde, welch fabelhaften Gast er da mitgebracht habe. Man schwor sich alsbald ewige Freundschaft, verfluchte den Krieg und hoffte auf baldige Verbrüderung von Frankreich und Deutschland. Gewiß, es war eine ganze Masse Theater dabei. Es war aber kein Theater, als einen halben Tag später unsere Stiefel durch das Städtchen polterten und zwei oder drei der Tischgenossen, unter ihnen mein Freund, der Bureauvorsteher, neben mir herliefen, mir Glück und Segen wünschten, und ich möchte doch wiederkommen, und wir wollten uns doch ja nicht vergessen. Ich bin wiedergekommen, um schwarze Mitternacht, etwas bleich und mit knickrigen Knien. Gesehen habe ich die guten Leutchen nicht wieder, aber vergessen habe ich sie nicht und werde sie nicht vergessen.

Das andere Beispiel: Wenn man vom Main her nach Amorbach kommt, so tun sich in den Odenwald zwei Täler auf. Rechts hinauf kommt man in etwa zwanzig bis dreißig Minuten zu einer Wallfahrtskapelle, in der man mit Erstaunen tatsächlich die Klause Sigunens erkennt. Daß unter einer Einsiedelei ein frisches Quellwasser hindurchfließt, ist vielleicht nichts so Ungewöhnliches, aber bis zur Burg, von der die Botin der Klausnerin ihr tägliches Brot brachte, ist es genau zwei Meilen. Das macht schon mehr als stutzig.

Stutzen wir aber selbst: Erlaube man die Frage: Wer war denn nun Sigune, von der ich hier spreche, als wandelte sie noch unter uns?

Man vergebe, wenn ich mich wie ein Examinator aufspiele. Ich weiß — leider — von vornherein, daß keine 10 Prozent meiner Leser die Frage beantworten können. Sigune, die Frau mit dem grell-dunklen, dem nixenhaft-frommen Namen ist eine Gestalt aus dem „Parzival" des Herrn Wolfram von Eschenbach. Und ich gehe — leider — in meiner Erwartung nicht fehl, daß keine 10 Prozent meiner Leser, wenn der Prozentsatz nicht viel zu hoch gegriffen ist, das Buch dieses größten Dichters Deutschlands nach Goethe auch nur in der Hand gehabt haben.

Aber diese — ich muß wieder sagen: 90 Prozent meiner Leser würden mich wegen Beleidigung verklagen, wenn ich sie fragen würde, in welchem deutschen Drama die weibliche Hauptfigur Gretchen heißt.

Und nun wenden wir uns das Tal links hinauf, zum Wildenberg, zum Mont sauvage, wo Herr Wolfram von Eschenbach sein Wunderwerk, den „Parzival" geschrieben hat, den „Faust" vor dem „Faust". Eine runde Kuppe schiebt sich ins Tälchen, und wir müssen rund um den Hügel hinaufsteigen in tiefste Einsamkeit unter hohen Buchen. Und plötzlich steht vor uns eine fast vollkommen erhaltene Burg aus der romanischen Zeit, einsam, verwunschen, ganz still. Und in die Wand sind eingeschlagen die Worte: O weh, Mutter — der Anfang der schmerzlichen Frage des tumben Knaben Parzival: „O weh, Mutter, was ist Gott?" Ich kenne nur noch zwei Flecke in Deutschland, wo der Schauer des deutschen Geistes uns so erschütternd durchbebt: das Goethehaus in Weimar und das Kleistgrab am Wannsee. So schön, so entrückt, so märchenhaft, so heilig wie der Wildenberg ist aber keiner.

Nun aber kommt die Hauptsache: Wir gehen wieder zurück nach Amorbach, und weil wir hungrig sind, kehren wir in einem blitzsauberen Dorfgasthaus ein. Der Wirt ist ein freundlicher Mann, sehr viel respektabler als mein französischer Bureauvorsteher. An der Wand hängt ein schlechtes Bild von der Wildenburg, wie sie wohl früher ausgesehen haben mag, als sie noch nicht von den Bauern zerstört wurde. „Ach, die Wildenburg", sagen wir in Gedanken an die verwichenen Stunden. „Wollen Sie etwa hinauf?" fragt der Wirt. „Es lohnt sich nicht. Da oben ist gar nichts los."

Soll man sich nicht vor dem kleinen französischen Bureauvorsteher schämen?

Ich habe schon einmal gesagt: bei den Franzosen ist gewiß eine Menge Theater in der Bewunderung ihrer Großen, aber selbst schlechtes Theater ist doch immer noch besser als gar nichts. Wenn Gottsched in Lyon begraben wäre, hätte er dort eine Pyramide, in Paris würde er im Pantheon liegen. Wir brauchen heute nicht mehr allzuviel von ihm zu halten. Zu seiner Zeit war er nicht nur eine Notwendigkeit, er war ein Kerl von ganz großem Format, und ist es da notwendig, daß ich, der ich aus Leipzig stamme, der Stadt, wo er begraben liegt, nicht weiß, wo seine Reste die letzte Statt fanden?

Weiter: jedermann erinnert sich des Siegeszugs, den Honoré de Balzac kürzlich in allerliebsten, schmucken Bändchen durch Deutschland antrat. Wir alle freuen uns darüber, und kein Mensch wird sich unterstehen, gegen die Größe Balzacs etwas zu sagen. Aber wir müssen fragen: Wer kennt denn Immermann, wer hat je — außer dem unglücklich herausgerissenen Fragment, dem sogenannten „Oberhof" — den größten komischen Roman Deutschlands, den „Münchhausen", gelesen? Wer kennt sein bezauberndes „Tulifäntchen"? Wer hat einmal seinen „Merlin" gelesen, der so viele schlechte Verse wie tiefsinnige Gedanken hat? Von seinem wundervollen Roman, den „Epigonen", zu schweigen. Ganz gewiß, diese schöpferische Fülle des Gestaltens, diese rasende Phantasie Balzacs hat unser Karl Leberecht Immermann wahrlich nicht, allein, auf jeder Seite fast — das ist nicht übertrieben — wirft er ein Problem auf, jagt er uns einen Gedanken in unsere träge dämmernden Hirne, die uns Deutsche von heute, vom Jahre 1928, verwünscht viel angehen, die uns noch sehr lange angehen werden. Wir wären besser dran, wenn wir sie uns in den fast neunzig Jahren, die seit seinem Tode verstrichen, ein paarmal hätten durch den Schädel gehen lassen. „Worte in die Zeit" hat Julius Bab eine Sammlung von Immermannschen Tiefsinnigkeiten genannt. Man kann sich keinen besseren Titel denken, Worte, die mitten hineinplatzen in die Zeit.

Und so können wir immer weiter fragen: Wer hat je eine Zeile Friedrich Schlegels gelesen? Wen beglückten die Gedichte Friedrich Theodor Vischers? Wo sind Arnims „Kronenwächter" zu finden? In wessen Bibliothek werden die bezaubernden Versnovellen Wielands gelesen? Und gelegentlich der Versnovellen — den Namen Paul Heyses darf man ja beinahe gar nicht mehr aussprechen.

Nach anderen Künsten zu schauen: Da gibt es ein Werk, das heißt: „Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke Wolfgang Amadeus Mozarts." Herausgegeben ist es von einem jener nur in Deutschland zu findenden Gelehrten, die ihr Leben ganz und gar dem Werke eines anderen dienend opfern. Der Mann hieß Ludwig v. Köchel. Das Buch hat das Format von einem Bande des Konversationslexikons und enthält die Aufzählung sämtlicher Kompositionen des W. A. Mozart. Es sind ihrer weit mehr als 600 Nummern, die ein Mensch in 35 kurzen Jahren geschaffen hat, und jede der vielen großen Opern ist hierbei nur als eine einzige Nummer aufgeführt. Und was hören wir von diesem ganzen aufgespeicherten Schatz eines einzigen und einzigartigen Menschendaseins? Die Opern, und hier und da eine Symphonie und das Requiem, ein paar Sonaten und das „Veilchen"! Zwanzig, dreißig, in Gottes Namen fünfzig Nummern des Köchel. Und die anderen Nummern? Ein halbes Leben muß man warten, bis man das unsagbare Glück hat, ein Klavierkonzert dieses höchsten Musikers zu hören, zu hören und sich am Stuhl festzuklammern, um nicht hintenüberzufallen vor der Pracht und Größe dieser Musik. Und was ist da alles noch verzeichnet im guten dicken Köchel an Messen und Divertimenti und Arien, und so weiter und so weiter. Da kann man wahrhaftig dem bösartigen Witzbold recht geben, der da sagt: „Es gibt in Deutschland zwei unbekannte Komponisten. Der eine heißt Schubert, und der andere heißt Mozart." Es gibt sogar drei: denn von Johann Sebastian Bach kennen wir ja noch viel weniger. Hat doch einmal einer folgendes ausgerechnet: Wenn ein Mensch die nur skizzierten oder, wie der Fachausdruck lautet, bezifferten Kompositionen des großen Thomaskantors Note für Note bei 24 stündiger Tätigkeit täglich niederschreiben würde, so brauchte er dazu 120 Jahre.

Von den Philosophen wie Hegel, wie Fichte, ja selbst Schopenhauer oder von den Gelehrten wie den Grimms, den Humboldts, Hettner, David Friedrich Strauß wollen wir gar nicht erst reden; man überläßt sie neidlos den Zünftigen. Oder hat jemals jemand den „Kosmos" Alexander v. Humboldts gelesen oder die deutschen Sagen der Grimms? (Gibt's denn die überhaupt, die haben doch nur Märchen geschrieben?) Oder Victor Hehns „Italienbuch"?

Und nun die bildende Kunst. Es muß wohl mit den Völkern ähnlich sein wie mit den Familien. Wenn ein großer Kerl da war, dann taugen die Nachkommen wenig, oder sie sind zum mindesten in der Kunst, die den Ahnen zu den Sternen trug, unbrauchbar. So haben wir Deutschen den Augenmenschen Goethe gehabt, und es scheint, daß wir alle miteinander darüber unsere Augen verloren haben. Ich rede nicht von jenen Augen, die sehr wohl sehen, wie „flächig" ein Bild gemalt ist, die Nuancen, Konturen und Komposition fachmännisch erkennen. Nicht von jenen, die in Raffael einen Vollidioten, oder den anderen, die in irgendeinem Modernen einen Verbrecher sehen, der ins Zuchthaus gehört, sondern von den ganz wenigen Augen, die nicht Kunstgeschichte studiert haben müssen, um einen echten von einem falschen Rembrandt unterscheiden zu können, die noch wissen, daß die Künste der Form eben hinter der Form — man könnte fast sagen, ohne Form — noch ein Etwas haben, sofern sie nur Kunst sind, wie alle Kunstwerke, nämlich Seele. Heißt doch die Architektur eine gefrorene Musik, so daß also die Kunst, die, indem sie sich erzeugt, ewig und immer verweht, vermählt wird mit der, die wohl am längsten bleibt. Seele — das ist auch ein gänzlich unmodernes Wort, das man als anständiger Mensch nicht in den Mund nehmen dürfte. Aber auf keinem Gebiete der Kunst platzen die Gemüter so aufeinander wie auf dem der bildenden Kunst. Lassen wir also dem lustigen Spiel seinen Lauf. Warum aber wird zerstört, was Väter in Treue bewahrten und die Enkel mit Wohlgefallen sahen? Man sehe sich einmal an, was für eine Trümmerstätte sie aus dem großen Barock Leipzig ganz ohne Not gemacht haben, gegen die Pompeji wohlerhalten zu nennen wäre. Ein winziges Beispiel: Gegenüber der Universität Berlin, im rechten Winkel zum Palais des alten Kaisers stand ein Ding — ich kann es nicht anders nennen, ein gänzlich unnützes, aber entzückendes Ding. Es war wohl eine Schranke. Was sie aber sperren sollte, das weiß ich bis heute nicht. Aber wie schön war das! Da standen zwei steinerne achtkantige Stempel, in die ganz zarte Rosetten gemeißelt waren. Dazwischen lag wagerecht eine schmale Eisenstange, und von den Füßen der Stempel schlug sich in schlankem Bogen zu der Mitte dieser Stange ein Halbkreis. Zwischen den Viertelbogen rechts und links waren je drei eiserne Kreise, ein größerer, zwei kleinere, geordnet. Es war eine Wonne, diese Feinheit, diesen Sinn für Maß und die geheimnisvolle Zahl der Verhältnisse zu betrachten, wenngleich kein Mensch wußte, wozu das Ding heute noch diente. Aber es anzusehen, war eine Wonne, wie gesagt, und man sagt, daß der große Gilly, von dem sie in Berlin jede Spur mit größter Akkuratesse vernichtet haben, der Erfinder war. Nun gut, also, das Ding war unnütz, aber schön. So setzt man es woanders hin, nicht wahr? Keine Spur. Man reißt die wundervolle Eisenrampe heraus, setzt einen scheußlich unproportionalen Stempel zwischen die schönen alten und macht, naturgemäß, ebenso unproportional die Halbbogen mit den geheimnisvoll schönen Kreisen nach. Jetzt steht ein ganz unnützes, ganz unschönes Ding da, gänzlich zwecklos, kein Mensch weiß, warum, und es ist eine Qual, vorüberzugehen, nachdem auch das Opernhaus — aber davon wollen wir ja gar nicht reden, sondern ganz tief schweigen, aus Scham, aus bitterster Scham.

Man wird mir einwenden: Ja, wenn wir in wirtschaftlich konsolidierten Zeiten lebten, so könnte man darüber reden, aber heute. Gott behüte! Heute haben wir den Kopf mit anderen Sachen voll. Außerdem, lieber Freund, hast du gar nichts anderes getan, als Fragen gestellt und so getan, als ob du die Antwort wüßtest.

Man sieht, ich kenne diese Einwürfe. Aber was hat das alles mit wirtschaftlichen Nöten zu tun? Je mehr wir uns der überkommenen und gegenwärtigen Schätze bewußt werden, um so leichter wird der graue Tag. Im Volke Reklams — das ist ein altes Axiom von mir — gibt es eine wirkliche Not nicht, darf es nicht geben, sofern nur jeder das Seine tut. Man braucht nur wöchentlich auf einen Topf Bier zu verzichten, um seiner Seele für den Monat genug Nahrung zuzuführen. Wir im Zusammenbruch können nur erstehen, indem wir der gegebenen Schönheit uns erinnern, indem wir uns ihr ganz hingeben. Es ist nämlich schön, Schönes zu erleben, zu gewinnen, zu besitzen. Daher der Name. Aber es scheint furchtbar schwer zu sein, diesen ganz einfachen Satz zu begreifen.





Die schöne Szenerie für Tafelfreuden: Aus der Ausstellung „Der gedeckte Tisch“, veranstaltet vom Hausfrauenverein in Leipzig. Links: Festliche Tafel im landläufigen Stil. Rechts: Tisch der modernen Frau, Bauhausstil. (Phot. Lisa König.)

Tagesgeschichte.

König Gustav V. von Schweden traf am 5. Februar auf der Reise von Stockholm nach Rom in Berlin ein und wurde am Bahnhof vom schwedischen Gesandten af Wirsén und von Mitgliedern der Gesandtschaft begrüßt. Nach einem Gottesdienst in der schwedischen Kirche in Berlin-Wilmersdorf nahm der König an einem Frühstück beim dänischen Gesandten Zahle teil. Am Abend noch fuhr er dann nach Rom weiter. — Auch das dänische Königspaar, König Christian X. und Königin Alexandrine, geborene Herzogin zu Mecklenburg, weilte auf der Durchreise nach der Riviera kurze Zeit in der Reichshauptstadt. Zur Begrüßung hatte sich das gesamte Personal der dänischen Gesandtschaft sowie zahlreiche Mitglieder der dänischen Kolonie eingefunden.

Reichspräsident v. Hindenburg stattete am 6. Februar dem Großen Waisenhause in Potsdam (früheres Potsdamsches Großes Militärwaisenhaus, vor mehr als 200 Jahren unter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gegründet) einen Besuch ab. Er besichtigte eingehend die Einrichtungen der Anstalt und begrüßte die Zöglinge, die allerlei Vorführungen boten.

In Haarlem starb am 4. Februar Hollands größter Physiker, Hendrik Antoon Lorentz. Am 18. Juli 1853 geboren, war er in den Jahren 1878—1923 an der Universität Leiden als Professor tätig. Im Jahre 1902 erhielt er zusammen mit dem holländischen Physiker Zeeman den Physik-Nobelpreis. — Prof. Lorentz' Verdienste um die Wissenschaft reichen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Er hat die Elektronentheorie, nach deren Auffassung der elektrische Strom im Fließen kleinster Teilchen, der Elektrizitätsatome (Elektronen), besteht, zum Sieg verholfen und ist durch die mathematische Formulierung dieser Lehre ihr eigentlicher Schöpfer geworden. Auch hat er sich um die Entwicklung der Relativitätstheorie bedeutende Verdienste erworben.



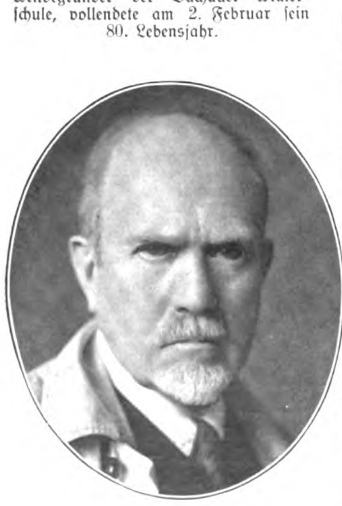
Karneval in Nizza: Der Wagen „Die Stadt Nizza und ihre Erzeugnisse“ im Straßenumzug am Tage der „Blumenschlacht“



Prof. Dr. Ludwig Dill,
bedeutender Landschaftsmaler, ehemaliger Präsident der Münchener Sezession und Mitbegründer der Dachauer Malerschule, vollendete am 2. Februar sein 80. Lebensjahr.



Henri Hinrichsen,
bekannter Leipziger Verleger, Inhaber des verdienstvollen Musikverlags C. F. Peters, konnte am 5. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.
(Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



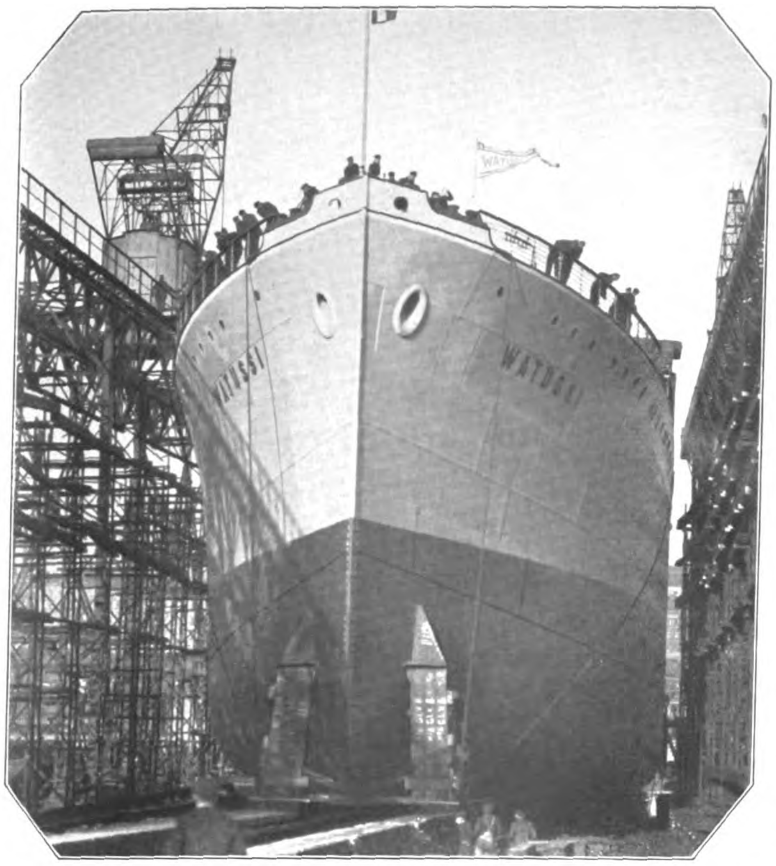
Prof. Karl v. Marr,
namhafter Münchener Maler, als Sohn deutscher Eltern in Milwaukee (U.S.A.) geboren, bis vor kurzem Direktor der Akademie der Künste in München, beging am 14. Februar seinen 70. Geburtstag.

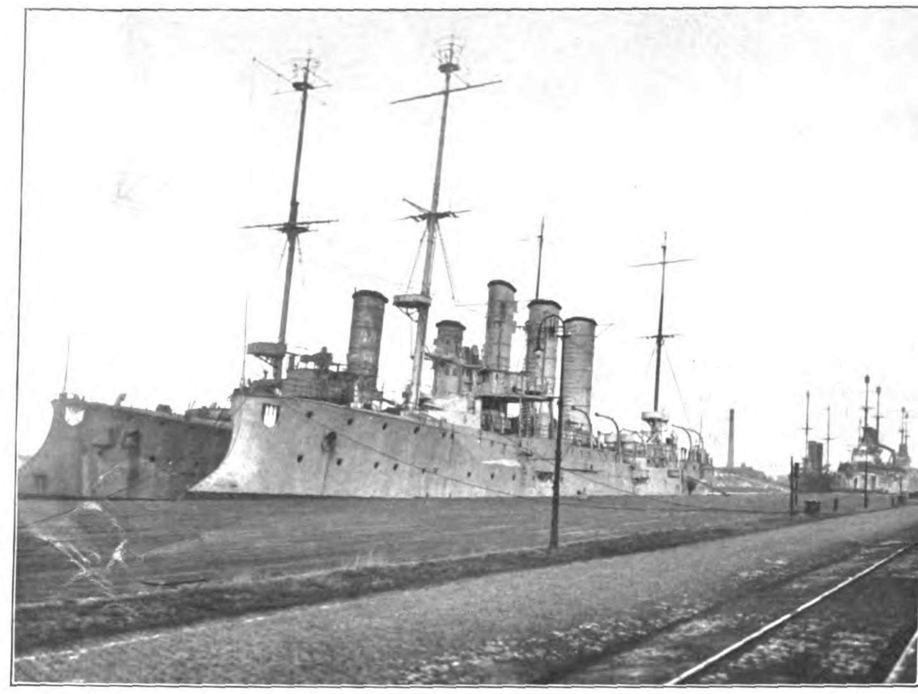


Spielzeug oder Züchterspielerei? — Prachtvolle Exemplare von White-West-Highland-Terriers und Scotch-Terriers (schwarz) auf der Rassehundeschau der „Grünen Woche“ in Berlin am 4. Februar.



Prof. Dr. H. A. Lorentz,
berühmter Physiker, Begründer der Elektronentheorie, Träger des Nobelpreises von 1902, Vorsitzender der Völkerbundkommission für geistige Zusammenarbeit. † am 4. Februar im 75. Lebensjahr.





Werden und Vergehen der Seefahrzeuge: Deutschlands Schiffsfriedhof: Die auf Grund des Versailler Friedensvertrags außer Dienst gestellten Kriegsschiffe (Linienschiffe „Braunschweig“ und „Preußen“, Kreuzer „Thetis“ und die nach erfolgter Weltreise pensionierte „Hamburg“ [im Vordergrund]), im Großen Hafen von Wilhelmshaven. Links oben: Vom Stapellauf des neuen Passagier-Turbinendampfers „Watussi“ der Woermann-Linie am 2. Februar: Die „Watussi“ auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg vor dem Eintritt in ihr künftiges Element.





Mussolini begrüßt seinen Anhängernachwuchs: Hundertschaften der faschistischen Jugendverbände bei der Besichtigung durch den „Duce“ am 5. Februar, dem fünften Jahrestag der Gründung der Volksmiliz.

Rechts Mitte: Ein Mahnmal im deutschen Osten: Das vom Freiherrn v. Bechtolsheim entworfene Standbild eines Deutsch-Ordensritters auf der Grenzbrücke in Deutsch-Filehne (Grenzmark Posen).





Eigenartige moderne Baukunst in der Schweiz: Links: Das wuchtige Betonmassivgebäude des „Goetheanums“ in Dornach bei Basel, Mittelpunkt der Anthroposophischen Gemeinde des verstorbenen Dr. Rudolf Steiner. (Der erst aus Holz bestehende Bau brannte in der Silvesternacht 1925 nieder.) Rechts: Die zu dem Goetheanum gehörende Heizanlage, besonders auffallend durch ihren unsymmetrischen Aufbau. Dem großen Schornstein wurde durch architektonische Anfügungen die Form einer Flamme gegeben.



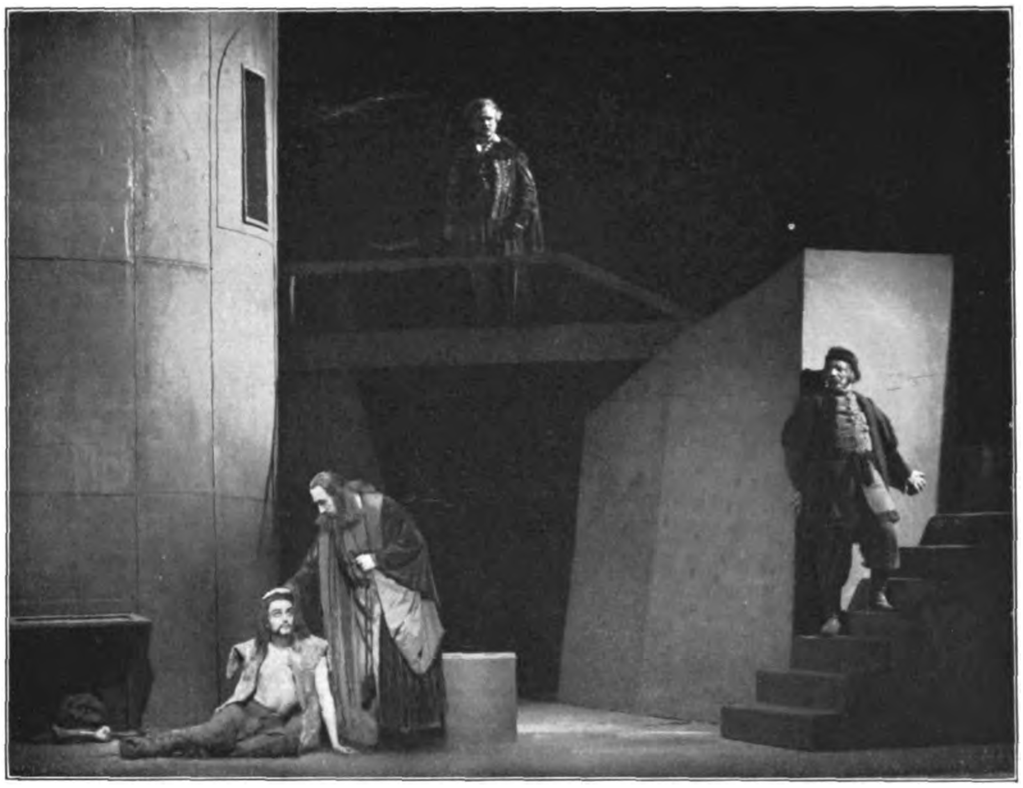
Künftige „Pawlowas“: Schülerinnen einer Ballettschule in Los Angeles (Kalifornien) beim Üben des Spitzentanzes.

Bühnenschau.

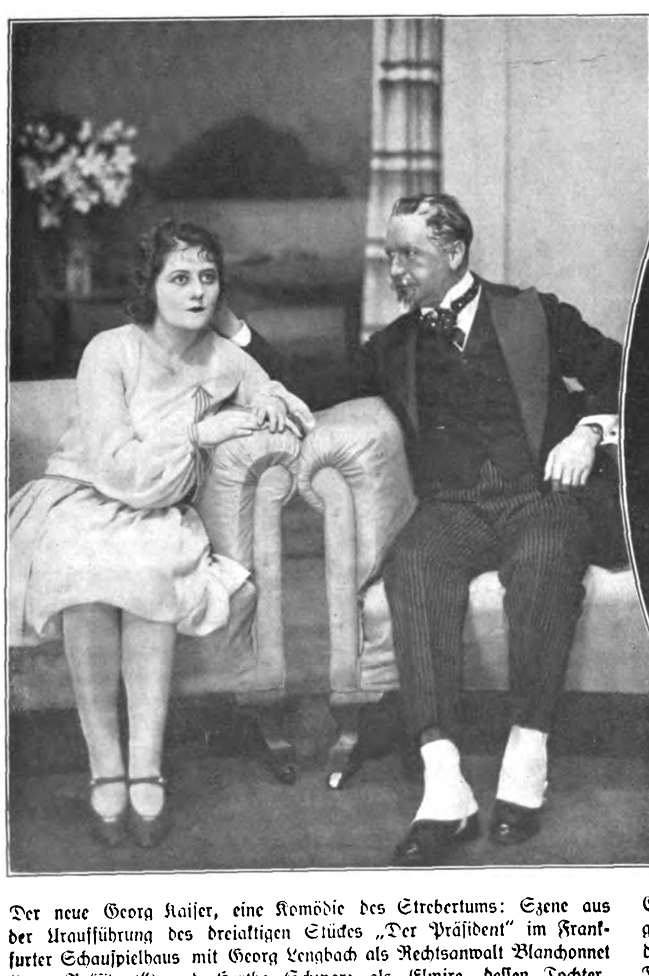
Georg Kaisers Komödie „Der Präsident“ (Uraufführung am Frankfurter Schauspielhause) macht sich über das Strebertum eines phrasenhaften Rechtsanwalts lustig. Dieser eitle Mensch opfert Geld und Gut, um in Paris eine Rolle spielen zu können. Als Umweg zum künftigen Ruhm benutzt er den Präsidentenposten auf einem Sittlichkeitskongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Natürlich verpfuscht ihm das Pech mit seiner Tochter den schönen Plan: Sie läßt sich von einem Gaunerpaar blenden und entführen. — So satirisch, scharf und frisch das Stück vielfach auch ist, es gehört doch wohl nicht zu den Werken Kaisers, die bleiben werden.

Am Prinzregenten-Theater in München und gleichzeitig am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg sowie in Würzburg kam ein neues Stück von Hugo v. Hofmannsthal, „Der Turm“, heraus. Diese Schicksalstragödie wurde bereits vor zwei Jahren im Buch niedergelegt, jetzt kam sie, stark verändert, in einer konzentrierten Bühnenbearbeitung zur Aufführung. Wir finden hier Anklänge an Calderons „Das Leben ein Traum“ und an die Geschichte Kaspar Hausers: Der polnische Prinz Sigismund wird zweiundzwanzig Jahre in einem Turm eingesperrt gehalten, weil sein Vater, der tyrannische König Basilius, sich vor dem Orakelspruch fürchtet, Sigismund werde ihn einst entthronen. Eines Tages läßt er sich aber doch bewegen, den Sohn aus der fürchterlichen Haft zu befreien. Als Sigismund, dessen Wächter heimlich seine Erziehung gelenkt hat, die Wahrheit erfährt, schlägt er den König nieder und reißt die Herrschaft an sich. Doch der Aufstand mißglückt, und Sigismund wird zum Tode verurteilt. Vor der Vollstreckung des Spruches befreit ihn indes eine Revolution des niederen Volkes. Nun, nach Basilius' Abdankung, versucht er die Untertanen mit Edelmut und Milde zu lenken. Aber die rohe Gewalt in der Person des Revolutionärs Olivier ergreift die Macht und läßt den idealistischen jungen König untergehen. — Das Publikum nahm das künstlerisch und menschlich vornehme Werk achtungsvoll entgegen.

Ein Lustspiel von altem guten Schrot und Korn bot Stephan v. Kamare mit seinen „Leinen aus Irland“, uraufgeführt im Münchener Residenztheater. Ein bißchen Liebe und der keineswegs welterschütternde Zwist: Soll man Leinen aus Irland oder aus Böhmen einführen? bilden die Ingredienzen, die dem munteren Stück frohen und reichlichen Beifall einbrachten.



Aus dem neuen Drama von Hugo v. Hofmannsthal: Bühnenbild von der Uraufführung des fünfaktigen Trauerspiels „Der Turm“ im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 4. Februar.
Von links nach rechts: Hans Otto als Prinz Sigismund; Paul Schwaiger als Arzt; Karl Wüstenhagen als Gouverneur des Turms (im Hintergrund); Carl Eartöry als dessen Diener Anton. (Phot. Haas.)



Der neue Georg Kaiser, eine Komödie des Strebertums: Szene aus der Uraufführung des dreiaktigen Stückes „Der Präsident“ im Frankfurter Schauspielhaus mit Georg Lengbach als Rechtsanwalt Blanchonnet (der „Präsident“) und Hertha Schwarz als Elmire, dessen Tochter. (Phot. Karl Bauermann.)



Ein verlorener Kopf wiedergefunden: Der mit dem zugehörigen Kopf versehene Torso der Venus von Knidos, der sich im Cinquantenaire-Museum in Brüssel befindet. Der Kopf ist Besitztum der Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen; ein dänischer Gelehrter erkannte ihn als zu dem Torso der knidischen Venus gehörig, und der Gipsabguß erwies sich tatsächlich als passend.



Ein Lustspiel aus dem alten Österreich: Szenenbild aus der am 5. Februar im Münchener Residenztheater erfolgten Uraufführung „Leinen aus Irland“ von Stephan v. Kamare. Von links nach rechts: E. Höfer als Ministerialrat Wlk; G. Putscher als Advokat Seeligmann; H. Burkart als Sektionsrat v. Kalinski; J. Plaut als Schlesinger aus Skutari.



Wintersport im Herzen von Paris: Auf der künstlichen Schlittschuhbahn des Eispalastes. Nach einer Zeichnung von Léon Fauret.

Da infolge des milden Pariser Winters die Jugend den so sehr beliebten, anmutigen und gesunden Eissport dort nur selten ausüben kann, bietet sich ihr als Ersatz die künstliche Schlittschuhbahn des Eispalastes. Bei diskreter Musik gleiten die Eisläufer im Scheine strahlender elektrischer Lampen auf der glatten Fläche dahin. Die Galerien ringsum geben Gelegenheit zum Ausruhen. Von hier aus verfolgen auch zahlreiche Zuschauer die spannenden Wettläufe und -spiele. Eine Tanzdiele sorgt für weitere Unterhaltung.



AFFENPINSCHER

PASTELL VON E. WINIARZ

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(7. Fortsetzung.)

Wirklich, die Frau, die keine Wünsche kennt, weil ihr jeder erfüllt wird, ist in den Grasaffen Lebel verliebt. Sie findet es reizvoll, mit ihm zu kokettieren und ihm den Kopf zu verdrehen. Die beiden machen kein Hehl aus ihrer gegenseitigen Zuneigung und möchten die Späher auf diese Weise entwaffnen. Vor dieser Frau ist auch der Napoleon Williams nicht mehr als ein kleiner Junge, mit dem man nach Belieben spielen kann. Seine Liebe und Ergebenheit wirkt manchmal sogar lästig. Früher hat er es einmal versucht, diese Frau zu beherrschen, aber sie ist ein Weib und stärker. Sie ist die einzige, die Macht über ihn hat.

Williams hat ihr gedroht und sie gebeten, vorsichtiger zu sein. Er wagt jedoch keinen Befehl, denn Jones Lebel ist in einer Position stärker als er: er ist jung. Das ist bei diesem Flirt wohl das Entscheidende. So trottet Williams neben beiden auf dem Promenadendeck einher wie Mrs. Seemann neben ihrer Tochter und Mr. Austin, die ein anderes Dreieck bilden. Keine Geste, kein Blick der beiden entgeht ihm. Mr. Lebel ist von erschütternder Unverfrorenheit und Freundlichkeit zu ihm, als sei nichts selbstverständlicher, als daß ihn Mrs. Williams verwöhnt.

Und was sagte er neulich beim Ball zu ihr?

„Wollen Sie denn nicht auch einmal mit Ihrem Gatten tanzen?"

„Ja."

Sie nickt.

Und Jones Lebel überbringt diesem Napoleon Williams gleichsam einen Befehl. Der steht sofort auf und tanzt mit seiner Frau. Lebel läßt das Paar nicht aus den Augen, bis die Jazz-Band den Tanz beendet.

In Mr. Jeffersons letzter Nacht muß etwas mit Williams geschehen sein, das sich nur ahnen läßt, denn von ihm selbst wird niemand die Wahrheit erfahren. War Mrs. Williams zu leichtfertig gewesen?

Williams kam allein gegen Mitternacht in die Bar und setzte sich ohne Umstände zu Jefferson. Er hatte etwas Unheimliches im Blick, und seine Stirn war fahl. Er spricht kein Wort, er trinkt nur, trinkt den scharfen Whisky fast unverdünnt wie Wasser. Und Jefferson ist glücklich über die unerwartete Ehre. Er schwatzt und bestellt und lacht. Eine Katastrophe scheint sich vorzubereiten. Man erkennt den würdevollen Mann nicht wieder.

Nach einer Stunde erscheint auch Mr. Lebel und blickt sich suchend um. Mr. Williams, der stumpf vor sich hinstarrt, sieht ihn an der Tür stehen. Mit einem einzigen Händedruck zersplittert er das Glas, das seine Finger umschließen. Und in seinen Augen flammt eine jähe, rasende Wut. Es wird still im Raum. Niemand weiß, was im nächsten Augenblick geschehen wird. Nur Jefferson ist völlig teilnahmlos.

Williams will aufstehen und sich auf Lebel stürzen. Es ist Todfeindschaft zwischen ihnen, brutal und unverhüllt. Wenn er jetzt eine Waffe hätte oder ein Wurfgeschoß!

Mr. Lebel zögert nur Sekunden, dann geht er furchtlos auf Mr. Williams zu.

„Ihre Gattin sucht Sie und erwartet Sie, Mr. Williams."

Kraftlos und bleich erhebt er sich und geht an dem Jüngeren vorbei.

Mr. Jefferson gibt sich die Ehre, Mr. Williams' Zeche mitzubezahlen. Er hat es wohl vergessen.

Der Steward muß ihm die Hand führen, als er den Scheck unterschreibt. Und dann taumelt Jefferson auch davon in seine Kabine und in den Tod.

XIII.

Die Ankunft im Hafen von Havanna bringt neue Unruhe an Bord. Die große Gemeinschaft ist im Nu zersprengt.

Während der Dampfer Autos und Klaviere auslädet und Zucker für Rotterdam übernimmt, viele tausend Säcke, haben die Passagiere Urlaub bis zum nächsten Morgen. Alle sind froh, wieder an Land zu kommen. Mr. Austin hat Peggy eingeladen; er will ihr den Prado, das Kasino und das Chinesenviertel zeigen. Er kennt Havanna von früheren Reisen her gut. Aber Mrs. Seemann ist um jeden Preis entschlossen, ihre Tochter nicht mit ihm allein zu lassen, nicht aus Sorge, denn Peggy ist viel klüger und vorsichtiger als sie, sondern nur, um bei all den geplanten Vergnügungen auch dabeizusein. Austins Freigebigkeit kennt keine Grenzen. Und ohne Zweifel hat er sich in Peggy verliebt. Mrs. Seemann schiebt also die Moral in den Vordergrund, und er muß mit ihr verhandeln.

Gut, er will sie mitnehmen, wenn es durchaus nicht anders sein soll, aber sie muß einen zweiten Begleiter stellen. Das ist seine Bedingung. Auch der Vierte soll von ihm eingeladen sein. Selbstverständlich. Die Hartnäckigkeit der aufgeregten Frau läßt ihn geradezu grob werden.

Mrs. Seemann hat sich ihm gefügt, um nicht alles zu verderben, und sucht also Anschluß. In ihrer Dummheit fragt sie auch Mr. Williams, der sie korrekt abweist.

Was antwortet ihm diese törichte Frau?

„Ich dachte, Sie wollten sich auch ein wenig amüsieren, Mr. Williams."

Nein. Mr. Williams verläßt das Schiff zusammen mit seiner Frau, die wieder vernünftig geworden zu sein scheint. Das Ehepaar geht allein.

Mrs. Seemann sucht den jungen Lebel, der demnach kaltgestellt ist. Mr. Lebel hat sich jedoch bereits einer anderen Gruppe angeschlossen und macht Miß Winston den Hof. Sie wollen im Sevillahotel speisen und danach in die Oper gehen.

„Und dann?"

Mrs. Seemann ist verzweifelt.

„Später sind wir wahrscheinlich im ‚Tokyo', gnädige Frau."

Sie wendet sich an den „Greis", aber auch der hat andere Interessen. Er muß zur Kolumbuskirche, um Studien zu machen, für seinen großen Film, wie er sagt. Der Geizhals fürchtet wohl, daß er doppelte Zechen bezahlen muß. Da spielt sie ihren stärksten Trumpf aus.

„Mr. Austin wird selbstverständlich alles bezahlen, wenn Sie mich begleiten."

„Ich habe es schon dem Reverend versprochen. Er ist genau über diese Kathedrale informiert."

„Man reist doch nicht nach Havanna, um Kirchen zu besuchen!"

„Es geht um die Kunst, wenn Sie das verstehen."

Mrs. Seemann versteht es nicht und irrt weiter. Sie weint fast vor Wut. Überall kommt sie zu spät.

„Mr. Buttenbirk, und Sie?"

Der Junggeselle wird mit Mrs. Rieger zusammen sein, das ist ihm am ungefährlichsten. Die jungen Mädchen sind zu toll hinter ihm her. Bei einem Pfänderspiel gestern hatten sich alle gegen ihn verschworen, und er mußte eine Dame küssen, um sein Pfand auszulösen. Das ist gewiß nicht ernst zu nehmen! Und doch hat ihn Margalo gefragt, ob er ihr in Havanna den Ring kaufen würde? Das war wieder einmal das Ende. „Den" Ring, hat sie gefragt, nicht „einen". Gar nichts für solch ein leichtfertiges Geschöpf.

„Wenn Sie sich uns aber anschließen wollen?"

„Nein. Danke. Ich muß mich ja leider nach Mr. Austin richten."

Schließlich trifft sie auf Kapitän Dud, der immer freundlich zu ihr war, und ihm vertraut sie sich an.

„Was Sie nicht sagen, gnädige Frau! Vielleicht darf ich Ihnen Havanna zeigen?"

„Wirklich?"

„Doch vor Abend kann ich nicht von Bord. Wenn Sie ein wenig Geduld haben wollen?"

Dieses Glück hat Mrs. Seemann nicht erwartet. Sie wird sich mit dem Kapitän, mit dem Kommodore, in Havanna zeigen dürfen! Alle Frauen werden neidisch sein. Selbstverständlich wird sie auf ihn warten.

Jetzt verhandelt sie direkt hochmütig mit Mr. Austin weiter. Peggy darf sich von ihm einladen lassen. Ja. Ausnahmsweise. Um 10 Uhr aber wünscht Mrs. Seemann im Kasino von beiden erwartet zu sein.

„Um zehn im Kasino. Vielen Dank, gnädige Frau."

Mrs. Seemann bleibt allein an Bord und in ihrer Kabine zurück, um sich nochmals umzukleiden.

*

Mrs. Mahony, die Vereinsamte, hat die Absicht, von Havanna aus nach Neuyork zurückzureisen, aufgegeben. Sie hat nette Reisegefährten gefunden, so daß sie ihre Flucht nicht mehr bereut. Rechtsanwalt Mahony in Washington weiß immer noch nicht, wo seine Frau eigentlich ist. Mrs. Mahony hatte Zeit genug, zu überlegen, ob sie auf die Scheidung bestehen soll. Sie hat auch mit dem Polizeioffizier gesprochen und ihn um Rat gefragt. Ja, mit allen möglichen Leuten hat sie den Fall erwogen, der für sie immer verwirrter wurde.

Mrs. Rieger gab ihr schließlich den besten Rat.

„Beenden Sie ruhig Ihren Seitensprung, Mrs. Mahony", sagt sie. „Sie haben so bald keine gleich gute Gelegenheit wieder, und dann reisen Sie zu Ihrem Gatten zurück! Es ist mit den Männern doch stets das gleiche, und einen besseren erwischt man selten."

So wird sie also bis Kingston mitfahren und erst von dort nach Washington zurückkehren.

Ehe sie von Bord geht, ungeduldig erwartet, schickt sie an ihren Mann ein Telegramm. Sie bittet ihn darin für ihr übereiltes Handeln um Entschuldigung. Nachricht drahtlos an den „Globus". Und nach Kingston, bitte, Geld. Adresse: Das amerikanische Konsulat.

Die Geldsorge scheint den Ausschlag gegeben zu haben, sich mit ihrem Manne wieder in Verbindung zu setzen. Sie hatte ihre Reisekosten weit unterschätzt.

„Wann werde ich Antwort haben können?" fragt sie den Funkassistenten.

„Möglicherweise schon diese Nacht."

„Vielen Dank."

Gleichzeitig mit ihr geht die polnische Filmfürstin von Bord, die seit der Skandalgeschichte von keiner Dame mehr gegrüßt wird. Die Diva übertreibt es heute bis zur Lächerlichkeit. In einer Wolke von Parfüm rauscht sie vorüber und hat gleich drei Kavaliere im Gefolge, die ihren kostbaren Schmuck bewachen müssen.

*

Die Stadt Havanna steht an diesem Tage ganz im Zeichen der Passagiere des „Globus". Überall begegnen und grüßen sie einander. In Gruppen schlendern sie durch die heißen Straßen oder lassen sich spazierenfahren, sitzen in Tavernen oder in den Luxushotels beim Tee. Die Händler finden sie unter vielen Fremden sofort heraus und verkaufen ihren wertlosen Schund zu phantastischen Preisen. Elfenbeinketten, die aus Ochsenknochen gedreht sind, Fächer und Kuriositäten. In ganzen Schwärmen fallen sie über die wehrlosen Reisenden her. Besonders die Damen ermuntern diese Horden immer wieder. Alles möchten sie sehen, betrachten, befühlen, um jedes Stück handeln, weil es ihnen aus irgendeinem Grunde gefällt. Der Kaufhausdistrikt ist um die Abendstunden überlaufen. Keine Sehenswürdigkeit Kubas ist so interessant wie die Panamahüte und spanischen Mantillen, die kostbaren Einsteckkämme. Sie verschwenden ihr Geld an geflochtene Körbe, die sie nirgends unterbringen können, an Similischmuck, Perlen, Malereien, japanisches Porzellan, Gobelins und schwarze Zigarren, die sie bei der Heimkehr einschmuggeln wollen, um sie an irgendwen zu verschenken.

Wie lange haben sie nichts mehr einkaufen können! Und in wenigen Tagen ist der große Maskenball an Bord, zu dem jeder im Kostüm kommen muß. Und wie billig die französischen Parfüme und Seifen hier sind! In Neuyork zahlt man den dreifachen Preis dafür. Nicht übertrieben.

Die Händler bestätigen es lächelnd und packen ein. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Psyche dieses Publikums, das immer das gleiche ist.

Mrs. Seemann hat es übrigens doch nicht allein auf dem „Globus" ausgehalten. Sie hat dem Kapitän Bescheid sagen lassen, daß sie pünktlich zurück sein wird und ist mit Mrs. Palmer auch einkaufen gegangen. Man begegnet ihnen auf dem Prado und vor dem Plaza-Hotel. Sie sind in Begleitung eines Kubaners, den sie sich als Führer genommen haben. Zweifellos haben sie eine geheimnisvolle Absicht, die sie nicht verraten, und vielleicht hängt es mit dem Maskenball zusammen.

Als sie zum Dinner wieder an Bord sind, ist die bescheidene Mrs. Palmer noch ganz aufgelöst vor Erregung. Dieser Kubaner hat kein einziges Wort Englisch verstanden und die Damen kein Spanisch. So half man sich mit der Zeichensprache. Hat der Mann sie wirklich nicht verstanden? Wohin hat er sie verschleppt! Es war grauenhaft.

„Wir haben einen Einblick in die Tiefen menschlicher Laster getan. Nie, nie möchte ich das wiedererleben", sagt Mrs. Palmer mit Tränen in den Augen.

„Wie konnten Sie sich aber auch von einem Unbekannten führen lassen!"

„Daß es solche Mädchen gibt!"

Der Zahlmeister braucht nicht weiter zu fragen. Er lächelt sehr diskret und wendet sich ab.

„Wenn der kleine Leo nicht dazugekommen wäre, ich weiß nicht, ob wir lebend hier ständen."

„So schlimm ist es bestimmt nicht, gnädige Frau. Havanna ist nicht Chikago, und solche Häuser stehen unter strenger Kontrolle der Polizei."

„Nicht möglich."

„Leo, sagten Sie?"

„Ja. Wir trafen ihn auf dem Wege. Wir müssen ihm sehr dankbar sein."

„Leo also."

Darüber lächelt der Zahlmeister nicht mehr. Wo treibt der Lümmel sich herum! Wahrhaftig, er hat den kleinen Schiffsjungen aus Zaandam in falschem Verdacht. Leo hat Urlaub gehabt, aber kein Centstück in der Tasche. So kann er Havanna nicht erobern. Nur herumgebummelt ist er wie ein richtiger Vollmatrose. Keiner von der Mannschaft hat ihn mitnehmen wollen. Er war bei der unerwarteten Begegnung noch viel glücklicher als die Damen.

Mrs. Palmer hat einen achtjährigen Jungen zu Hause und wohnt in der gleichen Villenstraße in Pelham wie Mrs. Seemann. Sie hat zuerst den Einfall gehabt, für das Kind einen Affen zu kaufen und ein paar Kokosnüsse. Mrs. Seemann hat einen Buben im gleichen Alter. Ob man den Affen nicht für beide kaufen wolle? Es sei doch billiger.

Mrs. Palmer ist sofort einverstanden. Ja, das wäre eine ausgezeichnete Idee.

Weiß Gott, wie sie darauf verfallen ist, ausgerechnet in Havanna einen Affen zu kaufen! Sie hat wohl gemeint, daß es in Kuba ganze Herden gibt, und daß sie hier besonders preiswert sind.

Wieviel kann solch ein kleines Tier schon kosten, wenn zwei sich in die Summe teilen!

Der Kubaner hat sie, ohne böse Absicht, mißverstanden und ihnen das „lasterhafte" Havanna gezeigt, weil es für die gern besuchten chinesischen Spelunken noch zu früh am Tage war. Das ist alles. Und nie hat jemand anderes zu sehen verlangt.

Als Leo hinzukommt, kann er sogar ein paar englische Brocken und weiß, was ein Affe heißt.

Ja, in einer Vorstadt wohnt ein Tierhändler, der aber nur Schlangen und Kanarienvögel hat.

Nein. Er ist nicht der Richtige. Umweg über Umweg. Mrs. Palmer gibt nicht nach, bis der Kubaner sich eines italienischen Straßenmusikanten erinnert, der sogar zwei Tiere hat. Beide zahm.

Für den größeren verlangt der Italiener einen Preis, der erschreckt, aber den kleinen will er für sechs Dollar verkaufen.

Es ist ein schwächliches, armseliges Tier mit angstvoll großen Augen; es fletscht die Zähne beim Streicheln und klettert auf ein Küchenbord. Sein Fell ist schäbig und verfärbt, als ob es die Staupe hätte.

Leo denkt an sein Tier an Bord, das gut einen Gefährten brauchen könnte, und rät, den Kauf abzuschließen.

Mrs. Palmer **muß** den Affen haben. Das hat sie sich in den Kopf gesetzt. Gut also. Jede der Damen bezahlt drei Dollar, und Leo muß das Tier tragen.

Vor der Tür wird der Kubaner verabschiedet.

Mrs. Seemann, die erst abwartet, ob Mrs. Palmer den Führer nicht entlohnen will, gibt dem Kubaner unentschlossen ein Fünfzigcentstück. Der Mann schlägt in der abgelegenen Gasse Lärm, der sofort Neugierige heranlockt. Fenster werden aufgerissen. Überall ist plötzlich der Weg versperrt.

Der Kubaner erklärt seinen Landsleuten auf spanisch den Sachverhalt und zeigt das Geldstück herum. Gelächter und Drohungen. Mrs. Palmer verdoppelt die Münze. Oh, wie geizig die beiden Frauen sind! Da kreischen selbst die kleinen, dreckigen Kinder mit im Chor.

„Fünf Dollar ist die Mindesttaxe."

„Fünf Dollar!"

Mrs. Seemann zahlt hastig und ist froh, daß ein Auto, das vorbeifährt, sie mitnehmen will.

„Zum Hafen."

Unter Johlen und Geschrei fahren sie ab. Leo sitzt neben dem Wagenführer und hält den kleinen zitternden Affen an der Kette. Ganz heimlich kratzt er sich, daß es die Damen nicht sehen.

„Läuse?" fragt der Führer.

*

Ich bin bei den Jai-Alai-Spielen gewesen, dem Nationalspiel der Kubaner, das ich über alles schätze. Es ist nicht bloß ein durch viele Jahrhunderte meisterlich vervollkommneter Sport, es ist eine Kunst, die größte Bewunderung verdient. Danach sah ich mir eins der chinesischen Theaterspiele an und fuhr nach dem Kasino, dem Treffpunkt der havanneser Gesellschaft. Für das sinnlose Tanzen der kleinen Roulettekugel habe ich nie Interesse gehabt. Es ist mir gleichgültig, welche Zahl der Croupier ausruft, ob Rot oder Schwarz gewinnt, und daß man die Möglichkeit hat, das Kasino mit vollen Taschen zu verlassen. Aber ich liebe kultivierte Menschen und schöne Frauen. Ich liebe die Atmosphäre der großen Welt.

Nirgendwo gibt es schönere Frauen als hier.

Mrs. Williams sitzt am Roulettetisch und spielt. Ihre nervösen Hände greifen in den Haufen bunter Spielmarken, die sie irgendwohin auf die Felder streut, und die der Croupier immer wieder einzieht. Aber wenn sie alles verloren hat, braucht sie sich nur umzudrehen, und ihr Mann, der hinter ihr steht und zusieht, wechselt ihr neue Marken ein. Er ist glücklich, daß sie einmal nicht an den Grasaffen denkt. Mr. Austin arbeitet. Er schüttelt unwillig den Kopf, als Peggy ihm etwas erklären will. Er gewinnt und gewinnt. Er hat eine erprobte Methode, ein System, das nicht versagt.

Als er nach seiner Auffassung genug gewonnen hat, geht er mit Peggy in den Saal und tanzt. Einfach himmlisch tanzt das Paar. Und Mrs. Seemann, die Mutter, behelligt sie nicht. Es ist bald Mitternacht.

Mrs. Seemann hat lange an Bord auf den Kapitän gewartet. Kapitän Dud hat unerwarteten Besuch bekommen, den niederländischen Gesandten von Kuba, den er nicht formlos verabschieden kann, und er läßt die Dame bitten, doch an dem Essen teilzunehmen.

Nein.

Dann muß er sich dienstlich entschuldigen.

Mrs. Seemann nimmt am Dock ein Auto und fährt zum Kasino. Als Dame ohne Begleitung wird sie nicht eingelassen. Sie schickt einen Diener, Peggy und Austin suchen zu lassen. Die Herrschaften sind nicht da.

Hätte sie wenigstens Mrs. Palmer bei sich, dann wäre die trubulöse Stadt weniger beunruhigend, aber die Freundin ist mit einem gelinden Nervenschock und dem verlausten Affen an Bord zurückgeblieben.

(Fortsetzung folgt.)



DER MARIENPLATZ IN MÜNCHEN NACH DEM REGEN

GEMÄLDE VON FRITZ STATTLER

Bei den Bandreißern in den Elbmarschen

Text und Abbildungen von Kurt Struve





Oben links:

Der Bandreißer bei der „Ernte“: Schneiden der Weidenschößlinge.

Im Oval:

Zuschneiden des Bandholzes.



Schälen der Weidenschößlinge.

Wenig bekannt ist die Bandreißerindustrie, und doch begegnen uns täglich ihre Produkte: Für all die Fässer und Tonnen und Tönnchen, die zum Aufnehmen so vieler Bedarfsartikel des täglichen Lebens dienen, stellt der Bandreißer die Reifen, die „Bänder“, her. Das Bandreißergewerbe blüht vor allem in den Elbmarschen. Im stillen Marschdorf, weit ab vom unruhvollen Leben der Großstadt, herrscht ein fleißiges Treiben. Die jungen Weidenschößlinge werden in einem Wechsel von drei Jahren geschnitten, den Größen der Fässer und Tonnen entsprechend sortiert, abgeschält und der Länge nach aufgespalten. Nachdem sie in einer Walze die nötige Geschmeidigkeit und Biegefähigkeit erhalten haben, werden sie zu Reifen gebunden. Zum Teil wandern die abgeschälten Weiden auch in die Korbflechtereien, das Hauptabsatzgebiet aber bleibt die Faßindustrie, die heimische und vor allem die dänische. Ganze Schiffsladungen fertigen Bandholzes gehen täglich hinaus.

Das Gewerbe der Bandreißer in den Elbmarschen hat einen eigenartig altertümlichen, urwüchsigen Charakter. Alte Strohdachhäuser und Räucherkaten, merkwürdig primitive Werkzeuge und Gerätschaften zum Bearbeiten des Bandholzes, eine erstaunliche Handgeschicklichkeit: das alles steht so ganz im Widerspruch zu der maschinenmäßig arbeitenden, technisierten Industrie unserer Zeit. Mit den alten Geräten und Arbeitsgewohnheiten hat sich auch ein ganzer Schatz sprach- und kulturgeschichtlich wertvoller Ausdrücke, Redensarten und Arbeitsregeln erhalten.



Biegen gespalteter geschälter Weiden.



Gebündelte fertige (grüne) Tonnenbänder.



Und über die „Stoppeln“ weht der Wind: Ein abgeerntetes Weidenfeld.







Teppich in „Rödlakan"-Technik, komponiert von Märtha Gahn.

Goldene Schale.

Oben Mitte: Gravierter Kristallbecher „Licht und Finsternis". (Entwurf: Simon Gate.)

Für Schmuck und Gebrauch.

Vorbildliche Erzeugnisse des neueren schwedischen Kunsthandwerks.

(HIERZU EIN AUFSATZ „VON DEN EIGENARTEN DES SCHWEDISCHEN KUNSTHANDWERKS" AUF SEITE 256.)



Nebenstehend: Schrank mit Intarsienarbeit. (Entwurf: Architekt Carl Malmsten.)



Gußeiserne Urne.





Nebenstehend: Gravierte Kristallschale in Goldbraun, „Die Windrose". (Entwurf: Edward Hald.)

Unten links: Schüssel aus schwedischem Porzellan. (Entwurf: Arthur Percey.)

Wenn der Frühling kommt











Die Wiener Schauspielerin Marga Bernard zeigt ein dunkelblaues Ripscomplet mit zartrosa Jumper und beigefarbenen Hut.

Oben links:
Marga Bernard in einem Nachmittagskleid aus cerisefarbenem Crêpe Marocain, das in der gleichen Farbe gestickt und durch einen ebenfalls gestickten Seidenumhang ergänzt ist.

Oben rechts:
Pastellgrüner Frühjahrsmantel aus englisch gespritztem Stoff mit Patten, Gürtel und aufgestelltem Kragen in neuer Form. Dazu trägt Marga Bernard einen gebatikten Schal.

Unten links:
Hellederfarbenes Jumperkleid aus Wollkrepp mit originellen kornblumenblauen Stoffauflagen, getragen von der Tänzerin Gertrude Heppner.

Unten rechts:
Zu einem dunkelgrünen plissierten Crêpe-de-Chine-Rock wählt Gertrude Heppner einen pastellgrünen Jumper mit Bordüren von golddurchwirktem Band.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien; Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun

(6. Fortsetzung.)

Der Amtsrichter kannte seine Rasse. Er wußte, hier war nichts mehr zu machen. Dieser verschrobene Bengel spielte mit dem Leben Theater. „Gut," sagte er, „dann muß ich mir die Unterredung mit dem Bild dort an der Wand dienen lassen."

Valentin blieb zerschmettert zurück. Er sank in den Sitz vor seinem Pult. Zu Luzy, der Trostreichen, wagte er nicht aufzusehen. Was hatte er da angerichtet? Er legte den Kopf in die Hände. „Luzy," bat er, liebe Luzy..." und wußte nicht einmal, was er bitten sollte. Wie schwer war doch dies Leben, in das andere mit Gelächter hineinsprangen! Es gab ein Leid, und man konnte es nicht lindern; es gab Tränen, und man vermochte nicht sie wegzuwischen... Jetzt litt diese liebe, geliebte Luzy, und er saß hier und sah dem zu. — Diese kleine Wunde an der Hand, ein Viertelliter Blut bestenfalls, das war alles, was man tun oder geben konnte. „Ström' hin, mein Blut!" Aber es strömte nicht.

Trauer, Wehmut, unklare Sehnsucht, zu helfen, sich zu verschwenden, überwältigte ihn. Gab es Tränen, weinte man wenigstens mit...

*

„Gonschorek," sagte Amtsrichter Schwepp, „ich habe den Rechtsanwalt Stein vorladen lassen. Bitte, bleibe hier. Ich möchte, daß wir diese Angelegenheit Hinz wie bisher gemeinsam behandeln."

Der Bürgermeister war grau, mehlbestaubt wie ein Bäcker; aber es war kein Mehl, es war der Schreck der Bäckerstraße, der ihn so aussehen machte. Er nickte schwach zu des Freundes Worten. „Ich bin nicht ganz wohl", gestand er.

Schwächling, dachte Herr Schwepp, neulich abend, da warst du äußerst wohl; und der kleine Stachel des Erfolglosen saß ihm in der Seele. Zugleich aber stieg eine Empfindung auf, die ihn wieder tröstete. Er hatte auf die Art wenigstens keine Verpflichtung gegen die Rita Ritelli; er durfte rücksichtslos durchgreifen; fast rücksichtslos, denn, wenn möglich, vermied man natürlich ein Bekanntwerden des Sektsoupers.

Doktor Stein erschien. Es ging wie im Kino. Eine Person tauchte auf, verschwand, die nächste stand da.

Herr Klinkhammer trat zur Seite. „Der Herr kam gerade nach Hause", erläuterte er. „Es ging schnell, sozusagen."

Der Bürgermeister sann diesem Sozusagen nach, aber der Amtsrichter sprach: „Herr Doktor Stein — aber, bitte, setzen Sie sich doch — ich mußte Sie in dienstlicher Angelegenheit herbemühen."

„Bitte sehr, Herr Amtsrichter."

„Können Sie Ihr Alibi nachweisen für den Abend des 16. Mai, jenen Abend, an dem Doktor, nicht Doktor, Peter Hinz ermordet wurde?"

„Wie meinen Sie das?"

„Eine Formsache, selbstverständlich. Wo, bitte, waren Sie in der Zeit nach 7 Uhr?"

Doktor Stein war ärgerlich. Der Vater dieses Burschen, den er dringlich im Verdacht hatte... „Lächerlich," sagte er, „wollte ich fragen, wo waren Sie am Abend des Mordes!" Wütend blickte er drein. Sollte er wirklich verraten müssen, noch dazu vor dem Bürgermeister, daß er mit Luzy in seiner Wohnung gewesen um diese Zeit! Aber da mußte er sich der Wirkung seiner Worte wundern. Er hatte vielleicht eine Zurechtweisung erwartet. Seine Sätze, das merkte er jetzt, da sie gesprochen waren, mochten ein wenig ungehörig gewesen sein gegen ein Gericht und seine Vertreter. Aber was war denn so Wichtiges daran, daß der Amtsrichter offensichtlich erbleichte; daß der Bürgermeister beinahe erschrak und jedenfalls zusammenzuckte. — Und die seltsame Situation erfuhr eine Steigerung.

Der Bürgermeister, als sei er persönlich gefragt, sagte halblaut: „Das dürfen Sie wissen, ich war mit meiner Tochter zusammen."

Der Amtsrichter warf ein: „Die Frage ist überhaupt ungehörig. Nicht Sie haben zu fragen, sondern wir!"

Doktor Stein sah zu Boden, er ließ den Blick sinken, wie einem in der Überraschung zuweilen etwas entfällt; dann sah er den Bürgermeister an. „So... so..." sagte er, und nochmals: „So... so..." Aber für einen Menschenkenner schwang etwas Seltsames, fast ein Hohn in diesem So... so.

Der Bürgermeister ward getroffen von diesem Tonfall. „Ihr Alibi also!" drängte er und beherrschte sich.

Lachend der Doktor Stein: „Vielleicht war ich mit Ihrer Tochter zusammen, Herr Bürgermeister? Oder mit Ihrem Sohn, ich erinnere mich nicht genau, Herr Amtsrichter."

„Ah," sagte der Amtsrichter, und er warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu, „das ist allerdings nicht ganz unverdächtig."

Doktor Stein zuckte die Achseln. „Vielleicht fragen Sie wirklich lieber erst Ihren Sohn, Herr Amtsrichter, oder Sie Ihre Tochter, Herr Bürgermeister. Wenn die Sache so steht, wehre ich mich meiner Haut!" Er hob den Kopf, sah herausfordernd den Amtsrichter an, dann das Stadtoberhaupt. „Mag die ganze Geschichte jenes Abends herauskommen, meine Herren! Wenn Ihnen daran liegt, mir soll es recht sein."

„Sie können gehen", sagte der Amtsrichter; er war plötzlich heiser. Die Tür fiel zu.

„Herr Amtsrichter," sagte Kommissar Klinkhammer in das Schweigen, „wenn ich meine Meinung äußern darf: Das ist der Mörder!"

„Holen Sie meinen Sohn", sagte der Amtsrichter als einzige Antwort. „Schnell, er soll sofort herkommen."

Kommissar Klinkhammer, fliegender Bote der Gerechtigkeit, enteilte abermals. —

„Was sagst du nur, Gonschorek? Woher weiß der Stein das? Ob deine Rita aus Wut die Geschichte herumplauscht?"

Der Bürgermeister verschluckte sich. „Meine Ri... deine Schuld", knirschte er. „Warum hast du sie schlecht behandelt! Wie ein Unteroffizier seinen Rekruten hast du das Mädchen angefahren!"

„Gütiger Himmel!" sagte der Amtsrichter unklar und versank in trübes Denken.

„Was nur auch der mit meiner Tochter wollte!" wagte der Bürgermeister. „Sie sollen doch zum Teufel meine Luzy aus dem Spiel lassen."

„Centa Basler," hob der Amtsrichter an, „Pablo Forto und Rita Ritelli, dann Rechtsanwalt Stein, mein Sohn, deine Tochter. Kann man sechs Menschen im Verdacht haben, ohne verrückt zu werden! Schließlich waren wir beide es, die den Peter Hinz umgebracht haben!"

„Du bist schon verrückt," erklärte gequält der Bürgermeister, „du redest bereits irr."

Die weiße Mütze stand im Zimmer. Dann wanderte sie unruhig von einer Hand in die andere. „Tag, Herr Bürgermeister. — Was ist, Vater?"

„Mein Sohn! Ich rede zu dir in dienstlicher Angelegenheit. Ich bin veranlaßt, dich zu ersuchen, mir Auskunft zu geben auf Ehre und Gewissen... ach, bitte, Klinkhammer, lassen Sie uns allein... so. Also, Valentin, wo warst du am Abend des Tages, da der Doktor Hinz ermordet wurde?"

Stille. — Der Bürgermeister reckte sich; sein Stuhl knarrte. Schwer schlug der Atemtakt des Amtsrichters in den Raum.

„Mein Junge, es gibt Lebenslagen, in denen Treue, Freundschaft, sogar ein Versprechen auf Ehrenwort zur Farce werden. Es geht hier um Menschenleben, nicht um Begriffe, die sich wandeln mit Alter und zunehmender Einsicht. Ich warne dich! Du bist kein Knabe mehr, du mußt fühlen, wo deine Pflicht als Staatsbürger beginnt."

Der Sohn schwieg. Dann, Ekstase rollte an: „Ich verachte euren Staat!"

Dringend der Vater, beherrscht: „Ich weiß das, das gibt sich. Zudem ist es im Augenblick gänzlich belanglos und steht keinesfalls zur Diskussion. Aber du wirst angeben können, wo du um 7 Uhr abends und in den folgenden Stunden dich aufgehalten hast. Du kamst spät nach Hause; ich war auch gerade gekommen. Du schienst erhitzt; Mutter hantierte mit dir in der Küche. Was machtet ihr übrigens in der Küche?"

Der Sohn hob die Hand. Um das Gelenk wand sich ein weißer Verband. „Dies", sagte er bleich.

„Den Verband trägst du schon einige Zeit." Der Vater verstand nicht sofort. „Was für eine Wunde ist das?"

Valentin antwortete nicht.

Unruhig, nur als ein Akt der Ratlosigkeit zu deuten, begann der Amtsrichter seine Brille zu putzen, als sich der Bürgermeister erhob. „Junge, du bringst dich ja in Verdacht! Dies ist kein Spiel, kein Kriminalroman mit künstlichen Spannungen, die dein Schweigen noch heben könnte — hier rollt ein Stück deines Lebens ab! Es geht um das wirkliche Leben, bedenke das!"

„Weil ich das bedenke, Herr Bürgermeister, darum schweige ich."

Der Amtsrichter knallte die Faust auf den Tisch. Das Tintenfaß hüpfte erschreckt, besann sich aber und ließ sich in die alte Lage zurückfallen, ohne Unheil anzurichten. Die Bleistifte und Federhalter hatten sich gar nicht erst gerührt. — Anders der Amtsrichter selbst. Er schrie den Sohn an, und drohend fuchtelten die Arme, rangen mit der Luft: „Ungeratener Lümmel! Verkommener Bursche! Rumtreiber! Von wem hast du das? Von mir nicht! Ich bin in Ehren grau geworden!"

„Nana..." meinte der Bürgermeister, aber er wollte damit wohl nicht des Amtsrichters letzten Satz in Frage stellen. „Nana, Schwepp, er hat doch gar nichts getan. — Woher stammt deine Wunde, Valentin?"

Der Junge fühlte Güte, wußte sich angeredet von dem Vater des Mädchens, das er liebte; sah sich verstrickt in die Tragödie, die um Luzy spielte — und wußte sich keinen Ausweg. „Ich habe den Peter Hinz wirklich nicht ermordet", sagte er.

Der Bürgermeister starrte den Amtsrichter an. Entsetzen lag in beider Blicke. Wer sich entschuldigt, klagt sich an...

„Geh", sagte endlich der Bürgermeister. Polternd schlug der Amtsrichter über das Pult, kaum daß sich die Tür geschlossen hatte.

„Klinkhammer! Ein Glas Wasser!"

Als der Amtsrichter wieder zu sich kam, winkte der Bürgermeister den Kommissar hinaus. Er schaute den Freund an. Er wollte schweigen vor diesen gläsernen Augen; er spürte gut die Hemmung, aber die Lust, zu reden, überwand sie. „Schwepp," sagte er, „mich deucht, wir fechten wieder auf gleicher Ebene nach diesen Worten deines Sohnes."

„Mein Sohn also," rief der Amtsrichter, „ich, du, die Ritelli... soll ich aufzählen, die ganze Stadt! Wer löst das Rätsel, ohne uns zu zerstampfen? Wer nimmt den Fluch der Lächerlichkeit und den der Schuld von unseren Häuptern! — Aber ich will reine Hände haben; ich berichte nach Berlin. Mag kommen, was will. Ich schone mich nicht, niemanden mehr! Mein Sohn — mein Sohn!" Er sank zusammen. Er verbrannte an irren Gedanken, deren Schein zwar eine kurze schmerzhafte und heroische Helle aufzüngeln ließ wie eben diesen Ausbruch, aber das war kein Licht, bei dem man hätte etwas erkennen können. Diese Fackeln flackten alle ins Uferlose — und erloschen.

„Wir stehen vollkommen im Dunkel", sagte trübe, wie ein Kind in der Nacht, das sich nun fürchtet, der Bürgermeister Gonschorek.

Da pochte es. Keiner der Herren war in der Lage, „Herein!" zu rufen.

„Guten Tag", sagte Referendar Brendel. „Herr Amtsrichter, darf ich mich gleich hier vom Urlaub zurückmelden?"

Müde reichte der Amtsrichter die Hand. „Tag, Brendel."

„Nun?" wunderte sich der, und seine Worte kamen erstaunt. „Erlebe ich den letzten Akt einer Tragödie? Die Herren sehen so... so niedergeschlagen aus."

Der Amtsrichter winkte ab. „Lassen Sie sich das alles von Klinkhammer erzählen. Kommen Sie später zu mir. Ich kann jetzt nicht..." Er konnte nicht einmal seinen Satz beenden. Er erhob sich und schritt hinaus. Tragikumweht. Ein geschlagener Mann. Hinter ihm her, mit kurzem Abschiedsnicken, trottete der Bürgermeister.

„Hm," sagte Brendel und zündete sich eine Zigarette an, „sollte dies Dorf meiner gerechten Verbannung doch eine Abwechslung bieten? — Klinkhammer!"

„Herr Referendar?"

„Wer also ist ermordet?" lachte Brendel. „Schießen Sie los, die Rakete der Neuigkeit!"

„Der Peter Hinz."

Brendel fuhr auf. „Was! Doktor Hinz, die einzig lebende Brust in diesem Nest!" Er packte den andern bei den Schultern. „Ist das wahr?"

„Wie, bitte?"

„Ach was, wie, bitte!" Er ließ sich in des Amtsrichters Stuhl sinken. „Erzählen Sie." Und während er die Bleistifte und Federhalter des Amtsrichters in Paradeaufstellung ausrichtete, hörte er mit einem Gesicht, auf dem nichts zu lesen stand, die Erzählung des Kommissars Klinkhammer an. — Aber gerade dies unbewegte Gesicht, das so leidenschaftslos, vielleicht sogar uninteressiert die Rede auf sich eindringen ließ, verwirrte den guten Klinkhammer. Er blieb wiederholt mit seinen Sätzen stecken. Es waren auch zu viele Verdachtsmomente, die er da anhäufen mußte.

Als er geendet hatte, reichte ihm Brendel das Zigarettenetui. „Danke," sagte er, „bitte, nehmen Sie."

Kommissar Klinkhammer nahm gern. Dann reichte er das blitzende Silber zurück. Aber Brendel griff vorbei, das Etui fiel zu Boden. „Schauderhaft," sagte er, „er war im Kommen, sein Leben war noch Auftakt..."

Das verstand Klinkhammer nicht. Er hob das Etui auf und legte es auf das Pult. „Ich bin nebenan, Herr Referendar, wenn Sie mich brauchen."

Brendel nickte in den blauen Rauch.

VII.

Der nächste Tag begann mit einem strahlenden Morgen. Brendel, wohlausgeruht, voll Eifer, sich auf eine Sache zu stürzen, die endlich seines Schweißes wert schien, war schon um 8 Uhr aus den Federn.

Er hatte gestern nachmittag im Bureau und am Abend bei seiner Wirtin, amtlich und Stimme des Volkes, den Kolportageroman dieses Mordes erfahren. Er war nun im Bilde, wie er meinte. War hier überhaupt jemand im Bilde! Wenn es nicht so tragisch wäre, dachte er, müßte man lachen. Dieser Schwepp verdächtigt die halbe Stadt. Er rekapitulierte: sechs Personen, darunter drei Weiber. Schon im Code Napoléon steht geschrieben: Cherchez la femme. Also Centa Basler, Luzy Gonschorek und Rita Ritelli.

Diese Centa Basler war eine gute Frau, die nicht gewisser Reize entbehrte. Ihre Person war ihm von mancher Abendgesellschaft bei Peter Hinz bekannt. Nichts veranlaßte ihn, an ihre Schuld zu glauben. — Dann also die Luzy. Hm. — Bürgermeisterskind, höhere Tochter, vorm Abitur stehend, will studieren. — Sehr nett, hm. — Aber nichts für Brendelvaters Sohn. Er schied sie aus. Tat es so ruhig, als ob er hier irgend etwas zu entscheiden habe.

Handle ich nach einem Plan? Nein, gab er zu. Was will ich Dummkopf denn also! Und er fand sich auf dem Wege zum Zirkus. Rita Ritelli! Kunstreiterin! Warum sollte man der nicht einen Mord zutrauen? Man kann auch sagen: Warum gerade der? —

„Guten Morgen", meinte er vor dem Leinwandzelt und begrüßte den älteren Herrn, der da geschäftig war, Seile zu verankern, die ein Morgenwind immer wieder lockern wollte. „Ist Fräulein Ritelli zu sprechen?"

„Na," knurrte Pablo Forto, seit gestern mißtrauisch gegen jeden Bürger dieser Stadt, „wenn wir heute abend nicht die Eröffnungsvorstellung hätten, wäre die Dame noch nicht anwesend. So aber haben Sie Glück. Gehen Sie in die Manege, sie probiert." Er hielt Brendel noch einmal an. „Kommen Sie vom Gericht?"

„Ich komme in privater Angelegenheit", sagte Brendel, und er war sich klar, daß dies keine Lüge war. Niemand hatte ihn hergeschickt, was er unternahm in dieser Mordsache, geschah bis jetzt auf eigene Faust. „Aber warum, bitte?"

Pablo Forto gab den Eingang frei. „Ich warte jetzt bloß," grollte er, „jetzt, wo sie die Kaution haben, daß aus Gründen allgemeiner Stadttrauer etwa mir die Vorstellungen verboten werden!"

„Das glaube ich nicht", sagte Brendel kurz und trat in den Zeltraum mit gespannter Erwartung. Aber er ward enttäuscht. Fräulein Ritelli probierte nicht im kurzen Reitrock aus weißem oder rosa Chiffon, wie er gehofft hatte; sie stand im dunkelblauen Kostüm in der Mitte der Bahn und ließ ihr Pferd an der Longe laufen.

„Gestatten, Brendel, Referendar am hiesigen Amtsgericht. Ich möchte Sie sprechen, Fräulein Ritelli."

„Das tun Sie ja schon."

„Famos", sagte er. „Wie finden Sie die Luft in dieser Stadt?"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Richtig."

Sie lächelte schräg zu ihm auf. „Stickig finde ich diese Luft."

„Famos. Ich komme vom Urlaub," sagte er, „man überraschte mich mit dieser Mordgeschichte."

„Fangen auch Sie davon an!"

„Wir sind beide nicht von hier," schmunzelte er, „das soll ein Kompliment sein. Wollen Sie mir helfen, die Geschichte aus der Welt zu bringen? Ich bin überzeugt, daß Sie nicht die Mörderin sind. Wollen Sie mir im Vertrauen sagen, wo Sie den Abend verbrachten?"

Sie sah ihm gelassen in die Augen.

Er meinte ihren Gedankengang zu erraten. „Ich kenne diese Stadt und ihre Bürger. Wenn Sie Geheimnisse zu wahren haben, darf ich vielleicht erwähnen, daß ich hier keine Feinde habe, so wenig wie Freunde, also Ihre Mitteilung in keiner Weise ausschlachten würde."

„Wo sind Sie zu Hause, Herr Referendar?"

„Berlin", sagte er. „Wo sonst!"

Ihr Kopfnicken verbarg ein Lächeln. „Nur um meine Menschenkenntnis — oder ist es Geographie? — nachzuprüfen, fragte ich."

„Famos. Also unter uns Jungfrauen: Wo waren Sie?"

„Ehrenwort, daß Sie schweigen!"

„Meine Hand."

Rita Ritelli ließ den Riemen aus der Hand fallen. Das Pferd fiel in gemächlichen Schritt. „Hier war ich", sagte sie. „Zwei Herren haben mit mir — sagen wir: gezecht. Es war eine sehr brave, ordentliche Angelegenheit."

„Was gezecht?" fragte er. „Ist hier ein Ausschank zugleich?"

„Sekt. Die Flaschen wurden aus dem Gasthof geholt."

Brendel sann nach. „Sekt!" sagte er. „Wer kann hier Sekt bezahlen! Hinzpeter doch nicht? Hatte er Honorare bekommen?"

„Der ist ja tot", wies sie zurück.

Er schlug sich vor die Stirn. „Natürlich!" Plötzlich beugte er sich vor. „Sagen Sie mal ehrlich, trug der eine der Herren eine Brille?"

„Ja."

Er lachte auf. Vorsichtig dann: „Schwepp?"

Mit einem Neigen des Kopfes gab sie zu: „Geraten. Der andere war der Bürgermeister. Aber Sie schweigen! Ich habe nichts gesagt; ich möchte nicht in Ungelegenheiten kommen. Man kann unsere Vorstellungen verbieten."

„Man wird nichts verbieten," beruhigte er, „rechnen Sie auf mich." Er gab ihr die Hand. „Danke, Fräulein Ritelli. Ich darf wohl sagen: auf Wiedersehen, wenn nicht anders, so bei der Premiere."

Langsam schlenderte er den Weg zur Stadt zurück.

Hm... die Dame Rita dürfen wir aus dem Spiel lassen. Vor dem Sektfest? Nicht gut glaublich. Nachher? Man geht nicht als Dame nach einem Sektsouper hin und ermordet jemanden. Warum eigentlich nicht? Gerade! So eine Tat war vielleicht eher zu erklären, wenn man sich den Mörder berauscht vorstellte. Aber wo kam man da hin? — Er wollte klare Gedanken; mit Hypothesen war hier genug gewütet worden. Interviewte man diese Luzy!

Aber er mochte nicht. Diese Bürgermädchen mit den Klassikeraufsätzen in Hirn und Herz, diese Mädchen mit den gemacht schnippischen Bemerkungen, die modern und freiheitlich sein wollten, weil sie eine neue Haartracht fanden, waren ihm ein Greuel.

Wen nahm man vor?

Ah, man nahm, wer einem über den Weg lief! „Hallo, Herr Schwepp!“

Valentin Schwepp war ohne Mütze. Er kam aus der Apotheke; er hatte für den Vater eine Rolle Aspirin geholt.

„Sie schwänzen wohl heute?“ begrüßte ihn Brendel.

Der junge Mann gab eine feuchte, unsichere Hand. „Vater fühlt sich nicht wohl“, sagte er.

„Diese Geschichte fällt dem stärksten Mann auf den Magen“, räumte Brendel ohne weiteres ein.

„Ja,“ sagte Valentin, „mir auch.“



Aus Großmutters Zeiten: Nach dem Maskenfest.
Farbige Zeichnung von F. de Bruycker.

„Und es wäre so leicht, alles beizulegen. Aber niemand hat Vertrauen. Sie haben auch kein Vertrauen. Sie hüllen sich in ein verderbliches Schweigen, kompromittieren Ihre Umgebung und bringen sich selbst in Verdacht, statt einem Freunde Aufklärung zu geben und so die Möglichkeit zu schaffen, für alle Teile eine befriedigende Lösung zu finden. So, wie Sie das hier angepackt haben, steht am Schluß die Katastrophe. Alles ist bloßgestellt, alles wird vor die Öffentlichkeit gezerrt, und niemand mehr hat die Gelegenheit, etwas zu vertuschen. Schade.“

„Herr Referendar . . .“

„Ich würde selbstverständlich mein Ehrenwort geben, daß ich nur den absolut notwendigen Gebrauch von den mir zukommenden Mitteilungen machen würde.“

„Herr Referendar — ich war es nicht!“

„Selbstverständlich nicht. Aber Sie wissen — Details.“ Er wandte sich dem Jungen zu. „Als Mann von Ehre müssen Sie alles sagen. Sie reißen Ihre Familie ins Unglück, das wollen Sie doch nicht.“

„Familie!“ rief Valentin. „Was schert mich die Familie! Es geht um weit mehr!“

Brendel — oh, er war ja selbst noch nicht so sehr alt, er erinnerte sich ja noch recht gut jener Zeit der Primanermützen, die vielleicht zehn Jahre zurücklag — Brendel sagte verständnisvoll und todernst: „Ich ehre Ihre Gefühle. Um was geht es?“

„Um eine Dame.“

Bums! Situation! Auch du mein Sohn Brutus . . . „Und diese Dame wollen Sie ins Verderben reißen! Was ist Trotz anderes als der Wille eines Beschränkten. Herr Schwepp, wir müssen handeln. Wir dürfen dieser Stadt nicht das Monstrum eines Prozesses liefern, in dem geheimstes Fühlen und Wünschen vor plumpe öffentliche Neugier gestellt wird; wir müssen diese Akte Peter Hinz aus der Welt schaffen — oder wenigstens eindämmen, isolieren. — Es ist an Ihnen!“ Er verteilte das Wort wie in einer Verhandlung. Valentin Schwepp, rede du nun! —

Der Schüler stand und druckste. Dieser Referendar war der erste, der als Mensch, als Kamerad sprach; nicht den Vater, Vorgesetzten oder Älteren herauskehrte. Valentin fühlte, wie er weich wurde. Diese dumme Rührung, dies Mitleid mit sich selbst stieg ihm wieder in die Kehle. Aber er ward sich dessen bewußt, und das rettete ihn.

„Herr Referendar,“ sagte er, „ich verkenne nicht Ihre Absichten; sie sind gewiß die besten — auch für mich — aber es geht um eine Dame, ich muß schweigen.“

„Ihr Schweigen ehrt Sie,“ sagte Brendel ganz ernst, „aber es ist trotzdem Unfug. Wir sind doch Kavaliere, Herr Schwepp. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Dame, wenn irgend möglich, ungenannt bleibt.“

„Trotzdem ist es unmöglich“, gab Valentin zurück. „Wenn es wie damals noch eine Folter gäbe, ich müßte sie ertragen. Ich schweige.“

Brendel überlegte. „Und die Geschichte ohne Namen zu erzählen, geht nicht an?“

Valentin, in Herzensangst, hier in eine Falle zu geraten: „Nein.“

„Können Sie mir sagen, wie Sie zu der Handwunde, die Ihr Herr Vater so belastend fand, kamen?“

„Steht das alles schon im Protokoll?“

„Leider. Ihr Herr Vater plant rücksichtsloses Vorgehen. Er ist dazu verpflichtet. Ich . . .“ hier lächelte er gewinnend . . . „ich handle sozusagen als Privatdetektiv. Ich bin nicht in dem Maße veranlaßt, dem starren Buchstaben zum Recht zu verhelfen. Ich werde Unwesentliches gern und glatt unter den Tisch fallen lassen — soweit mein Gewissen das zuläßt.“

Valentin starrte auf die Aspirinrolle in seiner Hand. Sorgsam las er die Gebrauchsanweisung fast ganz durch, aber er verstand kein Wort. „Eine Dame, die ich liebe,“ begann er stockend, „war bei einem Nebenbuhler. Dieser Mensch nutzte sein Alter aus, denke ich; Mädchen schmeichelt es, wenn Erwachsene ihnen den Hof machen.“

Brendel begriff sofort. Diese Stadt war zu klein. Hier gab es kein Inkognito. „Sie sehen schwarz. Luzy ist eine sehr vernünftige junge Dame.“

„Wer redet von Luzy!“

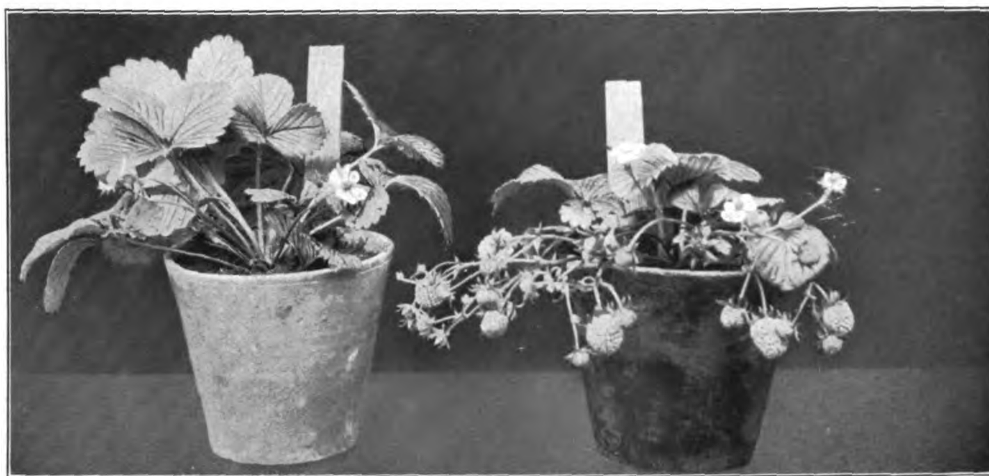
„Sie gewiß nicht; ich. Aber weiter.“

„Ich ahnte es, wollte aber eine Gewißheit. So bin ich. Lieber die offene Wunde als . . . als . . .“

„Verständlich. Sehr tapfer gegen sich selbst. Aber, bitte, weiter, Herr Schwepp.“

„Ich stieg eine Leiter im Garten hinan, wollte in das hochgelegene Fenster sehen — die Leiter fiel um, fiel in ein Tulpenbeet, ich will sagen, auf weiche Erde, so daß kein Lärm entstand. Aber ein Nagel, eine Mauerkante, ich weiß es nicht, riß mir die Hand auf. Ich glaubte, der Fall der Leiter, mein eigener Sturz könne gehört worden sein, und wollte mich davonmachen — als die Gartentür des Nachbarhauses ging. Ich versteckte meine weiße Mütze und duckte mich in die Dämmerung eines Fliederbusches; aber die Schritte schienen näher zu kommen. Da sah ich einen Sack mit Disteln und Unkraut, lud die Last auf meine Schulter und tat, als sei ich der Gärtnerbursche oder jemand, der bestellt war, diesen Sack abzuholen. — Die List gelang. Niemand kam näher, die Schritte hielten drüben im Garten an.“ (Fortsetzung folgt.)

Künstlicher Frühling



Das Warmbad hat bei den Erdbeeren rechts um drei Wochen früher reife Früchte ergeben als bei den links stehenden, ungebadeten, die erst blühen.

Unsere schnellebige, auf allen Gebieten höhere Anforderungen stellende Zeit will auch im Winter die Blumen nicht entbehren. Die Kunst des Gärtners sucht nun dieses Bedürfnis zu befriedigen, indem sie bei einigen Treibgehölzen (z. B. Flieder) die Ruhezeit durch gewisse Methoden abkürzt. Bis vor kurzem brachte man durch höhere Wärme und Luftfeuchtigkeit die Blütenknospen vor Beendigung ihrer natürlichen Ruhezeit zum Austreiben. Diese Methode war aber sehr unsicher und verlustreich, und deshalb hat die gärtnerische Praxis, unterstützt von der Wissenschaft, jetzt neue Mittel und Wege gefunden, uns schnell und zuverlässig winterblühende Gehölze zu verschaffen.

Das älteste dieser modernen Treibverfahren ist die Ätherisierung der Gehölze, d. h. sie werden während ihrer Ruhepause im Winter Ätherdämpfen ausgesetzt. Dazu bedient man sich großer Holzkisten, die nach Einsetzen der Pflanzen luftdicht geschlossen



Der Flieder rechts ist unter dem Einfluß des Warmbades seinem Genossen weit voraus.



Die treibende Kraft des Warmbades: Schwertlilien, von denen die bereits blühenden in den links stehenden Töpfen gebadet wurden. Die ungebadeten Schwertlilien in den Töpfen rechts sind dagegen noch weit zurück.

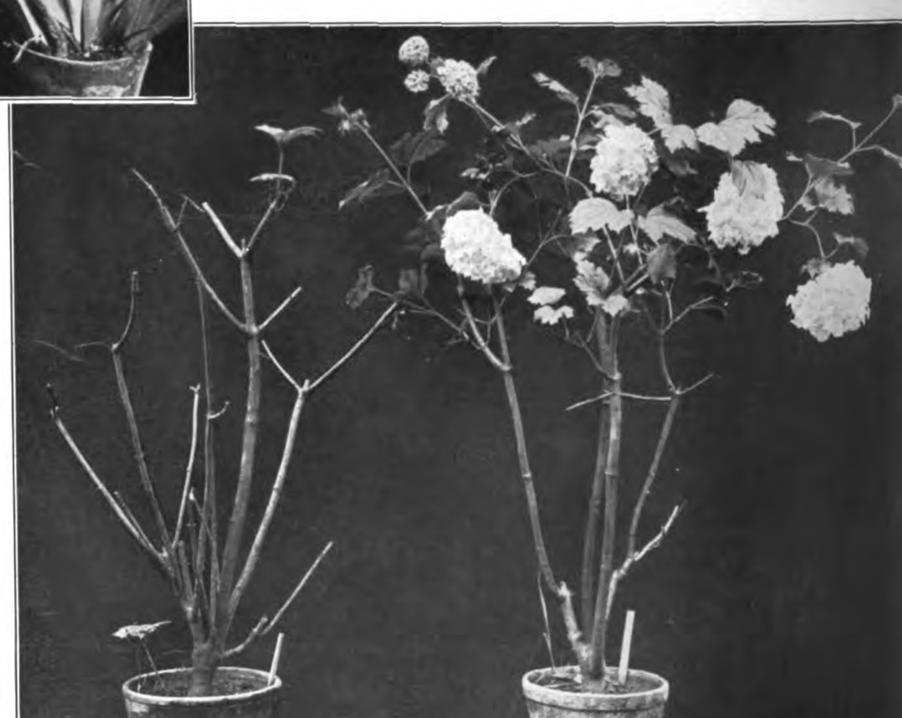
werden. Die Äthermenge wird nach dem Luftraum des Behälters berechnet, für 1 Hektoliter Luftraum genügen 30—45 Gramm Äther. Die Zeit der Ätherisierung schwankt zwischen 30—80 Stunden, je nach der Sorte der Pflanzen und der Zeit der Anwendung. Bei niedrigen Temperaturen werden größere Ätherdosen vertragen als bei höheren.

Gute Ätherisierung hat eine Nachwirkung von ungefähr einem Monat. Es können also ätherisierte Gehölze auf weite Entfernungen versandt werden, ohne daß die Behandlung ihre Wirksamkeit verliert. Beachtlich ist auch, daß dieses Verfahren nur örtlich wirkt. Entzieht man z. B. einige Zweige einer Pflanze der Einwirkung des Äthers, so treiben diese, wenngleich der ganze andere Teil der Pflanze in Blüte steht, nicht aus.

Ebenso wie dieses Verfahren, haben auch alle neueren Treibverfahren nur Einfluß auf Laub abwerfende Gehölze sowie Stauden- und Knollenpflanzen. Immergrüne Pflanzen wie auch Blumenzwiebeln reagieren nicht. Ja, für diese Pflanzen ist das Verfahren z. T. sogar schädlich; erstere würden ihre Blätter verlieren und absterben. Dagegen hat diese Methode bei abgeschnittenen Zweigen Laub abwerfender Gehölze Erfolg, wenn man die Schnittflächen mit feuchtem Moos umhüllt und dieses mit gutem Pergamentpapier oder Lederbeutelchen abdichtet.

Wegen der leichten Entzündbarkeit des Äthers ist größte Vorsicht mit Licht nötig, noch mehr aber bei der Anwendung von Chloroform, das man, ebenso wie Äther, in geschlossenen Behältern mit derselben Wirkung verdampfen läßt.

Ein weiteres Verfahren, Blütengehölze im Winter schnell und sicher zum Blühen zu bringen, ist das Warmbadverfahren, das von einem einfachen Gärtner erfunden wurde. Hier werden die Pflanzen 8—12 Stunden in 35° warmes Wasser getaucht. Diese Methode ist

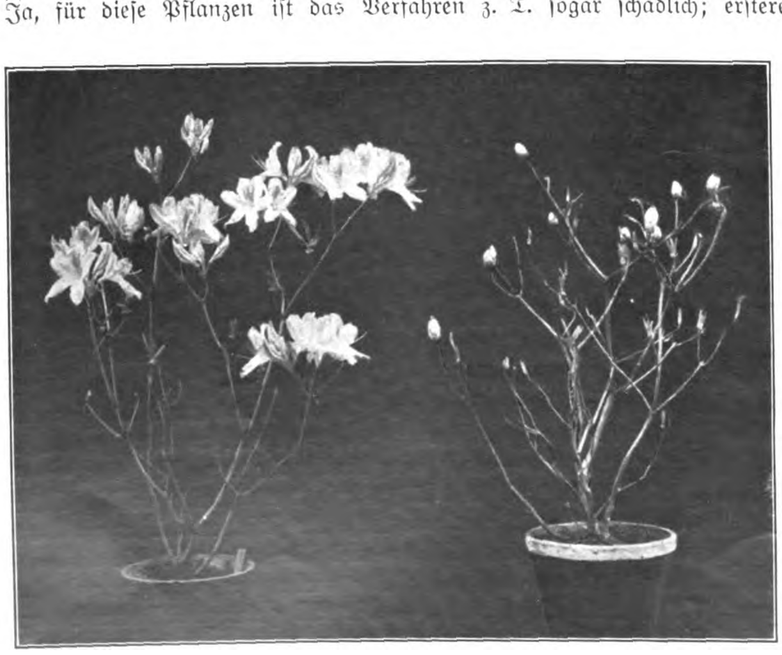


Die Behandlung mit Chloroform hat bei den rechts stehenden Schneebällen stark das Wachstum gefördert. Der links stehende, unbehandelte Stock sieht im Vergleich hierzu wie ein krasser Kümmerling aus.

noch einfacher, sicherer und billiger als die vorige. Ihre Wirkung ist sogar noch eklatanter, und die Pflanzen werden dabei nicht so angestrengt. Auch dieses Verfahren wirkt ganz lokal, so daß z. B. ein Fliederstrauch, dessen eine Hälfte warm gebadet ist, nach einiger Zeit das Bild des Lenzes zeigt, während die andere, ungebadete Hälfte noch in völliger Winterruhe verharrt. Dieses Warmbad wurde auch bei Nutzpflanzen angewendet, und zwar wie das Erdbeerenbild zeigt, mit sehr gutem Erfolg. Bei Kartoffelknollen angewendet, verzögert es deren Keimen im Keller um mehrere Wochen. Noch andere Verfahren wurden versucht, um den deutschen Markt im Winter mit inländischen Blumen zu versorgen und die Einfuhr italienischer, französischer und holländischer Blumen in dieser Zeit zu vermindern. So die Einwirkung von Rauch, das Anstechen der Blütenknospen, das Salzsäurebad usw. Keines aber kann das Warmbad an Wirkung übertreffen, da es bei richtiger Anwendung absolut zuverlässig ist und daher das bisher als bestes Treibmittel angesehene Frost- und Eisverfahren, bei dem die Pflanzen gewissen Frosthöhen ausgesetzt wurden, vollständig verdrängt hat.

Obgleich alle diese Verfahren in erster Linie Hauptbedeutung für die gärtnerische Praxis haben, so kann z. B. das Warmbadverfahren auch vom Laien ausgeführt werden. Er sieht dabei aber auch, daß die Kunst des Gärtners in der Jetztzeit hochsteht, ferner, daß dieser in ernster Arbeit schwer ums tägliche Brot ringen muß.

B. Voigtländer.



Äther als Förderer des Blühens: Azalea-mollis-Stöcke, von denen der rechte unbehandelt blieb.

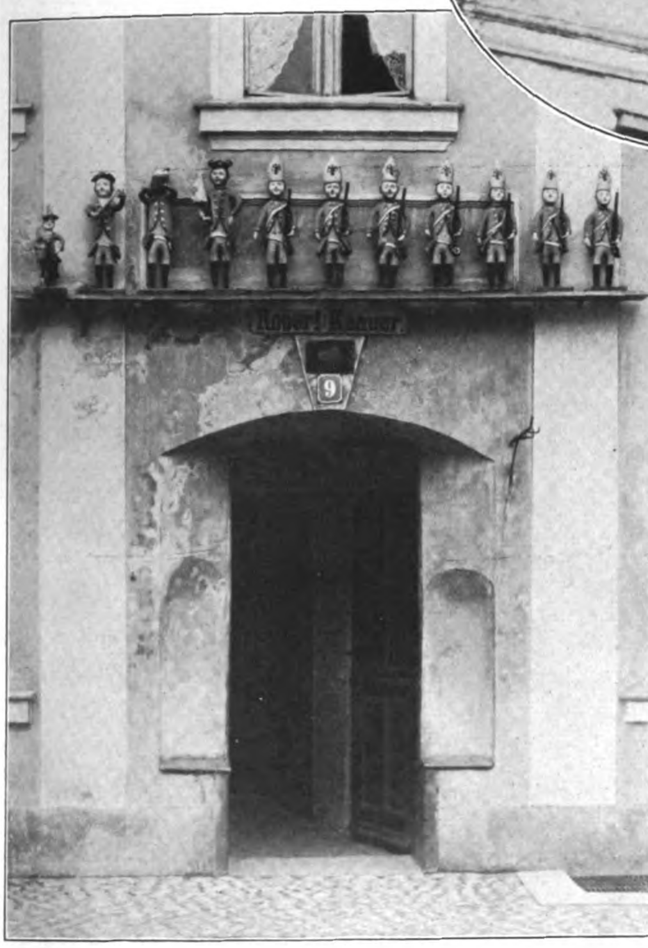
Merkwürdigkeiten deutscher Städte



Sie sehen sich das Straßengetriebe von oben an: Die von der Sage umwobenen Pferdeköpfe im 3. Stockwerk eines Hauses am Neumarkt in Köln a. Rh.



Ein Wahrzeichen kunstfreudigen Humors: Der Bär vor dem Schweidnitzer Keller in Breslau.





Woran sich noch die gute alte Zeit erfreute: Die Soldaten über der Knauerschen Haustür in Sprottau (Schlesien).

Nebenstehend:
Ein seltsames Kulturdokument: Die eisenbeschlagene Keule an dem Gemäuer des Frankfurter Tores in der märkischen Stadt Müncheberg.



Das alte Längenmaß am Rathaus in Danzig, das früher bei Streitigkeiten ausschlaggebend war.





Nebenstehend:

Der Schandpfahl von Obermarsberg in Westfalen.

Links unten:

Das Wichtelmännlein „Klopferle" auf der Schloßbrücke in Großsachsenheim a. d. Metter (Württemberg), ein ehemaliger guter Hausgeist des Schlosses.

DIE AUSSTELLUNG ÖSTERREICHISCHER KUNST IN BERLIN

Man pflegt bei uns leicht zu vergessen, daß Österreich und das Deutsche Reich mehr denn ein Jahrtausend eine große Kulturgemeinschaft gebildet haben, bis hohe Politik Mitte des 19. Jahrhunderts die beiden auseinanderriß. Erst seit jener Zeit hat der Durchfremdungsprozeß in der Donaumonarchie sich auswirken können, der am Ende zu ihrem Zusammenbruch geführt hat. Ehemals überwog bei weitem das deutsche Element, ja, von Österreich aus sind die mächtigsten Antriebe dem deutschen Geiste gekommen.

Als in Deutschland das Preußentum die Führung in die Hand nahm, militärische Erfolge, verwaltungstechnische Disziplinierung, ein riesenhafter Aufstieg auf den Gebieten der Industrie und Wirtschaft begann, da hat auch die deutsche Kunst so etwas von dem Tempo und der Präzision Neudeutschlands erhalten. Je stärker Berlin emporwuchs, je mehr die in ihm versammelten ökonomischen und geistigen Potenzen auch die Künstlerschaft an sich zogen, die Sezession der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens im neuen Reiche wurde, desto mehr gewöhnte man sich daran, in den Österreichern nur verträumte süddeutsche Brüder zu sehen.

Unter diesen Umständen ist es außerordentlich zu begrüßen, daß eine Ausstellung wie die in der Akademie der Künste zu Berlin mit aller berechtigten Deutlichkeit die Akzente setzt. Wohl ist es die Vergangenheit, die gezeigt wird, aber sie macht doch klar, daß die Herkunft jenes Geistesgutes, von dessen Früchten wir noch immer zehren, eine großdeutsche war, unter wesentlicher Betonung von Main und Donau. Hätte die Ausstellungsleitung noch weiter zurückgreifen können, bis in die Zeit von Dürer, so wäre diese Tatsache noch viel grandioser vor aller Augen getreten. Michael Pacher in Tirol, Rueland Frueauf in Salzburg, dann an der Donau Albrecht Altdorfer und Wolf Huber, welch eine Versammlung!

Die Türkenkriege haben diese Entwicklung unterbrochen. Als im 18. Jahrhundert das Leben neu zu glühen begann, da mußte man in Österreich an Italien anknüpfen; Anton Franz Maulpertsch und M. J. Schmidt, den man auch den Kremser-Schmidt nannte, sind ohne diese Beziehung nicht denkbar. Nicht durch Zufall war es das Barock, das die breiteste Eingangspforte fand, lagen doch in ihm die unterirdischen Verbindungen zur Gotik. Der Klassizismus hat sich nicht recht in Wien heimisch machen können und das Nazarenertum noch weniger. Dafür aber hat in der Landschaft und im Porträt Waldmüller seine großen Erfolge gehabt. Die Biedermeierzeit blieb sehr bezeichnend für Wiener Kultur. Bis in unsere Tage sieht man die Stadt und ihre Bewohner gern mit den Augen eines Moritz v. Schwind, eines Peter Fendi, eines Karl Schindler, eines Joseph Danhauser.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der übliche wirtschaftliche Aufschwung mit seinem Gründerrummel und seinen falschen Renaissancepalästen sich dokumentierte, da haben Makart und Canon die Augen der neuen Gesellschaft auf sich gezogen. Nebenher aber hat Rudolf Alt in seinen zurückhaltenden Aquarellen die alte gute Wiener Tradition des Geschmackvollen aufrechterhalten, und auch ein Neuerer wie Gustav Klimt, eine Persönlichkeit voll Fingerspitzengefühl, Empfindung und Frauenverehrung, steht als ein nicht wegzudenkendes Glied in der Entwicklung. Und betrachtet man gar Oskar Kokoschka, wen wollte es da wundern, daß seine Wiege an jenem Fluß gestanden hat, dessen Rauschen durch die ganze deutsche Kunst tönt seit dem Nibelungenlied, an der Donau!

Dr. Alfred Kuhn.



Joseph Danhauser (1805 bis 1845): Lautenspielerin.



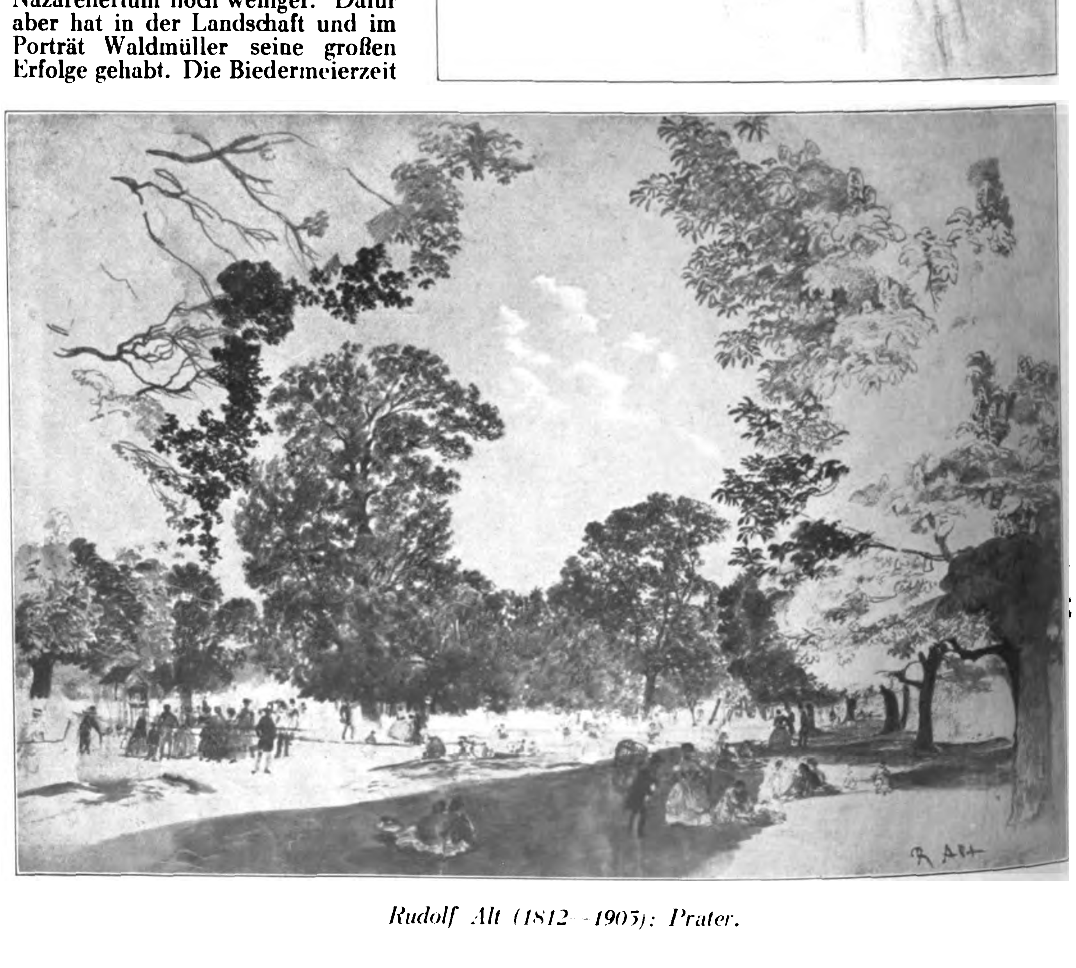
Links: Friedrich Heinrich Füger (1751—1818): Die Malerei unterrichtet einen Schüler.



Rechts: M. J. Schmidt (1718—1801): Alte Frau.

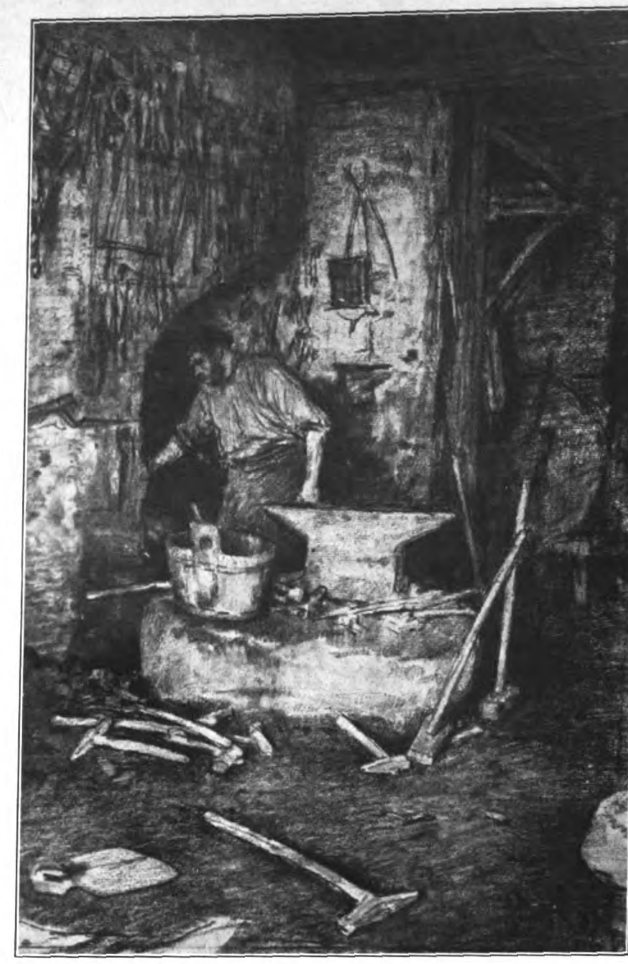


Peter Fendi (1796—1842): Trauerbotschaft.



Rudolf Alt (1812—1905): Prater.





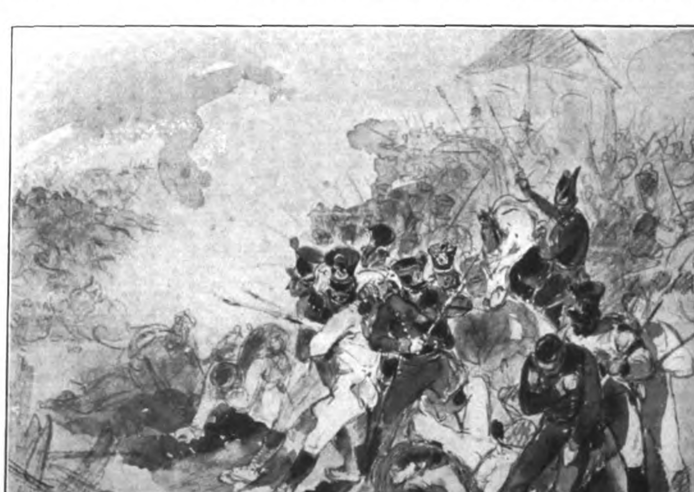
A. F. Maulpertsch (1724—1796): Duldung. — Rechts: A. Pettenkofen (1821—1889): Der Schmied.





Karl Schütz (1746—1800): Die Freiung (Wien). — Links: G. F. Waldmüller (1793—1865): Selbstbildnis.





Karl Schindler (1822—1843): Schlachtenszene.

Links: Hans Makart (1840—1884): Errungener Sieg.

AUS DER AUSSTELLUNG ÖSTERREICHISCHER KUNST IN DER AKADEMIE DER KÜNSTE ZU BERLIN

Luftschiffverkehr über die Ozeane

In diesem Jahre noch sollen Luftschiffe den Beweis erbringen, daß die gasgetragenen Luftfahrzeuge das Problem der Ozeanüberquerung besser zu lösen vermögen als ihre Konkurrenten „schwerer als Luft“, die Flugzeuge. Es wird sich erweisen, ob die Luftschiffbauer und ihre Gefolgschaft recht haben, wenn sie sagen, daß es falsch gewesen wäre, sich so schnell von den früher mit so großer Begeisterung begrüßten Motorballonen abgewandt und die alleinige Gunst den Flugmaschinen geschenkt zu haben. Der Krieg hatte den Umschwung in den Ansichten hervorgerufen, da die Hoffnungen auf die erfolgreiche Verwendung der Luftschiffe im Landkrieg sich nicht erfüllten. Heute denkt man nur noch an kulturelle Aufgaben: Verkehr und Expeditionen in weite, unerforschte Gebiete, wie z. B. in die Arktis. Die Engländer haben den Anfang mit den Fahrten über den Atlantischen Ozean gemacht. Ihr „R 34“ fuhr im Sommer 1919 von England nach Amerika und zurück, nachdem im Kriege schon 1917 ein deutsches Zeppelin-Luftschiff von Jamboli in Bulgarien nach Khartum in Afrika 6800 km in 95 Stunden durchmessen hatte. England soll der Mittelpunkt des Weltluftverkehrs und der Schnittpunkt der großen Lufthandelswege der Zukunft werden, und die Briten glauben das nur erreichen zu können, wenn sie auch großzügigen Luftschiffverkehr treiben und ihre Dominien noch fester an das Mutterland schweißen. Der Luftschiff-Fachmann C. D. Burney, Parlamentsmitglied und Direktor der „Airship Guarantee Company“, die den Verkehr organisieren wird, betont, daß diese friedlichen Absichten der Leitstern ihres Handelns sind.

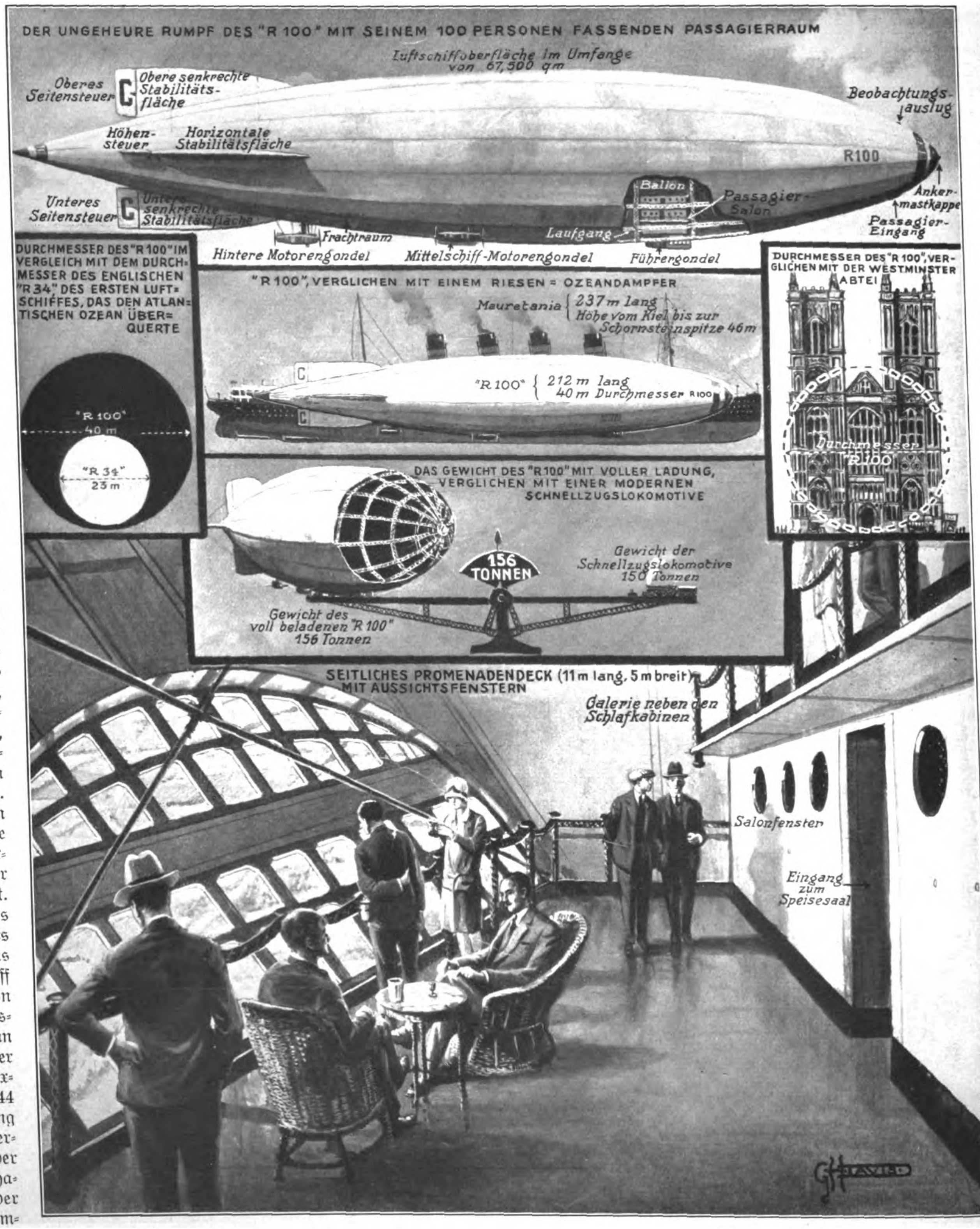
Zäh, ihrem Wesen entsprechend, haben die Engländer an der Vervollkommnung ihrer Luftschiffe gearbeitet. An Mißerfolgen hat es ihnen nicht gefehlt. Es sei nur erinnert an das 1911 gebaute Schiff „Mayfly“, das schon beim Aushallen auseinanderbrach, und an „R 38“, das 1921 über Hull zerbrach und explodierte, wobei 44 Mann der Besatzung den Luftmannstod erlitten. Nicht so schwer wie Graf Zeppelin haben es die Engländer gehabt, denen Geld immer zur Verfügung stand, und die an einem im Krieg erbeuteten Zeppelin sowie an unseren nach Friedensschluß abgelieferten Fahrzeugen die Technik der bewährtesten Starrluftschiffe haben studieren können. In Kürze soll nun das erste ihrer Verkehrsluftschiffe die Werft von Howden, Yorkshire, verlassen und zunächst Versuchs- und Übungsfahrten ausführen, um festzustellen, ob die Hoffnungen auf den Luftschiffverkehr sich erfüllen können.

„R 100“ wird das größte Luftschiff werden, das je gebaut worden ist; mit rund 150000 cbm Gasinhalt übertrifft es das Friedrichshafener um 45000 cbm. Mit 212 m Länge erreicht es fast die Größe der „Mauretania“. Bei einem Durchmesser von 40 m ist es gedrungener als die letzten Zeppeline. Die Passagiergondeln sind in das Schiffsinnere verlegt, nur die Führergondel ragt etwas aus dem Boden heraus. Die Räume für 100 Fahrgäste, 50 Mann Besatzung, 10 t Fracht und Post sowie Proviant für 6 Tage sind in zwei Stockwerken angeordnet. Die Festigkeit des aus rostfreiem Stahl gebauten Gerippes ist bedeutend stärker als bei den bisherigen Luftschiffen. Der „Clipper of the Clouds“, Wolkenkutter, wie der englische Volksmund schon jetzt das Schiff getauft hat, soll mit sechs je etwa 700 P. S. starken Rolls-Royce-Motoren eine Reisegeschwindigkeit von 114 km, eine Höchstgeschwindigkeit von 122 km in der Stunde und eine Fahrweite von 8000 km erreichen. Durch die Möglichkeit, zwei Motoren mit Wasserstoff zu treiben, wird einerseits das beim Steigen des Luftschiffes abblasende Gas nutzbringend verwertet und dann auch eine Ersparnis an Brennstoff von 15–20 Proz. erzielt. Sorgfältig eingebaute Ventilationsrohre und ein Entlüftungszwischendeck sorgen dafür, daß im übrigen alles durch die Hülle diffundierende und durch die Ventile abblasende Gas schnellstens und vollkommen abgeleitet wird, so daß eine Explosionsgefahr so gut wie ausgeschlossen ist. Eine Füllung mit dem nicht in genügender Menge zur Verfügung stehenden und des weiteren sehr teuren Helium ist deshalb nicht erforderlich.

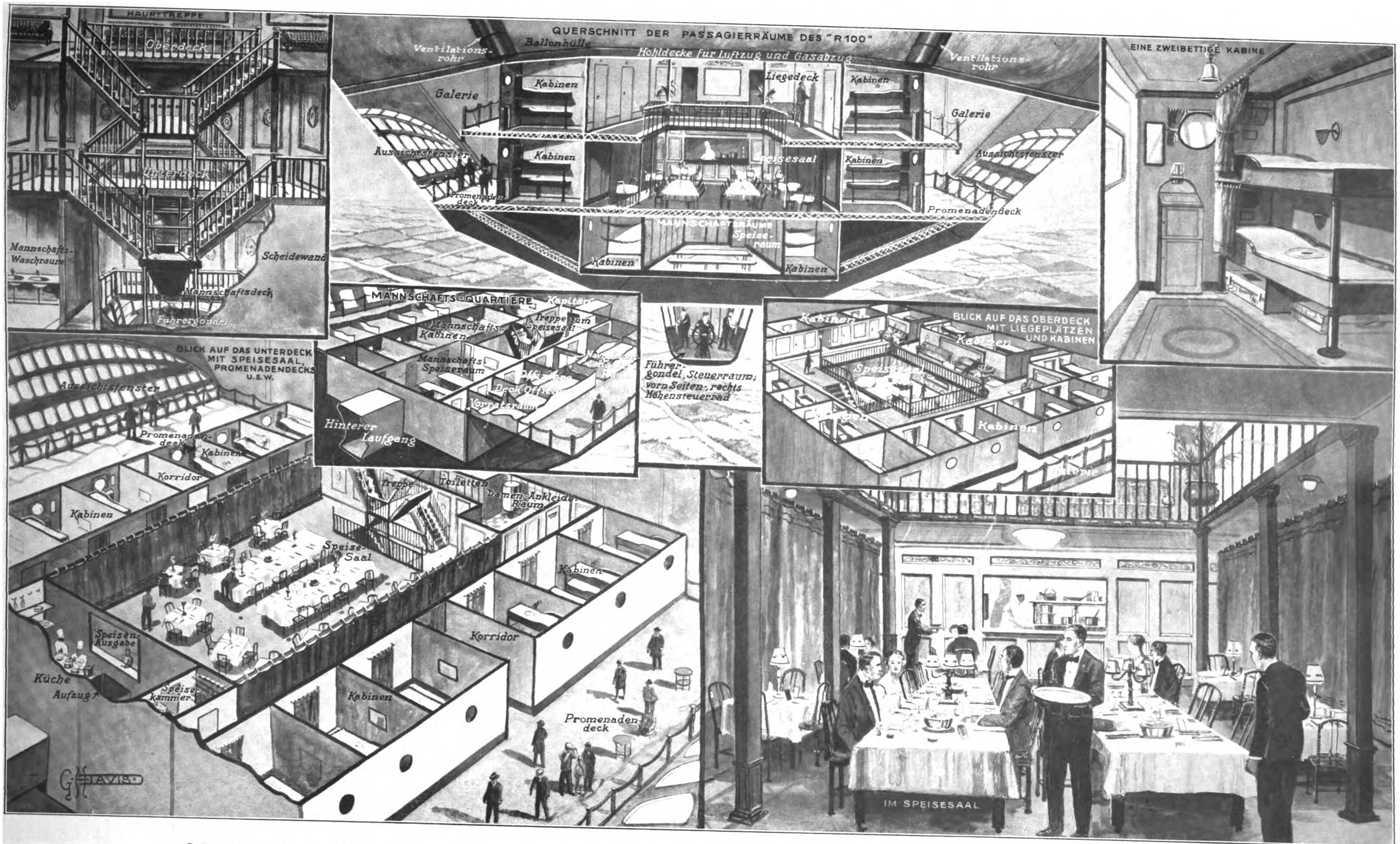
Besondere Hallen sind für die englischen Verkehrsluftschiffe nicht vorgesehen. Nach den in Amerika gemachten Erfahrungen hält man das Anlegen an Ankermaste für hinreichend sicher. Die Passagiere gehen von der Plattform dieser Ankertürme, auf die ein elektrischer Aufzug fährt, mittels einer in sich beweglichen Brücke in die Spitze des Luftschiffs, in dem ein durch das ganze Schiff gebauter Laufgang (Korridor) zu den Passagierräumen führt. Im übrigen sollen für die Verkehrsluftschiffe Bauten ähnlich den Trockendocks der Seeschiffe für die Unterkunft bei schweren Stürmen vorgesehen werden.

Die Baukosten des „R 100“ betragen 7 Millionen Mark. Commander Burney ist am 11. Januar nach Amerika abgereist, um dort die Vorbereitungen für den superatlantischen Verkehr zu treffen. Die Fahrpreise für ein Bett sollen betragen: 1600 Mk. in 4bettiger, 2000 Mk. in 2bettiger und 2400 Mk. in 1bettiger Kabine, die Gebühren für einen einfachen Brief 0,50 Pfennig, für ein Paket zu 1 engl. Pfund (0,45 kg) 2 Mk. Bei günstigem Ergebnis der Versuchsfahrten beabsichtigt man, einen „Atlantik-Typ“ zu bauen, der viel größer und wirtschaftlicher werden soll als „R 100“. Diese Luftschiffe sollen 168 Passagiere aufnehmen, eine Geschwindigkeit von 150 km in der Stunde und 10000 km Fahrweite erreichen. Von England aus gedenkt man, mit diesem Atlantik-Typ Kanada in 2, Südafrika in 4, Indien und Australien in 5 Tagen zu erreichen, und von Bombay nach Fremantle (Australien) rechnet man nur 2 Tage. Stützpunkte sollen an der Ost- und Westküste Afrikas, in Ägypten, auf Ceylon, in Australien und Neuseeland sowie noch an einigen anderen Stellen angelegt werden. Bemerkenswert ist, daß man auf Grund der bei den Ozeanflügen gewonnenen Erfahrungen für die Ost- und Westfahrt über den Atlantik nach Nordamerika verschiedene Wege in Aussicht genommen hat. Westwärts wird die Südpassage über die Azoren und Bermuda-Inseln gewählt, für die 48 Stunden Fahrzeit gerechnet werden, ostwärts die Nordpassage mit 38 Stunden Fahrzeit.

Welche Hoffnungen man auch in den Vereinigten Staaten von Amerika auf den von Commander Burney vorgeschlagenen Transozeanverkehr mit diesen Riesenluftschiffen setzt, zeigt sich in der Aufforderung des Präsidenten Coolidge an das Marine- und Handelsministerium, diesem Verkehr ihre volle Unterstützung angedeihen zu lassen und die Interessen der Vereinigten Staaten aufs stärkste zu fördern. Man glaubt, im September 1928 mit sechs Luftschiffen den Transozean-Luftverkehr für Personen, Fracht und Post eröffnen zu können. Hauptm. a. D. Dr. Hildebrandt.



Das vor der Vollendung stehende größte Luftschiff der Welt: Das englische Atlantikluftschiff „R 100“ in seinen Riesenausmaßen.
Zeichnung von G. H. Davis.



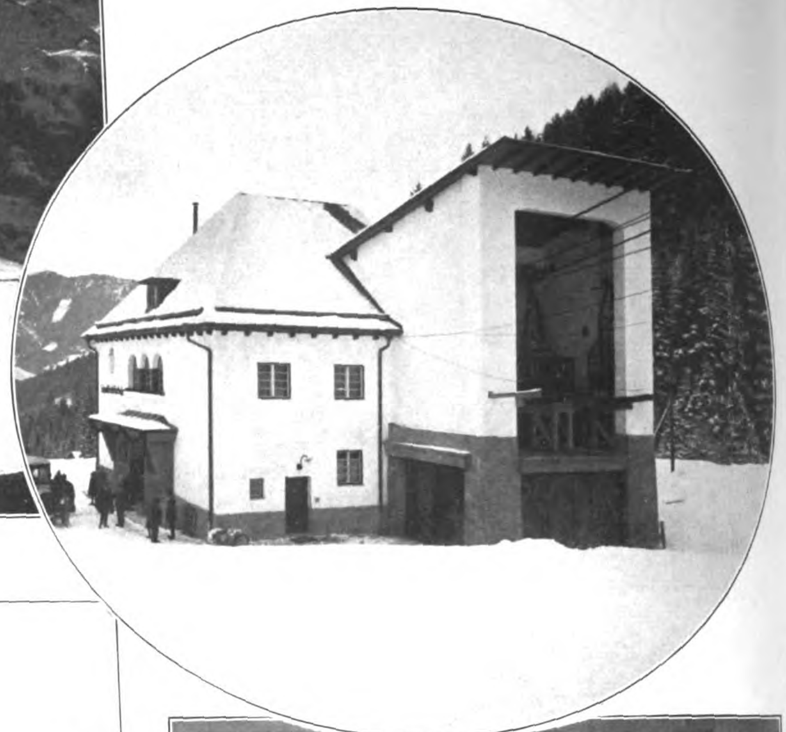
Für den Ozeanflug: Luxuriöse Inneneinrichtung des neuen englischen Verkehrsluftschiffes „R 100".

Zeichnung von G. H. Davis

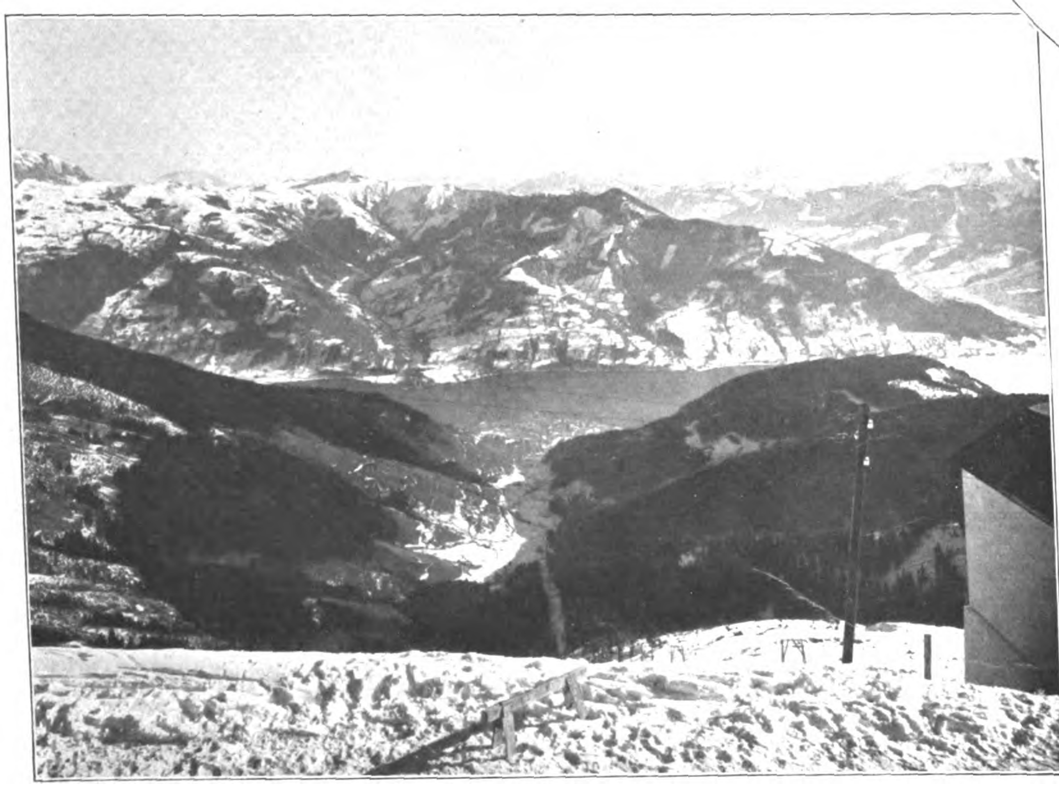
DIE SEILSCHWEBEBAHN ZUR SCHMITTENHÖHE

Am 28. und 29. Januar fanden in Zell am See die Einweihungsfeierlichkeiten der Personen-Drahtseilbahn auf die aussichtsreiche Schmittenhöhe bei Zell am See statt, der ersten Seilschwebebahn des Landes Salzburg. Diese Bahn überwindet bei einer Länge von 2765 m über vier Stützen hinweg einen Höhenunterschied von 1009 m und vermag im Pendelverkehr stündlich 92 Personen zu befördern.





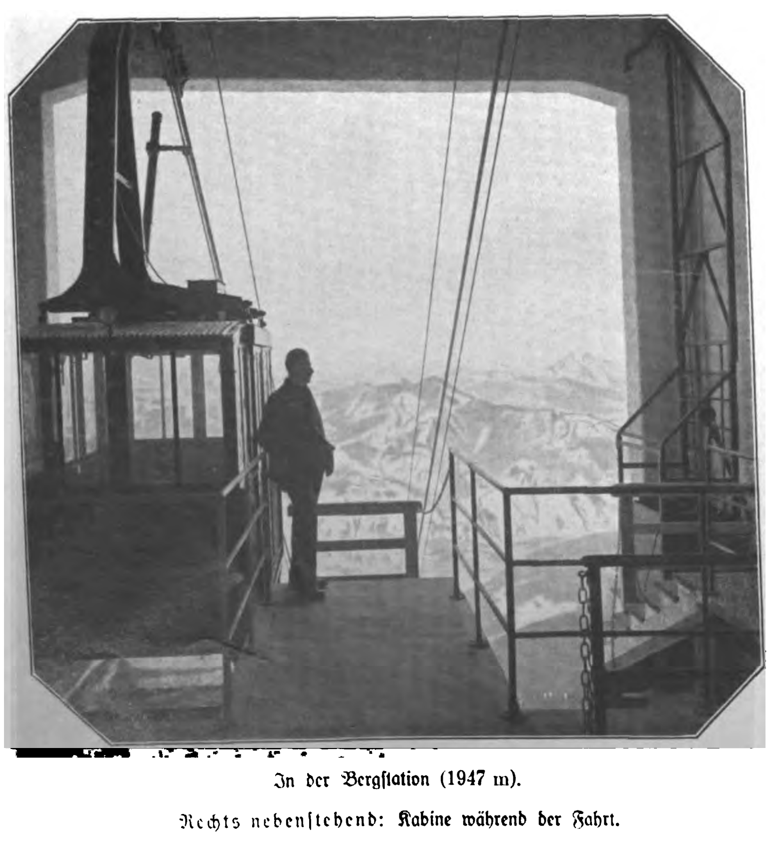
Skifeld auf der Schmittenhöhe. — Im Oval: Die Talstation bei Zell am See.

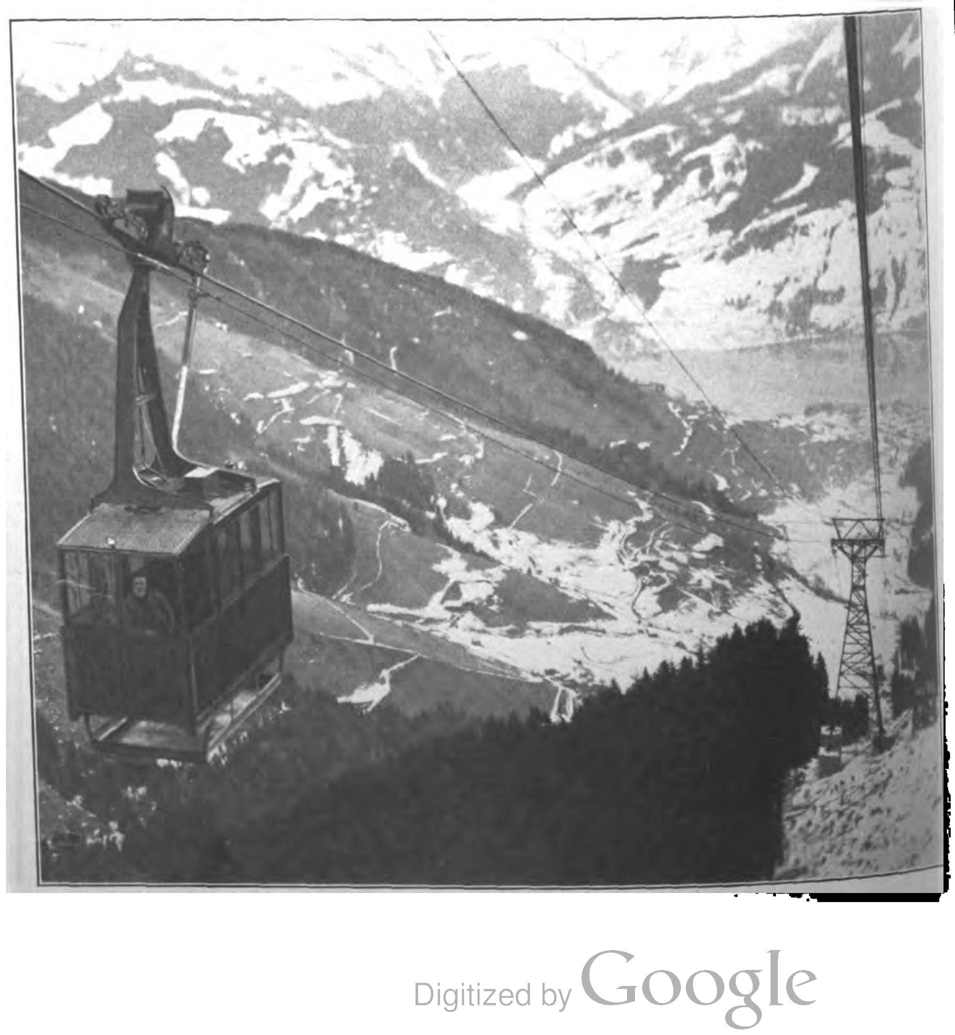


Zell am See, von der Schmittenhöhe aus gesehen.



Blick vom Führerstand auf der Bergstation.





In der Bergstation (1947 m).

Rechts nebenstehend: **Kabine während der Fahrt.**

Lämmerwolken

Lustspiel in einem Akt von Franz Szécsi

(AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG AUS DEM UNGARISCHEN VON MAURUS MEZEI)

Personen:

Die Frau. — Ein Diener.
Der Mann. — Ein Stubenmädchen.

(Ein klarer Sommermorgen. Der Mann und die Frau, beide in Straßenkleidern, treten von verschiedenen Seiten zugleich ins Zimmer.)

1. Szene.

Der Mann, die Frau.

Der Mann (verbirgt hinter seinem Rücken einen Blumenstrauß): Guten Morgen, Gnädige!

Die Frau (feierlich): Ich begrüße Sie, mein Herr.

Der Mann / **Die Frau** (zugleich): Ich gratuliere!

Der Mann (überreicht mit scherzhafter Verbeugung die Blumen): Ich bin kein Redner. Möge dies an meiner Statt sprechen.

Die Frau (entzückt): Oh, wie herrlich! Ich danke dir von Herzen, mein einziger, teurer Emil! (Umarmung.)

Der Mann (mit scherzhaftem Seufzer): Ja, der erste Jahrestag! Wir werden alt, werte Gemahlin.

Die Frau: Nur in der Einzahl, mein Herr.

Der Mann: Richtig. Das Jüngerwerden ist ein Privilegium der Frauen.

Die Frau: Jener Frauen, die gute Männer haben.

Der Mann: Danke.

Die Frau: Bitte. Das sollte durchaus keine Anspielung sein.

Der Mann (küßt seine Frau): O du kleiner Schelm. Nun gehen wir aber.

Die Frau: Sofort, mein Kind. Ich habe nur noch eine Minute in der Küche zu tun. Ach, wird sich Sophie über unseren Besuch freuen, diese süße, goldige Frau!

Der Mann: Frau Bilkey verdient auch wahrhaftig, daß wir an unserem heutigen Feste ihrer Güte nicht vergessen ...

Die Frau: ... ohne die wir gegen die vielen Hindernisse vergebens gekämpft hätten. —

Der Mann: Nie wären wir zusammengekommen. Wir wollen sie aber auch preisen, solange wir leben, daß sie uns zusammengebracht hat. Nun also, auf zur schönen Witwe! (Umarmt zärtlich seine Frau.) Engel!

Die Frau: Sofort, Geliebter. Ich mache bloß einen Sprung in die Küche. Wegen des Mittagsmahles. Gleich bin ich wieder hier. (Ab.)

2. Szene.

Der Mann (allein).

Der Mann (ein wenig mißmutig): Das hätte sie aber auch schon früher erledigen können. Nun, es ist schließlich kein Malheur. Inzwischen werde ich in der Eile diese Akte erledigen. Sie liegt mir ohnehin schon lange auf dem Gewissen. Mein Chef hat sie erst gestern wieder urgiert. (Er setzt sich zum Schreibtisch und beginnt zu arbeiten. Pause.)

3. Szene.

Der Mann, die Frau.

Die Frau (erscheint wieder): Hier bin ich. Wir können gehen.

Der Mann (während der Arbeit): Sofort ... sofort!

Die Frau: Lieber Gott! Du wirst doch nicht jetzt dieses Aktenbündel ...?

Der Mann: Dies ist meine Küche.

Die Frau (mit scherzhaftem Groll): Bär!

Der Mann: Störe mich nicht, Kätzchen! Nur noch dieses eine Blatt ...

Die Frau (schlägt das Aktenbündel zu und nimmt es ihm fort): Das gibt es nicht. Jetzt arbeiten!

Der Mann (ein wenig nervös): Luise!

Die Frau: Mein Herr!

Der Mann: Gut, gut. (Er steht auf.) Also, wenn es beliebt. (Er reicht ihr den Arm.)

Die Frau: Selbstverständlich beliebt es. Aber nur mit Hut und Schirm. Pardon, mein Herr. (Ab.)

Der Mann: Bitte. Und da treibt sie noch an. Inzwischen hätte ich diese Akte zweimal erledigen können.

Die Frau (kommt mit Hut und Schirm): Nun, ging es nicht rasch?

Der Mann: Fürchterlich rasch. Können wir endlich gehen?

Die Frau: Noch nicht.

Der Mann: Was ist denn schon wieder?

Die Frau: So geht man also vom Hause fort ... und gerade heute? So? (Sie hält ihr Gesicht mit trotziger Koketterie vor die Lippen ihres Mannes.)

Der Mann (lächelnd): O du kleiner Tor! — Und da soll man ihr zürnen! (Sie umarmen sich, und währenddessen löst sich der Knoten von des Mannes Krawatte.)

Die Frau: Halt!

Der Mann: Was gibt es?

Die Frau: Die Krawatte hat sich losgebunden. Warte, ich werde sie dir binden. (Sie tut es.) Mein Männchen muß doch besonders heute außergewöhnlich schön sein. So.

Der Mann (geht zum Spiegel und löst den Knoten): Nun, das ist dir aber nicht gelungen. (Er bindet einen neuen Knoten.)

Die Frau: Brr, wie häßlich! (Sie löst den Knoten.) Stehe nur ruhig, mein Kind. (Nach mehrmaligem Versuch bindet sie einen neuen Knoten, während der Mann, mit nach oben gerichtetem Kinn und spaßhaften Gesichtsverzerrungen, ungeduldig mit den Füßen stampft.)

Der Mann: Nun, nun! Wird es bald?

Die Frau: Nur Geduld. Ich bin schon fertig.

Der Mann: Gott sei Dank. Jetzt gehen wir aber wirklich. (Er bläst von sich.) Diese Hitze macht einen ganz nervös. (Er schaut in den Spiegel und reißt mit heftiger Geste den Knoten auf.) Wie plump! (Er beginnt mit ungeschickter Anstrengung einen neuen Knoten zu binden.) Du weißt ganz gut, daß ich auf solch eitle Nichtigkeiten nichts gebe, aber das ist doch schon ... Ich weiß überhaupt nicht, was du heute hast, Luise. Du bist so nervös! Und je länger du mich zurückhältst, desto plumper wird der Knoten. Er ist schief, ungleichmäßig, abscheulich, unmöglich ... er ist wie ein nasser Fetzen.

Die Frau (schaut, hinter dem Rücken des Mannes stehend, dessen Bemühungen lächelnd zu): Was du nicht sagst!

Der Mann (bindet mit steigender Ungeduld neue und neue Knoten): Kein Schönheitsgefühl, keine Symmetrie, kein Geschmack ... du lachst vergebens. (Ärgerlich.) Ja, so sieht die heutige moderne Frauenerziehung aus. Klavierspielen lernen sie, aber die Krawatte des zukünftigen Gemahls binden, damit er nicht gezwungen ist, sich stets an das Stubenmädchen zu wenden, das nicht, nein, das nicht. Nimm es mir nicht übel, meine Liebe, aber dein Stubenmädchen, die Anna, kann schönere Knoten ...

Die Frau (tritt zu ihrem Mann): Ich kann das nicht mit ansehen. Erlaube nur. (Sie löst mit heftiger Geste den Knoten und bemüht sich, einen neuen zu binden.)

Der Mann (wird immer nervöser): Aber, um Gottes willen! ... Was machst du? Du ziehst und zerrst, als wolltest du mich ...

Die Frau (ähnlich dem Manne): Warum stehst du nicht ruhig? So werde ich nie fertig werden.

Der Mann (den Kopf zurückgeworfen, mit komischen Gesichtsverzerrungen): Puh! Schon wieder dieses unausstehliche, widerliche Fliederparfüm. Es schwindelt mir davon. Ich werde wahnsinnig ... Und ich habe dich schon tausendmal gebeten, es nicht zu verwenden. (Zappelnd.) Was treibst du denn? Du wirst mich doch nicht erdrosseln wollen?

Die Frau (zerrt an der Krawatte): Du würdest es verdienen. Übrigens habe ich dich schon tausendmal gebeten, meine Kammerjungfer nicht Anna, sondern Anny zu rufen.

Der Mann: Dummheit! (Er stampft mit dem Fuß.)

Die Frau (sich fortwährend mit dem Knoten abmühend): Natürlich! Alles, um was ich dich ersuche, um was ich dich bitte, ist für dich eine Dummheit.

Der Mann (sich immer ärgerlicher und unruhiger hin und her bewegend): Aber bitte, sei doch nicht unausstehlich. Wird dieser verfluchte Knoten endlich einmal fertig werden? Laß mich frei! Laß mich aus! (Er weicht zurück.)

Die Frau (läßt die Krawatte nicht los, polternd): Auch, bitte, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich in jener hohen Kunst, die man Krawattenbinden nennt, ebensowenig geneigt bin, mit — mit — einem — einem ganz gewöhnlichen Dienstmädchen einen Vergleich zu dulden, wie in allen anderen Dingen, merke dir das!

Der Mann (spottend): Oh! Wer spricht hier von einem gewöhnlichen Dienstmädchen? Hier dient nicht das Stubenmädchen Anna, sondern wir haben eine Kammerjungfer namens Anny.

Die Frau (heftig): Emil!

Der Mann: Das muß ich aber sagen, die Dienstmädchen sind manchmal besser ...

Die Frau (zornig): Emil!

Der Mann (hält seinen Hals steif nach rückwärts): Schrecklich! Mein Halswirbel ist schon ganz verrenkt ... Ach was, meine Schafsgeduld ist zu Ende! (Sich wütend losmachend, reißt er die Krawatte vom Hals, wirft sie zu Boden und tritt mit den Füßen darauf.) So! Abscheulicher, häßlicher Kram!

Die Frau (dem Weinen nahe): Brav, wirklich brav! Eine rührende Zärtlichkeit, das muß ich sagen! Und gerade den heutigen Tag hast du dir dazu ausgewählt, mich zu beleidigen und zu demütigen. (Sie setzt sich auf das Sofa und verbirgt ihr Gesicht in dem Taschentuch.)

Der Mann (geht im Hintergrund mit großen Schritten heftig auf und ab, wobei er zuweilen auf seine Frau blickt. Pause.)

Die Frau (plötzlich aufschauend, schneidend): Übrigens verstehe ich. Freilich. Daß ich nicht schon früher darauf gekommen bin. Heute mußt du ja auf dein Äußeres besondere Sorgfalt wenden. Willst du doch zur Frau Bilkey gehen, zu deiner schönen Witwe, zu jener unvergleichlichen, über alles gerühmten Frau, die sich mit ihrer süßlichen, widerlichen, unausstehlichen Stimme oft genug selbst vor mir — jawohl, gerade vor mir! — gerühmt hat, daß sie das besondere Vertrauen des Herrn Emil Emödy besitzt, den auch sie sehr achtet, schätzt und ... und ohne Zweifel auch liebt ... jawohl, liebt.

Der Mann (nimmt, sich in einen Schaukelstuhl setzend, eine Zeitung zur Hand, über die Achsel): Und wenn dem tatsächlich so wäre, sagen wir, eventuell auch von der anderen Seite?

Die Frau (trotzig): Dann, mein Herr — dann verzichte ich auf die sogenannte Liebe, von der ich ja ohnehin nur die übriggebliebenen Brocken erhalte.

Der Mann (beginnt mit gezwungener Gleichgültigkeit vor sich hinzusummen).

Die Frau (springt auf, beißend): Natürlich, Ihnen ist das gleich ... Ich habe es ja längst geahnt ... Ich habe lange geduldet, geschwiegen, aber jetzt merken Sie es sich ...

Der Mann (zerknittert gereizt die Zeitung, springt auf, schreiend): Ist es noch nicht genug, oder warten Sie, daß ...

Die Frau: Ah, eine Drohung? Sie wissen ganz gut, daß das bei mir nicht verfängt.

Der Mann (mit unterdrücktem Zorn): So? Also, wenn es nicht verfängt, dann besuchen Sie Soph ... Frau Bilkey allein. Ich gehe nicht.

Die Frau: Ich, ja.

Der Mann: Bitte.

Die Frau: Justament nicht. Ich weiß, daß Sie allein hingehen wollen. Ich wäre Ihnen nur im Wege.

Der Mann: Möglich.

Die Frau: Also in Gottes Namen! (Sie setzt sich, nimmt eine Handarbeit) Sie können gehen. (Sie arbeitet.)

Der Mann: Befehlen Sie nicht! Ich werde zur Frau Bilkey gehen, wann es mir beliebt.

Die Frau: Ich weiß. Sie haben es auch bisher so gemacht. (Pause.) Ich habe Ihrer angebeteten Sophie heute durchaus nichts zu sagen. Verstehen Sie? Durchaus nichts. (Sie steht, von einer plötzlichen Idee gepackt, auf.) Aber zu schreiben, oh, das habe ich ihr. Und zwar viel! Sie mag es erfahren, was sie getan hat, diese — diese Frau! Sie mag wissen, daß ich sie gründlich kennengelernt habe. Ich werde ihr die Maske vom Gesicht reißen. Es ist Zeit. Sie soll über meine Leichtgläubigkeit, über meine dumme Blindheit nicht länger triumphieren, dieser — dieser „Schutzengel", dem Sie (ironisch) „mit dankbarem Herzen" um den Hals fallen wollen ... Übrigens, so bitte doch. Ich weiß, daß es nicht das erstemal ...

Der Mann (zornig): Ich erlaube nicht, ich dulde nicht ...

Die Frau (außer sich): Ah, Sie verteidigen sie? Sie sollten eher zusammen mit mir jene Frau anklagen, die ihren Geliebten ausgeheiratet hat. Sie rollen vergebens Ihre grimmigen Augen, mein Herr ... jawohl, ihren Ge—lieb—ten, um sich nach neuen Opfern umschauen zu können.

Der Mann (schreiend): Genug, wenn ich sage!

Die Frau (setzt sich zu dem links stehenden Schreibtisch): Sie haben recht. Ihr muß ich es sagen, ihr. (Sich halblaut diktierend.) „Liebe ..." (Sprechend.) Warum nicht gar! (Wieder diktierend.) „Geehrte Frau!" (Sprechend.) Geehrte? Warum nicht gar! (Schreibt.) „Madame!" (Sie blickt verstohlen auf ihren Mann, der in das Lesen eines Buches vertieft zu sein scheint; dann schreibt sie weiter.) „Madame! Ich weiß alles. Ich habe es längst geahnt. Ein Zufall hat Sie und Ihre Geschäfte enthüllt. Heute habe ich das alles erfahren müssen, gerade heute, am ersten Jahrestage jener Hochzeit, die ich Ihren Intrigen zu verdanken habe." (Pause. Sie blickt verstohlen zu ihrem Mann hinüber, den Eindruck erforschend.)

Der Mann (steht auf, geht in das Nebenzimmer, von wo er rasch Tinte, Feder und Papier bringt, und stellt alles auf den rechts stehenden, runden Tisch; dann nimmt er an diesem Platz

und diktiert sich, gleichfalls halblaut.) „Meine sehr geehrte Frau Sophie!“ (Er verbessert sprechend.) Ach nein! (Wieder diktierend.) „Meine liebe Sophie!“ (Wie früher.) Nein! (Schreibt.) „Meine angebetete Sophie! Heute ist es ein Jahr, daß Du mich — gewiß in guter Absicht, aber jedenfalls sehr unglücklich — verheiratet hast.“ (Er gibt auf das Diktat seiner Frau acht.)

Die Frau (wie oben): „Jetzt kenne ich Sie schon vollständig und auch jenen herzlosen, tyrannischen Mann, dem Sie mich als Opfer, als Beute hingeworfen haben.“

Der Mann (gleichermaßen): „Du hast mich an eine kokette, launenhafte Frau gefesselt, nach jener unvergleichlichen, süßen Zeit, die ich zu Deinen Füßen verbrachte. Aus dem Paradies bin ich geradeswegs in die Hölle gelangt.“

Die Frau: „Aber ...“ (Horcht.)

Der Mann: „Aber ...“ (Horcht.)

Die Frau: „... ich habe schon genug gelitten.“

Der Mann: „... genug habe ich schon gelitten.“

Die Frau: „Die Stunde der Rache hat geschlagen. Zittern Sie vor dem Zorn einer unglücklichen, erbitterten Frau.“

Der Mann: „Unglücklich bin ich seit jener Minute, in der Du mich von Dir fortgetrieben hast.“

Die Frau: Von meinen qualvollen Fesseln wird mich das Gericht befreien, Sie aber wird vor meiner Rache nichts schützen.“

Der Mann: „Bald werde ich frei sein, meine teure Einzige. Flehend bitte ich Dich nun: Nimm mich zurück an Dein Herz. Sei wieder die Meine.“

Die Frau: „Ich hoffe, daß Sie aus diesen Zeilen begreifen werden, daß ich heute meinen geplanten Besuch nicht abstatte. Ein andermal. Und anders. Luise Földes, vor—mals verehelichte Frau Emödy.“ (Sie wirft die Feder zornig auf den Tisch.)

Der Mann: „Ich eile noch heute in Deine Arme. Meine gewesene Frau geht nicht mit mir. Wir werden allein sein. Es umarmt Dich von ganzem Herzen Dein Dich treu liebender Emil.“ (Verliebt, mit schmachtendem Seufzer legt er die Feder nieder. Der Mann und die Frau schauen sich während dieser Szene, da sie sich diktieren und schreiben, einander an, wenn sich aber ihre Blicke begegnen, wird ihr Gesichtsausdruck sofort zornig, und sie beugen sich rasch wieder über ihre Tische.)

Die Frau (denkt nach; dann wiederholt sie mechanisch): Vor—mals verehelichte Frau Emödy. (Sie fügt dem Schreiben noch etwas bei, was sie sich aber nur leise murmelnd diktiert.)

Der Mann (beiseite): Aha! Ich habe es gewußt! Die unausbleibliche Nachschrift der ewigen Weiblichkeit ... Übrigens werde diesmal auch ich mich daran halten. (Ähnlich seiner Frau schreibt auch er noch etwas zu dem Brief. Dann steckt er ihn in ein Kuvert und schreibt die Adresse.)

Die Frau (beiseite, während sie ähnlich ihrem Mann handelt): Was er wohl zu dem Brief dazugeschrieben haben mag? (Sie steht mit finsterem Gesichtsausdruck auf, geht zu dem in der Mitte stehenden Tisch und klingelt einmal energisch.)

Der Mann (steht gleichfalls auf und klingelt ebendort, aber zweimal.)

4. Szene.

Die Vorigen, der Diener, das Stubenmädchen.

Der Diener / Das Stubenmädchen (kommen gleichzeitig durch die Mitte): Sie befehlen?

Die Frau (übergibt den Brief dem Stubenmädchen): Der Frau Bilkey persönlich.

Der Mann (übergibt den Brief dem Diener): Der gnädigen Frau Sophie Bilkey eigenhändig. Weißt du, gleich gegenüber, neben der Schule. (Mit einem plötzlichen Einfall übergibt er dem Diener den auf dem Tisch liegenden Blumenstrauß.) Zusammen mit diesem.

Der Diener (wirft einen fragenden Blick auf das Stubenmädchen): Jawohl.

Das Stubenmädchen (zur Frau): Soll ich auf Antwort warten?

Die Frau (nachdenklich): Nein!

Der Diener (zum Mann): Und ich, bitte?

Der Mann (mit Nachdruck): Ja!

Das Stubenmädchen / Der Diener (blicken bei der Tür zurück, und sich davon überzeugend, daß man sie nicht sieht, wechseln sie draußen in der Eile einen Kuß, dann ab.)

5. Szene.

Die Frau, der Mann.

(Der Mann nimmt eine Zeitung und zündet sich — in den Schaukelstuhl sich werfend — eine Zigarre an. Die Frau nimmt — sich auf den gegenüberstehenden Diwan setzend — ihre Handarbeit. Sie blicken sich mitunter verstohlen an und tun so wie vorher beim Briefschreiben. Der Mann verbrennt sich, während er seitwärts blickt, mit dem angezündeten Zündhölzchen den Finger und steckt ihn aufzischend in den Mund. Darauf sticht sich die Frau bei gleicher Gelegenheit mit der Nadel in den Finger, und gleichfalls aufzischend, macht sie es so wie der Mann. Längere Pause.)

6. Szene.

Die Vorigen, der Diener, das Stubenmädchen.

Der Diener (kommt durch die Mitte, übergibt dem Mann den Brief und den Strauß): Madame Bilkey war nicht zu Hause.

Das Stubenmädchen (kommt durch die Mitte, der Frau den Brief übergebend): Sie ist erst vor kurzem fortgegangen.

Der Mann (zum Diener): Warum hast du den Brief nicht dort gelassen?

Der Diener: Sie sagten, ich dürfe ihn nur eigenhändig übergeben.

Der Mann: Es ist gut, du kannst gehen, Paul.

Die Frau: Anny, Sie können gehen.

Der Mann (zum Stubenmädchen): Fräulein Anna, Sie können gehen. (Diener und Stubenmädchen ab.)

7. Szene.

Die Frau, der Mann.

Die Frau (in dem ihr übergebenen Brief den durch ihren Mann gesandten erkennend, versteckt ihn schnell; mit Überraschung, beiseite): Sein Brief!

Der Mann (durch die plötzlichen Bewegungen seiner Frau aufmerksam gemacht, betrachtet den Brief in seiner Hand, beiseite): Hopp! Luisens Brief! Haben nicht die verdammten Kerle die Briefe vertauscht!

Die Frau (eilt auf die rechte Seite des Vordergrundes. Den Brief vor ihrem Mann versteckend, betrachtet sie ihn, beiseite): Was er wohl insgeheim noch zu dem Brief geschrieben hat? (Besorgt.) Heiliger Gott, wenn er wirklich ... Ich muß ihn lesen. Ich bin seine Frau. Ich habe ein Recht dazu ... Jetzt schaut er nicht her. (Sie reißt das Kuvert auf und liest, seitwärts gewendet, den Brief.)

Der Mann (geht auf die linke Seite des Vordergrundes; tut, als hätte er nichts bemerkt, beiseite): Sie hat ihn geöffnet. Ich wußte, daß sie es nicht aushalten wird. So kann ich es also ebenso machen. Betrachten wir uns einmal diese Rache schnaufende Nachschrift. (Versteckt reißt er den Brief auf und, seitwärts gewendet, ihn nahe zu den Augen haltend, liest er ihn, gleichsam buchstabierend.)

Die Frau (wie oben; lächelnd und mit wachsender Entzückung, beiseite): Ich lese ihn schon zum drittenmal und kann mich nicht satt lesen. (Sie liest für sich.) „Nachschrift. Nun bitte ich Sie um zwei Dinge, Gnädige. Erstens, seien Sie so gut und nehmen Sie die geblümte Eselei, die ich oben zusammengeschrieben habe, für nicht geschrieben. Zweitens, glauben Sie nicht einen Buchstaben von dem, was mein kleines, zorniges Weibchen geschrieben hat. Mündlich mehr. Mit Ihrer Erlaubnis bei Ihnen heute abend, bei einem gemütlichen Souper. Zu dritt. Zur Beruhigung nur so viel, daß sich der Himmel unserer Ehe ein wenig getrübt hat. Es sind aber nur Lämmerwolken. Ihr ergebenster und glücklicher Emil Emödy.“ (Sie wirft ihrem Mann verstohlen einen Kuß zu, beiseite.) Goldiger! Süßer! Schau, schau, auch er liest ja meinen Brief. (Sie schleicht sich hinter den Mann.)

Der Mann (für sich): Teufel! Endlich habe ich ihn zu Ende buchstabiert. (Liest.) „Meine liebe, gute Sophie! Ich füge hinzu, daß nicht eine silbe“... (Sprechend.) Mit einem kleinen ‚ſ‘. (Wieder lesend.) ...„von dem, was ich geschrieben, wahr ist. Aber glaube auch dem Briefe meines wütenden Mannes nicht. Wir haben uns ein wenig gezankt. Ich fühle aber bereits, daß mich Emil um Verzeihung bitten wird. Alles Nähere heute abend. Wir werden ganz gewis“... (Sprechend.) Mit einem ‚s‘! (Weiter lesend.) ...„bei Dir sein. Es umarmt Dich Deine sehr — sehr glückliche, dankbare Luise.“ (Dreht sich um und schließt seine Frau lachend und mit Glut in die Arme, laut.) Du meine schlaue Kleine!

Die Frau (lachend, schlingt die Arme um den Hals des Mannes; voll Wärme): Wir passen zueinander. Nicht wahr, du Gauner, du? (Kuß.)

Der Mann: Und jetzt ...

Die Frau: ... nachdem sich die Lämmerwolken verzogen haben ...

Der Mann: ... versuchen wir, vielleicht finden wir unsere wohltätige Fee schon daheim.

Die Frau (scherzhaft drohend): Emil! Emil!

Der Mann: Schon wieder? Du solltest doch wissen, was Lämmerwolken bedeuten.

Die Frau: Sie zeigen bläulicher den lichtüberfluteten Himmel.

Der Mann: Ja. Sie prophezeien aber auch, daß die schöne Zeit anhaltend sein wird!

Die Frau (den Mann umarmend): So sei es.

Der Mann: Nun, wenn es beliebt ...

Die Frau: Warum nicht gar? Ohne Krawatte?

Der Mann: Richtig. Sieh nur. (Er hebt die Halsbinde auf, legt sie sich um den Hals und wendet sich mit gefalteten Händen an seine Frau.) Darf ich bitten?

Die Frau: Es sei dir gestattet. (Während sie das Halstuch zu einem Knoten bindet, will sie der Mann wiederholt umarmen.) Fängst du schon wieder an? — So. Es ist geschehen.

Der Mann (raunzend): Schon? Ging das aber rasch. (Sie umarmen sich.)

Die Frau (auf den Knoten zeigend): Nun, wie findest du ihn?

Der Mann (in den Spiegel schauend, mit komischem Pathos): Herrlich! Bezaubernd! Göttlich!

Die Frau (ironisch): Jetzt auf einmal?

Der Mann: Natürlich. Die Beleuchtung ist doch besser.

Die Frau: Die Beleuchtung?

Der Mann: Ja, die Lämmerwolken haben sich doch verzogen. Vorwärts! Wir können gehen. (Sie gehen Arm in Arm und sich verliebt aneinanderschmiegend ab.)

Wissen und Leben

Verbrecherhandschriften. Die Frage, ob es Verbrecherhandschriften gibt, ist von vornherein zu verneinen, wenngleich die Häufigkeit gewisser Merkmale in der Schrift von Verbrechern den Trugschluß naheliegend erscheinen läßt, daß ihr Auftreten in anderen Schriften gleich oder ähnlich zu beurteilen ist. Lombroso, der sich als einer der ersten mit dem Studium von Verbrecherhandschriften befaßt hat, ist in diesen Fehler verfallen und hat verschiedene Verbrechertypen nach der Handschrift festgestellt, wie etwa den Mörder, Räuber, Briganten, Dieb usw., zu deren Diagnostizierung er bestimmte Schriftmerkmale nachweisen wollte. Wir dürfen hierbei jedoch nicht vergessen, daß vor allem die Umstände, die Gelegenheit, für die Verübung von Verbrechen maßgebend sind, daß diese des weiteren Affekthandlungen entspringen — Umstände, die natürlich aus einer Schrift nicht zu entnehmen sind, so daß wir auf Grund des Schriftbildes und der sich in ihm spiegelnden Charaktereigenschaften nur in der Lage sind, auf verbrecherische Neigungen zu schließen. Unter diesen Charaktereigenschaften spielt vor allem die schwächere Willenskraft eine hervorragende Rolle, da diese dem Trieb gegenüber nicht über die entsprechenden Hemmungen verfügt; aber auch Menschen, die mehr oder minder von verbrecherischen Neigungen frei sind, bei denen also das Triebmoment wegfällt, können unter der Hörigkeit starker Charaktere oft genug zur Begehung von Straftaten verleitet werden, die ihnen im Grunde wesensfremd sind. Professor Schneidemühl, der tausend Verbrecherhandschriften auf ihre charakteristischen Merkmale untersucht hat, konnte bei einem Viertel der 836 Männerhandschriften weiblichen Duktus, der mit einer schwächeren Willensentwicklung im Zusammenhang steht, feststellen, und zwar bei Sittlichkeitsverbrechern, Gelegenheitsdieben, Waren- und Zechprellern sowie Fahrradbetrügern. Andererseits aber konstatierte er auch — was hiermit durchaus nicht im Gegensatz steht — bei weiblichen Verbrecherhandschriften männlichen Duktus; dieser Umstand bedingt natürlich eine entsprechende Charakterentwicklung. Bei den Betrügern und Schwindlern, die unter irgendeinem hochtrabenden Titel ihre Herkunft als Kellner, Friseure und Kommis verbergen wollen, wird vor allem der Widerspruch zwischen der behaupteten hohen Herkunft und den vulgären Schriftzügen auffallen. Es handelt sich hierbei vorwiegend um Menschen, die ohne ernste Arbeit ihr Leben so angenehm wie möglich gestalten wollen, und deren Hauptcharakterzüge, Optimismus und ein starkes Selbstvertrauen, in der Schrift durch deren Größe zum Ausdruck gelangen. Betrüger, die sich mit Hilfe gefälschter Zeugnisse Stellungen erschleichen wollen, bevorzugen wieder die kalligraphische oder Zuchtschrift, denn sie wollen sich auf keinen Fall verdächtig machen, fürchten stets sich zu verraten, liegen gleichsam vor sich selbst auf der Lauer. Diese Charaktereinstellung ist ihnen zur zweiten Natur geworden, und sie übertragen diese Heuchelei unbewußt auf ihre Handschrift, aus dem dunklen Gefühl heraus, daß sie selbst ihrer Schrift Gewalt antun müssen. Hierher gehört der Fall Peratoner in Wien; ein Kommis gab sich als Mediziner aus und vermochte lange Jahre Ärzte und Laien zu täuschen, bis ihn die Tatsache eines kalligraphisch geschriebenen Rezeptes entlarvte. Gleichmäßigen, ruhigen, sogenannten „schönen“ Schriften ist daher immer mit einer gewissen Vorsicht zu begegnen. Bei jenen Verbrechernaturen, die rein triebhaft handeln und keinerlei Beherrschung an den Tag legen, werden wir in der Handschrift die Merkmale für Lüge, Verstecktheit, Heuchelei und Egoismus wahrnehmen können, die den in dieser Hinsicht erfahrenen Graphologen zu der Annahme verbrecherischer Neigungen berechtigen. Jedenfalls werden wir in den Schriften von Verbrechern oder zu Verbrechen Veranlagten vor allem die Merkmale für Verstellung und Lüge antreffen, wobei sich erstere Eigenschaft in der bereits erwähnten kalligraphischen Schrift kundtut oder in unleserlicher bzw. schwer leserlicher Schrift, die den Menschen verrät, der sich nicht gern in die Karten blicken läßt (ausgenommen, wo letzteres Schriftmerkmal lediglich als Ausdruck der Eile zu werten ist!), sowie in Steilheit oder Linksschrägheit der Schriftlage; der Charakterzug von Lüge offenbart sich dagegen in oben geschlossenen a, o, g, eingerollten u-Haken, Einrollungen, vornehmlich bei den Anfangsbuchstaben, sowie in Arkadenschrift (Bogenduktus). So konnte Professor Schneidemühl letzteres Merkmal bei der Hälfte aller Erpresser, Heiratsschwindler, Waren- und Zechbetrüger, Gelegenheitsdiebe und Süßstoffschmuggler, bei einem Drittel aller Diebe und Einbrecher sowie bei 30 Proz. der Hochstapler feststellen. — Wenn wir nun schon aus einer Handschrift nicht den Verbrecher zu erkennen vermögen, da es den „geborenen Verbrecher“ schlechthin nicht gibt, so sind wir

(Fortsetzung auf Seite 256.)

immerhin in der Lage, in jenen Fällen, in denen der Verdacht der Täterschaft auf mehreren Personen lastet, die Untersuchung durch Prüfung der in Frage kommenden Handschriften und Aufdeckung von Eigenschaften wie Grausamkeit, Brutalität, Rachsucht, Eifersucht, Heftigkeit, Reizbarkeit, Jähzorn, Selbstsucht, Eigennutz, unbeherrschten Trieben u. a. nicht unwesentlich zu unterstützen. Fritz Hocke, Wien.

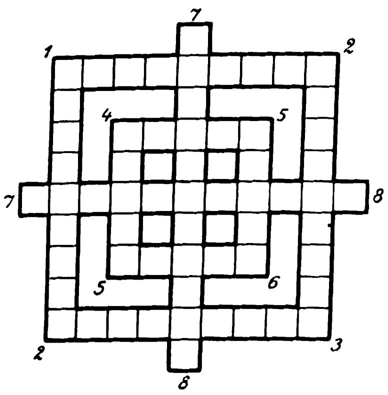
Von den Eigenarten des schwedischen Kunsthandwerks. (Siehe die Bildertafel auf S. 241.) Niemals — und sei man noch so gut mit ihr bekannt, sei sie noch so sanft und liebenswürdig, und sei es auch in der lobendsten und schmeichlerischsten Absicht — niemals unterstehe man sich, zu einer deutschen Kunstgewerblerin etwa zu sagen, sie arbeite so mächtig fleißig, daß es ja der reine Fabrikbetrieb sei! Niemals. Und wenn sie noch so viele Schüler beschäftigt. Fabrikbetrieb ist das Schlimmste, was man sagen kann; denn gerade auf die Tatsache der Handarbeit wird von ihr und auch von den deutschen Käufern kunstgewerblicher Erzeugnisse der größte Wert gelegt. Im Gegensatz dazu legt man in Schweden mehr Wert auf den künstlerischen Entwurf, dessen Ausführung allerdings in vielen Fällen nur durch Handarbeit möglich ist. Aber ob die Erzeugnisse des schwedischen Kunsthandwerks ganz und gar durch Handarbeit oder teilweise auch durch Fabrikarbeit wurden, darauf kommt es den Schweden weniger an. Wenn sie nur einen möglichst hohen künstlerischen Wert besitzen. Diese Trennung zwischen dem künstlerischen Entwurf und seiner technischen Ausführung bedeutet für das schwedische Kunstgewerbe zwei nicht zu unterschätzende Vorteile: einmal braucht der begabte Künstler nicht auch vollendeter Handwerker zu sein und umgekehrt der Handwerker nicht unbedingt künstlerische Fähigkeiten zu besitzen. Ferner ist der Künstler nicht ausschließlich auf das Handwerk angewiesen, sondern kann sich auch der technischen Errungenschaften und Möglichkeiten der Industrie als ausführenden Instruments bedienen. Der große Phantasiereichtum, die Ursprünglichkeit und die bei aller Mannigfaltigkeit stets vorhandene Stilreinheit bei den Werken des schwedischen Kunsthandwerks, ihre echte Natürlichkeit und Volkstümlichkeit erwachsen aus dieser von Jahr zu Jahr mehr gepflegten Zusammenarbeit zwischen Künstlern, Kunstfertigen und der heimischen Industrie. Dem Kunsthandwerk werden dadurch auch neue Gebiete erschlossen. So wurden die Möglichkeiten des Eisengusses, wohl des ältesten schwedischen Handwerks, neu entdeckt und kunstvoll ausgeführte Urnen und Gitter geschaffen. Neu und bemerkenswert sind ferner die formvollendeten und kunstvoll gravierten Glasarbeiten. Auf diese gravierten Gläser, Schalen und Krüge ist man in Schweden als neues nationales Handwerk besonders stolz. Auch das Zinn wurde als wirkungsvolles Material vom Kunsthandwerk neu entdeckt. Natürlich gibt es auch gute Silber- und Goldschmiedearbeiten, und die in der bekannten altschwedischen Webart der „Ryen"-Teppiche oder die in „Fossa"-Technik gewebten Teppiche werden wieder viel hergestellt. Aus dem Gesagten erklärt sich, warum bei vielen schwedischen Arbeiten ein Künstler für den Entwurf und ein anderer für die Ausführung zeichnet. Die Zusammenarbeit zwischen Kunstgewerbe und Industrie hat andererseits auch die Industrieerzeugnisse auf manchen Gebieten auf ein hohes Niveau gebracht, was besonders in der Porzellan- und in der Möbelindustrie zum Ausdruck kommt. Dr. Bengt-Paul.

Entwicklung der Ehe in Deutschland. Die neueren statistischen Zahlen lassen im großen und ganzen erkennen, daß die vor dem Krieg angebahnte Entwicklung der Ehezissern auch weiterhin eingeschlagen wird. Die allgemeine Heiratsziffer (Eheschließungen auf 1000 Einwohner im Jahr) betrug vor dem Krieg durchschnittlich 8. Nach dem starken Absinken im Krieg schnellte die Ziffer in den Jahren nach dem Krieg auf 13 und 14 empor, dann aber setzte rasch der Rückgang zur Norm ein: 1924 auf 7,1 und 1925 auf 7,7. Im Jahre werden mehr als 450 000 Ehen geschlossen. Fritz Burgdörfer hat neuerdings in Marcuses Ehebuch die neuesten Zahlen veröffentlicht; er ist der Ansicht, daß bei zahlreichen Eheschließungen der jüngsten Vergangenheit wirtschaftliche Erwägungen eine größere Rolle gespielt haben. Als Beweis gilt ihm die große Zahl von Heiraten älterer, besonders auch verwitweter Personen. — Die Ehescheidungen haben stark zugenommen. Auf 10 000 stehende Ehen trafen im Jahr 1900 noch 8,1 Scheidungen, 1913 schon 15,9, 1921 der Rekord von 35,5, 1923 wieder 28,8. In den großen Städten ist die Scheidungshäufigkeit größer; sie beträgt in Berlin und Hamburg das Drei- bis Vierfache des Reichsdurchschnitts. Als besonders schwere Belastung der Ehe wird von allen Sachverständigen die Wohnungsnot betrachtet. Sie kann leichte Untunlichkeiten, die sonst übersehen oder ausgeglichen werden könnten, zur Unerträglichkeit steigern. Kinderlose Ehen führen weit häufiger zu Scheidungen als Ehen, denen Kinder entsprossen sind. — Das Heiratsalter hat im Laufe des Krieges zugenommen; es nimmt neuerdings anscheinend wieder ab. Das durchschnittliche Heiratsalter betrug 1923 beim Mann 27,5 Jahre, bei der Frau 25 Jahre; dabei sind nur die erstmals Heiratenden berücksichtigt. Die Verheiratung von jungen Männern mit älteren Frauen hat aber zugenommen. Eine Tatsache ist, daß Verheiratete durchschnittlich länger leben als Unverheiratete. Wenn auch eine Anzahl kränklicher oder schwächlicher Personen eben ihrer Gesundheitsverhältnisse halber ledig bleiben, so ist doch zweifellos der allgemein gesundheitsfördernde Einfluß des Ehelebens der eigentliche Kern der beobachteten Lebensverlängerung. — Ehelich wie außerehelich ist starke Abnahme der Kinderzahl festzustellen. In Deutschland ist die Geburtenziffer von 35,7 (auf 1000 Einwohner) im Jahre 1901 und 27,5 im Jahre 1913 auf 20,7 im Jahre 1925 gesunken. Die niedrige Geburtenziffer ist eine internationale Erscheinung. Sie zeigt sich in allen Altersklassen und auch, im Gegensatz zu früher, in allen sozialen Schichten der Bevölkerung. Auch diese bei allen Kulturvölkern entstehende Frage ist nicht auf rein materialistische Weise zu erklären; seelische Einflüsse, unbewußt und schwer erkennbar, spielen hier die entscheidende Rolle. Dr. W. Schweisheimer.

Warum haben die Römer die Buchdruckerkunst nicht erfunden? Mit dem Fortschreiten römischer Macht und Kultur wurde auch die hochentwickelte Töpferkunst dieses Volkes in die fernsten Provinzen verpflanzt. An den Ufern des Rheins, vor allem in Mainz, Neuß und Xanten, entstanden keramische Industrien, die jahrzehntelang Erzeugnisse von hervorragender Schönheit und Sauberkeit schufen. Außer billigen Fabrikaten — Töpfen, Krügen, Näpfen, Schüsseln und Lampen — aus geschlemmtem weißen, gelben und grauen Ton, der ziemlich überall zu finden war, lieferten die Werkstätten Gefäße aus schwarzem Ton (Terra nigra) und roter Siegelerde (Terra sigillata). Schalen, Teller und Krüge aus diesem Material sind besonders sorgfältig gearbeitet und gebrannt und zeichnen sich durch Glätte, gleichmäßig schönes Rot, oft auch durch scharf ausgeprägte Reliefdarstellungen aus. Viele römische Töpferwaren tragen als Fabrikmarke den Namenstempel des Fabrikbesitzers allein oder in Verbindung mit dem des Arbeiters, der den Gegenstand formte. Diese Stempel sind mit beweglichen Lettern hergestellt, was daraus hervorgeht, daß bei sonst ganz gleichen, also von derselben Hand angefertigten Fabrikaten der Stempel kleine Abweichungen aufweist. Manchmal stehen einzelne Buchstaben auf dem Kopf: mitunter verrät ein unmotivierter Punkt, ein falscher oder ein weggelassener Buchstabe die Nachlässigkeit des „Setzers". Der Schnitt der Typen ist in der Regel sehr scharf, manchmal geradezu künstlerisch schön. Der Buchstabe A erscheint oft ohne den Querstrich, also so: Λ; N ebensooft als N. Wir geben hier einige Stempelvarianten wieder: MΛSAFECIT — MVSAFECIT, EVCARPI — ƎVCARPI, VIATO — ΛIATO, SECVNDINVS — SECΛNDINΛS (!). Besonders merkwürdig ist auch der Stempel: TO∽VFEC. Diese Beispiele, die sich, auch aus dem reichen Material der Ziegelstempel, noch beträchtlich vermehren ließen, dürften genügen. — Daß die Römer bei ihrem praktischen Sinn und ihrer hervorragenden technischen Begabung die von ihnen erfundenen beweglichen Lettern nicht zur Herstellung von Büchern benutzt haben, liegt wohl daran, daß dem Bedürfnis jener Zeit die Vervielfältigung von Schriftwerken durch Sklavenhände genügte. H—s.

ZUM NACHDENKEN

Quadraträtsel.



a a a a b b b b b b c c d d d d e e e e e e e e e e e e h h i i l l l l m m n n n n n n n n o o o o o o r r r r t w z sind so in die Figur einzusetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Begriffe ergeben: 1—2 Pflanze, 2—3 niederländischer Maler, 4—5 Pelztier, 5—6 deutscher Fluß, 7—8 Konfektkarton.

Buchstaben-Entnahme.

Paket — Turnier — Landung — Schmerz — Barett — Gans — Rand — Leiter — Elise — Renntier — Schwein — Moloch — Maurer — Batum

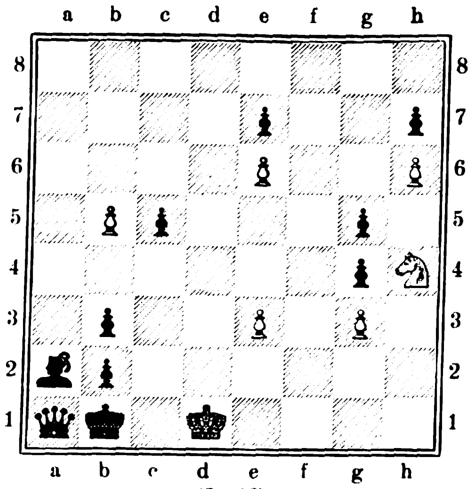
Jedem der obigen Wörter ist ein bestimmter Buchstabe zu entnehmen, so daß wieder bekannte Hauptwörter entstehen. Die entnommenen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein Sprichwort.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — ba — ban — ber — bet — bi — bus — chen — dad — dan — de — del — der — der — do — e — e — e — ei — en — eng — fo — fried — ha — heid — höl — ka — lach — län — laub — le — lein — li — li — lin — mi — mo — nar — ni — ni — nau — o — o — öl — om — ra — ri — rich — rum — ser — sieg — te — te — te — tet — the — ti — tri — ur — vil — vo sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Wahrspruch ergeben (ch = 1 Buchstabe): 1 Lyriker, 2 Gestalt aus „Götz v. Berlichingen", 3 Vorname eines berühmten italienischen Malers, 4 König der Goten, 5 Blume, 6 altrömische Gerichtsstätte, 7 weiblicher Vorname, 8 europäischer Staat, 9 Insel der Kleinen Antillen, 10 italienischer Dichter, 11 Papstname, 12 Stadt bei Frankfurt a. M., 13 Asiate, 14 Nibelungenheld, 15 Bezeichnung für einen Vergnügungsort, 16 Ort in Kärnten, 17 Verkehrsmittel, 18 Kirchengesang, 19 Pflanzenprodukt, 20 Siegerschmuck, 21 weiblicher Vorname, 22 Europäer.

Schach-Endspiel.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.



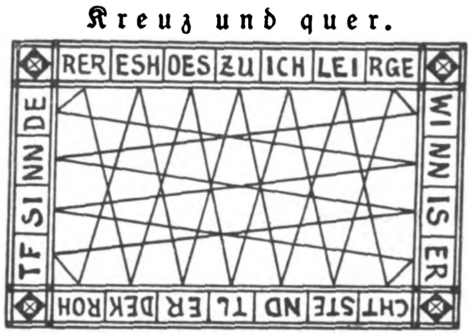
(7—10)

Weiß zieht und hält Remis!

Gleichklang.

Ich diente sonst als Maß zu vielen Dingen,
Und nur das Glück konnt' schlecht man mit mir messen —
Doch wo Studenten frohe Lieder singen,
Da bleibt mein Name sicher unvergessen.

Kreuz und quer.



Allerhand Eßbares.

„Ob man Anastasia mit Kuchen erfreuen kann?" Onkel Kaspar war zu einem Konditor vorangelaufen. Ein Geselle riegelte den Laden sogleich ab, um die Überraschung zu ermöglichen. Ja, solch aufmerksamen Verwandten gibt es in Berlin selten. „Auf welchem Brett ich so viel Kuchen fortbringen soll, weiß ich noch gar nicht", murmelte der erfreute Verkäufer. „Lieber Kaspar, spar' Geld", sagte Anastasias Vater, als die Lieferung ins Haus kam. Die Tochter aber sprach stolz zu ihrem Bruder: „Schau einmal, Fritz, wie beliebt ich beim Onkel bin." Dann aß sie zu ihrem Verderb sechs Stück Schokoladentorte. Noch auf ihrer Sommerreise am Nordkap erinnerte sie sich daran. — In jedem Satz ist ein Pflanzenprodukt verborgen.

Rösselsprung.

hauf	nen	es	das	men	eins
dre		zu	lauf		ei
ge	gäb	an	wohl	ohne	lä
muß	ver	die	nimmt	nen	je
wäl	ei	nen	weil	lein	sei
trod	wenn	ser	nen	des	fluß

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4328.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4326.

Kombinations-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Mosel, 2 Leier, 4 Sense, 6 Raute, 7 Esche, 9 Messe, 11 Asien, 12 Narde; senkrecht: 1 Meter, 2 Lanze, 3 Russe, 4 Sturm, 5 Eiche, 6 Riesa, 7 Essen, 8 Erbse.

Straßenkontrolle: A, J, H, G, B, C, D, G, F, D, E, F, H, K, L, M, K, J, P, M, N, O, P, Q, O, C, Q, B, A.

Verschiedenes: Leiter — leider.

Kapselrätsel: **Fund, Rot, Arm, Namen, Kirche, Weg, Else, Don, Erbe, Kelle, Ire, Nebel, Dora**: Frank Wedekind.

Silbenkreuz: 1—2 Zobel, 3—4 Kanne, 5—6 Kate, 1—4 Zone, 1—6 Zote, 3—6 Kante, 4—2 Nebel, 5—2 Kabel, 3—1—4 Kanzone.

Mühlenspielaufgabe: 1. 22—5, 1—4. 2. 6—8~. 3. 5—9 Gabel. — 1. . . . 17—4. 2. 6—9 ~. 3. 13—8 Gabel. — (Auf 1. . . . 14—4 folgt natürlich sofort 2. 5—14 Gabel.)

Silbenrätsel: 1 Wieland, 2 Amerika, 3 Sirius, 4 Serum, 5 Ilmenau, 6 Chrysopras, 7 Semiramis, 8 Ostende, 9 Labrador, 10 Lemnos, 11 Knabenkraut, 12 Lessing, 13 Algebra, 14 Erle, 15 Revolver, 16 Erde, 17 Norden. — Was sich soll klären, / Das muß erst gären.









Man soll Dienste und Ämter mit Leuten und nicht die Leute mit Diensten und Ämtern versehen.

Kurfürst August von Sachsen (1553 bis 1586) bei Zinkgref, Apophth. 1 S. 105.

Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht, so sieht man erst, wie einzeln die brauchbaren Leute gesä't sind.

Goethe an Merck, 8. August 1782.

Das Gras wachsen hören. Nach der jüngeren Edda I, 27.

Je weniger Ausbildung, je mehr Einbildung.

Sprichwort.

Es gibt Männer, welche die Beredsamkeit weiblicher Zungen übertreffen, aber kein Mann besitzt die Beredsamkeit weiblicher Augen. C. J. Weber, Demokritos XIX: Die Weiber (2. Forts.).

Wenn du eine weise Antwort verlangst, mußt du vernünftig fragen! Goethe, Gedichte: Invektiven.

Je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Goethe an Herder, Neapel, 17. Mai 1787.

Von zwei Übeln das kleinere wählen.

Cicero, De officiis III 1, 3.

Diese Zitate sind entnommen dem in unserem Verlag erschienenen Zitatenlexikon von Daniel Sanders. (Ausgabe im gewöhnlichen Format unserer Handbücher 4.50 RM.; Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im größeren Format von 14:20,5 cm 6.– RM.). Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Model; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI, Terézkörut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag – J. J. Weber – Leipzig

NR. 4328. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 23. FEBRUAR 1928



"KOH-I-NOOR"
L. & C. HARDTMUTH



als jenes wundervolle Gefühl der Frische und Sauberkeit, das eine Mundspülung mit Ortizon hinterläßt! Bei regelmäßigem Gebrauch werden Sie außerdem feststellen, daß Ortizon die Zähne bleicht, den Glanz des Schmelzes erhöht, heilend und blutstillend bei Wundsein des Zahnfleisches wirkt. / Mit Ortizon üben Sie bestimmt eine sachgemäße Mundpflege aus.

BAYER Orig.-Packungen Bayer zu RM. 1.25 u. 2.25 in all. einschl. Geschäften erhältlich

Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.**

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.



HOTEL GREAT CENTRAL

Londons berühmtes Familienhotel.

Von allen Stadtteilen aus leicht zu erreichen. Untergrundbahn-Station unmittelbar beim Hotel. Grosser Palmenhof. Schöne, behagliche Zimmer.

MÄSSIGE PREISE.

Verlangen Sie Prospekt vom Hotel Great Central, Marylebone Road, London.

Die Aktiengesellschaft Cristalleries de Nancy

(Niederlage in Paris, 47 Rue le Peletier)

bringt neue prächtige

SCHLEIFKRISTALLE

in Vasen, Tafelservicen, Fantasieartikeln sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flakons für Luxus-Parfümerie in den Handel. Zeichnung, Schliff und Dekoration sind in den schönsten Farben gehalten, die Formen in moderner Ausstattung, das Kristall aus klarstem Material und in feinstem Brillantschliff.

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

ROTISSERIE DU CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN!
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!



HOTEL CAMPBELL
45-47, AVENUE FRIEDLAND AM PLACE DE L'ETOILE
EIN GUTES HOTEL ZU BÜRGERLICHEN PREISEN

MENTON
FRANZÖSISCHE RIVIERA
HOTEL IMPERIAL

Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo
350 ZIMMER MIT BAD — GROSSER PARK
ERSTKLASSIGES FRANZÖSISCHES RESTAURANT
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London / General-Verwaltung Henri Emery

---

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 12.—

LYON GRAND HOTEL
G^D NOUVEL HOTEL
DIE 2 GRÖSSTEN LUXUS-HOTELS



10 Minuten von Monte Carlo **DIE PERLE DER RIVIERA**

DAS MILDESTE KLIMA EUROPAS — SAISON OKTOBER BIS ENDE MAI

Auskunft aller Art ersuchen bei untenstehenden Hotels einzuholen.

AM MEER (Ost-Bai Garavan): Anglais, Britannia, Beausite, Beau-Rivage, Cecil.
AUF DEM HÜGEL (Zahnradbahn): Annociata.
OBERHALB DER STADT: National.

ZENTRUM: Orient, Venise, Louvre, Mediterannée, Majestic, Atlantic, Malte, Ambassadeurs, Turin.
ZENTRUM (Am Meer): Royal, Westminster, Regina, Menton-Midi, Balmoral.
AM MEER (West-Bai): Carlton, Prince de Galles.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4328. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. Februar 1928.

Unsere Illustrirte Zeitung in Paris

findet man u. a. im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 8 e., 44/bis Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort spesenfrei erteilt.

Allgemeine Notizen.

Ein Festspielhaus in Baden-Baden soll unter dem Patronat der Stadt Baden-Baden nach den Entwürfen von Professor Haiger-München errichtet werden, in dem die Meisterwerke deutscher und ausländischer Symphonie- und Chorliteratur zur Aufführung gelangen sollen. Der Plan wurde von dem Verein „Symphoniehaus" gefaßt; den Vorsitz haben Gerhart Hauptmann und Oberbürgermeister Fieser in Baden-Baden übernommen.

Ein Glockenspiel aus Meißener Porzellan für den Turm der Stadtkirche in Meißen wird gegenwärtig in der berühmten Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Meißen hergestellt. Dieses Glockenspiel soll aus 40 bis 50 Porzellanglocken bestehen und bis zur Jahrtausendfeier der Stadt Meißen im Juni 1929 fertig sein. In einer Besprechung der vom Oberbürgermeister Dr. Busch geleiteten Arbeitsausschüsse kam zum Ausdruck, daß die Jahrtausendfeier Meißens ein eindrucksvolles und würdiges Ereignis für die Stadt und das ganze Land Sachsen werden soll. Der Beginn der Feier ist auf den 2. Juni 1929 festgesetzt worden. Im Programm ist ein Festakt, ein Festspiel, ein Festzug und die Einweihung des als Jubiläumsgabe der Stadt gedachten Hallenschwimmbades vorgesehen.

Die Internationale Alpenfahrt 1928 ist nach mehrfachen Vorbesprechungen der Automobilklubs von Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien für die Zeit vom 12. bis zum 17. August nun endgültig beschlossen worden. Die Alpenfahrt führt über eine 1889 Kilometer lange Strecke, deren Bereicheinteilung die folgende ist. Erste Etappe Mailand — St. Moritz, 360,5 Kilometer; zweite Etappe St. Moritz — Meran, 383,1 Kilometer; dritte Etappe Meran — München, 389,2 Kilometer; vierte Etappe München — Villach, 391,7 Kilometer; fünfte Etappe Villach — Wien, 364,2 Kilometer. Zugelassen sind nur serienmäßig hergestellte Tourenwagen, deren Qualität bei dieser, die größten Anforderungen stellenden Fahrt geprüft werden sollen. Die Alpenfahrt zerfällt in zwei Gruppen. In der einen Gruppe starten Fabrikmannschaften (höchstens zwei je Firma), die andere Gruppe ist offen für Fahrer im Besitz einer internationalen Lizenz. Es sind acht verschiedene Klassen von 500 bis 8000 ccm Zylinderinhalt vorgesehen. Sämtliche Fahrzeuge müssen mit zwei Personen besetzt sein. Bei der Bewertung ist die Regelmäßigkeit und die Einhaltung einer vorgeschrie-

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.
Pension Luisenhöhe. Altbekannte, vorzügl. Familienpens. Haus in schönst. Kurlage.
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.
Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.
Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.
Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems
Hotel zum Löwen. Am Kurgartn. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.
Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.
Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.
Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.
Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.
Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.
Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.
Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.
Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.
Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.
Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.
Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.
Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Goslar
Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.
Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.
Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.
Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.
Hotel Radau. Mit allem Komfort.
Villa Rheingold, Wintersport, erstklass. Familienpens., 6–10 M.
Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.
Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.
Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.
Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg
Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

THÜRINGEN

Eisenach
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.
Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein
Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.
Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.
Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.
Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.
Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.
Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café. Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.
Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.
Waldhaus Weimar. 35 neuzeitl. einger. Zim., vorz. Küche. Autogar.

Hermsdorf (Kynast)
Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.
Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.
Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.
Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn
Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.
Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 850 m ü. M.
Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd Bes. W. Wettengl.
Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.
Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.
Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.
Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.
Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel
Grand-Hotel Euler I. Ranges mit allem Komfort.
Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.
Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.
Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.
Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.
Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Chur
Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos
Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.
Sporthotel Rhätia. Sonnigste Lage, 80 Betten, jeder Komfort.

Flims
Park-Hotel Waldhaus. Das führende Haus am Platze.

Locarno
(Lago Maggiore, Schweiz).
Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.
Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Reber am See. Einziges Haus in grossem Park am See.
Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano
Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.
Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.
Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.
Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.
Kurhaus und Erholungsheim Monte Brè. Pens v M. 8 an, deutsch. Haus.
Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.
Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.
Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.
Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.
Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz
Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.
Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.
Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.
Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.
Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina
Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.
Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.
Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich
Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitl. Einricht. Zimmer v. 6 M. an.
Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.
Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.
Frau Mahler's Familienpension. Erstrangig, all. Komfort.
Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia
Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.
Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.
Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.
Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.
Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.
Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen
Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.
Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.
Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Malcesine
Hotel Italia. Bäder, fließendes Wasser.
Grand-Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Meran
Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.
Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.
Bavaria-Hotel in schön. Palmengarten, fließendes Wasser.
Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.
Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.
Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Pension Hampl. Altrenommiert.
Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.
Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.
Hotel Meraner Hof. Beste Lage. Modern. Komfort. Mäßige Preise.
Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.
Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.
Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.
Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.
Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.
Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.
Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.
Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.
Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.
Weinen's Hotel de France, einz. Deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.
Hotel Regina Palace. Neuestes Haus an der Riviera, all. Komf., mäß. Preise.

Rom
Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.
Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Santa Margherita
Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa
Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig
Der schönste Strand der Welt!
Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.
Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.
Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.
Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina
Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem
Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

benen Geschwindigkeit maßgebend. Teilnehmer, die das Etappenziel nicht in der vorgeschriebenen Zeit erreichen, scheiden aus. Erster Meldeschluß für die Fahrt ist der 30. April. Nachmeldungen mit doppeltem Einsatz werden bis zum 31. Mai angenommen. Die veranstaltenden Klubs behalten sich vor, die Fahrt aufzugeben, falls nicht mindestens 40 Nennungen erfolgen.

Zum zwölften Deutschen Skatkongreß, der am 26., 27. und 28. Juli in Altenburg stattfinden soll, veranstalten deutsch-amerikanische Skatfreunde eine 51-tägige Deutschlandreise. Außer einem großen internationalen Skatturnier, das anläßlich des Kongresses in Altenburg stattfindet, werden die Deutsch-Amerikaner noch weitere Turniere in Dresden und in Trier bestreiten. Die Reise sieht natürlich auch einen Besuch der alten Heimat vor; sie beginnt am 7. Juli in Neuyork und führt über Hamburg, wo die Teilnehmer am 18. Juli eintreffen, Berlin, Dresden, Leipzig, Altenburg, Nürnberg, Rothenburg, München, Frankfurt a. M., Rüdesheim, Trier, Koblenz und Köln. Dort wird die Rundreise beendet. Bis zur Abfahrt von Hamburg am 16. August stehen noch fünf Tage zur freien Verfügung.

In Bad Nauheim wurden im verflossenen Jahr bei einem Gesamtverkehr von 39279 Besuchern 887458 Übernachtungen gezählt. Auf 31284 Kurfremde entfielen im Durchschnitt 27,77 Übernachtungen; auf 7995 Passanten (bis fünf Tage Aufenthalt) 2,32. Im Sommerhalbjahr vom 1. April bis zum 30. September 1927 betrug die Durchschnittszahl der Übernachtungen 28,10; im Winterhalbjahr 25,72. Auch der Ausländerbesuch ist wieder gestiegen. Er betrug 5841 = 14,9 v. H. des Gesamtverkehrs. 1926 wurden 4548 Ausländer gezählt. Die ausländischen Kurgäste verteilen sich auf folgende Länder (die Zahlen in Klammern sind die des vorhergegangenen Jahres 1926): Afrika 37 (33); Nordamerika 1349 (1021); Südamerika 186 (147); Asien 70 (22); Australien 10 (1); Belgien 70 (45); Bulgarien 7 (4); Dänemark 204 (164); Danzig 158 (114); Estland 28 (26); Finnland 117 (72); Frankreich 136 (77); Griechenland 23 (16); Großbritannien und Irland 387 (343); Holland 698 (624); Italien 85 (26); Jugoslavien 67 (57); Lettland 103 (72); Litauen 50 (66); Luxemburg 36 (24); Memelgebiet 17 (15); Norwegen 66 (65); Österreich 280 (244); Polen 365 (261); Portugal 56 (41); Rumänien 107 (46); Rußland 69 (75); Schweden 316 (245); Schweiz 379 (250); Spanien 112 (84); Tschecho-Slovakei 121 (118); Türkei 15 (16); Ungarn 114 (131); Ukraine 3 (3).

DER LUXURIÖSESTE WAGEN DER WELT!



DER ‹IMPERIAL›, CHRYSLERS VOLLKOMMENSTE SCHÖPFUNG



Chryslers Traum von höchstem Luxus und märchenhafter Leistung, verwirklicht im Imperial „80". Wundervolle Karosserie! Imponierende Proportionen verraten gewaltige Kraft des Motors. Innenausstattung von raffinierter Eleganz, um verwöhnteste Damen zu entzücken.

Machen Sie eine kostenlose Probefahrt! Überzeugen Sie sich persönlich von seiner unglaublichen Leistung, von seiner zauberhaften Fähigkeit, über holprige Straßen und steile Abhänge erschütterungslos dahinzugleiten. Nur vermögende Leute kaufen einen Imperial „80", aber jeder schaut diesem herrlichen Wagen mit Bewunderung nach, wenn er vorbeigleitet.

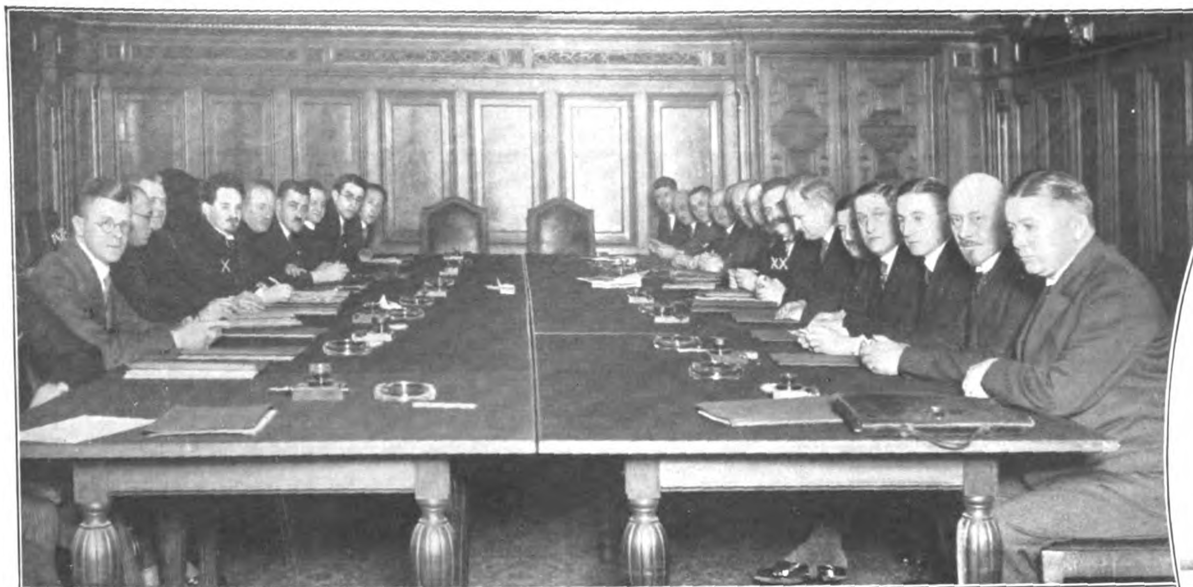
CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

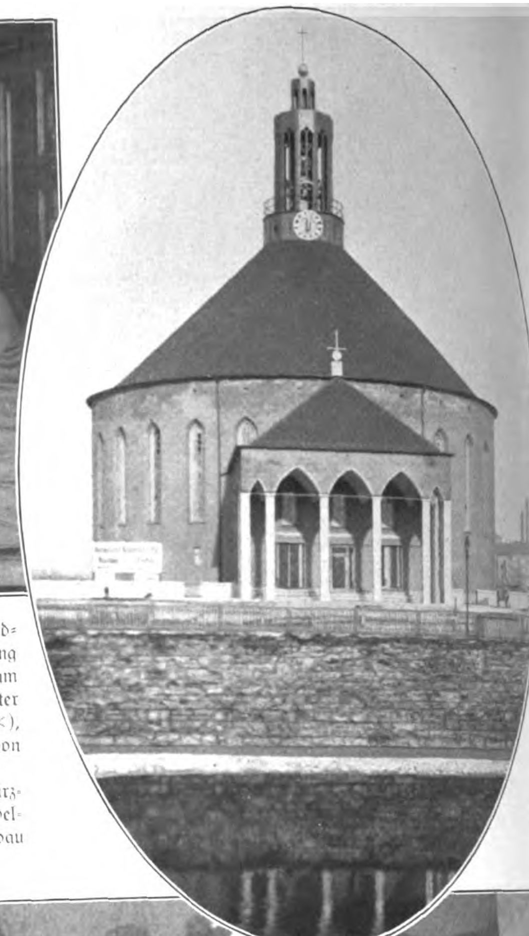
JLLUSTRIRTE ZEITUNG



HEIMARBEIT: BÖHMISCHER GLASSCHLEIFER

ZEICHNUNG VON R. DUSCHEK





Von den deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen in Berlin: Während der Eröffnungssitzung im Bundesratssaal des Auswärtigen Amtes am 11. Februar. Auf der linken Seite die Vertreter Rußlands unter Führung von Schleifer (×), rechts die deutschen Vertreter unter Führung von Ministerialrat Dr. Wallroth (××).

Im Oval: Neue Kirchenbaukunst: Die kürzlich vollendete evangelische Kirche in Neutempelhof bei Berlin mit dem über dem Rundbau sich erhebenden reichgegliederten Turm.



Vorbereitungen für eine neue Luftschifferpedition nach dem Nordpol: Der italienische General Nobile (1), Amundsens Begleiter bei dessen Polar-Lufterpedition 1926, in Begleitung von Major v. Kehler (2), dem Präsidenten des Deutschen Aeroklubs, am 11. Februar beim Besuch des Flugplatzes Seddin in Stolp (Pommern), der voraussichtlich als Basis für Nobiles kommenden Polflug dienen wird.



Studentische Ehrung des österreichischen Bundeskanzlers in Wien: Dr. Seipel (×) wird auf einem Kommers zum Ehrenmitglied der Katholisch-Deutschen Studenten-Verbindungen „Deutschmeister" ernannt.





Links: Eine Autodroschke in Berlin in die Spree gestürzt: Bergungsarbeiten des Reichswasserschutzes an der Unglücksstätte am Reichstagsufer. Bei dem am 13. Februar erfolgten Unglück kamen zwei der Insassen ums Leben. — Rechts: Ein Felssturz in Idstein (Hessen-Nassau): Das durch den am 14. Februar erfolgten Sturz gefährdete, um 20 cm verschobene historische Rathaus, das vorläufig durch Balken abgestützt wurde, und dessen fernerer Bestand in Frage gestellt ist.

DEUTSCHES BÜHNENLEBEN DER GEGENWART

EINE ÜBERSICHT ÜBER DIE THEATERSAISON VON ROBERT MISCH

Eigentlich stecken wir ja noch mitten in diesem Theaterwinter, und es kann uns noch manche Überraschung aufblühen, auf die ja alle Bühnenleiter seit je (meist vergeblich) harren und hoffen. Aber es handelt sich hier nicht um dies oder jenes Einzelwerk, sondern um die grundlegenden Linien des deutschen Gegenwartstheaters, die sich bisher und verhältnismäßig am deutlichsten in der Reichshauptstadt schon klar abgezeichnet haben.

Zunächst kann man konstatieren: dieser Winter war geschäftlich im ganzen erfolgreicher und ergiebiger als der vorige. Ist irgendwo ein wirklicher Erfolg da, so geht das Publikum auch hinein. Die Unkenrufe, daß es sich immer mehr und mehr dem Theater entfremde, durch Kino, Radio, Sport abgelenkt, diese Rufe verstummen allmählich wieder. Im Gegenteil, der Kinobesuch, zum Teil auch das Radio, scheinen mir Vorstufen für eine breitere, bisher theaterfremde und neue Publikumsschicht, die auf der andern Seite auch durch die Volksbühnenbewegung der Sprechbühne gewonnen wird. Das gilt natürlich für ganz Deutschland.

Der Teil des Publikums, der durch die Auspowerung und die Umschichtung der Zeit dem Theater verlorenging, füllt sich nun wieder von unten her langsam auf. Nur sollten sich diese Schichten und die großen Bünde, die sie zusammenfassen, von parteilichen Weltanschauungsfragen mählich loslösen. Es kann keine rein politisch eingestellte Kunst, weder radikaler noch konservativer Richtung, auf die Dauer geben. Es gibt nur eine wirkliche Kunst mit gewissen weltanschaulichen, aber in der Dichtung rein sich lösenden Hintergründen. Alle Versuche, die Politik in die Kunst zu zerren, können nur eine Zeitlang bestehen.

Die Erfolge Piscators, des gegenwärtig einfallsreichsten deutschen Bühnenleiters und Regisseurs, der tief in Neuland vorstößt (wie einstens Reinhardt, der, gesättigt, jetzt nur noch seine Erfolge variiert), scheinen dem zu widersprechen. Aber an der Zusammensetzung seines Publikums, das sich stark geändert hat, zeigt sich schon, daß es mehr das Sensationelle und Neue, teilweise Geniale ist, das ihm Haus und Kassen füllt. Noch überwiegt bei ihm die Freude am Technischen, das er in immer neuen Ideen beherrscht wie kein Lebender außer ihm. Das „Stück" ist diesem Theatermann im Grunde nebensächlich. Aber er verfällt damit der Gefahr der bloßen Mechanisierung. Den Film, den er zunächst („Hoppla, wir leben!" — „Rasputin") gar zu selbständig eingefügt hat, verwendet er im „Braven Soldaten Schwejk" bereits als Teil der Handlung. Dies und die „laufenden Bänder", also die nicht bloß rundum, sondern quer über die Szene gegeneinander laufenden, beweglichen Bühnenstreifen, eröffnen in Verbindung mit Wandeldekorationen, akustischen und Beleuchtungseffekten usw. ganz neue Möglichkeiten, deren spätere Ausbildung dem Theater eine Beweglichkeit geben wird, die es in gewissen Grenzen beinahe der des Films anähnelt. Den Dichtern eröffnen sich dadurch neue, gelockerte Schaffensperspektiven, deren erste Anfänge wir hier bereits erleben, und die auch dem ernsten Drama und der höherzielenden Kunst zugute kommen werden.

Das „leichtere" Theater hat ja bereits, von Jahr zu Jahr mehr, eine Bereicherung nach der Seite des Farbigen und Amüsanten durch Varieté und Revue erhalten. Auf ein Publikum, das nur Unterhaltung, Augenweide und leichte Zerstreuung sucht, wird die Revue, diese Vereinigung von Ballett, Varieté, Posse, Operette, Sketsch und Ausstattung, stets ihre Anziehungskraft ausüben. England, das Geburtsland des Genres (das aus Ballett und „Weihnachtspantomime" entstand), Frankreich und Amerika haben wir nun auch darin eingeholt. Direktor Haller hat hier mit einem Stab von Mitarbeitern Gleichwertiges mit Paris und London erreicht. Nur fragt man sich, wie es in dieser Art weitergehen, wie es überboten werden soll. Es dürfte allmählich eine Übersättigung eintreten. Charell (Großes Schauspielhaus in Berlin) hat daher nicht ohne Glück versucht, dem alten „Mikado", der japanischen Sullivan-Operette, ein farbiges Revue-Mäntelchen umzuhängen — also Revue-Operette oder Operetten-Revue.

Andererseits vereinfacht man Tricks und Ausstattung und hat so ein neues Genre, die kleine, politisch-lokale Revue nach Pariser Muster, geschaffen. Ein breiteres Publikum als in Paris hat man in Deutschland, auch in Berlin, freilich noch nicht dafür gewonnen. Vielleicht ersteht hier einmal ein Meister, ein neuer Nestroy oder Kalisch, der die Menge damit ins Theater lockt. Also eine zeitgemäße Modernisierung der alten Wiener oder Berliner Lokalposse.

Die Operette größeren Stils, wie sie die Wiener Lehár, Kalman u. a. noch immer kultivieren, ist im Abwelken. Das zeigt sich auch darin, daß diese Werke nur noch mit großen Gästen (Massary, Tauber) zu einigem Erfolg kommen können. Die alten Komponisten großen und kleineren Stils können eben nichts Neues mehr geben. Vor allem schmecken uns die Texte nicht mehr, die nach Wiener Muster immer wieder dieselben Paare, das komische und das ernste, in immer wiederholten, öligsentimentalen „Konfliktchen" und „Irrungen" bringen, die ebenso unwahr wie abgespielt sind. Vielleicht könnte von einem kleineren, intimeren Genre, dem musikalischen Lustspiel oder Schwank aus eine Erneuerung eintreten. Das Publikum will auch hier eine vernünftige und zugleich lustige Handlung sehen. Jedenfalls sind es hauptsächlich die „Bücher", ist es die abgebrauchte stoffliche Grundlage, die es langsam den Besuchern des Genres verleidet. Ausstattungskünste, die Revue und Oper farbiger bringen, verfangen nicht mehr. Dies leichte Genre verlangt eben nach gewissen Perioden stets eine gänzliche Erneuerung, die von der bisherigen Schablone abweicht. Wir haben es an der Offenbachzeit, später an der „klassischen" Wiener Operette (Strauß, Millöcker, Suppé usw.) und jetzt wieder an Lehár und seinen Nachfahren erlebt. Ob der „Jazz" (der viel bestritten, aber erfolgreich in die Oper vordrang) hier eine Erneuerung hervorruft, wird sich erst zeigen.

Auch das „literarische" Lustspiel hat diesen Abstieg in der Gunst des Publikums mitgemacht. Das harmlose Genre der Blumenthal und Kadelburg hat sich mit der verwandelten Zeit gründlich überlebt. Ein neues Geschlecht bemüht sich bisher vergeblich, trotz mancher vorübergehenden Erfolge, ein neues deutsches Lustspiel zu schaffen. Der größte Erfolg war bisher Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg" beschieden. Aber dieser Erfolg ist neben dem für die Bühne neuartigen Dialekt zum großen Teil der ganz unverschleierten, überderben Erotik zu verdanken. Auch die anderen Komödien dieser Richtung sind meist auf so extravaganten und brüchigen Grundlagen errichtet, zugleich bühnentechnisch so mangelhaft und zerfahren aufgebaut, daß man sie nur als immerhin begrüßenswerte Versuche bezeichnen kann, Neuland zu erobern. Ist unsere ringende, zerklüftete und freudlose Zeit überhaupt berufen, ein Lustspiel zu schaffen, zumal der Deutsche darin gegen andere Nationen stets etwas zurückstand? Und doch bietet gerade unsere Zeit mit ihren sozialen Gegensätzen, in der Alt und Neu sich bekämpfen und mischen, mit ihren Auswüchsen und Extravaganzen Stoff genug für den echten, auch den erotischen Humor. Eine gewisse (filmische) Lockerung, die den Aufbau in Bilder zerlegt, worin sie die neue Bühnentechnik unterstützt, weist auf Neuland hin und ist bisher als einziges Resultat einer neuen dramatischen Technik zu begrüßen.

Neuerdings bemüht sich die junge amerikanische Literatur, vielleicht angeregt durch den Film, um ein Neues, Lebendiges. Aber auch hier das gleiche: tastende, noch ungereifte Versuche, während die Franzosen mehr oder minder ihrem ehebrüchelnden Genre treu bleiben, das sie durch Variationen des alten Themas zu erneuern versuchen. (Wenigstens in den Stücken, die uns die deutschen Direktoren vorsetzen.) Die Engländer haben ihren Shaw, der aber nach seiner „Heiligen Johanna" nichts Nennenswertes mehr geschrieben hat. (Der Romancier Galsworthy, der andere große Irländer, strebt vergeblich, sich die Bühne zu erobern.)

Das neue deutsche Drama höheren Stils, das im vorigen Jahr einige glänzende Ansätze zeigte, hat in diesem Winter fast nur mit Zuckmayers „Schinderhannes" einen wirklichen Erfolg erzielt. Auch hier Ringen und Tasten einer auf anderen Gebieten großartigen Zeit und Generation.

Wir sind seit Goethe das Volk der „Weltliteratur", ausgesprochen das Volk der Übersetzer. Wenn die deutsche Bühne nur die seltenen, ganz gelungenen Werke der fremden Völker darstellen würde, so könnte man das wohl gutheißen. Aber warum jede französische oder englische Nichtigkeit, die daheim aus irgendwelchen lokalen oder nationalen Gründen mehr als hundert Aufführungen erlebte, auf die deutschen Bühnen importieren? Besonders die Berliner Theater gehen da mit schlechtem Beispiel voran. Zum Glück hat der gesunde Instinkt des Publikums solche Bagatellen mehrfach abgelehnt.

Das Interesse des Publikums für das Theater ist unbestreitbar wiedererwacht, auch für die ernste Kunst. Die darstellende und die Regie-Kunst stehen in Deutschland sogar auf großer Höhe — aber die Kunst der Dramatiker tastet und sucht nach dem Neuen, Keimkräftigen, ohne es jedoch bisher erreicht zu haben. Die deutsche Dichtung der Gegenwart gipfelt im Lyrischen und Epischen. Das Nachkriegsdrama, ob ernst, ob heiter, ist Versuch. Kein unbefangener Belauscher der Zeit kann das bestreiten.

TAGESGESCHICHTE

Im Auswärtigen Amt in Berlin fand am 11. Februar die Eröffnungssitzung der Wirtschaftsbesprechungen zwischen Deutschland und Rußland statt. Deutscherseits wurden die Besprechungen von Ministerialdirektor Dr. Wallroth, dem Leiter der Ostabteilung des Auswärtigen Amtes, auf seiten Rußlands von Schleifer, Mitglied des Kollegiums des russischen Handelskommissariats, geleitet. Am 17. Februar beendete man die allgemeine Durchsprache des Verhandlungsmaterials und bildete drei Kommissionen: eine für die Fragen des Geschäftsverkehrs zwischen der deutschen Wirtschaft und den russischen Wirtschaftsorganen, eine für die statistische Untersuchung des deutsch-russischen Handelsverkehrs und eine dritte für rechtliche Fragen. Unter den behandelten Themen stehen die Fragen der Konzessionen, des Niederlassungsrechts, der Einreiseerlaubnis und der Aufenthaltsdauer im Vordergrund.

Mit feierlichem Zeremoniell wurden am 11. Februar die II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz eröffnet, der Auftakt der in diesem Jahre stattfindenden 9. Olympischen Spiele in Amsterdam. Im Eisstadion, wo die Feier abgehalten wurde, wehten die Fahnen von 25 Nationen, seit 16 Jahren zum ersten Male auch wieder die deutsche. Nach dem Vorbeimarsch der Kämpfer leistete der Schweizer Skiläufer Eidenbenz für alle Mitbewerber den Schwur, fair und ritterlich zu kämpfen. Gleich nach der Feier begann das Eishockey-Länderturnier. In den folgenden Tagen wirkte das Tauwetter hemmend auf den Fortgang der Kämpfe ein.

Lord Asquith (Earl of Oxford and Asquith), der frühere englische Premierminister, ist am 15. Februar an einem in den letzten Jahren zutage getretenen Herzleiden verstorben. In Morley (Yorkshire) ward er am 12. September 1852 geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Oxford ließ er sich im Jahre 1876 in London als Rechtsanwalt nieder. Zehn Jahre später wurde er in einem schottischen Wahlkreis als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus gewählt; schon 1892 berief ihn Gladstone als Innenminister zum Minister seines letzten Kabinetts, und Asquith behielt diesen Posten auch noch nach dem Rücktritt Gladstones unter Lord Rosebery. Der Sieg der Konservativen Partei im Jahre 1895 zwang die Liberale Partei zu einer zehnjährigen Opposition. Aus dieser Zeit sind nur Asquiths Stellungnahme für die imperialistische Politik im Burenkrieg und seine scharfe Freihandelskampagne bemerkenswert. Mit dem Jahre 1905 brach für Asquith eine neue Periode bedeutungsvoller Wirksamkeit an, als die Wahlen nach dem Sturz des Balfour-Kabinetts eine große Mehrheit der Liberalen gebracht hatten. Der neuen Regierung Campbell-Bannerman gehörte er zunächst als Schatzsekretär an, nach Rücktritt des Premierministers übernahm er dessen Amt und berief Lloyd George zum Schatzkanzler. Nun eröffnete Asquith den schließlich siegreichen Kampf gegen das Oberhaus, um die irische Home-Rule-Vorlage und eine soziale Gesetzgebung. Nach Ausbruch des Krieges trat er an die Spitze des ersten Koalitionskabinetts, seine Kriegspolitik erregte aber das Mißfallen der Konservativen, und so wurde er im Dezember 1916 zum Rücktritt gezwungen. An seine Stelle trat Lloyd George. Von nun an war die Führerrolle ausgespielt. Zwar blieb er in der Folgezeit Parlamentsmitglied, fiel aber im Oktober 1924 bei der großen Niederlage der Liberalen in seinem Wahlkreis durch und zog sich nun ins Privatleben zurück. Im Januar 1925 wurde er dann unter dem Titel Earl of Oxford and Asquith zum Peer erhoben und damit Mitglied des einst so hart bekämpften Oberhauses.

Bühnenschau. In Berlin kam am Theater in der Königgrätzerstraße das Drama „Flucht" von John Galsworthy, dem erfolgreichen englischen Romancier, zur Aufführung. Darin wird das Schicksal des Sträflings Denant, eines englischen Hauptmanns, behandelt, der beim Eintreten für ein Straßenmädchen zum Totschläger an einem voreiligen Polizeibeamten wird. Vier Jahre Gefängnis hat er abzusitzen, aber schon nach dem ersten bricht er aus der Haft aus. Auf der Flucht kommt er mit allerlei Leuten zusammen, die ihm helfen oder nachstellen wollen. Als er, zu einem Priester geflüchtet, diesen der Bloßstellung ausgesetzt sieht, tritt er vor, läßt sich verhaften und wandert wieder in die Zelle zurück. — Das Stück ist nicht arm an feinen Partien, hinterläßt aber im ganzen doch einen etwas schwachen Eindruck.

Das Staatliche Schauspielhaus in Dresden besitzt sozusagen eine Nebenstelle, die neugegründete „Aktuelle Bühne", die sich vor allem neuer Autoren annimmt und mit deren Stücken löbliche Experimente anstellt. Am 15. Februar brachte sie in Uraufführung ein Drama des jungen schlesischen Dichters und diesjährigen Kleistpreisträgers Gerhard Menzel, „Toboggan". Es schildert das Kriegserlebnis eines Artilleriehauptmanns. Die näheren Umstände werden vom Verfasser offengelassen. (Der englische Name „Toboggan" bezeichnet eine besondere Art von Sportschlitten.) Dieser Toboggan wird im Felde schwer verwundet und von Ärzten und Kameraden bereits aufgegeben. Da erwacht in ihm unbändige Lebenslust; wild stemmt er sich dem anrückenden Tod entgegen und macht sich auf, in die Heimat zu ziehen. Doch überall erlebt er Enttäuschung, selbst in der von ihm geliebten Anna Kamarra. Nun erst wird Toboggan des Lebens überdrüssig. Er geht hinaus in den Schnee, um jetzt willig zu sterben. — Die Dresdener Aufführung, die geschickt allerlei technische Bühnenmittel heranzog, brachte dem wuchtigen, tiefen Stück einen vollen Erfolg.

Neben der Bayerschen „Puppenfee" und Puccinis „Gianni Schicchi" brachte das Nationaltheater in München am 10. Februar auch noch eine interessante (deutsche) Uraufführung: die Ballettpantomime „Wolkenkratzer", deren musikalischer Autor der bekannte amerikanische Komponist John Alden Carpenter (jetzt in Chikago) ist. Das Ballett wurde ursprünglich auf eine Anregung Diagileffs geschrieben und für das Russische Ballett bestimmt. Dann erfolgte an der Metropolitan-Opera in Neuyork am 19. Februar 1926 die Uraufführung. Es ist als ein „Ballett aus dem amerikanischen Leben" bezeichnet und versucht, Rhythmen und Klänge aus dem „Tempo unserer Zeit" wiederzugeben.

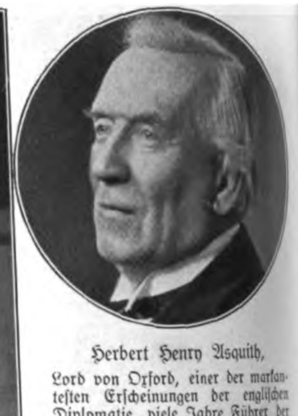




Ein Versuch der Bühnendarstellung des modernen Zeitgeistes: Die Tanzgirls, Bild aus dem Ballett „Wolkenkratzer" von J. A. Carpenter und R. E. Jones (Musik von Carpenter), das am 10. Februar im Münchener Nationaltheater zur Uraufführung gelangte. — Links: Der englische Romancier John Galsworthy als Dramatiker: Szene aus dem am Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin am 11. Februar erstaufgeführten Drama „Flucht" mit (von links nach rechts) Ernst Deutsch (als „Flüchtling" Hauptmann Denant), Margarete Schlegel und Leontine Sagan. (Phot. Zander & Labisch.)



Eine Gestaltung des Weltkriegserlebnisses: Im Expreßzug auf der Fahrt nach der Heimat (7. Bild) mit Erich Ponto als Toboggan (an der Tür in der Mitte lehnend); Szene aus der Uraufführung des Dramas „Toboggan" von Gerhard Menzel im Staatlichen Schauspielhaus zu Dresden am 15. Februar. (Phot. Ursula Richter.)



Herbert Henry Asquith,
Lord von Oxford, einer der markantesten Erscheinungen der englischen Diplomatie, viele Jahre Führer der Liberalen Partei, † im 76. Lebensjahr am 15. Februar.



Rechts: B. Adelung,
Bürgermeister von Mainz, bisher hessischer Landtagspräsident, der am 14. Februar zum hessischen Staatspräsidenten gewählt wurde.



Richard Küttner,
Seniorchef der Kunstseiden-Werke Fr. Küttner A.-G. in Pirna (Elbe), konnte vor kurzem seinen 80. Geburtstag feiern.



Geheimrat Prof. Dr. Karl Busley,
verdienstvolle Persönlichkeit auf dem Gebiete der Schiffbautechnik und der Wassersportbewegung, † im 78. Lebensjahre auf einer Weltreise.





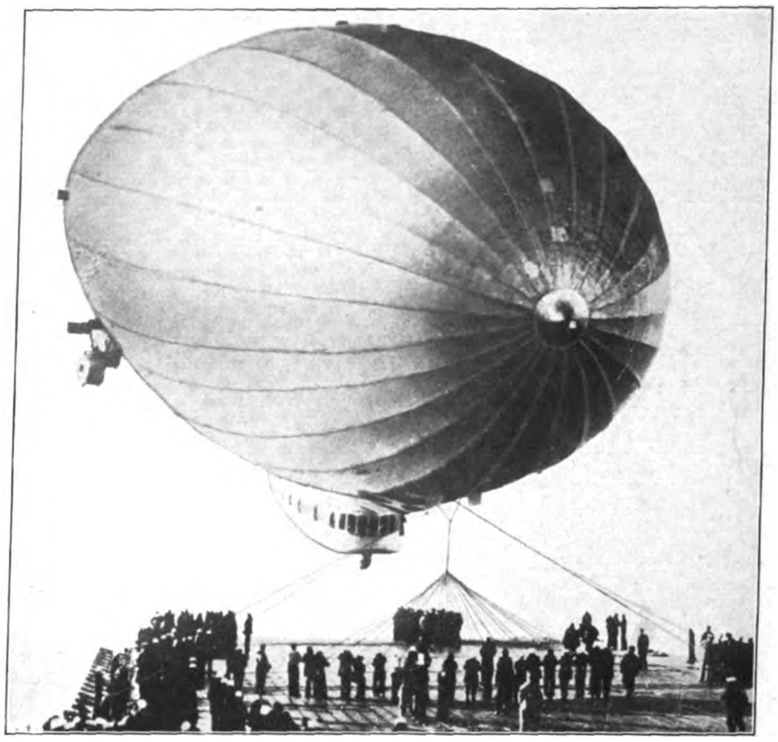
Bühnenbild von der Uraufführung der einaktigen Oper „Die Locke" von Roderich v. Mojsisovics am Krefelder Stadttheater am 7. Februar. — Rechts nebenstehend: Die Kaiser-Karl-Quelle in der Wandelhalle des Kurgartens in Bad Reichenhall. Der Brunnen (abgesehen von der erzenen Figur) wurde aus einem Untersberger Marmorblock herausgemeißelt.





Links: Diese Art von Sport ist wirklich Geschmackssache! — Ein Rollschuh-Kunstläufer auf dem Dache eines Hochhauses in Chikago bei seinen halsbrecherischen Vorführungen. — Rechts: Eine Hochzeit in alter Friesentracht, wie sie nach langer Pause wieder einmal in der Kirche zu Westerland auf Sylt vollzogen wurde: Das Brautpaar und die Hochzeitsgesellschaft in der historischen Tracht.





Das Temperament der Frau unter der wissenschaftlichen Lupe: Zwei junge Damen, eine blonde und eine brünette, bei einem Experiment zur Feststellung des stärkeren Temperaments und Gefühls, das Prof. Marston von der Columbia-Universität, Neuyork, ausführte. Vor den beiden Versuchsobjekten wurden Liebesszenen aus Filmen gezeigt, und der Apparat registrierte währenddessen Veränderungen des Blutdrucks, nervöse Reaktionen usw. Der Versuch fiel zugunsten der brünetten Dame aus. Aber trotzdem „Blondinen bevorzugt"? — Mitte rechts: Das Kriegsschiff als Luftkreuzer-Landungsplatz: „Los Angeles" (Z R III) wird beim Landungsmanöver während einer Flottenübung im Atlantischen Ozean auf dem Flugdeck des neuen amerikanischen Flugzeugmutterschiffs „Saratoga" verankert.





Links: Karneval in Ungarn: Ungarische Aristokraten in alter Tracht bei einem Umzug durch die Straßen von Budapest. — Rechts: Vom Rheinischen Karneval: Die drei Hauptfiguren des Karnevals in Köln: (Von rechts nach links) Prinz Franz Josef I. (Franz Robens), Kölner Bauer (Walter Rüsche) und Kölner Jungfrau (Josef Maier).





Der St.-Moritzer Skiläufer Hans Eidenbenz, mit der schweizerischen Fahne in der Hand, beim Sprechen des Eides im Namen der Teilnehmer, ehrlich und ritterlich zu kämpfen. — **Links:** Die feierliche Eröffnung im Eisstadion: Prinz Heinrich der Niederlande, Ehrenprotektor der 9. Olympischen Spiele in Amsterdam, und der schweizerische Bundespräsident Schultheß (links und rechts) am Radiomikrophon während des Schwures der Olympiakämpfer.





Einmarsch der 25 Nationen in das Eisstadion, die Deutschen (nach dem französischen Alphabet) an der Spitze. — **Mitte rechts:** Exzellenz Dr. Lewald, Berlin, Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (1), und der Führer der deutschen Skimannschaft, Ganzenmüller (2), am Tage der Eröffnung in St. Moritz.







Links: An der Militärpatrouille teilnehmende Mannschaften der Reichswehr unterwegs bei Pontresina. — **Im Oval:** Thunberg (Finnland), zum zweitenmal olympischer Sieger im 1500-m-Eisschnellaufen am 14. Februar, beim Lauf im Schneetreiben. — **Rechts:** Hedlund (Schweden) geht am 14. Februar als Sieger im 50-km-Langlauf durchs Ziel.

DIE OLYMPISCHEN WINTERSPIELE IN ST. MORITZ

Passagiere

Roman von Hellmuth Unger

(8. Fortsetzung.)

Mrs. Seemann fährt von Lokal zu Lokal, wo das Paar möglicherweise sein könnte, durchmustert Restaurants und Tanzsäle, bricht in Varietévorstellungen ein und verhandelt mit allen Türschließern. Man muß ihr die Antwort schuldig bleiben. Man spricht nur spanisch.

Worum handelt es sich, bitte?

Um einen Herrn im Frack und eine junge Dame in Balltoilette? Die ganze vornehme Gesellschaft Havannas ist um diese Nachtzeit so gekleidet.

Um drei Uhr früh ist Mrs. Seemann im „Tokyo", dem bekanntesten Kabarett. Hier haben sich die meisten Passagiere des „Globus" zusammengefunden. Auch der Schiffsdoktor sitzt da, allein an einem Tische. Er will keinen der Passagiere kennen.

Ja. Mr. Austin und Peggy sind dagewesen. Vor ganz kurzer Zeit erst müssen sie gegangen sein. Mrs. Seemanns Nerven beginnen zu versagen, und sie bekommt einen Schreikrampf. Die Gäste werden aufmerksam, und der Direktor versucht, die hysterische Dame zu beruhigen. Endlich gelingt es. Sie setzt sich zu Mrs. Rieger und Mr. Buttenbirk an den Tisch, weil sie hier eine letzte Chance für sich wittert. Sie muß auch diese Enttäuschung erleben, daß die Herren mitleidvoll zuhören, als sie ihre Odyssee erzählt, daß sie aber mit anderen Frauen tanzen.

Ist Mrs. Rieger mit dem weißen Bubikopf nicht über sechzig Jahre alt? Aber sie tanzt jeden Tanz und läßt sich mit wundervollem Charme von allen Seiten den Hof machen. Eine so anspruchsvolle Dame hat man noch nicht gesehen. Was soll Mrs. Seemann tun? Sie kann nur lachen und Bemerkungen darüber machen.

Als sie, um das Interesse auf sich zu lenken, die Geschichte vom Affen erzählt, sagt diese Mrs. Rieger in ihrer sachlichen Art:

„Damit wird die Eintracht zwischen den Familien Palmer und Seemann wohl für alle Zeiten gesichert sein."

„Wie meinen Sie das, bitte?"

„Wenn der Affe doch beiden gehört. Sobald ich kann, werde ich Sie mal in Pelham besuchen." — — —

Es ist sehr spät geworden, als wir an Bord zurückkommen. Peggy schläft längst und antwortet ihrer Mutter auf die Sturzflut von Vorwürfen nicht.

Mit dieser Frau zu streiten, ist sinnlos. Selbst Tatsachen haben bei ihr keine Beweiskraft.

Und Mr. Austin, der alles so geschickt abgekartet hat?

Mr. Austin kommt erst am nächsten Morgen allein zurück, kurz bevor der „Globus" wieder die Anker lichtet.

Angeblich hat er in einem Hotel geschlafen.

XIV.

Mein Herz ist unruhvoll wie noch nie. Und alle meine Gedanken sind in dieser Stunde wieder bei dir in der Ferne, bei dir, der ich die Treue nicht hielt. Wärst du doch bei mir geblieben! Warst du meines Herzens und meines Wortes zu sicher? Verzeih! Ich liebe dich nicht weniger, und ich liebe die andere vielleicht nur, weil sie dein Lächeln hat und die große Güte deiner Augen. Olga ist ein wenig jünger als du und nicht so sicher und klug. Sie hat nicht das Schwere erlebt wie du, aber ihr Mut ist ungebrochen wie deiner, als du alles um mich preisgeben wolltest, deinen Mann, den du nicht liebtest, und deine Kinder, die doch dein einziges Glück bedeuteten. Oder war alles nur Spiel, und war ich blind vor Vertrauen?

Was ich schreibe, ist nur noch eine große Rechenschaft vor dir. Du kannst mich vielleicht verstehen.

Als ich dir einmal aus einem meiner Bücher vorlas, sagtest du: „Ich glaube, alle Dichtungen sind nur Liebesbriefe an eine Unbekannte." Erinnerst du dich? Du hattest recht. Es sind Liebesbriefe an eine Ungenannte, die irgendwo lebt, traurig oder im Glück. Ich weiß es nicht. Es sind Geschichten, die man erzählt, die eine andere nicht hört, obgleich sie doch nur für sie bestimmt sind. Es sind Grüße, auf die viele antworten, nur die eine nicht, weil Zufall und Schicksal nicht so gütig sind, noch einmal Botschaft zu ihr zu tragen.

Ungezählte Briefe schrieb ich an dich, nach Städten, wo ich dich suchte. Niemals kam Antwort zurück.

Weißt du, wie sehr ich dir vertraue, daß ich noch immer glaube, einmal rufst du auch mich?

Dies sagte ich zu dir: „Es mag geschehen, was will, nie will ich deiner Liebe unsicher werden. Und wenn wir getrennt werden sollten und du schweigst, dann will ich an jeden unsinnigen Zufall eher glauben als daran, daß du mich vergessen haben könntest. Zwischen uns wird eine Verbindung bleiben, die stets einen vom andern wissen läßt."

Wie schwach, wie klein, wie zaghaft unsere Herzen doch sind!

Du schweigst und ich weiß nichts mehr von dir. Ja, ich zweifle, daß du mich immer noch liebst.

Was ich erzähle, schreibe ich nur für dich. Fast ist es das gleiche, das Olga von dir, der Namenlosen, erfährt. Weil ich dir begegnete, habe ich nicht mehr den Mut zum Glück gefunden. Arm bin ich und hilflos. Ich stehe neben mir selbst und beobachte mich, ja, ich weiß im voraus um den Ablauf der Dinge, und wie das Ende sein wird. Deine und Olgas Geschichte münden in den gleichen Weg. Nur muß ich die Schwermut meines Herzens zweimal ertragen.

*

Zwischen Felix von Brake und mir ist es zu keiner Feindschaft gekommen. Nein. Es ist etwas viel Schlimmeres geschehen, unter dem wir jetzt leiden.

Jahr um Jahr ist er neben der wundervollen Frau hergegangen, ihrer Treue sicher und ihrer Zuneigung gewiß. Als er ihr zuerst begegnete und um sie warb, war sie vereinsamt und am Ende einer verwirrenden, schmerzvollen Zeit. Aus ihrer ersten, frühen und kurzen Ehe, die Überschwenglichkeit der Gefühle noch nicht kannte, blieb ihr nur das Kind, das ihr nicht weniger fremd war als der Mann. Felix von Brake bot ihr eine neue Zukunft. So reiste sie mit ihm nach Gussenow.

Und auch die zweite Heirat wurde eine Alltagsehe ohne höheren Schwung, wie Menschen aneinander vorbeileben, die sich zu rasch und zu gründlich kennenlernen, die im Abseits ihres Daseins nur auf sich angewiesen sind und keine Vergleichsmöglichkeiten haben, den Wert und das Besondere des andern immer neu zu erkennen und einzuschätzen.

Einsamkeit und Gleichgültigkeit sind stärker als alle guten Gefühle und Vorsätze. Sicherheit des Besitzes zwingt nicht zum Kampf um Entgleitendes. O diese toten, hoffnungslosen Jahre im steten Gleichmaß, die ohne Wünsche geworden sind! Wie beginnt man den nächsten Morgen zu hassen, nur weil er das Gestrige sinnlos, ziellos wiederholen wird.

Felix hat sich nie darüber Gedanken gemacht. Er ist von Plänen und Arbeit erfüllt, trägt Verantwortung für Hunderte, die von seiner Gnade leben. Er ist zufrieden und erwartet es von Olga nicht anders.

Der Kampf beginnt mit der Rebellion ihres Herzens. Sie kann und will dieses tote Leben nicht weiterleben. Sie will nicht an seiner Gleichgültigkeit ersticken.

Nichts ist mehr, was sie beide verbindet.

Felix, der selbst keine Kinder hat, ist vernarrt in den kleinen Lars. Er liebt ihn wie einen eigenen Sohn und will seine Zukunft sichern. Da bringt sie das Kind zu den Großeltern nach Schweden.

Es geschieht wenige Tage, nachdem ein Telegramm aus Neuyork gekommen ist, das ein Freund an Felix schickte, und das versehentlich an sie adressiert worden ist.

Kann überhaupt ein Zusammenhang zwischen diesem Telegramm und der Reise nach Stockholm bestehen?

„Wann wird uns dein Freund besuchen?" fragt sie ihn.

„Im Sommer vielleicht. Ich weiß es nicht, Kind."

„Ist es der, dessen Briefe und Bücher du mir zu lesen gabst?"

„Ja."

Felix vermochte nicht, sie umzustimmen oder ihre Reise zu verhindern. Er ist zu stolz, zu bitten.

Wenn sie Launen hat, gut.

Wie wenig er doch seine Frau versteht!

Olga kommt von ihren Eltern zurück und das Leben im Herrenhaus geht seinen alten Gang. Sie erwähnt kein Wort mehr von Lars, bis er nach ihm fragt.

„Schreibt deine Mutter nichts von ihm?" fragt er ungewichtig.

„Doch, es geht ihm gut."

„Ist er gesund?"

„Sie erwähnt nicht, daß er krank ist."

„Wann soll er wiederkommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Du bist so gleichgültig gegen ihn, Olga."

„So? Bin ich das?"

„Das soll einer verstehen. Weiberlaunen!"

Sie antwortet ihm nicht mehr.

Olga weiß selbst nicht, was sie in Gussenow zurückhält. Es ist ein kleiner, geheimgehaltener Wunsch. Sie ist im Herzen ganz dem anderen zugeneigt, den sie nicht kennt, und den sie Tag um Tag erwartet, als könnte er die Wandlung bringen, die sie flammend erhofft. Seine Abenteuerlichkeit reizt sie. Er ist der einzige, den auch Felix als Überlegenen anerkennt. Aus der Ferne hat er sie gegrüßt, und sie hat seinen Gruß verstanden. Sie wartet, sie wartet auf ihn. Sie lebt mitten in einem Märchen, das vielleicht niemals Wahrheit wird. Romantik der Seele.

Als der Mann kommt, den sie erwartet, ist ihr Schicksal in einem einzigen Augenblick entschieden. Jetzt kämpft sie nur noch um seinen Besitz. Flucht mit ihm, ist das einzige, das sie denkt. Auch die letzte Verbindung ist gelöst, seitdem Lars bei den Eltern lebt. Alles ist seit langer Zeit instinktiv vorbereitet.

Nein. Es ist nicht Leichtfertigkeit oder Teufelei; die große Reinheit ihres Herzens macht sie wagemutig und kühn bis zum Äußersten. So findet sie, um nicht alles zu verlieren, den Mut, ihm zu sagen, daß sie ihn liebt.

*

Felix weiß nichts um diese Krisen, und sein Vertrauen ist nicht erschüttert. Er fühlt nur die Wandlung, die mit Olga geschehen ist, und beginnt sie mit neuen Augen zu sehen. Es ist wie ein jäher Rausch, der ihn überfällt. War er denn blind? Nie hat er Olga so geliebt, selbst nicht in den ersten Tagen ihrer Ehe. Jetzt erst weiß er aus dumpfer Angst heraus, daß er sie vielleicht verlieren könnte. Er begreift nicht, daß alles zu spät ist. Erst als sich die gewohnte Umwelt in den Blicken eines andern spiegelt, ertastet er ihren unermeßlichen Wert.

Nicht mit Haß wird er die unausgesprochene Entscheidung bekämpfen und zu verhindern suchen, seine Waffen werden Liebe und Güte sein.

*

Spät in der Nacht werde ich durch hastiges Klopfen aus dem Schlafe geschreckt.

„Wer ist draußen?"

„Ich, Olga."

„Warte!"

„Mach' auf!"

Wie ein verirrter Vogel flattert sie in mein Zimmer.

„Olga!"

„Ich ertrage dies alles nicht länger. Hörst du! Ich ertrage es nicht mehr. Es ist ja Wahnsinn, was mit mir geschieht."

„Felix weiß ...?"

„Er ist sinnlos in mich verliebt. Wer soll das verstehen! Er peinigt mich mit Zärtlichkeiten, die ich verachte. Und ich soll das erdulden, weil ich ihm nicht die Wahrheit sagen kann! Hilf mir doch! Hilf mir! Schließe mich ein! Ich habe grenzenlose Angst vor ihm. Es wird ein Unglück geben, wenn du nicht bei mir bleibst."

„Soll ich ihm sagen, was geschehen ist?"

„Nein. Nein. Warte! Du bist ja nicht schuld. Ich muß es ihm selber sagen. Ja."

Sie ist verzweifelt und am Ende ihrer Kraft. Zaghaft streichle ich ihre Hände.

„Wie ich ihn jetzt verachte!"

„Olga."

„Es ist doch nicht wahr, daß er mich liebt!"

„Und wenn er dich liebte?"

„Das kannst du sagen? Du?"

„Ist es unbegreiflich?"

„Er soll wissen, was geschehen ist, Walter. Damit diese Tollheit ein Ende hat. Ich kann ihn nicht mehr ertragen. Nein."

*

Leise und ein wenig beruhigt ist sie wieder von mir gegangen.

Und jetzt weiß ich, daß ich sie nicht preisgeben durfte. Doch es ist alles zu spät, wie so oft in meinem Leben.

Weshalb sollte es denn unbegreiflich sein, daß Felix sie liebt! Nur sein unerwarteter Überschwang hat sie zu Tode erschreckt. Wie könnte man diese Frau nicht lieben! Ist mir noch einmal die Rolle bestimmt, Frauentröster zu sein? Ich bin wie ein Schauspieler, der seine Rolle gelernt hat und seine Stichwörter kennt. Ich werde gewiß nicht versagen und bin die geringe Gage wert, die ihr für mich bezahlt.

Laßt nur! Ich habe das Stück gelesen und kenne sein Ende. Der es erfand, dichtet für mich doch keinen heiteren Schluß.

XV.

Die arme Mrs. Mahony, wie unglücklich sie doch war! Sie hatte mit den jungen Ehepaaren im „Tokyo" gesessen und war eine der letzten gewesen, die an Bord zurückkamen. Der Champagner hatte sie wieder einmal vertraulich und mitteilsam gemacht. Sie war es schließlich, die den Aufbruch veranlaßte, aber es war keine Heldentat. Hinter Morro Castle ging bereits die Sonne auf, als sie die Dockhalle erreichten.

„Ich bin in Unruhe," erklärte sie ihren Bekannten, „denn ich erwarte Nachricht von meinem Mann."

„Ist das so eilig?"

Gelächter.

„Wie können Sie daran zweifeln!"

Die fröhliche Gruppe weckte sogar den Funker aus seinem Schlaf.

„Kein Kabel für Mrs. Mahony?"

„Leider noch nicht."

Mr. Mahony aus Washington hatte nicht geantwortet. Und heute war der zweite Tag seit der Abreise. Der zweite! Fast in jeder Stunde erkundigte sich die Frau, ob die erwartete Antwort noch immer nicht eingetroffen wäre.

Wollte es der Rechtsanwalt zum Äußersten treiben? Wünschte er nicht, daß sie zurückkam? Oder war er verreist und hatte ihren Gruß überhaupt noch nicht erhalten?

Es gibt so viele Möglichkeiten, die ein Menschenhirn ersinnen kann.

Wenn die Antwort käme, hatte der Beamte sie getröstet, würde sie sofort in ihre Kabine gebracht werden. Der kleine Leo wisse schon Bescheid.

„Vielen Dank."

So wartete Mrs. Mahony allein in ihrem Schlafraum, weinte ein wenig und nähte an ihrem Zigeunerkostüm für den großen Maskenball, der für den Abend geplant war. Alle Zutaten hatte sie in Havanna zusammengekauft. Der freundliche Mr. Roff hatte den Betrag ausgelegt, weil sie ihr Geld mitzunehmen vergessen hatte. Nichts hatte sie ihm zurückgegeben; sie war überhaupt nicht in der Lage dazu, weil sie sich völlig verrechnet hatte. Ihre letzten Dollars brauchte sie, falls sie ihrem Mann noch ein zweites Telegramm schicken mußte. Diesen Betrag konnte sie nicht schuldig bleiben. Nur wenn Mr. Mahony ihr nach Kingston Geld anwies, konnte ihr die unausbleibliche Schmach erspart bleiben.

Jetzt war es Mittag und Zeit zum Lunch. Da entschloß sie sich zu einem zweiten Hilferuf an den Rechtsanwalt, und jetzt wollte sie bedingungslos kapitulieren.

Ja, sie hatte völlig den Kopf verloren. Sie setzte den Wortlaut auf, verbesserte ihn mehrfach, strich den Text zusammen und schrieb ihn neu. Mit Adresse und Unterschrift brauchte sie mindestens vierzig Worte, um ihrem Mann die Situation zu beschreiben.

Auch der Ruf seines Namens stand auf dem Spiele, wenn er nicht verhinderte, daß sie der Zechprellerei beschuldigt wurde. Achtzig, nein, hundert Worte wären besser und eindrucksvoller gewesen. Er sollte klar übersehen, in welcher Verzweiflung sie sich befand. Nicht einmal die Goldblechmünzen konnte sie sauber an das Zigeunermieder nähen und mußte die Stewardeß bitten.

Die Stewardeß hatte jedoch keine Zeit. Überall wurde sie verlangt. Alle Damen brauchten heute ihre Unterstützung zum Maskenball.

„Wenn Sie es so machen, gnädige Frau."

„Ich kann es nicht."

„Es ist ganz leicht."

„Ich habe niemals nähen gelernt."

„Geben Sie nur acht! So ..."

„Ich habe mich schon dreimal gestochen. Nein. Und da ist auch ein Telegramm, das ich aufgeben muß."

„Vielleicht kann Leo Ihnen helfen? Wenn Sie ihm ein kleines Trinkgeld geben."

„Das ist eine gute Idee. Ja. Er soll eine Belohnung bekommen. Rufen Sie ihn, bitte!"

Der kleine Leo kam und ließ sich erklären, was er tun sollte. Fachmännisch musterte er Stoff und Flitter.

„Wird gemacht. Selbstverständlich."

„Setz' dich dorthin, Leo!"

„Wenn ich nicht störe?"

Oh, wie geschickt er den Zwirn einfädeln und die Nadel handhaben konnte! Ein ausgelernter Schneider machte es nicht besser. Er konnte dabei die Dame, die seine Hilfe so nötig brauchte, auch noch unterhalten.

Das geschah nicht ganz ohne Eigennutz.

„Kennen Sie Mrs. Palmer?" fragte er.

„Ja, ja. Aber jetzt darfst du mich nicht stören. Du siehst doch, daß ich schreibe."

„Entschuldigen Sie, bitte!"

Mrs. Mahony hatte einen neuen Einfall. Wie machte es denn der verstorbene Jefferson und die andern Herren an Bord, wenn Sie etwas zu bezahlen hatten? Sie schrieben einen Scheck aus und gaben ihn dem Zahlmeister, der ihn mit ein paar freundlichen Worten einlöste und im Geldschrank verschloß.

„Sollen es Dollars oder Pfunde sein, mein Herr?"

Mrs. Mahony hatte vor der Abreise in Neuyork ihr ganzes, geringes Bankguthaben behoben, um Fahrkarte und Hotelkosten bezahlen zu können. Sie hatte aber noch ihr Scheckbuch. Nicht wahr, wenn man ihr in Kingston nachwies, daß ein Scheck mit ihrer Unterschrift ohne Deckung war, konnte sie sich mit einem Irrtum entschuldigen? Sie hatte ihr Konto unbeabsichtigt überzogen! So nannte man es wohl? Bis dahin hatte aber Rechtsanwalt Mahony Geld geschickt. Er ließ sie bestimmt nicht im Stiche. Es war ein richtiges kleines Verbrechen, das sie plante, viel schlimmer als Zechprellerei, doch sie war in einer Notlage und mußte handeln. Eine größere Summe würde Aufsehen erregen. So setzte sie nur hundert Dollar ein und trug das Dokument zum Zahlmeisterbureau.

„Bitte, Mr. van Berg."

Eine flüchtige Überprüfung der Handschrift. Nur gut, daß der Zahlmeister sie selbst dabei nicht ansah. Ihr schlechtes Gewissen hätte sie sofort verraten.

„100 Dollar? Was wollen Sie jetzt mit dem Betrag, Mrs. Mahony?"

„Ich habe Schulden gemacht."

„Bei der Gesellschaft?"

„Nein. Bei Mr. Roff."

„Und er hat Sie gemahnt?"

(Fortsetzung folgt.)

Kinder-Moden







Hänger aus Crêpe de Chine, in japanischer Art mit vielfarbigen Blüten bestickt.

Links: Weißes Taftstilkleidchen mit Garnitur aus plissierten Bandrüschen in rosafarbenen Schattierungen.

Rechts: Bunte gestickte Wollsträußchen schmücken das rosenfarbene Crêpe-Georgette-Kleidchen, dessen unteren Rand ein mattgrüner Streifen bildet.

Unten links: Dieser hemdartige Kittel aus rosa Crêpe de Chine ist in mattblauer Farbe bestickt.

Unten Mitte: Jadegrüner Velours-de-laine-Mantel mit Besatz von Silberkaninchenpelz. Dazu kleiner passender Hut.

Unten rechts: Knabenanzug aus blauem Samt mit Weste und Aufputz von weißem Crêpe de Chine.









Die kostbare äußere Kapelle, in deren Innerem die Eingeweide König Tutanchamons in goldenen Särgen aufbewahrt wurden. Unser Bild zeigt zwei der vier Schutzgöttinnen: Isis (links) und Selket. Eine Hohlkehle, verziert mit Reihen von heiligen Schlangen, krönt das Meisterwerk.

NEUE ENTDECKUNGEN IM TUTANCHAMON-GRAB

Aufnahmen von Harry Burton vom Metropolitan Museum of Art in Neuyork (Welt-Copyright).

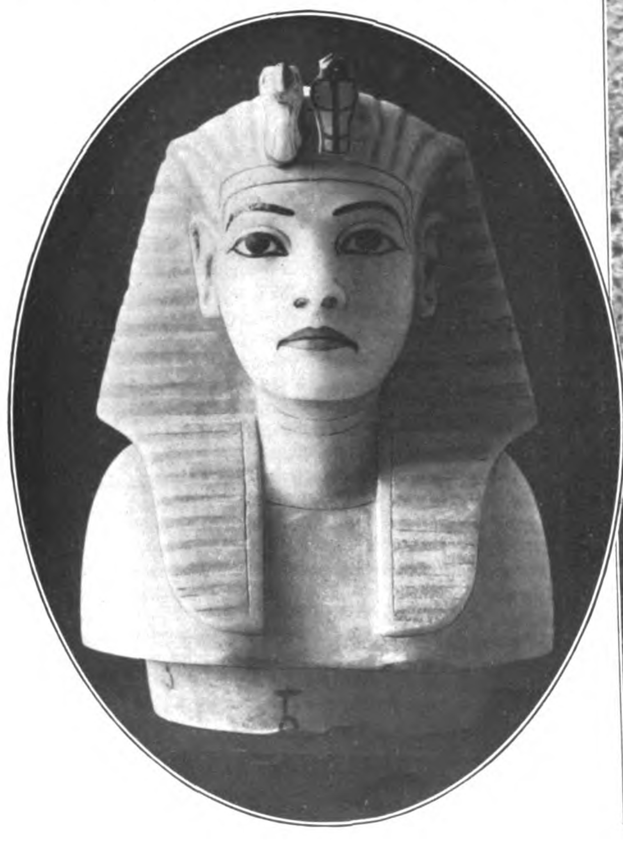
Der „Illustrirten Zeitung" zur Erstveröffentlichung in Deutschland überlassen.

Jetzt hat das Königsgrab des Tutanchamon auch sein letztes, jahrtausendelang gehütetes Geheimnis preisgeben müssen. In dem kleinen Raum neben der Kammer, in der, von goldenen Schreinen und Särgen umschlossen, die Mumie des jugendlichen Pharao beigesetzt war, stand, von allen möglichen Gegenständen der Grabausrüstung umgeben, eine goldene Kapelle, in allem ein Kunstwerk sondergleichen, das die königlichen Eingeweide barg. Um ihre Bedeutung für den Totenkultus würdigen zu können, muß man einiges von den Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter wissen. Ihnen zufolge ist das Leben des Menschen nicht mit dem Tode zu Ende; er lebt weiter, vorausgesetzt, daß ihm die Vorbedingungen zur Existenz gewährt werden, daß er vor allen Dingen mit Speisen und Getränken versehen wird, die ihn vor Hunger und Durst bewahren. Ferner muß auch der sterbliche Leib erhalten werden. Hatte man in der ältesten Zeit die Leiche ohne weiteres im Grabe bestattet, so kam in der Pyramidenzeit, d. h. in den ersten Jahrhunderten des dritten vorchristlichen Jahrtausends, die Sitte auf, den Körper durch Balsamieren vor Verwesung zu schützen und in seiner irdischen Gestalt zu erhalten. Mit welchen Mitteln dies geschah, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich wurde die Leiche eine Zeitlang (man spricht von 70 Tagen) in eine Salzlauge gelegt und dann mit allerlei Essenzen behandelt. Vor dem Balsamieren aber wurde der Leib geöffnet und die inneren Organe, Herz, Leber, Lunge, Magen, entfernt. Diese wurden in vier besonderen Krügen beigesetzt und unter den Schutz der vier mythischen Kinder des Gottes Horus gestellt, die „den Hunger, der im Leibe des Toten ist, und den Durst, der auf seinen Lippen ist", vertreiben sollen. Diese vier Krüge wurden auch geradezu den vier Schutzgöttern gleichgesetzt und erhielten als Deckel deren Köpfe — und da man, einen Schritt weitergehend, den Glauben hegte, daß die Eingeweide des Toten dasselbe Wesen wie die Schutzgötter seien und auch der Tote in gewissem Sinne mit diesen identisch, so wurden die Deckel auch als Porträtköpfe des Verstorbenen gebildet. Die vier Hüter der Eingeweide wurden aber ihrerseits wieder unter den Schutz von vier Göttinnen gestellt, der Isis, Nephthys, Neith und Selket, die von ihnen, ebenso wie von der Mumie selbst, alles Böse abwehren sollten. Die Eingeweidekrüge, die man in der Altertumswissenschaft auch „Kanopen" nennt, wurden neben dem Sarge beigesetzt und bei vornehmeren Bestattungen in einem kasten- oder kapellenförmigen Schrein geborgen.

Wie die Särge des toten Tutanchamon und die Kapellen, die sie einst umgaben, so ist auch dieser Kanopenschrein mit auserlesener Pracht und dem Aufgebot



Einer der vier Tutanchamon-Köpfe aus Alabaster, die je einen der Eingeweide-Behältnisse des inneren Schreins verschließen.



Dieser Tutanchamon-Kopf läßt deutlich (über der Stirn) die königlichen Abzeichen von Ober- und Unterägypten: den Geier der Göttin Nechbet und die Schlange der Göttin Buto, erkennen.



Der innere Schrein nach Abheben der äußeren Hülle (s. Abbildung oben links). Die hierin verwahrten vier Eingeweide-Behältnisse werden durch vier Porträtköpfe Tutanchamons (vgl. Abbildungen rechts oben und links unten) verschlossen. Auch hier [illegible] vier Göttinnen Wache, deren Schutz die beigefügten Hieroglypheninschriften anrufen.



Die Schutzgöttin Nephthys.
Die auf dieser Seite stehenden Abbildungen (außer Bild Mitte) zeigen die vier Schutzgöttinnen von der äußeren Kapelle.



Die Schutzgöttin Neith.
Diese Götterbilder legen Zeugnis ab von der künstlerisch hochstehenden Bildhauerkunst Ägyptens in der Zeit Tutanchamons (um 1350 v. Chr.).

aller künstlerischen und kunstgewerblichen Mittel hergestellt worden. Das ganze zierliche Gebäude hat eine Höhe von etwa 2 m und steht auf einem schlittenähnlichen Untersatz. Ein von vier Pfosten getragener, von einer Hohlkehle und einem Fries von heiligen Schlangen bekrönter Baldachin wölbt sich über der eigentlichen, vergoldeten Kapelle, deren vier Wände mit religiösen Darstellungen und Inschriften geschmückt sind. Vor ihnen stehen mit ausgebreiteten Armen, den kostbaren Inhalt behütend, die genannten vier Schutzgöttinnen, Isis und ihre Genossinnen, Gestalten von einer zauberhaften Anmut und Schönheit. Mit göttlichen Emblemen ausgestattet, tragen sie irdische Gewänder und das liebreizende Porträt der jugendlichen Gemahlin Tutanchamons. In der Kapelle steht, einstmals von einem linnenen Bahrtuch bedeckt und wieder auf einen Schlitten gestellt, der alabasterne Kasten für die Eingeweidebehälter. Sein Sockel ist mit den heiligen Zeichen der Totengötter Osiris und Isis verziert, während an den vier Ecken in feinem Flachrelief abermals die vier Schutzgöttinnen erscheinen, deren Hilfe in den eingeschnittenen und mit schwarzer Farbe ausgefüllten Inschriften erfleht wird. Der als Kapellendach geformte



Miniaturausgabe des großen Tutanchamon-Sarges, der die Mumie des Königs barg: Einer der vier goldenen Särge für die Eingeweide Tutanchamons — das tiefste Geheimnis des Kanopenschreins.

Deckel war mit goldenen Krampen am Unterteil befestigt und mit Siegeln fest verschlossen. Als man ihn abhob, zeigten sich, einander zugewendet, vier Köpfe des Königs, ausgezeichnete Porträte von einer überraschenden Lebenswahrheit, die Abzeichen der Herrscherwürde, Schlange und Geier, an der Stirn tragend. Es sind die Deckel von vier Behältnissen, in deren jedem ein kostbarer kleiner goldener, mumienförmiger Sarg mit Teilen der Eingeweide des Königs stand. Diese Särglein sind Nachbildungen der großen Särge, die die Mumie Tutanchamons umschlossen, nur noch feiner als diese gearbeitet, vielleicht die größten Meisterstücke ägyptischer Goldschmiedekunst. Auch hier sind die Gesichter porträtähnlich gestaltet, die Hände halten die königlichen Zepter, der Leib ist in Flügel von Göttinnen gehüllt. Jeder Sarg trägt ein kurzes Gebet an die Gottheit, der die Eingeweide anvertraut sind. Der Jenseitsglaube der Ägypter hat hier ein Kunstwerk geschaffen, das uns noch nach Jahrtausenden mit ehrfürchtiger Bewunderung und künstlerischem Entzücken erfüllt. Prof. Dr. Georg Steindorff.



Die Schutzgöttin Isis.



Die Schutzgöttin Selket.

NEUE TUTANCHAMON-WUNDER: FUNDE IM ÄGYPTISCHEN KÖNIGSGRAB

Aufnahmen von Harry Burton vom Metropolitan Museum of Art in Neuyork (Welt-Copyright). — Der „Illustrirten Zeitung" zur Erstveröffentlichung in Deutschland überlassen.

Bisamratte und Biber

(Vergl. hierzu den Beitrag auf Seite 292.)







Biberburg im flachrandigen See.

Links oben: Burg der Bisamratte in sumpfigem Gelände.

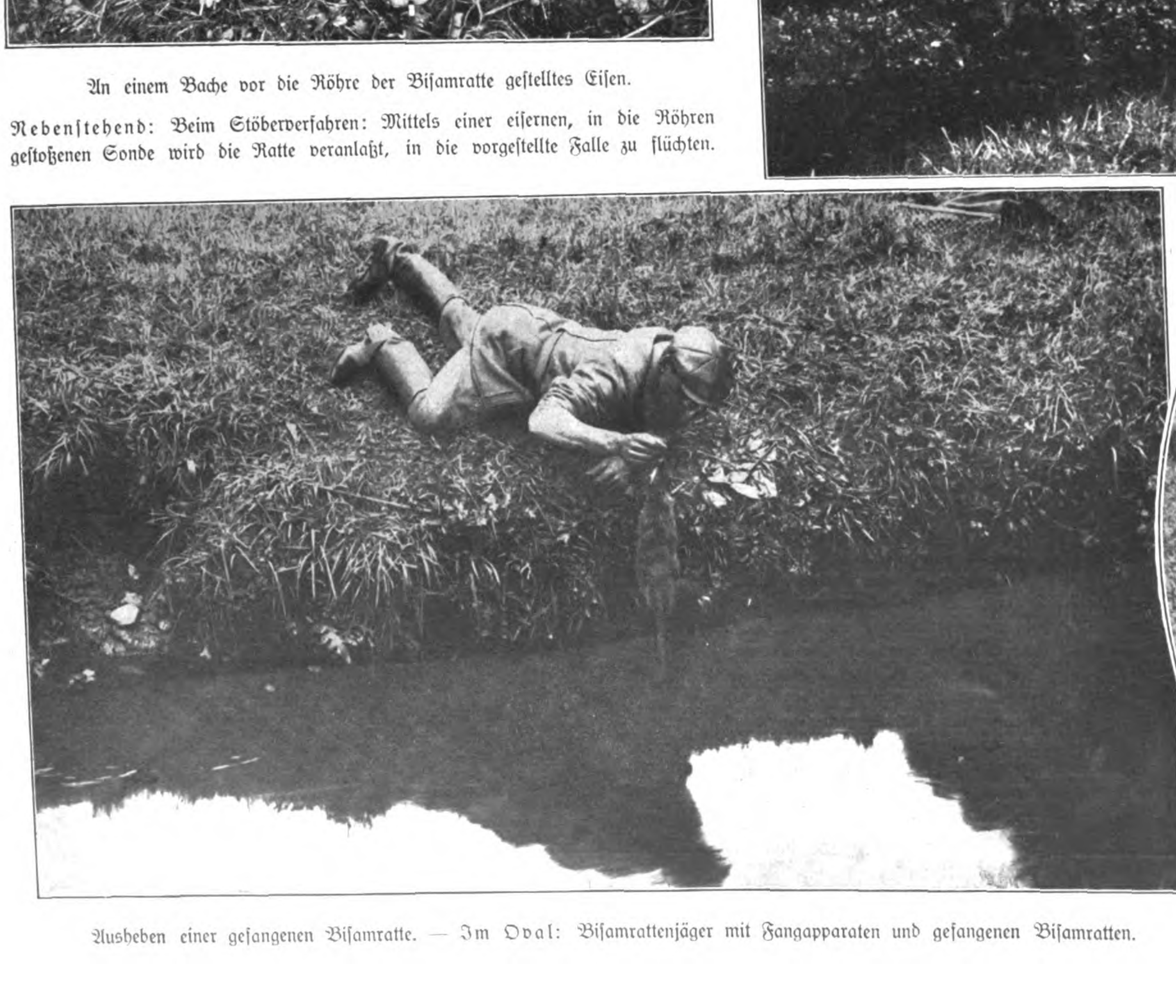
Nebenstehend: Alte Bisamratte und 8 Wochen alter Biber (links).



An einem Bache vor die Röhre der Bisamratte gestelltes Eisen.

Nebenstehend: Beim Stöberverfahren: Mittels einer eisernen, in die Röhren gestoßenen Sonde wird die Ratte veranlaßt, in die vorgestellte Falle zu flüchten.
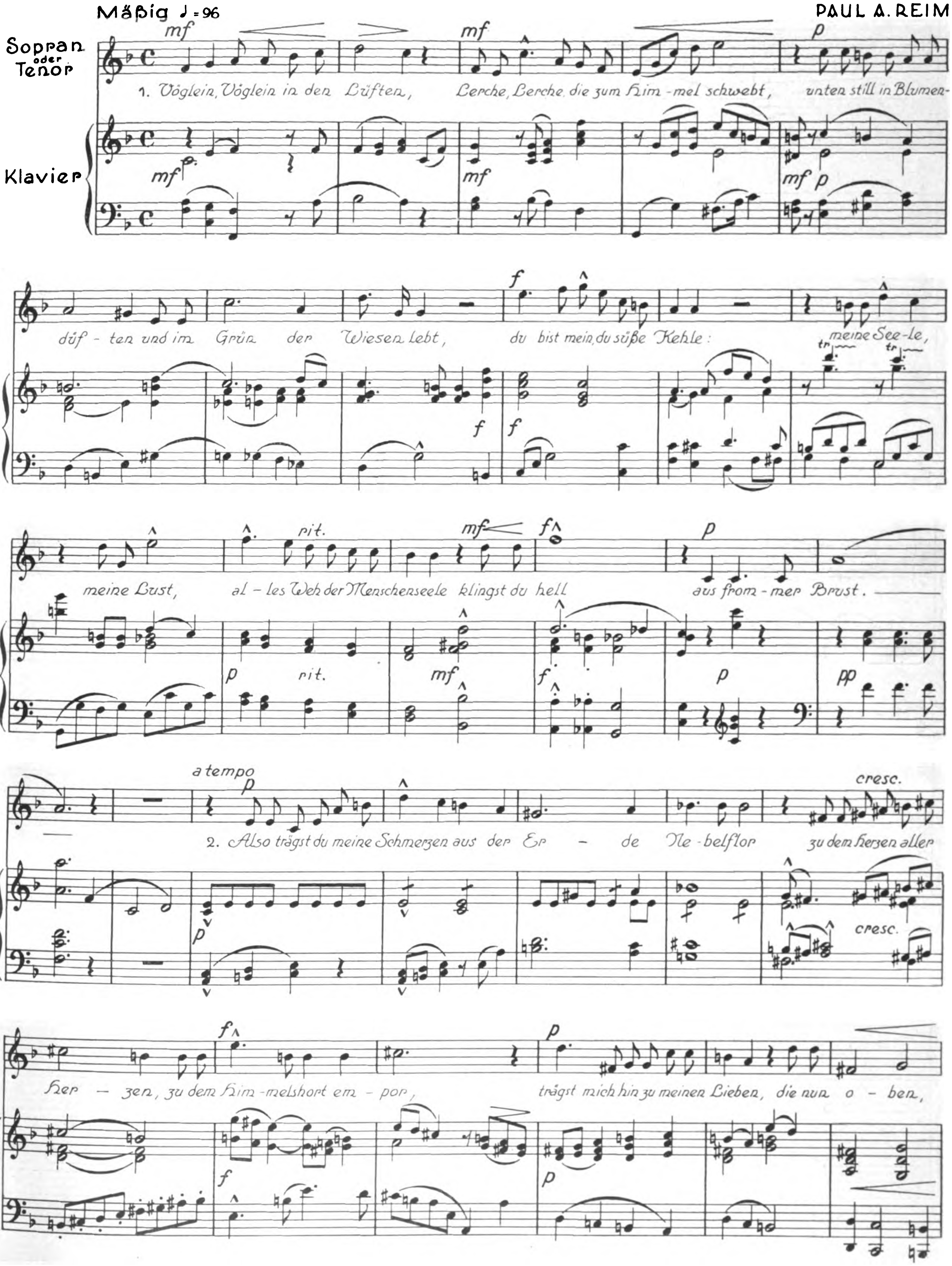






Ausheben einer gefangenen Bisamratte. — Im Oval: Bisamrattenjäger mit Fangapparaten und gefangenen Bisamratten.
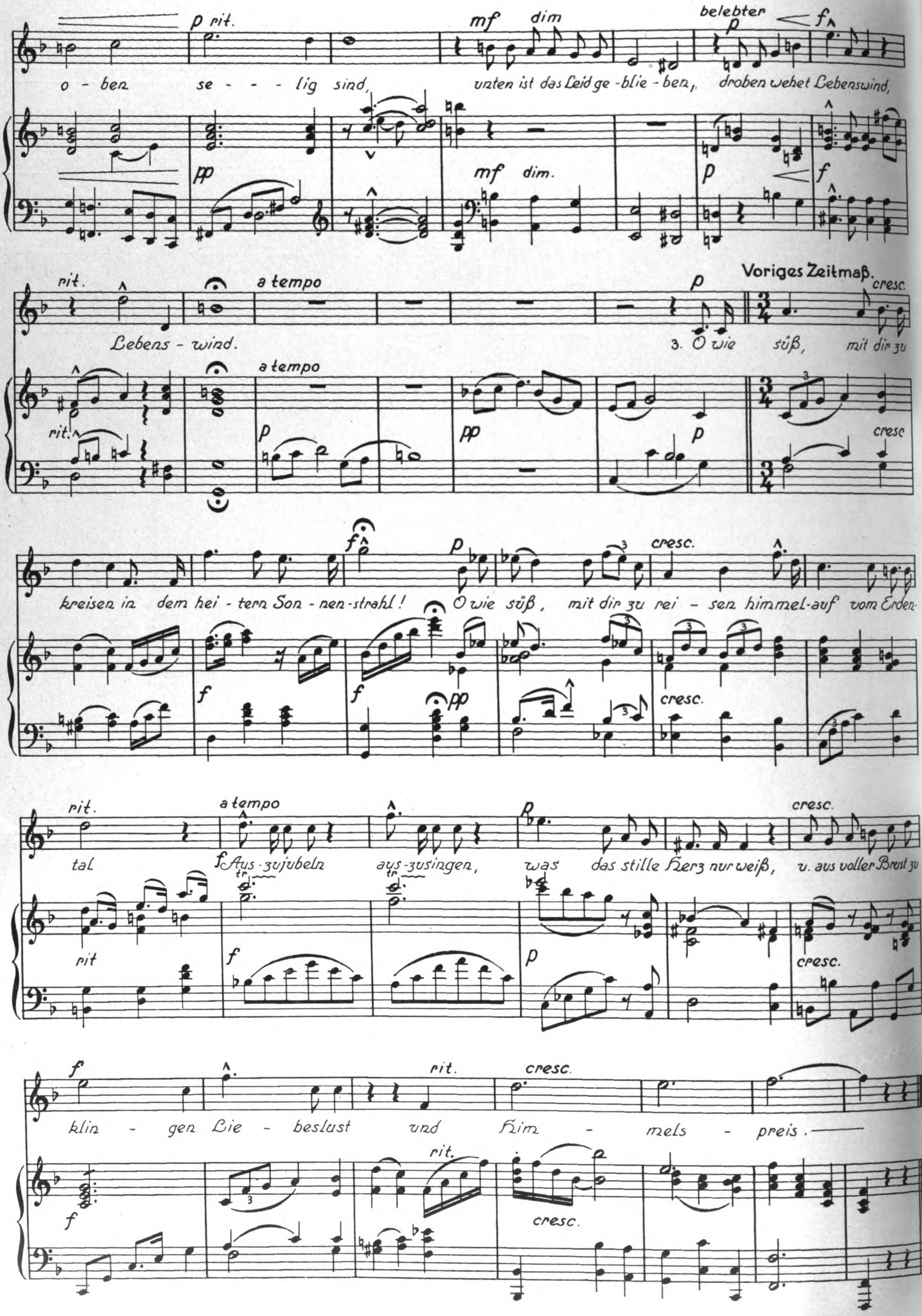
An die Lerche

(GEDICHT VON E. M. ARNDT)

Mäßig ♩ = 96

PAUL A. REIM



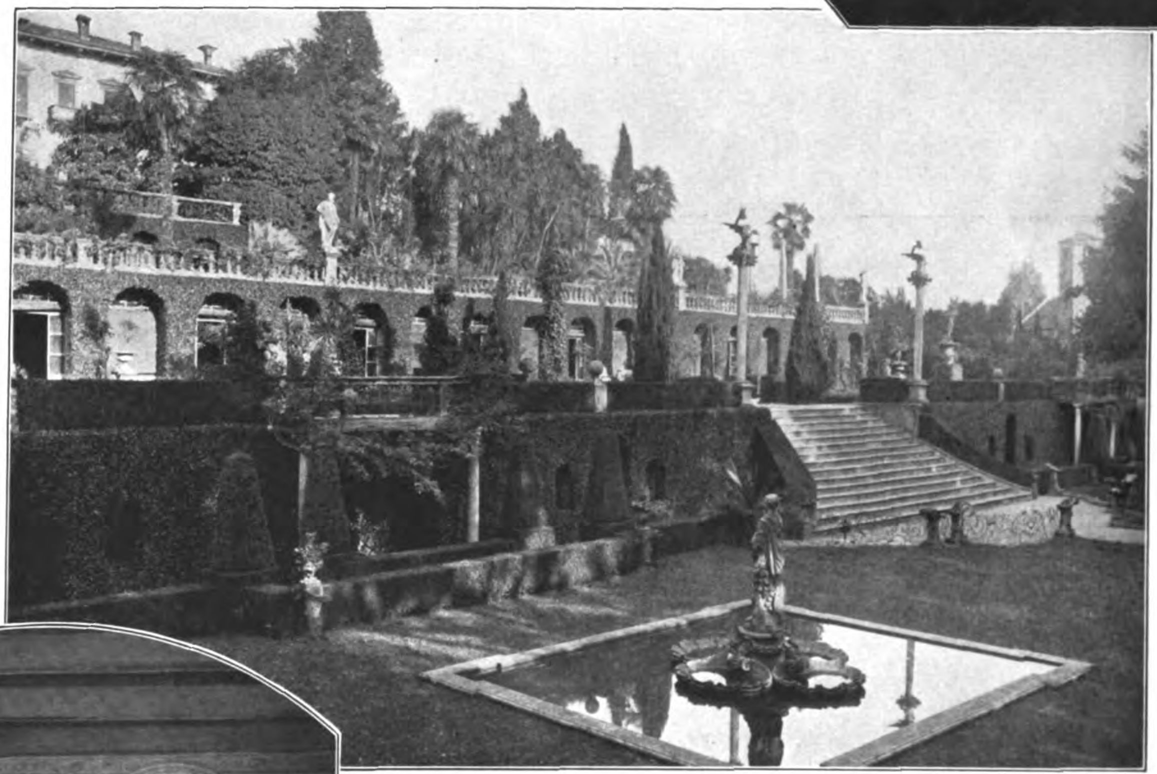

p rit.
mf dim
belebter
p
f
o - ben se - - - lig sind, unten ist das Leid ge - blie - ben, droben wehet Lebenswind,
pp
mf dim.
rit.
a tempo
Voriges Zeitmaß.
cresc.
Lebens - wind. 3. O wie süß, mit dir zu
kreisen in dem hei - tern Son - nen - strahl! O wie süß, mit dir zu rei - sen himmel-auf vom Erden-
tal Aus - zujubeln aus - zusingen, was das stille Herz nur weiß, u. aus voller Brust zu
klin - gen Lie - beslust und Him - mels - preis.





Ein italienischer Herrensitz:
Villa San Remigio am Lago Maggiore

Hierzu der Beitrag „Die Gärten von San Remigio" auf Seite 292



Oben links: Waffensaal.

Oben rechts: Anblick der Villa vom Garten aus.

Mitte: Vorderterrassen auf der den südlich gelegenen Borromeischen Inseln gegenüberliegenden Front der Villa.

Unten links: Ecke im Gotischen Zimmer.

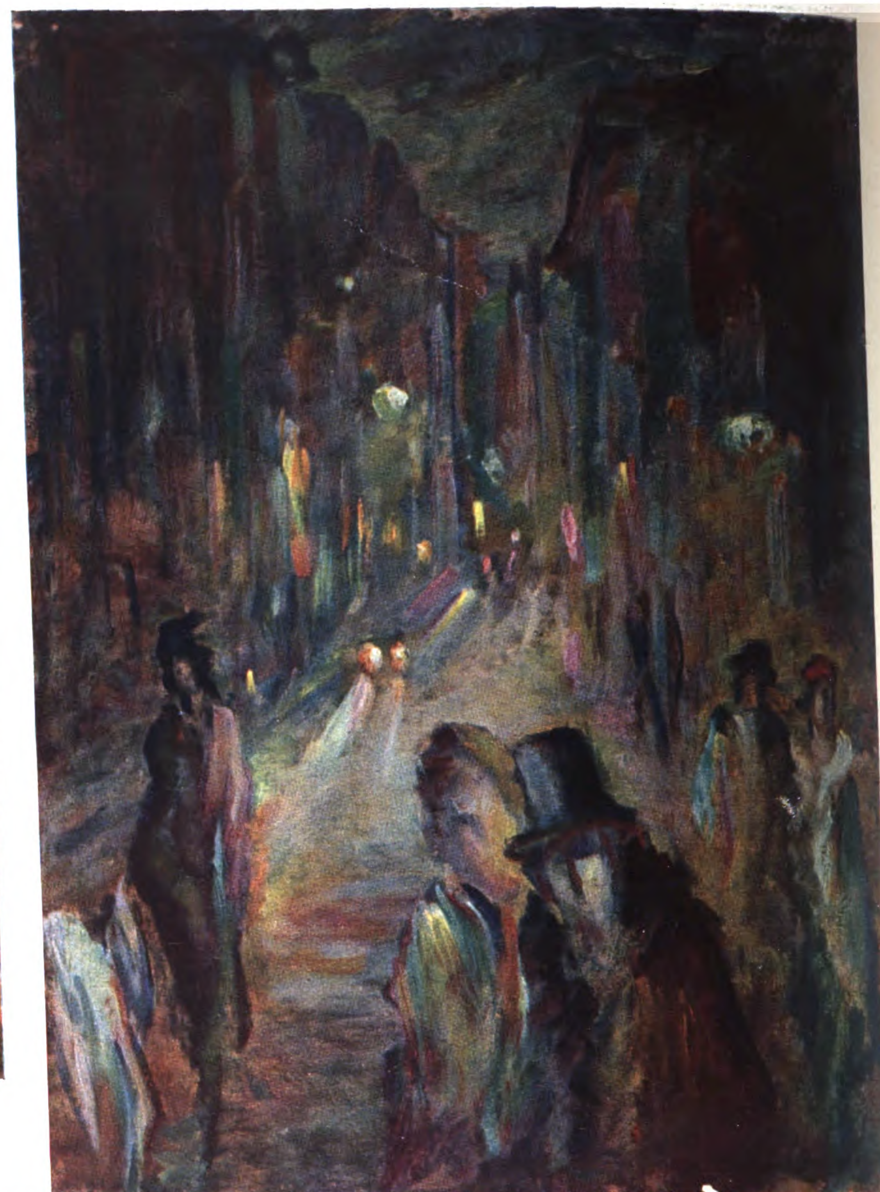
Unten rechts: Der Speisesaal. Rechts einer der Gobelins nach den Kartons „Die Triumphe des Decius" von Peter Paul Rubens in der Liechtenstein-Galerie zu Wien.







Abendlicher Park.



Straße am Abend.



Kurfürstendamm in Berlin.



Tanz.

GROSZSTADTIMPRESSIONEN / ÖLGEMÄLDE VON IRENE GOESCHEN

(Hierzu ein Beitrag „Die Malerin Irene Goeschen“ in der Rubrik „Wissen und Leben“.)

Das Geheimnis des Nonnensees

KRIMINAL-GROTESKE VON FRANK F. BRAUN

(7. Fortsetzung.)

Wo ließen Sie den Sack mit Unkraut?"

„Ich warf ihn in den Stall des Fuhrgeschäftes an der Ecke. Die Knechte werden seinen Inhalt den Pferden verfüttert haben, einer immer in der Annahme, der andere habe das Futter besorgt. Der Sack war aus üblicher, gewöhnlicher Jute, er konnte nichts verraten."

„Danke", sagte Brendel nachdenklich. — Diesen Jungen brauchte man nicht mehr zu quälen. „Ich werde für Sie tun, was sich irgend tun läßt."

„Für mich..." sagte Valentin Schwepp wehmütig... „es geht nicht um mich."

Brendel blickte ihn an. Er hielt ihm die Hand hin. „Es ist wahr", sagte er. „Eine verdammte Geschichte, daß das Mädel da im Zimmer sein mußte."

„Glauben Sie an ihre Schuld?"

Brendel zuckte die Achseln. „Geben Sie mir Ihr Aspirin," bat er, „ich muß sowieso zu Ihrem Vater hinauf. — Ich würde an Ihrer Stelle, um jeden Verdacht und alles Aufsehen oder Auffallen zu vermeiden, jetzt doch noch zur Schule gehen. Es ist $^1/_2$10 Uhr; Sie kommen kaum eine Stunde zu spät."

Valentin nickte einverstanden. Er schritt neben dem Referendar die Treppe hinauf. „Ich werde es tun," sagte er, „aber lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht."

„Wenn etwas geschieht," wiederholte Brendel und drückte den Klingelknopf, „dann erfahren Sie es gewiß."

Frau Sidi öffnete. „Herr Brendel, zu meinem Mann? Er liegt im Bett, er ist nicht wohl."

Brendel lächelte. „Ich bringe Aspirin," sagte er, „Ihr Herr Sohn hatte es eilig, zur Schule zu kommen."

„Will er doch noch hin?"

„Ja," kam Valentins Antwort vom anderen Ende des Korridors, „ich gehe sofort."

Sie öffnete dem Besucher die Tür zum Schlafzimmer.

Das linke der beiden Betten war schon hergerichtet; beruhigend lächelte die blauseidene Steppdecke. Im rechten Bett lag der Amtsrichter. „Morgen, Brendel. Was Wichtiges, was Neues?"

„Nichts, Herr Amtsrichter. Ich bringe nur ein wenig Aspirin und die Bitte, stillzuliegen."

„Wie vermöchte ich das!"

„Unser Zutun, Herr Amtsrichter, ist das von Kindern. Wir zerbrechen nur die Nerven daran. Diese Sache hat ein Größerer zugelassen, vertrauen wir auf ihn und seine Fügung."

Der Amtsrichter nickte; seinem kranken Gemüt tat dieser Trost gut. Brendel hatte sehr richtig berechnet. — „Lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht." Matt reckte der Amtsrichter seine Hand aus den Kissen hoch.

Brendel griff sie auf, verbeugte sich und murmelte ein Abschiedswort; er konnte auch „Gute Besserung" gesagt haben. — Dann ging er.

Diese Schwepps redeten beide denselben Satz. Sagte das etwas über ihre Charakterveranlagung aus? Vielleicht waren sie Fatalisten und meinten die Tat abwarten zu sollen? Welche Tat? Meine? Und Brendel hatte da im Korridor des Amtsrichters so ein bißchen das Gefühl, wie es etwa ein Feldherr haben mochte, dem sein König in diesem Feldzug volle Handlungsfreiheit zugestanden hatte.

Er saß vor Frau Sidi. Sie wußte ihn festzuhalten. Ihr armes Herz suchte Trost. — Diese ganze Stadt suchte Trost und fand keinen.

„Das also ist sein Aquarium", begann Brendel in seiner merkwürdigen Art ein Gespräch. „Haben Sie schon gefüttert, gnädige Frau?"

Frau Sidi nickte. „Darf ich Ihnen etwas anbieten, Herr Referendar? Ich bin so nervös, ich hätte es fast vergessen."

Er lachte, aber er fing seinen Lacher doch wieder ab. „So war das nicht gemeint."

„Nein, nein", sagte sie. „Gott, ich rede dummes Zeug zusammen. Die Nerven, wissen Sie. Aber wer hält das auch aus!"

„Freilich," sagte Brendel, „Sie wissen ja Gatten und Sohn in diese unerfreuliche Angelegenheit verwickelt."

„Mein Mann," wies Frau Sidi zurück, „das ist ja nur ein bißchen peinlich. Er wird nicht gern seine Erfolglosigkeit nach Berlin berichten. Aber der Valentin! Ist das nicht entsetzlich! Es ist ja kein Gedanke an Schuld, aber warum stellt sich der Junge so geheimnisvoll an? Wissen Sie etwas? Könnten Sie nicht versuchen...?"

Brendel zog die Schultern hoch. „Ich bin auf einer Spur," gestand er, „aber noch ist die Zeit nicht, darüber zu reden."

Doch da hatte er Frau Sidi eine Handhabe gegeben. Sie bedrängte ihn, ihr, der gequälten Mutter, dürfe er es sagen, müsse er es sagen. Das sei Christenpflicht.

Brendel nickte. Er wollte sagen: Ich bin ein schlechter Christ, ich ziehe es vor, zu schweigen, aber er dachte, daß dieser Ausspruch nicht angängig sei. Hatte er doch eben noch an des Amtsrichters Gottvertrauen appelliert. Er besann sich, wie diese Frau zu beruhigen sei; er suchte nicht lange und sagte aufs Geratewohl: „Sie müssen natürlich schweigen, gnädige Frau!"

„Gewiß."

„Ich vermute, der Zirkusdirektor Forto hat den Peter Hinz getötet. Ich bin, wie gesagt, auf einer Spur."

Frau Sidi starrte in das Aquarium. „Die Fährte fand mein Mann schon. Sie erwies sich als ungangbar."

„Ich habe meine Vermutungen."

„Was wollen Sie tun?"

„Den Pablo Forto einsperren. Man wird ihn so oder so zum Geständnis bringen." Er dachte an etwas völlig anderes, der gute Brendel, er redete das nur, um diese Frau loszuwerden.

Frau Sidi schien gespannt zu beobachten, wie eine männliche Makropode das Weibchen jagte. Sie fand sich in ähnlicher Lage. Dieser Brendel jagte sie, wenn auch aus ungleich anderen Motiven. Er war drauf und dran, diesen abendlichen Besuch des Pablo Forto aufzudecken. Sicherlich! Pablo war ein guter Mensch, aber ehe man sich einsperren läßt, klärt man eine Verknüpfung von Anscheinen auf, die überall, nur nicht in dieser Stadt mit ihren Lästermäulern, eine Harmlosigkeit bedeuten würde. Sie wandte sich um. „Ich rufe Ihr gutes Herz an, Herr Referendar!"

„Aber, gnädige Frau!"

„Pablo Forto kann nicht der Mörder des Hinz sein. Forto war von etwa 7 bis gegen 9 Uhr hier bei mir in der Wohnung. — Er ist ein alter Bekannter von mir. Ich kann Ihnen das nicht so erklären. Tatsache, daß ich ihm jene 500 Mark, die an der Kaution fehlten, und um derentwillen dieser Verdacht des Mordes auf ihn fiel, daß ich ihm dies Geld lieh — schenkte, sozusagen."

„Was veranlaßte Sie, wenn ich fragen darf, zu dieser — Güte?"

„Eine alte Bekanntschaft, ich sagte es. Eine sehr alte Bekanntschaft — aus meiner Mädchenzeit. — Muß ich mehr sagen?" Sie war blaß, ihre Wimpern zitterten im Auf und Ab einer übererregten Reizbarkeit.

Brendels Hand fuhr gewohnheitsmäßig nach dem Bleistiftköcher seiner oberen Westentasche, aber er unterbrach die Bewegung. Wie durfte er hier Notizen machen wollen! „Gewiß nicht, gnädige Frau", beantwortete er ihre letzte Frage; dann erhob er sich. „Ich werde vollkommen andere Maßnahmen in Erwägung ziehen," versprach er, „es handelt sich nun natürlich nicht mehr um den Zirkusdirektor."

„Danke", sagte sie und gab ihm die Hand. „Wenn es sich machen läßt," bat sie leise, „es wäre mir, wie Sie sich denken können, lieb —"

„Ich glaube nicht, gnädige Frau, daß außer jenen drei Menschen, die jetzt um diese Sache wissen, noch jemand davon erfahren muß."

„Danke, Herr Referendar." Das kam mit tiefem Atemzug.

„Nichts zu danken, gnädige Frau."

Er stand auf der Straße. Schwalben umschwirrten einen Hausgiebel. Drüben vor der Schmiede stand ein Pferd und wartete. Wartete nicht diese ganze Stadt? Was würde geschehen? Es geschah wohl nichts ohne Zutun.

Trübe schritt er die Straße zum Rathaus hinab. Mußte es einem nicht Leid bereiten, da einen Strick fester und fester zu ziehen um ein junges Menschenleben? Arme, kleine Luzy! — Sie war auf jeden Fall beteiligt. So oder so. Wenn ihn nicht alles täuschte, wenn er sich auf sein Gefühl, seine Menschenkenntnis verlassen durfte, lag die Entscheidung jetzt auf der Hand. Er hielt sie mit spitzen Fingern. Luzy allein oder Luzy gemeinsam mit einem Helfershelfer hatte den Peter Hinz getötet. Dieser Helfer konnte sein? Er blätterte in Gedanken die Akten: Folio 7: Doktor Stein weigert sich, sein Alibi nachzuweisen. Doktor Stein liebte die Luzy. Das war die eine Möglichkeit. — Die andere, schwächere, wie ihm schien, war die, daß Valentin Schwepp gelogen hatte, und daß in jenem Sack mit Disteln und Unkraut die Leiche des Peter Hinz gewesen war; daß der junge Valentin die Luzy vor dem Toten hockend, planlos, hilflos gefunden hatte — und ihr half, indem er die Leiche beseitigte.

Der Marktplatz war aufgetaucht und wieder zurückgetreten. Der Weg führte allmählich ins Freie. Ziellos wanderte Brendel geradeaus, am Hause des Toten vorbei, die ebene Straße hinab zum Nonnensee. Warum nun an diesen See? Er musterte seine neue Umgebung, fast ohne die Augen zu heben. Hier, dachte er, hier an diesem Ort der Stille...

An jener gegabelten Weide, wo Peter Hinz einst den Hut verlor, blieb er stehen. Er wollte umkehren, aber dann stutzte er vor einer Beobachtung. Tief eingedrückte Fußspuren lagen da, führten hinüber zu der Landzunge, die hinter den Büschen sich in den See reckte. Mecha-

nisch ging er diesen Spuren nach. Er war sich nicht bewußt, hier gewissermaßen eine Verfolgung aufzunehmen. Er war vollkommen überrascht, erschrocken beinahe, als sich aus dem Gestrüpp plötzlich der Rechtsanwalt Cäsar Stein löste.

„Wieder zurück?" sagte der so unerwartet Aufgetauchte. „Sie kommen just zurecht für dieses Sensationsgeschehnis. — Der arme Peter Hinz. Er war Ihr Freund, nicht wahr?"

„Kaum," entgegnete Brendel in instinktiver Abwehr, „eine gute Bekanntschaft verband uns."

„Wen hat das hohe Amtsgericht jetzt im Verdacht? Eine Zeitlang schien Herr Schwepp es auf mich abgesehen zu haben."

Brendel antwortete nicht, aber in seinem Blick war etwas, was den Rechtsanwalt aufforderte, weiterzureden.

„Also noch immer ich? Nun, tragen wir es in Ruhe und Geduld. Es führen viele Wege nach Rom."

„Warum wollten Sie Ihr Alibi nicht nachweisen?" meinte Brendel lässig. „Weibergeschichte?"

„Fragen Sie — offiziell?"

„Nein."

„Dann also, wie Sie es meinen: Weibergeschichten, ja."

„So wertvoll, daß Sie sich deswegen Unannehmlichkeiten aussetzen?"

Doktor Stein zuckte die Achseln gen Himmel. „Schließlich ist man Kavalier, Ehrenmann."

Langsam hob Brendel die grauen Augen. Es blieb unerfindlich, was in seinem Blick stand, als er sagte: „Sind wir wirklich Ehrenmänner, wenn es um eine Frau geht?" Eine ironische Falte, es konnte auch ein mattes Lachen sein, stand in seiner linken Mundecke.

Aber Doktor Stein schien nichts Besonderes an dem Satz und der Mimik zu finden. Er nahm die Worte als Bonmot. „Man versucht es jedenfalls", lächelte er.

Brendel zog eine Bilanz. Dieser Rechtsanwalt Stein hatte eine Rolle gespielt im Drama jenes Abends. Welche? Helfer, Mörder... wie reimte sich das mit dem zusammen, was jener eben so selbstsicher als Ausrede gebrauchte? Damenbesuch. — Gab es Damen in dieser Stadt, die... oder nein, für die man schwieg... Es gibt allerlei Geheimnisse, überlegte er, und das Beispiel der Frau Sidi trat warnend vor sein geistiges Auge. Keine vorschnellen Schlüsse!

„Lieben Sie noch immer diese kleine Luzy Gonschorek?" fragte er vollkommen harmlos und gut gespielt.

Doktor Stein zuckte mit keiner Miene. „Lieben?" meinte er als Antwort. „Übrigens, wie kommen Sie darauf?"

„Es ist schade um das Mädel", sagte Brendel, und er wußte noch nicht, wo er hinauswollte. Er stand in Fechterstellung und reizte da einen Gegner, von dem er nichts wußte.

Doktor Stein sah ihm auf den Mund. Kam noch so ein Satz? Aber Brendel schwieg. Der Rechtsanwalt wand sich. „Ja," versuchte er prüfend, „sie sieht allerdings sehr schlecht aus in letzter Zeit."

„Die natürlichen Folgen", meinte Brendel.

„Hm." Jetzt war Doktor Stein ratlos. Hatte dieser Brendel spioniert? War er selber vielleicht nicht ganz unbeteiligt am Geschick der Luzy. Cäsar Steins Verdacht gegen den jungen Valentin halbierte sich. Auch dieser Brendel konnte in Betracht kommen. „Sie machen sich doch nichts aus höheren Töchtern", riskierte er spottend.

„Von mir ist auch weniger die Rede."

„Sondern?" lauernd der andere.

„Von Luzy!"

Doktor Stein biß die Lippen aufeinander. „Was wissen Sie denn! Sie reden in merkwürdigen Andeutungen."

„Man will nichts verraten," sagte Brendel, „man muß auch vorsichtig sein. Ich habe keine Lust, mir den Mund zu verbrennen. Wenigstens nicht als erster." Dieses Versteckspiel war ganz nach seinem Wunsch. Irgendwann würde Doktor Stein schon ausrutschen. — Meine Position ist sicher, ich selber kann ja nicht verraten, denn ich weiß nichts! Das war die Überlegung eines profunden Denkers.

Und prompt rutschte Doktor Stein aus. „Sie meinen, wegen der Frau Weidemann..."

„Ach nein," sagte Brendel, „das weniger." Sein Hirn notierte: Frau Weidemann. „Ich denke an den Mordabend."

„Ihr seid alle verrückt", rief der Rechtsanwalt. „Nehmen Sie mir das nicht übel, Ihr habt den Mörderfimmel!"

„Sie wissen eben nicht alles, lieber Doktor; Sie würden anders sprechen, wüßten Sie, was ich mit mir herumschleppen muß. — Diese Unterredung sollte Sie warnen; aber Sie scheinen nicht zu verstehen, um was es geht."

Doktor Stein ward doch unruhig. War etwas bekannt geworden? Wußte dieser Referendar von dem abendlichen Besuch Luzys? „Wenn Sie etwas wissen," sagte er und versuchte gefaßt zu erscheinen, „reden Sie, bitte. Ich bin Manns genug, für meine Tat einzutreten."

„Sie sind Akademiker," betonte Brendel und stand vor dem anderen, „auf Wort also und unter uns: Wo waren Sie am Abend, als Peter Hinz ermordet wurde?"

„In meinem Zimmer."

„Das wußte ich natürlich", lehnte Brendel ab, und er hatte keine Ahnung, was jetzt kommen sollte. „Ich meine: Wann folgten Sie der Aufforderung jener Dame?" — Sie muß ihn doch gerufen haben, dachte er, er wird nicht der Erste am Platze gewesen sein. Was hätte sonst Luzy bei dem Peter Hinz überhaupt zu suchen gehabt, wenn Doktor Stein dort war!

„Welcher Aufforderung?" fragte verwundert der Rechtsanwalt. „Wir reden aneinander vorbei. Ich habe — Ehrenwort, daß Sie schweigen?"

„Selbstverständlich; soweit ich beruflich dazu imstande bin."

„Mit dem Mord hat das alles gar nichts zu tun", sagte Doktor Stein in plötzlicher Offenheit. „Ich will nur nicht, daß dies kleine Mädel vor die Hunde geht. Ich will wissen, wer sie verführt hat. Jener Edelmann soll sie auch heiraten!"

Brendel überschlug das Gehörte. Frau Weidemann, die weise Frau; Luzy — ah — Perspektiven — aber nicht die Mordgeschichte. Schade.

Und Doktor Stein löste die vorletzte Reihe des Kreuzworträtsels: „Ich brachte Luzy etwa um 9 Uhr herunter. — Ich versichere, daß zwischen uns nichts gewesen ist, was Sie oder Vater Gonschorek nicht hätten wissen dürfen; nichts eben als das für unsere Stadt erschreckliche Beieinander in meiner Bude."

Log dieser Kerl, dann log er grandios mit seinem Einschlag von burschikoser Biederkeit. Brendel sah ihn sich an. „Und dann ging Luzy also zu Peter Hinz..." sagte er, und ließ seinen Satz wie eine Behauptung kommen.

„Grauenhaft", sagte Cäsar Stein. „Weiß man das bestimmt?"

Brendel nickte düster.

Cäsar Stein lehnte an einem Baum. Es war die gespaltene Weide. „Wie erklären Sie sich den Mord, Herr Brendel?" sagte er heiser, ohne einen Ton in der Kehle. „Er wird sie vergewaltigt haben. Sie mag sich zur Wehr gesetzt haben, irgendwie kam eine Waffe in ihre Hand — vielleicht der Brieföffner. Er kann ein gefährliches Werkzeug werden, ohne daß man es beabsichtigte... Ich will seinerzeit die Verteidigung führen, hören Sie! Das ist kein Mord, das ist Totschlag, Notwehr vielleicht nur!"

„Ja," sagte Brendel, „aber wer schaffte die Leiche beiseite, Doktor Stein? Es müssen demnach zwei Säcke mit Unkraut dort gelegen haben?"

Dem Rechtsanwalt blieb nur das letzte Wort haften; er verstand überhaupt nicht, was Brendel redete. „Unkraut?" machte er fassungslos.

Da gab Brendel es auf. „Ich suche den Mann, der die Leiche beiseiteschaffte!"

Aber Doktor Stein war verrannt in seine eigene Idee. „Wenn das Kind von dem toten Peter Hinz ist," sagte er, und klassische Größe wogte an, „heirate ich die Luzy vor dem Prozeß!"

Jetzt tat Brendel endgültig einen Strich. Dieser Rechtsanwalt Stein schied gänzlich aus auf der Liste der Bewerber um diesen Mord. War es nicht bald so etwas wie ein Wettbewerb! Einer nach dem andern fiel ab, ward unfähig gefunden. Blieb Luzy, Luzy ganz allein. Und der junge Schwepp als Helfer. Warum log der Bengel! Nun half ihm nichts und niemand mehr. — Brendel ließ den Doktor Stein stehen; sein Gruß war sehr kurz. Auf zu Frau Weidemann, das war der nächste Weg! Plötzlich hatte er Quecksilber in den Beinen. Er ahnte eine Spur, die noch frisch sein mußte. Da hieß es eilen, ehe ein Regen sie verwischte, ein Wind sie verwehen konnte.

Doktor Stein sah ihm nach. Er war erschüttert; er hätte diesem Tempo sowieso nicht zu folgen vermocht. Seine körperlichen Fähigkeiten waren gleichermaßen erschöpft wie seine geistigen. Hier triumphierte das Herz! Es tanzte auf dem Seil einer Verachtung für die Umwelt, das, allzu straff gespannt, nicht lange halten konnte. Aber dieser Seiltanz war derart imponierend aufgestiegen aus geruhsamer Bürgerlichkeit, daß Herr Stein, wie gesagt, zunächst erschüttert dem zusah. „Ich heirate sie! Mit dem Kind! Die Mörderin!" Sterne taumelten, der Himmel neigte sich...

Es ergab sich, daß Brendel auf dem Wege zur Stadt selbst das Gefühl hatte, der Zufall spiele ihm hier allzu offensichtlich Zusammenhänge in die Hände, um die seine Vorgesetzten bis zur Erschöpfung und zum Nervenzusammenbruch sich abgemüht hatten. Aber er war wie alle Menschen überzeugt von sich und bereit, den Zufall, was seine Person anging, auszuschalten und die Glückserfolge dem eigenen Konto Geschicklichkeit zuzuschreiben.

Um 7 Uhr lebte Peter Hinz. Er hat den Briefträger gesprochen. Um 9 Uhr kam Luzy zu ihm. Ich muß dem Valentin eine Falle stellen. Wann kann er seinen Versuch, in das Fenster zu steigen, angestellt haben? Es muß nach 9 Uhr gewesen sein, da er ja Luzy bei Peter Hinz wußte. — Tief in Gedanken überkreuzte Brendel den Markt. — Dies war die Bäckerstraße? Gewiß. — Nummer 43. Ah — Frau Weidemann, da stand es auf weißer Emaille. Die Treppe war schmierig. Es roch mehr nach gekochtem Weißkohl als nach Verbrechen. Doch das sollte nichts sagen.

Trill! machte eine gesprungene Glocke.

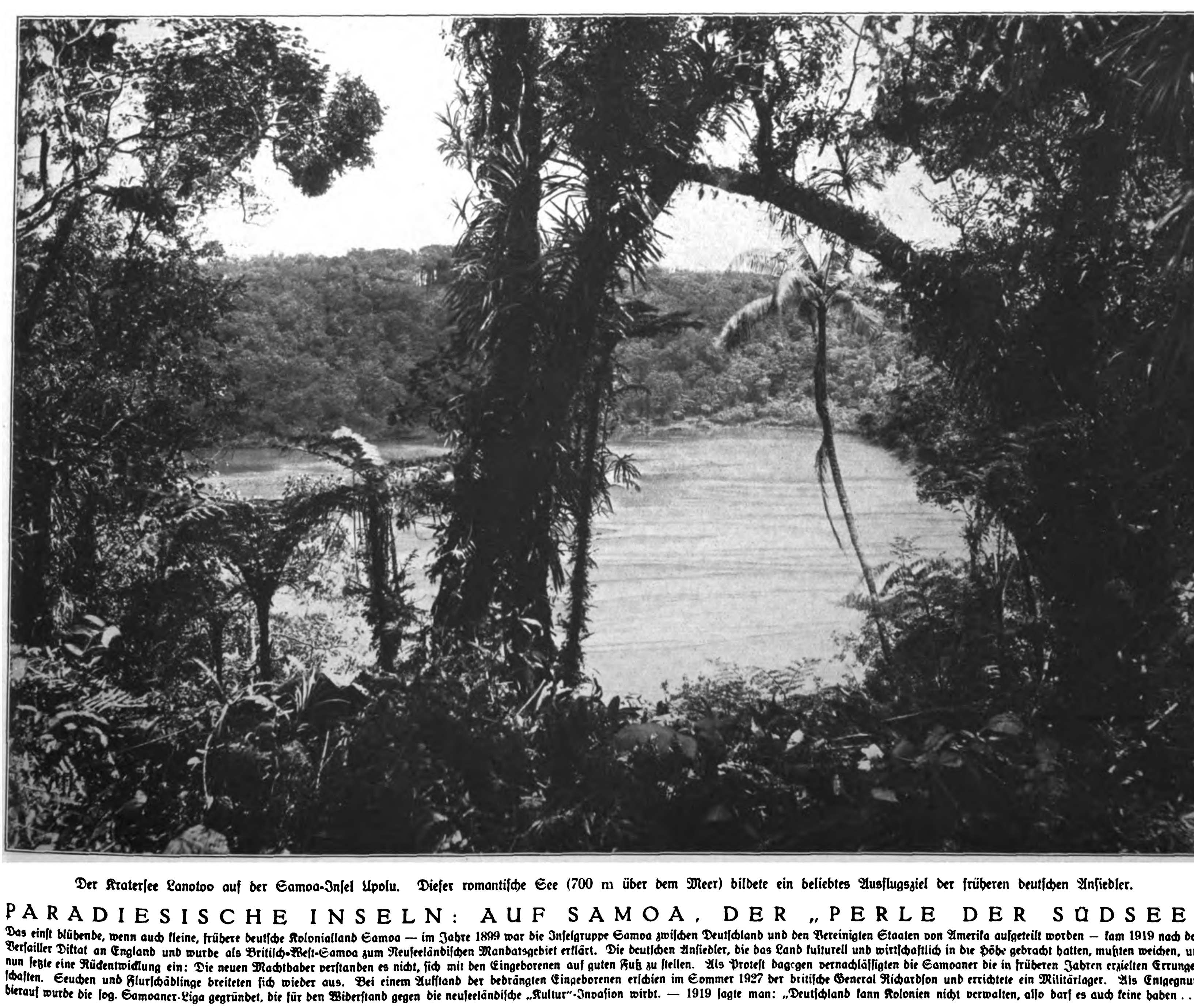
Frau Weidemann öffnete selbst. Sie war mittleren Alters, trug das Haar in der Mitte gescheitelt und hatte eine blauweiß gestreifte Schürze vor das Kleid gebunden. Sehr bürgerlich war der äußere Eindruck. Aber das sollte abermals nichts sagen.

„Frau Warren," sagte er, „äh — Frau Weidemann, ich komme in einer Angelegenheit, die im Augenblick noch privat, doch Ihre vollkommene Offenheit erfordert."

Sie tat scheue Begrüßungszeremonien und ließ ihn eintreten. „Der Herr Referendar vom Amtsgericht, nicht wahr?" (Schluß folgt.)



Typische Küstenlandschaft auf der zur Samoagruppe gehörenden Südseeinsel Upolu. In der Ferne die Schwesterinsel Apolima, weiter hinten (rechts) Savaii, die größte der Samoa-Inseln.



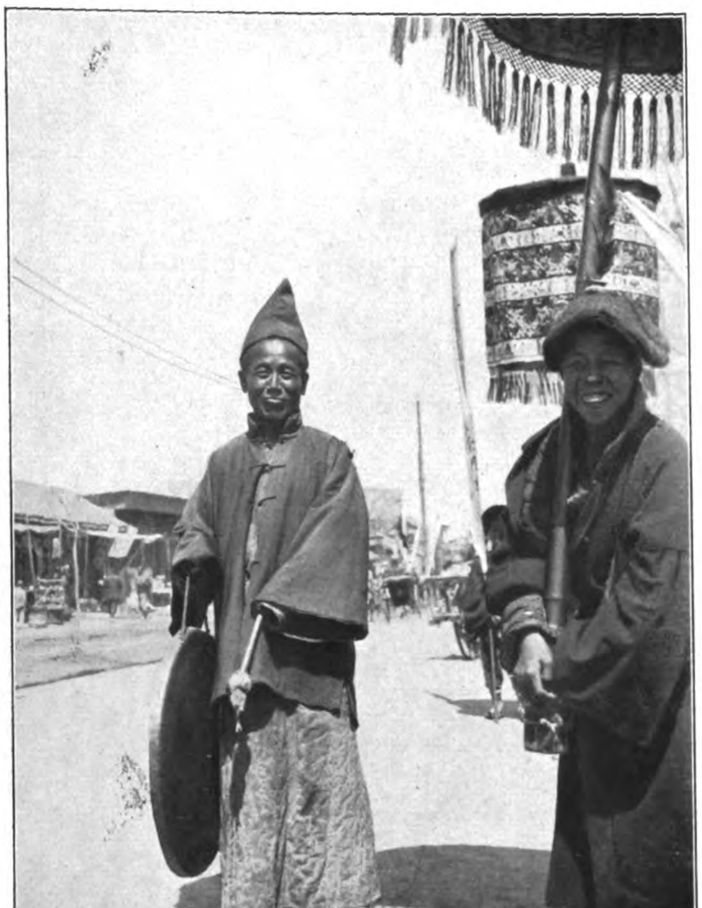
Der Kratersee Lanotoo auf der Samoa-Insel Upolu. Dieser romantische See (700 m über dem Meer) bildete ein beliebtes Ausflugsziel der früheren deutschen Ansiedler.

PARADIESISCHE INSELN: AUF SAMOA, DER „PERLE DER SÜDSEE“

Das einst blühende, wenn auch kleine, frühere deutsche Kolonialland Samoa — im Jahre 1899 war die Inselgruppe Samoa zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika aufgeteilt worden — kam 1919 nach dem Versailler Diktat an England und wurde als Britisch-West-Samoa zum Neuseeländischen Mandatsgebiet erklärt. Die deutschen Ansiedler, die das Land kulturell und wirtschaftlich in die Höhe gebracht hatten, mußten weichen, und nun setzte eine Rückentwicklung ein: Die neuen Machthaber verstanden es nicht, sich mit den Eingeborenen auf guten Fuß zu stellen. Als Protest dagegen vernachlässigten die Samoaner die in früheren Jahren erzielten Errungenschaften. Seuchen und Flurschädlinge breiteten sich wieder aus. Bei einem Aufstand der bedrängten Eingeborenen erschien im Sommer 1927 der britische General Richardson und errichtete ein Militärlager. Als Entgegnung hierauf wurde die sog. Samoaner-Liga gegründet, die für den Widerstand gegen die neuseeländische „Kultur“-Invasion wirbt. — 1919 sagte man: „Deutschland kann Kolonien nicht verwalten, also darf es auch keine haben . . .“

Chinesische Begräbnissitten

Von O. Boljahn. Mit Abbildungen von dem Verfasser und Heinz v. Perckhammer



Der Gongschläger kündigt das Nahen des Leichenzuges an.

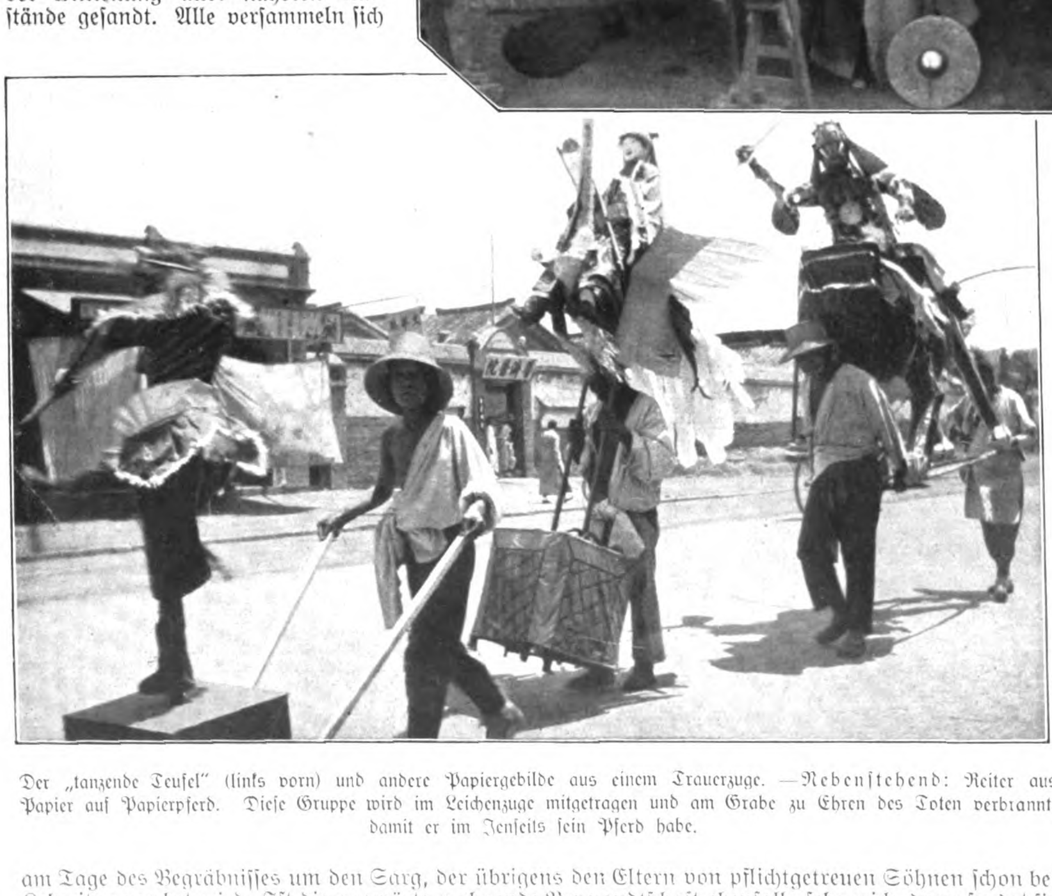
Das chinesische Volk hält noch immer an seinen vielen althergebrachten Bräuchen fest, die uns sonderbar erscheinen, aber auch wieder hochinteressant sind. In besonderem Maße grassieren bei großen Familienfesten, wie Verlobungen, Hochzeiten und Begräbnissen, Aberglaube, althergebrachte Sitten und Pompentfaltung so stark, daß der gebildete Europäer an einen „Fastnachtsscherz“ glauben möchte. Die mit Tod und Trauer verknüpften Zeremonien werden überhaupt auf das sorgfältigste beobachtet. Bei Einbruch der Nacht wird in der Nähe des Eingangs des Trauerhauses ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, auf dem papierne Nachbildungen von Silberklumpen, Sänften, Broten, Häusern, ja selbst von Menschen verbrannt werden. Nach dem Glauben der Chinesen verwandeln sich nämlich alle diese Gegenstände in des Toten jetziger Welt zu wirklichen Gegenständen und sind ihm nützlich. Im Trauerhause wird viel geweint und gejammert, dabei aber auch tapfer gegessen und getrunken. Als Getränk kommt aber nur Tee auf den Tisch. Das Begräbnis selbst richtet sich ganz nach der Wohlhabenheit der Hinterbliebenen. Bei einfachen Begräbnissen begleiten nur einige Musikanten und Priester das Bildnis des Toten, das zwei Männer, und den Sarg, den acht Männer auf Stangen tragen; ihnen folgt die in Sackleinwand gekleidete Familie. Begräbnisse von reichen Leuten und Mandarinen erfolgen natürlich unter großem Gepränge mit Flaggen, Papierfähnchen und allerlei bunten Papiererzeugnissen. An der Spitze des Zuges wird ein großer Vogel aus buntem Papier getragen. Etwas weiter erscheint ein Reiter aus Papier, der auf einem Papierpferde sitzt. Auf großen Holztafeln sind ferner die Titel und Ehrenzeichen des Verstorbenen verzeichnet. Musikkapellen und professionelle Klageweiber begleiten den Trauerkondukt. — Sofort nach dem Tode werden die Kinder oder andere nahe Verwandte zu den entfernt wohnenden Verwandten, Freunden usw. mit der Trauerbotschaft und der Mitteilung aller näheren Umstände gesandt. Alle versammeln sich



Die Spitze des Leichenzuges: Großer Vogel mit Reiter aus Papier.



Trauermusik vor dem Hause des Verstorbenen.





Der „tanzende Teufel“ (links vorn) und andere Papiergebilde aus einem Trauerzuge. — Nebenstehend: Reiter aus Papier auf Papierpferd. Diese Gruppe wird im Leichenzuge mitgetragen und am Grabe zu Ehren des Toten verbrannt, damit er im Jenseits sein Pferd habe.

am Tage des Begräbnisses um den Sarg, der übrigens den Eltern von pflichtgetreuen Söhnen schon bei Lebzeiten verehrt wird. Ist die auswärts wohnende Verwandtschaft ebenfalls sehr reich, dann sendet sie häufig ihre eigene Priesterschar, um an dem Sarg des Verstorbenen Gebete verlesen zu lassen. Das frische Grab wird reich mit Papierfähnchen geschmückt, wie denn auch sonst bunte Papierdinge aller Art im chinesischen Leben und beim Feiern von Festen eine sehr große Rolle spielen. Fehlt doch selbst im Trauerzug ein grotesk ausgestatteter papierner „tanzender Teufel“ nicht. Wenn nach tausend anderen großen und kleineren Zeremonien die Trauerfeier endlich beendet ist, dann sendet das Haupt der trauernden Familie eine Art von Dankschreiben an die Teilnehmer am Begräbnis. — Die gesamten „Trauerzeiten“ sind streng nach dem Grade der Verwandtschaft geregelt und werden auch streng eingehalten. Der Tod der Frau erfordert nur ein Jahr des Trauerns, denn das Gesetz sagt: „Wenn dein Weib stirbt, so kannst du ein anderes ehelichen.“ Für Bruder, Schwester und Kind dauert die Trauer die gleiche Zeit. Um den Vater und die Mutter wird aber am längsten getrauert. Während dieser Zeit sind alle Heiraten vor dem Gesetz nicht nur völlig ungültig, sondern die Heiratenden werden auch noch obendrein bestraft.





Tragsänfte und Ehrenschirme für die am Begräbnis teilnehmenden Ehrengäste. — Links nebenstehend: Die Hinterbliebenen, die der chinesischen Sitte gemäß im Leichenzug geführt werden. — Rechts nebenstehend: Chinesische Grabstätte.





Verbrennen der papiernen Opfergaben.

Rechts nebenstehend:

Papierfähnchen über einem frischen Grab.

Links unten:

Taoistischer Oberpriester mit Elefantenzahn (dem Zeichen seiner Würde) über der linken Schulter.

Rechts unten:

Ein in der chinesischen Landschaft oft gesehenes Bild: Der Sarg auf offenem Felde.









Eine Augenweide für Pfannkuchen-Liebhaber: Hochbetrieb in einer Berliner Großbäckerei zur Fastnachtszeit.

Von der Baumrinde zum Korkstopfen

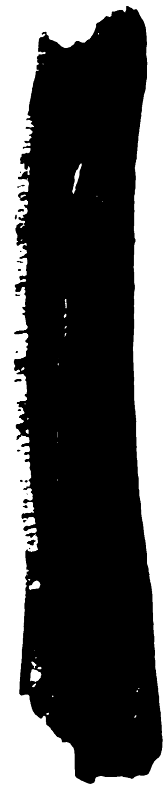


Ernte des Korkholzes.

Korkgeschmack — und der edelste Wein ist dem Feinschmecker verleidet. Wenn er dieses Gespenst heute nicht mehr so zu befürchten braucht wie ehedem, dann hat er dies den Erfahrungen und Bemühungen der Hersteller von Flaschenkorken zu verdanken, die für die Korkstopfen nur bestimmte, besonders geeignete Korkrinden verwenden und den Pfropfen eine besondere Behandlung zuteil werden lassen. Nach dieser Seite hin setzt die Verarbeitung der Korkrinde eingehende Kenntnisse voraus.

Der handelsübliche Kork stammt von der Korkeiche (Quercus suber), die in Nordafrika, auf Sizilien, Sardinien und Korsika, in Südfrankreich und in den spanischen Provinzen Katalonien, Valencia, Andalusien, Estremadura und Salamanka wächst. Eine nahe Verwandte der Korkeiche, Quercus occidentalis, die sich namentlich in der Gascogne vorfindet, ist etwas härter und liefert gleichfalls brauchbaren Kork, doch wird er kaum außerhalb seines Ursprungslandes verwendet.

Da Milde des Klimas und Fruchtbarkeit des Bodens auf die Wachstumsgeschwindigkeit der Korkeiche bzw. ihrer Rinde sehr großen Einfluß haben, besteht ein großer Unterschied zwischen den Zeiten, in den das Abschälen der Korkrinde erfolgt. In manchen Ländern geschieht dies alle 8—9 Jahre, in Katalonien aber alle 15 Jahre. Dafür aber bildet der Kork aus diesem Gebiet eine besonders begehrte Ware. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das langsamer wachsende Korkholz widerstandsfähiger ist als das schnell wachsende, da seine Zellen kleiner und deren Wände fester sind.



Frisch vom Baumstamm geschälte Korkrinde.

Wenn ein Baum zum erstenmal geschält wird, so ist seine Rinde wenig brauchbar, denn sie ist zu rissig und nicht elastisch genug. Man verwendet daher diese Erstlingsrinde, auch „männlicher Kork" genannt, zu Gartenverzierungen, zur Umkleidung von Dampfröhren, als Schwimmkork usw. oder zerkleinert sie zur Herstellung von Kunstkorkholz geringerer Qualität. Erst danach bildet sich der wertvolle „weibliche Kork". Die Schälungen können wiederholt werden, bis der Baum etwa 150 Jahre alt geworden; vom 50. bis zum 100. Jahre soll die Korkeiche das beste Produkt liefern. Die vom Baum abgeschälte Rinde behält zunächst die Formwölbung des Stammes bei; ihre Außenseite trägt eine holzige, rauhe und knorrige Schicht. Nachdem die Rinde in der Sonne getrocknet worden ist, bringt man sie in einen mit kochendem Wasser gefüllten Kessel, in dem sie etwa eine Stunde verbleibt. Hierauf wird die Rinde geebnet und durch Schaben von der rauhen Schicht befreit. So zubereitet, wird sie in Stapellagerung Wind und Sonne zum Trocknen ausgesetzt. Zum Zwecke der Herstellung von Korkpfropfen werden dann die Korkplatten in Streifen von größerer oder kleinerer Breite geschnitten, die sich nach der Höhe der zu gewinnenden Pfropfen richtet. Sehr dicke Rinde schneidet man mit der Hand, dünnere mit der Maschine. Die Streifen werden darauf in Würfel zerteilt, was wieder mit der Hand oder mit der Maschine erfolgt; letztere kommt besonders dann in Anwendung, wenn die Würfel alle die gleiche Dicke haben müssen. Würfel, aus denen Champagnerkorke hergestellt werden sollen, werden vor der Weiterverarbeitung erst einer Druckprobe von 5 Atmosphären unterworfen.

Das Zuschneiden der Würfel zu der zylindrischen Form des Pfropfens geschieht auf verschiedene Art. So verwendet man zum Schneiden geringer Sorten allgemein die sog. Marseiller Maschine; ganz geringe Korke bohrt man direkt aus dem Korkholzstreifen. Die Würfel besserer Qualität werden jedoch mit dem Messer oder mit Hilfe der nach ihrem Erfinder Howard benannten Maschine geschnitten.

Bei dem Schneiden der Korke mit dem Messer sitzt der Arbeiter vor einem niedrigen Tisch mit einer kleinen Stütze zum Halten des Messers. Den mit den Fingern der linken Hand gehaltenen Würfel dreht er an der Schneide des Messers im Kreise herum, bis er die Zylinderform des Pfropfens erreicht hat. Dabei führt er mit der rechten Hand von unten nach oben einen Gegendruck aus. Ein Arbeiter würde nun nicht Kraft genug haben, Korkwürfel im Naturzustande zu schneiden, wenigstens



Gewinnung von Korkstopfen: Sehr dicke Korkplatten werden noch jetzt mit der Hand in Streifen geschnitten, die je nach der Höhe des Stopfens verschieden breit sind.

nicht, diese Arbeit stunden- und tagelang zu vollbringen. Daher weicht man die Würfel vorher in Wasser ein; sie dürfen jedoch an der Oberfläche nicht feucht werden, da sonst das Messer ausgleiten und der Arbeiter sich leicht verletzen könnte. So werden die



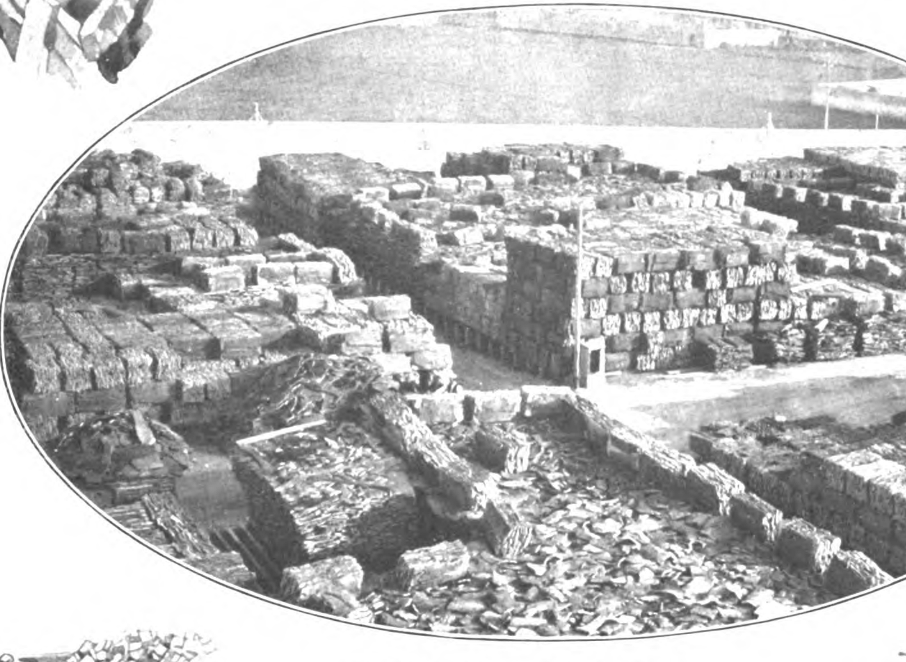
Handarbeit für bessere Qualität auch beim Korkstopfen: Das Runden der aus den Streifen gewonnenen angefeuchteten Würfel mit Hilfe des Messers.

Korke z. B. in Spanien während mehrerer Tage in kellerartigen Räumen des öfteren mit Wasser besprengt, so daß die Feuchtigkeit ganz langsam in das Innere des Korkwürfels eindringt, bis dieser genügend weich ist, um sich leicht verarbeiten zu lassen. Trotz der Mühseligkeit der Arbeit bringt es ein geschickter Korkschneider auf eine Tagesleistung von etwa 1000—1200 Pfropfen.

Ganz anders natürlich die Maschinen, unter denen die Howardmaschine die Krönung bildet. Mit ihr wird der Korkwürfel in trockenem Zustande geschnitten. Zwei parallel und vertikal nebeneinander angeordnete, ungefähr 20 cm voneinander entfernte Scheiben, von denen die eine mit feinkörnigem, die andere mit grobkörnigem Schmirgelpapier bedeckt ist, werden durch irgendeine bewegende Kraft in Umdrehung versetzt. Zwischen den Scheiben befindet sich ein kleiner gußeiserner Schlitten, der an dem einen Ende zwei Klauen zum Festhalten des Würfels aufweist und an dem andern mit einer Kurbel oder einem Griff versehen ist, mit deren Hilfe der Arbeiter die Bewegung des kleinen Apparats leitet. Der sich um seine Achse drehende Würfel wird erst an die mit grobem, dann an die mit feinem Schmirgelpapier beklebte Scheibe angesetzt und erhält so die gewünschte zylindrische Form. Da sich hierbei, wie beim Handschnitt, die schlechten Teile des Würfels entfernen und seine guten schonen lassen, steht diese Bearbeitungsart der mit dem Messer kaum nach. Anhaftender Staub wird durch Bürsten des fertigen Korkes sowie durch Waschen vor dem Sortieren wie auch nochmals vor dem Versand bis auf den letzten Rest entfernt. Etwa 80—90 Prozent der in den Handel kommenden Sektkorke werden nach dem Howard-System hergestellt.

Nachdem die Korke geschnitten sind, werden sie nach verschiedenen Stärken gesondert, alsdann gewaschen, getrocknet und die einzelnen Sorten ausgesucht, je nach dem Zweck, für den sie bestimmt sind. Bei einer zweiten Waschung werden alle Unreinlichkeiten entfernt, die den Korken von ihrer Herstellung, dem Aussuchen usw. her noch anhaften können. Bei dem Waschen bleiben die Korkstopfen nur einige Minuten mit dem Wasser in Berührung, damit die Feuchtigkeit nicht erst in ihr Inneres eindringt. Das Trocknen erfolgt in sonnigen und windreichen Gebieten in der freien Luft.

Da man für Sektkorke sehr reine und sehr feine Rinde von mindestens 3,7 mm Dicke benötigt, die Güte der Rinde aber mit zunehmender Dicke sehr nachläßt oder wenigstens gute dicke Rinde schwerer zu finden ist als dünne, ist man dazu übergegangen, „geklebte Sektkorke“ herzustellen. Hierzu verwendet man die Rinde von den Ästen der Korkeiche, die einerseits sehr rein und dünn und andererseits sehr fest ist, weil ihre kleineren Zellen widerstandsfähiger sind als die größeren der Stammkorkrinde. Dazu kommt, daß ein Würfel aus zwei zusammengeklebten Stücken vom Astkorkholz doppelt so viele Zellen und Jahresringe aufweist wie ein Würfel aus Stammkorkholz, wodurch der aus einem zweiteiligen Würfel gewonnene Korkpfropfen größere Widerstandsfähigkeit hat. Zum Zusammenkleben der beiden Stücke wird ein Leim verwendet, der weder Geschmack noch Geruch abgibt und im Wein vollkommen



Ein Korkstapelplatz in Palamós (Spanien).

unlöslich ist. Die so hergestellten Würfel sind vollkommen elastisch und ebenso fest wie solche aus einem einzigen Stück. Ihre Abrundung erfolgt nach dem Howardschen System. Nach Fertigstellung des geklebten Korkstopfens ist es dem Laien kaum noch möglich, die verschwindend dünne Linie der Klebestelle zu erkennen und einen geklebten Pfropfen von einem gewöhnlichen zu unterscheiden.

Die Schwierigkeiten, erstklassiges Korkholz in genügender Menge zu erhalten, und die dadurch bedingte starke Preissteigerung haben in letzter Zeit zur Herstellung eines noch komplizierter zusammengesetzten Korkstopfens geführt. Dieser besteht an der unteren, in die Flasche ragenden Seite aus drei aufeinandergeklebten Plättchen von feinstem Korkholz, was darum besondere Beachtung verdient, daß gerade diese Korkscheiben mit dem Wein in Verbindung kommen. Aber auch für den Kunstkork des oberen Teils wird nur bester Korkschrott verwendet, und da außerdem ein völlig geschmack- und geruchfreies, absolut unlösliches Bindemittel benutzt wird, so stellt dieser Kunstpfropfen, der übrigens die volle Elastizität des Naturproduktes erreicht, das ideale Mittel für den Korkverschluß einer Wein- oder Sektflasche dar, bei dem ein Korkgeschmack so gut wie ausgeschlossen ist.



Gewinnung von Korkstopfen: Zerschneiden dünner Korkplatten mit der Maschine.



Herausschneiden der Korkstopfen aus dem Streifen mittels der Maschine.



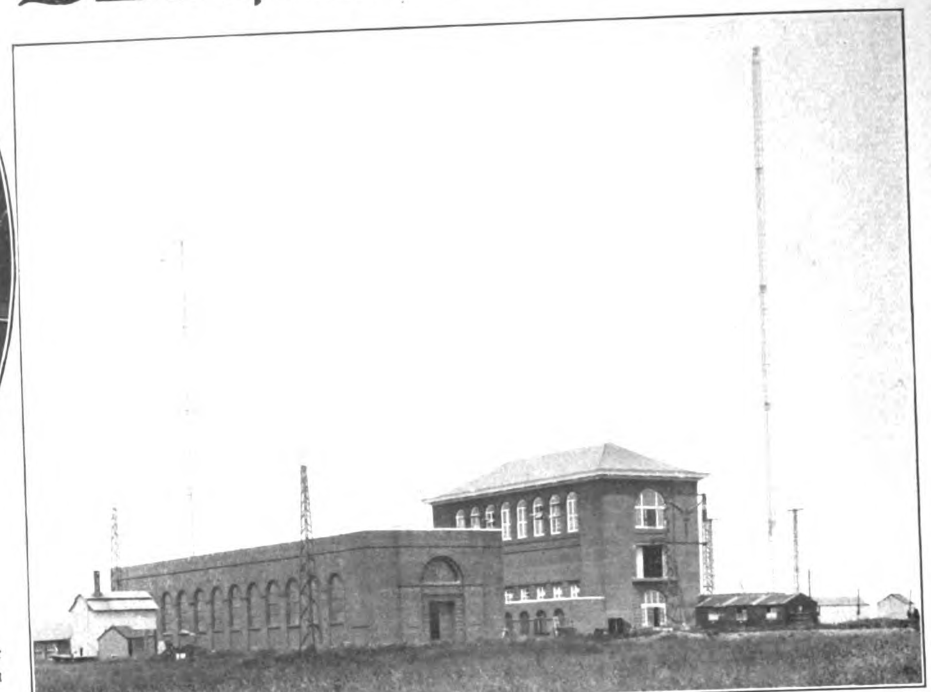
Arbeiterin bei der Herstellung von Korkstopfen mit der Howardmaschine.

Nun noch ein letztes Wort zu diesem Korkgeschmack. Über den verderbenden Geschmack, den bisweilen der Korkstopfen auf die Flüssigkeiten, mit denen er in Berührung kommt, überträgt, ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden. Alle die vielen Erfindungen zur Beseitigung dieses Übels hatten bisher keinen Erfolg, selbst nicht die des Franzosen Bordas, da bei seiner Methode, die Korke mit Heißwasserdampf zu behandeln, deren Natur insofern verändert wurde, als hierbei das Harz, das zum größten Teil die Undurchdringlichkeit der Korkstopfen bewirkt, zum Schmelzen gebracht wird, so daß der dieser Substanz beraubte Kork porös wird und fast ganz seine Widerstandskraft verliert. Langjährige Erfahrung in der Auswahl und Behandlung der zur Verwendung gelangenden Korkrinde haben es aber doch zuwege gebracht, daß dieser Korkgeschmack auch bei Naturkorkstopfen fast ganz seinen Schrecken verloren hat. Eine große Sorgfalt wird beim Sortieren der Korkpfropfen aufgebracht. Jeder Korkstopfen, der durch Fäulnisgeruch und gelbe Flecken als krank erscheint, wird ausgesondert. Aber bereits vor ihrer Verarbeitung werden die Korkplatten sehr lange der freien Luft ausgesetzt, damit die in ihnen enthaltenen ätherischen Öle durch natürliche Verdunstung verschwinden, denn gerade diese Öle sind es hauptsächlich, die den Korkgeschmack hervorrufen. Diese Methode kann natürlich bloß in Ländern angewendet werden, die neben Sonne und Wind nur sehr wenig Regen aufweisen. Ein solches Land ist Spanien, das ja auch in früheren Zeiten fast ausschließlich die Pfropfen lieferte, während sie jetzt in Frankreich, Algerien, Istrien, England und vor allem in Deutschland gleichfalls hergestellt werden.

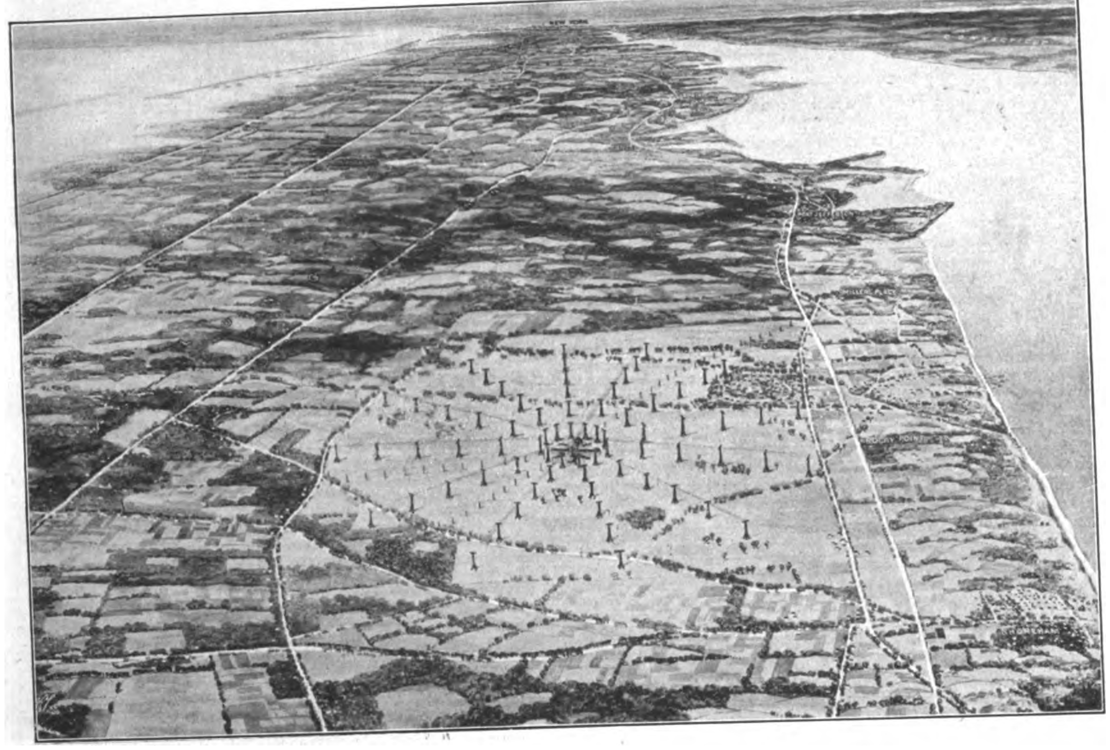
Telephonverkehr Deutschland-Amerika



Das erste „private“ Telephongespräch Berlin—Washington am Tage der Eröffnung (10. Februar): Der amerikanische Botschafter Schurman in seinem Arbeitszimmer (Berlin) im Gespräch mit dem Unterstaatssekretär Olds, dem Vertreter des Staatssekretärs Kellogg (Washington).



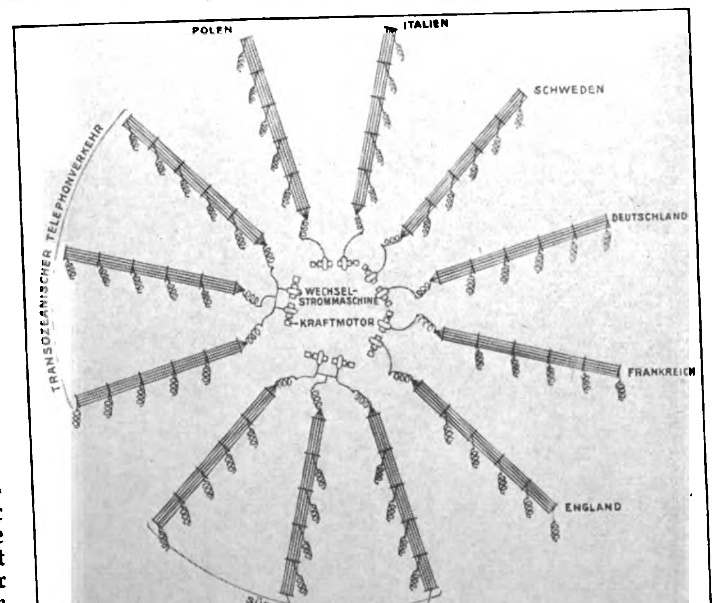
Die Radio-Großstation in Rugby (England), von der aus automatisch die Radio-Übertragung des aus Deutschland durch Kabel übertragenen Gesprächs nach Amerika erfolgt.



Die amerikanische Sendestation: Radio-Central auf Rocky Point (Long Island bei Neuyork).

Das Wunder ist Wirklichkeit geworden: wir heben den Hörer von unserem Tischapparat und verlangen, sobald sich das Amt, wie üblich, gemeldet hat, „Neuyork, Amt Hanover, 6763“. Es dauert nicht lange, und unser Vetter von jenseits des Ozeans meldet sich. Wir verstehen ihn sehr gut, nur müssen wir etwas, aber nur ein ganz klein wenig, lauter sprechen als bei unseren gewöhnlichen Gesprächen. Nicht, damit wir besser gehört werden, sondern aus einem anderen Grunde: unsere Stimme steuert nämlich auch die Schalter, die den Verkehr, einen „Wechselverkehr“, besorgen. Mit diesem Wechselverkehr und mit der Telephonie über den Ozean hat es aber folgende Bewandtnis: Bis zu unserem Amt geht alles genau so wie immer vor sich. Die durch das Mikrophon, in das wir sprechen, in Stromschwankungen umgesetzten Schallwellen gehen auf dem Draht nach dem Fernamt und werden hier in das Kabel übergeleitet, das Deutschland über Holland mit England verbindet. Die Stromschwankungen, die „Sprechströme“, werden durch eingeschaltete Zwischenverstärker verstärkt und gelangen so zur englischen Großstation Rugby. Hier hört der Verkehr im Draht auf, der drahtlose beginnt. Die Sprechströme werden den von der gewaltigen Antenne Rugbys ausgehenden elektrischen Wellen aufgelagert, die sie über den Ozean tragen. Alles verläuft selbsttätig. Die Überleitung vom Draht auf die drahtlosen Einrichtungen erfolgt durch automatisch gesteuerte Relais. Die Wellenlänge, mit der unser Gespräch über den Ozean gelangt, beträgt 5000 m. — Der amerikanische Empfänger befindet sich in Houlton bei Neuyork. Von dem Empfänger aus gehen die Ströme durch den Draht nach dem Amt „Hanover“ und von da in den Tischapparat unseres Vetters. Man kann das Gespräch aber sowohl in Deutschland als auch in Amerika noch auf weitere Entfernungen senden. So ist z. B. gleich am ersten Tag von Hamburg aus nach Omaha im Staate Nebraska, auf eine Entfernung von 12000 km gesprochen worden.

Wir sprechen im Wechselverkehr, d. h. es ist nicht wie beim gewöhnlichen Verkehr, beim „Duplexverkehr“, ein gleichzeitiges Sprechen und Gegensprechen möglich, sondern es muß stets vom Senden auf Empfang und vom Empfang auf Senden umgeschaltet werden. In dem Augenblick, da wir schweigen und unser Vetter sich vernehmen läßt, stellt sich die amerikanische Sendestation Rocky Point in den Dienst unseres Gesprächs. Seine Stimme steuert hier die automatischen Relais, die die Sprechströme auf die Wellen dieses Senders überführen. Rocky Point besitzt zwölf gewaltige Antennen. Jede Antenne dient dem Verkehr mit einem anderen Lande: drei wurden schon bei der Anlage für den Telephonverkehr mit Europa bestimmt. Von hier aus gehen die elektrischen Schwingungen über den Ozean. Sie werden wieder vom Empfänger aufgenommen, wie wir es eben für den entgegengesetzten Weg geschildert haben. Vom Empfänger aus fließt uns die Kunde in der bei der Telephonie auf Draht gebräuchlichen Weise zu. Die Gespräche sind noch sehr teuer. Ein Drei-Minuten-Gespräch von Berlin aus kostet bis zur ersten amerikanischen Zone 330 Mk. Man will wohl einer Überlastung vorbeugen, stehen doch vorerst nur zwei Sender zur Verfügung. Weitere Beschränkungen erstehen aus der Wellenlänge, die nicht beliebig geändert werden kann. Ein Verkehr zu billigem Preis ist wohl erst zu erhoffen, wenn man anstatt der langen Wellen kurze Wellen in den Dienst stellt. Der Kurzwellenverkehr muß jedoch erst noch weiter erprobt werden. Gelegenheit dazu ist bereits durch die englische Kurzwellenstation Chelmsford geschaffen, die seit kurzem mit Sidney in Australien auf eine Entfernung von 17000 km arbeitet. Hier handelt es sich allerdings um Rundfunk. Ein Sprechverkehr dürfte jedoch bald folgen. Dr. Albert Neuburger.



Antennenanlage der Station Radio-Central. Die strahlenförmig angeordneten Sendedrähte liegen auf 72 m hohen Masten (vgl. Abbildung Mitte links).



Riesenspulen der drahtlosen Station in Rugby. Damit sie an ihren Bestimmungsort transportiert werden konnten, mußte die Mauer des Gebäudes, in dem sie hergestellt wurden, durchbrochen werden.

(Fortsetzung des redaktionellen Teils auf S. 292.)


ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL
vor der Behandlung mit Odol-Zahnpasta
nach der Behandlung mit Odol-Zahnpasta
So wirkt
ODOL
★ ZAHNPASTA ★
Odol-Zahnpasta!

Wissen und Leben

Bisamratte und Biber. (Zu der Bildertafel auf S. 278.) Im Jahre 1906 ließ Fürst Colloredo-Mannsfeld amerikanische Bisamratten auf seiner Domäne Dobrisch bei Prag in Böhmen an einem großen See aussetzen, um das in seiner Heimat so geschätzte Pelztier auch unserem Kontinent nutzbar zu machen, nicht ahnend, daß der wanderlustige Geselle eine Gefahr für unser Land werden und sich so weit ausbreiten würde, daß Polizeimaßnahmen zu seiner Vertilgung getroffen werden mußten. Sind doch Exemplare schon bis zur Saalemündung und weiter vorgedrungen. Hierüber schrieb mir Professor Dr. Mertens vom Sächsischen Provinzial-Komitee für Naturdenkmalpflege in Magdeburg: „Daß die Gefahr des Eindringens der Bisamratte in das Bibergebiet besteht, ist erwiesen. Bereits im März vorigen Jahres (1925) ist bei Groß-Rosenburg von dem Deichaufseher Göhre ein Stück erlegt worden. Schwanz und Füße haben mir vorgelegen. Ein Zweifel ist also ausgeschlossen. An der Saale, Weißen Elster und Elbe rückt das Tier, wie die regelmäßig bei mir einlaufenden Meldungen beweisen, ständig vor. Es ist bis jetzt bei Weißenfels, Zeitz und Wittenberg gefunden worden. Ein weiteres Vordringen ist also mit Sicherheit zu erwarten." Der erwähnte Schädling wurde in der Saale-Elbe-Niederung an einem stark verkrauteten, flachufrigen See erbeutet. Eine weitere Bisamratte wurde unweit davon 1926 in einem Graben tot aufgefunden. Seitdem sind dort weder Tiere noch deren Baue entdeckt worden. Dies ist sehr wahrscheinlich der wohlorganisierten Bekämpfung dieses Schädlings in den Grenzgebieten zu danken. — In seiner Urheimat, Nordamerika, wo das Tier ähnliches Gelände wie das obenerwähnte bewohnt, werden jährlich etwa 7 Millionen Stück erbeutet. 4 Millionen Felle gehen nach Europa, um hier zubereitet zu werden. Für Herrenpelzfutter bleibt das Fell, wie ihn das Tier liefert, während die für Damenpelzwerk bestimmten gefärbt und auf Nerz, Zobel, Skunk, Seal usw. verarbeitet werden. In Amerika genießt diese Ratte den Sommer über Schonung. — Da die Bisamratte in ihren Gewohnheiten viel Ähnlichkeit mit dem Biber hat, ist eine Verwechslung mit jungen Bibern leicht möglich, weshalb eine kurze Beschreibung hier am Platze erscheint. Das ausgewachsene Tier hat eine Länge bis zu 50 Zentimeter, wovon die Hälfte auf den Schwanz entfällt, der seitlich zusammengedrückt, also hochkantig ist, entgegen dem breitgedrückten, Kelle genannten des Bibers und dem runden der Wanderratte, mit der die Bisamratte nicht selten verwechselt wird. Allen drei Arten dient der Schwanz beim Schwimmen als Ruder und Fortbewegungsmittel. Der Leib der Bisamratte ist gedrungen, der Kopf, der dem der Wanderratte ähnelt, rundlich, die Schnauze abgestumpft, und die verschließbaren Ohren sind vom Pelz, der eine grau- bis rötlichbraune Farbe hat, fast verdeckt: Die schwarzen, mit fünf Zehen versehenen Hinterläufe sind durch sehr kleine Schwimmhäutchen verbunden, während sie beim Biber bis zu den Zehen heranreichen und bei der Wanderratte überhaupt fehlen; der letzteren ist sie an Größe und Gewicht (bis zu 2 Kilo) bedeutend überlegen. — Während der starken Vermehrung dieses schädlichen Wasserbewohners ist eine energische Bekämpfung, wie sie mit bestem Erfolg in Schlesien, Sachsen, Bayern usw. eingesetzt hat, erforderlich. Da sich an der Verfolgung, des lohnenden Erwerbs wegen (3—6 Mark das Fell und 5—6 Mark Fangprämie), nicht nur die angestellten Bisamjäger, sondern auch Zivilpersonen beteiligen, ist einer weiteren Ausbreitung voraussichtlich vorgebeugt, so daß hoffentlich das Bibergebiet in der Saale-Elbe-Niederung in Zukunft verschont bleibt. Anderenfalls müßte dort der Fang mit Tellereisen, der in erster Linie die geschonten Biber zur Strecke bringen würde, untersagt und nur das Stöberverfahren erlaubt werden. — Die Bisamratte ist an das Wasser gebunden, da Wasserpflanzen ihre Hauptnahrung bilden und nur nebenher animalische Kost genommen wird. An steilen Ufern von Bächen und Teichen, die ihnen reichlich Nahrung bieten, legen sie ihre verzweigten unterirdischen Baue in lehmigem Boden oder hinter Mauerwerk und in Staudeichen an; die Röhren der Baue münden unter Wasser. Flachufrige sumpfige Gewässer veranlassen das Tier zum Bauen von Burgen, die denen des Bibers ähneln, aber kleiner sind. Die große Gefahr für unsere Binnengewässer, Staudeiche und Wasserbauten besteht darin, daß durch die Wühlarbeit der Bisamratte Dammbrüche und dergleichen hervorgerufen werden können, und da sie auch als Pflanzenfresser den am Wasser liegenden Gärten und Feldern Besuche abstattet, um sich ihren Tribut an Rüben, Kohl und Obst zu holen, ist bei einem Massenauftreten der angerichtete Schaden nicht unbeträchtlich. Mühlen- und Fischteiche sind schon durch Untergraben der Stauanlagen trockengelegt worden. Einigen Nutzen gewähren die Bisamratten mit durch ihren wertvollen Pelz, und auch das Verzehren von Wasserpflanzen kann ihnen eher als Nutzen denn als Schaden gebucht werden.

M. Behr.

Die Gärten von San Remigio. (Hierzu die Bildertafel auf S. 281.) Die Fülle der Offenbarungen, mit der die Vergangenheit Italiens zu dem Fremden spricht, mag es begreiflich machen, daß allzu viele Reisende über dem Erbe entschwundener Jahrhunderte die Leistungen übersehen, mit welchen die eigene Zeit das reiche Land noch zu schmücken vermocht hat. Schmerzlich bleibt es, wenn der Fremde auch diejenigen Werke des neuen Italiens unbeachtet läßt, die selbst ein strenger Richter den alten klassischen gleichwertig, zuweilen ihnen überlegen nennen wird. Zu diesen vorzüglichen Schöpfungen sind die Gärten von San Remigio zu zählen. Tausende von Fremden besuchen alljährlich den Lago Maggiore und bewundern die Herrlichkeiten, die schon seit vielen Jahrzehnten den Strom der Reisenden zu sich lenken. San Remigio bleibt einsam — die deutschen Gäste wenigstens gehen nach wie vor an seinen Wundern vorüber. Schlechthin wie ein Wunder wirkt es, zu sehen, was Hingebung an eine schöne Sache und ein gebildeter Geschmack noch unter ungünstigen äußeren Umständen zu schaffen vermögen. Vielleicht quält in den großen Villengärten Roms manchen nachdenklichen Kunstfreund die Vorstellung von der Vergänglichkeit alles dessen, was große Gartenkünstler geschaffen haben; in San Remigio wird der Nachweis erbracht, daß auch in unseren Zeiten noch und schneller, als der Unkundige für möglich hält, unvergleichliche Gartenschöpfungen vollendet werden können. Die Gärten von San Remigio wurden ungefähr vor einem Menschenalter angelegt. Die Natur gab den Spiegel des blauen Sees und die Umrißlinien der Berge, einen köstlichen Rahmen für das geplante Werk; aber sie versagte den Abhängen des Besitztums Wald und Wasser; alles, was jetzt den Hügel von San Remigio schmückt, ist Menschenwerk. Der großartigste Anteil des Gartens füllt die südlichen Hänge. Die strenge und gefällige architektonische Gliederung, die Mannigfaltigkeit, die in der Gestaltung der einander folgenden Gartenterrassen erreicht ist, und die erhabene Steigerung, mit welcher der Schöpfer des Gartens von jeder Terrasse zur nächsten seine Vorstellungen von Gartenschönheit immer großartiger und rauschender sich verwirklichen läßt, machen San Remigio zu einem Kunstwerk, das von den klassischen Gärten des Barocks zwar an Größe und durch die Wucht hundertjähriger Vegetation übertroffen wird, mit seiner wohlerwogenen Gliederung und durch den unbeirrbar wählenden Geschmack sie aber hinter sich läßt. Man wandle durch den tiefsten der gestaffelten Gärten, den Giardino della mestizia — er liegt halb im Schatten hoher Boskette; große, wenig gegliederte Flächen werden von bemoosten Steinbildern umrahmt — man

steige über die breite Freitreppe zum Giardino della letizia, dem reich gegliederten, in allen Farben strahlenden, und zu den heiter festlichen Göttern, die ihn bevölkern — und man gelangt schließlich auf die heiße Palmenterrasse, die vor der Villa des Künstlers sich breitet. Man achte auf alle Einzelheiten des weise verteilten bildnerischen Schmuckes, auf die Gliederung und Verkleidung der Terrassenmauern, auf Wasserbecken, Rasen und Pilasterwerk, auf den Fernblick, den Architektur und Vegetation hier und da freigeben. Weder auf den breiten Promenaden der Giardini Boboli noch in dem „Frigus amabile“, das die gewaltigen Wasserkünste von Tivoli in die feierlichen Räume des Este-Gartens hauchen, fühlt sich der Besucher von einer so feinsinnig waltenden, weisen und liebenswürdigen Künstlerhand geleitet wie hier: in San Remigio wird nicht nur die monumentale Architektur immergrüner Gewächse streng gemeistert; mit Entzücken wird der nordische Gast es begrüßen, daß auch die Vox coelestis bunter Blumenfülle ihm hier entgegenklingt, die dem Garten der klassischen Zeit fremd gewesen zu sein scheint. — Wenn viel zu wenige Deutsche den Weg zu San Remigio finden, so ist dieser Mangel an Anteilnahme auch deswegen zu beklagen, weil der Schöpfer und Besitzer des Gartens, Marchese Silvio della Valle di Casanova, ein Sproß aus neapolitanischem Edelgeschlecht, deutschem Wesen so nahe steht, wie vor ihm vielleicht noch niemals ein Romane gestanden hat. Die Gemächer seiner Villa füllen Schätze edelster italienischer Kunst; ihr Besitzer ist ein erlesener Kenner aller Epochen des Trecento und des Rinascimento — und mit Staunen erfahren wir, daß derselbe Geist, der die Kunst seiner südlichen Heimat ausgezeichnet kennt und schwelgerisch liebt, deutscher Geistesart wahlverwandt zugehört. Dem Italiener, der in seiner Muttersprache niemals einen Vers geschrieben hat, fließen in deutscher Sprache Oden, Elegien, Dithyramben von den Lippen. Die deutsche Musik war es, die vor Jahrzehnten den einzigartigen Mann an deutsches Wesen unauflöslich gebunden und vor ihm alle Wege zu Sprachkunst und Sprachgewalt aufgetan hat. — Die Deutschen, die bei ihrer Fahrt nach dem klassischen Süden gern ihrer Großen gedenken, die in Italien nach den Gütern suchten, die ihren nordischen Geist frei und reich machen sollten, mögen den Dichter Casanova nicht vergessen, der einst über die Alpen gen Norden zog, um in Deutschland Vollendung zu finden.

Prof. Dr. Ernst Küster, Gießen.

Die Malerin Irene Goeschen. (Hierzu die Gemälde „Großstadtimpressionen“ auf S. 282.) Vor Jahresfrist habe ich ein paar kurze, reiche Stunden in dem Berliner Heim Irene Goeschens zugebracht, habe ihr bisheriges Schaffen in seiner ungebrochenen, aufstrebenden Linie rückschauend miterleben dürfen und dabei die Gewißheit neu gewonnen, daß der Frauen Aufgabe groß und eigenbestimmt in dieser unserer schmerzhaft gegensätzlichen Zeit sein müsse, daß sie in den weiten Bezirken von Kunst und Wissenschaft nicht mehr nur als Empfangende, sondern auch als Gebende an den Lösungen der Probleme teilhaftig sind, und daß manche subtile Fragen vielleicht nur durch sie letzte Beantwortung finden können. Irene Goeschen sprach mir davon, wie sie Stunden, Tage, Nächte in den belebten Straßen des Berliner Westens zubringe, wie sie sich aus dem Gefüge der sprunghaft wechselnden und doch irgendwie sich ähnelnden Bilder, deren lebendiger Teil sie selbst dann geworden, manchmal nur loslösen könne, um sie im Geiste heimzutragen, um sie wiederzugestalten. „Ich lebe dann wie im Fieber und finde keine Ruhe, bis das meine Seele ganz Erfüllende, Bedrängende neu geworden ist. Ich male meine Bilder meistens in einem Zuge in wenigen Stunden. Bewegte Menschenmassen, Tanz- und Straßenszenen interessieren mich neben meinen Portraits am meisten.“ — Es ist wunderbar, wie der Rhythmus, die neue Bewegtheit dieser Zeit mit den allerfeinsten Schwingungen in ihrer, der Künstlerin, Wesenheit verrinnt, um in ungebrochenem Wellengange in schöpferische Tat auszuströmen. Alle ihre Bilder sind erlebnisstark, blutwarm, voller Sehnsucht und letzter Ahnung, sind ganz wirklich und doch rätselschwer. Wie das Leben! Wie das Schicksal der Menschen, die in den Straßen der Großstadt einsam oder in tragischer Gemeinschaft vielleicht nur einem Phantom, einem vermeintlichen Glück nachhasten, die in herrlich gefesseltem und doch ganz gelöstem Gliederspiel nach dem Takte ihrer Zeit aus dem Nichts in das Nichts schreiten. Die Befreiung, Erlösung im Tanze, im Enganeinanderdrängen der Leiber, im Verschwenden der Seelen ertrotzen wollen, und die unsäglich leiden ...

Elga Kern.

Neues von den Ursachen der Eiszeit. Die diluviale Eiszeit hat der Mensch miterlebt, als er noch als Urmensch begann, sich die Erdräume zu erobern. In vielen Sagen und Erzählungen klingen dunkel die Erinnerungen an dieses gewaltige Ereignis nach. Erst seit dem Jahre 1875 konnte der Mensch aus den während der diluvialen Eiszeit abgesetzten Gesteinen lesen, daß Inlandeis am Werke gewesen ist, diese Gebilde abzusetzen. Man erkannte, daß sich eine zusammenhängende Eisdecke von Skandinavien bis ziemlich an die deutschen Mittelgebirge heran bildete, daß die Alpengletscher bis in die Gegend von Sigmaringen und Ulm reichten, daß Nordamerika bis zum 40. Breitengrade vergletschert war, und daß in Südamerika die Kordilleren und in Südafrika der Kilimandscharo Gletscher trugen. Man hat auch erkannt, daß mehrere Male, sicher dreimal, das Eis sich vorschob und zurückzog. Funde von Tieren und Pflanzen aus der diluvialen Eiszeit lassen den Schluß zu, daß das Klima beim Eisvorstoß kälter und beim Eisrückgang ungefähr wie das unsrige war. Für die Ursachen dieser Eiszeiterscheinungen hat man noch keine endgültige Erklärung gefunden. Der Königsberger Forscher K. Beurlen geht nun den „Ursachen der Eiszeit“ in „Natur und Museum“ nach. Nach ihm hat im letzten Abschnitt der Braunkohlenzeit, im sogenannten Pliozän, eine Landverbindung vom europäischen Festland über England, Island und Grönland nach Nordamerika bestanden. Noch heute ist dieses an dem Meeresbodenrelief erkennbar. Diese Landverbindung wurde im mittleren Diluvium unterbrochen. Aus dem Atlantischen Ozean drang durch den Kanal von Dover das Meer, das die neue Nordsee von den Niederlanden über Dänemark bis nach Ostpreußen darstellt. Mittelamerika hob sich im Pliozän über das Meer, und die Fauna von Florida aus der Miozänzeit verrät eine Abkühlung gegenüber der des Alttertiärs. Da im Miozän der Isthmus von Mittelamerika noch vom Meer überflutet war, konnte der atlantische Nordäquatorialstrom nicht abgelenkt werden. Das geschah erst vom Pliozän ab, als Mittelamerika aus dem Meer auftauchte. Er konnte aber seinen heutigen Weg deshalb noch nicht beschreiten, weil die isländisch-grönländische Landbrücke, die immer noch bestand, ein Hindernis bildete. Nordwesteuropa war damals noch vom Golfstrom verschont. In die Nordsee gelangte aus dem Nördlichen Eismeer kaltes Wasser. Das Klima im nördlichen Deutschland war während des Jungpliozäns kälter als heute. Diese Klimadepression traf nicht nur die Nordsee, sondern auch die ganze Erde. Als dann im Tertiär gesteigerte Landhebung einsetzte, folgten auch reichliche Niederschläge, die zu Ansammlungen breiter Schneemassen führten. Diese Schnee- und Inlandeismassen trugen zu weiterer Abkühlung bei. Dazu kam das Schwanken der Ekliptik und der Erdbahnexzentrizität, die natürlich einen Wechsel der Stärke der Sonnenstrahlung bedingten. Es ist von Köppen und Wegener nachgewiesen worden, daß in den letzten 650 000 Jahren vier Perioden auftraten, die so geringe Sonnenstrahlungsintensität aufwiesen, daß im Klima eine Verschiebung von 10—15 Breitengraden nach Norden in Frage kamen. Man kann diese vier Kälteperioden mit den vier Eiszeiten von Penck und Brückner in Verbindung bringen. Diese vier Kälteperioden sind nicht einheitlich, sondern setzen sich aus elf kalten Perioden zusammen, deren Vorhandensein von Sörgel in Thüringen im Randgebiet der Vereisung nachgewiesen worden ist. In diesen Darstellungen ist eine brauchbare Erklärung der Ursachen zur diluvialen Eiszeit gegeben.

Rudolf Hundt.

Anmerkung der Schriftleitung. Die Figuren unseres von dem Maler Carl Streller stammenden Umschlagbildes stellen symbolisch die vier Jahreszeiten dar.

TREFFENDE ANTWORTEN

VON CHARLES HÜNERBERG

Der Hamburger Syndikus Gries (sein Name wird in Hamburg der Nachwelt durch die „Griesstraße“ erhalten) war in Wien in einer Gesellschaft dem ebenso hochmütigen wie boshaften Friedrich v. Schlegel, dem Romantiker, vorgestellt worden. Als er ihm einige Zeit später wiederbegegnete, tat Schlegel, als erinnere er sich des Gesandten kaum noch, bis er zögernd in die Worte ausbrach: „Ach so, Herr Grindikus Süß, nicht wahr?“ Die Antwort lautete: „Ich kenne Sie sehr wohl, Herr Schriedrich von Flegel!“.

Amschel Rothschild erkrankte schwer im achtzigsten Lebensjahr, er fühlte das Ende kommen. Sein Arzt versicherte ihn aber, er könne hundert werden, ehe der Herr ihn riefe. „Nein,“ entgegnete Rothschild, „der Herr wird mich doch nicht nehmen zu pari, wenn er mich haben kann zu achtzig!“

Ein Gast, der zum erstenmal in dem Hause des Bankiers Abraham Mendelssohn eingeführt wurde, begrüßte den Hausherrn ehrfurchtsvoll und drückte seine Freude darüber aus, den berühmten Mendelssohn kennenzulernen. „Nun, was die Berühmtheit betrifft,“ sagte dieser, „so war ich in meiner Jugend der Sohn des berühmten Mendelssohn (des Philosophen Moses Mendelssohn), jetzt aber bin ich der Vater des berühmten Mendelssohn“ (des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy).

Im Jahre 1586 schickte Philipp II. einen Gesandten nach Rom, um dem Papst Sixtus V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Der Papst, der über die Jugend des Gesandten unwillig war, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Eurem Herrn fehlen noch die Menschen, weil er mir einen Gesandten ohne Bart schickt.“ — „Wenn mein Herr geglaubt hätte,“ sagte der junge Gesandte, „daß es Ew. Heiligkeit um einen Bart zu tun wäre, so hätte er Ihnen einen Bock und keinen Edelmann, wie mich, geschickt.“

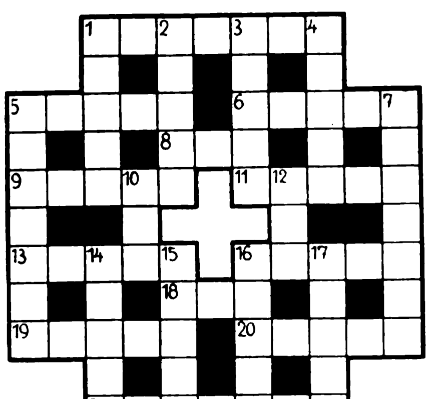
Eine meiningische Prinzessin bedauerte nach einem von Max Reger geleiteten Orchesterkonzert, daß man während der Aufführung das Gesicht des Meisters nicht sehen konnte. Reger antwortete (offenbar mit Anspielung auf die Buchstabensymmetrie seines Namens): „Da haben Hoheit nicht allzuviel verloren; ich schau' nämlich von vorn gerad' so aus wie von hinten.“

König Eduard VII. besichtigte einst eine Taucherstation. Er redete den ersten Taucher an und sagte: „Wieviel verdienen Sie wohl im Jahre?“ — „Das ist ganz unbestimmt,“ antwortete dieser, „wenn es sehr gefährliche Taucherarbeiten sind, 6000 Pfund und mehr.“ — „Das ist eine ganze Menge, so viel verdienen meine Minister nicht“, antwortete der König. „Ja, Majestät,“ entgegnete der Taucher, „aber die ‚tauchen‘ auch nicht.“

Heinrich V., König von Frankreich, sagte einmal zu einem deutschen Fürsten, der Paris besuchte: „Es ist gut, daß Sie hierherkommen. Hier können Sie manches in Erfahrung bringen; denn in Deutschland kann ein Franzose nichts lernen.“ — „Und doch, Majestät! Bescheidenheit“, antwortete der Fürst.

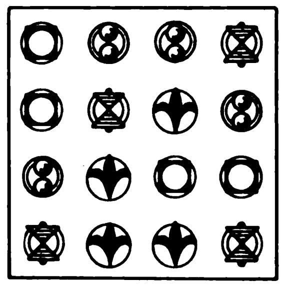
ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Südfrucht, 5 Anzahl Wild, 6 türkischer Ausdruck für Palast, 8 weiblicher Vorname, 9 Schmuckstück, 11 neue Kraftmaschine, 13 Kircheneinrichtung, 16 Gewebe, 18 Nordeuropäer, 19 Hinterlassenschaft, 20 Tischgerät, 21 Architekturbegriff; senkrecht: 1 asiatischer Nadelbaum, 2 Blume, 3 männlicher Vorname, 4 Scherz ausschließender Begriff, 5 jüdischer Erzengel, 7 Halbedelstein, 10 biblischer Frauenname, 12 Gedichtsform, 14 Raubtier, 15 religiöser Brauch, 16 Schiffsantrieb, 17 russische Messestadt.

Figurenproblem.

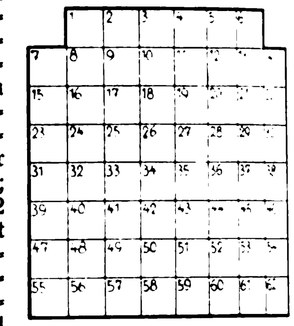


Ein Auslandsreisender schenkte einer befreundeten Familie dieses abgebildete, schön bestickte Tuch. Jede der vier Haustöchter wollte davon ein gleich großes Stück haben wie die anderen und zugleich mit vier verschiedenen Figuren versehen. Wie mußte das Tuch zerschnitten werden?

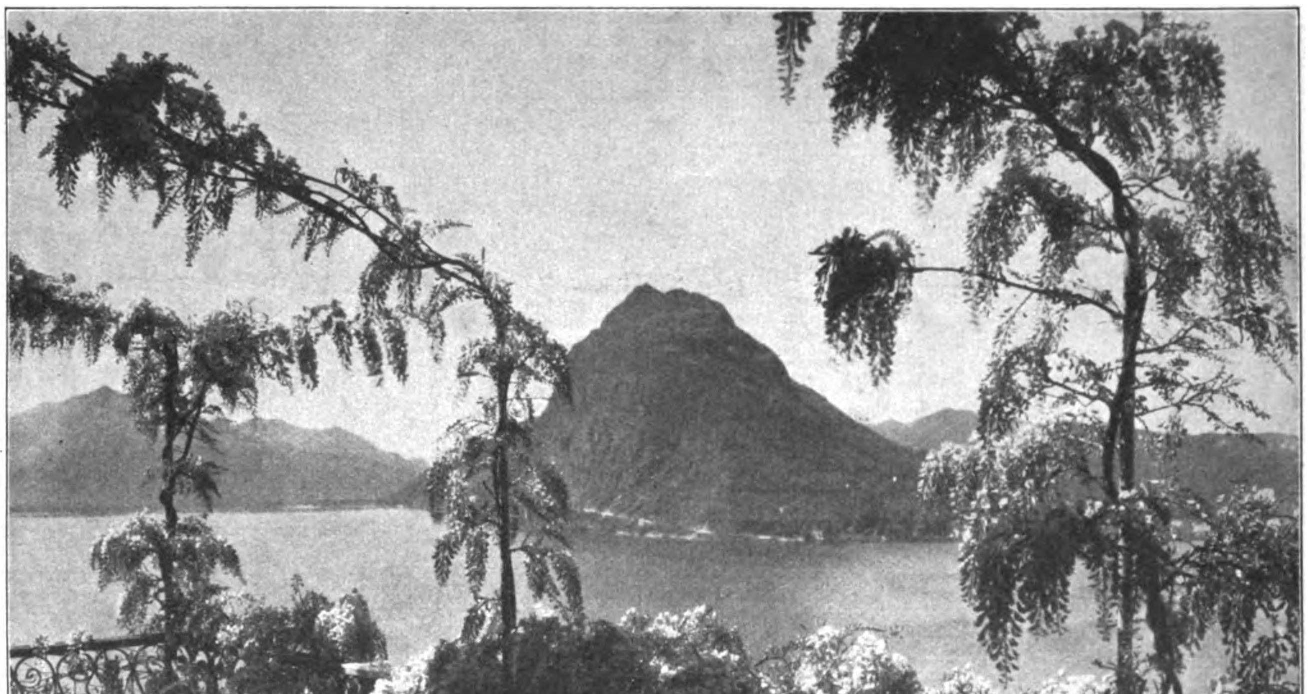
Schüttelei.

Wenn er dich schüttelt, wirst du im Nu
Abscheu empfinden und Schrecken.
Schüttelst du ihn, so dürftest du
Bald ein Vierblatt entdecken.

Karreerätsel.



Es sind 18 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch. Bedeutung der Wörter: 1 Persischer Fürstentitel 43 29 61 33 38; 2 Land in Afrika 43 52 22 33 39; 3 deutscher Komponist 5 33 41 32; 4 Strom in Rußland 1 12 45 56 33; 5 Laubbaum 6 24 45 44; 6 plattdeutscher Dichter 13 51 52 34 10 7; 7 industrielle Vereinigung 17 50 52 43 46; 8 Ostseeinsel 50 4 56 25 19; 9 Mardergattung 9 45 62 36 43; 10 Halbedelstein 33 37 42 59 62; 11 nordafrikanisches Gebirgsland 50 16 49; 12 Gedichtart 15 27 55 56 16 23; 13 Bleichmittel 60 14 27 40 26; 14 französischer Bildhauer 3 40 54 16 48; 15 türkischer Titel 57 49 18 53 8 16; 16 englischer Schriftsteller 35 30 20 1; 17 Stadt in Holland 2 8 28 58; 18 italienische Alpenstadt 11 13 16 47 21 31.



Phot. Herbert Ruedi Lugano.

Zitatenrätsel.

Aus folgenden bekannten Zitaten ist je ein Wort auszusuchen. Die gefundenen Wörter ergeben ein neues Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

1 So muß ich hier verlassen sterben.
2 Königin, das Leben ist doch schön!
3 Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden.
4 Doch ihre Weine trinkt er gern.
5 Leben heißt, tief einsam sein.
6 Und der Mensch versuche die Götter nicht.
7 Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.
8 Bei Philippi sehen wir uns wieder.
9 Das hat ein Freund für seinen Freund getan.
10 Etwas ist faul im Staate Dänemark.
11 Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.
12 Und das Unglück schreitet schnell.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4329.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4327.

Quadraträtsel: 1–2 Wacholder, 2–3 Rembrandt, 4–5 Zobel, 5–6 Leine 7–8 Bonbonniere.

Buchstaben-Entnahme: Paket, Turnier, Landung, Schmerz, Barett, Gans, Rand, Leiter, Elise, Renntier, Schwein, Moloch, Maurer, Batum. – Ein Mann, ein Wort.

Silbenrätsel: 1 Hölderlin, 2 Adelheid, 3 Leonardo, 4 Theoderich, 5 Erika, 6 Forum, 7 Emilie, 8 Serbien, 9 Trinidad, 10 Dante, 11 Urban, 12 Hanau, 13 Araber, 14 Siegfried, 15 Tivoli, 16 Villach, 17 Omnibus, 18 Motette, 19 Leinöl, 20 Eichenlaub, 21 Babette, 22 Engländer. – Halte fest, du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber.

Kreuz und quer: Der Erde köstlichster Gewinn, / Ist frohes Herz und leichter Sinn.

Allerhand Eßbares: 1 Ananas, 2 Orange, 3 Sellerie, 4 Linse, 5 Rettich, 6 Spargel, 7 Zwiebel, 8 Erbse, 9 Kaper.

Gleichklang: Scheffel.

Rösselsprung: Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf, / gäb es wohl einen Fluß; / weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf, / eins ohne das andre vertrocknen muß.

Schach-Endspiel: (Kd1, Sh4, Bb5, e3, e6, g3, h6 – Kb1, Da1, La2, Bb2, b3, c5, e7, g4, g5, h7.) Weiß zieht und hält Remis — 1. Sh4 – g6!, c5 – c4. 2. Sg6 – e5, c4 – c3. 3. Se5 – c4, c3 – c2†. 4. Kd1 – e2! c2 – c1 (D). 5. Sc4 – a3 ‡. 4. ....., c2 – c1 (S†). 5. Ke2 – d1, Sc1 beliebig. 6. Sc4 – a3 ‡. 4. ....., Kb1 – c1 (am besten!) 5. Sc4 – e5! b2 – b1 (D). 6. Se5 – d3 ‡. 5. ....., Kc1 – b1 (am besten). 6. Se5 – c4, Kb1 – c1. 7. Sc4 – e5, Kc1 – b1. 8. Se5 – c4, Kb1 – c1, Sc4 – e5 usw. Remis durch Zugwiederholung. Falls nach 1. Sh4 – g6, h7 × Sg6, so 2. h6 – h7, c5 – c4. 3. h7 – h8D, c4 – c3. 4. Dh8 × c3 patt.

DKW auf der Leipziger Frühjahrsmesse. Auf der internationalen Automobil-Ausstellung für Last- und Sonderfahrzeuge zur Leipziger Messe vom 4. bis 14. März ds. Js. wird auch DKW vertreten sein. Verschiedene DKW-Neuheiten werden den DKW-Stand in Halle 7, Stand 21 zur Sensation der Messe machen. Es wird auf dieser Ausstellung zum erstenmal ein DKW-Auto der Öffentlichkeit gezeigt werden. Das Lieferwagen-Auto wird sicher für viele Fach- und Geschäftsleute ein Zugstück sein. Auch die auszustellenden 6- und 8-Zylinder-DKW-Motoren, für die Herr Rasmussen anläßlich seiner Amerikareise von Rickenbacker sämtliche Fabrikationseinrichtungen, Modelle usw. gekauft hat, werden der DKW-Ausstellung ein eigenes Gepräge geben. Die auf der Ausstellung befindlichen DKW-Transportwagen sind sämtlich mit gebrauchsfertiger Karosserie versehen. Die Krankentransport-Karosserie wird sicher viel Anklang finden, genau so, wie die auf das Transportwagen-Chassis montierte Flader-Feuerspritze für Feuerwehren von Interesse sein wird. Der DKW-Transportwagen mit geschlossenem Lieferkastenaufbau ist infolge seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeit schon sehr verbreitet, sodaß hierüber wohl nichts mehr gesagt zu werden braucht. Für viele Besucher wird auch das DKW-Zweizylindermotorrad mit Lieferkastenseitenwagen neu sein. Die stationären DKW-Motoren haben sich ja ebenfalls schon zehntausendfach bewährt. Ein DKW-Einzylinder-„O“-Motor, luftgekühlt, ein Zweizylinder-DKW-„P“-Motor wassergekühlt und ein Lichtaggregat geben den Besuchern auch über andere DKW-Erzeugnisse ein klares Bild. Wie man aus vorstehenden Zeilen ersieht, verspricht die DKW-Messeausstellung eine Sensation ersten Ranges zu werden.

Vor kurzem erschien: **Willy Lange, Gartenpläne.** Unter Mitwirkung seines Mitarbeiters Hans Hasler. Mit 147 Abbild. und 137 Plänen. (J. J. Webers Illustrierte Gartenbibliothek, Band VIII.) 455 Seiten. Gr. 8°. Gebunden RM. 28.—. Inhalt: I. Gartengespräche. Gestaltung: 1. Unser Erbe; 2. Unser Eigen; 3. Unsere Zukunft. Landschaftskunst. Gutshöfe. Friedhöfe auf dem Lande. Siedelungsformen. Geländegestaltung und Böschungen in Siedelungen. Behandlung der Grundstücksgrenzen. Bildwerke. Die Form der Wege: A. Im Garten nach Naturmotiven; B. Im Garten nach Baumotiven. Form der Pflanzung: A. Nach Naturmotiven; B. Nach Baumotiven. Geländeform. Ufer. Die Form des Wassers: A. Im Garten nach Naturmotiven; B. Im Garten nach Baumotiven Vorfahrten. Pflanzungen auf Straßen der Gartensiedelung. Über Pflege u. Entwicklung von Garten u. Park. Anhang. (Anmerkungen zum Hauptstück „Gestaltung".) II. Gartenpläne. Zum Lesen der Pläne. Werk 1–100. III. Gartenbilder: Bemerkungen zu den Bildern. Bilder 1–100. Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Gewerbe-Hochschule
Köthen (Anhalt).

Studienabteilungen:

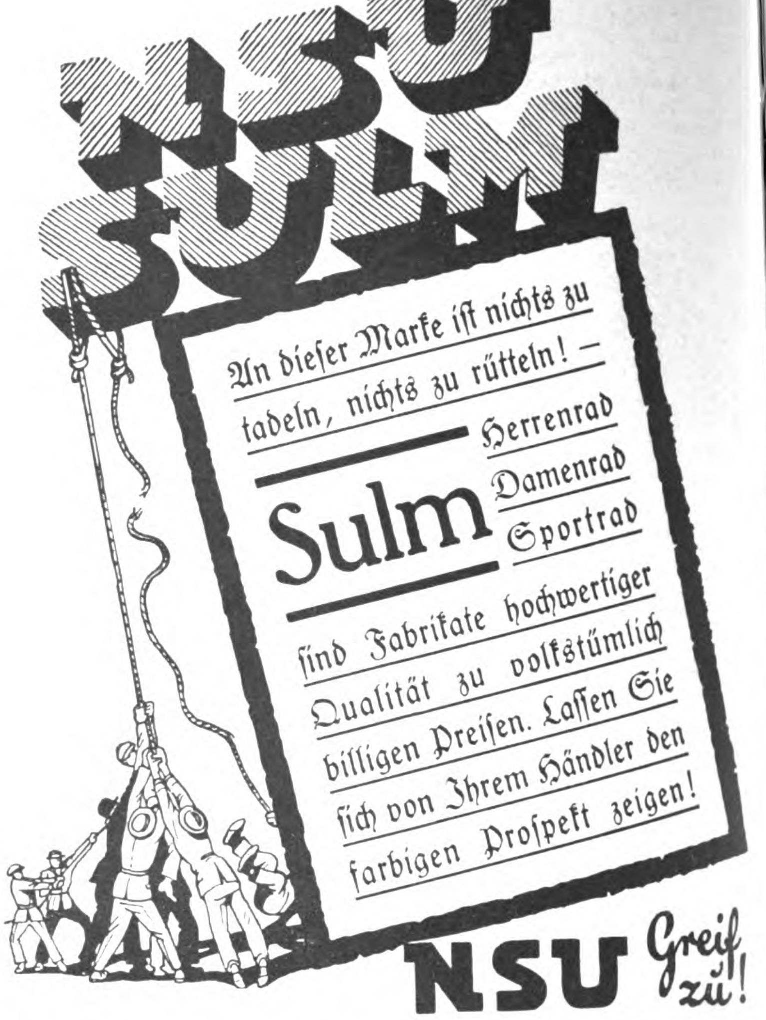
1. *Maschinenbau und Bauingenieurwesen.*
2. *Elektrotechnik* mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
3. *Technische Chemie* mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
4. *Technologie* mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemailliertechnik, Papiertechnik.

Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.

Dauer des Studiums: 7 Semester.
Beginn des Sommer-Semesters am 17. April 1928

Vorlesungsverzeichnis kostenlos.



NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G. Neckarsulm (Württ)

Erfinder - Vorwärts
strebende, Verdienstmöglichkeit? Aufkl. Broschüre „Ein neuer Geist" gratis d.
Erdmann & Co., Berlin, Königgrätzerstr. 71.

Drei Dinge geben dem „Fachinger Wasser" den Weltruf: die Heilkraft, die Bekömmlichkeit, der Wohlgeschmack. Mit Recht heißt es daher „Fachingen verlängert das Leben!"

Gegr. 1892 **Uhren-Fabrik UNION GLASHÜTTE I/Sa.**
FABRIK MARKE



Feinste Präzisions-Taschenuhren
Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte



Phonola
Flügel u. Pianos
sind deutsche
Kunstspiel-Instrumente
in höchster Vollendung

Bequeme Teilzahlung

Hupfeld-Gebr. Zimmermann A G
Leipzig.

Überflüssiges Fett
können Sie ganz leicht bekämpfen.
Trinken Sie einfach
Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee



dann werden Sie schlank und bleiben jung. Hören Sie, was Herr *Sanitätsrat Dr. A. D.* in *A.* schreibt: *„Der Tee hat mir gute Dienste geleistet, bin 15 Pfund leichter geworden und frischer, wie 10 Jahre jünger."* Wenn Sie Ihr Gewicht auf gesunde Weise verringern wollen, dann beginnen Sie noch heute. 1 Paket Mk. 2.—, 6 Pakete Mk. 10.— zur gründlichen Entfettung erforderlich.



Institut Hermes, München D. 92, Baaderstraße 8.



Das Rasieren mit der Auerhahnklinge macht Ihnen Freude. Sie ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

Jss kalt so wirst Du alt**!**
Jss roh so wirst Du froh**!**

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Großartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuß für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!
Drebber's Rohkosttafel
m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 15 Pfg. freibleibend.
Drebber's Diätschule
Oberkassel-Bonn N. 176.



AUREOL
seit 32 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt und natürlich in allen Nuancen vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz

Probekarton zu 1 Portion	M. 1.65
Probekarton zu 2 Portionen	M. 3.—
Original-Karton zu 4 Portionen	M. 5.—

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4329. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. MÄRZ 1928

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4329. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. März 1928.

Allgemeine Notizen.

Dichter-Ehrenpreise. Der württembergische Goethe-Bund hat in diesem Jahr zum erstenmal seinen Literaturpreis von 1000 Mark für das beste Buch eines württembergischen Dichters verliehen, und zwar an den Lyriker und Romanschriftsteller Hans Heinrich Ehrler. — Die Gesellschaft der Bücherfreunde in Chemnitz hat ihre Ehrengabe für das Jahr 1927 in Höhe von 750 Mark der Dichterin Dr. h. c. Agnes Miegel in Königsberg verliehen. — Der Dichterpreis der Stadt München ist Hans Carossa auf einstimmigen Beschluß des Preisrichterkollegiums zuerkannt worden. Der Preis, der für das Jahr 1927 gilt, beträgt 3000 Mark. Ferner hat der Stadtrat von München im Gemeindehaushalt nun auch eine Summe von 2000 Mark bereitgestellt, die als Zuschüsse zur Herausgabe von Werken der Dichtkunst verwendet werden sollen. Der Zuschuß beträgt 50 Mark für den Druckbogen und darf 500 Mark nicht übersteigen; auch wird er nur gewährt, wenn der Druck ohne den Zuschuß nicht möglich ist. Für Komponisten besteht eine ähnliche Unterstützung schon seit Jahren.

Über die Mer-Gesellschaftsreisen 1928 hat das Mitteleuropäische Reisebüro (Mer), Berlin W 9, Voßstraße 2, eine außerordentlich ansprechende Broschüre herausgegeben, die über alles Wissenswerte eingehend berichtet. Über jede der großen Anzahl von Reisen, die in der Broschüre in einer Übersicht und in einem Reisekalender zusammengestellt sind, wird außerdem etwa zehn Wochen vor Beginn jeder Reise noch ein ausführlicher Einzelprospekt mit genauer Preisangabe ausgegeben. Die Mer-Gesellschaftsreisen sind bekanntlich die bequemste Reiseform, und es empfiehlt sich für alle Reiselustigen, die wertvolle Broschüre und die Einzelprospekte kommen zu lassen.

Der Verkehr zwischen Europa und Nordamerika hat im verflossenen Jahr eine erneute Steigerung gebracht. Die wirtschaftliche und kulturelle Fühlungnahme zwischen den europäischen Ländern und der Neuen Welt ist in ständigem Wachsen begriffen. Dabei betrachtet der Europäer die Vereinigten Staaten heute mit anderen Augen als früher. Er sieht in ihnen nicht mehr so sehr das romantische „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", als vielmehr die Wirtschaftsmacht, die sich durch geschickte und energische Ausnutzung aller naturgegebenen und wirtschaftlichen Möglichkeiten zu ihrer heutigen Größe ent-

Illustrirte Zeitung



DIE ROMANTIK ALT-BREMENS: HINTER DEM SCHÜTTING

Nach einer Radierung von Paul Geißler. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

BESUCH DES AFGHANISCHEN KÖNIGSPAARES IN BERLIN

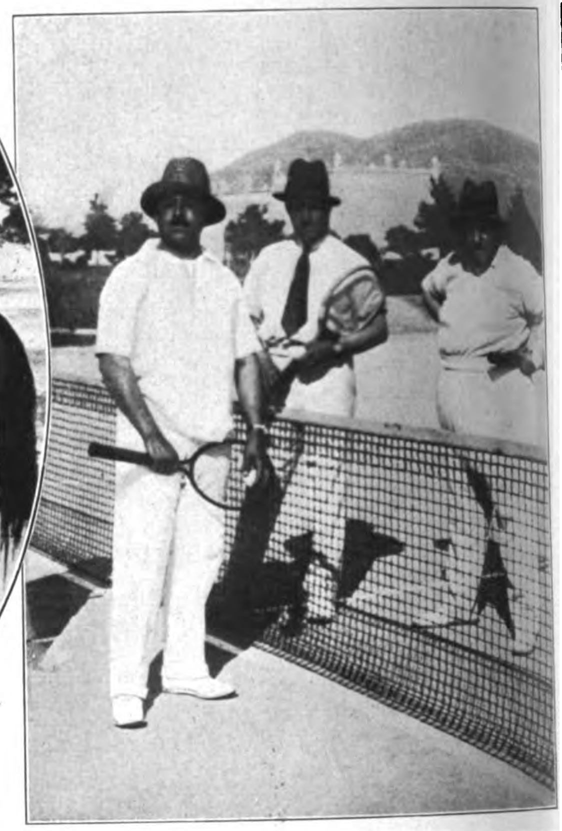
Seit der Europareise Aman-Ullah-Chans ist Afghanistan in aller Munde. Dabei war es noch vor wenigen Jahren ein abseitiges Land, besaß nirgends in der übrigen Welt eigene diplomatische Posten, und auch kein fremdes Land war in Afghanistan vertreten — Terra clausa et incognita. Warum?

Die geographische Lage des Landes (731000 qkm groß mit etwa 10 Millionen Einwohnern) wies ihm die Rolle eines Pufferstaates zwischen England-Indien und Rußland zu. Dieser alten Rivalität beider Länder im Orient verdankte schließlich Afghanistan in den früheren Jahrzehnten seine Unabhängigkeit. Nachdem am 31. August 1907 das englisch-russische Asienabkommen abgeschlossen worden war, mußte sich Afghanistan zwar die außenpolitische Vertretung durch England ausschließlich gefallen lassen, erhielt aber doch die Unantastbarkeit seiner Grenzen zugesichert. Die Vormundschaftsstellung Englands, die das Land allen fremden Einflüssen verschloß, war auch der Grund, warum









Der König von Afghanistan daheim. Oben: Der König als Schulreformator im Dienste des kulturellen Fortschrittes seines Landes: Aman-Ullah-Chan gibt gelegentlich eines Besuches der Musterschule in der Hauptstadt Kabul selbst Unterricht an der Wandtafel. Links: Auf einer Jagdpartie. Von links nach rechts: Der König, der afghanische Außenminister, der Schwager und ein jüngerer Bruder des Königs. Oval: Aman-Ullah-Chan als Reiter in der Tracht der Provinz Masar (Afghanisch-Turkistan). Rechts: Der König als Sportsmann: Aman-Ullah (links) auf dem Tennisplatz seiner Sommerresidenz Paghman bei Kabul; ganz rechts ein älterer Bruder.

in Afghanistan während des Weltkrieges die Bestrebungen deutscherseits, das Land in das Bündnissystem der Mittelmächte einzubeziehen, erfolglos blieben, obwohl schon eine starke englandfeindliche nationalistische Strömung am Werke war.

Damals war Habib-Ullah-Chan Herrscher dieses an Bodenschätzen reichen, bisher aber fast nur agrarisch ausgenutzten mittelasiatischen Binnenstaates. Als er am 20. Februar 1919 einem geheimnisvollen Mord zum Opfer fiel, bestieg sein Sohn, der damals 28jährige Aman-Ullah, trotz der Gegnerschaft seines Oheims, Nasr-Ullahs, der die Nachfolge an sich bringen wollte, den Thron. Sein Ziel, die Befreiung der Heimat von englischem Einfluß, sah er nur durch Gewalt erreichbar. So erklärte er noch im Jahre seines Regierungsantritts, am 15. Mai, England den Heiligen Krieg. Anfangs vermochte England wohl einige Erfolge zu erzielen, hatte aber im Kleinkrieg dann derart empfindliche Verluste zu verzeichnen, daß es die weitere Offensive aufgab und bereits nach kurzer Kampfdauer sich zur offiziellen Erklärung der völligen Unabhängigkeit Afghanistans entschloß. Im Vertrage von Rawalpindi wurde am 8. August 1919 der Friede unterzeichnet, der zwar einen kleinen Gebietsverlust forderte, aber doch Afghanistan zu einer gänzlichen Freiheit in inneren wie äußeren Angelegenheiten verhalf.

Diese Entwicklung zu einem Machtfaktor in Mittelasien fand ihren Ausdruck im Abschluß von Verträgen mit Rußland, England, Persien und der Türkei. (Auch zwischen Deutschland und Afghanistan wurde im Jahre 1926 ein Freundschaftsvertrag geschlossen.)

Der tatkräftige junge König hatte sein erstes Ziel erreicht: die politische Freiheit seines Landes. Aber der Ruhm eines „Emir Ghazi“ (Emir der Sieger) genügte ihm nicht; nun wandte er sich einem großzügigen Reformwerk im Inneren zu.

Mit Fug darf er in seinem Streben in eine Reihe mit zwei anderen orientalischen Reorganisatoren gestellt werden, mit Riza-Chan in Persien und Mustafa-Kemal-Pascha in der Türkei. Aman-Ullah tritt freilich nicht für eine Europäisierung und Modernisierung schlechthin ein, sondern erstrebt Erhaltung der national-religiösen Eigentümlichkeiten. Man könnte eine Parallele mit Japan konstatieren, das sich auch, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften des Abendlandes anzueignen verstand unter Wahrung seiner kulturellen Sonderart.

Durch die Erfolge nach außen war also Aman-Ullahs Herrschaft gefestigt und die Grundbedingung für eine friedliche Weiterentwicklung des Landes geschaffen. Zuerst galt es nun, die innere Verwaltung aufzubauen, dann wandte der König sein ganzes Augenmerk der Förderung von Kultur, Wirtschaft und Handel zu.

So zeigt sich Afghanistan auf dem Wege, in wirtschaftlichem und technischem Sinn den europäischen Vorbildern sich anzunähern. Die Europareise des Afghanenkönigs hat deshalb neben der politischen eine symbolische Bedeutung



In König Aman-Ullahs Berliner Wohnung: Der Staatssalon des Prinz-Albrecht-Palais in der Wilhelmstraße, das dem König für seinen Berliner Aufenthalt zur Verfügung gestellt wurde.



Das Staatsdiner im Palais des Reichspräsidenten zu Ehren des afghanischen Königspaares am 22. Februar. Rechts und links neben Hindenburg Aman-Ullah-Chan und seine Gattin Turaja; rechts neben dem König Frau v. Hindenburg, die Schwiegertochter des Reichspräsidenten; links neben Königin Turaja der päpstliche Nuntius Pacelli, Doyen des diplomatischen Korps in Berlin.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.



König Aman-Ullah (links vorn) mit seiner Gattin Turaja beim Verlassen des Lehrter Bahnhofs in Begleitung Hindenburgs nach der Ankunft in Berlin am 22. Februar.



Alle wollen den König sehen: Die Zuschauermenge, die die haltenden Omnibusse besetzt hat, um das feierliche Schauspiel besser betrachten zu können.



Nebenstehend:
Der Einzug durch das Brandenburger Tor: Das Auto mit dem König von Afghanistan und dem Reichspräsidenten passiert das Truppenspalier auf dem Pariser Platz.

und außerdem den rein praktischen Zweck einer Studienfahrt.

Viele Fäden verbinden Deutschland mit Afghanistan, darum ward dem afghanischen Königspaar bei seinem Aufenthalt in Deutschland ein herzlicher Empfang zuteil. Nach dem Besuch Ägyptens, Italiens, Frankreichs und der Schweiz wurde Aman-Ullah-Chan am 21. Februar an der deutsch-schweizerischen Grenze in Leopoldshöhe zunächst vom Berliner Gesandten Afghanistans, Achmed-Ali-Chan, und dann von dem früheren Reichsaußenminister Exzellenz Rosen begrüßt. Dann bestiegen die afghanischen Gäste und die deutsche Delegation den Sonderzug zur Fahrt nach Berlin und trafen hier am folgenden Morgen auf dem Lehrter Bahnhof ein, vom Reichspräsidenten und den Spitzen der Behörden empfangen. Durch die festlich geschmückten Straßen ging es in feierlichem Zuge zum Prinz-Albrecht-Palais, wo das Königspaar Wohnung nahm. Am Nachmittag besuchte das Königspaar mit Gefolge den Reichspräsidenten in seinem Palais, darauf erfolgten der Gegenbesuch des Reichskanzlers und der Empfang des diplomatischen Korps. Am Abend fand ein Galadiner beim Reichspräsidenten statt; später wurde den Gästen der Große Zapfenstreich dargebracht. Am nächsten Tage besichtigte der König den Flugplatz Tempelhof, weilte dann im Zeughaus und legte zu Ehren der Gefallenen in der Gedenkhalle einen Kranz nieder. Im Sportforum wurden den Gästen sportliche Veranstaltungen vorgeführt; abends war der afghanische Besuch Gast der Reichsregierung im Reichskanzlerpalais. Nach einem Empfang im Berliner Rathaus besuchte der König die Technische Hochschule in Charlottenburg, wo er zum Dr.-Ing. e. h. ernannt wurde. Am Abend gab die Städtische Oper in Charlottenburg eine Galavorstellung („Meistersinger" und Ballett „Puppenfee"). Am 25. Februar fanden eine Truppenschau in Döberitz statt, eine Besichtigung der Funkstation Nauen und abends ein Diner in der Afghanischen Gesandtschaft. Nach diesen offiziellen Veranstaltungen weilt das Herrscherpaar noch einige Tage in Deutschland zum Besuch bedeutender Industrie- und Wirtschaftseinrichtungen.





Links: Der Besuch des afghanischen Königspaares im Berliner Rathaus am 24. Februar: König und Königin verlassen nach dem Empfang das festlich geschmückte Rathaus. Rechts: Der Große Zapfenstreich im Hofe des Reichspräsidentenpalais bei Fackelschein am Abend der Ankunft des Königs. Auf dem Balkon das Königspaar und Hindenburg.

VOM AFGHANISCHEN KÖNIGSBESUCH IN BERLIN





Vom Eisenbahnunglück auf der Franz-Joseph-Bahn in Heiligenstadt bei Wien am 20. Februar: Die auf einen Prellbock aufgefahrene und dann auf die Straße hinabgestürzte Lokomotive. Sieben Personen wurden verletzt.

Links oben:

Die Haftzelle auf der Straße, eine Londoner Neuerung: Die gleichzeitig als Raum für Verkehrsbeobachtung dienende Stahlturm-Zelle, in die Arrestanten bis zur Ankunft des Polizeiwagens eingesperrt werden.



Vom Begräbnis des am 15. Februar verstorbenen Generals Kurt v. Morgen, eines Pioniers des Deutschtums in Afrika (Kamerun) und verdienstvollen Heerführers des Weltkriegs, in Lübeck, seinem langjährigen Wohnsitz: Während der Trauerfeier auf dem Lübecker Ehrenfriedhof.



Ein ganzer Stadtteil von Flammen heimgesucht: Die Feuerwehr bei den Feuerlöscharbeiten in einer durch den Brand zerstörten Straße in Fall River (Massachusetts, U. S. A.).





Links: Auf dem offiziellen Eröffnungsrennen des Damen-Rennklubs von London: Ein glänzender Hürdensprung. — Rechts: Um die Frauen-Fußballmeisterschaft von Paris: Die „Mannschaften" der Klubs Femina und Paris in scharfem Kampfe.



Zum Abschluß der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz am 19. Februar: Exzellenz Dr. Lewald (×), Berlin, Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, im Kreise der erfolgreichen deutschen Bob-Mannschaft, die im Bobsleighrennen den dritten Platz belegen konnte.



Geheimrat Dr. v. Baligand, der zum deutschen Gesandten in Portugal ernannt wurde.



Graf Podewils, bisher als vortragender Legationsrat im Auswärtigen Amt tätig, der neue deutsche Gesandte für Kolumbien.

BÜHNENSCHAU

In der Leipziger Oper, dem Neuen Theater, das in diesem Jahr sein sechzigjähriges Bestehen feiern kann, gelangte das jüngste Bühnenwerk, „Der Zar läßt sich photographieren", von dem durch einige Opernkompositionen schnell bekannt gewordenen Kurt Weill, einem gebürtigen Leipziger, zur Uraufführung. Der junge Musikdramatiker hat Glück mit seinen Librettisten. Diesmal schrieb ihm wieder Georg Kaiser den Text, geschickt und raffiniert. Also, ein Zar unbekannten Landes will sich in Paris bei der berühmten Photographin Angèle photographieren lassen. Eine Verschwörerbande bemächtigt sich des Ateliers und baut rasch einen Revolver in den Apparat. Nun ergeben sich köstliche Szenen, da der Zar an der Pseudophotographin Gefallen gefunden hat. Die Polizei zerstört das gefährliche Idyll, die Verschwörer fliehen, und nun kann sich der Zar endlich feierlich photographieren lassen. — Stürmischer Beifall lohnte das in Text und Musik sprizige, tempostarke Stück. Als kuriose Besonderheit seien das Auftreten eines die Bühnenhandlung glossierenden Chors von Greisen und die Solopartie eines tangospielenden Grammophons vermerkt.

In Frankfurt a. O. holte sich eine „Komitragödie" von Rudolf Eger, benannt nach dem Verjüngungsarzt „Voronoff", beachtlichen Erfolg. Ein Elternpaar und dessen „Kinder" lassen sich verjüngen. Die Quintessenz des Stückes: Könnten wir unser Leben nochmals von vorn beginnen — wir machten doch wieder dieselben Fehler. Wozu also?



Wenn man sich verjüngen läßt: Schlußbild aus der Uraufführung der Komitragödie „Voronoff" von Rudolf Eger am Stadttheater in Frankfurt a. O. am 18. Februar. (Phot. M. Nakonz.)

Von links nach rechts: Margarete Waßmann als Tante Gogo; Gretelotte Brackfied als Madeleine mit ihren beiden Kindern; Heinz Goedecke als Tibor.



Moderne Satire auf der Opernbühne: Schlußbild aus der Uraufführung von Kurt Weills Opera buffa „Der Zar läßt sich photographieren" (Text von Georg Kaiser) im Neuen Theater zu Leipzig am 18. Februar mit Theodor Horand (in der Mitte im hellen Anzug) als Zar. (Phot. A. Pieperhoff.)



Hans v. Koester, Großadmiral, verdienter Lehrmeister der deutschen Flotte, † am 22. Februar, 83 Jahre alt. (Phot. F. Urbahns.)



Erich Schlaikjer, bekannter Berliner Schriftsteller, Verfasser von erzählenden und dramatischen Werken, † am 11. Februar im 61. Lebensjahre.



Vom „Metzgersprung" in München am Rosenmontag, einem alten Zunftbrauch: Während des ausgelassenen Treibens am Fischbrunnen vor dem Rathause. Der über 400 Jahre alte, nach 32jähriger Pause wiederaufgenommene Brauch feiert die Freisprechung der Fleischerlehrlinge zu Gesellen. (Phot. Dr. J. v. Heimburg.)





Vom Rosenmontagszug in Köln:

Links: Der Wagen „Revolverpresse" mit Revolver und großer Glocke, die Verulkung sensationslüsterner Blätter.

Rechts: Der dem moderneren Stil angepaßte Wagen des Prinzen Karneval.





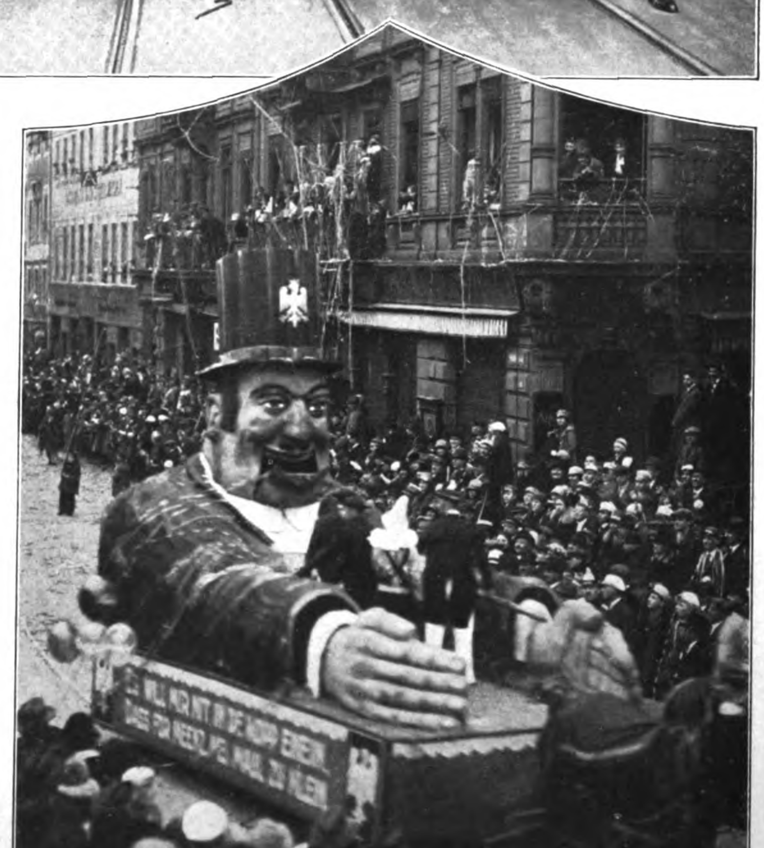
Faschingsrummel in München:

Links: Wagen „Der Weltfriede" im Umzug. (Der Kriegsgott Mars ist arbeitslos geworden und muß nun „stempeln" geben!)

Rechts: Eine ausgelassene Faschingskolonne.



Auch in Dresden wieder Faschingsumzüge: Eine Darstellung der erfolgreichen Konkurrenz des Dresdener Bockbiers mit nordamerikanischer Prohibition.



Vom Mainzer Karneval: Eine im Umzug mitgeführte lustige Anspielung auf Frankfurter Eingemeindungslüste („Es will mir nit in de Kopp enein, daß for Meenz mei Maul zu klein").

ALLERLEI MUMMENSCHANZ: MOMENTBILDER VOM DIESJÄHRIGEN KARNEVAL



SÜDLICHER HAFEN

AQUARELL VON ROLF HUÉN

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun

(Schluß.)

„Ach, entschuldigen Sie, ja gewiß."

Frau Weidemann lud zum Sitzen ein. „Womit kann ich dienen, Herr Referendar?"

Brendel setzte sich auf jeden Fall erst einmal. Der gobelinbezogene Sessel schien sauber und war es gewiß. Dies war die gute Stube. Er strich über die Bügelfalte seiner Hose. „Ja, hm. — Zu welchem Zweck sucht Fräulein Luzy Gonschorek Sie auf, Frau Weidemann?"

Frau Weidemann wand sich wie ein Aal im Sande. „Herr Referendar, das ist eine peinliche, diskrete Angelegenheit."

„Ich frage nicht aus persönlicher Neugierde, liebe Frau."

„Gewiß nicht. Nein. Aber bin dafür bezahlt, zu schweigen!"

Brendel tat eine abstoppende Handbewegung. „Reden Sie vorsichtiger, Frau Weidemann!" Er erschrak. In welches Wespennest griff er hier! Vorsicht, jedes Wort wog.

Verschüchtert schwieg Frau Weidemann.

„Also..." drängte er.

„Es ist so peinlich vor einem Herrn."

„Natürlich ist es peinlich. Aber ist das meine Schuld? Hätten Sie sich nicht auf die Geschichte eingelassen. Das Mädchen ist unmündig!"

„Das ist nicht meine Schuld. Sollte sie warten, bis sie mündig ist, das geht wohl nicht an!"

Brendel erschrak. Diese Frau schien wahrhaftig eine weise Frau. Aber sie war ja im Angriff! Das durfte nicht sein. „Was heißt das?" knurrte er sprungbereit.

„Das heißt," Frau Weidemann stützte die Arme in die Hüfte — eine Bewegung, die andeutete, wie wichtig sie die Besprechung einschätzte — „jeder Monat, den sie eher zu mir kommt, erleichtert die Abtreibung."

Da entsank Brendel der Hut, den er auf den Knien hielt. Er sprang auf; er bückte sich, den Hut wiederaufzunehmen. Rot stieg ihm das Blut in die Schläfen. War so etwas möglich, gab es derartigen Zynismus! Er rang nach Luft und Worten.

Frau Weidemann lächelte dünn. „Nun habe ich mich verraten, nicht wahr?"

„Allerdings! Hier ist kein Wort mehr zu verlieren."

Frau Weidemann öffnete die Tür. „Wenn Sie Fräulein Luzy sehen, grüßen Sie sie, bitte. Und ich möchte gern wissen, wie es geworden ist. Vielleicht besucht sie mich noch einmal."

Brendel stand erstarrt. Auch das noch! „Was verlangen Sie denn!"

„Ach," sagte sie, „wenn Sie einmal in die Verlegenheit kommen oder auch in Ihrem Bekanntenkreis, wir werden uns schon einig." Sie sah sein entgeistertes Gesicht, und es schien ihr aufzugehen, daß sein Ausruf so als Anfrage nicht gemeint war. „Ach so," meinte sie und nickte verschämt, „Sie als Herr mögen das Fräulein Luzy nicht bestellen. Nun, es ist auch nicht nötig. Meine Pillen wirken immer."

„Pillen?" Das konnte ja noch gut gehen.

„Ja," bestätigte sie, „meine Spezialpillen, da kann der Bandwurm meterlang sein, er muß raus!"

„Ja," wiederholte Brendel — ihm fiel in der Erstarrung nichts Besseres ein — „ja, da muß er wohl raus. — Na, guten Tag, Frau Weidemann."

„Auf Wiedersehen, Herr Referendar. Vielleicht empfehlen Sie mich bei passender Gelegenheit." Sie schloß die Tür.

Das saß. Brendel stolperte die Treppe hinunter. Wir sind verfluchte Schnüffler, dachte er, wir, wir sind die Unsauberen! Unten auf der Straße fand er ein befreiendes Lachen. —

Er sah auf seine Uhr. Es war 1 Uhr. Er beschloß, auf diesen Schreck eine Stärkung zu sich zu nehmen, und wollte eben in den „Bären" hinüberschwenken, da kam drüben rank und schlank, rosig wieder, wenn auch noch etwas mitgenommen, Fräulein Luzy Gonschorek in Sicht. Sie will in die Bäckerstraße, kalkulierte Brendel; wahrscheinlich will sie der Weidemann berichten. Und er stellte sich in den Weg. Es fand sich Zeit, sie prüfend zu betrachten, aber noch waren nicht die geringsten Nachteile ihrer Figur festzustellen! Lachend griff er an den Hut: „Guten Tag, Fräulein Gonschorek."

„Ach, Herr Brendel. War es schön auf Urlaub? Wo waren Sie?"

„Zu Hause, in Berlin. Es war hervorragend schön. — Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

„Nein, danke," sagte Luzy verlegen, „ich soll hier etwas bestellen."

„Bei der Frau Weidemann?"

Sie verfärbte sich, aber nicht ins Bleiche, sondern ins Rote. „Wieso, woher denn?"

Er setzte sein bestes Lächeln auf. „Ist er weg?" sagte er leise und zutraulich.

Hilflos sah sie zur Erde. Ihre Gesichtsfarbe erlaubte ihr nicht, sich nochmals zu verfärben. „Woher wissen Sie...?"

„Es bleibt unter uns", sagte er. „Sie brauchen nicht hinauf. Frau Weidemann ist vollkommen überzeugt vom Erfolg ihrer Pillen."

Als er sie ansehen wollte, wich Luzy sofort aus. Ihre Wangen glühten förmlich. „Ich verstehe nicht, wie sie Ihnen das sagen konnte!"

„Ich hatte auch einmal einen," log Brendel harmlos, „daher."

„So, daher." Das war schon etwas wie Erleichterung.

Beider Lachen klang ineinander. — Sie ist gar nicht so blöde, wie ich dachte, stellte Brendel fest; man sollte sich mit ihr beschäftigen. — Aber da erschrak er. Was war denn, mit wem lachte er denn hier auf dem Marktplatz? Und der tote Peter Hinz stand plötzlich zwischen ihnen und erkältete die Atmosphäre. — „Fräulein Luzy!" Sie verbat sich nicht diese Anrede, blickte nur verwundert über den Ton, in dem ihr Name kam, zu ihm auf. „Fräulein Luzy, als Sie von Doktor Stein kamen an jenem Abend, es war 9 Uhr, wohin gingen Sie?"

Luzys Blick gefror. Um ihren Mund lief ein Zucken. Sie beherrschte sich, sie würgte etwas hinunter, aber es gelang nicht ganz. — Brendel sah, aus diesen Augen, dem linken jedenfalls, kollerten Tränen, liefen über die Backe und blieben in einer verkrampften Falte des Mundes hangen. „Hat er... hat Doktor Stein Ihnen das erzählt...?"

Brendel neigte den Kopf vor. „Er mußte es, kleines Fräulein; es handelte sich um diesen Mord an Peter Hinz."

Sie biß die Zähne aufeinander, ihre Lippen drückten sich blutleer. „Ich habe geschwiegen," sagte sie, „ich hätte weiterhin geschwiegen, so sehr man mir zusetzte. Er konnte es also nicht!" Und bitter, tiefgefühlte Enttäuschung, die noch neu war: „So seid ihr Männer!"

Bedauernd hob Brendel die Schultern. „Fräulein Luzy..."

„Ja," rief sie, „ja denn! Fragen Sie. Ich will alles erzählen, wenn er den Anfang gemacht hat!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. Ihre ganze Gestalt bebte vor Erregung.

Brendel war ein Frauenfreund. Wäre dies nicht gerade der dramatische Höhepunkt seines Themas gewesen, er hätte sich glatt in dieses Mädchen verliebt. So ließ er nur einen bewundernden Blick über ihre Empörung streifen und sagte aufmunternd: „Also!"

„Ich war mit Peter Hinz am See," begann Luzy mit tränenbewegter Stimme, „um 7 Uhr traf ich diesen Doktor Stein..."

Brendel wartete ab. Als Beruhigung merklich ward, half er weiter: „Als Sie den Doktor Stein nun getroffen hatten...?"

„Ja, da war ich dann, da war ich mit ihm in seiner Wohnung. Es kann das jeder wissen. Ich nehme mir die Freiheit, die mir zukommt. Es gibt hier nichts zu verstecken als die Tatsache des Besuchs."

„Wir wollen Sie besser verstecken", meinte Brendel. „Und dann, wie ging es weiter?"

„Was dann? — Ich war um 9 Uhr zu Hause."

„Weiß Ihr Herr Vater das?"

„Den Besuch beim Doktor Stein? Nein!"

„Ich meine, daß Sie um 9 Uhr zu Hause waren!"

„Das glaube ich wohl. Ich habe mit unserer Wirtschafterin gemeinsam zu Abend gegessen. Vater war kegeln an jenem Abend."

„Hm," machte Brendel, aber er dachte nicht an des Bürgermeisters Kegelabend, „sahen Sie Valentin Schwepp an jenem Abend noch?"

„Nein."

„Famos", sagte Brendel; ein Stein fiel ihm vom Herzen. Er überlegte kaum. „Was Sie mir gesagt haben," sprach er ruhig, „braucht niemand zu erfahren. Es steht in keinem Zusammenhang mit den notwendigen amtlichen Erhebungen und bleibt daher Ihre Privatangelegenheit. Ich jedenfalls habe nichts gehört."

„Das ist sehr hübsch von Ihnen," sagte Luzy und reckte ihm die Hand hin, „aber dieser Cäsar Stein wird es erzählen."

„Das glaube ich nicht," sagte Brendel in einem Anflug von Edelmut, „dieser Doktor Stein liebt Sie nämlich. Er vermutete hinter der Bandwurmgeschichte etwas anderes und war sehr unglücklich. Er war so unglücklich in seinem Mitleiden — achten Sie auf das Wort — daß er Sie, so wie er Sie ansehen zu müssen meinte, heiraten wollte."

Luzy blickte diesen Boten an. „Ist das wahr?" sagte sie leise, und es schien, als habe sie verstanden.

„Ganz gewiß wahr", bekräftigte Brendel. Er reichte ihr die Hand.

„Oh," sagte sie, und wieder war sie lieblich getönt wie junges Obst, „oh, ich danke."

„Werde ich eingeladen?" bat er. „Brautführer und so!"

Sie entzog sich ihm. „Pfui, Herr Brendel!" Aber das kam so schamvoll und scharmvoll, daß Brendel den Doktor Stein zu begreifen begann. — — —

Also stand die Welt auf dem Kopf. — Der Sohn eines Amtsrichters, Obersekundaner, 17jährig, ermordete in blinder Eifersucht einen Schriftsteller, der dieser unsinnigen Liebesgeschichte so fern stand wie der Mond der Erde. War das zu glauben! Und wie der Bengel ihn angelogen hatte! — Brendel postierte sich im „Bären" an das Fenster, von dem aus er den Marktplatz überschauen konnte. Hier mußte in der nächsten Stunde der junge Schwepp auf dem Heimweg von der Schule vorbeikommen. Inzwischen frühstückte man.

Valentin Schwepp kam selbstverständlich. Auf Angelegenheiten wie Schulschluß zum Beispiel war in dieser Stadt absolut Verlaß. Brendel trank sein Glas Bier aus und trat vor die Tür.

„Hallo, Herr Schwepp!"

Valentin grüßte und streckte die Hand hin. War dieser Referendar nicht sein Freund? Aber Brendel hielt sich nicht auf mit Zeremonien.

„Schöne Geschichte!" knurrte er und übersah die Hand. „Sie lügen das Blaue vom Himmel herunter!"

„Wieso, bitte?"

„Wann waren Sie vor dem Hause des Peter Hinz?"

„Warum, Herr Referendar? Was soll das heißen?"

„Das werden Sie merken! Wollen Sie mir jetzt antworten?"

„Ich habe A gesagt, ich muß nun B sagen. — Es mag an jenem Abend gegen 1/28 Uhr gewesen sein."

„Und zu der Zeit war Luzy Gonschorek bei Peter Hinz?"

„Pssst..."

„Ach, Unfug, antworten Sie, bitte!"

„Ja denn."

„Lüge! Wie dürfen Sie das behaupten!"

Der Junge fuhr zusammen. Brendels Ton hatte ihn von vornherein verschüchtert. Dies Wort traf ihn vollends unerwartet. Er wußte keine Parade, versuchte auch keine. Er kam aus der Schule; eben noch hatte er im Griechischen einen Rüffel bekommen. Dies Gespräch mit dem Referendar war die Fortsetzung. Er vergaß oder fand im Augenblick nicht einmal die freiheitlichen Ideen, die er mit Luzy zu kultivieren pflegte, und die hier so notwendig gewesen wären, seinen Trotz aufzustacheln. Er gab klein bei und meinte: „Sie kam mit Herrn Hinz vom Nonnensee; ich sah sie beide in seine Straße einbiegen. Dann war da Licht in Peter Hinz' Wohnzimmer, und nun dachte ich..."

„Dachte! Narr Sie! — Wann stiegen Sie in das Fenster? Genau, bitte!"

„Ich fiel ja um mit der Leiter. Sie wissen es doch."

„Sprachen Sie etwas mit Peter Hinz, fand ein Wortwechsel statt?"

„Ich habe Ihnen doch erzählt, daß mich kein Mensch entdeckte."

„Sie haben mich beschwindelt."

Valentin Schwepp sah den Referendar an. Es zuckte in seinem Gesicht. „Wenn das der Dank für Vertrauen ist..." sagte er.

Da hieb ihm Brendel auf die Schulter. „Mensch, mach' mich nicht auch noch nervös! Hast du den Peter Hinz getötet oder nicht?"

Es war dies gewiß die merkwürdigste Art, jemanden überführen zu wollen; aber Brendel handelte in allem impulsiv. Das war seine Stärke, in größerem Ausmaß wohl sein Fehler. Schließlich war er ja kein Detektiv, sondern spielte hier eine Rolle, die ihm im Grunde ungelegen kam.

Aber hier fand Valentin Schwepp prompt die Antwort. Er war nicht böse über das Du; im Gegenteil, es schien ihm notwendiger Vertrauensbeweis einer wiedergewonnenen Freundschaft. „Auf Ehrenwort," sagte er, „ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt, Herr Brendel."

„Ist gut", sagte der; er kam mit den Ehrenwörtern hier nicht mehr so ganz zurecht. Der Händedruck vereinte und trennte die beiden Streiter.

Valentin trollte heimwärts. Er ging tief in Gedanken. Luzy, seufzte er etwa, ich habe dich nicht verraten, ich bewahre dein Geheimnis; ich habe nichts getan, als eine Möglichkeit geschaffen, dein Geheimnis auch vor der Welt zu hüten. Glaubst du mir das? Luzy, ich liebe dich, du mußt mir glauben... Aber Luzy war im Augenblick nicht in der Lage, hier Stellung zu nehmen zu seinen Forderungen. Luzy grübelte selbst über eine Liebe nach, deren Äußerungen ihr verwirrend schienen. So wandelte Valentin allein durch die sonnenwarmen Straßen, Liebe im Herzen, Liebe im Hirn. Die Liebe ist ein Wahn, das wissen wir. Brendel sah der weißen Seidenmütze nach. — Vielleicht ist so ein Irrer glücklicher als die, die ihm Mitleid schenken oder ihn überlegen mit ihrem gesunden Menschenverstand betrachten — Aber das gehörte nicht hierher. — Er trat noch einmal in das Gastzimmer des „Bären" und beglich seine Zeche.

Einen Augenblick meinte er überlegen zu sollen. Sein Blick streifte ungewollt das Bierglas. Fliegen saßen da und berauschten sich. Als er die Hand hob, entflogen sie. Da stand nur ein leeres Bierglas. Hm. — Wie oft hatte er heute die Hand gehoben, und jedesmal war eine Fliege entflogen. Blieb am Ende nur ein leeres Bierglas, vor dem auch er zusammenbrach wie sein Vorgesetzter, der Herr Amtsrichter.

VIII.

„Ich verschiebe nicht auf morgen, was ich heute kann besorgen." Die Worte gaben einen famosen Marschtakt. Brendel war versucht, zu pfeifen, als er dem Hause des Peter Hinz entgegenschritt.

Ich bin der Weißwäscher dieser Stadt. Ich wasche euch rein wie kleine Lämmlein. — Luzy strahlte bereits im Glorienschein, unschuldig, ohne Bandwurm, frei allen Verdachts. — Cäsar Stein, der ekstatisch Liebende, war nichts als dieser Liebende, fern allem Männermord. — Valentin Schwepp, das junge Kalb, fiel von der Leiter und schied damit ebenfalls rechtzeitig aus. — Rita Ritelli sektsoupierte mit den Häuptern der Stadt und war bewacht. — Um 1/28 Uhr fiel der Knabe Valentin mit der Leiter in die Tulpen, um diese Zeit begannen auch die Präliminarien des Gelages im Zirkus. Rita Ritelli war also unschuldig — was diesen Mord anging. — Unschuldig war auch Pablo Starke, der 500 Mark auf leichtere Art bei Frau Sidi sich verschaffte. — Brendel tat einen Strich durch die Luft. Blieb Centa. Centa Basler, bei der die Geschichte begann, bei der sie nun enden würde. —

Da sank das Flämmchen Fröhlichkeit zusammen. Am Ende der Straße tauchte das Haus des Toten auf; weiß leuchtete das hölzerne Gatter.

Centa Basler war im Vorgarten beschäftigt; sie kannte Brendel gut von manchem Besuch bei ihrem Herrn her und begrüßte ihn. Ihr Gesicht war verquollen. Sie mochte geweint haben. „Hat man etwas Neues?" fragte sie. „Bin ich immer noch im Verdacht?"

In Brendel regte sich unwägbar etwas wie Abneigung, diese Frau zu verdächtigen. Ganz gewiß war sie ein böser Drachen, aber erfahrungsgemäß ist die rauhe Schale immer nur ein Angstprodukt zu weichen Herzens. „Pablo Forto", sagte Brendel und tat einen Wurf mit dem roten Ball gegen den Haupttreffer, „gibt an, in der Mordnacht bei Ihnen genächtigt zu haben!"

Sie stemmte die Arme in die Seiten. „Was sagen Sie zu dem Kerl! Lebt so was! Als wenn ich diesen Clown nötig hätte, auf ihn vielleicht gewartet habe!"

Brendel zuckte die Achseln. Er begriff sofort, das war ein schwerer Fehlschlag. Das lockte nur Entrüstung hervor, kaum etwas, das ungesagt bleiben sollte.

Centa Basler strich sich mit dem Unterarm eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihre Finger waren schwarz; sie arbeitete am Tulpenbeet. „Fragen Sie den Kerl einmal, Herr Referendar, was er um 1/28, oder vielleicht war es schon später, in der Haustür bei Amtsrichters zu suchen hatte. Amtsrichters Minna hatte nämlich Ausgang. Auf die wird er wohl gewartet haben, nicht auf mich!"

„Sahen Sie ihn um die Zeit dort im Hausflur?"

„Ja, das sah ich. So ein Windhund! Der muß seine 50 Jahre auf dem Buckel haben? Und die Minna ist 20! So eine Welt, was?"

Brendel streckte die Waffen. Frau Sidi hatte nicht gelogen, das bewies Centa in dieser Minute mit ihrer Aussage. Aber auch Centa sagte gewiß die Wahrheit, denn die Zeit mußte stimmen. — „Kann ich das Zimmer sehen?" sagte er.

„Gehen Sie nur," sagte Centa, „Sie gehören ja zum Gericht. Es soll sonst nämlich niemand hinein. Aber gehen Sie nur. Die Tür ist nicht verschlossen."

Brendel nahm den gewohnten Weg. —

Nun war alles getan, was getan werden konnte. Jetzt blieb nur noch der Bericht an die höhere Instanz. Dann wurde die Belohnung ausgesetzt, es kam dieser Berliner Herr der Staatsanwaltschaft — schließlich fand sich irgendein landfremder Schnitter, ein Hausierer, ein Landstreicher, der in einer Schenke mit jenen 500 Mark geprahlt hatte — und dann reiste der Herr aus Berlin stolz wieder nach Hause und berichtete, daß seine Recherchen sofort von Erfolg gekrönt gewesen seien.

Er trat an den Schreibtisch des Toten. Seltsam unsentimental war ihm. Peter Hinz, dachte er, tot... und versank in Sinnen. Wie schnell das zuweilen geht. Wir wollten doch zusammen nach Paris fahren. Du wartetest nur noch auf deinen Roman, über den du schon mit deinem Verlag verhandeltest. Da schlägt dich irgend so ein gleichgültiger Mensch, der nichts von dir weiß, vor den Kopf und löscht aus, was da noch wartete, was noch zu Worte kommen wollte...

Spielend hob er den Löscher von dem Brief, den jener deckte. Da ist ja dein Verlag, Hinzpeter. Dein Roman ist also angenommen, und auf dein Drängen schicken sie dir 500 Mark Vorschuß. — „Rest folgt morgen, da heute schon Kassenschluß!" — Er seufzte ein wenig. Da hast du nun nichts mehr davon, Peterle, Hinzpeter... da polterte der Löscher hin. Brendel stand aufgereckt. Er hob die Hand, er sprach zu jenen Zuschauern, die immer um uns sind. „Sie sehen immer Blut, meine Herren!" Er steckte den Brief zu sich. Warum war das Geld nicht gekommen? Das mußte einen Grund haben!

Eine Tarantel, wahrscheinlich nur eine Wespe, wenn überhaupt ein Insekt, saß ihm im Nacken. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er angefangen, Trab zu laufen, Galopp. — Marktplatz — Schützenweg — da endlich das Haus des Amtsrichters.

In Schweiß gebadet, langte er oben an. Minna, das Mädchen, ließ ihn sofort in das Zimmer des Amtsrichters ein. Der hatte sich erhoben vom Lager; er saß im Lehnstuhl am Fenster. „Nun?" rief er, angesteckt von Brendels sichtlicher Aufregung.

„Herr Amtsrichter, Sie kennen mich; ich bin kein Phantast. Gestatten Sie mir, einige hundert Mark Spesengelder aufzunehmen und in der Sache Peter Hinz eine Reise zu tun."

„Warum? Wie kann man reisen wollen, Brendel, wenn der Mord hier am Ort geschah?"

„Nicht fragen, Herr Amtsrichter!" unterbrach Brendel des anderen Verwunderung. „Mein Ansinnen ist erstaunlich, sträubt sich auch gegen die Form; ich weiß das alles. Wenn ich trotzdem komme, lassen Sie es gut sein. Ich bin gewohnt, meine Narreteien am Ende in die Wirklichkeit einmünden zu lassen. Nehmen Sie meinen Vorschlag, wie er ist. Ich bitte um Urlaub."

„Sie kommen zwar gerade, aber diese Sache Hinz liegt mir am Herzen — auf dem Herzen." Er zuckte die Achseln, schien unentschlossen. Es hing am seidenen Faden, ob sein Ja oder Nein kam.

Brendel ergriff die Sekunde. „Drum! Ich reise. Warten Sie mit der Berichterstattung nach Berlin bis morgen abend. Morgen abend ist alles geklärt — oder ich will ein Phantast sein und kein Jurist."



DAMENBILDNIS. AQUARELL VON G. SCHREIBER

„Hm," machte der Amtsrichter, „das wäre ja nun immerhin noch..." Er verschluckte den Rest des Satzes, der ihm erst Sinn gegeben hätte; er wollte aber Brendel nicht entmutigen. „Reisen Sie," wagte er den Entschluß, der nur noch eine Bestätigung war, denn Brendel stand schon an der Tür, „ich werde das Äußerste tun und den Bericht bis morgen abend zurückhalten. Länger aber nicht, keine Nacht länger, Brendel!" Die letzten Worte kamen wieder müde; beinahe lag eine Bitte darin, sich zu beeilen mit den Erfolgen.

Brendel hatte keine Zeit, Betrachtungen über den Seelenzustand seines Vorgesetzten anzustellen. Er tat das alles ab mit einem kurzen Zuruf. „Auf Wiedersehen! Danke für Vertrauen."

Polternd die Treppen hinab. — Die Bahnhofstraße hinunter. —

Ging nicht um diese Zeit der Schnellzug nach Berlin. — Ah, das Zifferblatt des Bahnhofs. Lauf langsam, Zeiger! Warte, warte auf mich! Die Halle. — Da der Anschlag. — In drei Minuten. Natürlich, wenn es klappen sollte, klappte es auf die Minute. Die Auspizien sind günstig. Zweiter Berlin. Haha, Spesen. Wie der Alte das Gesicht krumm zog. Aber nachher 1000 Mark Belohnung, die sind sofort da.

Rums. — Die Abteiltür knallte zu. Fahr an, Zügle...

Am Lehrter Bahnhof nahm er eine Autotaxe. Wie spät war es? Man erreichte die Leute noch. — — —

Er stieg Treppen hinan. „Wo finde ich Herrn Heim?"

„Dritte Tür links."

Ein Herr erhob sich hinter seinem Schreibtisch. „Heim. Sie wünschen?"

Da stand er nun. Hm. — „Ich komme in einer Privatangelegenheit.." er griff in seine Tasche, der andere trat zurück, „Ruhe, ich will Sie nicht versichern, nur ruhig Blut, Herr Heim... hier... Sie schrieben diesen Brief an Peter Hinz?"

„Warum starren Sie mich denn so an? Ja, ich schrieb den Brief."

Diese Schriftsteller, dachte Brendel, sieht der Mann mir an, daß ich gespannt wie ein Flitzbogen bin! Er überlegte. Sollte er auftischen, Mord! Pläne! Ideen! Nein. — Er lächelte. „Darf ich die ungewöhnliche Bitte aussprechen, mir zu sagen, ob die in diesem Schreiben angekündigte Geldsendung abgegangen ist?"

Herr Heim sah seinen Besucher an. Er hatte zunächst ein Weshalb auf den Lippen, sagte dann aber doch: „Ist vorgestern abgegangen."

Brendel atmete auf. „Sie wissen nicht, was Sie mit dieser Antwort bewegen," sagte er, „erlauben Sie, daß ich mich setze."

„Ich bitte darum. Wollen Sie mir erklären."

Und Brendel erklärte jetzt doch noch.

Herr Heim lächelte undefinierbar. Er rieb seine Hände, als habe er diesen Witz gemacht, der doch dem toten Peter Hinz gutgeschrieben werden mußte. „Wir sandten das Geld an die uns aufgegebene Adresse: Hotel du Midi, chambre 22."

„Danke", sagte Brendel und tupfte ein letztes Mal den Schweiß von der Stirn. „Sie entschuldigen, wenn ich formlos davonstürme."

Der andere lächelte hinter Brendel her. Diese Dichter... dachte er, es konnte auch sein, daß er dachte: Diese Juristen... Dann griff seine Skepsis augenblicklich das Vernommene an. War das möglich, gab es so etwas? „Passen Sie auf," sagte er und wandte sich um zu der jungen Dame, die drüben an der Schreibmaschine saß, „passen Sie auf, der nächste Roman, den uns dieser Peter Hinz schickt, heißt ‚Das Geheimnis des Nonnensees' und behandelt diese wahre Geschichte."

Brendel saß mit einem ähnlichen Lächeln um den Mund in den Polstern. Ihm war, als reise er etwa seiner Braut entgegen. — Der Hinzpeter lebte! Der Hinzpeter machte Paris unsicher, während seine Leiche im Nonnensee spukte und die Heimat noch unsicherer machte!

Er zündete sich eine Zigarette an; dann lehnte er sich bequem zurück. Gab es je eine Stunde im Leben, wo er berechtigt gewesen wäre, größenwahnsinnig zu werden, dann jetzt. Er hielt eine Stadt in Händen. Hielt Familienglück, Liebeswehen, Kitsch, Romantik und Grauen auf der flachen Hand. Blies man dagegen, stäubte alles über die Erde. Dann tobte der Amtsrichter gegen Frau Sidi, und Pablo Forto mußte augenblicklich seine Zelte abbrechen. Aber damit war Rita Ritelli nicht aus der Welt! Frau Sidi parierte glänzend und spielte das Sektgelage aus wie Trumpfas! — Der gute Vater Gonschorek. Das kommt vom Blut, Papa. Während du mit jener Zirkusdame dich vergnügtest, war ich oben in der Wohnung des Rechtsanwalts Stein; das ist Vererbung, Papa. — Ah, man konnte den jungen Valentin auf den Doktor Stein hetzen. Das gab den Kampf um das Weib; gab Liebesraserei zweier Entflammter... Zirkus! Zirkus! Pablo Forto, öffne dein Zelt! Heraus mit dem Schimmel, heraus Rita! Hier steigt die Groteske einer ganzen Stadt!

Ich halte die brennende Zündschnur des Skandals, der euch in die Luft sprengt, zwischen den Fingern. Was tue ich? — Er drückte Daumen und Zeigefinger gegeneinander. So... nun ist sie aus; der Funke erlosch, ehe er Unheil anrichten konnte. Leute! Bürger! Ihr seid gerettet. Er drückte die Zigarette aus; etwas verglomm...

War das alles wirklich so komisch? War es nicht — im Nebensinn wenigstens — tragisch? Diese Menschen fanden sich aufeinander angewiesen. Man begegnete sich, sprach miteinander — das war eine Angst, die auf jedem lastete, der man nicht zu entrinnen vermochte. Nie! Die Kleinstadt gebar die Angst des Menschen vor seinesgleichen. Und die Flucht auf Stunden — in die Natur — in die Wälder, an den Nonnensee... — war ein Atemholen, schon bedrängt vom Asthma.

Peter Hinz, du hattest vielleicht recht, wenn du dein Recht auf dich selbst fordertest und, da man es dir nicht zugestand, es raubtest. —

Aber die Anstrengungen dieser letzten Tage waren zu viele gewesen. Brendel streckte sich noch einmal, dann schlief er ein. — Der Zug ratterte eine Melodie, stumpf und schwer; Eisen auf Eisen.

Dann lag diese Stadt da. Paris, im Lichte seiner Bogenlampen glühend. Der blaue Dienstmann wies Brendel quer über den Platz. Da leuchtete ein Transparent: Hotel du Midi.

Als Brendel sich ein wenig gesäubert hatte, ging er hinunter in den Speisesaal, aber der Kellner, den er fragte, wies ihn in den Wintergarten. Der deutsche Herr sei beim Tanz. Brendel nickte gelassen. Dieser Windhund! Die sorgende Stadt zu Haus, die untröstliche Gerichtsbarkeit, forschend hinter Distelsäcken her; aus dem Nonnensee aufgefischte Stiefel; Bandwurmdramen in Hinterhäusern; Zirkusrevolution... und der, dem das alles letzten Endes galt, der saß hier und tanzte! Aber der Satz schien entgleist. Saß hier und amüsierte sich.

Tatsächlich amüsierte sich Peter Hinz königlich. Brendel entdeckte ihn hinter der Jazzband am kleinen Tisch. Eine schwarzhaarige Südfranzösin saß bei ihm. Auch die Witwe Cliquot war vertreten. „Verzeihung," sagte Brendel und trat an den Tisch mit einer Verbeugung, „da also sitzt die Leiche aus dem Nonnensee!"

Peter Hinz, heftig erfreut, glaubte an ein zufälliges Zusammentreffen. Sein Gesicht ward merklich länger, als er Brendels Erzählung hörte. „Was ist da zu tun?" fragte er hilflos. „Da muß ich halt mit zurück."

„Früher oder später, armer Ermordeter, blühte dir das sowieso. Aber zunächst, denke ich, wird dieses Wiedersehen gefeiert!"

Peter Hinz ward ruhig; er versuchte ein erstes Lachen. Es gelang mit Hilfe seiner Dame.

„Sage mir nur, warum hast du keine Nachricht hinterlassen? Ein Zettel hätte genügt!"

„Ein Zettel?" sagte Peter Hinz entrüstet, „Mensch, das war ja das Köstliche an der Sache, diese Flucht, dieser Rausch der Stunde, als alles abfiel, hinter mir versank und nie gewesen war! Hätte ich überlegt, wäre ich gewiß nicht mehr gefahren."

Am andern Morgen fuhren sie heimwärts. Ein Telegramm, in Köln aufgegeben, hatte den Amtsrichter benachrichtigt.

Peter Hinz war heiter und gefaßt. Diese Heiterkeit blieb bis zum Bahnhof ihres Städtchens. Dort wappnete er sich mit Ironie und Oppositionsgeist. Aber er kam nicht zur Anwendung dieser Waffen.

Der Bahnhof war schwarz voll Menschen. „Verrat," sagte Brendel, „der Schwepp hat unsere Ankunft verraten." — Siegreich tat die Lokomotive einen letzten grellen Pfiff, dann lieferte sie die beiden aus.

Der Amtsrichter Schwepp stand mit weit aufgerissenen Augen da. Der Bürgermeister aber trat Peter Hinz entgegen: „Mein lieber Doktor — nein, wie glücklich bin ich, daß dies Gerücht Ihres Todes so geradezu schlagend widerlegt ist — es ist mir eine Herzensfreude..."

„Ganz auf meiner Seite", sagte Peter Hinz und war ein bißchen verlegen. Hatte er diese Leute so lange verkannt?

Herr Schwepp schüttelte ihm die Hand mit betonter Herzlichkeit. — Seinem Referendar sah er tief in die Augen: Wenn du wüßtest, was du alles gerettet hast, Ewald Brendel! Der hielt den Blick aus: Ich weiß es, alter Herr! Aber sie sprachen beide kein Wort, drückten sich nur die Hände. Da kitzelte den Brendel der Spott. Er flüsterte dem Peter Hinz ins Ohr: „Wo sind die Ehrenjungfrauen?"

„Die fehlen freilich", sagte Peter Hinz trocken. Sie lächelten einander an wie Verschworene. Der Bürgermeister hatte nichts gehört, aber er lächelte mit. Herr Schwepp strahlte; das machte, die Brille verstärkte sein Lächeln. — Die Menge, hinter der Sperre sich drängend, raunte. Brendel betrachtete diese Gesichter, und plötzlich begriff er: Diese waren nicht zufrieden. Diesen war eine Sensation entrissen worden, die sie schon in den Händen zu halten gemeint hatten. Denen behagte es nicht, daß der Peter Hinz lebendig aus einem Abteil zweiter Klasse stieg. Das war ungehörig. War Peter Hinz in diesem Kriminalroman die Hauptfigur gewesen, hätte er jetzt nicht so glatt die Pointe verderben dürfen! Nur als nasse Wasserleiche hätte er hier Anerkennung finden können.

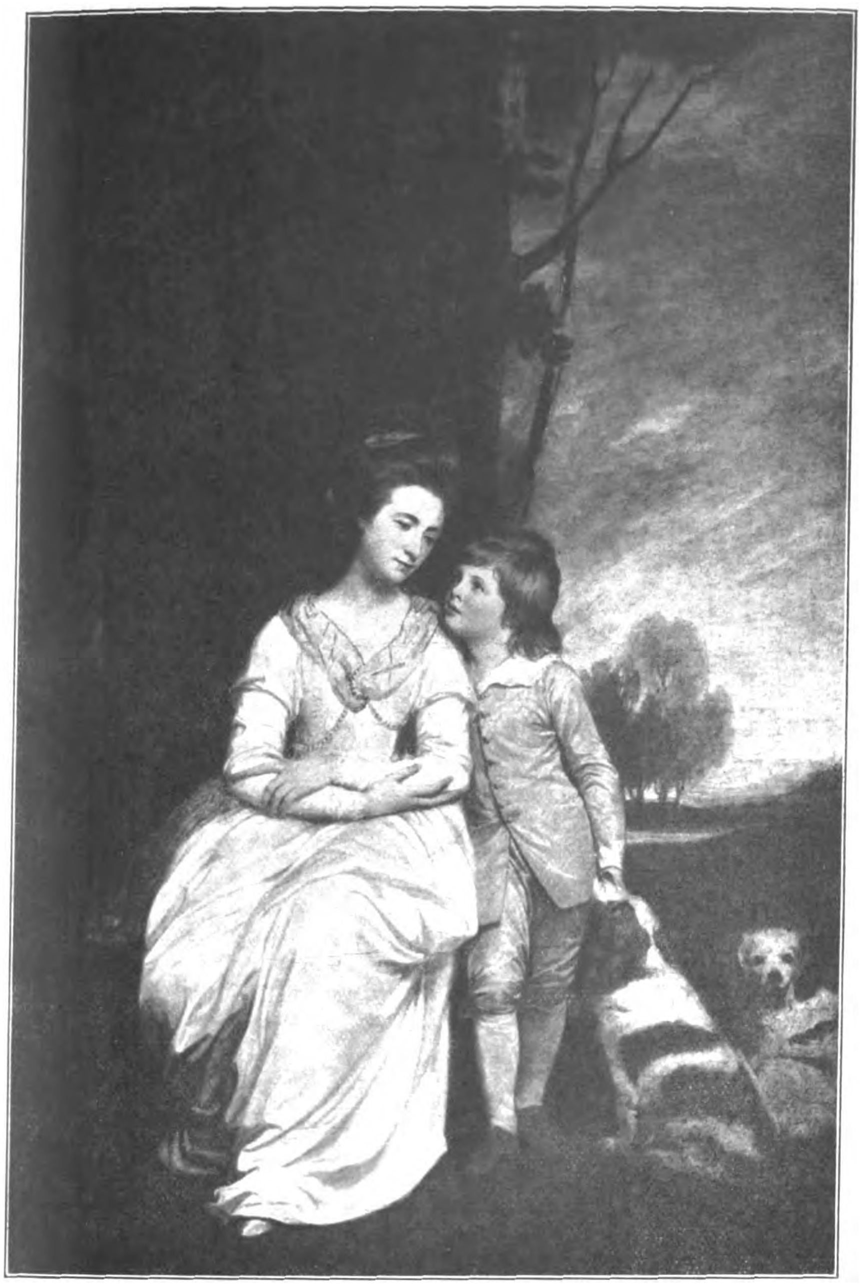
Schweigend schritt Brendel hinter den Dreien durch die Sperre. Der junge Schwepp schwenkte eine glänzende, weiße Mütze.

Bürgermeister und Amtsrichter geleiteten den Wiedererstandenen bis zum Marktplatz. Dann verabschiedeten sie sich.

Vor der Tür des Hauses am Ende der Stadt stand Luzy Gonschorek. Sie hatte soeben von der Centa Basler die erschütternde Neuigkeit gehört. Jetzt kam dort Peter Hinz als lebende Bestätigung. Sie wollte ihm entgegen, da brach sie noch schnell aus dem Tulpenbeet eine langstielige Blume. Die reichte sie ihm.

„Also auch die Ehrenjungfrauen noch", stellte Brendel fest. „Hinzpeter, mein Held, deine Flucht wird in den Annalen dieser Stadt mit roter Tinte vermerkt werden — mit blutroter Tinte."

Aus der Küche kam die Wirtschafterin gestürzt; sie hielt ein Messer in der Hand und eine angeschnittene Zwiebel. In ihren Augen standen dicke Tränen. Als sie Peter Hinz gewahrte, wie er dort stand in malerischer Pose, die weiße Tulpe in der Linken, ließ sie Messer und Zwiebel fallen und stürmte auf ihn zu. Er sah sie an. Da kullerten von der Erschütterung des Anlaufs die gestauten Tränen über ihre Backen abwärts. Er sah nur diese Tränen, nicht die weggeworfene Zwiebel, nicht das Messer. „Centa", sagte er weich, angerührt dicht am Herzen. — Diese Stadt empfing ihn mit Begeisterung, Tränen und Rührung. Er schämte sich. Wie sehr hatte er die Menschen verkannt!



George Romney (1734—1802): Gräfin von Albemarle mit ihrem Sohn William Charles.



Sir Joshua Reynolds (1723—1792): Mrs. Musters als Hebe.

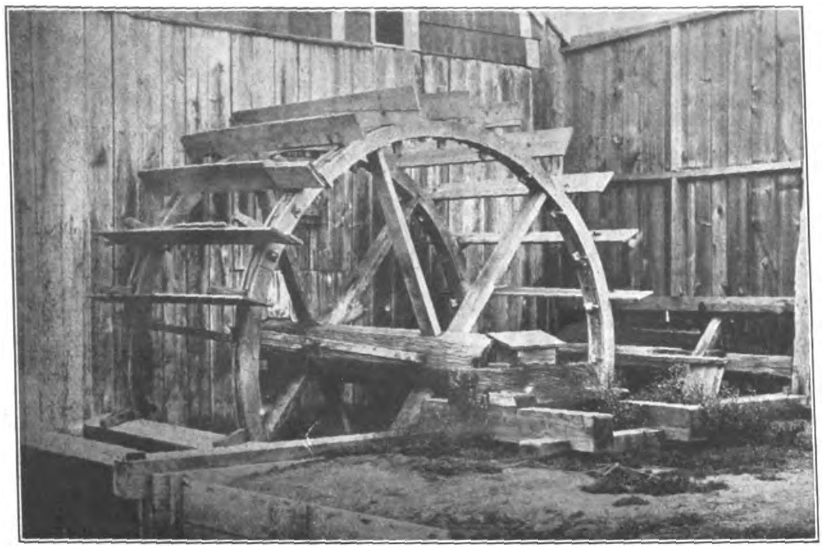




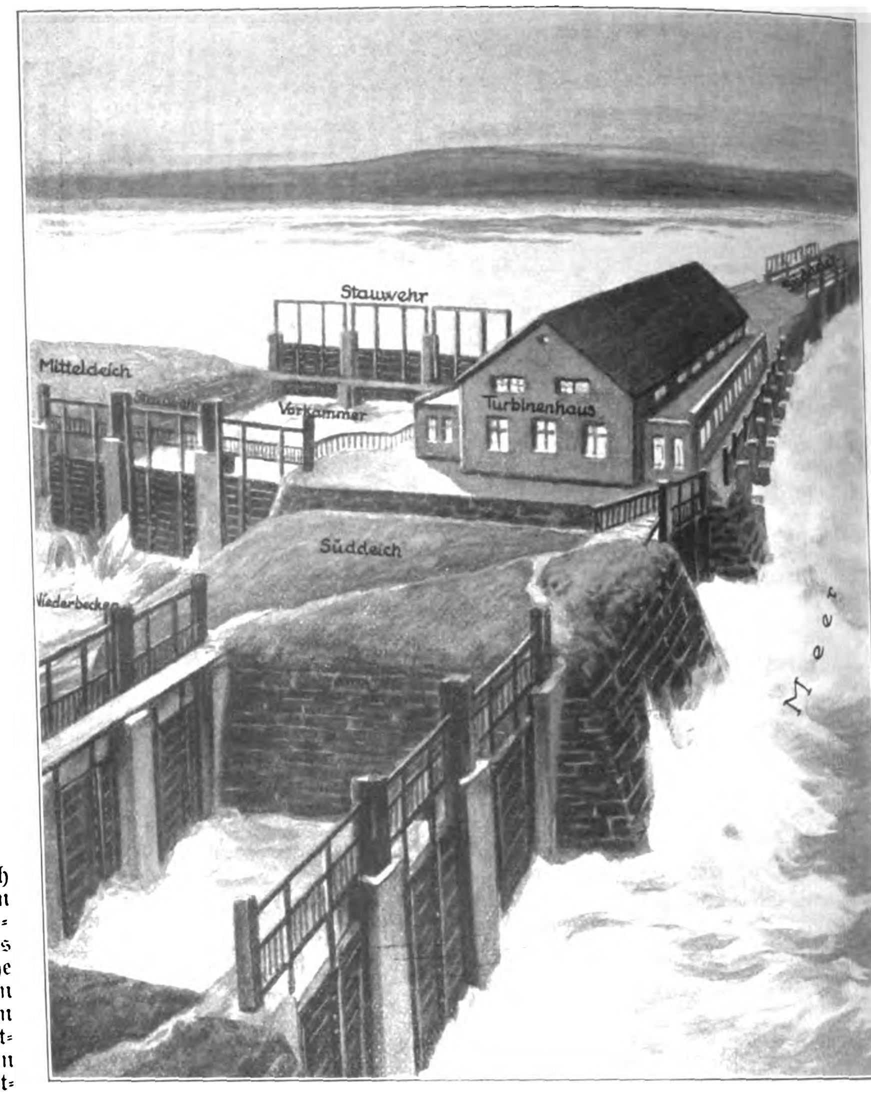
Links: George Romney: Die Schauspielerin und Sängerin Mrs. Crouch. — Rechts: John Hoppner (1758—1810): Mrs. Jordan als Rosalinde in Shakespeares Lustspiel „Wie es euch gefällt".

AUS DER WINTER-AUSSTELLUNG DER ROYAL ACADEMY IN LONDON: BERÜHMTE ENGLISCHE PORTRÄTMALER DES 18. JAHRHUNDERTS

Zu unseren Bildern aus der Sammlung des Earl of Iveagh ist folgendes Interessantes zu bemerken: Der Earl of Iveagh hat von seiner Bildsammlung (300 Bilder) die 63 größten Meister der englischen Nation vermacht, zusammen mit Kenwood House und Park, in der Nähe von London, in Hampstead gelegen. Der Wert dieser Bilder soll ungefähr 10 Millionen Mark betragen. Neben der Sammlung und dem Grundstück hat der Stifter noch ein Kapital von einer Million Mark hinterlassen, dessen Zinsen zur Aufrechterhaltung dieser öffentlichen Galerie dienen sollen. Der Earl of Iveagh war Besitzer der berühmten Guinness-Brauerei. Das ist in London allein das dritte Vermächtnis dieser Art von Privathand. Die ebenfalls von dem Privatmann Wallace bzw. dessen Frau gestiftete Wallace-Collection und die Tate-Gallery (Tate war der einstmalige Zuckerkönig) sind Beweise des Verständnisses des Engländers für sein Vaterland und des Dankes an seinen König. — (Reproduktionserlaubnis durch „Trustees of the Iveagh Bequest".)



Alte, noch heute bestehende Flutmühle bei Brooklyn auf Long Island (Ostküste Nordamerikas). Automatisch sich schließende Tore verhindern, daß das von der Flut ins Sammelbecken getriebene Wasser nutzlos zurückströmt.



Schon vor dem Kriege beabsichtigte man die Ausnutzung der Gezeiten an der Nordsee zur Kraftgewinnung: Anlagezeichnung eines Meeresflutkraftwerks bei Husum.

Das neue Gesicht des Ozeans.

Utopie und Wirklichkeit. Von Anton Lübke, Münster i. W.

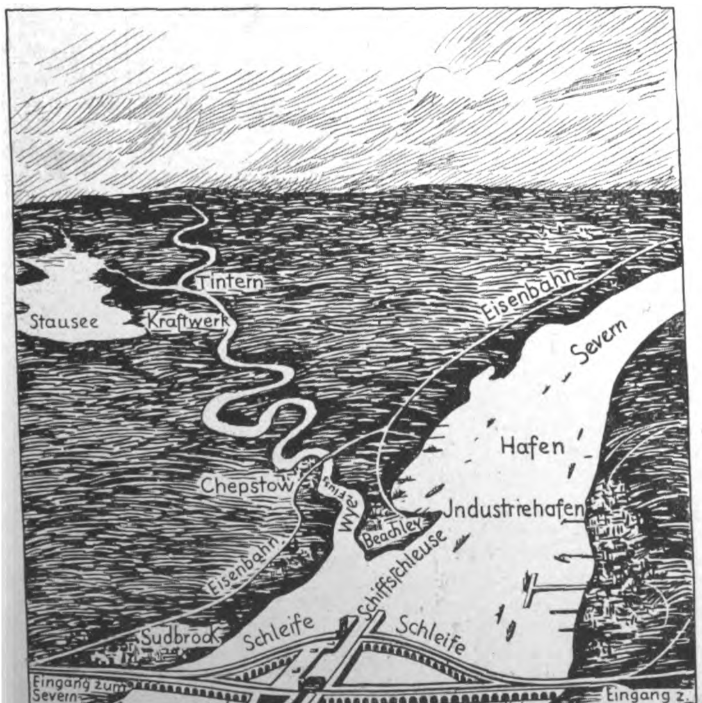
Seit undenklichen Zeiten war der Ozean dem Menschen ein gütiger Helfer, Förderer und Nahrungsspender zugleich. Als die ersten Wellendrachen und Segelschiffe hinausfuhren und Verbindungen anknüpften von Volk zu Volk, erwuchs das Weitenbewußtsein des Menschen, und Kulturelemente verschmolzen miteinander. Wie aber der Mensch die Allmächtigkeit der Meere immer mehr beherrschen lernte, kam er auch bei der Suche nach neuen Energiequellen darauf, sie für sich nutzbar zu machen.

Meeresflutkraftwerke kannte man schon im Mittelalter. Der erste Entwurf, Ebbe und Flut für Kraftzwecke auszunützen, stammt aus dem Jahre 1483 und ist von Jakobo Marino aus Siena. Die erste Flutmühle errichtete im Jahre 1713 in Dünkirchen der holländische Zimmermann Perse, nachdem schon einige Jahrzehnte vorher Herdley das englische Patent Nr. 315 auf die Gewinnung von Kraft aus dem Meer erhalten hatte. Im 17. Jahrhundert bestand bereits bei Neuyork ein Meeresflutkraftwerk, wahrscheinlich von Holländern gebaut.

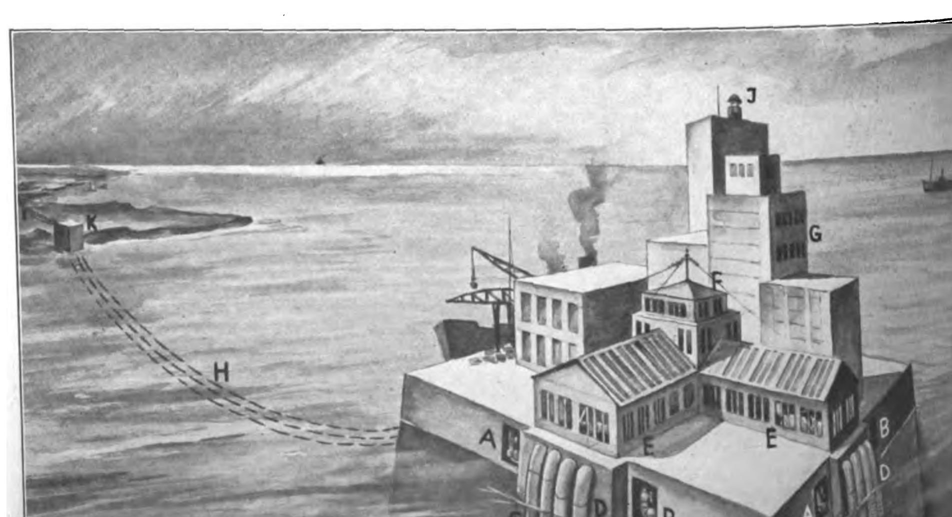
In den letzten Jahren haben sich die Ingenieure viel mit der Ausnützung von Ebbe und Flut beschäftigt. In Deutschland, Frankreich, England und Amerika trägt man sich seit langem mit dem Gedanken, die perpetuierliche Bewegung des Meeres in energetische Kraft umzusetzen. An der reich gegliederten Küste der Bretagne entstand schon vor einigen Jahren ein Meeresflutkraftwerk.

Zwei Meeresflutkraftwerke, die in den letzten Jahren geplant waren, verdienen besonders hervorgehoben zu werden, und zwar das Projekt bei Husum und das an der Mündung des Severn in England. Der Hamburger Ingenieur Pein war es, der um das Jahr 1910 zuerst mit dem Projekt eines Kraftwerkes bei Husum hervortrat. Zu diesem Zweck wurde die „Wasserkraft G. m. b. H." gegründet, der bedeutende Firmen ihre Unterstützung liehen. Die Leistungen des Werkes waren auf 7500 P. S. veranschlagt. Das Werk sollte aus drei Staubecken gebildet werden, von denen eines zur Reserve, zwei andere, ein Hoch- und ein Niederbecken, als eigentliche Arbeitsbecken bestimmt waren. In diese Becken sollten sieben Turbinenkammern eingebaut werden, die bei Flut durch vom Meer einströmendes Wasser und nach der Flut durch abströmendes angesammeltes Wasser betrieben werden und elektrische Kraft erzeugten sollten.

Nach dem Kriege entstand in England der Plan eines ähnlichen Kraftwerks an der Mündung des Severn, das das größte Kraftwerk der Erde werden sollte. In dem fjordähnlichen Meeresarm, in den der Severn mündet, ist die Flutwirkung des Meeres ganz besonders stark. Man hat hier Springfluten bis zu 12 m und Nippfluten bis zu 9 m gemessen, also eine ungeheuere Kraftwirkung des Wassers, die als gute Vorbedingung zu einem großzügigen Kraftwerk gelten kann. Auch bietet die Küste hier eine besonders günstige Anlage zur Errichtung eines Staudamms. Man plant einen Staudamm von 4 km Länge, der ein Staubecken von 70 qkm schaffen würde, wodurch nicht nur eine gewaltige Kraftreserve gegeben wäre, sondern auch für die Schiffahrt eine günstige Landegelegenheit. Durch den gewaltigen Staudamm wäre es außerdem möglich, den Weg von England nach Südwales um 50 km zu verkürzen. Auf unserer Abbildung sieht man zunächst vorn in der Mitte den gewaltigen Staudamm, in dem sogenannte Schützenöffnungen angebracht sind, die sich bei Flut und Ebbe selbsttätig öffnen und schließen. Nach der Flut dringt das Wasser durch die Schützen-

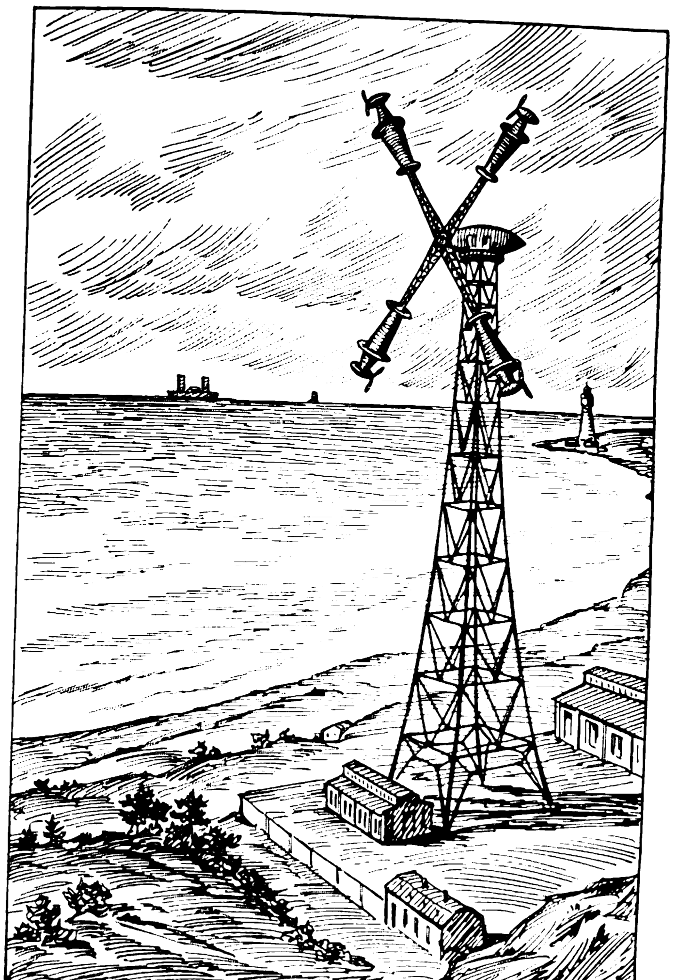


Das geplante Flutwerk an der Mündung des Severn in England, das große Teile des Landes mit elektrischer Energie versorgen soll.

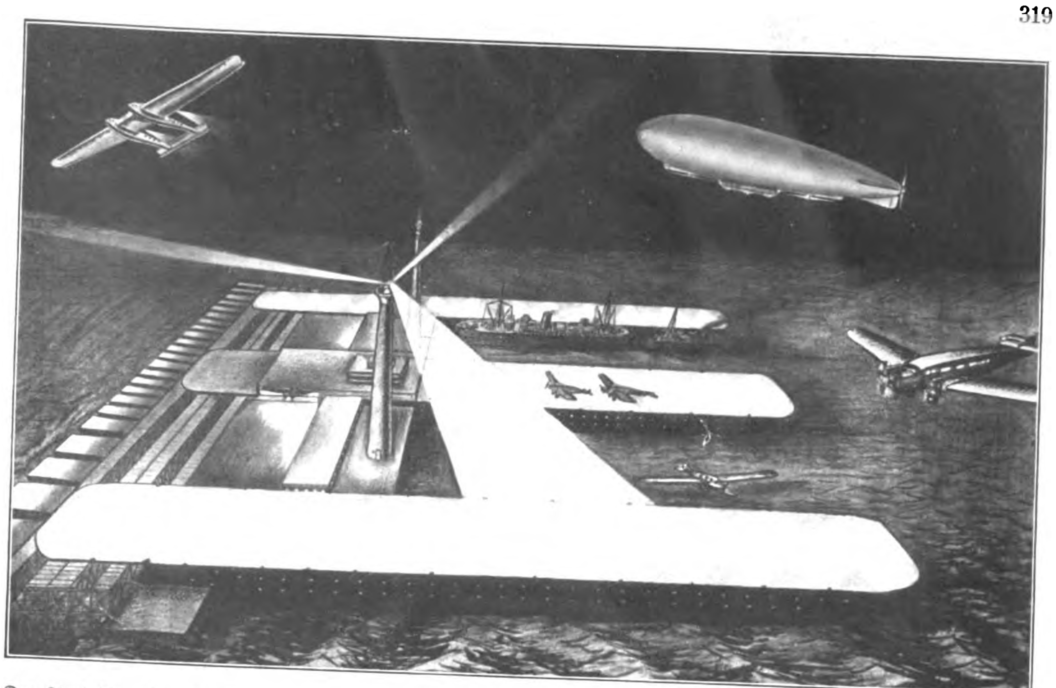


Das Kraftwerk im tropischen Meer: Projekt einer Anlage zur Ausnutzung der Meereswärme nach dem französischen Physiker Claude. Zeichnung von W. Bröker.

A Pumpe für Kaltwasser aus der Meerestiefe; B Pumpe für Warmwasser (28 Grad) von der Meeresoberfläche; C Rohrleitungen, die das Kaltwasser leiten; D Rohrleitungen, die das Oberflächenwasser leiten; E Maschinenhäuser, in denen sich Dynamos, Warm- und Kaltwasserkessel befinden; F Radiostation für Kurzwellen; G Silos und Lagerräume; H Kabelleitung zum Festland zur Leitung des gewonnenen Stromes; I Leuchtturm; K Umformerstation an der Küste.



Ein Flettnersches Windrad an der Meeresküste, wo die Winde am stärksten wehen. Am Horizont ein Schiff mit Flettner-Rotoren.



Der Flughafen mitten im Ozean. Von dieser schwimmenden Zwischenstation mit Wellenkraftwerk verspricht sich ihr Erfinder, Rudolf Sailer, die wirtschaftliche Lösung des Ozeanflug-Problems. Durch geeignete Schwimmkörper in Verbindung mit Zahnradgetrieben soll ohne große Kosten eine großzügige Ausnutzung der Meereskräfte möglich sein.

öffnungen in das Staubecken und kann dann während der Ebbezeit beliebig durch die Turbogeneratoren, die in den Staudamm eingebaut sind, abfließen und elektrische Energie leisten, die auf 500000 P.S. bei zehnstündiger Leistung berechnet ist. Um auch bei Flut einen pausenlosen Betrieb zu ermöglichen, plant man eine Nebenanlage, und zwar durch den bei Tintern zu errichtenden Stausee, der durch Kreiselpumpen von 15000 P. S. jeweils mit Wasser gefüllt werden soll. Das Ausgleichswerk bei Tintern soll ebenfalls eine mittlere Leistung von 500000 P. S. täglicher Leistungen aufweisen können. Das Kraftwerk, dessen Errichtung 30 Millionen Pfund Kosten erfordern würde, hätte eine jährliche Ersparnis von 3½ Millionen Tonnen Kohlen zur Folge. Seine Ausführung bedeutet, wie aus diesen Angaben leicht zu ersehen ist, eine Lebensfrage für England, das seine Kohlenschätze immer mehr schwinden sieht und sich demzufolge nach neuen Energiequellen umsehen muß.

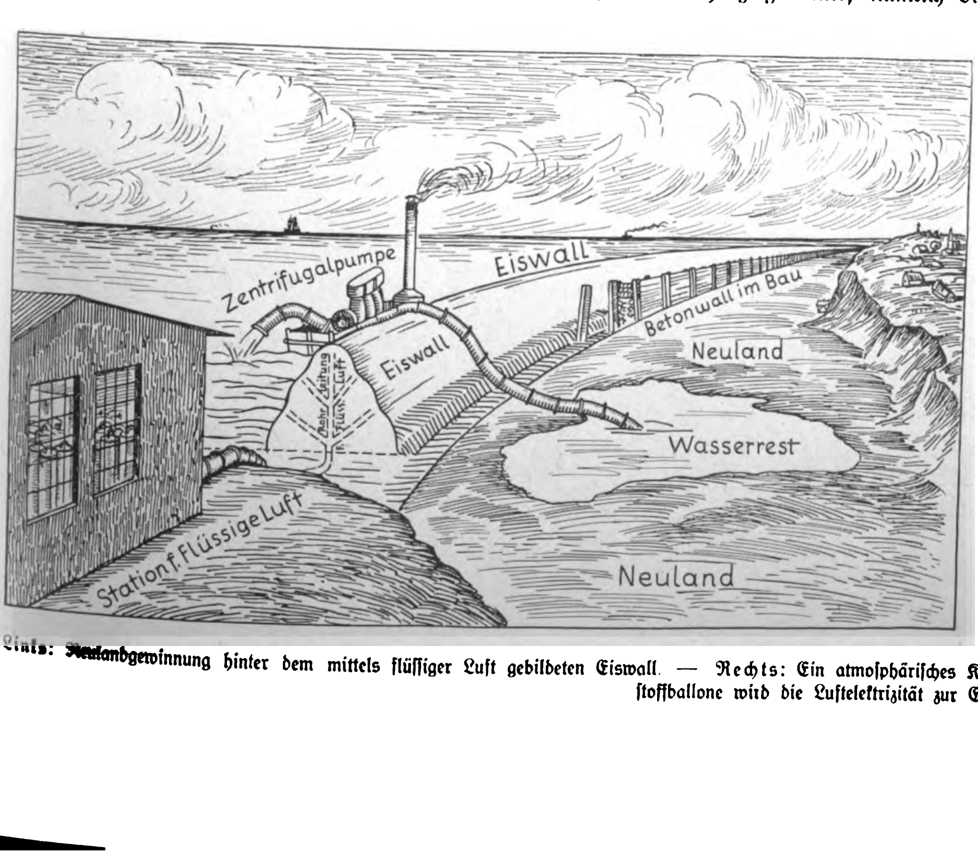
Neben den Plänen, Ebbe und Flut des Meeres auszunützen, entstanden in den letzten Jahren solche, welche die Meereswärme in den Tropenmeeren zur Energiegewinnung heranziehen wollen. Auf diesem Gebiete tauchte im Jahre 1925 der Vorschlag des Berliner Ingenieurs Dr. Bäumer auf. Bäumer ging von der Tatsache aus, daß in den Tropen die Meere auf der Oberfläche eine Temperatur von über 25 Grad haben, dagegen in 3000 bis 4000 m Tiefe die Temperatur nur unter 10 Grad bleibt. Mit Hilfe dieser hohen Temperaturen auf der Meeresfläche könnte Kohlensäure verdunstet und damit eine Dampfturbine betrieben werden. Das kalte Wasser der Meerestiefe könnte dazu benutzt werden, den Abdampf wiederzuverdichten.

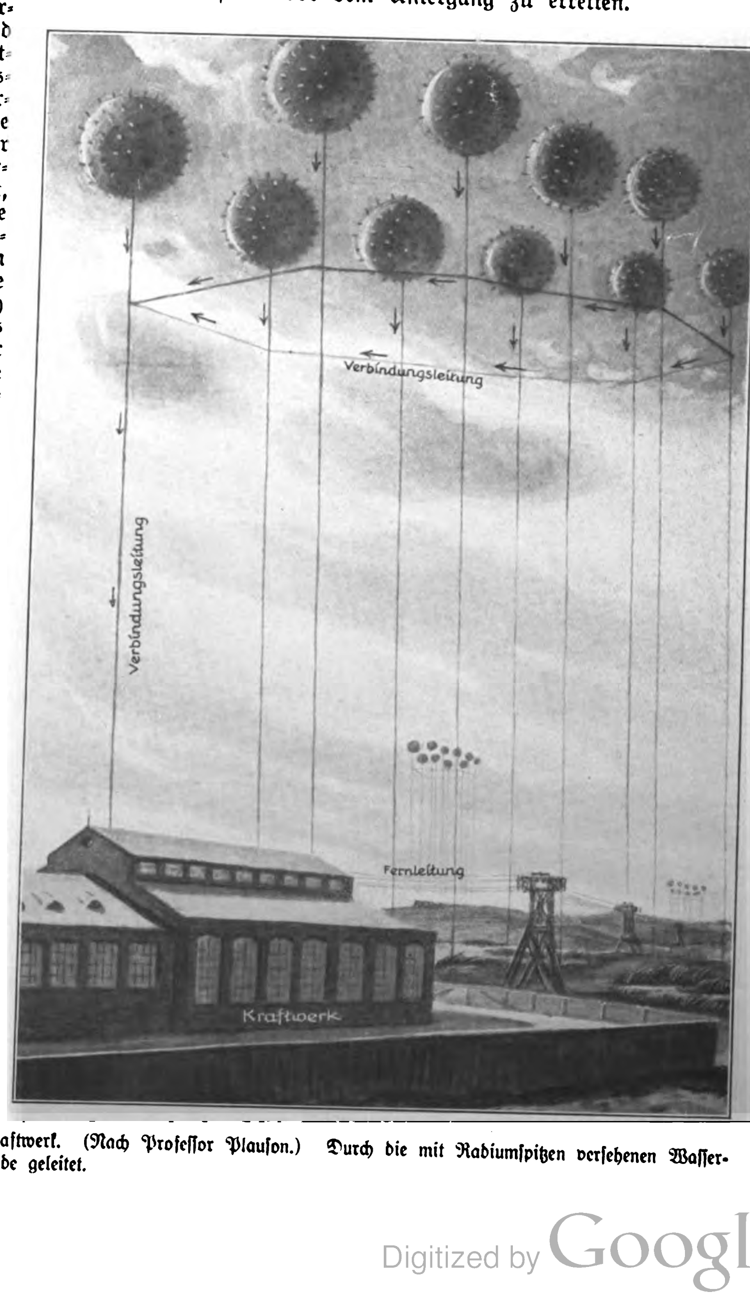
Mit einem ähnlichen Projekt trat 1926 der Franzose Georges Claude, der bekannte Vorkämpfer der synthetischen Ammoniakgewinnung, hervor. Mit Paul Boucherot, dem Konstrukteur großer Turbodynamos, hat er ein Verfahren ausgearbeitet, die Tropenmeereswärme in energetische Kraft umzusetzen. Die von dem Erfinder konstruierte Maschine besteht aus einem zweischenkeligen, von der Luft abgeschlossenen und auf $1/_{1000}$ Atm. evakuierten Gefäß. In dem Rohr, das diese beiden Schenkel verbindet, befindet sich eine Dampfturbine. Wenn in den beiden Schenkeln Wasser vorhanden ist, so nimmt der über dem Wasser vorhandene Raum die der jeweiligen Wassertemperatur entsprechende Dampfspannung an. Wird nun das eine dieser Gefäße abgekühlt und das andere erwärmt, tritt eine hohe Dampfspannung ein, die einem Druckgefälle von 20 mm Quecksilber gleichkommt. Der Erfinder glaubt, daß er bei der Durchleitung von 1000 cbm Wasser pro Sekunde durch ein zu erbauendes Kraftwerk (s. Abbildung) 600 000 P. S. erzeugen könne.

Eine nicht unerhebliche Rolle werden in Zukunft vielleicht der Wind und die Luftelektrizität in der Energiewirtschaft spielen. Die windreichen Meeresküsten sind besonders dazu geeignet, derartige Anlagen zu errichten. Eine ganze Reihe Erfinder, wie Flettner, Professor Plauson u. a., haben sich mit der Energiegewinnung aus der Luft beschäftigt, wobei zum Teil hochfliegende Pläne entstanden. Auch die Anlage von riesigen Schwimmdocks zur Landung von Flugzeugen auf dem Meer ist heute noch reichlich phantastisch, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß das Projekt des Österreichers Rudolf Sailer sehr vieles für sich hat und mehr als die früheren Pläne die Möglichkeit der Verwirklichung in sich schließt.

Eines der interessantesten Projekte sei am Schluß genannt, nämlich die Abdämmung des Meeres mittels flüssiger Luft nach einer amerikanischen Idee. Schutzdämme von Eis werden heute sehr viel in Bergwerken verwendet, um Feuchtigkeitsentwicklung, Einsturzmöglichkeit und das Eindringen von Wasser zu verhindern. Um im Meer einen Eisdamm zu erzeugen, wird aus einer Anlage, in der flüssige Luft fabriziert wird, die 180 Grad kalte Flüssigkeit durch ein Röhrensystem in das Meer geleitet, wo das Wasser, das mit der flüssigen Luft in Berührung kommt, sofort gefriert und ein starrer Eiswall sich bildet, solange die flüssige Luft in den Röhren zirkuliert. Man kann dann bequem einen Betondeich errichten, das vor dem Wall befindliche Wasser auspumpen und das Neuland trockenlegen. Es bestände somit die Möglichkeit, dem Meere große Länderstrecken abzugewinnen.

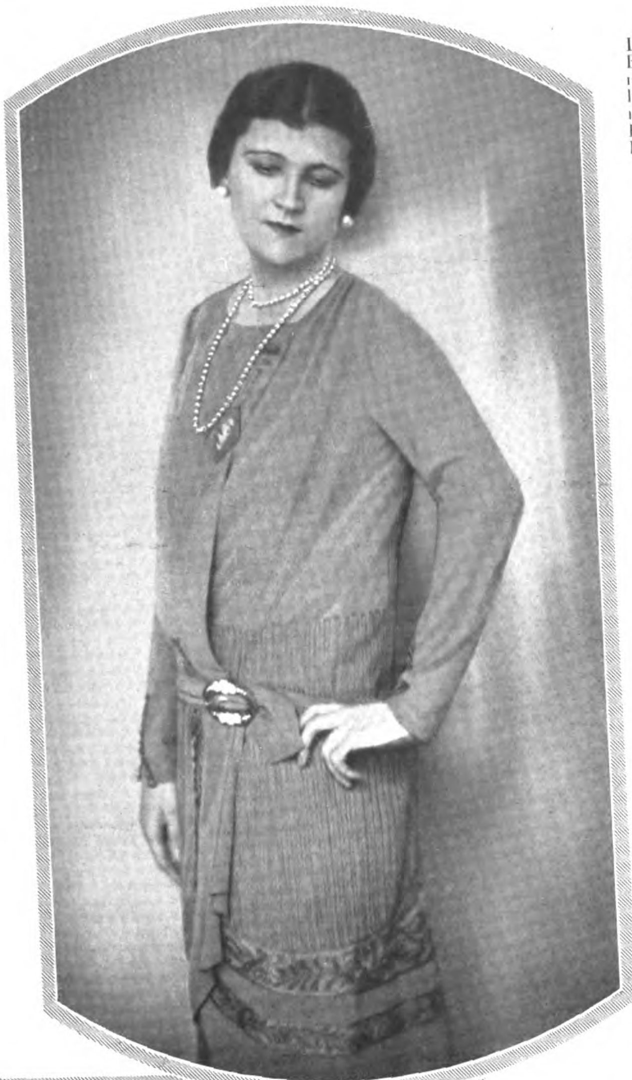
Obgleich viele von den hier dargelegten Projekten sehr phantastisch erscheinen mögen und es noch lange dauern wird, bis sie sich verwirklichen lassen, so ist doch ohne Zweifel zu erkennen, daß die Technik eifrig bemüht ist, die Gewalten des Ozeans der menschlichen Wirtschaft dienstbar zu machen und auf diese Weise den Menschen vor der drohenden Energienot und somit vor dem Untergang zu erretten.





Links: Neulandgewinnung hinter dem mittels flüssiger Luft gebildeten Eiswall. — Rechts: Ein atmosphärisches Kraftwerk. (Nach Professor Plauson.) Durch die mit Radiumspitzen versehenen Wasserstoffballone wird die Luftelektrizität zur Erde geleitet.

FÜR DEN NACHMITTAG



Links:

Die Schauspielerin Marga Bernard in einem Frühjahrsnachmittagskleid aus gobelinblauem Crêpe de Chine mit gerafftem Vorderteil und Börtchengarnierung. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts:

Dunkelblaues Crêpe-Georgette-Kleid mit hellbeigefarbenem Jabot und Rock aus blattartigen Teilen. Dazu trägt die Revueschauspielerin Gritta Bland eine samtverzierte blaue Strohtoque. Modell (Kleid): Weiß & Krauß, Wien. Phot.: R. Lechner.

Unten links:

Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri zeigt ein mit Seidenblumen besticktes biskuitfarbenes Jumperkleid aus Trikot. Den kleinen aufgeschlagenen Strohhut schmückt roter Samt. Modell (Kleid): Weiß&Krauß, Wien. Phot: R. Lechner.

Unten Mitte:

Nachmittagskleid für das Frühjahr aus schwarzem Rips und rosenfarbenem Crêpe de Chine, an den Ansatzstellen als Querstreifen verarbeitet. Trägerin die Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Geiringer & Co., Wien. Phot.: Ernst Förster, Wien.

Unten rechts:

Carmen Cartellieri in einem biskuitfarbenen Crêpe-Satin-Kleid in Glockenform mit eingesetzten Patten. Modell: Weiß & Krauß, Wien. Phot. R. Lechner.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.









SPORT

EINE BEGEBENHEIT IN AUSSCHNITTEN ERZÄHLT VON REINHOLD EICHACKER

Heute habe ich mich verlobt! Mit Margot de Fler, der berühmten Rekordschwimmerin. Ich, ausgerechnet ich! So ein Dusel! Das Mädel ist schön, schlank, pikant, hat einen reichen Papa, ist furchtbar umschwärmt, in den Sportklubs zu Hause. Und solch ein Mädel nimmt mich! Ach, ich platze vor Glück!

•

Margot hat mir gestanden, weshalb sie mich nahm. Sie schwärme für breite Schultern und schlanke Hüften. Ich hätte solch einen klassischen Akt. Aus dem könne was werden, wenn ich erst Sport triebe wie sie. Jetzt sei alles noch schlapp, viel zu weich, ohne Mark. Doch das käme von selbst.

•

Margot sagte mir heute ganz offen heraus, sie könne nur einen Sportmenschen lieben. Nur der sei ein Mann. Sie hätte geglaubt, auch ich liebte den Sport. „Natürlich!" habe ich gesagt. „Ich liebe den Sport. Gleich heute fang' ich an."

•

Margot hat mir einen Stundenplan aufgeschrieben. Den übe ich jetzt. Morgens früh um 5 Uhr fängt mein Sporttraining an. Früher habe ich immer bis 8 Uhr gepennt. Die letzte Stunde im Bett war die schönste für mich. Na, es geht auch um 5. Wenn ich verheiratet bin, ändert sich doch allerlei. Margot liebt halt den Sport. Wenn ich mich im Bett so recht warm fühle, muß ich hinaus. In das Morgenbad rein. Brr! 15 Grad. Abends graust mir schon vorm Erwachen zum Bad. Bin ich ein Eisbär? Margot nennt das Sport. Wenn ich zittere vor Frost, kommt die Turnerei dran. Weil ich warm werden soll. Als ob ich das nicht hätte bequemer haben können, wenn ich im Bett geblieben wäre! Margot hat mir einen Expander geschenkt. Zwei Griffe mit Stahlspiralen. Die muß ich nach allen Richtungen auseinanderziehen. Warum gerade ich? Dann hätte man sie doch gleich lang genug machen können. Jede Übung zehnmal. Langsam steigernd. Damit ich Muskeln bekomme. Vorläufig tun mir die Arme so weh, daß ich sie nicht aufheben kann. Hoffentlich kommen die Muskeln recht bald! Im Bureau finden die Kollegen, ich hätte in letzter Zeit solch einen tragischen Zug um den Mund. „Trainiert", sagt Margot. Daß ich nicht lache — sonst tut mir der Brustkasten weh.

•

Wissen Sie, was Rumpfbeugen ist? 25- bis 50 mal tief nach vorn, wieder hoch, tief zurück, wieder hoch — bis einem alle Glieder akkordweise knacken und man sich vorkommt, als sei man ebenso vorn wie hoch. Das ist Sport. Mensendiecken. Die Frau habe ich gern, die das Würgen erfand! Besonders, wenn man nachher auf dem Teppich rumliegt und die Beine hochhebt und sie im Kreise rumdreht. Ich hätte nicht gedacht, daß das Verlobtsein so schwer sei, weiß Gott!

•

Sonntags lerne ich im Fußballklub. Das ist ein Spiel, bei dem die anderen nach einem Lederball treten, aber mein Schienbein treffen. Margot findet das schön und sehr interessant. Danach fahren wir zum Tennisplatz. Tennis ist ein hübsches Spiel. Besonders bei 30 Grad Hitze. Wenn ich auch nicht verstehe, warum ich immer hinter dem Ball herlaufen soll, den ich doch nicht erwische. Wenn Margot den Ball zurück haben will, könnte sie ihn eigentlich gleich dort behalten. Margot sagt, ich würde dadurch gewandter zum Skilaufen im Winter. Das müsse ein moderner Mann natürlich zu allererst lernen. Da man diesen Sport, soviel ich gesehen habe, die meiste Zeit in liegender Haltung betreibt, soll es mir recht sein.

•

Ich bin glücklich. Margot ist zufrieden. Sie hat meine Muskeln beklopft und dazu kurz gebrummt. Ich habe mit keiner Miene gezuckt, obwohl mir jeder Druck wie ein Nadelstich war. Jetzt soll ich Seilspringen. Sonst bliebe meine Beinmuskulatur zurück. Margot machte mir's vor. Es sieht zu nett aus, wie sie springt. Ihre seidenen Strümpfchen, der Bubikopf — ach, ich bin so verliebt! Wenn sie's verlangt, werde ich noch Akrobat. Morgen springe ich auch.

•

Zweimal ging das Springen ganz gut. Beim drittenmal blieb ich am Seil hangen und schlug mit dem Nasenbein gegen den Schrank. Zehn Minuten hat es geblutet. Die Plombe vom Weisheitszahn ist auch heraus. Warum hab' ich aber auch nicht früher Seilspringen geübt? Das gehört doch nun mal zum modernen Betrieb. Nachmittags gehen wir schwimmen und laufen danach um die Wette zum Wald. Mir hängt meine Zunge oft handbreit heraus. — Dann gehen wir tanzen.

•

„Fühl' mal meine Muskeln! Wie stark sie schon sind", sagte ich heute zu Margot. Sie war ganz verwundert und küßte mich schnell. „Von morgen ab kannst du boxen lernen", rief sie beglückt. „Du bist jetzt so weit." Wie stolz war ich da!

•

Heute war ich beim Boxlehrer. Ich zittere noch. Warum das so schwer ist, begreife ich nicht. Der Lehrer schlug, und ich schlug. Aber nur ich bekam Hiebe. „Ich markiere ja nur", meinte er, wenn er schlug. Markieren nennt das der Mensch! Wenn er mir bis zum Ellenbogen in den Magen reinfährt, mir den Kinnbacken haut, daß mein Hals länger wird, und wenn er mir beide Ohren zu Rühreiern schlägt! Das nennt man nun Sport.

•

Zwei Wochen boxe ich schon Tag für Tag. Margot gibt keine Ruh'. „Ohne Boxen kein Mann", sagt sie, wenn ich nicht mag. Neuerdings geht sie stets mit. Sie behauptet, aus Sport. Wenn der Boxjüngling ihr nur nicht so schöne Augen dabei machen wollte! Ich könnte den Kerl dann zu Gulasch zerboxen. Leider kann ich's noch nicht. Doch das kommt auch noch mal.

•

Seit es wärmer ist, segeln wir auch. Margot kann das sehr schön. Sie fährt mich dazu selbst im Auto hinaus. Auch das muß ich können, verlangt meine Braut. Sie lehrt es mich selbst. Wenn ich nur die verschiedenen Hebel und Griffe nicht immer vertauschte! Gashebel, Bremshebel, Kuppelung, Schaltung — wer soll alles das auch gleich stets unterscheiden? Margot sagt, es sei ein Skandal, wie täppisch ich sei. Aber kann ich dafür, daß die Hühner und Hunde gerade immer unter mein Auto laufen?

•

Beim Boxen mache ich große Fortschritte. Margot ist deshalb sehr dankbar und freundlich zu diesem Boxerl, der mir Unterricht gibt. Wenn ich nicht wüßte, daß sie nur mir zuliebe dorthin kommt! Manchmal habe ich eine Wut, eine Wut —! Ob er wirklich markiert? Öfters haut er so zu, daß mir schwummerig wird. Und dann grinst er sie an. Das gehört mal zum Sport.

•

Margot sagt, ich müsse jetzt einige Tage daheim bleiben. Ich sei zu zerbeult. Ich solle kalte Umschläge machen. So fiele ich neben ihr doch zu sehr auf. Recht hat sie gewiß. Meine Nase sieht wie eine Kohlrübe aus. Die Augen sind zugeklebt, der Mund schwillt ganz schief. Meine Bekannten kennen mich nicht, denn sie grüßen nicht mehr. Doch es trifft sich gut, daß ich daheim bleiben soll: Gestern fuhr ich das Auto ins Volksbad hinein. Das war ein Geschrei!

•

Was ist nur mit Margot? Sie ruft mich nicht an. Dabei sind die Schwellungen wieder fast fort. Wenn sie nicht bald schreibt, ziehe ich morgen los. Zu dem Boxmenschen hin. Einmal muß ich doch auslernen mit diesem Sport. Und dann heiraten wir. Wär's doch endlich so weit!

•

Alles, alles ist aus! — Margot! — Ahnte ich's doch. Heute ging ich zum Boxen. Auf eigene Faust. Nur aus Liebe zum Sport. Niemand wußte davon. Margot! Wie konntest du dich so vergessen? Daß ich dich überraschen mußte in den Armen dieses Boxmenschen, dieses Tiers, dieses — Diesmal hat er ganz sicher nicht mehr markiert. Wie der Kerl zuschlug, als ich auf ihn zuging, in meiner Wut. Wo der nur all seine Arme hernahm? So viele Fäuste gibt's gar nicht mehr, wie ich abbekam. Zu einem Fragezeichen hat er mich ausgewalzt, meinen Magen hat er mir umgedreht, mein Gebiß dezimiert; ich fühle die Treppe noch jetzt unter mir. Also das nennt sie Sport!

•

Heute schrieb ich ihr ab. Vorher konnte ich's nicht, denn ich war lendenlahm. Meine Braut mag einen Boxchampion heiraten, einen Ringkämpfer, einen Schlangenmenschen — nicht mich! Mich nicht! Ich habe genug vom Sport, daß ihr's wißt. Mir reicht's! Ich mache Schluß. Wer mag, soll sich abschinden — ich ruhe mich aus. Ich treibe von heute ab — Briefmarkensport!



„Varieté." Radierung von Heinrich Ehmsen.
Aus dem Bavaria-Verlag, München.



Abend in Lugano am Luganer See. Im Hintergrund der Monte Salvatore.



Die Piazza Grande in Locarno am Lago Maggiore.

AUS DEM TESSINER SEENGEBIET (SCHWEIZ).

Aquarelle von R. Duschek.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(9. Fortsetzung.)

„Aber nein."

„Ich dachte es mir. Warten Sie ruhig, bis wir in Kingston sind."

„Ich brauche das Geld, Mr. van Berg. Ich möchte auch dem kleinen Leo etwas geben."

„Er kann es ja gar nicht brauchen."

„Ist mein Scheck etwa nicht gut?"

Jetzt wurde sie aus Verzweiflung hochmütig.

„Das bezweifle ich selbstverständlich nicht, Mrs. Mahony."

„Dann geben Sie mir, bitte, die Summe!"

Ihre Hartnäckigkeit war dem Zahlmeister peinlich.

„Um ganz aufrichtig zu sein, Mrs. Mahony, ich darf diesen Scheck nicht einlösen..."

„Sie dürfen nicht?"

„Der Kapitän hat es verboten."

„Dann werde ich mich beschweren."

„Das steht Ihnen frei. Aber er wird auch mit Ihnen keine Ausnahme machen. Es hat sich nämlich in Havanna herausgestellt, leider erst zu spät, daß Mr. Jefferson ein Betrüger war!"

„Was Sie nicht sagen!"

„Er zahlte an Bord nur mit Schecks und hat große Zechen gemacht. Die Gesellschaft hat nicht unbeträchtliche Verluste durch ihn. So hat der Kapitän angeordnet, daß ich nur noch Bargeld annehmen soll. Wenn Sie aber eine größere Banknote gewechselt haben wollen?"

„Nein. Danke. Wenn Sie gleich alle Passagiere für Gauner halten, brauche ich Ihre Gefälligkeit nicht."

Das war so unlogisch, wie es nur eine Frau sein kann, sicherte ihr aber einen guten Abgang. Der Zahlmeister war ganz verblüfft.

Blieb noch Mr. Roff selbst.

Mrs. Mahony schickte den Kabinensteward zu ihm und bat, ihre Schuld begleichen zu dürfen.

Mr. Roff war ein Gentleman. Er gab den Scheck zurück und bat sie, sich wegen der geringen Auslagen doch keine Gedanken zu machen.

„Er sollte Ihnen mindestens 50 Dollar herausgeben", schrie Mrs. Mahony den Boten an.

„Oh, verzeihen Sie, bitte."

Wütend zerriß sie das Papier in winzig kleine Fetzen.

Der kleine Leo nähte noch immer, als sie in ihre Kabine zurückkam.

„Was wolltest du mir von Mrs. Palmer erzählen, Leo?"

„Mrs. Palmer wird als italienischer Orgeldreher zum Maskenball kommen, das wollte ich Ihnen sagen."

„Ist das so wichtig?"

„Ja. Weil es eine gute Maske ist. Ganz sicher wird sie darauf einen Preis bekommen."

„Ist mein Zigeunerkostüm nicht auch gut?"

„Großartig, Mrs. Mahony. Ich wollte Ihnen deshalb einen Vorschlag machen. Mrs. Palmer wird mit einem zahmen Affen auftreten. Ich glaube, sie hat ihn nur für diesen Zweck gekauft. Ich habe ihn selbst an Bord gebracht. Es ist ein verhungertes, schwindsüchtiges Tier. Wenn Sie Interesse hätten... Es gibt jemand, der noch einen zu verleihen hat, ein Prachtexemplar. Dagegen sind die Goldmünzen am Mieder gar nichts."

„Du bist wohl selbst der Verleiher?"

„Wenn Sie's erraten haben."

Es war tatsächlich eine gute Idee von dem Schiffsjungen. Eine Zigeunerin mit einem Affen. Doch Mrs. Mahony mochte den Leihpreis für solch ein Tier wohl für unerschwinglich halten. Sie hatte zu allen leichtfertigen Unternehmungen den Mut verloren.

„Es paßt doch wohl nicht zusammen, Leo."

„Dann soll ihn niemand bekommen."

„Wenn es noch ein Papagei wäre!"

„Der Bagagemeister hat einen. Wollen Sie ihn haben?"

Mrs. Mahony schenkte Leo einen Dollar. Und im gleichen Augenblick bereute sie es schon, denn sie dachte wieder an das noch nicht aufgegebene Telegramm nach Washington.

Nun mußte sie es nochmals schreiben, nachdem sie es weiter gekürzt hatte. Vierunddreißig Worte. Und ohne Unterschrift.

Der Rechtsanwalt würde sich denken können, von wem es kam.

Sie zählte die Worte nochmals zusammen und berechnete den Rest ihrer Barschaft. Es fehlten ihr 48 Cent.

Wie lächerlich das war! Sie konnte den Funkspruch nicht absenden, weil sie 48 Cent zu wenig hatte. Man würde die Annahme des Telegramms überhaupt verweigern.

Trotzdem! Sie wollte es versuchen.

Vor dem Schalter:

„Sie haben immer noch keine Nachricht von meinem Mann?"

„Nein."

„Dann möchte ich Sie bitten..."

„Ich kann im Augenblick keine Telegramme nehmen."

Wie seltsam das war! Es war in ganz kurzer Zeit das dritte Mal einer Annahmeverweigerung.

„Weshalb?"

„Betriebsstörung."

„Sie können nicht senden?"

„Nein. Die Stationen melden sich nicht. Die Störung wird aber rasch behoben sein."

„Dann behalten Sie den Text hier, und funken Sie ihn bei erster Gelegenheit!"

„Gern."

„Hier ist Geld."

„Ich rechne später ab. Ist es Ihnen recht?"

„Danke."

Welch ein Glück, der Beamte zählte nicht einmal nach, er heftete die Dollarscheine mit einer schmalen Stahlklammer an das Telegramm. Alles gelang ausgezeichnet. Er hatte sie nicht um die fehlenden 48 Cent gemahnt.

„Wenn aber Nachricht von meinem Mann kommen sollte..."

„Seit drei Stunden empfange ich auch keine Telegramme mehr."

„Wie?"

Das hätte der Funker nicht verraten sollen. Gewiß nicht. Eine Betriebsstörung war gelegentlich nicht zu vermeiden. Sie konnte auch auf großen Schiffen wie dem „Globus" einmal eintreten. Die Elektrotechniker an Bord würden sie bestimmt rasch beseitigen. Aber besser, man machte ein Geheimnis daraus. Wenn die Passagiere es erfuhren, gab es nur Unruhe und Reklamationen.

„Es ist eine Störung. Eine Kleinigkeit."

„Wirklich?"

„Nicht der Rede wert. Die Wettermeldung ist noch auf die Minute pünktlich eingegangen."

Mrs. Mahony verstand nichts von technischen Ausdrücken. Sie überflog diesen Wetterbericht ohne Interesse.

„Was heißt Sturm?"

„Wir werden Sturm bekommen, Mrs. Mahony. Das Tief über dem östlichen Atlantik hat sich unerwartet nach Südwesten verschoben."

„Sturm?"

„Möglicherweise ein etwas bewegter Maskenball. Aber Sie sind doch alle das Schaukeln gewöhnt. Alte Seeleute, nicht wahr?"

„Ich denke, hier gibt es niemals Sturm?"

Der Funker lächelte.

„Was diese Wetterwarten schon melden! Man darf nur die Hälfte glauben."

Nein. Mrs. Mahony war nicht beunruhigt. Sie hatte keine Veranlagung, etwas tragisch zu nehmen.

„Bitte, reden Sie aber nicht darüber, Mrs. Mahony. Ich hätte Ihnen den Wetterbericht gar nicht zeigen sollen."

Jetzt wurde sie aufmerksam.

„Ist denn eine Gefahr?"

„Nein. Nicht. Der ‚Globus' ist ein zu gutes und zu großes Schiff."

Selbstverständlich erwähnte Mrs. Mahony schon beim nächsten Gespräch, was sie erfahren hatte.

„Sturm?"

„Ausgeschlossen!"

„Das Meer ist doch spiegelglatt."

„Ich habe den Bericht selbst gelesen."

„Ich will mich am Schwarzen Brett überzeugen", sagte Mr. King.

Aber heute war die Wettermeldung nicht angeschlagen. Der Kapitän machte es wohl wie in den Sommerfrischen die Hotelwirte, die nur gute Witterung für mitteilenswert halten, damit ihre Gäste nicht abreisen. Kapitän Oud brauchte doch keine Sorge zu haben, daß jemand vorzeitig ausstieg!

„Und die Funkstation hat Betriebsstörung, denken Sie nur!"

Wie rasch sich solche unwichtige Ereignisse herumsprachen! Noch während des Lunch wußte es jeder, und Mr. Williams bat den Kapitän um Auskunft.

„Aber, lieber Mr. Williams, geschieht das in ihren Betrieben nicht auch mal? Na, sehen Sie."

„Es ist auf einem Schiff nur von größerer Wichtigkeit."

„Wenn Sie auch einmal nicht oder zu spät die Neuyorker Kurse erfahren."

„Mr. Hallock würde Ihnen etwas anderes antworten."

„Mr. Hallock? Bitte, lassen Sie mich mit Mr. Hallock zufrieden!"

*

Anruf vom Kapitän.

„Hallo?"

„Hier Funkstelle."

„Immer noch Störung?"

„Ja."
„Versuchen Sie, Kingston zu rufen."
„Kingston meldet sich nicht."
„Havanna."
„Keine Antwort, Kapitän."
„Zum Teufel, Herr, halten Sie Ihre Kiste gefälligst in Ordnung!"
„Die Elektrotechniker arbeiten fieberhaft."
„Versuchen Sie's mit einer Großstation."
„Ich hatte für Augenblicke Neuyork. War aber nichts zu verstehen."
„Melden Sie sofort, wenn Verbindung hergestellt ist."
„Befehl, Kapitän."
„Danke."

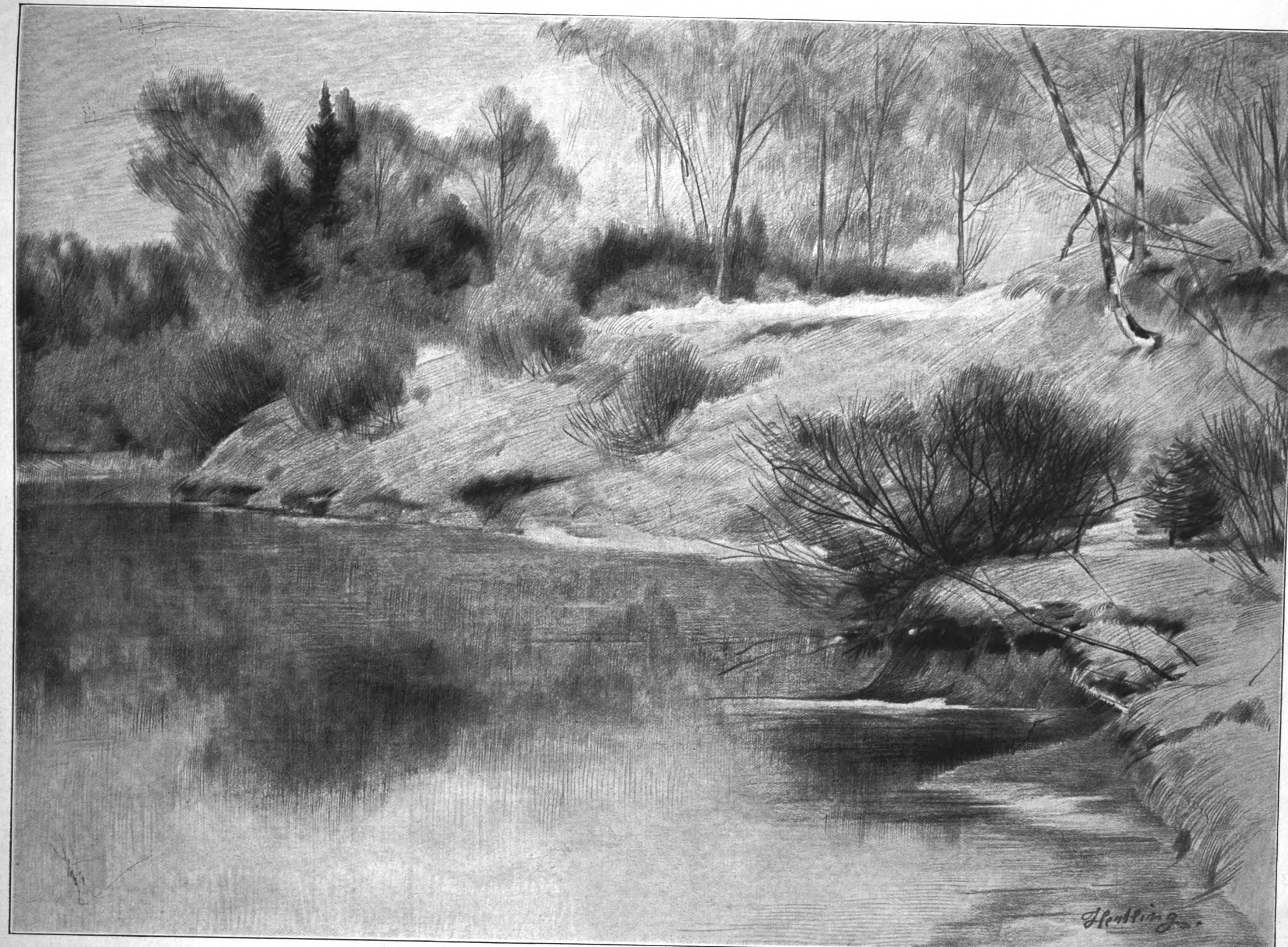
*

„Wir sprechen schon wieder mit Neuyork. Sie können also beruhigt sein, Mr. Williams."
„Dann ist es ja gut."
Seht ihr, es war nicht der Rede wert, dies Gewäsch!
Daß in der neuesten Nummer der Bordzeitung die „Letzten Nachrichten" und die Börsenkurse aus Neuyork und Chikago fehlten, was tat's? Heute hatte doch niemand Zeit, zu lesen. Die Vorbereitungen zum Maskenball nahmen alle in Anspruch. In die leere Spalte hatte der Drucker eine kleine Humoreske von Mark Twain eingerückt.
Kurz vor Beginn des Festes huschte Mrs. Mahony im Zigeunerkostüm nochmals zur Funkstation. Der Funker saß wieder mit den Kopfhörern am Tisch und übertrug einen Text in Morsezeichen.
Halb umgewendet zu Mrs. Mahony:
„Ihr Telegramm ist schon durchgegeben."
„Aber immer noch keine Antwort?"
„Nein."
Das Bootsdeck war verlassen. Unten spielte bereits die Kapelle. Das Meer war unruhig. Der „Globus" schaukelte. Fern am Horizont lag wie ein kauerndes Raubtier eine geballte schwefelgelbe Wolke mit blauem Rand. Klein, daß man sie kaum beachtete. Mrs. Mahony starrte lange zu ihr hinüber. Hinter ihr ging ein einsamer Passagier vorbei, von dem sie schon viel gehört hatte. An diesem Abend sah sie ihn zum erstenmal. Er wirkte so unheimlich, daß sie aufschrie.
Ein Herr in schwarzem Anzug, schwarzem Hut und schwarzen Handschuhen, der sich bei jedem zweiten Schritt auf einen Regenschirm stützte. Aber man war doch in den Tropen, und alle Passagiere kleideten sich weiß!

XVI.

War das ein Fest! War das ein Maskenball! Er konnte nicht besser in Szene gesetzt worden sein. Alle Bewunderung für den Chefsteward, das Komitee und die Schiffsgesellschaft, die an nichts gespart hatte, ihren Passagieren einen unvergeßlichen Abend zu bieten.
Speisesaal und Tanzhalle waren mit bunten Flaggen und Girlanden geschmückt. Herrliche Blumen, frisch in Havanna an Bord genommen, prunkten auf allen Tischen und schmückten jeden Winkel.
Die Musikanten spielten heute in Uniform, als ungarische Zigeuner. Wie das schmetterte und tollte! Schon beim Dinner, als der erste Foxtrott begann, wollten die Gäste tanzen.
„Lucky Day", hieß das Stück.
Wahrhaftig ein ausgelassener, glücklicher Tag. Drei Cheers für Kapitän Dud!
Mit einer großen Parade vor den Preisrichtern hatte das Fest begonnen. Und die ganze Narrenzunft schien vertreten. Was für Einfälle und welche Mühe! Clowns und Pierretten, Dominos, Trapper und Briganten, Indianer und holländische Bäuerinnen in klappernden Holzschuhen, eine Chaplin-Kopie und ein Douglas Fairbank als „Dieb von Bagdad", Spanierinnen und Mexikanerinnen, Chinesen, Matrosen und Stewardessen, Zigeuner und Maharadschas, Cowboys und Artisten, Ulkgestalten von grotesker Komik, eine lebendige Vogelscheuche, mit Stroh ausgestopft und mit einem Besen durch den Rockärmel, der allen hinderlich war. Phantasiekostüme, Blumen und Schmetterlinge. Selbstverständlich auch eine unvermeidliche Königin der Nacht. Oder zwei.
Der kleine Leo hatte recht behalten. Mrs. Palmer, klein, plump und ungeschickt, kam als italienischer Leierkastenmann in weiten Hosen, hatte eine Orgel umgehängt, die jämmerlich quiekte, und schleifte den in der großen Unruhe völlig verängstigten Affen an der Kette hinter sich her. Ihn auf den Arm zu nehmen, getraute sie sich nicht, und auf dem Leierkasten blieb er nicht sitzen.
Sie bekam für ihre vortreffliche Maske den zweiten Preis. Während Mrs. Mahony mit ihrem geborgten Papagei in der Hand, der wütend um sich hackte und bald wieder im Bagageraum verschwinden mußte, nur „lobende Erwähnung" fand. Mit Leos Affen hätte sie auch gesiegt.
Mrs. Palmer hatte es übrigens gar nicht leicht gehabt, einen Preis zu bekommen. Als Mrs. Seemann nämlich erfuhr, daß sie das Tier für die Maskerade brauchte, protestierte sie flammend. War es denn nicht auch ihr Eigentum? Da sie aber als „Nachtfalter" auftrat, war der Einspruch albern.
Mrs. Palmer hatte die gute Idee auch zuerst gehabt. Sie mußte darum bitten, den Affen mitnehmen zu dürfen. Ja, beinahe hätte Mrs. Seemann in ihrer Eifersucht alles verdorben.

Die Preisrichter hatten es nicht leicht, die besten Masken herauszufinden. Den ersten Preis erhielt einstimmig Mrs. Helen Horld, die königlich in Mantilla und Sevillaner Kopfschal als spanische Tänzerin erschien. Sie war die schönste Frau an diesem Abend, wenn dies die meisten Damen auch nicht zugeben wollten. Oh, wie herrlich und einzigartig das Blond ihrer Haare war!
Bei den männlichen Masken versagten die Preisrichter völlig und bewiesen nur Ungeschmack. Wenn sie da doch lieber die Damen gefragt hätten!
Die Vogelscheuche gefiel ihnen am besten. Die Vogelscheuche! Weil sie so originell war. Es war kein Kompliment für Mrs. Helen Horld. Sie mußte sich mit ihr zusammen photographieren lassen. Unter Geschrei und Hallo! Die Vogelscheuche entpuppte sich später als einer der jungen Ehemänner auf der Hochzeitsreise. Und seine Frau weinte vor Glück und Freude. Mr. Smith behielt den ganzen Abend den Besen in den Ärmeln, so begeistert war er von sich selbst und seiner Idee. Ein tüchtiger, lebensfroher Mensch, der auch bei den Shuffleboardwettspielen und beim Tennis schon den Ersten Preis gewonnen hatte. Dreimal war es ein Füllfederhalter gewesen.
Den Maskenpreis hätte der „Dieb von Bagdad" berechtigter verdient, oder ein alter indischer Gaukler, der stumm einherschlich, weißhaarig und mit gesenkter Stirn.
Immer wieder riet man vergeblich, wer es sein konnte. Undurchdringlich gut war seine Maske.
„Der könnte sogar echt sein", meinte Mrs. Rieger. „Er stinkt geradezu vor Urwüchsigkeit."
Aber dafür hatte das Preisrichterkollegium keinen Blick. Wer eine Vogelscheuche originell finden konnte! Mr. Austin war es, der sich am meisten darüber aufregte. Er hatte sich für dreihundert Dollar in Havanna ein Cowboykostüm gekauft und hatte Ehrgeiz, gefeiert zu sein.
Den zweiten Preis bekam aber der Grasaffe, weil er als wandelnde Whiskyflasche die Prohibition der U. S. A. persiflierte. Das schien man auch noch für originell zu halten.
Der Grasaffe war wieder mit Mrs. Williams zusammen, die als Holländerin verkleidet war, und flirtete grauenvoll. Mr. Williams hielt es, in sein Schicksal ergeben, nicht mehr für notwendig, sich deshalb in der Bar zu betrinken. Ganz gegen seine Art spielte er heute den Clown, vom Schiffsfriseur prachtvoll geschminkt, und belästigte alle jungen Damen mit einer Pfauenfeder, die er vor ihren Nasenlöchern herumwedelte.
Wäre es nicht Mr. Williams gewesen!...
Alle Passagiere waren wie toll, wahrhaftig, und als beim Dinner an kleinen Tischen Hupen, Rasseln, Knarren und kleine Kindertrompeten verteilt wurden, steigerte sich die Fröhlichkeit zum Höllenlärm.
Selbst die Mannschaft des „Globus", die sonst für die Passagiere wenig Interesse zeigte, denn sie lebte ja abgeschlossen in einer anderen Welt, tief da unten in der satanischen Glut bei den Ölkesseln und Maschinen, redete heute von diesem Ball. Vielleicht konnte man in der Dunkelheit unbeachtet an den hellerleuchteten Fenstern am C-Deck vorüberschleichen und einige Sekunden lang die Stirn an die Scheiben pressen, um etwas von der Orgie zu sehen.
Dunkle Schatten, die vorüberhuschten. Nicht mehr.
Das Dinner war an diesem Abend überreich zusammengestellt, denn es war auch das Abschiedsessen, das der Kapitän seinen Passagieren zu Ehren gab, bevor man den Bestimmungshafen erreichte.
Übermorgen sollte der „Globus" vor Jamaika sein.
Champagner und schwere Burgunder. Launige Tischreden und Toaste. Tusch. Händeklatschen. „Show me the Way to go Home", spielte die Kapelle. Aus zwei Raumwinkeln sprangen farbige Lichtkegel auf, tasteten nach dem Podium und überschütteten jäh mit blendendem Rot die schlanke Kindergestalt einer Tänzerin.
Peggy!
In einem lachsfarbenen Kleide stand sie da, verneigte sich vor ihrem Publikum, ein kleines, erfrorenes Lächeln in den Mundwinkeln. Dann begann sie zu tanzen.
La Paloma und einen Walzer von Strauß.
Noch ehe sie endete, hatte sie alle besiegt. Man jubelte ihr zu und klatschte; man plünderte die Vasen, um Blumen an sie verschwenden zu können. Und Mrs. Seemann, ihre Stiefmutter, strahlte vor Glück.
Peggy verschwand. Man rief sie wieder und wieder. Die Lichtkegel kreuzten sich auf dem schmalen Tanzpodium, aber sie griffen ins Leere.
Peggy, Ziegfelds kommender Star!
Da war sie wieder, im Kostüm eines armen Farmermädchens, einen breiten Hut in die schwarzen Locken gedrückt.
„Down the Swanie River", sang jetzt die Geige allein.
Mein Gott, war diese schwermutvolle Melodie auch zu tanzen!
Peggy! Peggy! Peggy!
Da oben l e b t e eine Künstlerin Amerikas Lieblingslied, das man sang, wenn man sentimental wurde. Lebte es. Tanzte es mit allen Nervenfasern! Die kleine flackernde Menschenflamme da oben. Herrlich!
„Noch einmal! Noch einmal!"
Peggy taumelte. Der Boden neigte sich unerwartet nach der Seite. Lärm und Geschrei. Geschirr und Gläser kamen ins Gleiten, fielen und zersplitterten. Teller schmetterten zu Boden. Eine Riesenwoge hatte den „Globus" steil emporgehoben und aus dem Gleichgewicht gebracht. Langsam richtete er sich wieder auf, während Gischt und Schaum an die festgeschlossenen Bullaugen knallten.



Am Weiher. Farbige Zeichnung von Wilhelm Jakob Hertling.

Der Sturm hatte das Schiff überfallen.

Der Sturm.

Aber der Schrecken hatte keine Tiefe. Man übertönte ein kurzes Grauen mit Geschrei.

Dieser Sturm paßte sogar herrlich in die Champagnerstimmung.

„Steward, neue Gläser!"

„Steward, mehr Champagner herbei!"

Auf und ab tanzte das Schiff. Ganze Tische wurden leergefegt.

Gelächter. Menschen standen auf, um irgendwo zuzugreifen, und taumelten, als ob sie betrunken wären.

Der Taifun heulte über Deck und schellte wie ein Ton im höchsten Diskant durch den Schlußmarsch der Zigeuner.

Der Ball konnte beginnen.

Sollte die herrliche Stimmung wirklich durch ein lächerliches Naturereignis zerstört werden? Nein!

Man mußte den Grasaffen hören, wie geschickt er die Situation zu beherrschen begann.

Aufgereckt stand er auf einer Tischplatte und hielt aus dem Stegreif eine Rede, die Feige ermutigte und die Besorgten erheiterte.

„Wo ist der Kapitän," schrie er in den brausenden Lärm hinein, „wo ist unser Führer, liebe Masken? Er steht jetzt auf der Kommandobrücke und dreht selbst das Steuerrad. Was kann uns da noch geschehen? Und was ist ein Taifun im Westindischen Archipel? Was bedeutet schon solch ein aufgeblasenes Stürmchen, das sich wichtig macht! Wir tanzen!"



Fabeltiere. Radierung von A. W. Baum.

„Ja, wir tanzen!"

„Es kommt, und es geht. Es will auch dabeisein, wenn wir lustig sind, und maskiert sich grausig. Laßt euch nicht bluffen, liebe Narren! Der ‚Globus' ist ein gutes Schiff, und es ist keine Gefahr!"

„Nein, keine Gefahr!"

„Wenn Gläser zersplittern sollen, dann wollen wir wenigstens rechtzeitig die vollen austrinken. Es lebe die Freude!"

Mr. Lebel erreichte mit seinen scharf hinausgeschleuderten Worten, was er wollte. Er hielt die Passagiere zusammen, er überbrückte die Furcht, er gab die vergessene Parole neu aus.

Mochte der Kapitän den Kurs geändert haben, daß der „Globus" den heranbrausenden Sturm jetzt im Rücken hatte, oder flaute das jähe Unwetter bereits wieder ab?

Die Fahrt des Schiffes wurde wieder ruhiger, nach kurzer Zeit. Tatsächlich aber pfeilte es, mit halber Maschinenkraft von dem riesigen Sturmmotor getrieben, durch die aufgepeitschte Flut, hob sich und senkte nur noch den Bug in die geisterfahle Gischt. Das Rollen hatte aufgehört.

Jetzt sprach auch der Erste Offizier ein paar Worte vom Podium aus. Die Passagiere kannten ihn kaum, da er nur selten an den Mahlzeiten teilgenommen hatte. Er hatte, als Vertreter des Kapitäns, schweren Dienst und kam selten von der Kommandobrücke. In den letzten Tagen hatte er auch wieder einen Anfall alter Malaria gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

DIE INSELN DER SELIGEN

VON DR. H v. ENGELMANN, KONSTANTINOPEL, MIT 6 ORIGINALZEICHNUNGEN VON RICHARD MAYNTZ

Sie liegen nicht in Polynesien, gemeint ist weder das vielgerühmte Bali noch Misol, die nicht minder schöne, doch kaum bekannte Insel, und man benötigt keine Expedition, um den Fuß an ihr Gestade zu setzen. Uralten, klassischen Kulturboden stellen sie dar und verkörpern daher auch nicht das kindlich-naive Glück primitiven Naturvolkes, sondern ein Geschehen von Jahrtausenden spiegelt sich in ihnen, ward eins mit der Natur, mit jeder Geste dieser glückhaften Eilande. Ihrer ist eine reife Seligkeit, durchsetzt mit allem, was das Leben zu vergeben hatte an Wonne und Schmerz, doch geklärt und vergeistigt, bar der Schlacken grauer Erdgebundenheit. — Die saphirblauen Fluten des Marmarameers stellen die kostbare Fassung für die rubinroten und smaragdgrünen Edelsteine der Prinzen-Inseln, und die lichtblau dämmernden, schneegekrönten Berge Anatoliens schließen den Bogen des Diadems um sie, so vollkommen, daß keines Meisters Phantasie je Edleres erdachte. Ob erstes Lebensahnen jungen Frühlings webt, ob lachende, froh bejahende Sommersonne herabstrahlt auf übermütig im Seebad tollende oder lässig hingestreckte Gestalten, sogut wie unter den melancholisch-weichen Schleiern des herbstlichen Memento mori: niemals schrillt die oft barbarisch wilde Dissonanz der Farbgebung italienischer Landschaft; stets ist es eine einheitliche Melodie zarter Töne, abgestimmt auf des größten Künstlers feinster Palette, unendlich wohltuend dem Auge und dem Herzen. Und in allem und jedem liegt ein verhaltenes Mahnen an bewegter Vergangenheit wild pulsierendes Leben, das sich immer wieder, doch zart gemildert und gedämpft, zum Ausdruck bringt.

Frauen und Männer, oft edlen Geblütes, Prinzen und Prinzessinen byzantinischer Herrschergeschlechter, Würdenträger und Feldherren waren in alten Zeiten die unfreiwilligen Bewohner der Inseln, lebten dort als Verbannte oder Häftlinge. In der Zeit Karls des Großen entstand auf der Insel Prinkipo das Irenenkloster, genannt nach der Stifterin, Kaiserin von Byzanz. Aus kleinen Verhältnissen emporgestiegen, bemächtigt sie sich nach dem Tode des Gatten, Leo IV. Chasares', des Thrones durch Gefangensetzung und Blendung des Sohnes, als er von den Spielen des Zirkus heimkehrt. Am Ostermontag zieht sie dann selbst ein in den gleichen Hippodrom, die Krone von Byzanz auf dem stolzen Haupt, Zepter und Reichsapfel in den Händen, angetan mit dem kaiserlichen, edelsteingeschmückten Purpurmantel, stehend auf goldenem Triumphwagen, dessen vier milchweiße Rosse die Großen des Reiches führen. Jahre, angefüllt mit Pracht und Zügellosigkeit, abgelöst von Zeiten religiöser Ekstase, folgen sich wie die Zahl ihrer Liebhaber. Doch bald schon naht das Ende. Der Schatzmeister Nikephoros läßt die Kaiserin nächtens aus dem Bette reißen, und zu Allerheiligen setzt eine Galeere sie an Land in Prinkipo. Während die wankelmütige Menge in Byzanz dem Nachfolger zujubelt, steigt Irene allein und verlassen den steinigen Weg hinan zu ihrem Kloster, wo die Enkelin Euphrosyne sie begrüßt, verbannt vom eigenen Vater. Nun ist es der stolzen Kaiserin Heimat, fast bis zu ihrem Tode auf der Insel Lesbos. Auch Euphrosyne ward nur für wenige Jahre, da der Kaiser sie, allen Nonnengelübden zum Trotz, zu seiner Gemahlin machte, erlöst aus der Haft, dann schließt sich aufs neue hinter ihr die Klosterpforte, um sich nie mehr zu öffnen.

Das zweite Viertel des elften Jahrhunderts hallt wider von den Verbrechen, Ausschweifungen und Leidenschaften der Kaiserin Zoë. Die Ermordung des eigenen Gemahls ebnet dem Geliebten, einem epileptischen Geldwechsler, den Weg zur Krone, welche die kaiserliche Buhlerin ihm noch in der Mordnacht aufs Haupt drückt. Der Neffe des schwachsinnigen Kaisers entthront Zoë, ihr Haar verfällt dem Schermesser, und sie muß die Kutte nehmen. Nach Jahresfrist jedoch befreien die Anhänger die gefangene Kaiserin, ihr einstiger Günstling und neuer Gemahl, Konstantin Monomachos, wird Kaiser. Seine Gunst teilt sie Zimmer an Zimmer mit der Kurtisane Sklerene. Im Purpur stirbt die fast Achtzigjährige; kein Laster, keine Begierde ist ihr fremd geblieben, aber auch keine religiöse Zerknirschung. Alle Höhen und Tiefen hat sie durchmessen, vom Thron zum Kloster und wieder zum Thron, einmal in goldenen Schuhen stolz daherschreitend, dann mit nackten Füßen in rauhen Sandalen, den Rosenkranz zwischen unruhigen Fingern ... byzantinisches Kaisertum.

Zahlreich wie die vornehmen Insassen der Nonnenklöster Prinkipos waren die Kaisersöhne und Großwürdenträger in geistlichem Gewande, die auf den anderen Inseln, besonders Chalki, gefangensaßen, oft nachdem ihnen, gemäß der barbarischen Sitte damaliger Zeit, die Augen ausgestochen worden waren. Auf dem kleinen Felseneiland Antirovitha lebte lange der heilige Ignatius in Verbannung, ein Opfer des grausamen Michael III. Die schlimmsten Gefängnisse aber waren die „oubliettes" der todeseinsam aus dem Meer aufragenden Felskegel Plati und Oxia — letzterer sah später die Tiertragödie der verhungernden Stambuler Hunde — unbarmherzig, schattenlos-heiß im Sommer, feuchtkalt zur Winterszeit. Gern verbannte man in bewußter Grausamkeit zwei Widersacher auf je eine der Inseln, daß sie sich täglich sehen konnten bis zum traurigen Ende ihrer Tage. — Später erbaute auf Plati der englische Botschafter Lord Henry Bulwer, der Bruder des Dichters, ein Schloß, in dessen Einsamkeit er sich zurückzog von den Ränken der Welt. Nun ist es längst verfallen, und man flüstert, daß noch zu Abd ul Hamids Zeiten lebenslustige türkische Damen dorthin ihre Kaikfahrten machten, wenn sie sich zu zartem Stelldichein mit einem der blonden Söhne des Nordens treffen wollten, einem, der die Gefahr lachend verachtete ...

Auf Chalki starb an der Pest Lord Burton, der erste englische Botschafter am Goldenen Horn zur Zeit der Königin Elisabeth. Er ist es, der den Ein



Die große Sensation des Tages: Ankunft des Bäderdampfers.

fluß der Genuesen und des Papstes ausschaltete durch eine geschickte Brieffälschung und nach Britenart dies ruhig zugab mit den Worten: „Es geschah im Dienste der ‚gracious queen‘ und im Kampf gegen Rom!“ Chalki trägt die älteste byzantinische Kapelle, und nicht weit von ihr liegt auch das Grab jener 800 griechisch-russischen Freiwilligen, die in Hellas' Freiheitskampf von 1827 fielen. Und in neuester Zeit sah die freundliche Insel das Quarantänelager der mit General Wrangel aus Odessa geflüchteten Weißrussen, wo sie verblieben, bis die Erlaubnis zum Betreten Konstantinopels erteilt wurde. Hier spielten sich die ersten Szenen der Befreiung, der Niedergeschlagenheit, übermütiger Freude, Leichtsinns und skrupelloser gegenseitiger Ausbeutung unter den 300000 Flüchtlingen ab, Szenen, die nachher ihre brausend gesteigerte Fortsetzung in der Ewigen Stadt am Bosporus selbst fanden, um dann still zu verebben. Viel hat gerade Chalki erlebt, diese trotz aller weichen Linien



Blick auf die Insel Prinkipo mit der gleichnamigen Ortschaft, dem Hauptplatz der Prinzen-Inseln.



Wie im Garten Eden: Beschauliches Badeleben am Strande.

geschlossenste, herbste und kraftvollste der Inseln, aus deren dunklem Schoße einst die Sklaven, geduckt unter der Peitsche der Aufseher, das kostbare Kupfer scharrten.

Heute flieht der Konstantinopler aus seinen glühenden Straßen während des Sommers zu den Inseln, und groß ist das Gedränge bei der Dampfer Ankunft. Die größte unter ihnen, mit der gleichnamigen Ortschaft, Prinkipo, ist international und moderner Vergnügung nicht abhold. Chalkis duftig-würzige Pinienhaine begünstigen beschauliches Leben, und Antigoni, die zarte, feine, die Insel der Griechen, unscheinbar und bescheiden nach außen, offenbart ihre reiche Schönheit nur dem, der Natur und nichts als Natur sucht, keine weißgedeckte Gasthaustafel als Lebenszweck betrachtet, sondern sich bescheidet am mitgebrachten Fisch, den der Kaffeehauswirt unter der großen, krummen Pinie ihm auf offenem Rost bereitet.

Die lieblichen Eilande fangen jeden ein mit ihrem eigenen Charme, jeden, der feines Gefühl hat für das, was war, was ist und sein wird. Nun scheint es, als ob all die Seufzer und Klagen, die einst hier in die Lüfte hallten, geläutert wurden und sich im Ablauf der Jahrhunderte verwandelten in eine stille, feine, zuweilen ein wenig schwermütige Zärtlichkeit. Und ganz offenbar wird das, wenn man sich an einem grauseidenen Herbsttag im Hotel Calypso in Prinkipo einer südlich-schönen Frau gegenüber zum fein abgestimmten Mahle setzt und unter dem purpurnen Leuchten des edlen Griechenweins hinausträumt in die silbrige Weite, in sich und die schwarzlockige Begleiterin hineinlauscht, deren nachtdunkle Augen in verhaltener Glut immer und immer wieder die große Frage stellen, für die noch kein Sterblicher die Antwort fand. Und wem das Leben schwerstes Leid säte auf den Weg, den wir alle gehen, der suche Zuflucht bei den Inseln der Seligen. Vielleicht geben sie ihm wieder ruhige Augen . . . vielleicht . . . vielleicht.



Byzantinische Kapelle auf der Insel Chalki.



Stille Bucht der Insel Antigoni.



Glückliche Behausungen im Pinienschatten.

Grönländische Volkskunst



Eine Schönheit des hohens Nordens: Reinrassige Grönländerin mit der uralten Haartracht in der typischen Kleidung.

Kaum ein anderes Naturvolk der Erde hat in seinem Kampf ums Dasein mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Grönländer und die Eskimos, die längs der ganzen Eismeerküste Nordamerikas bis zur Beringstraße hin sowie selbst auf dem arktischen Archipel, der westlich von Grönland liegt, verbreitet sind. Das wesentlichste Hilfsmittel, das die rauhe Natur dieser Breitengrade bietet, sind die Robben, die der grönländische Fangmann in seinem leichten Kajak unter beständigen Gefahren erbeuten muß, um sein und seiner Familie Leben zu fristen; denn die Robben liefern so ziemlich alles, was die Grönländer zum Unterhalt gebrauchen. Und doch, welch achtungswerten Kulturstandpunkt hat dieses Polarvolk aufzuweisen! Unter den heutigen Grönländern kann jeder einzige lesen und schreiben, ja sogar eine in eskimoischer Sprache verfaßte, von Grönländern herausgegebene und hergestellte Zeitschrift fehlt nicht. Und ebenso interessant ist die Volkskunst, die man in Grönland findet, die in erster Linie jedoch von den Frauen ausgeübt wird, welche bei der Herstellung ihrer Kleidung eine bewundernswerte Handfertigkeit und Phantasie entwickeln. Der Kajakfahrer hat mit Heranschaffung der Robben sein Werk vollbracht. Die Zubereitung der Felle und deren Verarbeitung zu Kleidung, Bootbezügen und dergleichen überläßt er den Frauen, die denn auch alle diese Arbeiten meisterhaft verstehen. Vor allem kommt die Kunstfertigkeit der Grönländerin bei der Herstellung ihrer eigenen Kleidung zur Geltung. Diese besteht in dem Anorak, der Bluse mit breitem Kragen, den Kamikker oder Hosen, die bis zum Knie reichen und aus Robbenfell angefertigt sind, also nichts für unsere Damenwelt wären, sowie den langen Stiefeln, ebenfalls aus Robbenfell. Da nun sämtliche Kleidungsstücke reich mit Stickerei oder Besatz in strahlenden Farben geschmückt sind, entwickelt die Grönländerin in ihrem Sonntagsschmuck einen nicht geringen Staat. Und das Hauptstück ist der breite Kragen, der entweder aus Perlen besteht oder aus winzigen gefärbten Robbenstücken zusammengesetzt ist, eine Kunst, die erst zu der Zeit auftauchte, als die Grönländer von den Europäern Farbstoff erhielten. Die Bluse besteht für den Sonntagsstaat aus Seide oder Samt. Kamikker und Stiefel haben gleichfalls reichen Besatz in verschiedenen Farben.

Die Männer in Grönland sind in erster Linie Fangleute und Familienversorger. In ihrem Kajak fahren sie aufs Meer hinaus, um Robben zu jagen. Als Waffe dient hierbei die Harpune, die mittels Leine oder Riemen mit der hinter dem Fangmann liegenden Luftblase aus Robbenfell verbunden ist, welche den Zweck hat, dem Fangmann zu zeigen, wohin die harpunierte Robbe flieht. Da der Grönländer seine Harpunspitzen aus harten Knochen herstellt, hat er große Fertigkeit in der Behandlung dieses Materials und schnitzt daraus in der langen Polarnacht zu seinem Vergnügen allerhand Gegenstände, z. B. kleine Knochenpuppen oder Dinge, die mit seinem Wirkungskreis in Beziehung stehen, wie Renntiere, Polarvögel, Robben, Bären, Schlitten und Hunde. Ebenso versteht er, mit seinem Messer aus Holz Schalen, Kannen und dergleichen herzustellen, und die Grönländer der Ostküste setzen bei solchen Holzarbeiten gleichzeitig Knochenstücke ein, damit Verständnis für die gute Wirkung dieser Zusammensetzung zeigend. Das Material besteht gewöhnlich in dem Treibholz, das meistens von den sibirischen Strömen aufs Meer getrieben und dann mit den Strömungen über das Nordpolgebiet geführt wird, um endlich bei irgendeinem Polarland zu landen.

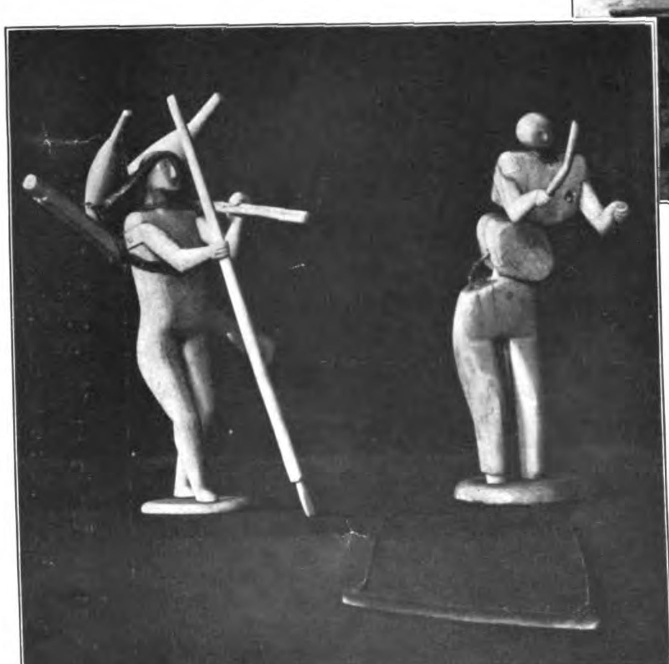
Neuerdings erregt die Volkskunst der Grönländer auch in den Privatkreisen des Auslandes Interesse, da Arbeiten der grönländischen Handfertigkeit über Kopenhagen den Weg nach verschiedenen Ländern nehmen. Sie bilden auch höchst bemerkenswerte Äußerungen kultureller Regungen eines Polarvolks, das einen beständigen schweren Kampf mit den Unbilden der Eisregion führen muß.

F. Mewius.



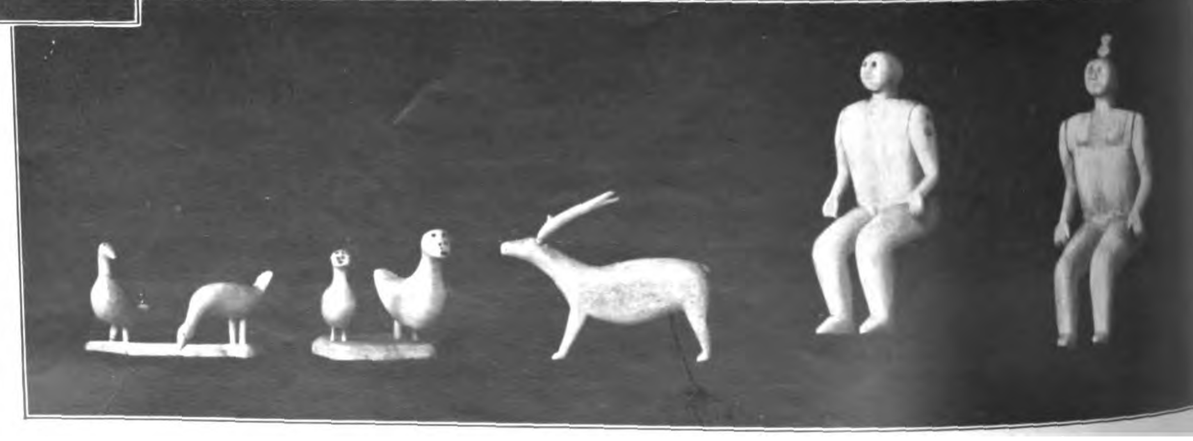


Das ideale Fahrzeug für das Eismeer: Grönländer mit Kajak. Hinter der Sitzluke befindet sich der Luftsack, der das Untergehen verhindert. — Im Oval: Mischrassige Grönländerin (in „moderner“ Frisur) mit selbstgefertigtem Zierkragen.



„Expressionistische“ Gliederpuppen: Grönländische Knochenschnitzereien.

Nebenstehend: Beispiele eigenartiger Knochenschnitzfiguren.



Uriges Wild in Amerikas Wildnissen

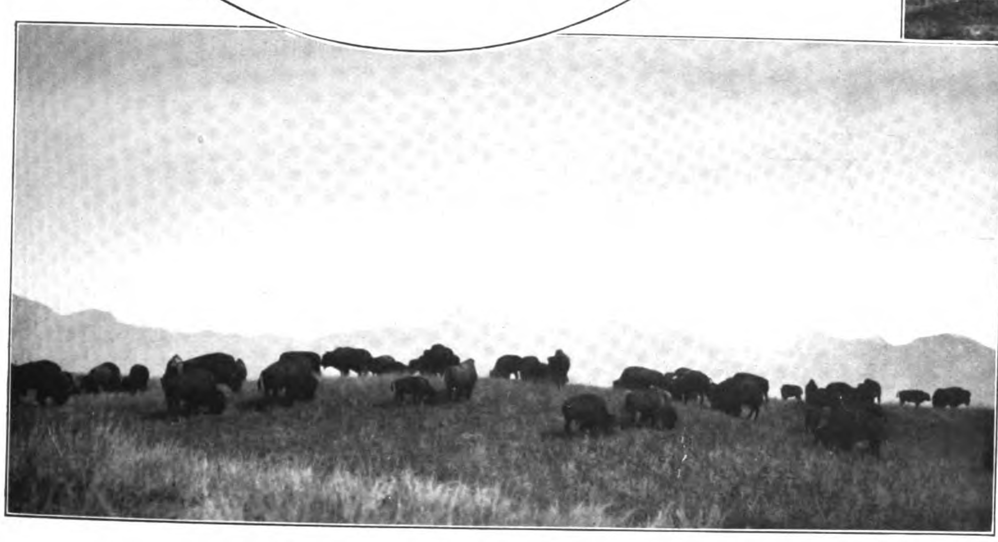
(Hierzu der gleichnamige Beitrag auf Seite 334)



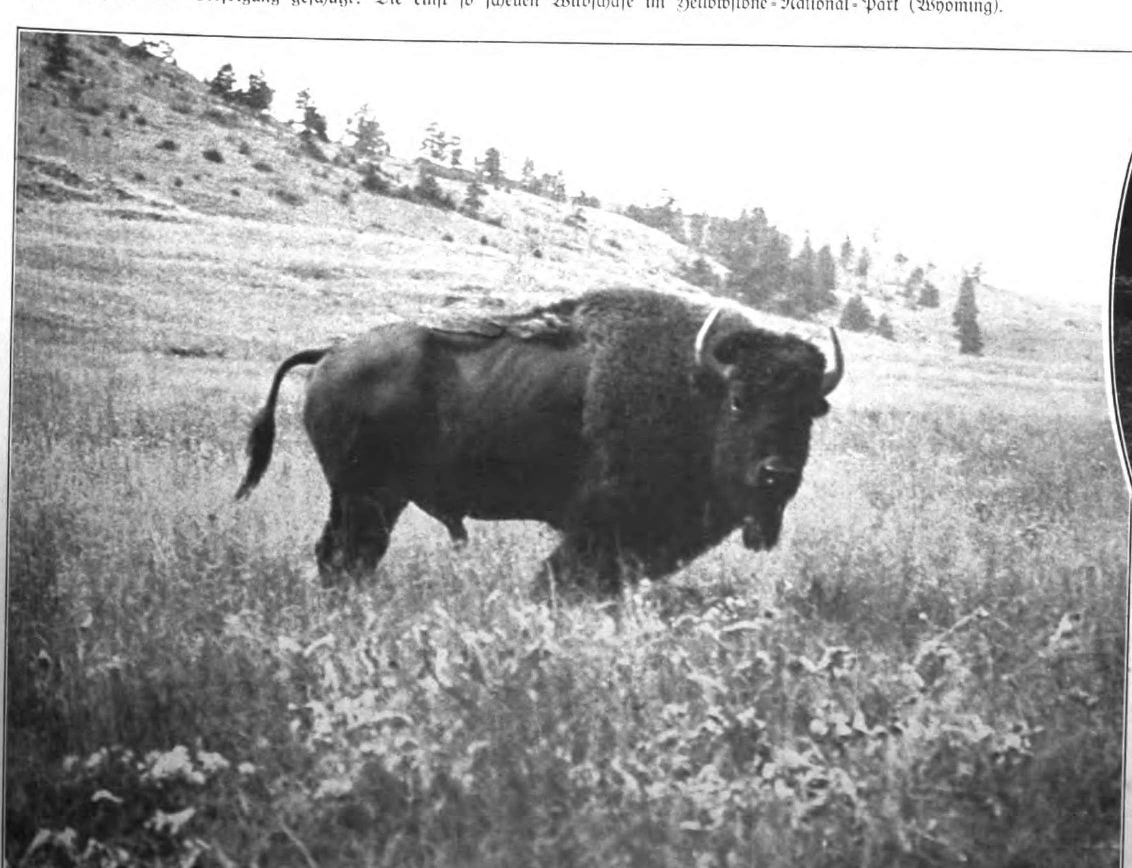


Ein Idyll im Yosemite-National-Park (Kalifornien): Schwarze Bärin mit Jungen.
Im Kreis: Während der Brunftzeit im Yosemite-National-Park: Schreiender kalifornischer Zwerg-Wapiti. Eine nahezu ausgestorbene Rasse.





Büffelherde in der National-Bison-Range bei Dixon (Montana).
Mitte rechts: Vor Verfolgung geschützt: Die einst so scheuen Wildschafe im Yellowstone-National-Park (Wyoming).





Selbst der Grizzly wird harmlos, wenn er merkt, daß man ihm nichts tut. (Yellowstone-National-Park in Wyoming).
Nebenstehend: Er kann sich sicher fühlen: Bison (Büffel) in der Prärie der Wichita-National-Game-Preserve (Oklahoma).

(Abbildungen nach Vorlagen von Dr. H. Weigold [links und rechts oben] und der Biological Survey.)



Neue Wege der Modenschau: Einzelvorführungen von Modellen auf der Modenrevue der Bekleidungsgesellschaft für Deutsche Beamte A.-G. im Lehrervereinshaus in Berlin. Im Hintergrunde die Bühne für die Darstellung der lebenden Modebilder. Zeichnung von R. Koch-Zeuthen.

Das Bilderbuch der Mode

Eine neue Form der Modenschau



Das Bilderbuch der Mode: Beim Morgenkaffee.

Überschlanke Damen mit stereotyp lächelnden Lippen, monoton und automatisch in ihren Bewegungen, gleichmäßig lässig schreitend und sich drehend: Lebendige durch Nummernschilder gekennzeichnete Puppen mit der Aufgabe, die neuen Modelle möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen, Kleider, Mäntel, Hüte in verwirrender Fülle — das ist das Bild der üblichen Modevorführungen, deren ermüdende Einförmigkeit uns fast schon überdrüssig wurde. Wir verlangen nach frischen Eindrücken; neue Wege also müssen gesucht und beschritten werden, den Zuschauer zu fesseln durch farbige lebensvolle Abwechslung.

Da ist man auf den Gedanken gekommen, die vorzuführenden Kleidungsstücke nach ihrem Verwendungszweck, nach Tageszeit und Gelegenheit zu gruppieren in lebenden Bildern, die sich dann langsam auflösen, so daß nun das einzelne Modell sich noch einmal besonders präsentiert. Das ergibt eine amüsante Moderevue, deren immer wechselnde Szenen den Betrachter nie ermüden lassen.

Eine solche reizvolle Veranstaltung konnte man vor kurzem im Lehrervereinshaus in Berlin sehen.



Wir fahren in die Ferien!



Bei der Arbeit: Szene im Büro.

Unter der gemeinsamen Leitung von Anna P. Wedekind und A. E. Pariselle, Berlin, den Schöpfern dieser neuen Ideen, rollte wie ein Film Bild auf Bild in buntem Nacheinander auf der kleinen Bühne ab, für die der Berliner Maler Curt Vogt ansprechend stilisierte Dekorationen geschaffen hat.

Neu war das Erscheinen männlicher Mannequins, unter denen sich auch ein netter rundlicher Herr von mindestens zwei Zentnern befand, der mit Grandezza die Vorteile solider Maßarbeit demonstrierte.



Erholung im Freien: Fröhliches Wochenende.



Nebenstehend: Im Zeichen des „B. G." (Bringt Glück!): Die Haus-Girls mit Frau Anna P. Wedekind in der Mitte.

Während der Pause zeigte geschickt zusammengestellte Lichtreklame die Entwicklung des veranstaltenden Hauses: der Bekleidungsgesellschaft für deutsche Beamte A.-G. Berlin (Neue Friedrichstraße 78/79 und Spittelmarkt 1/2, Filialen in Görlitz und Münster). Es ist dies eine von der Beamtenschaft ins Leben gerufene und von ihr getragene Anstalt des Deutschen Beamten-Wirtschaftsbundes, deren Ziel die Belieferung der Beamtenschaft mit qualitativ hochwertigen Dingen des täglichen Bedarfs ist.

ASTROLOGISCHE AMULETTE







1. Amulett-Medaille aus dem 17. Jahrhundert: Vorderseite. 2 und 3. Astrologische Medaille aus dem Jahre 1662: Vorderseite (links) und Rückseite. 4. Amulett-Medaille: Rückseite zur Vorderseite in Abb. 1.

Der Kampf mit dem Leben, mit dem Schicksal und den Naturgewalten veranlaßt den Menschen, Schutz- und Abwehrmittel zu suchen, die seinen Verhältnissen, seiner Kultur und seinen Anschauungen und denen seiner Zeit entsprechen. Soweit sich der Mensch dem Weltganzen, wenn auch vielleicht unklar und in einfachem Denken und Fühlen, verbunden fühlt, hält er sich mit Vorliebe an magische Mittel, an Kräfte von Steinen, Metallen, Pflanzen, die als Teile der Natur auch deren Kraft und Macht in sich tragen. Durch solche Mittel, die zur Verstärkung noch Bilder, Zeichen, Wörter oder ganze Inschriften zeigen können, soll Unheil abgewendet, sollen Geister und Dämonen beschwört, Einwirkungen auf Menschen, im guten und bösen Sinne, erzielt werden. So entstehen Amulette und Talismane, die letzteren mehr aktiven Charakters, vom einfachen Holz- oder Wurzelstück, Stein, Zahn oder sonstigen einfachen Gegenstand der Primitiven bis zum kunstvoll geschnittenen Edelstein, kostbaren Schmuckstück, zur geprägten oder gegossenen Medaille der Renaissance. Unsere Abbildungen zeigen einige schöne Beispiele solcher Medaillen, mit Darstellungen astrologischer Art, die bis in die neuere Zeit besonders beliebt und angesehen waren und ihrem Besitzer als Amulette dienten. Und zwar in dem Sinne, daß sich diese Darstellungen auf das Horoskop des Eigentümers bezogen. Das wird besonders bei dem schönen, großen und seltenen Stück aus dem Besitze des Verfassers deutlich, das etwa am Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden sein mag und das Horoskop eines bedeutenden Mannes jener Zeit enthält. Man könnte vielleicht an Kaiser Rudolf II. oder an eine Persönlichkeit seiner Umgebung denken (Abbild. 1 und 4).

Man sieht auf dieser schönen Medaille die Gestalten von Jupiter und Sol (Sonne). Die letztere in eigenartiger, ungewohnter Darstellung, mit einem Schild (links). Auch der Revers der Medaille zeigt die Symbole von Sonne und Jupiter. Die Engelnamen Michael und Zadkiel stehen ebenfalls mit Sonne und Jupiter in althergebrachtem Zusammenhang, und die vier Engelnamen auf dem Revers beziehen sich auf die vier Himmelsrichtungen. Sechseck und Dreieck (Hexagon, Trigon) sind in dieser Anordnung günstige astrologische Symbole, die zwei eigenartigen Zeichen links und rechts vom Sechseck sind die Zeichen der „Geister" von Sonne und Jupiter, und die übrigen Zeichen auf dem Avers deuten Sternbilder, z. B. Tierkreiszeichen, an. Stellen aus der Bibel als Inschriften mögen dem Besitzer in irgendeiner Weise besonders entsprochen haben. Eine andere, etwas ältere Bronzemedaille zeigt Venus, auf von Tauben gezogenem Wagen, Sternbildsymbole und auf dem Revers das magische Siebenerquadrat der Venus (Abbild. 5 und 6).



5 und 6. Bronzemedaille mit der Venus auf dem von Tauben gezogenen Wagen (Vorderseite, links) und ihrem Siebenerquadrat (Rückseite).

Planetensymbole, Achteck und merkwürdige Zeichen, die sich auf Planeten und Tierkreis beziehen, zeigt auch die letzte Medaille, die übrigens, wie die meisten, aus weniger edlem Metall, vielleicht einer Legierung, besteht.

Woher stammen all diese scheinbar dunklen, rätselvollen Dinge? Sie hängen eng mit der Astrologie zusammen, die schon im alten Orient von Bedeutung war, in Griechenland etwa seit Alexander dem Großen sich entwickelte und, mit Magischem und Religiösem sowie Vorschriften über Amulett-Anfertigung vermengt, über das hellenistische Ägypten mit seinen Zauberpapyri und über die Araber in das Abendland kam. Agrippa v. Nettesheim und Cardanus, um nur diese zu nennen, geben in ihren Werken nicht ohne Kenntnis arabischer Autoren Anweisungen zur Herstellung solcher Amulette. Dr. Ernst Darmstaedter.

Vergangenheit und Gegenwart in neuen Romanen. Die heutige Zeit mit den äußeren und inneren Nöten unseres deutschen Vaterlandes hat so viele Berührungspunkte mit der vor etwa 120 Jahren, daß es kein Wunder ist, wenn deutsche Schriftsteller versuchen, auch in Romanen Gestalten und Ereignisse jener Tage ihrem Volke vor Augen zu führen zu Vergleichen, zum Trost und zum Ansporn. Als ein solches Werk darf z. B. der Arndt- und Stein-Roman „Das deutsche Morgenrot" (Verlag Rich. Bong, Berlin) von Oskar Anwand bezeichnet werden, der die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands schildert, das Auflodern der Völker gegen Napoleon, den Feind ganz Europas, das Eintreten Arndts, Steins und Jahns für die Erhebung gegen den Bedrücker, aber auch für eine Reform der unhaltbaren inneren Zustände, und dazu Leben und Lieben jener Männer in Amt, Haus und Familie fesselnd vor dem Leser entrollt. Ein gutes Buch von echt vaterländischer Gesinnung, das auch der reiferen Jugend warm empfohlen werden soll. — Und ähnlich führt uns Robert Hohlbaums Burschenschaftsroman „Die Raben des Kyffhäuser" (L. Staackmann, Leipzig) die Zeit jener studentischen Bewegung seit ihrer Entstehung im Gefolge der Befreiungskriege vor; die Nöte und Verfolgungen der Burschenschaft und ihr heimliches Weiterbestehen in den Jahren der Demagogenhetze und der Reaktion, damit ein umfassendes Bild nicht nur des Studentenlebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch des politischen Erwachens des gesamten Volkes mit allen Sehnsüchten und Auswüchsen gebend. — Von einem der Allergrößten im Bereiche der Kunst vor mehr als 100 Jahren erzählt Grete Massés in knapper, kraftvoller und dabei schöner männlicher Sprache geschriebener Beethovenroman „Sonate pathétique" (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig). In kurzen Episoden aus dem Leben Beethovens schildert dieser Roman dessen Persönlichkeit in all ihrer Größe und ihren Schwächen, seinen Kampf gegen die Hemmnisse durch Menschen und Ereignisse wie seine Erhabenheit als gottbegnadeter Künstler. — Beethoven spielt auch eine nicht unbedeutende Rolle in dem Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient „Das wilde Herz" (im gleichen Verlag), den Hermann Richter in wohlgetroffenen Zeitschilderungen und mit Hineinziehen fast aller damaligen Größen aus Musik, Theater, bildender Kunst, Literatur und Politik, allerdings etwas allzureich mit Anekdotenhaftem ausgeschmückt, zeichnet. — Rein erfunden ist die Gestalt, die Anthes in dem Roman „Heinz Hauser" (Dürrsche Buchhandlung, Leipzig) vorführt, und doch gibt er, mit Einflechtung hübscher Naturschilderungen, darin ein getreues Bild von dem Amts- und Familienleben, den Freuden und Leiden eines Schullehrers in früheren Zeiten. — In die Gegenwart aber führt uns Hans Richters Roman eines Riesenflugzeugs „T 1000" (Adolf Sponholtz, Hannover), der an Flieger- und Flugzeugschicksalen, verbunden mit dem Lieben und Leiden seiner Menschen, in fesselnder Schilderung deutsche Gründlichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue und Zuversicht preist entgegen dem Rekordstreben der anderen. — Ein prächtiger, leichter Unterhaltungsroman von wanderlustiger Jugend und für solche, die keine Stubenhocker sind, sondern Natur, Welt, Menschen und Leben aus eigener Anschauung kennenlernen wollen, ist auch das vielfach an Eichendorff erinnernde Buch „Komm mit, Kamerad!" (L. Staackmann Verlag) von R. Haas. — Schlicht, gemütvoll und lebendig, gleichfalls für die abenteuerlustige Jugend berechnet, erzählt Jón Svensson in „Abenteuern auf den Inseln" (Herder & Co., Freiburg i. Br.), geschmückt mit 12 Bildern von Johannes Thiel, allerlei teils ernste und gefahrdrohende, teils lustige Erlebnisse zweier Knaben auf einer Ferienwanderung durch die Inseln Seeland und Fünen.

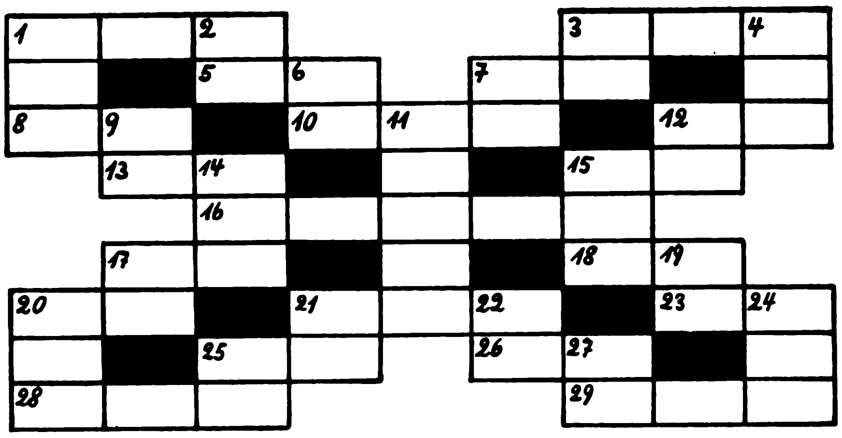
Dr. Max Mendheim.

Anmerkung der Schriftleitung.

Das Bild auf dem Titelblatt dieser Nummer ist die Wiedergabe eines Aquarells „Mädchen am Fenster" von Carl Seifert.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.



Die Silben:
a — ab — auf — bar — be — be — bet — chen — chen — de — de — dorn — ga — ge — ge — ge — gel — ha — her — kel — la — le — lin — man — mo — me — min — mut — na — nach — nah — ne — ne — par — post — re — re — ri — ro — rös — saal — san — sen — si — si — sicht — tei — ter — tor — vor — weis — wis — zug sind in die freien Felder der nebenstehenden Figur einzutragen. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind.

Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 1 Plagt den Bösewicht, 3 Heckenbusch, 5 dient zum Entleeren von 24 senkrecht, 7 Gerät der Waschfrau, 8 Anruf Gottes, 10 Tätigkeitsfeld des Torero, 12 Gartengerät, 13 Belustigung auf Tanzvergnügen, 15 lebendiges Quantum, 16 Zeugenvernehmung, 17 Teil der Schußwaffe, 18 europäische Teepflanze, 20 Gesamtheit von gleichen Interessen, 21 verrichtet eine religiöse Zeremonie bei den Mohammedanern, 23 die Unersetzliche, 25 siehe 21 senkrecht, 26 dichterische Liebe, 28 englische Insel an der afrikanischen Küste, 29 Küchenzutat; senkrecht: 1 Schmauserei, 2 reißt stets im falschen Augenblick, 3 Naturerscheinung, gegen die man sich versichern kann, 4 Märchengestalt, 6 die häßliche Tochter Labans, 7 Himmelsspeise, 9 Raum der Andacht, 11 macht manchem Schüler Beschwerde, 12 hält oft schwer zu halten, 14 Art des Zeitungsabonnements, 15 ein Pelz, den sich wenige leisten können, 17 klösterliches Stift, 19 Gegensatz zu Hochmut, 20 Käseart, 21 ist sprichwörtlich besser als 25 wagerecht, 22 soll man nie versäumen, 24 draus schöpft man mit 5 wagerecht, 25 ein Freund des Klatsches, 27 grausamer Herrscher des Altertums.

Rösselsprung.

	weis			an	
	gern	stedt	daß	nach	
daß	do	heit	mut	lebt	die
ihr	weis	doch	den	strebt	der
vor	kommt	mut	der	auf	er
heit	ohr	ner	oft	an	hat
seit		leiht	man		erben

Teilungsrätsel.

koerper : mal = o m t t k
mal
ilr
ale
olmp
otak
oeme
otak
epr
tat
ork

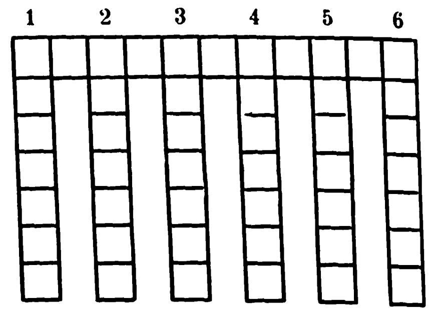
Jeder gleiche Buchstabe entspricht einer bestimmten Zahl. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben von 0—2 europäische Hauptstadt, von 3—9 Abschnitt.

Kammrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:

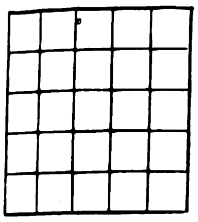
a a a a a a c c d e e e e h i i i i k
k k l l l m m m n n n n n o o o o
p r s s s s u u u t z

wagerecht: Großstadt in den Vereinigten Staaten von Amerika; senkrecht: 1 Halbinsel Hinterindiens, 2 strafende Gerechtigkeit, 3 Freistaat in Südamerika, 4 Musikinstrument, 5 ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten, 6 Unreinliches.



Magisches Quadrat.

b e e e e e c e e e e c g g i i l n n r r s s s s s ergeben, richtig eingeordnet und wagerecht und senkrecht gleichlautend: 1 Strauchfrucht, 2 deutsche Stadt, 3 Speisewürze, 4 Unternehmen, 5 himmlisches Wesen.



Tauschrätsel.

Es trägt der Mensch so schwer am Wort,
Oft ist's kaum zu ertragen.
Es kam das Wort in diese Welt
Schon in den ersten Tagen.
Tauschst du zwei Laute um im Wort,
Dann wird es dir gelingen,
(Wenn du 's verstehst) das Wort im Wort
Vertonet zu besingen.

Rebus.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4330.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4328.

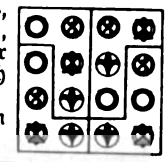
Kreuzworträtsel. Wagerecht: 1 Zitrone, 5 Rudel, 6 Konat, 8 Pia, 9 Perle, 11 Rotor, 13 Altar, 16 Seide, 18 Ire, 19 Legat, 20 Gabel, 21 Risalit; senkrecht: 1 Zeder, 2 Tulpe, 3 Oskar, 4 Ernst, 5 Raphael, 7 Karneol, 10 Lea, 12 Ooe, 14 Tiger, 15 Ritus, 16 Segel, 17 Irbit.

Schüttelei: Ekel — Klee.

Karreerätsel: 1 Schah, 2 Sudan, 3 Bach, 4 Wolga, 5 Erle, 6 Reuter, 7 Trust, 8 Rügen, 9 Iltis, 10 Achat, 11 Rif, 12 Elegie, 13 Chlor, 14 Rodin, 15 Efendi, 16 Shaw, 17 Edam, 18 Trient: Wer über die Torheiten anderer lacht, hat sich noch selten Freunde gemacht.

Zitatenrätsel: „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück."

Figurenproblem:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e.. 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4330. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. MÄRZ 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4330. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. März 1928.

Allgemeine Notizen.

Eine Bibliographie der amtlichen Druckschriften. Seit langem wurde es als eine fühlbare Lücke empfunden, daß es im deutschen Buchwesen für das weite und vielverzweigte Gebiet der amtlichen Druckschriften keinen bibliographischen Führer gab. Diese Lücke beseitigt jetzt das Reichsministerium des Innern, das durch die Deutsche Bücherei in Leipzig ein monatlich erscheinendes „Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften“ herausgibt.

Der Weltbesitz an Bibliotheken und Büchern ist auf Grund statistischer Angaben aus den Jahren 1919 und 1920 von dem argentinischen Gelehrten E. Sparn in Cordoba errechnet worden. Der Gelehrte kommt auf eine Zahl von 1038 Großbibliotheken, d. h., solchen mit mehr als 50000 Bänden, auf der ganzen Erde. Diese enthalten insgesamt 181 Millionen Bände. Auf die einzelnen Erdteile entfallen davon:

auf Europa	669	Biblioth. mit	119,6	Mill. Bd.
„ Nordamerika	314	„ „	54,1	„ „
„ Süd- u. Mittelamerika	22	„ „	2,3	„ „
„ Asien	23	„ „	3,9	„ „
„ Australien	7	„ „	1,1	„ „
„ Afrika	3	„ „	0,2	„ „

Die europäischen Bibliotheken und Bücher verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Länder:

Deutschland	160	Biblioth. mit	29,5	Mill. Bd.
Frankreich	111	„ „	19,8	„ „
Großbritannien	101	„ „	17	„ „
Italien	85	Biblioth. mit	13,3	Mill. Bd.
Österreich	32	„ „	5,2	„ „
Schweiz	26	„ „	3,7	„ „
Belgien	19	„ „	3	„ „
Niederlande	18	„ „	3,2	„ „
Polen	14	„ „	2,8	„ „
Spanien	14	„ „	2,5	„ „

Das bibliothekenreichste Land der Welt ist nach dieser Aufstellung Deutschland mit 160 Bibliotheken. Von allen Ländern der Welt sind ihm nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika überlegen, die in 300 Bibliotheken 52,3 Millionen Bände enthalten. Deutschland nennt ein Viertel aller großen Bibliotheken Europas und ein Viertel des gesamteuropäischen Bücherschatzes sein eigen. Und noch eine Zahl des argentinischen Gelehr-

ten ist bemerkenswert: die deutschen Universitätsbibliotheken besitzen einen Bestand von zusammen 10800000 Bänden, d. h. sie haben fast ebensoviel Bücher, wie die Universitätsbibliotheken von Großbritannien, Frankreich und Italien mit ihren 12100000 Bänden zusammen.

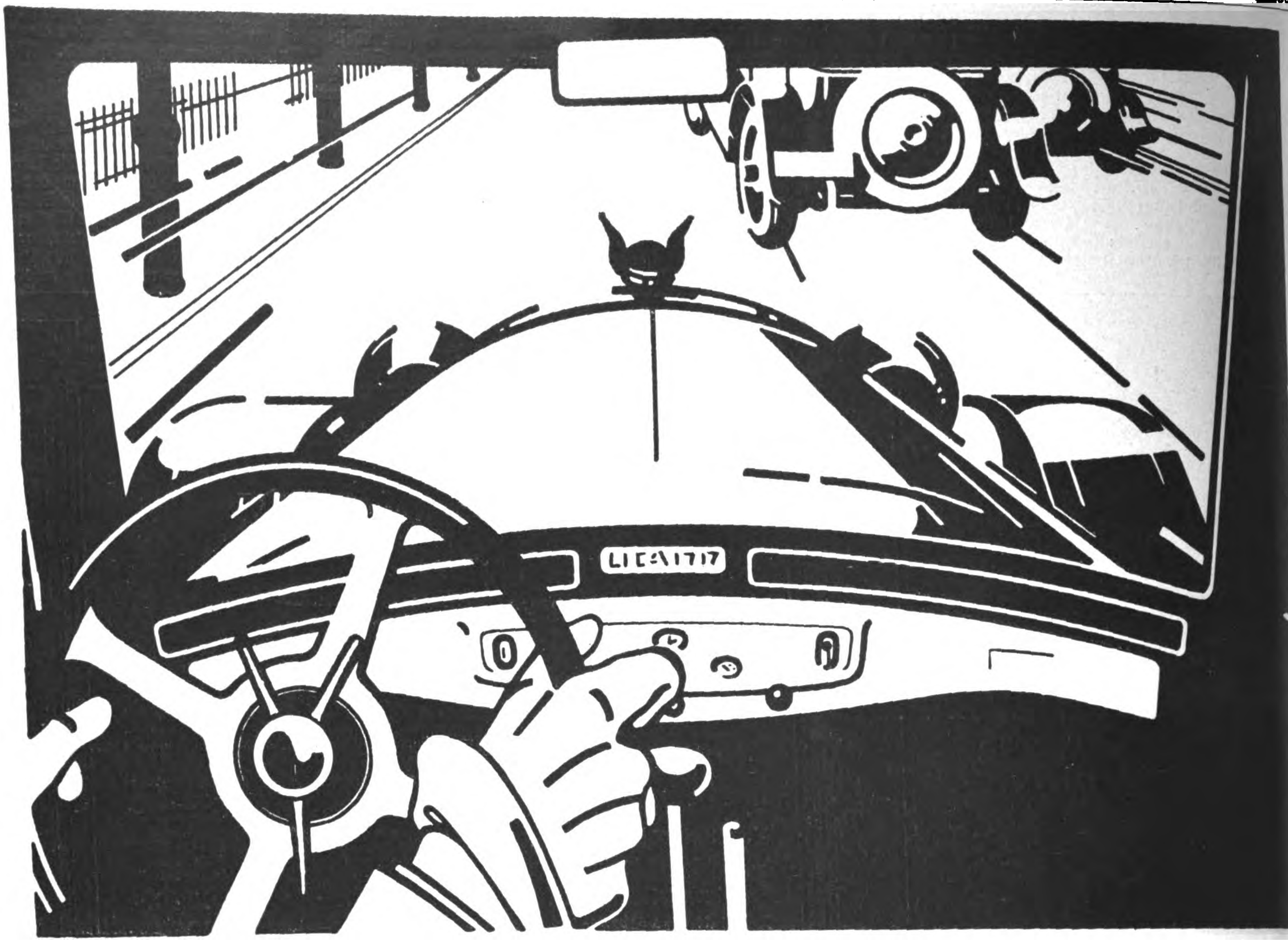
Die diesjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth werden, wie wir bereits mitgeteilt haben, vom 19. Juli bis zum 19. August stattfinden und in drei Aufführungen des Ring, fünf des Tristan und fünf des Parsifal bestehen. Es werden dirigieren: Dr. Karl Muck den Parsifal; Siegfried Wagner und Franz v. Hoeßlin den Ring und Karl Elmendorff den Tristan. Die Chöre leitet Professor Hugo Rüdel, Staatsopern- und Domchor-Direktor, Berlin. Als Solisten wurden unter anderm verpflichtet: Emmy Krüger-München, Nanny Larsén-Todsen-Stockholm, Frieda Leider-Berlin, Eva Liebenberg-Berlin, ferner Ivar Andrésen-Dresden, Rud. Bockelmann-Hamburg, Carl Braun-Berlin, Walter Elschner-Hamburg, Lauritz Melchior-Hamburg, Gotthelf Pistor-Magdeburg, Theodor Scheidl-Berlin, Friedrich Schorr-Berlin, Fritz Wolff-Chemnitz. Die Nachfrage nach Eintrittskarten ist dauernd gut; baldige Vorausbestellung ist daher ratsam. — Nächstes Jahr finden keine Festspiele statt.

Die erste führerlose Postuntergrundbahn in London ist in ihrem vollen Umfang in Betrieb genommen worden. Die 35 englische Meilen (56 km 315 m) in der Stunde zurücklegenden Züge laufen ohne Führer. Diese erste derartige Verbindung in der Welt wurde bereits zu Kriegsbeginn in Angriff genommen. Von Paddington bis Whitechapel führt die Bahn über sechs und eine halbe englische Meile (etwa 10½ km) vom äußersten West- bis zum äußersten Ost-Postamt Londons.

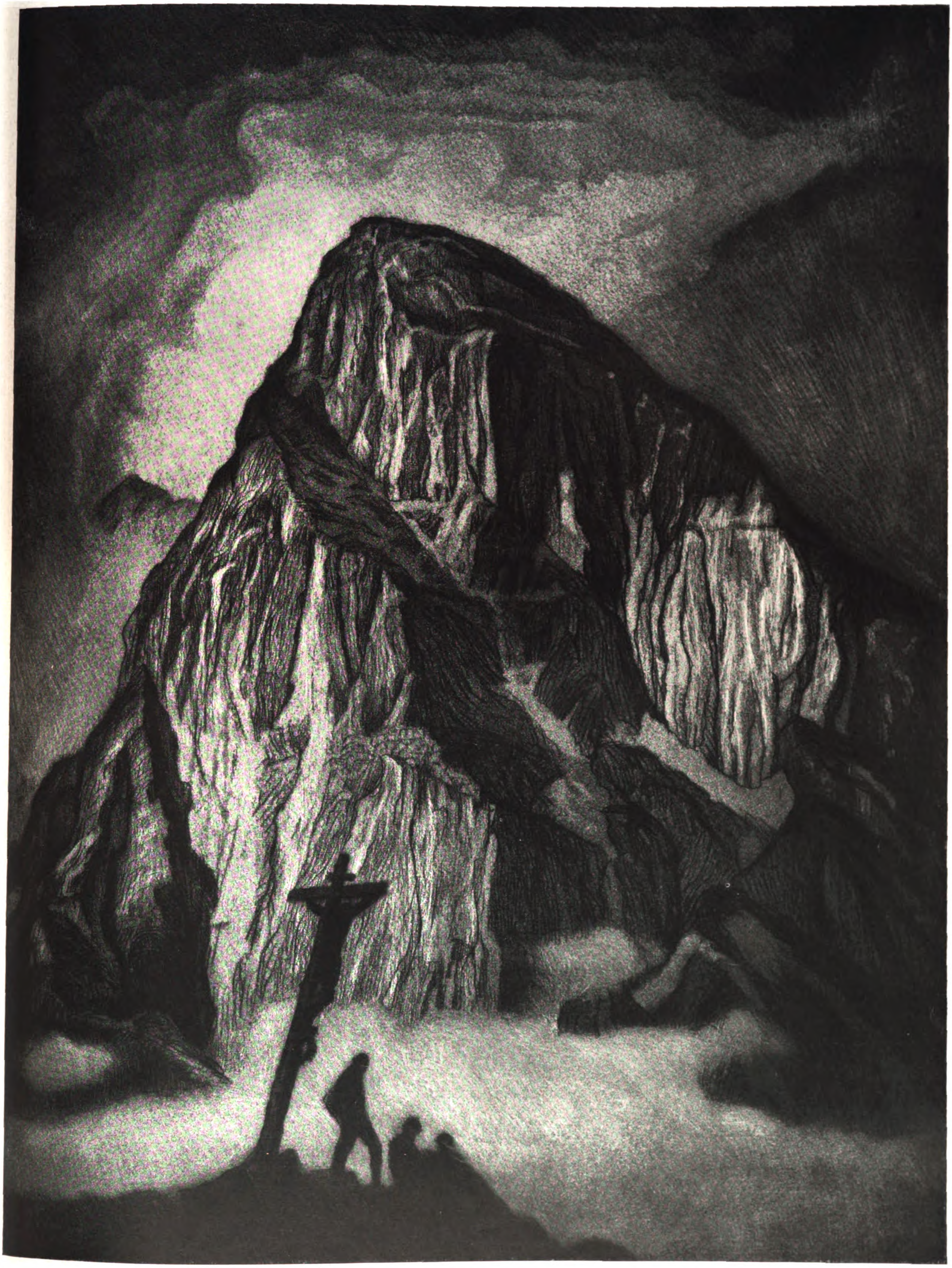
Schweizer Automobilisten in Deutschland. Wie die offizielle Statistik der Tryptikausgabe der Schweizerischen Automobilvereinigung zeigt, ist die Zahl der Automobilisten, die Deutschland-Tryptiks lösten, 1927 gegenüber dem Vorjahr um 3000 gestiegen. Die Zunahme beträgt etwa 60 v. H. Die offizielle Mitteilung des A. C. S. stellt wörtlich fest: „Auffallend ist die beträchtliche Zunahme der deutschen und die Abnahme der französischen Tryptiks". Es ist erfreulich, daß die Schweizer Automobilisten ein zunehmendes Interesse für Deutschlandreisen bekunden. Damit wird der Verkehr, der von Deutschland nach der Schweiz von jeher sehr lebhaft ist, auch von der Gegenseite her wechselseitig gefördert.



Karnevalszeit 1928. Die allgemeine Beliebtheit, deren sich der „Original-Fön" erfreut, hat in der diesjährigen Ballsaison dadurch noch einen ganz besonderen Ausdruck erhalten, daß der bewährte „Original-Fön" der Dame sogar als Vorlage für ihr Karnevalkostüm dienen kann. So wurde beispielsweise das obenstehend abgebildete Kostüm auf dem vom Verband Deutscher Reklamefachleute in Königsberg i. Pr. veranstalteten Fest „Wieder Reklamezauber" getragen und beim Wettbewerb schöner Kostüme mit dem 2. Preis gekrönt.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG



In erhabener Abwehr: Das Totenkirchl im Kaisergebirge, ein schwieriger und gefährlicher Kletterberg der Ostalpen, Ansicht von oberhalb des Stripsenjoches aus. Radierung von W. Tank.



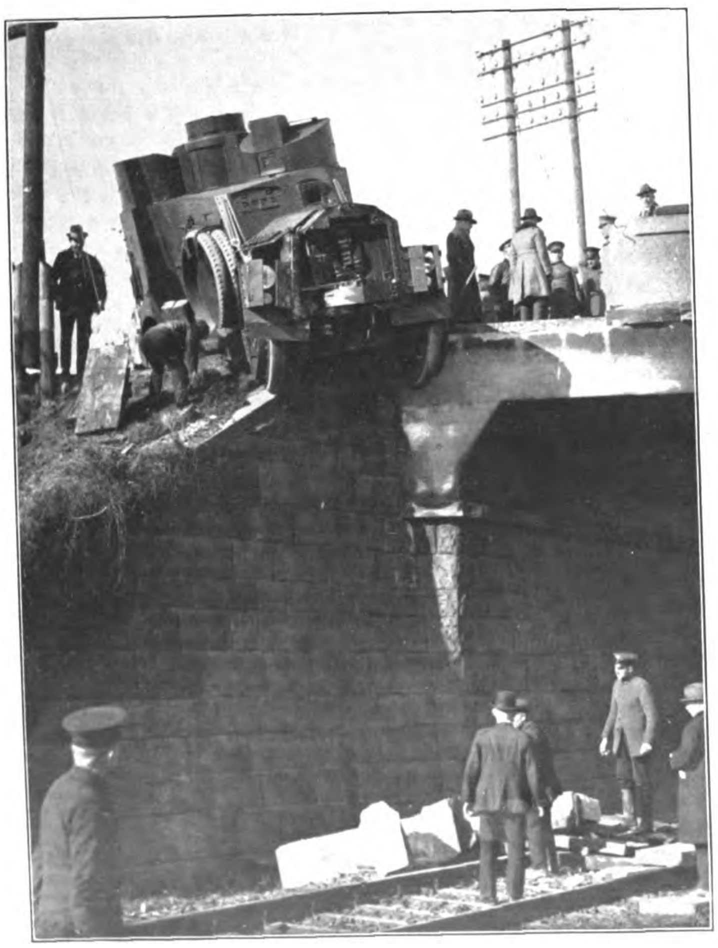


Vom Aufenthalt des afghanischen Königspaares in Deutschland: Die Reichswehrübung auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz bei Berlin zu Ehren des Gastes am 25. Februar: Vorbeimarsch der Artillerie vor dem Reichspräsidenten und dem afghanischen König. Links: Aman-Ullah-Chans (×) Besuch bei der A. E. G. am 28. Februar: Während des Rundganges in der Transformatorenfabrik in Berlin-Oberschöneweide.





Das Schlachtfeld einer Feuersbrunst: Aufräumungsarbeiten in dem am 24. Februar von einem Riesenbrand heimgesuchten hannoverischen Dorfe Kacherien (Bezirk Lüneburg); 7 Gehöfte wurden ein Raub der Flammen. — Im Oval: Viel Glück zur schwierigen Fahrt über den Atlantik! — Das kleine Segelschiff „Schuttevaer", das die Vereinigten Staaten von Amerika in 40 Tagen erreichen will, bei der Abreise am 26. Februar im Hafen von Rotterdam, wo große Scharen zum Abschied erschienen sind. Dieses Fahrzeug ist als unsinkbares Rettungsboot konstruiert, das auf dieser Fahrt sich erproben soll. Unten links: In gefährlicher Lage: Das verunglückte Panzerautomobil der Kasseler Schutzpolizei, das am 25. Februar auf der Rückkehr von einer Übungsfahrt gegen das Geländer der Straßenbrücke an der Main-Weser-Bahn (bei Kassel) fuhr und knapp vor dem Absturz auf die Bahnstrecke noch hangenblieb.





Noch ein seltsamer Autounfall ohne schwere Folgen: Am Dönhoffplatz in Berlin umgestürzter Paketkraftwagen der Reichspost, der mit Hilfe von Feuerwehr und Passanten wiederaufgerichtet wurde.

DAS GELD IN DER WELTWIRTSCHAFT

Von Reg.-Rat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Die Weltwirtschaft ist ganz überwiegend, bis auf kleine abgezweigte Reste, Geldwirtschaft, d. h. es wird, wenn auch von Land zu Land Waren gegen Waren, Waren gegen Leistungen oder Nutzungen oder die letzteren beiden untereinander getauscht werden, bei diesem Austausch in Geld gerechnet, gezahlt, kreditiert. Geld ist auch hier wie im inneren Verkehr Tauschmittel, eine historisch gewordene Einrichtung, die unter Verdrängung des Naturaltausches produktiv wirkt.

Wenn in Geld gezahlt wird, so sind Geldpreise vorhanden, als ein Ausdruck dafür, wie Waren, Leistungen, Nutzungen gegen Geld umgesetzt worden sind. Das Geld erscheint als Wertmesser allen Sachwerten gegenüber, da es selbst Wert besitzt. Nimmt man an, daß jeder Verkehrswert aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage entsteht, so lassen sich der Sach- und der Geldwert gegenseitig bestimmen. Jede Preisveränderung gegen eine bisherige wird also hervorgebracht durch die Veränderung der Konjunktur sowohl der Sachwerte als auch des Geldes. Dieser alte Satz der klassischen Nationalökonomie ist jedem Deutschen zum Bewußtsein gekommen, der mit einigem Nachdenken die Nachkriegsjahre mit ihrem Warenmangel einerseits, mit ihrer Geldvermehrung andererseits durchlebt hat.

Bei der Analyse von Preisveränderungen ist daher immer zu entscheiden, von welcher der beiden Seiten der Antrieb gekommen ist. Die Ursachen dieser Verschiebung werden verschieden gedeutet, als zeitweise vergrößertes oder verringertes Goldangebot, als zu- oder abnehmende Unternehmertätigkeit mit entsprechender Nachfrage nach Waren, als Rohstoffmangel oder -überfluß, als Steigerung oder Senkung der Produktionskosten u. a. m., also wie bei jedem Tauschwert sowohl von der einen als auch von der anderen Seite herrührend. Wer sich also Gold eintauschen will, muß entsprechend bald mehr, bald weniger Ware dafür hingeben. Es sind z. B. von 1848 bis 1873 alle Warenpreise, in Gold gerechnet, im Großhandel gestiegen, oder das Gold hat sich in entsprechender Weise entwertet, von 1873 bis 1895 nimmt man das Gegenteil an, der Goldwert ist allgemein, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, gegenüber den Waren gestiegen, von 1895 bis 1914 hebt sich wieder allgemein das Warenpreisniveau, und nach dem Kriege stehen die Weltmarktpreise, in Gold gerechnet, erheblich, um etwa 50 Proz., höher als vor ihm.

Was ist zunächst der Goldwert? Er ist ein Verhältnis zu allen Waren, die nicht Gold sind, aber gegen Gold eingetauscht werden, also ein Tauschwert.

In Deutschland gab vor dem Kriege die Reichsbank für 1 Pfund Gold 1392 Mk. in stets einlösbaren Noten. Sie konnte ebenfalls hinaufgehen bis zu den 1395 Mk., die aus einem Pfund ausgebracht wurden. Wenn 1392 Mk. für ein Pfund gegeben wurden, so wurden 3 Mk. Schlagschatz gerechnet, oder es ergab sich, da der Staat das Münzmonopol hatte, daß die ausgeprägte Mark etwas mehr wert war als die Goldmenge, die in ihr enthalten war. Der Goldpreis war also wie in England so in Deutschland, wie jeder Preis, in der Landeswährung ausgedrückt. Das Gold ist ein Stoff, der aus zwei Gründen Wert besitzt: Es besteht erstens eine unzerstörbare Nachfrage der Menschheit seit Jahrtausenden nach diesem glänzenden, dauerhaften, in jede Form, Ring oder Münze, verwandelbaren Metall, das sich, und dies ist das zweite, nicht beliebig vermehren läßt. Es bleibt vielmehr als natürliches Angebot dem Bedürfnis gegenüber beschränkt, und wenn auch in den letzten 75 Jahren viel Gold gefunden worden ist, so steht dem eine vergrößerte zahlungsfähige Bevölkerung gegenüber, um es zu beanspruchen.

Ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Welt, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Goldlager in Kalifornien entdeckt wurden. Das Goldfieber zog dann durch das ganze vorige Jahrhundert, Schlag auf Schlag folgten neue Entdeckungen. In diesem einen Jahrhundert sammelte die Menschheit nicht weniger als 30 Milliarden Mark Gold an.

Die Tatsache der über die Erde verbreiteten Goldwährungssysteme vor 1914 ist in hohem Maße der Grund gewesen, daß der Goldwert relative Stabilität durch Jahrzehnte besessen hat. Allerdings zeigen die Indizes der Großhandelspreise Schwankungen. Sie waren aber aus der Warenkonjunktur abzuleiten, nicht aus dem Angebot an oder der Nachfrage nach Gold. Denn einerseits verteilte sich das neu gewonnene, zum Geld bestimmte Gold, das nur eine mäßige Quote des monetären Goldbestandes war, über die ganze Erde, konnte also in einem Lande als Angebotsdruck nicht besonders empfunden werden, andererseits waren immer mehrere Länder bereit, Gold zur Notendeckung oder zur Zirkulation aufzunehmen, um ihre Währung zu verbessern, so daß die Nachfrage niemals verschwand. Hätte das Gold keinen Wert mehr oder nur einen sehr geringen, so würde es kein Weltgeld in dem oben angegebenen Sinne bleiben.

Wenn der Goldpreis sinkt, so ist das eine eigene Sache, Gold kann nämlich nicht wie etwa die Butter heute zwei Mark und morgen eine halbe Mark kosten, sondern in allen Ländern ist unabänderlich festgelegt: ein Pfund Gold kostet soundso viel! In Deutschland z. B. 1392 Mk. Sobald aber der Goldpreis fällt — dann fällt gleichzeitig auch das Geld, das unabänderlich an das Gold gekettet ist. Und wenn das Geld im Werte fällt, dann steigen die Preise aller übrigen Waren. Daß alles um die Hälfte teurer geworden ist als vor dem Kriege, heißt eigentlich: der Goldpreis ist um den dritten Teil zurückgegangen. Wenn die Vereinigten Staaten von Amerika, die mit 4 490 807 000 Dollar (1924) die Hälfte des Goldbestandes der Erde an Barren und Münzen besitzen, jetzt ihre Schatzkammern öffnen würden, dann würde der Goldpreis vielleicht noch stärker fallen, die übrigen Preise aber noch weiter steigen. Deswegen hält Amerika seinen Goldschatz wohlverwahrt, und deswegen sucht Amerika für das viele Gold künstlichen Bedarf zu wecken: indem es überall wieder die Goldwährung einführt. Überall müssen daher die Goldbestände der Notenbanken wiederaufgefrischt werden, und Amerikas Goldschiffe wissen ein Ziel, wo das Gold abgeladen werden kann.

Jeder Staat mit Geldwirtschaft hat gesetzlich zu erklären, was innerhalb seiner Grenzen Zahlungsmittel sein soll. Die Ordnung im Verkehr verlangt, daß Gläubiger und Schuldner wissen, welches Geld zu fordern und zu geben ist.

Nach Artikel VI der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 hat das Reich die ausschließliche Gesetzgebung über das Münzwesen, ihm allein also, und nicht den zu ihm gehörigen Ländern, steht die sogenannte Münzhoheit (früher Münzregal) zu. Insoweit stimmt die neue Verfassung mit der früheren Verfassung vom 16. April 1871 überein, die in Artikel IV Nr. 2 ebenfalls die Ordnung des Münzsystems der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches unterwarf, das in seinem ersten Münzgesetz vom 9. Juli 1873 bestimmte: daß an die Stelle der damals in Deutschland geltenden Landeswährungen die Reichsgoldwährung zu treten habe. Das zweite Münzgesetz vom 1. Juni 1909 formulierte diesen Zustand in seinem § 1 nochmals ausdrücklich dahin: „Im Deutschen Reiche gilt die Goldwährung.“ Nun gilt als Währung eines Staates das seinem Münzsystem zugrunde liegende Metall, wozu sich nur edle Metalle, wie Gold und Silber, eignen. Bildet nur eine dieser Metalle die Grundlage des Münzsystems, so sprechen wir von einfacher Währung, die Gold- oder Silberwährung sein kann. Liegen beide Metalle dem Münzsystem zugrunde, so sprechen wir von Doppelwährung. Die Rechnungseinheit der früheren deutschen Goldwährung bildet die Mark, deren Name ursprünglich als deutsches Münzgewicht auftauchte. Um nämlich einer Verringerung vorzubeugen, drückte man den Gewichtsstücken ein Zeichen, eine Marke auf. Unter dem Zeichen der Mark hatte es Deutschland zu einer wirtschaftlichen Machtstellung gebracht, der dann, besonders in der Nachkriegszeit, ein wirtschaftlicher Verfall folgte, der in seiner Währung so stark zum Ausdruck kam, daß schließlich eine Billion Papiermark nur noch den Wert einer einzigen Goldmark hatte. Monatelang mußte das deutsche Volk die ungeheuerlichen seelischen Erschütterungen eines selbst die kühnste Vorstellungskraft überbietenden Inflations-Zahlenrausches über sich ergehen lassen, bis die aus den Ideen einer verfeinerten Quantitätstheorie und eines verfeinerten Nominalismus geborene Rentenmark als göttliches Geschenk erschien, die — allen bisherigen wissenschaftlichen Theorien zum Trotz — den ungeahnten Beweis erbrachte, daß bei genügender Beachtung der aus Gütererzeugung, Gütermenge und Umlaufsgeschwindigkeit der Zahlungsmittel abgeleiteten Kraft, die eine Anpassung des Umlaufs an den alltäglichen Verkehrsbedarf zur Voraussetzung hat, auch eine goldlose, das heißt nur mit papierenen Zahlungsmitteln arbeitende Währung eine feste, stabile Währung abgeben kann und dabei noch den Vorzug genießt, nicht tote Betriebsmittel in unwirtschaftlicher, ja, wirtschaftswidriger Weise zu fesseln. Unter Einwirkung der Grundsätze, die in dem sogenannten Dawesplan und in dem Gutachten der Sachverständigen aufgestellt sind, sah sich Deutschland genötigt, die selbstgeschaffene Rentenmarkwährung zugunsten einer sogenannten internationalen Währung aufzugeben. Sie bietet ihrer ganzen Struktur nach keine größere Gewähr für eine Währungsfestigung, ist aber insofern für die ganze Wirtschaft nachteiliger, als sie 40 Proz. des Notenumlaufs in Gold und Devisen als tote Anlagen bindet, die als Umlaufsmittel der schwerbedrängten deutschen Wirtschaft bessere Dienste leisten könnten. Sie bildet insofern, bei aller Würdigung ihrer politischen Bedeutung, gegenüber der Rentenmark einen Rückschlag, dem als Plus lediglich die mit dem Goldnotenbankplan verknüpfte 800-Millionen-Anleihe gegenübersteht.

Der Zahlungsmittelumlauf eines Landes muß in einem abgewogenen Verhältnis zu dem Umfang der wirtschaftlichen Betätigung stehen. Er wird gewiß in Zeiten lebhafter wirtschaftlicher Umsätze größer sein können als in ruhigeren Zeiten, aber man muß stets im Auge behalten, daß die Kaufkraft des Geldes gegenüber den Waren und Löhnen eine möglichst stabile Tendenz innehält.

Man kann die Frage aufwerfen: Warum haben nicht alle Staaten dasselbe Geld, wodurch doch der zwischenstaatliche Verkehr ungemein gewinnen müßte? Ist nicht wenigstens eine paneuropäische Währung möglich? Die Antwort gibt die Beschaffenheit der Weltwirtschaft. Sie setzt sich aus zahlreichen sozialökonomischen und politischen Individualitäten zusammen, von denen jede ihre eigene Wirtschaftsgeschichte hat, in der die besondere Geldverfassung ausgebildet wurde. Die Geschichte des Geldwesens zeigt, daß jedes Land nach seinen Bedürfnissen, nach seinen wirtschaftlichen und staatsfinanziellen Fähigkeiten seine Währung besitzt, die mit einer vorausgehenden, aber überlebten, verbunden ist. Es ist also in der Weltwirtschaft mit einer Vielheit von Währungen zu rechnen. Eine einheitliche Weltwährung würde einen Weltstaat, der die ganze Erde umschlösse, voraussetzen.

Geld ist nicht lediglich ein Stück Metall von bestimmtem Gewicht. Das Geld eines modernen Landes ist eine abstrakte Recheneinheit, in der alle Werte ausgedrückt werden. Die Kaufkraft dieser Einheit ist abhängig von einer bestimmten Begrenzung der Versorgung mit Zahlungsmitteln, die als Repräsentanten dieser Einheit anerkannt sind. Diese Zahlungsmittel sind in der Hauptsache Banknoten und Bankdepositen, auf die Schecks gezogen werden können. Die Gesamtheit dieser Bankzahlungsmittel muß dauernd so beschränkt sein, daß jene Knappheit an Zahlungsmitteln herrscht, die erforderlich ist, um der Währungseinheit eine bestimmte Kaufkraft und damit ein bestimmtes Verhältnis zum Golde zu verleihen. Die Erreichung dieses Zieles erfordert offensichtlich einen sehr vollkommen arbeitenden Mechanismus und die dauernde Überwachung durch eine Zentralinstanz von höchsten Fähigkeiten. Diese Verwaltung ist die wichtigste Seite der ganzen Währungsfrage.

Es wird besser für uns sein, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß der wahre Geltungsbereich für eine einheitliche Währung die politisch organisierte Nation ist. Die Kaufkraft, die jede einzelne Nation ihrer Währungseinheit durch entsprechende Verknappung der Zahlungsmittelversorgung verleiht, bildet die Grundlage für den Wechselkurs mit anderen Währungen. Jeder Staat muß durch fortgesetzte Bemühungen dieses Austauschverhältnis aufrechtzuerhalten suchen. Seine Handelsbilanz wird sehr stark von der Kaufkraft seiner Währung beeinflußt, und gleichzeitig steht seine Zahlungsbilanz in engster Beziehung zur gesamten Währungs- und Zollpolitik. Unter diesen Umständen ist schwer einzusehen, wie ein monetäres System außerhalb nationaler Organisation zu bestehen vermöchte.

In dem heutigen Weltverkehr muß prinzipiell in der Währung des fordernden Landes gezahlt werden. Liefert ein Engländer Ware nach Deutschland, so hat der Deutsche in Pfund Sterling seinen Verpflichtungen nachzukommen. Tut er das nicht, und wird er in Deutschland verurteilt, zu zahlen, so wird die Exekution schließlich nur in deutschem Geld realisiert, aber im Betrag so berechnet, daß der Engländer schadlos gehalten wird, worüber der Kurs eines Pfund Sterling gegen Mark entscheidet. Der Kurs der Währungen ist von manchen Motiven abhängig, in der Hauptsache sind es zwei: die Zahlungsbilanz, die zwischen zwei Ländern besteht, und die feste oder veränderte Beschaffenheit der Geldeinheiten.

Als das Gold allgemeines internationales Zahlungsmittel war, mußten unausgeglichene Zahlungsbilanzen in diesem Metall abgetragen werden. Daher zahl- und umfangreiche Goldversendungen von Land zu Land, oft auf weite Entfernungen hin. Ist auch Amerika das Gläubigerland der ganzen Welt, so gelangen doch nur in seltenen Fällen die Anleihen, die auf seinen Geldmärkten abgeschlossen werden, in der Gestalt von Gold in die Hand des Schuldners. Die Dollaranleihen, die Deutschland in den letzten Jahren aufgenommen hat, sind zum größten Teil in Rohstoffe oder Waren umgewandelt worden, ehe sie ihr Ziel erreichten. Hin und wieder gehen aber auch die amerikanischen Anleihen als Goldstrom über das Meer. So sind Anfang dieses Jahres an Bord des französischen Dampfers „Rochambeau“ 10 Millionen Dollar in Le Havre eingetroffen, die größte Goldmenge, die je ein französisches Schiff über das Meer befördert hat. Die Verfrachtung des Goldes erfolgt in Fässern von Eichenholz. Jedes Faß ist ein Fuß hoch und enthält 50 000 Dollar in Goldstücken von je 20 Dollar. Das Gold wird nicht immer in gemünztem Zustande verfrachtet, sondern zuweilen auch in der Gestalt von Goldbarren.

Der heutige sog. „Weltmarkt des Geldes“ muß über zwei Dinge Herr sein: 1. über Kapitalien, die zum Ausleihen bereitliegen, 2. über genügend Gold für den Fall, daß der Schuldner das Kapital in der Goldform nötig hat. Für die Gegenwart und die absehbare Zukunft reichen die vorhandenen 33 Milliarden Mark Goldzahlungsmittel jedoch aus. Mit wachsendem Wohlstand der Welt wird auch der Bedarf an Gold steigen — nur weil es Geld ist. Aber es wird vielleicht bald der Zeitpunkt eintreten, an dem die Goldbergwerke versiegen. Gewichtige Stimmen erheben sich, die sagen: Wir stehen vor einer Goldknappheit? Was dann? Dann steigt der Goldpreis; d. h. aber, die Preise aller anderen Waren fallen. Einige Leute haben bereits ausgerechnet, daß bis 1950 die Warenpreise bis auf den sechsten Teil ihres heutigen Standes fallen werden, wenn die Entwicklung weitergeht wie bisher, wenn auch keine neuen großen Goldlager mehr entdeckt werden. In etwa 20 Jahren soll der Preis für ein Brot von 60 auf 10 Pfennig fallen. An dieser gewaltigen Wirtschaftskatastrophe würde sich der letzte große Fluch des Goldes erfüllen. Aber auch eine Entwertung könnte eintreten, wenn es die Menschheit als Sünden erzeugendes Teufelswerk verachtete, wenn ein Religionsstifter ihr anzubefehlen vermöchte, alles Gold in den Ozean zu werfen, wo er am tiefsten ist, um das Bedürfnis mit einem Male vollständig zu ertränken. Die Entwertung könnte aber auch vor sich gehen, wenn es dem Chemiker und Physiker gelänge, Gold in beliebigen Mengen zu so geringen Kosten herzustellen, daß es nicht mehr praktisch wäre, in Goldquantitäten zu rechnen oder zu zahlen.







Zur Verlobung von Bismarcks ältestem Enkel: Otto Fürst v. Bismarck, Legationssekretär bei der Deutschen Gesandtschaft in Stockholm, und seine Braut, die 21jährige Ann Marie Tengbom, Tochter des schwedischen Architekten und Chefs der Staatsbauverwaltung.



Links oben:

Von den Wettkämpfen um die Deutsche Skimeisterschaft auf dem Feldberg (Schwarzwald) vom 23. bis zum 26. Februar: Überreichung des Meistertitels des Reiches durch Reichsfinanzminister Dr. Köhler an den Sieger, den Norweger Vinjaraengen.

Im Oval:

Vom Internationalen Ski-Sprungwettbewerb auf der Bernina-Schanze in Pontresina am 21. Februar: Der Sieger Recknagel (Deutschland) bei einem prächtigen Sprung.

Rechts:

Ein neues, merkwürdiges Wassersportgerät: Das „Schwimmskiff". Diese Konstruktion vereinigt Schwimm- und Ruderbetätigung; der Schwimmer liegt in einem von Luftkörpern getragenen Gestell und setzt durch die üblichen Schwimmbewegungen von Armen und Beinen ruderartige Schaufeln in Tätigkeit. Das auch von Nichtschwimmern benutzbare Gerät kann beträchtliche Geschwindigkeiten erreichen.

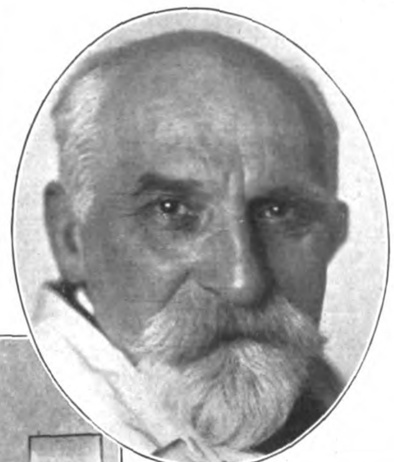




Arnold Winternitz,
ein gebürtiger Österreicher, viele Jahre Kapellmeister am Hamburger Stadttheater, auch als Komponist bekannt, † am 22. Februar im Alter von 52 Jahren.



Sir Horace Rumbold,
der zum englischen Botschafter in Berlin ernannt wurde als Nachfolger des auf den Posten des Unterstaatssekretärs im englischen Auswärtigen Amt berufenen Sir Ronald Lindsay.



Links:

Prof. Otto Heichert,
bekannter Maler, langjähriger Lehrer an der Kunstakademie in Königsberg i. Pr., konnte am 27. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.
(Phot. R. Schlesinger.)

Rechts:

Karl Max Fürst v. Lichnowsky,
vielgenannter Diplomat, vom Jahre 1912 bis zum Ausbruch des Weltkrieges deutscher Botschafter in London, † am 27. Februar kurz vor Vollendung seines 68. Lebensjahres.
(Phot. Hänse Herrmann.)







Humane Behandlung von Gefängnisinsassen in Deutschland: Abbildungen aus dem Gefängnis in Berlin-Plötzensee. (Vgl. dagegen die Bildertafel der nebenstehenden Seite!) Links: Der Lesesaal mit allerlei Unterhaltungsmöglichkeiten (Radioanlage) für Strafgefangene der II. Stufe. — Rechts: Aufenthalts- und Schlafraum der Stufe II, der kaum wie eine Gefängniszelle anmutet. Die Insassen dürfen Vögel halten, Blumen züchten und sich mancherlei andere Annehmlichkeiten schaffen.



Nach der Einlieferung in das Tscheka-Gefängnis: Die Gefangenen müssen sich ausziehen, und ihre Kleidungsstücke werden aufs sorgfältigste nach versteckten Waffen und verdächtigen Dokumenten durchsucht.



Verhör eines der Spionage Verdächtigten durch einen Kommissar der Tscheka, der nach seinem Ermessen die Strafe bestimmt, die, vom Haupt der Tscheka bestätigt, dann sogleich vollzogen wird.



Zur Essensverteilung im Tscheka-Gefängnis: Die an die Gefangenen verabreichten Mahlzeiten bestehen aus einem Schöpflöffel heißen Wassers, einem Viertelliter Fischsuppe und trockenem, teilweise verschimmeltem Brot.



Als Geiseln festgenommene Gemeindevorsteher aus ländlichen Gebieten, die das Mißtrauen oder Mißfallen der Sowjet-Regierung erregt haben, beim Gebet vor einem eingeschmuggelten Heiligenbild.

IN DER GEWALT DER TSCHEKA: ALS POLITISCHER GEFANGENER IN EINEM SOWJET-GEFÄNGNIS IN MOSKAU

Nach Skizzen des Ungarn Ferenc Rajniss, der sieben Jahre im Tscheka-Gefängnis festgehalten wurde, gezeichnet von Bryan de Grineau.



TOTENTANZ

RADIERUNG VON PROFESSOR ALOIS KOLB

(Aus dem Linden-Verlag, München.)

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(10. Fortsetzung.)

Die Sachlichkeit seiner Uniform paßte nicht unter die Menge der Verkleideten.

„Ich rede im Auftrag des Kapitäns. Es ist weder Gefahr noch Grund für Besorgnis. Unser Fest soll nicht gestört werden. Wir sind in einen Wirbelsturm geraten, der vorausgesehen war. In einer Stunde wird alles vorüber sein. Und ein wenig Schaukeln läßt sich ertragen. Der Ball geht weiter!"

„Bravo!"

„Wir tanzen! Wir tanzen!"

Nur wenige Passagiere wollten nicht bleiben.

Unruhe und gedämpfte Erregung.

„Man soll schon die Leuchtfeuer von Jamaika sehen."

„Unmöglich."

„Wir sind dicht an der Küste."

Der Chefsteward in Eskarpins und Frack stand am Ausgang.

„Bitte, zur Polonäse zu engagieren!"

XVII.

Die beiden Heizer vom Dienst stehen vor dem geöffneten Feuerloch und kontrollieren den Zustrom des Öls, das aus breiten Röhren mitten hinein in die zischenden Flammen schießt und wie ein goldener Kreisel herumwirbelt.

Es ist nachts, kurz nach der Ablösung um zehn Uhr.

Der eine drosselt den Zufluß noch mehr ab, weil er Überdruck in den Kesseln befürchtet, und lauscht auf ein dumpfes Surren, das immer wieder den dröhnenden Lärm der Maschinen zerreißt. Die Schaukelbewegungen des Schiffes sind wieder stärker geworden. Wenn der Bug des „Globus" zu steil zwischen den Wellen niedertaucht, trommeln hinten die Schrauben in der Luft, daß die eiserne Halle mitschüttert.

Es ist eine böse Nacht für den „Globus"!

Die beiden Heizer, die mit nacktem, fettglänzendem Oberkörper dicht nebeneinander arbeiten, müssen sich in die Ohren schreien, wenn etwas zu sagen ist. So schweigen sie meist oder verständigen sich durch Zeichen.

Tu dies oder das!

Aber heute reden sie, und wenn's nur ist, um die eigene Stimme zu hören, gegen den feindlichen Lärm der Maschinen, die sonst auf den geringsten Hebeldruck gehorsam sind.

Heute, heute ist's, als ob das Eisen lache, jedes Schwungrad und jeder Kolben mit Bösartigkeit geladen sei. Und die Luft knistert vor den Ohren wie Elektrizität.

Der Obermaschinist in blauem Drilchanzug geht langsam vorbei, nickt den Männern zu und verschwindet in der Schlosserei. Er scheint nichts Absonderliches zu spüren.

Die beiden Heizer sind kurze Zeit an Deck gewesen und haben dem Maskenball zugesehen. Der kleine Heizer aus Rotterdam ist erregt, und seine eingefallenen Backen glühen in hektischem Rot.

Er schreit, daß seine Stimme überkippt.

„Hast du die eine Dame gesehen beim Tanz? Den Rotkopf, mein' ich. Die hatte kaum noch was an."

„Tivoli, Tivoli", schreit der andere. Erinnerungsfetzen an Kopenhagen oder eine Matrosenkneipe in Chile.

„Was meinst du?"

„Tivoli."

„Wie Feuer war ihr Haar. Wie Feuer! Und wie sie tanzte! Mein Gott."

Er lacht vor Verrücktheit und gießt sich aus einem Krug Wasser über den Rücken.

„Wenn man aber solch eine kleine Maske hätte, was meinst du, Kamerad?"

Er malt es nicht weiter aus, was dann wohl sein könnte.

„Nur mal tanzen mit so einer..."

Der andere versteht ihn nicht. Er greift plötzlich mit den Händen zur Seite und umkrampft einen Messinggriff an der Wand. Der kleine Heizer aus Rotterdam wird zu Boden geschleudert, und Blut spritzt ihm über die Stirn.

Ein mächtiger Stoß hat den „Globus" erschüttert, als sei er gegen eine Mauer geprellt, oder ein Pulverlager sei in seinem Bauch explodiert.

„Was... ist... das?"

„O Heiland!"

Lichtsignale von der Kommandobrücke.

Der Obermaschinist am Telephon.

„Alle Maschinen stopp!"

„Alle Maschinen stopp!"

„Volldampf zurück!"

„Volldampf zurück!"

Befehl nach Befehl. Überstürzt. Aus der Tischlerei und Schlosserwerkstatt, aus dem Schlafraum stürzen Gestalten herbei, schreien, fragen.

„Jeder an seinen Platz!"

„Ein Unglück!"

„Was ist geschehen?"

„Halt die Schnauze!"

„Da liegt einer!"

„Hebt ihn doch auf!"

„Er blutet."

„Ruft den Doktor!"

„Rasch, Verbandzeug herbei!"

„Wir gehen unter."

„Helft!"

„Der ‚Globus' liegt still."

„Es ist keine Gefahr."

„Seht nach den Pumpen!"

„Explosion im Vorderschiff."

„Nein."

„Wollt ihr den da verbluten lassen?"

„Telephoniert an den Arzt!"

„Es gibt Wichtigeres."

„Schwimmwesten her! Denkt ihr, ich will verrecken?"

Der kleine Heizer richtet sich auf. Er kann nichts erkennen. Die Lider sind ihm von krustendem Blute verklebt. Er preßt die Faust an die Schläfe und sinkt röchelnd zurück. Einige packen ihn und betten ihn auf eine eiserne Bank, schnüren ihm Binden um Augen und Stirn.

*

Mitten im Takt unterbricht die Kapelle den Tanz. Der Baßgeiger fällt. Das Saxophon heult eine falsche Kadenz. Der erste Geiger spielt noch einen irrsinnigen Triller. Der Kapellmeister gibt das Zeichen zum Schluß, obwohl keiner der Musikanten ihn mehr beachtet. Alle sind aufgesprungen und warten, warten, was jetzt nach dem furchtbaren Stoß sich ereignen wird.

Es geschieht nichts. Aber die jähe Stille ist peinigender als das Übermaß an Lärm und Geschrei.

Es muß etwas Schreckliches vorgefallen sein, ja, ein Unglück, eine Katastrophe.

„Wo ist der Kapitän?"

„Der Kapitän!"

„Man muß den Kapitän benachrichtigen!"

Einige stürzen davon. Die Mehrzahl wartet. Stewards reißen Fenster auf, als seien die Türen verrammelt, und es gäbe keinen anderen Ausweg. Der Sturm heult herein und durchfaustet den heißen Raum, zerfetzt die Papiergirlanden und die Flaggen.

„Fenster schließen!"

„Seid ihr denn ganz verrückt!"

Es fehlt an Regie und Leitung. Auch Mr. Lebel versagt jetzt und kann nur noch lallen. Aus Furcht oder Trunkenheit. Bleich und zitternd hängt ihm Mrs. Williams am Arm.

Da kommt einer der Offiziere zurück. Spricht mit dem Chefsteward, drängt sich durch die Wartenden. Er möchte wohl einen Auftrag vom Kapitän ausrichten, versucht vergeblich, zum Musikpodium vorzudringen. Die Passagiere haben die Besonnenheit verloren, umdrängen ihn und schreien auf ihn ein.

Er wirft die Arme empor.

„Was... was ist?"

„Ruhe!"

„Er kommt doch vom Kapitän!"

Schließlich gelingt es ihm, sich verständlich zu machen.

„Keine unnötige Sorge, nein. Und vor allem Besonnenheit. Es ist noch nicht geklärt, was eigentlich geschehen ist. Der Kapitän erwartet von jedem... erwartet von jedem..."

Die Stimme geht wieder unter in fanatischem Lärm.

Aber da ist der Polizeioffizier, den sie alle kennen und lieben. Er springt auf einen Stuhl, den Domino über dem Frackhemd aufgerissen und donnert mit seinem mächtigen Organ.

„Haben Sie denn nicht verstanden? Es ist keine Gefahr, sagt der Kapitän. Wenn Sie sich jetzt wie Tollhäusler gebärden, dann sind Sie selbst an den Folgen schuld."

„Wir wollen wissen, was geschehen ist."

„Ja."

„Der Kapitän soll kommen!"

„So warten Sie doch!"

„Das Schiff geht unter."

„Das... Schiff..."

„Sagen Sie das nicht zum zweitenmal."
„Man will uns täuschen! Der ‚Globus'..."
Dem Passagier erfriert der Ton auf der Zunge. Die Faust des Polizeioffiziers trifft ihn am Kinn.
Lautlos sackt er zusammen. Frauen kreischen.
„Man hüte sich!" brüllt der Offizier.
„Die Musik soll weiterspielen!"
„Die Musik!"
„Haha!"
„Befehl vom Kapitän."
„Wollt ihr denn nicht gehorchen, Leute!"
In der Ecke beginnt Mrs. Palmer ihren armseligen Leierkasten zu drehen. Mit glasigen Augen starrt sie ins Leere. Sie gehorcht, als hätte der Befehl ihr gegolten.
Einer lacht.
Man wendet sich nach ihr um.
„Bravo, Mrs. Palmer!"
„Die Musikanten sollen ihre Pflicht tun!"
„Sollen wir etwa auch tanzen?"
„Seid vernünftig, Leute!"
„Merkt ihr denn nicht, daß die Maschinen stehen?"
„Einen Charleston, Kapellmeister!"
Die Situation scheint gerettet zu sein, aber niemand tanzt. Hilflos, entmutigt und zu jeder neuen Torheit bereit, stehen die Masken im Saal umher. Immer verlassener wird der Raum. Bänder, Masken, zerbrochene Gläser, Fächer, Konfetti, ein Elfenbeinkamm liegen auf dem Parkett verstreut.
Es ist zwecklos, weiterzuspielen. Der Kapellmeister winkt wieder ab.
Einige Stewards beginnen aufzuräumen. Einer nach dem anderen geht. Und alles drängt sich auf dem Promenadendeck zusammen. Am Aufgang der Kapitänsbrücke steht der Zweite Offizier. Er hat einen Browning in der Hand.
Ein Geiger ist im Saal zurückgeblieben. Er packt langsam sein Instrument ein. Verschließt es und geht.
In einem Winkel sitzt der indische Fakir allein, leert sein Champagnerglas und setzt eine neue Zigarette in Brand. In Gleichmut tasten seine Augen über den Schauplatz der Flucht. Die weiße Perücke ist nach hinten verschoben und die Schminke auf den gelben Backen gelöst. Es ist der Schiffsarzt, der sich allein weiteramüsiert.
„Bringen Sie noch eine Flasche!" sagt er zum Steward. „Aber kalt."
Dem entgeisterten Blick begegnet er mit einem Lächeln.

XVIII.

Auf und ab schaukelt das mächtige Schiff, das dem rasenden Wirbelsturm keine Kraft entgegenzusetzen hat und von den heranbrausenden Wogen mitgerissen wird. Jedem Angriff gibt es sich preis. Seine Maschinen, seine guten Maschinen sind abgestoppt. Wie zum Ausruhen und Atemholen vor neuer Abwehr. Erst muß der Kapitän wissen, welcher Art das unerwartet gekommene Unglück ist.
Eisberge gibt es nicht im Westindischen Archipel, Sprengladungen sind nicht an Bord, und die Zuckersäcke sind fachmännisch verstaut, so daß sie nicht explodieren können. Sollte der „Globus" auf ein Riff gestoßen sein, auf eins der ungezählten, in der Tiefe versteckten Korallenatolle? Dann muß er leck sein und wäre nicht mehr zu halten. Der Stoß, der ihm heimtückisch versetzt wurde, war zu stark.
Im Steuerhaus auf der Kommandobrücke befindet sich eine große Lichttafel, genial erdacht und durchkonstruiert, die jede Störung in irgendeinem Teile des Schiffes sofort anzeigt, Feuer und Wassereinbruchsgefahr. Es genügt ein leichter Druck auf einen der vielen weißen Knöpfe, und die Gefahrzone in der Tiefe wird automatisch abgeschlossen, von luftdicht ineinandergreifenden Eisenwänden umzingelt.
Der Kapitän steht mit den Offizieren vor der Tafel und wartet erregt. Es kommt keine Meldung von irgendwelcher Gefahr. Er läßt zur gleichen Zeit das ganze Schiff von Kontrolltrupps nach der Störung absuchen, kommandiert einen Teil der Mannschaft an die Pumpen.
In den Schlafsälen, der Kantine, den Werkstätten, in den Küchen und Vorratsräumen, überall flackern die kleinen Glühbirnen „Alarm".
Nachrichten laufen in der Zentrale ein, spärlich, dann schneller, kurz und sachlich. Widerspruchsvoll.
Das ganze Schiff ist in summender Erregung.
Die beiden Schornsteine des „Globus" qualmen mächtig. Ballonartig gebläht, wälzt sich der fette Ölrauch hervor, wird im Nu vom Sturm zerfetzt und aufs Bootsdeck niedergeschmettert, wo die Rettungsboote hangen.
Die Sirenen heulen schauerlich.
Der Nachthimmel ist erdrückend niedrig und von grauenvoller Schönheit. Milliarden blinkender grüner Funken erfüllen die heiße Luft, quirlen und wirbeln durcheinander. Es sind keine Wolken, sondern dichte Massen, die fahles Leuchten ausstrahlen wie schwaches Elmsfeuer, zusammengeballt und wiederaufgelöst ohne bestimmte Konturen. Nebelhaft, unerschöpflich quellen sie aus dem Dunkel und streichen über den Gischt turmhoher Wellen dahin.
Die meisten Passagiere haben sich jetzt auf dem Promenadendeck zusammengedrängt. Jeder sucht Trost und Zuversicht beim andern. Ein groteskes Bild, diese rufenden, schreienden, gestikulierenden Wesen im Maskenflitter, gespensterhaft abgehoben vom stumpfen Grün des Sturmhimmels.
Ein leichtes Zittern durchläuft die Planken. Die Schiffsmaschinen gehen wieder auf Fahrt. Langsam und schneller.
Aufatmen. Hysterische Schreie.
Der „Globus" treibt weiter. Brausend stürzt der Bug in purpurne Tiefen. Gigantische Brecher überdonnern das Vorderschiff und verbiegen, zerreißen das Eisengestänge der Reling, heben den großen Schwimmpool empor und schleudern ihn über Bord. Die Scheiben auf dem Oberdeck zerklirren unter ihrer eisernen Kraft.
Ewigkeiten währt es, ehe das Vorderschiff aus der Tiefe wieder emporstößt und die zischenden Fluten abschüttelt.

*

In der Funkstation sitzt der Beamte am Morseapparat und sendet Hilferufe über den Ozean.
SOS... SOS... SOS...
Er wartet. Lauscht fieberhaft.
Keine Antwort.
Schiff in Not! Schiff in Not! Begreift ihr denn nicht? SOS... SOS...
Schweigen.
Er schaltet um und wartet. Hat beide Fäuste am Hörer. Nicht der winzigste Ton könnte ihm entgehen. Von Welle zu Welle sucht er Verbindung. Dröhnende Weite. Gesumm. Pfeifen. Stille.
Jetzt... Morsezeichen, durch den Äther gejagt. Codeworte... er versucht, sie zu übersetzen. Sie haben keinen Sinn... werden leiser... verstummen? Wo sind die amerikanischen Großstationen?
Chikago. Endlich!
Chikago sendet Tanzmusik. Pfeifen. Vorbei... Das muß Neuyork sein. Eine Menschenstimme, die wie durch Watte spricht.
Teufel nochmal!
Es sind doch auch Schiffe unterwegs, deren Namen und Route man kennt. Die „Quebeck" kann keine dreißig Seemeilen vom „Globus" entfernt sein. Warum antwortet sie nicht? Heute morgen, kurz vor der ersten Betriebsstörung, hatte er mit dem Kollegen klare Verbindung. Er hat ihm noch die Wettermeldung gefunkt. Und dann: „Glückliche Reise." Auch „Queen Anna" ist nicht weit. Überall sind Dampfer zwischen New Orleans und San Juan, Santiago und Neuyork, Überseedampfer nach Colon, Greytown und Vera Cruz.
Der Morsestreifen beginnt wieder zu laufen.
Port-au-Prince auf Haiti. Port-au-Prince gibt Wirtschaftsnachrichten, für eine Firma in Boston bestimmt.
Seid ihr denn wahnsinnig, ihr auf dem Festlande! Wie Hohn ist diese Antwort auf Hilferuf in der Not.
SOS... SOS...
Der Funker will wütend den Streifen abreißen. Mitten im Satz brechen die Worte entzwei.
„Funkstation, hallo!"
„Hallo, Kapitän?"
„Haben Sie Verbindung mit der ‚Quebeck'?"
„Keine Verbindung, Kapitän."
„Meldet sich Santiago?"
„Santiago schweigt."
„Rufen Sie! Rufen Sie ‚Queen Anna' an."
„Unmöglich, Kapitän."
Der Alte hat gut fluchen und kommandieren, wenn die Apparate verhext sind. Er soll doch selbst kommen und nachsehen!
Wieder hämmert der rechte Mittelfinger auf dem Taster.
SOS... SOS... SOS...
An die geöffnete Schaltertür gelehnt, steht eine Frau. Wirr hängt ihr das windzerflatterte Haar über die Schläfen. Die Hände hält sie reglos vorgestreckt und wartet darauf, daß der Beamte sie endlich bemerkt. Sie hat ein Samtmieder mit vielen Blechmünzen über der Brust. Es ist halb aufgerissen und beschmutzt. In der Saumnaht hängt eine verwelkte, halb entblätterte Rose.
Weiß der Kuckuck, auf welchem Wege die Frau sich heimlich heraufgeschlichen hat, und was sie jetzt hier will!
Mrs. Mahony im Zigeunerkostüm.
Sie beobachtet den Mann und wagt nicht, ihn anzurufen.
In großen Perlen steht ihm der Schweiß auf der Stirn.
Er sieht eine schattenleichte Bewegung. Starrt sie an.
„O bitte."
„Was denn?"
„Ich wollte nur fragen..."
„Gehen Sie zum Teufel, wenn Sie mich verstehen!"
SOS... SOS... SOS... hämmert die zitternde Faust.

*

Der kranke Choleriker liegt in seiner Kabine am B-Deck allein. Seit Stunden. Die Pflegerin ist fortgegangen und nicht wiedergekommen. Damit er schlafen kann, hat sie ihm Morphium gegeben. Heute wollte sie auch einmal frei sein und dem Tanze zusehen. Hatte der Schiffsarzt nicht versprochen, nach ihm zu sehen? Das ist ein ganz komischer Heiliger! Am dritten Tage schon brachte er eine ausführliche Liquidation und wünschte Bezahlung.
„Ich pflege am Ende der Behandlung zu zahlen", hatte Mr. Groman erwidert.
„Wie Sie wollen."

(Fortsetzung folgt.)

BERTHOLD CLAUSS



Späte Liebe. Farbige Steinzeichnung.



Der Junggeselle. Farbenholzschnitt. (Im Verlag Amsler & Ruthardt, Berlin.)



Der Tierfreund. Farbige Steinzeichnung. (Im Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)

Aus Sienas Toren zog 1903 ein eben Zwanzigjähriger. Seine Joppe, grau und verwittert wie ein altes Büffellederwams, der mächtige Knotenstock mit der langen Picke verliehen ihm etwas Landsknechtartiges. Sein sonnverbranntes, fast knabenhaftes Gesicht trug unverkennbar germanische Züge. Auf festen Füßen, die mit Meilen nicht zu geizen brauchten, schritt er fürbaß, dem immer tropischer werdenden Süden entgegen. Der Wanderer war der junge deutsche Maler Berthold Clauß, der, nachdem er seine Lehrzeit als Lithograph beendet hatte, auf einer einjährigen Fußwanderung begriffen war.

Italien! Wie ein Komet hatte dieses Wort über seiner Jugend geflammt. Nun war es Erfüllung geworden. Mit heißer Inbrunst trank seine Jugend die tausendfältigen Wunder dieses Landes, und jeder Tag brachte neue Offenbarungen. Staunend sah er, daß er sich in einem ungeheuren Freilichtmuseum befand, wo die Schätze von Jahrtausenden aufgestapelt lagen. Aber inmitten dieser Wunderwelt geschah ihm eine seltsame Wandlung. Hier unter dem ewig blauen Himmel Italiens ergreift ihn eine unendliche Sehnsucht nach seiner Heimat, der düsteren Heide mit ihren singenden, sausenden Winden, dem grauen, wolkenverhangenen Himmel, wo im Herbst Wotans Heere ihre Götterschlachten schlagen: in Italien ward in Clauß der Maler der deutschen Heide geboren.

Dann wieder eine Wanderung durch Schottlands Hochland, dessen schwermütige Landschaft in dem jungen Künstler einen starken Widerhall findet.

Endlich geht er, nach einem kurzen Besuch der Altonaer Kunstgewerbeschule, auf die Berliner Akademie, wo ihn als Schüler von Kallmorgen und Kappstein bald eine innige Freundschaft mit diesen beiden vortrefflichen Männern verbindet.

Ein akademisches Stipendium führte ihn über Holland, Belgien und Frankreich noch einmal nach Italien, wo der inzwischen reifer Gewordene jetzt wohl manches tiefer erfaßt haben wird. Aber dem Zauber dieses seiner deutschen Seele immer fremd bleibenden Landes erlag er auch diesmal nicht.

Das ungeheure Geschehen des Krieges riß auch ihn hinaus. Nur zögernd wagte der Stift die Züge dieses Medusenhauptes nachzuziehen. Zum Kriegsmaler fühlte er keine Berufung. Dennoch entstand eine Reihe flüchtiger Skizzen, die eindringlich und schreckensnahe genug das Erlebte schildern.

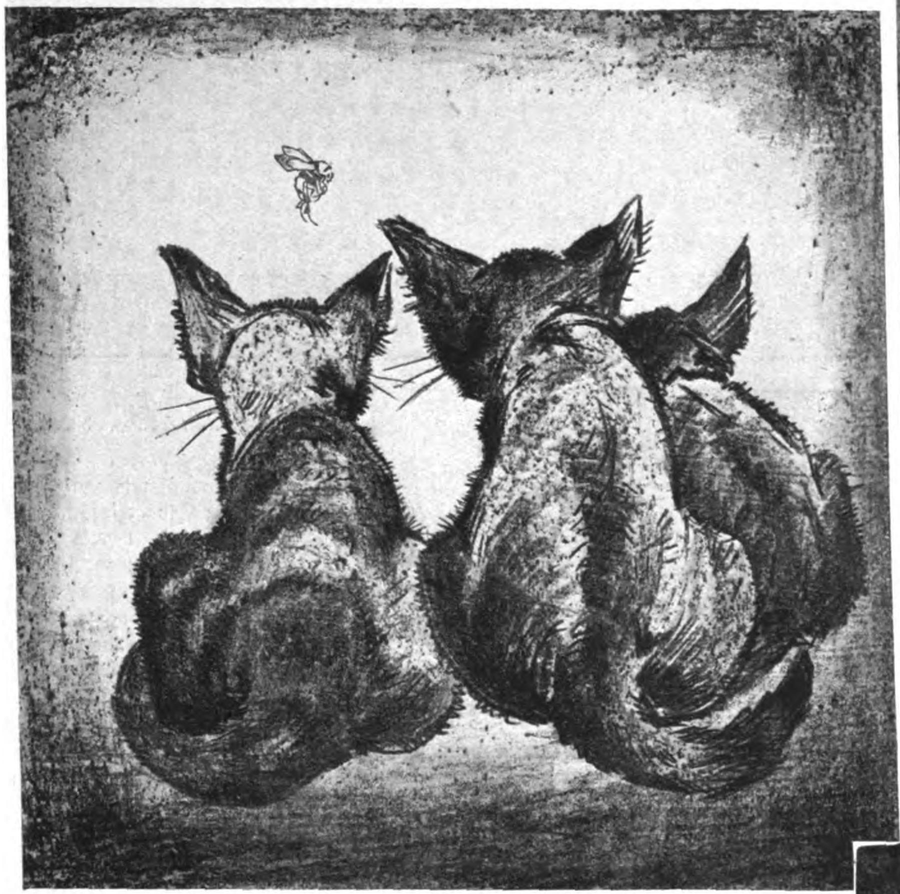
Nach dem Kriege ließ sich Clauß in seiner Vaterstadt Altona nieder, wo er an der Kunstgewerbeschule als Lehrer für die graphische Abteilung tätig ist. Auch an diesem Zweig seines Könnens darf man nicht schweigend vorübergehen. Ja, ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Clauß gerade auf diesem von der Kunst noch bis vor wenigen Jahren arg vernachlässigten Gebiet neue Wege beschritten hat. An der künstlerischen Durchdringung von Plakat und Werbegraphik hat er seinen wesentlichen Anteil, was die letzte Ausstellung von Arbeiten seiner Klasse beweist. Von ihm entworfene Plakate, Propagierung alltäglicher Bedarfsgegenstände, zeigen in erstaunlicher Weise, was künstlerische Phantasie aus diesen so nüchternen Dingen der Geschäftswelt zu machen versteht, und wie sehr gerade dadurch der geschäftliche Zweck gehoben werden kann.

Man muß einmal mit diesem Jäger-Maler in seine eigentliche Heimat, die Jagdgründe der Heide, gewandert sein, um ihn als Mensch und Künstler ganz zu erleben. Es ist vielleicht mehr als eine nur äußere Ähnlichkeit, die diesen Maler mit Hermann Löns vergleichen läßt. Beiden gemeinsam ist die tiefe Liebe zu ihrer norddeutschen Heimat, ihre Verwachsenheit mit der Natur, die Gabe, das hier Erlebte tief innerlich als Quelle ihrer Kunst sprudeln zu lassen. Der Schrei von Habicht und Bussard, der Ruf der ziehenden Kraniche und Wildgänse und der tolle Liebesjubel des schwarzen Heideritters, des Birkhahns, sind seine Offenbarungen. Oft siegt der Maler über den Jäger: die todbringende Büchse sinkt, und das Wild, in flüchtiger Skizze festgehalten, entrinnt, dem Leben so doppelt geschenkt. Was mich die Schöpfungen dieses Malers immer wieder mit neuer Freude betrachten läßt, ist ihre Ursprünglichkeit, die Unmittelbarkeit, die uns aus seinen Bildern entgegenspringt.

Technik und Industrie, polypenartig sich vorschiebende Großstädte engen unsere Seele mehr und mehr ein: hier ist ein Künstler, der uns das Tor zur Natur weit offen hält. Seien wir dankbar. Erwin Heimerdinger.



Junger Bussard. (Radierung.) (Im Verlag Commeter, Hamburg.)



Jungfüchse. (Steinzeichnung.)



Feldblumen. (Holzschnitt.)



Strix buba. (Radierung.) (Im Verlag Amsler & Ruthardt, Berlin.)

SCHÖNE FORMEN

AUS DER AUSSTELLUNG ZUM JUBILÄUM DER PFORZHEIMER KUNSTGEWERBESCHULE

(Hierzu ein Aufsatz auf Seite 370.)





Büchse in Silber mit Limoges-Arbeit.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Richard Anke.)

Links nebenstehend:

Messing-Kanne.
(Klasse: Werklehrer Michaelis; Schüler: Edmund Munz.)



Henkelkännchen.
(Emailfachklasse: Prof. Hildenbrand; Schülerin: Käthe Böttcher.)



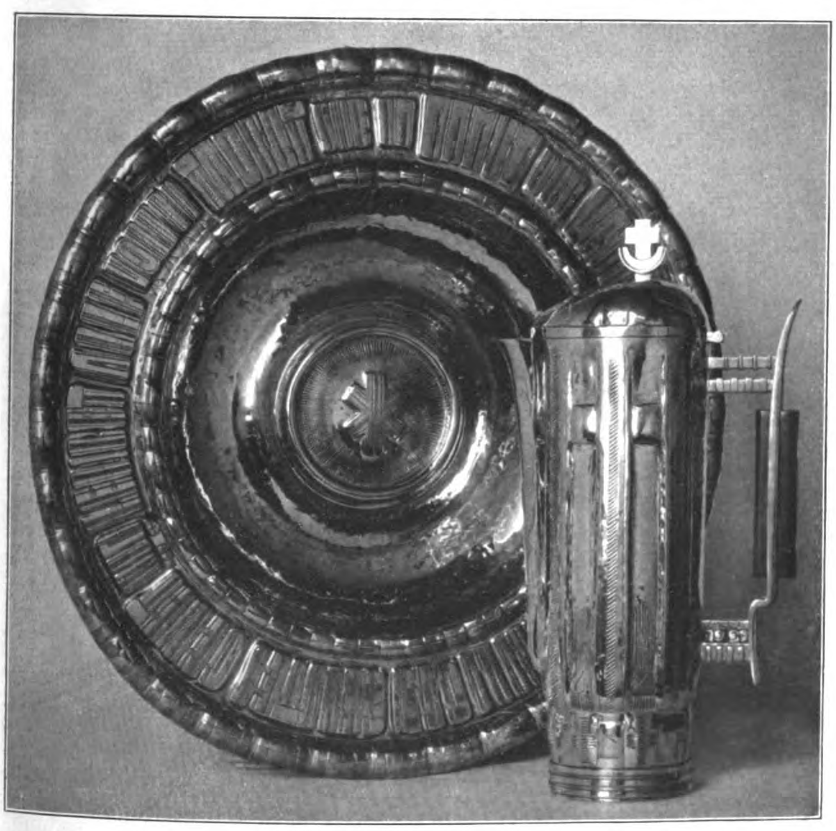
Jubiläumsgabe der Zunft „Turm" an die Pforzheimer Kunstgewerbeschule.

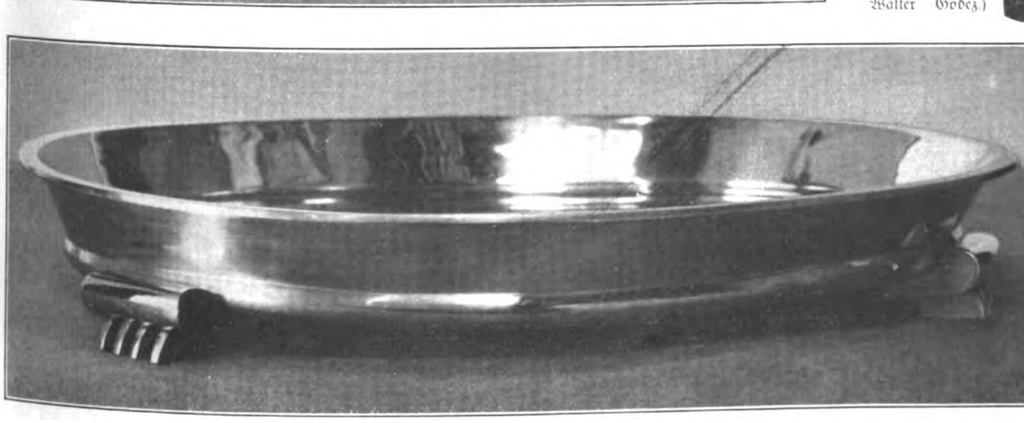
Links nebenstehend:

Taufbecken und Taufkanne.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Walter Ziegler.)

Unten links:

Schale in Messing.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Walter Godez.)



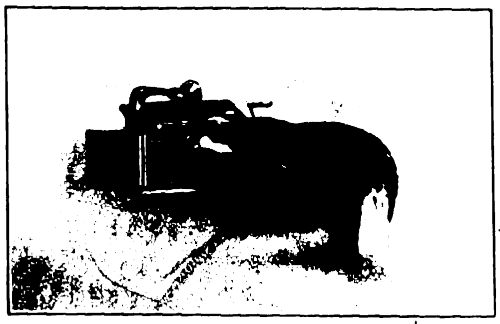




Bowle in Messing.
(Klasse: Prof. Wende; Schüler: Wilhelm Stoll.)

TIERE UND MUSIK

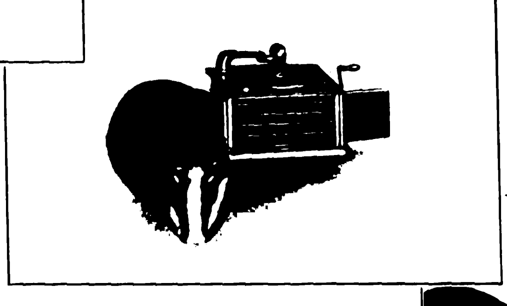
BETRACHTUNGEN VON PROF. DR. BASTIAN SCHMID, MÜNCHEN, ZU SEINEM VERFILMTEN DACHS-EXPERIMENT



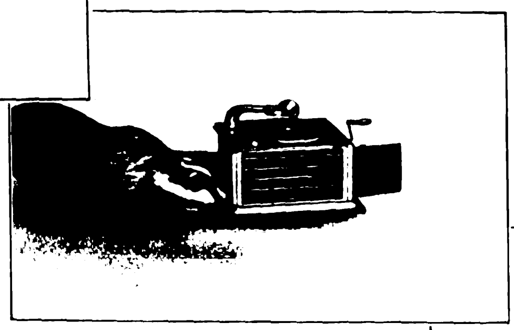
Der Dachs sucht nach dem Ursprung der Töne.

Es ist nicht dasselbe, ob man nach der Musikalität der Tiere oder danach fragt, wie die Tiere auf Musik reagieren. Ist von deren Musikalität die Rede, so denkt man in erster Linie an unsere bekanntesten Singvögel, Nachtigall, Sing- und Schwarzdrossel (Amsel), Mönchsgrasmücke usw.

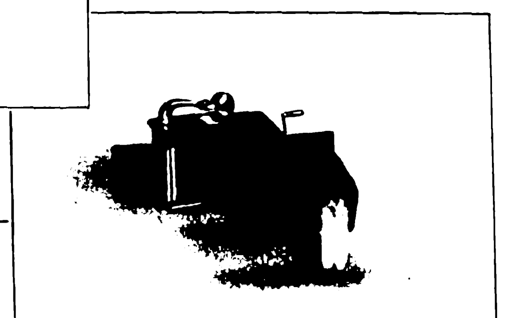
Worin besteht nun die Musikalität der Singvögel? In einer Reihe von Merkmalen, die hier nur ganz kurz angedeutet seien. Wie von Spezialforschern nachgewiesen wurde, finden sich im Rhythmus wie in der Metrik des Vogelgesangs Elemente unserer eigenen Musik. Im Gesang der Singdrossel beispielsweise treffen wir Motive, welche die Intervalle des Durdreiklangs erkennen lassen. Dazu hören wir im Vogelgesang fast alle Ausdrucksmöglichkeiten unserer Musik, Rhythmus, wechselnde Klangfarbe, Tempi und Vortragsweisen (Stakkato, Triller, Glissando usw.), bestimmte Motive, so das Amsel- und Pirolmotiv in Wagners „Siegfried" (Waldweben), Strophenbildung, Melodieführung usw., eine gewisse Tonfülle, Rundung, Stärke und Weichheit der Laute u. a. m. Bedenkt man sodann, daß verschiedene Vögel in der Lage sind, halbe und ganze Töne, Terzen und selbst Dreiklänge zu produzieren, dann können wir nicht nur von einem musikalischen Gehör an sich, sondern sogar von einem mit dem unsrigen verwandten sprechen. Aber das ist noch nicht alles. Der junge Singvogel hat zunächst lediglich die Anlage zum Singen, den Gesang als solchen muß er erst auf Grund seiner Fähigkeiten durch Nachahmung lernen. Nicht umsonst machen wir hervorragende Sänger und Schlager zu Lehrmeistern unserer jungen Stubenvögel, die dann ebenfalls gute Leistungen erzielen und später zum Unterrichten verwendet werden können. — Im Gesang der



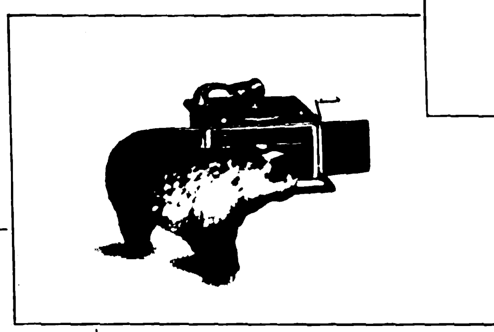
Er verläßt das Grammophon und geht dem Geräusch des bei der Aufnahme dieser Bilder verwendeten Apparates nach.



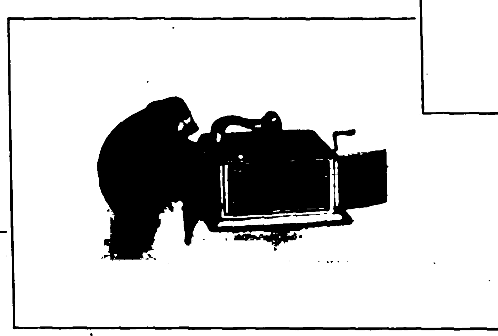
Der Dachs kehrt wieder zum Grammophon zurück.



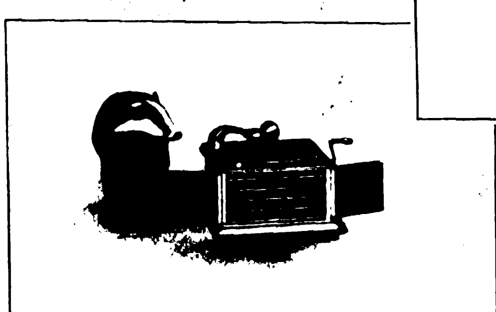
Bei der Beobachtung der Drehscheibe.



Suchen der Töne am unteren Spalt des Apparates.



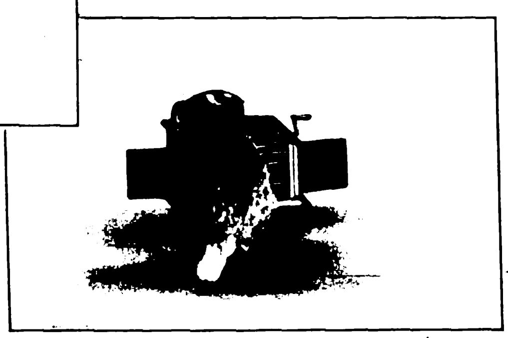
Auf dem Wege zur Besichtigung der rückwärtigen Seite des Apparates.



Nun ist er ratlos.

Vögel jedoch eine bewußte Kunstleistung erblicken zu wollen, dürfte zu weit gehen.

Folgt aus alledem das unbedingte Vorhandensein einer Art von Musikalität, so wird diese Anlage weiterhin dadurch bestätigt, daß verschiedene Vögel, wie Gimpel, Star, Spottdrossel, Braunkehlchen usw., Töne oder ganze Strophen von anderen Sängern oder auch von uns in ihr Lied einflechten können. Bekanntlich lernt der Gimpel schon in frühester Jugend, wo er noch nicht flügge ist, ein ihm von uns vorgepfiffenes Lied nachpfeifen und bringt es bei guter Veranlagung sogar bis zu drei Liedern.



Er steigt auf das Grammophon, schlägt die Schalldose heraus und stellt dadurch den Betrieb ab.

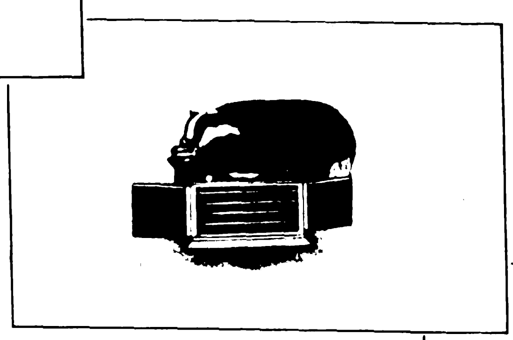
Daß auch Vögel, die mit dem Gesang nicht das geringste zu tun haben, einzelne Töne nach„singen" können, ist sehr merkwürdig und aus deren Biologie nicht ohne weiteres ersichtlich. Ich meine unser Haushuhn. Allerdings beweisen meine langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete positiv nur die Ungeeignetheit der Hähne für solche Experimente. Ich besitze gegenwärtig zwei ältere Hennen, die insgesamt drei Töne, nämlich das eingestrichene g, a und h nach„singen". Auch dieses Vermögen möchte ich als eine Art von Musikalität ansprechen. — Diese Fähigkeit, einen vorgesungenen Ton nachzuahmen, habe ich durch Zufall bei einem meiner Rotfüchse angetroffen. Der betreffende Rüde ist zur Zeit gegen drei Jahre alt, verfügt insgesamt über rund zwei Oktaven und ist imstande, eine Oktave in Stakkato, einer Form, die er sich selbst wählte, nachzusummen bzw. einen Ton so lange zu suchen, bis er ihn gefunden hat. Geradezu verblüffend wirkt es, wenn das Tier den vorgesungenen Ton zu treffen, sich bemüht und zu diesem Zwecke Übungen macht. (Ich habe hierüber zum erstenmal in meinem Buche „Das Seelenleben der Tiere" gesprochen.)

Ein Reagieren auf Musik finden wir bei verschiedenen Säugetieren, vor allem bei unseren Hunden und Katzen. Ob die Musik bei unseren Hunden wirklich lustbetonte Gefühle auslöst, ist nicht ohne weiteres zu bejahen, obgleich dies gar oft behauptet wird. An sich reagiert vor allem der junge Hund auf verschiedene Musikinstrumente. Während aber die einen gleich den jungen Katzen zunächst nur aufhorchen und sodann der Tonquelle nachgehen, zuletzt aber gleichgültig gegen die hervorgebrachten Klänge werden, brechen andere Hunde in Geheul aus. Ich hatte einmal einen sehr lebhaften Spitz, der auf einfache Weisen, die ich ihm auf dem Klavier vorspielte, wenig reagierte, aber sofort zum Heulen überging, wenn ich Dissonanzen in fortissimo brachte. In solchen Fällen waren seine physiognomischen Ausdrucksformen eindeutig auf Unlustgefühle eingestellt, wie ich auch bei anderen Hunden vielfach der Überzeugung geworden bin, daß ihnen Musik nicht gerade angenehm ist.

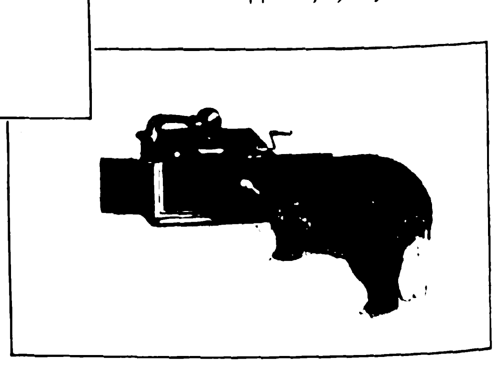
Unter den verschiedenen von mir gehaltenen Tieren ist mir nach dieser Richtung mein nun zweijähriger Dachs bereits aufgefallen, als er, etwa drei Monate alt, wild eingefangen zu mir kam. Ein halbes Jahr schwer zugänglich und bissig — einzig mit mir hat er sich später endgültig angefreundet — war er eine sonderbare Mischung von Scheu und Neugierde, zwei Eigentümlichkeiten, die er sich fremden Personen und unbekannten Dingen gegenüber bis zum heutigen Tag bewahrt hat. Schon damals kam er auf kleine, von mir hervorgebrachte Geräusche vorsichtig aus seinem Versteck, häufig die rechte Vorderpfote hochhebend und aufhorchend stehen bleibend, auf die Schallquelle zu, ergriff aber sofort die Flucht, als er in irgendeiner Form von mir Kenntnis nahm. Als ich ihn dann später öfter einmal aus seinem Zwinger in irgendein Zimmer brachte und sodann in einem nebenanliegenden auf der Gitarre unter anderm das tiefe e anschlug, kam er sofort hervor und suchte mit seiner stets feuchten, in der Luft umherschnuppernden Nase nach dem Ton der lange nachschwingenden Saite. An sich hat das überaus feinhörige Tier die Gewohnheit, auf irgendwelche Geräusche hin sich schnuppernd auf die Suche zu machen.

Daß dem Dachs die Töne nicht angenehm waren und ihn sogar sehr erregten, sah ich an seinem gesträubten Haar und seinem zu einem Fächer ausgebreiteten Schwanz.

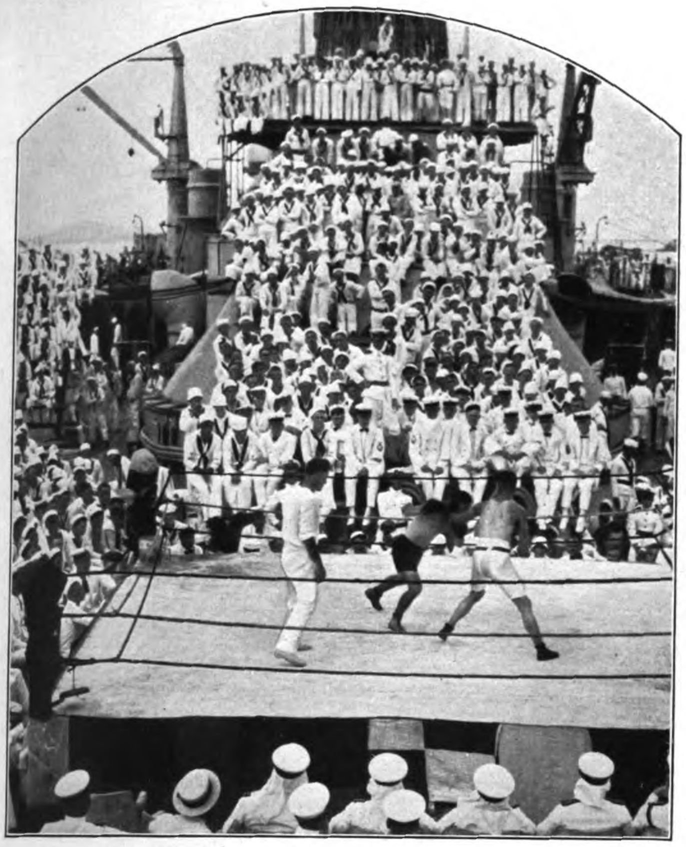
Nach derartigen und anderen Prüfungen fragte ich mich, wie der Dachs wohl auf das Grammophon reagieren würde. Bei den Vorbereitungen zu diesem Versuch wurde er zunächst nicht in das Zimmer gelassen, wo das Grammophon war und der Operateur für die Kinoaufnahme bereitstand. In dem Augenblick, da das Instrument in Bewegung gesetzt wurde, kam auch schon der Dachs aus einem Nebenzimmer zur Tür herein (er macht sich alle Türen ganz selbständig auf, ohne von mir dazu angeleitet worden zu sein), lief auf den Apparat los, rannte aber bald auf den ebenfalls geräuschvollen Kinoapparat zu, lief wieder zurück und untersuchte die Schallquelle, d. h. er beschnupperte den Apparat von allen Seiten, wie auf den beigegebenen Abbildungen zu sehen ist. (Diese sind meinem Film entnommen.) Häufig stand er völlig ratlos vor dem Apparat, horchte an dessen Öffnungen, bald unten, bald oben, dann auch in der Mitte, schlug sodann die Schalldose heraus, besah sich die mußiklos laufende Platte und beschnupperte mehrfach die Membrane. Sicher erregte der tönende Apparat sein größtes Interesse, aber für musikalisch kann ich den Dachs trotzdem nicht halten.

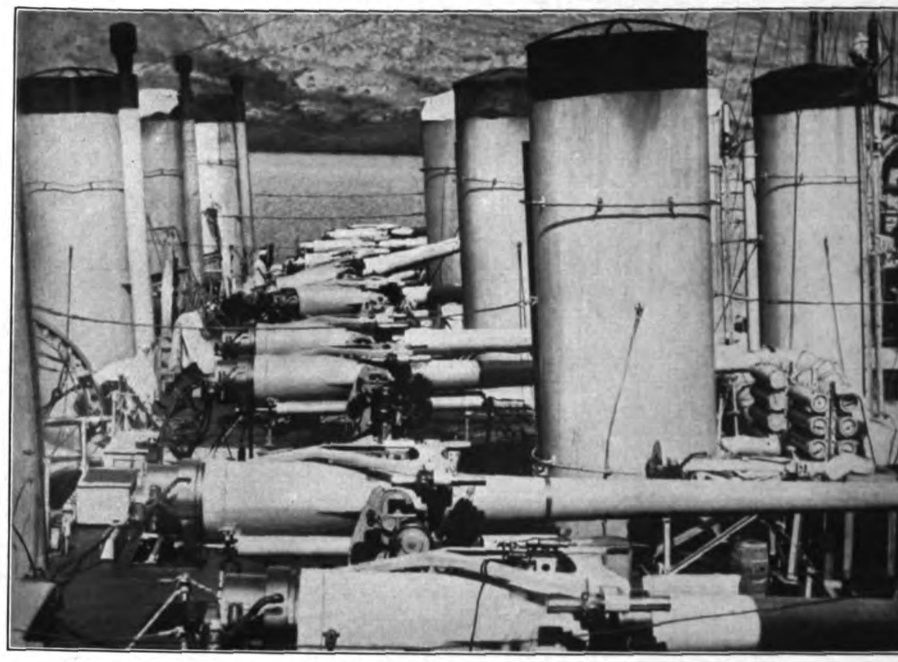


Die zurückgeschlagene Membrane wird beschnuppert.



Die noch laufende Platte gibt keine Töne mehr, der Apparat wird lebhaft beschnuppert.





Die „Abrüstung" marschiert: Eine ganze Straße von Kanonenrohren einer Flottille neuer amerikanischer Zerstörer, die in der Bucht von Gonaives (Haiti) Anker geworfen hat für einen eventuellen Eingriff bei den Unruhen in Nikaragua zum Schutze amerikanischer Staatsbürger. — Links: Sportliche Unterhaltung auf hoher See: Boxkampfveranstaltung zwischen den Champions zweier Schiffe an Deck eines amerikanischen Schlachtkreuzers in Gegenwart von Offizieren und Mannschaften während einer Geschwaderfahrt.



Von den vor kurzem abgehaltenen Wahlen in Japan, die zum erstenmal nach westlichem Muster vorgenommen wurden: Das Komitee der Arbeiter- und Bauernpartei bei den Agitationsvorbereitungen für den Wahlkampf.



Futter für Tausende von Motoren: Ein riesiger Transport von 100000 t Benzin, in großen Kastenflößen untergebracht, die den Mississippi hinabschwimmen; am Golf von Mexiko wird ihr Inhalt auf die Tankschiffe übergepumpt, die dadurch die lange Stromaufwärtsfahrt ersparen.





Eine eigenartige Hochbrücke über den Tyne-Fluß, die Newcastle-upon-Tyne mit Gateshead (England) verbindet: Ansicht der kurz vor der Vollendung stehenden Brücke gegen Newcastle. Sie besteht aus einem einzigen, aus 4000 t Stahl hergestellten Bogen von etwa 175 m Spannweite. Die Fahrbahn kann bei Dampferdurchfahrten gehoben werden.

Links nebenstehend: Bade auf dem Dache! — Ein Schwimmbassin auf der Plattform des Langham-Hotels in Los Angeles (Kalifornien).

Tanz und Musik in Birma

Von Prof. L. Scherman, München.



1. Birmanische Tänzerinnen.



2. Tanzposen birmanischer Schauspieler.

Die Birmanen sind ein heiter veranlagtes Volk, das nie um einen Anlaß zum Feiern von Festen verlegen ist. Bei ihrer Zurüstung entfaltet der Birmane Fleiß und Ausdauer in einem Maße, das ihm sonst bei der Arbeit selten nachzurühmen ist. Die Gelegenheit bietet sich schier das ganze Jahr über; neben den religiösen Hauptfesten wie Neujahr (April), Fastenbeginn (Juni) und Fastenende (Oktober) läuft noch eine Unzahl örtlicher und familiärer Veranstaltungen: Gründungsfeiern von Pagoden und Klöstern, kultische Verehrung von Geisterwesen, die der Buddhismus weitherzig neben sich duldet, usw. Am geschäftigsten aber geht es her bei der Verbrennung der Leichen angesehener Mönche. Da entwickelt sich für eine volle Woche ein Getriebe, das uns weit mehr an ein Münchener Oktoberfest denn an eine Trauerfeier gemahnt.

In Orten wie Rangoon und Mandalay wachsen ganze Budenstädte aus dem Boden — alles Bambus, mit Papier überzogen. Theater, Tanz und Musik ergötzen die fröhliche Menge. Verblüfft sah ich bei solch einem Feste neben dem mit Rosen bestreuten Sarg ein Grammophon in Tätigkeit, das den Radetzky-Marsch und Weisen aus der „Lustigen Witwe" hinausschmetterte. Und in einem benachbarten Zelt führten junge Mädchen, in die phantastisch abgewandelte Tracht eines Karen-Stammes gekleidet, Steh- und Sitztänze auf, wozu Klarinetten und Trommeln aufspielten (Abbild. 3).

Der birmanische Frauentanz besteht vornehmlich in geschmeidigen Bewegungen des Oberkörpers; beim Einsetzen der Musik nimmt



3. Tanzmädchen in Karen-Verkleidung und Musiker bei einer Leichenfeier in Mandalay (Oberbirma).



4. Birmanische Hausmusik in Kindat (Oberbirma). Die beiden hinteren Gestalten sind nur „Zaungäste".

dieser mit einem Ruck eine seltsam gespreizte Stellung an. Die Schultern hochgezogen, den Kopf seitlich nach hinten gelegt, Hände und Finger auswärts gebogen, bewegen sich die Tänzerinnen nach dem Rhythmus der Musik. Jede Schauspielerin ist auch in Gesang und Tanz ausgebildet, da namentlich die führenden Rollen reichlich mit Einlagen solcher Art durchsetzt sind. Abbildung 2 zeigt die Hauptdarsteller einer Schauspielertruppe; der junge Mann in der Mitte galt damals als der beste Komiker der Stadt Mandalay; seine beiden Partnerinnen in altbirmanischer Festtracht mimten hauptsächlich die „Prinzessin" in den auf altindischen Legendentexten aufgebauten Stücken.

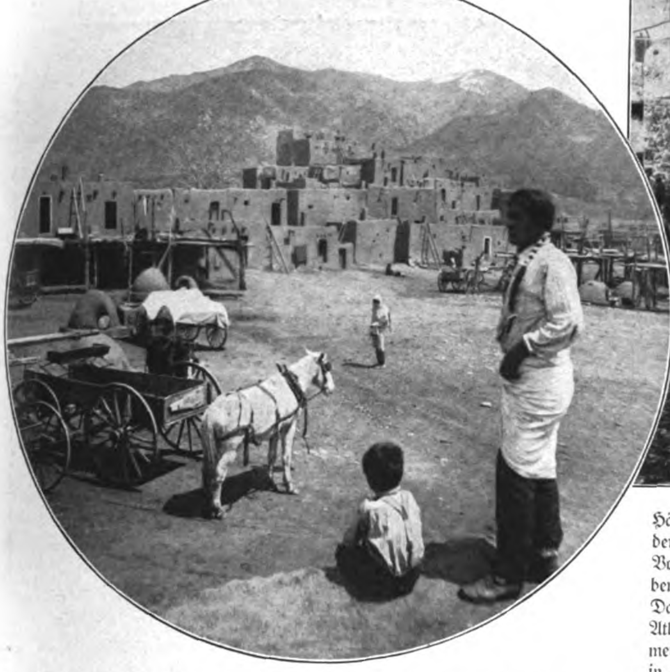
An die Beine, die in den engen Rock wie in ein Futteral gezwängt sind, werden — im Gegensatz zu unseren Tanzsitten — nur geringe Anforderungen gestellt. Kniebeugungen, Drehungen und kurze Sprünge an Ort begleiten die Posen des Oberkörpers. In Abbildung 1 sind diese Bewegungen zweier Damen gut festgehalten; sie gehören zu einer Gruppe von Berufstänzerinnen, wie sie gern bei größeren Festlichkeiten zugezogen werden.

Für die Begleitung von Gesängen genügt die kleine, mit drei Mann besetzte Hauskapelle (Abb. 4): einer spielt das „Patala" genannte Xylophon, der Birmane rechts bläst die Bambuspfeife, der Mann links läßt ein Paar kleiner Zimbeln erklingen.

Bei größeren Tanzaufführungen und insbesondere bei der Krone der Volksbelustigungen, dem Marionettentheater, tritt ein größeres Orchester in Aktion.

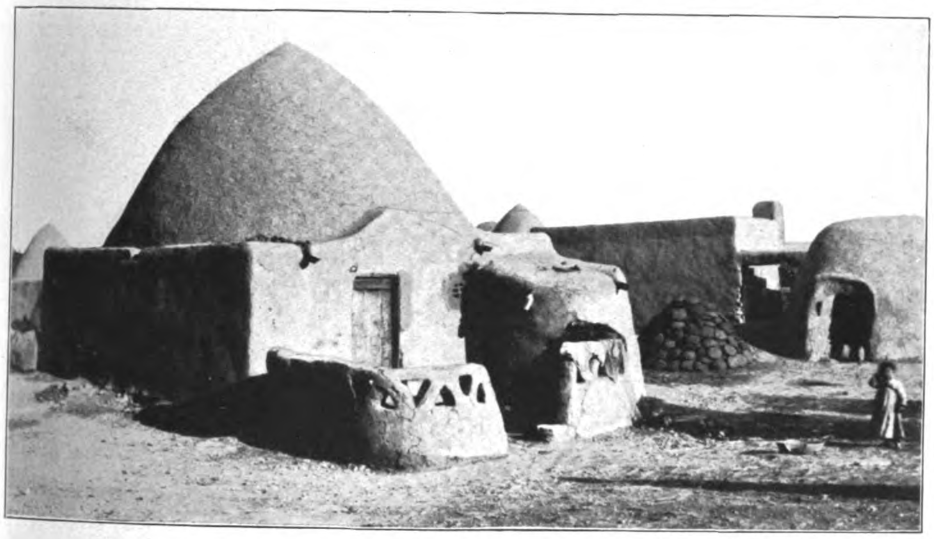
Seltsame Wohnstätten

NACH PHOTOGR. AUFNAHMEN VON R. RAFFIUS-NEW YORK



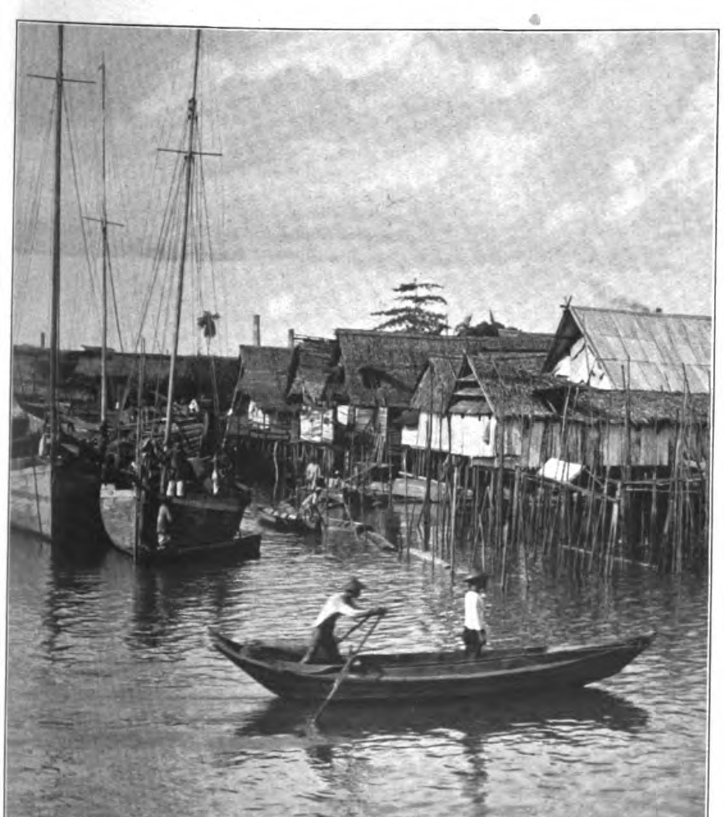


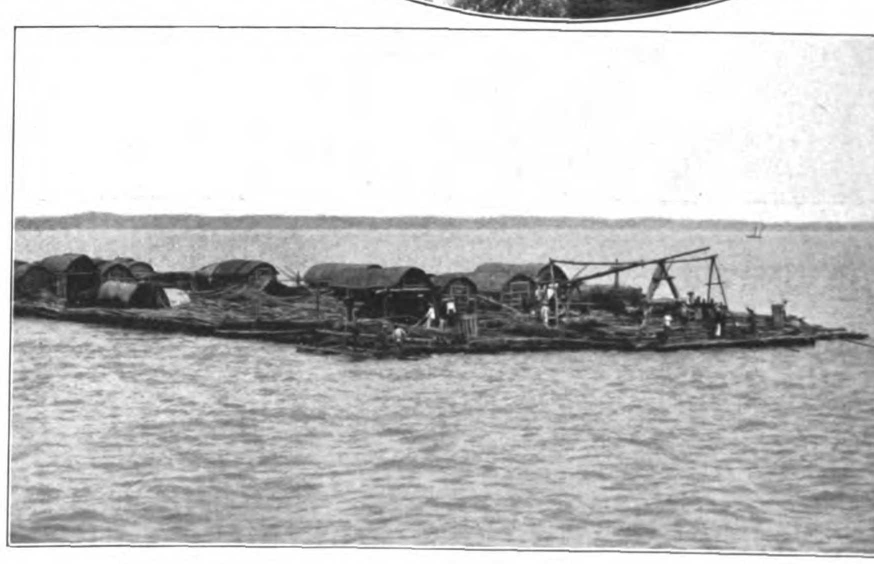
Häuser am steilen Berghang auf der griechischen Insel Santorin. Im Vordergrund das geschäftige Treiben am Kai nach Ankunft eines Dampfers aus Piräus, dem Hafen Athens. — **Im Kreis:** Das Gemeinschaftshaus der Pueblo-Indianer in Taos Pueblo (Neumexiko), wohl das älteste Gemeindehaus der Erde. In die oberen Stockwerke gelangt man nur mit Hilfe der Leitern.





Scheichhaus in einem syrischen Wüstendorf. **Rechts:** „Machen wir's den Schwalben nach!": Die an die Felswand „angeklebten" Fischerhäuser von Cavallo Faroro an der Straße Amalfi—Sorrent.





Ein schwimmendes Dorf: Holzfloß mit Wohnbauten auf dem Jangtsekiang (China). **Links:** Neuzeitliche Pfahlbauten: Wohnhäuser über Wasser in Singapore.



WUNDERWALD

AQUARELL VON PROF. MAX FREY

Vorfrühling

VON HANS BETHGE.

Die Fenster zum Atelier standen geöffnet. Es drang herein wie Verkündigung, wie ein beglückendes Versprechen. Die schrägen Strahlen der Sonne, fast silbern, scheu, von einem Himmel, der weißblau war und sich am Horizont in ein mattes Grau verlief. Die Luft ging frisch, etwas feucht. Es hatte die verflossene Nacht geregnet. Die Gardinen bewegten sich sachte wehend hin und her.

Das Atelier lag im obersten Stock, nach einem Platze hinaus, der das Plateau eines Hügels bildete und mit Kastanien bestanden war. Man konnte von hier oben den größten Teil der Stadt überblicken, über die Häuser hin, aus denen hier und dort die Türme der Kirchen oder Kuppeln öffentlicher Gebäude ragten, über die Fabrikschornsteine fort, bis ins Feld.

Er stand vor der Staffelei, in die Arbeit vertieft. Das Bild war klein und erst im Entstehen begriffen. Der Eintritt in einen Wald um die Jahreszeit, die jetzt die Tiefen der Welt durchbrauste. Vorfrühling. Neben der Leinwand waren eine Photographie und eine Anzahl Farbenskizzen, die er im Freien aufgenommen hatte, an die Staffelei geheftet. Es war alles nach Wunsch gelungen; das Bild versprach, etwas Außerordentliches zu werden. Er war zufrieden mit sich wie selten und betete, daß sein Interesse nicht erlahmen möge. Er war noch nie so vollkommen in einer Stimmung aufgegangen.

Die ersten erwachenden Färbungen, die sich herauskämpfenden Knospen der Blätter und Blüten, das Ringen nach dem Werden, die erste, ursprüngliche Kraft der Erde — das war das Erhabenste im Wechsel der Natur. Es zu gestalten, freilich unendlich schwer. Die ganze Zeit wie ein süßes Ahnen — das Bild mußte diese Empfindung auszulösen wissen. Ein Treiben, Verlangen nach der Blüte — die Vorstellung der Blüte selbst durfte nicht dabei erweckt werden. So mußte es in der Luft ziehen, durch die eben die neugewordene Sonne mit wärmendem Hauch sich zu zwingen suchte; so mußte es aus dem Boden steigen, ein schwellender Erdgeruch, mit den Spitzen der jungen Gräser und Kräuter zugleich; so mußte es in dem Bache fließen, dessen Wasser übergetreten waren und die Wiesen mit strotzendem Leben tränkten.

Er trat einige Schritte von dem Bilde weg und betrachtete es. Darauf legte er Pinsel und Palette aus der Hand und setzte sich auf den Schemel, der neben der Staffelei stand. Er breitete die eine Hand vor die Stirn und schloß die Augen. Er hatte Kopfweh, lange, leise Stiche. Nach einer Weile erhob er sich wieder, öffnete die Glastür des Balkons, der sich etliche Schritte neben dem Fenster befand, und trat hinaus. An den Pfosten gelehnt, blickte er über die verschlungene Stadt hinab.

Jetzt machte er einen unwillkürlichen Ruck mit dem Oberkörper. Er sah etwas. Unten ging ein Mädchen über den Platz. Er hatte in letzter Zeit öfters bemerkt, wie sie vorüberschritt und emporsah. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, da sie verschleiert ging. Daß sie sehr jung war, verriet die Art, wie sie sich bewegte. Er war schon einmal ihretwegen die Treppen hinabgeeilt, aber vergebens, denn als er unten ankam, war sie verschwunden. Er trat nun schnell in das Atelier zurück, griff nach Stock und Hut und steckte ein Skizzenbuch ein. Dann sprang er hinunter. Vor der Tür sah er sich um. Das Mädchen war fort. — Er beschloß, ins Freie zu wandern.

•

Erst kam er in Straßen, wo das Leben in höchsten Wellen schlug. Dann wurde die Gegend menschenstiller, darauf kam eine Reihe rasselnder Fabriken, endlich fingen die Felder an. Auf einer Chaussee ging es weiter. Rechts und links lagen hellgrüne Saaten, hier stärker, dort schwächer entwickelt. Die Felder waren von Gräben durchschnitten, an deren Rändern Erlenbüsche wuchsen. Diese zeigten sich noch ganz durchsichtig, doch lag auf ihren Ästen schon ein braungrüner Schimmer und ließ die drängende Arbeit des jugendlichen Saftes ahnen, der in ihren Adern trieb.

Der Maler ließ das Auge nach allen Seiten wandern, während die Sonne ihm ihre Strahlen ins Antlitz warf und ein kaukühler Wind ihm entgegenfuhr. Er hätte am liebsten laut gejubelt. Die armen Menschen hinter ihm! Er sah sich nicht um.

Jetzt tauchte ein Dorf auf, teilweise mit villenartigen Häusern, die sich Leute aus der Stadt hatten erbauen lassen. Hundegebell und das Gackern von Hühnern ließen sich hören. Er schlug einen Seitenweg ein, der in den Wald führte.

•

Während er hier ging, mußte er wieder an das Mädchen denken. Daß sie den Platz seinetwegen so häufig passierte, war klar; sonst hätte sie nicht immer zum Atelier hinaufgesehen. Er hatte keine Ahnung, wer sie sein könnte. Sein Wunsch, sie kennenzulernen, wuchs mehr und mehr.

Ja, er wollte sie kennenlernen. Und wäre es nur, um ihr eine Freude zu bereiten, denn sie sehnte sich offenbar auch danach. Nur verließ sie immer im letzten Augenblick der Mut.

Wenn er nur einmal ihr Gesicht sehen könnte! Dann würde er sofort wissen, mit wem er es zu tun hätte.

•

Er hatte, während er so nachdachte, vor sich auf den lehmigen Weg geblickt. Nun schrak er zusammen und hob den Kopf, als plötzlich eine Schar Feldtauben ein Ende neben ihm mit knarrendem Flügelschlag in die Höhe gingen. Sie flogen den Bäumen zu und verschwanden über ihnen. Er selbst hatte den Wald auch bald erreicht.

Es waren Buchen von verschiedenem Alter, mit zahlreichem Untergehölz. Nach einer Weile kam man zu einer Lichtung. Es war wunderbar, zu sehen, wie hier das Gras und die Moose, die am Rande eines schmalen Wasserstreifens standen, schon eine ungleich kräftigere Färbung angenommen hatten als unter den Ästen der Bäume, wo noch das Grau vor dem Grün überwog. Die Sonne schien voll über den Raum. Millionen von Tautropfen, die über die Halme hin zerstreut lagen, glänzten wie lachende Sterne. Die Fläche des kleinen Wassers glitzerte in zahllosen Wellchen.

Die gegenüberliegende Seite der Wiese begrenzte eine junge Birkenschonung. Etwas Zarteres war nicht zu denken. Die kindlichen Stämme mit der weißen Haut strebten aus dem Boden hervor wie geheime Liebeswünsche dieser keuschen Natur. Auf den biegsamen, dünnen Zweigen, die schön waren wie Kinderarme, lag ein gelblicher, wundersam verschleierter Glanz, wie der Anfang einer nahen Erfüllung.

Das war überwältigend. Was bedeuten, so fragte er sich, gegen diese Entstehungsfüßigkeit all der lohende Reichtum des Sommers und der bunte Verfall im Herbst? Zwar auch jene Zeiten vermögen in die Tiefen zu bringen — aber nur in die schmerzlichen der Sehnsucht, nie in die lachenden der Kraft. Sie versprechen nichts mehr für die Zukunft, wenigstens keine freudige Entwicklung mehr, höchstens noch einen Nutzen. Der ist fruchtbar, aber er schließt zugleich die grausamste Zerstörung in sich.

Hier hingegen war Verheißung, Jugend.

Was aber ist süßer: der Wunsch oder die Gewährung, die Morgenröte oder der Tag, die gläserne Quelle oder der getrübte Fluß, ein Kinderauge oder ein Mannesauge, der Gedanke oder die Tat, das Empfangen oder das Gebären?

Und so geht es durch die ganze Welt.

•

Diese verschlossene Au mit den jungfräulichen Birken war ein Gemälde. Er griff nach dem Skizzenbuch, ließ aber gleich wieder ab, denn er erinnerte sich, daß er keine Farben bei sich habe; ohne die war es unmöglich. So gab er sich ganz dem Schauen hin. Aber die Schaffenslust, die in ihm aufging, war unbezwingbar. Er sehnte sich danach, jetzt vor seinem Bilde zu stehen. Jeder Strich wäre ihm gelungen! Warum war er auch von Hause fortgegangen? Warum hatte er nicht wenigstens Farben zu sich gesteckt? O die Zeit, die er hier vertrödelte! Er schalt sich und bereute seinen Ausflug. Er mußte sofort nach Hause, an die Arbeit. Noch einmal umfing er den schönen, stillen Raum mit den Blicken, dann ging er. Er kam wieder aufs Feld und an dem Dorfe vorbei, auf die Landstraße. Vor ihm lag die graue, scheinbar endlose Stadt. Da er sie betrachtete, war ihm, als ob seine ganze Arbeitsfreude wieder verschwände. Aber er schritt rüstig zu. Ein paar stuckernde Bauernwagen fuhren an ihm vorüber. Er beneidete die Insassen, die dem Licht entgegenfuhren. Jetzt kamen die ersten Gebäude. Nun war er wieder mitten in dem Gelärm und Gehast.

•

Er sprang auf eine Pferdebahn und trat in den Wagen. Da erschrak er: ihm schräg gegenüber saß eine alte Dame und neben ihr das Mädchen. Sie trug wieder das graue Kleid, auch den Schleier. Als er sie ansah, fühlte er, wie ihre Lippen sich aufeinanderpreßten.

Er starrte unablässig zu ihr hinüber. Sie war noch sehr jung, achtzehn etwa. Das ganze Ding in drängender Entwicklung, ein Versprechen, aber ein wundervolles, süßes. Gerade wie die Welt vor den Toren, in der er sich eben gebadet hatte.

Wenn ihre Blicke sich trafen, war es jedem von ihnen, als ob in ihrem Innern etwas stocke. Als die Pferdebahn hielt, erhob sich die alte Dame und schritt hinaus. Das Mädchen, jedenfalls ihre Gesellschafterin, folgte ihr. Auch der Maler stand auf, um den Wagen zu verlassen. Zwischen der Tür raunte er ihr zu:

„Seien Sie heute abend um acht vor meinem Hause."

Dann sprang er ihr nach und blieb vor einem Schaufenster stehen. Als die beiden Frauen ein Stück entfernt waren, folgte er ihnen langsam, beglückt, voll lachender Träume, während sein Auge die junge königliche Gestalt vor sich mit Entzücken verschlang.

•

Zu Hause machte er sich sofort an das Bild. War seine Lust beim Eintritt in die Stadt fast schon wieder gewichen, so hatte sie ihm die Begegnung mit dem Mädchen von neuem zurückgegeben. Er korrigierte fast gar nichts. Es wurde ihm spielend leicht.

Erst gegen Abend, als das Licht nachließ, legte er die Palette beiseite. Er fühlte sich sehr ermattet. Da er das Mittagessen versäumt hatte, ging er hinunter in irgendein Restaurant und ließ sich etwas Warmes geben. Dann suchte er einen Freund auf, plauderte mit ihm und sah voll Unruhe fortwährend nach der Uhr. Endlich verabschiedete er sich. Er lief noch schnell durch einige Straßen und stand ein Viertel vor acht in größter Erregung auf dem Platz vor seiner Wohnung.

Auch die letzte Viertelstunde verstrich. Es schlug acht Uhr von den Türmen.

•

Sie war pünktlich. Trotzdem überraschte es ihn, als er sie kommen sah. Wieder schien beiden, sobald sie sich anblickten, als ob in ihnen etwas stillstände. Als sie sich die Hände gaben, behielten sie sie eine Weile ineinander, ohne es zu wollen, wie unter einem Zwang. Dann gingen sie nebeneinander langsam fort, einem öffentlichen Park zu.

Es war ihnen gequält zu Sinne. Sie fingen an, von den alltäglichsten Dingen zu sprechen, und blieben schließlich dabei; sie wagten nicht, auf sich selbst und ihre Gefühle zu kommen. Sie mühten sich ab, das Gespräch aufrechtzuerhalten; es war sehr schwer. Bald sehnten sie sich beide, dem verfehlten Beginnen ein möglichst schnelles Ende zu machen. Dabei aber spürten sie, daß sie im Grunde ganz nahe verwandt waren, daß der eine dem anderen die größten Wonnen bescheren könne.

So aber war es eine Qual.

Nachdem sie eine Weile in schmerzender Stimmung gegangen waren, bat sie, umzukehren, da man sie zu Hause vermissen würde. Auf dem Platz vor seiner Wohnung gab sie ihm zu verstehen, daß er sie verlassen möge, damit sie nicht von den Leuten der Gegend, in der sie wohnte, zusammen gesehen würden.

Nun dachte er plötzlich an die Öde, die eintreten mußte, wenn sie gegangen sein würde. Sein Verhalten erschien ihm auf einmal in dem richtigen Licht, läppisch, kinderhaft. Wie konnte er von ihr verlangen, daß sie sich ihm offenbare, wenn er sich selbst wie ein Tölpel benahm! Im letzten Augenblick fragte er noch, wann sie sich wieder treffen könnten.

Ihre Augen sahen teilnahmlos an ihm vorbei.

„Morgen um die gleiche Zeit", sagte sie.

Dann reichten sie sich wieder die Hände. Diesmal wand sie die ihrige schnell aus seiner los, als täte es ihr weh, wenn er sie länger behielte.

Darauf gingen sie nach Hause. Jeder mit schalem Herzen, verdrossen über sich selbst und über den andern.

Am folgenden Tage war es ihm unmöglich, einen Pinsel anzurühren. Er war abgespannt, denn er hatte die Nacht fast nicht geschlafen. Der bleierne Himmel, der sich über die Welt gespannt hatte, machte ihn müde und traurig. Der Gang mit dem Mädchen erschien ihm jetzt wie ein Traumbild der verflossenen Nacht. Er konnte sich kaum erklären, daß er sich so benommen habe, wie er es wirklich getan hatte, und doch fühlte er, daß es genau wieder so kommen würde, wenn sie von neuem zusammen wären.

Aber bei dem Gedanken sprang er auf.

Nein, war er denn ein Schulbube? War er feige?

Heute abend sollte es anders werden!

Heute abend... Oh, wenn es doch erst wieder Abend wäre!

Die Stunden schlichen. Er wurde immer ungeduldiger. Hundertmal trat er vor das Bild hin, um anzufangen, hundertmal gab er es wieder auf. In den ersten Nachmittagstunden kam der Postbote und brachte ihm ein kleines Kuvert mit unbekannter Handschrift. Er setzte sich auf den Diwan und öffnete es. Auf dem Kärtchen stand: „Kommen Sie nicht heute abend. Wir gehören nicht zusammen. Um mit Lügen anzufangen, sind wir doch beide zu ehrlich."

Er legte das kleine Schreiben neben sich. Es war, als ob es ihm eine große Stille brächte. Er stand langsam auf, ergriff den Hut und ging mit festen Schritten zur Tür. Da wandte er sich noch einmal um und sah das Bild an.

Er kam zurück, nahm es mit leisem Kopfschütteln, das wie stumme Verzweiflung war, von dem Gestell und lehnte es zu den anderen unvollendeten an die Wand.

Hierauf ging er hinab und ohne Ziel durch irgendwelche Straßen. Er kam in das Quartier der Eleganz. Die Häuser hatten hier breite Vorgärten. Vor einem blieb er erstaunt stehen. Er sah mit großen, scheuen Augen durch das Eisengitter auf einen leuchtenden Fleck. Es war eine lila Krokusblüte, die dort am Rande eines Beetes stand.

Es fröstelte ihn. Er war tief erschrocken.

Ah, es gibt schon Blüten! dachte er.

Und dann mit großem Zagen:

O wehe, wehe, nun ist die gute Zeit vorbei!

Seine Augen wurden trübe. Er schlich weiter durch die Menschen hin, aber er hörte und sah sie nicht.

Ich besuche einen Ringkampf.

VON CARL MARILAUN.

Der Mensch schätzt, was er nicht hat.

Ich wiege einhundertzehn Pfund, wobei Uhrarmband, Kragenknöpfe und ein gut gefütterter Ulster selbstredend mitgerechnet sind. Die Feen, die seinerzeit an meiner Wiege erschienen, sollen von ätherischer Konstitution gewesen sein. Ich bin ihnen nachgeraten.

Infolgedessen habe ich eine Schwäche, nämlich für Kraft und Schönheit. Ich schwärme für starke Männer, denen unternormal gebaute Lebewesen wie ich eigentlich aus dem Wege gehen sollten.

Meistens tue ich dies auch. Meine ärgsten Feinde können nicht behaupten, daß ich im Verkehr mit Leuten, die schwerer als ich sind, durch Überheblichkeit unliebsam aufzufallen pflege.

Dies vorausgeschickt, wird man die Befangenheit zu würdigen wissen, mit der ich mir unlängst ein Billett zu einer Ringkampfmeisterschaft besorgte.

Es scheint eine Eigentümlichkeit von Ringkampfveranstaltungen zu sein, daß sogar die Leute, die bloß zuschauen, nicht gern unter zweihundert Pfund wiegen. Die Männerschönheit begann schon bei der Billettkasse. Und zwar offenbarte sie sich hier nicht in schwellenden Eintänzertaillen. Sondern man sah den schönen Männern, in deren Kreis ich wie ein zurückgebliebenes Veilchen blühte, unschwer an, daß sie in die Welt gesetzt wurden, um zum Wohle der Menschheit halbe Mastochsen und ganze Konzertflügel zu transportieren.

Als mein Vordermann, ein halbes Meter über mir seinen schönen kastanienbraunen Schnurrbart um die Riesenfinger wickelnd, mit gewinnendem Lächeln zu mir sagte: „Na, entschuldigen Sie vielmals, Kleener, nu hätt' ich Sie bald zatreten; aber deswegen werd'n wa nich miteinander raufen", stimmte ich ihm lebhaft zu. Nein, raufend möchte ich hier mit niemandem werden. Auch wenn er mir soeben mit einhundertneunzig Pfund Lebendgewicht neue Lackschuhe nebst bisher gut erhalten gewesenen Hühneraugen abgetreten hat.

Überhaupt, man glaubt nicht, wie friedlich und verträglich der Mensch sein kann, wenn die Nachbarn um hundert Pfund schwerer sind.

•

Nachdem ich solchermaßen einen vorbereitenden Eindruck von der Leibesbeschaffenheit sowie Leistungsfähigkeit wahrhaft schöner Männer erhalten hatte, blies das Orchester im Kampfring unten einen Tusch.

Er galt nicht mir. Ich wirke nicht mit, wenn sich starke Männer kühn begegnen. In erderschütterndem Gleichschritt betraten, mit nicht viel mehr angetan, als was ihnen die Natur an umfangreichen Mannesreizen verliehen hat, die Schwergewichtsmeister und die Leichtgewichtler die Arena. Ich weiß nicht, ob eine Ringkampfarena eine Gänsehaut bekommen kann. Ich bekam sie auf jeden Fall.

Und ich hatte auch alle Ursache dazu. Denn nach dem ersten Herkules, dessen nemäischer Löwe ich unter gar keinen Umständen sein möchte, kamen noch siebenundzwanzig. In zwei Riegen marschierten sie. Nur gut, daß auf dieser Arena kein Gras wuchs. Denn wo solche Schuhnummern hintreten, braucht niemand mehr Dampfwalzen anzuschaffen.

Und im Orchester brach donnernd ein Marsch los, den ich nicht kenne, nie gehört habe. Jede Note ein Zehnpfundgewicht. Wenn man glaubt, daß das Publikum von Ringmeisterschaften von wenig hervorragender Musikalität ist, so beruht dies auf einem Irrtum. Sachverständigkeit in Leibesübungen schließt Musikliebe nicht aus. Von zweihundert Pfund aufwärts macht man sich zwar aus dem Wiegenlied von Mozart nicht sehr viel. Aber unser Dirigent hatte noch nicht die ersten Zehnpfund-Hantel aus der Partitur gestemmt, als die Muskelsachverständigen auf der Galerie entzückt mitzupfeifen begannen.

Denn dieses war, was nur ich mit meinen hundertzehn Pfund einschließlich Ulster nicht wußte, der Gladiatorenmarsch! Von Beethoven ist er nicht, aber von einem vergleichsweise nicht minder Begnadeten namens Fučik, dem ein Gott zu sagen gab, was in den Brüsten von Schwergewichtsmeistern schlummert.

•

Was im weiteren Verlauf des Abends an musikalischen Genüssen offeriert wurde, lehnten wir als störendes Geräusch ab. Man muß das begreifen. Wenn sich Riesen kühn begegnen, beziehungsweise um die Erde hauen, ist das nicht der geeignete Anlaß für symphonische Darbietungen.

Zuerst, über Namensaufruf, stellten sich die Konkurrenten dem geehrten Publikum vor.

Nicht nur in aller Form wie geborene Gentlemen, sondern in hervorragend guter Form. Die Athleten lächelten freundlich, sie hatten nichts zu Hause vergessen. Sie wiesen Fäuste vor, deren freundschaftlichem Druck ich mich nur im Falle alleräußersten und nicht mehr reparierbaren Lebensüberdrusses ausliefern möchte. Und da nicht ohne vorhergegangene Narkose.

Überall, an den unpassendsten Stellen, wo andere Leute höchstens Sommersprossen haben, besaßen sie Muskeln in sehenswerter Ausführung und ließen sie gleich probeweise klavierspielen: auf der Magengrube, auf der kleinen Zehe und auf dem Adamsapfel. Brustkasten wurden vorgezeigt, deren raumfordernde Wölbungen ihren Besitzern schwere Sorgen bereiten müßten, wenn sich eines Tages die Notwendigkeit herausstellen sollte, sie in einem normalgebauten Einfamilienhaus unterzubringen.

Und was die Bäuche anlangt — denn nicht nur Körperkräfte, sondern auch Riesengewichte rangen heute um den Lorbeer — so schätze ich mich glücklich, keinen Schwergewichtsmeister ernähren zu müssen. Die Oberschenkel standen zu ihnen in harmonischem Verhältnis. Oberschenkel können, ohne dem Besitzer Ungelegenheiten zu bereiten, nicht einzeln gewogen werden. Aber aus der Fleischmasse, die der Schöpfer hier für ein verschwenderisch ausgestattetes Säulenpaar verbraucht hatte, könnte ein Zuschneider, wenn er es sich gut einteilt, ein ganzes auf moderne Linie gearbeitetes Damenballett für die Revue zuschneiden.

Richtig, einen Kopf haben Ringkämpfer auch. Er begegnete keinem wesentlichen Interesse. Köpfe haben die meisten Leute. Aber als der führende unserer Athleten den Bizeps seiner beiden Vorderarme vorwies und sich scherzhaft einen donnernden Klaps auf die Schenkel gab, verstand ich sofort, daß man bloß mit Kopf nur den „Faust" oder die „Missa solemnis" schreiben kann.

Immer vorausgesetzt, daß von den Bewerbern um eine Ringkampfmeisterschaft keiner etwas dagegen hat...

Aber Riesen sind von Natur aus gutmütig. Sämtliche großen Männer der Weltgeschichte können ihnen gestohlen werden, wenn es nicht starke Männer sind, denen man durch kunstgerechtes Herausfädeln der Gedärme den Gusto auf eine Weltmeisterschaft austreiben muß.

•

Aber ich beginne bereits, hier mit ringsportlichen Ausdrücken um mich zu werfen, die mir nicht an der Wiege gesungen wurden.

Kraft und Schönheit scheinen eben anzustecken. Nach einer Viertelstunde Zuschauens fühlte ich mich bereits hinreichend trainiert, um es sofort, zwar nicht mit sämtlichen Schwergewichtsmeistern, aber immerhin mit einem Fünfpfund-Hantel aufzunehmen.

Ich sah, wie man einen Gegner durch Einhängen in die Rippen um die Erde massiert. Und daß auch starke Männer nicht davor bewahrt bleiben, von einem noch stärkeren auf beide Schultern gelegt zu werden. Ich erblaßte bis in die Magengrube, als ich die Riesengewichtler antreten sah, denen ich bei aller Zuvorkommenheit, die starken Männern gegenüber am Platze ist, nicht gern bei mir zu Hause einen Sessel anbieten möchte. Jeder einzelne wog nämlich, vorsichtig geschätzt, dreihundert Pfund.

Ihr Kampf war hochinteressant. Nicht alle Tage sieht man Bäuche aufeinanderstürzen, deren Besitzer wahrscheinlich noch nie im Leben ihre zehn Zehen gesehen haben. Sie kämpften wie zwei scheu gewordene städtische Schotterwalzen. Die irdische Macht existiert nicht, die mich zu bewegen vermocht hätte, hier Verdienste als Friedensstifter anzustreben und bei dieser Gelegenheit zu Kompott verarbeitet zu werden.

Schließlich wurde einer besiegt. Bei Ringkämpfern ist das immer so, und leider beeilte ich mich — Gemeinheit ist des Menschen Amme — dem Sieger gut sichtbar und hörbar Beifall zu spenden. „Hoch, Emil!" schrie ich, denn so hieß der Dreihundertpfünder, der den andern Dreihundertpfünder mit dem viel weniger hübschen Namen Fritz zuerst auf die linke und dann auf die rechte Backe gelegt hatte.

Ich hätte nicht schreien sollen. Denn in diesem Augenblick sprach mein Sitznachbar, ein halbes Meter über mir seinen schönen kastanienbraunen Schnurrbart um einen Riesenfinger wickelnd: „Wat Se nur imma mit Ihrem Emil haben, möcht' ich wissen?"

Der Mann, so viel sah ich sofort, wenn auch zu spät, war kontra Emil für Fritzen. Er lud mich dringend ein, behufs Dämpfung meiner laienhaften Begeisterung mit ihm sofort auf den Korridor hinauszugehen.

Nun liebe ich es nicht sehr, mit Leuten, die ein halbes Meter größer sind als ich, in Meinungsverschiedenheiten zu geraten. Noch weniger gern aber gehe ich mit ihnen auf einen Korridor hinaus, in dem Hilferufe möglicherweise ungehört verhallen könnten.

Ich versuchte, dies meinem Sitznachbar auseinanderzusetzen. Und zwar mit einer Höflichkeit, die man bei Ringkampfkonkurrenzen noch selten beobachtet haben dürfte. Es scheint, daß ich damit auch verhältnismäßig Erfolg hatte. Denn mein Nachbar massierte mich bloß mit den Augen, obwohl er zu diesem Behufe geradezu sehenswerte und ungewöhnlich leistungsfähige Fäuste zur Verfügung gehabt hätte.

Und er setzte mir unter Anwendung von fachtechnischen Ausdrücken, die ich hier nicht wiederzugeben bereit bin, auseinander, daß der unterlegene Fritz dort unten immer noch genug letzte Kräfte haben dürfte, um mir mit seinem linken kleinen Finger einen noch nie gesehenen Garaus zu machen. Wenn ich dies nicht glaube, brauche ich nur noch ein Sterbenswörtchen zu sagen, beziehungsweise mit den Augenbrauen zu wackeln, und mein Sitznachbar erbietet sich gratis, mich über den Ballon in Fritzens Arme zu starten!

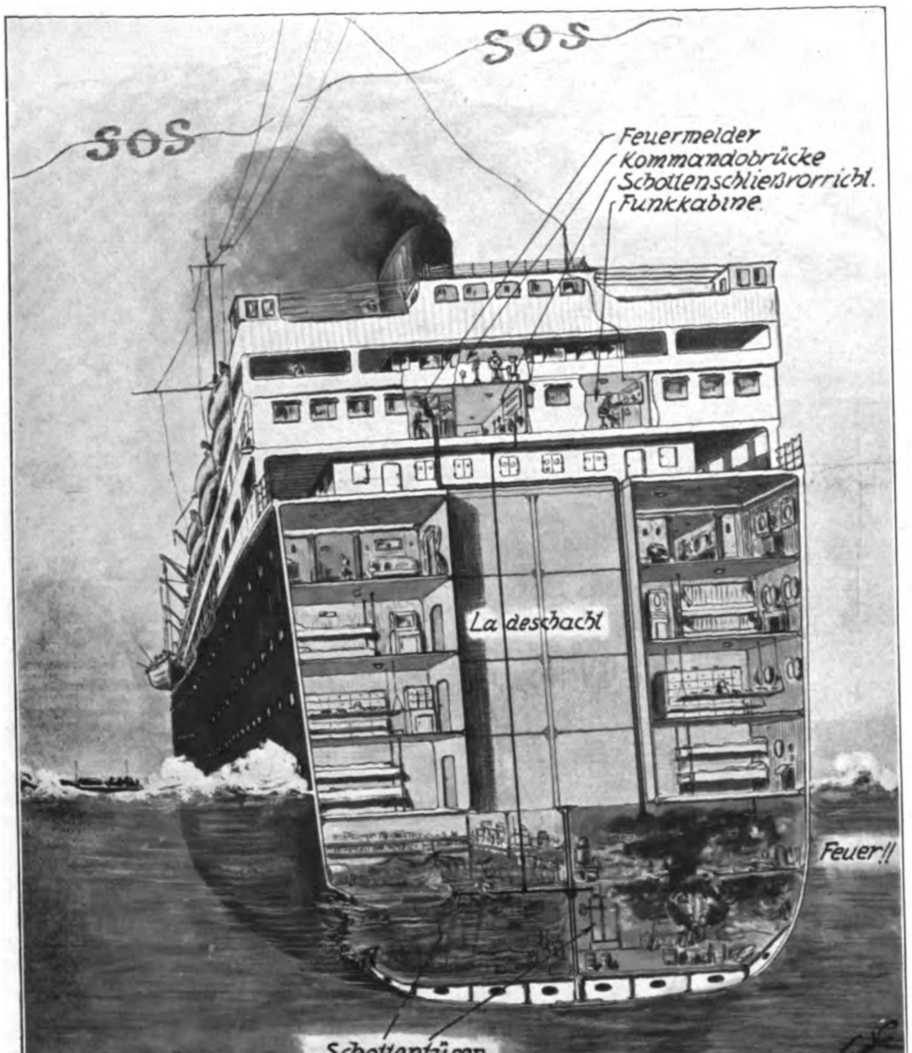
Ich habe beschlossen, Ringkampfkonkurrenzen in Hinkunft zu meiden.



Winterabend im Engadin (Motiv bei Klosters). Aquarell von Wolf Röhricht.

Schiff in Not!

Maßnahmen zur Sicherung auf See



1. Wasser und Feuer im Laderaum. Dieser ist durch Schottentüren von den übrigen Schiffsräumen abgeschlossen.

Wasser im Schiff", „Feuer an Bord" sind seit alters Gefahren der Seefahrt, denen alljährlich zahlreiche Menschenleben und viel kostbares Gut zum Opfer fallen. Diese Gefahren zu bannen und den Seefahrer vor Feuers- und Wassersnot zu schützen, ist eine der vornehmlichsten Pflichten der Technik.

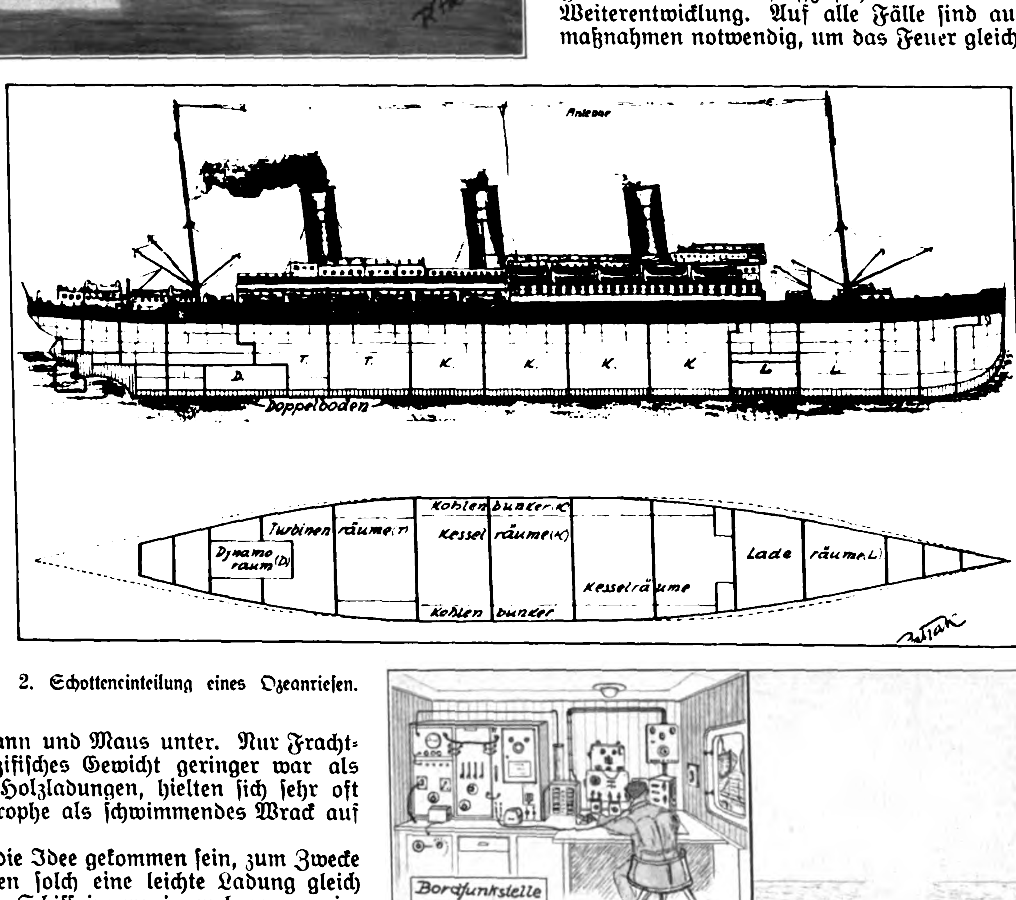
Gleich alt wie die Schiffahrt ist das Streben nach Erfindung des „unversinkbaren Schiffes". Der Lösung dieser Aufgabe konnte stets nur das gleiche Prinzip zugrunde liegen: Das Gewicht des vom Fahrzeug verdrängten Wassers mußte immer größer bleiben als das Gesamtgewicht des Schiffes. Die in vorigen Jahrhunderten von den seefahrenden Völkern verwendeten Holzschiffe waren bei schweren Havarien stets verloren und gingen meist mit Mann und Maus unter. Nur Frachtschiffe mit Ladungen, deren spezifisches Gewicht geringer war als das des Wassers, also z. B. mit Holzladungen, hielten sich sehr oft noch monatelang nach der Katastrophe als schwimmendes Wrack auf dem Meere.

Die Chinesen sollen zuerst auf die Idee gekommen sein, zum Zwecke der Unversinkbarkeit ihren Schiffen solch eine leichte Ladung gleich mitzugeben. Sie unterteilten das Schiffsinnere in mehrere voneinandergetrennte Räume, wodurch beim Vollaufen einer Abteilung der Luftinhalt der übrigen (als unversinkbare Ladung) erhalten blieb. Dieser Bauart lag die gleiche Idee zugrunde, nach der heute unsere Schiffe mit Schottenräumen versehen werden. Das in Abbildung 2 wiedergegebene Schema zeigt in einer Schnittzeichnung eines deutschen Ozeanriesen der Hamburg-Amerika-Linie eine moderne Schotteneinteilung. Infolge eines Zusammenstoßes ist eine vordere Schottenabteilung (Laderaum) vollgelaufen; zwei, ja sogar drei bis vier solcher Abteilungen voll Wasser hätten das Schiff noch schwimmfähig gelassen. Ohne Schotten jedoch wäre das Schiff in kurzer Zeit vollgelaufen und gesunken. Die bloße Anordnung von Schottenwänden in Schiffen genügt allerdings noch nicht. Es muß auch die Möglichkeit gegeben sein, im Gefahrfall sämtliche Türen dieser Schottenwände, die zur ungehinderten Verbindung aller Schiffsräume notwendig sind, in kürzester Zeit zu schließen. Die Betätigung der Schottentüren erfolgt auf hydraulischem Wege durch den Hauptumsteuerhahn auf der Kommandobrücke (Abbild. 7). Das gleichzeitige Schließen sämtlicher Schottentüren eines großen Schiffes erfordert einen beträchtlichen Kraftaufwand. Um die Schottenanlage auch nach Ausfall der Hauptkraftanlage des Schiffes noch gebrauchsfähig zu erhalten, dient für die Bedienung der Anlage als Kraftquelle ein von allen sonstigen Maschinen unabhängiger Tank, der zum Betreiben der Schottenanlage Druckwasser von 30 Atmosphären liefert. Vom Tank aus führt eine Druckrohrleitung zum Hauptumsteuerhahn und von da ab zu allen Schottentüren des Schiffes. Oberhalb der Schottentür (Abbild. 5) befindet sich ein Zylinder, in den beim Kommando „Schotten schließen" durch Betätigung des Haupthahnes Druckwasser eintritt. Im selben Augenblick bewegt sich auch der mit der Tür verbundene Zylinderkolben und schließt die Tür und damit den Schottenraum dicht ab. In der Gefahrenzone (Fahrten im Nebel, Kriegsschiff im Gefecht) muß das Schiff oft lange Zeit hindurch mit geschlossenen Schottentüren fahren. Um in diesen Fällen den Verkehr im Schiffe nicht zu behindern, ist bei jeder Tür die Möglichkeit geschaffen, durch Betätigung eines Hebels die Tür einzeln zu öffnen. Die Tür schließt automatisch wieder, wenn der Hebel losgelassen wird (Abbild. 5).

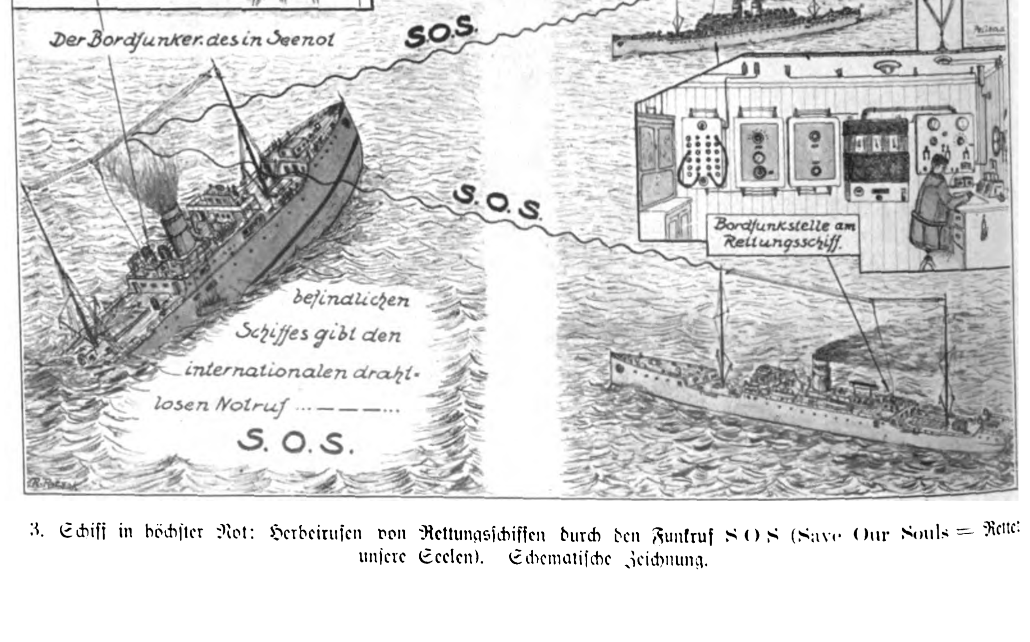
Zur Kontrolle der ganzen Anlage befindet sich auf der Kommandobrücke oberhalb des Hauptumsteuerhahns (Abbild. 7) die sog. Schottentafel, auf der jede Schottentür mittels eines eigenen Lämpchens gekennzeichnet ist, das aufleuchtet, sobald die Tür geschlossen ist. Es sind weitgehende Vorkehrungen dafür getroffen, daß ein Öffnen und Schließen der Schottentüren jederzeit sicher vorgenommen werden kann. Sind die hydraulischen Hauptanlagen, Tank oder Leitungen, beschädigt, so können bei größeren Schiffen bestimmte Türengruppen (bis zu 10 Türen) von „Notstationen für Handbetrieb" („Handhydraulik") betätigt werden. Versagen diese auch, so fallen die vertikalen Türen nach Herausreißen der Antriebskuppelung durch ihre Schwere von selbst zu, die horizontalen Schottentüren lassen sich mittels Handantrieb in kürzester Zeit schließen. Die modernen Schotteneinrichtungen bieten den heutigen Schiffen eine ganz ausgezeichnete Sicherheit gegen Wassersgefahr und Untergang.

Das zweite dem Seefahrer feindliche und von diesem fast mehr als das Wasser gefürchtete Element ist das Feuer. Brach in früherer Zeit auf einem der alten Holzschiffe ein größerer Brand aus, und kreuzte nicht zufällig ein anderes Schiff die Unglücksstelle, so war meist Schiff samt Menschen und Ladung dem Untergang geweiht. Auch bei unseren modernen Stahlschiffen kann ein Brand gefährliche Dimensionen annehmen, besonders wenn leichtentzündliche Waren in den Laderäumen lagern. Das beste Mittel ist bei Bränden von nicht wertvoller Ladung oft das „Fluten" (Unterwassersetzen) des bedrohten Raumes (z. B. Kartuschenbrand in Panzertürmen) oder das Niederkämpfen des Brandherdes durch Einleiten von Kohlensäuregas; dieses Stickgas sperrt der Flamme die Sauerstoffzufuhr ab und nimmt ihr so jede Möglichkeit einer Weiterentwicklung. Auf alle Fälle sind auf Schiff weitgehende Vorbeugungsmaßnahmen notwendig, um das Feuer gleich im Entstehen bekämpfen zu können. Große Schiffe, wie „Imperator", „Vaterland" und andere, besitzen außer einer eigenen Feuerwachmannschaft ein weitverzweigtes Netz von selbsttätigen Feuermeldeanlagen und automatischen Feuerlöscheinrichtungen.

Unser Schnittbild (Abbild. 1) zeigt ein schwer havariertes Schiff, auf dem nach einer Kollision mit einem auf der Karte nicht vermerkten Unterwasserriff noch außerdem ein Brand ausbricht. „Der Wachoffizier hat sofort nach dem Auflaufen, das sich in einer starken Erschütterung und einem darauffolgenden Abstoppen des Schiffes bemerkbar machte, die Schottentüren geschlossen (Abbild. 1). Gleichzeitig brach infolge einer Explosion im vorderen Laderaum der bereits erwähnte Brand aus. Bevor noch durch das Bordtelephon der Ruf der Feuerwache ‚Schwerer Brand im



2. Schotteneinteilung eines Ozeanriesen.



3. Schiff in höchster Not: Herbeirufen von Rettungsschiffen durch den Funkruf S O S (Save Our Souls = Rette unsere Seelen). Schematische Zeichnung.



Probealarm auf einem englischen Passagierschiff. Auf Grund eigenen Erlebnisses für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Prof. Franz Kienmayer.

Da bei Schiffsunfällen die meisten Passagiere durch ihre Kopflosigkeit nur zu oft die Rettungsmaßnahmen der Besatzung erschweren (vgl. die packende Schilderung einer Schiffskatastrophe in der dieswöchigen und den nächsten Fortsetzungen unseres Romans „Passagiere"), sind auf englischen Schiffen Probealarme eingeführt, bei denen jeder Passagier mit all dem vertraut gemacht wird, was er im Notfalle auszuführen hat: Schwimmgürtel anlegen, sich an das ihm bestimmte Rettungsboot stellen usw. Lustig geht es oft bei diesem Probealarm zu, und viele denken wohl nicht so recht an den ernsten Sinn der Übung. Bei manchen bildet es aber doch den Grund zur Beunruhigung, immer wieder daran erinnert zu werden, daß sie auf „schwankem Boden" stehen. Darum wird auch auf deutschen Schiffen eine solche Probeübung unterlassen. Ihre Passagiere können die Beruhigung haben, daß die Mannschaften für alle Fälle von Schiffsnot in strenger Schulung sachgemäß ausgebildet sind und durch vorbildliche Besonnenheit jeder Überstürzung vorbeugen.



4. Motor-Rettungsboot mit Funkanlage auf einem deutschen Dampfer.

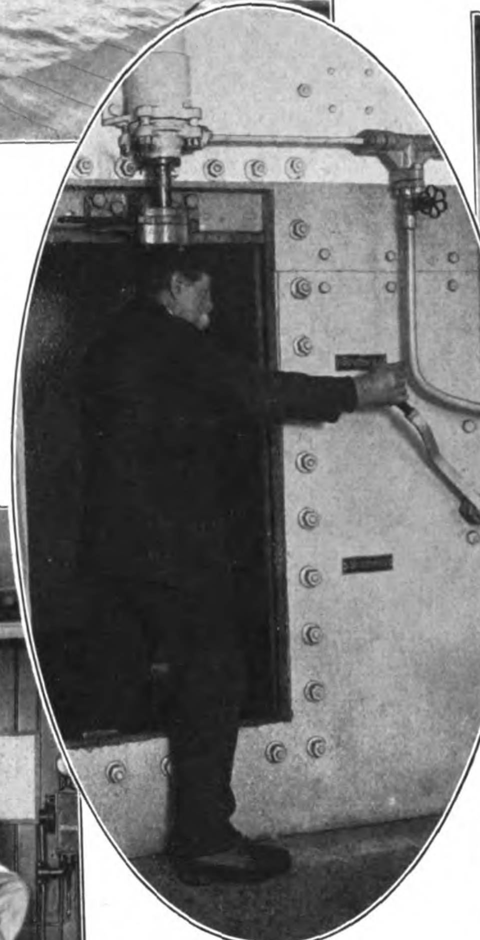
Backbordladeraum 3, ertönte, hatte bereits der eine der selbsttätigen Feuermelder dieses Raumes, der von der Explosion verschont blieb, eine Feuer- und Gefahrenmeldung an die Feuermeldetafel auf der Kommandobrücke (Abbild. 6 und 7) weitergegeben. Eine eigene Feuerlöschkolonne trat sofort mit Rauchhelmen und modernen Feuerlöschapparaten (bei schwer löschbaren Bränden von Benzin und Öl mit Schaumlöschapparaten) dem Brande entgegen und konnte noch rechtzeitig die Gefahr bannen."

Ein großer Teil der Schiffsräume ist auch mit selbsttätigen Brausen, sogenannten „Sprinklerbrausen", ausgerüstet, die beim Überschreiten einer gewissen Temperatur den Raum beregnen und unter Wasser setzen. Für Laderäume mit wertvollem Gut, das durch Wasser beschädigt wird, sowie für solche Räume, die von Menschen selten betreten werden und schwer zugänglich sind, wurde eine besonders sinnreiche Feuerlöschvorrichtung erfunden. Von diesen Räumen (zur einfacheren Darstellung auf der Schnittzeichnung der Abbildung 1 wieder der obengenannte Backbordladeraum) gehen Rohrleitungen bis zu einem Sammelkasten (Abbild. 6) auf der Kommandobrücke. Der sich in diesen Räumen entwickelnde Rauch sucht seinen Abzug in der genannten (auf dem Schnittbild sichtbaren) Rohrleitung und erfüllt nach und nach den oberen Teil des abgebildeten Sammelkastens. In dieses Rohr wird nun Kohlensäure oder ein anderes Stickgas geblasen, das den Flammen in kürzester Zeit jede weitere Entwicklungsmöglichkeit nimmt.



7. Hydraulisch betätigter Hauptumsteuerhahn zum Schließen der Schottentüren und Schottentafel auf der Kommandobrücke eines Dampfers der Albert-Ballin-Klasse. Die Schottentafel zeigt an, welche Schottentüren geöffnet oder geschlossen sind.

Ist aber das Feuer schon zu weit fortgeschritten, so daß man auch mit den besten Feuerlöschapparaten des Feuers nicht mehr Herr werden kann, oder ist die Kollision so heftig gewesen und die Schiffswand trotz Doppelboden (Abbild. 2) so stark aufgerissen, daß eine große Anzahl von Schottenräumen volläuft, dann bleibt den Passagieren und Seeleuten der letzte Ausweg im Besteigen der Rettungsboote. Unterdessen schickt der Telegraphist von seiner Funkstation (Abbild. 3) aus ununterbrochen das internationale Rettungssignal SOS mit gleichzeitiger Bekanntgabe des derzeitigen Standpunktes in die Weite. Es ist Pflicht jedes Fahrzeugs, das diesen Hilferuf vernimmt, seinen Kurs sofort auf das bedrohte Schiff zu richten und mit Volldampf zur Hilfeleistung herbeizueilen. Auf dem sinkenden Schiff werden inzwischen die Rettungsboote ausgeschwungen, zuerst mit Frauen und Kindern, dann mit den männlichen Passagieren beladen und zu Wasser gelassen (Abbild. 8). Hat das Schiff infolge des Lecks eine stärkere Schlagseite, so lassen sich die Boote auf der andern Seite infolge der schrägstehenden Schiffswand nur mit großer Schwierigkeit fieren (zu Wasser lassen). Um das Einbooten auch in solchen Fällen leicht bewerkstelligen zu können, sind auf den modernen Schiffen die Rettungsboote auf besonderen kleinen Auslegekranen (Welin-Davits) aufgehängt, die die Rettungsboote weit über die Schiffswand hinausschwenken können, um auch bei Schlagseite ein leichtes Fieren zu ermöglichen (Abbild. 8). Bei der Schiffskatastrophe der „Titanic", die auf einen Eisberg auffuhr und nach zwei Stunden in die Tiefen des Ozeans sank, fand fast die Hälfte der Schiffsinsassen den Ertrinkungstod, da zu wenig Rettungsboote vorhanden waren. Auf Grund dieser





Im Oval: 5. Wenn einmal die Schotten verschlossen sind: Durchgang von Schotte zu Schotte nach gehobener Schottentür. Rechts der Betätigungshebel, Mitte oben der Druckzylinder. Die Tür fällt nach Loslassen des Hebels von selbst wieder herab.

Rechts: 6. Feuermeldetafel (oben Mitte) und Riche-Feuerlöscheinrichtung (Sammelkasten Ecke links) auf der „Deutschland".

traurigen Erfahrung wurden deshalb Abmachungen getroffen, nach denen mindestens für jeden Menschen an Bord ein Platz im Rettungsboot sein muß. Die großen Dampfer führen außer den mit Rudern zu treibenden Rettungsbooten auch Motorpinassen mit, die neuestens sogar, wie unsere Abbildung 4 zeigt, mit einer Funkanlage versehen sind. Diese Motor-Rettungspinassen nehmen eine Anzahl von Rettungsbooten ins Schlepptau und dirigieren durch ihre Funkanlage die zur Rettung herbeieilenden Schiffe an die Unfallstelle heran. Glücklicherweise sind die Fälle selten, in denen der SOS-Ruf ungehört auf hoher See verhallt; meist werden die in den Rettungsbooten aufgenommenen Schiffbrüchigen bereits nach kurzer Zeit von einem der herbeigeeilten Rettungsschiffe in Sicherheit gebracht.

Ing. Dr. Günther Bandat.



8. Übung der Mannschaften auf einem deutschen Dampfer: Ausschwenken der an Kranen (Davits) hangenden Rettungsboote.

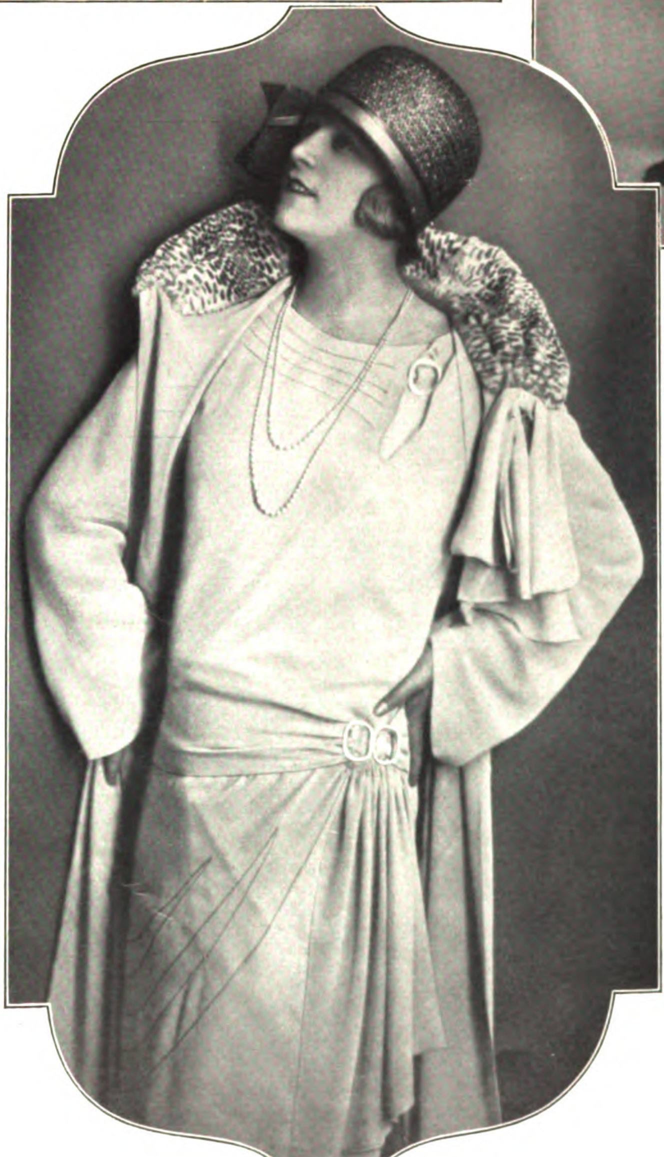
Frühjahrs-Allerlei.











Links oben:
Zum blonden Etonkopf stimmt vorzüglich die Wiener Bluse mit Umlegekragen und Herrenkrawatte. Phot.: Kitty Hoffmann.

Mitte oben:
Automantel für Frühjahr und Sommer aus hellkariertem Wollstoff mit Pelzkragen und -manschetten. Modell: Goldmann & Salatsch, Wien. Phot.: Kitty Hoffmann.

Rechts oben:
Die Wiener Operettensängerin Mizzi Drexler in einem Jumperkleid aus dunkelblauem Crêpe Georgette mit seitlicher, weiß abgefütterter Pattengarnierung. Der kleine blaue Hut ist mit rotem Seidenband aufgeputzt. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien. Phot.: Ernst Förster.

Links unten:
Das elegante Nachmittagskleid, von der Schauspielerin Lony Leutholf getragen, besteht ganz aus schwarzen Crêpe-Satin-Bändern, die sich in der modernen Querverarbeitung an eine Tüllpasse anfügen. Modell: Geiringer & Co., Wien. Phot.: Ernst Förster.

Nebenstehend:
Mizzi Drexler zeigt ein gobelinblaues Crêpe-Georgette-Kleid mit seitlich gerafftem Rock. Durch Straß eingefaßte blaue Steine dienen als Gürtelschnalle und Achselverzierung. Den aus dem Stoff des Kleides gearbeiteten Mantel schmückt ein getigerter Kragen. Ein brauner Exotenstrohhut mit Lackbandgarnierung ergänzt den Anzug. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Blanche (Hut), Wien. Phot.: Ernst Förster.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

WISSEN UND LEBEN

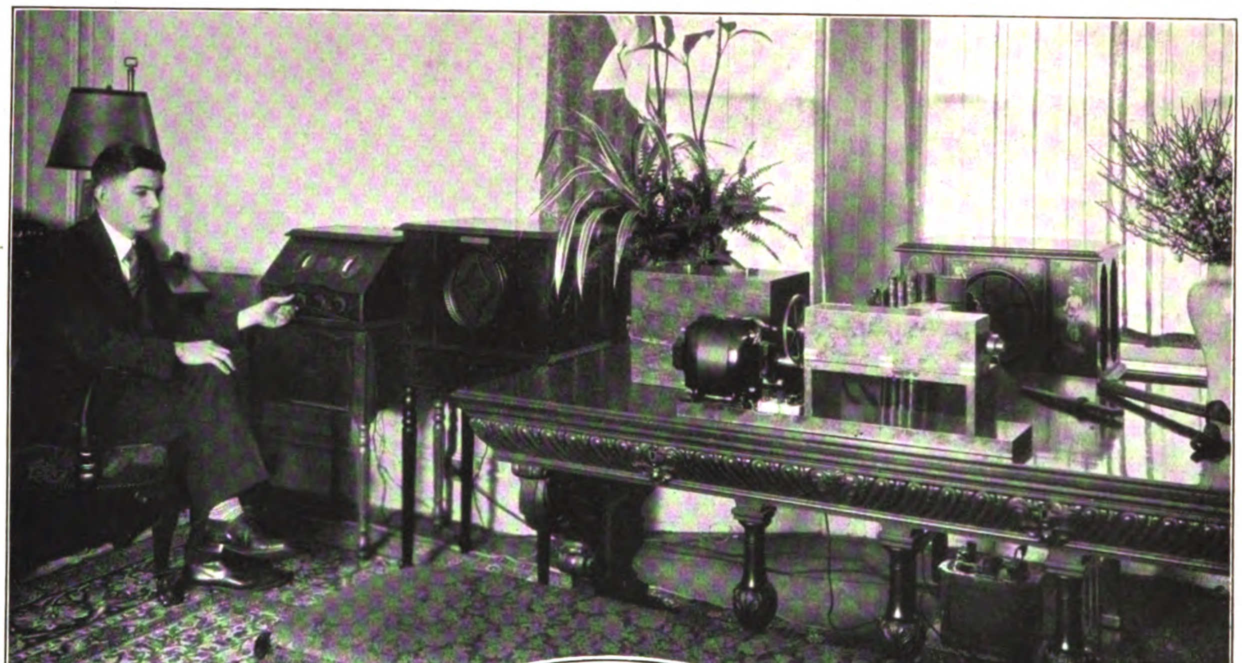
Bildertelegraphie im Hause. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) Auf dem Gebiete der Bildertelegraphie ist ein bedeutsamer Wendepunkt zu verzeichnen: In vielleicht nicht allzu ferner Zeit wird der drahtlose Bildempfänger ebenso in fast jedem Hause zu finden sein wie heute der Empfänger für den Rundfunk. Wenn die Bildertelegraphie bisher keine allgemeine Anwendung fand, so lag dies an der Größe und Kompliziertheit der Apparate. Durchgebildet ist sie schon längst. Bereits im Herbst 1923 gelang es Professor Dr. Arthur Korn in Berlin, eine Photographie drahtlos von Rom nach Bar Harbor in den Vereinigten Staaten von Amerika zu übertragen. Drei Viertelstunden, nachdem sie in Rom aufgegeben worden war, konnte das Bild gedruckt in einer amerikanischen Zeitung erscheinen. Nach diesen und ähnlichen Erfolgen hing die Zukunft des telegraphierten Bildes nur noch von der Vereinfachung der Apparatur ab. Auch hier waren Erfolge zu verzeichnen. Man telegraphiert für Rundfunkteilnehmer Wetterkarten in Form einfacher Strichzeichnungen in die Ferne. Zwischen Berlin und Wien wurde ein von der Post geschaffener bildtelegraphischer Dienst eingerichtet. Die preußischen Polizeiämter werden mit Bildtelegraphen ausgestattet, die zur Übermittlung von Steckbriefen, Fingerabdrücken usw. dienen sollen. Das eigentliche Ziel, das es zu erreichen galt, bestand aber darin, daß jedermann in seinem Heim ebenso interessante Bilder zutelegraphiert erhalten kann, wie man heute durch den Rundfunk Konzerte und Vorträge übermittelt bekommt. Man schaltet ein, und das Bild erscheint. Mit der Lösung dieser Frage hat sich vor allem auch der bekannte amerikanische Elektrotechniker Dr. E. F. W. Alexanderson beschäftigt. Versuche, die vor kurzem in Gegenwart des Bürgermeisters Walker von Neuyork, des Vorsitzenden der Ingenieurabteilung der amerikanischen Rundfunkgesellschaften, Dr. Alfred N. Goldsmiths, und anderer maßgebender Persönlichkeiten durchgeführt wurden, haben die Brauchbarkeit seines Verfahrens erwiesen. Man hat vom gewöhnlichen Rundfunksender aus Bilder in Privatwohnungen telegraphiert, die dort mit Hilfe eines aufs äußerste vereinfachten Empfängers aufgenommen wurden. Es handelte sich dabei nicht um Strichzeichnungen, sondern um Photographien. Die Übertragungen gingen in folgender Weise vor sich: Das zu telegraphierende Bild wurde um die Walze eines Bildsenders herumgelegt. Diese Walze wurde durch einen Elektromotor in Umdrehungen versetzt, wobei sie sich der Länge nach verschob. Das Bild glitt auf diese Weise in allen seinen Teilen unter einem feinen Lichtstrahl hindurch, der von ihm reflektiert wurde. Von hellen Stellen wurde er heller, von dunklen dunkler zurückgeworfen. Er änderte sich also in dem Maße, wie sich die Lichtwerte des Bildes änderten. Der Lichtstrahl fiel auf eine photoelektrische Zelle, wodurch die Schwankungen seiner Intensität in Schwankungen der Stärke elektrischer Ströme umgewandelt wurden. Die Ströme wurden verstärkt und dann auf dem Draht nach dem Sender geleitet. Hier wurden sie den elektrischen Wellen aufgelagert, die von der Antenne ausstrahlten. In den Wohnräumen nun, wo das Bild empfangen werden soll, war der vereinfachte Alexandersonsche Empfänger aufgestellt. Er war durch Drahtleitungen mit einem Rundfunkempfänger verbunden, dessen Schaltung etwas geändert worden war. Das war alles! Vor Beginn des Abtelegraphierens wurde durch Rundfunk bekanntgegeben, daß der Apparat eingestellt werden solle. Dann, nach vorgenommener Einstellung, erfolgte auf ein zweites durch einen Lautsprecher ertönendes Signal die Inbetriebsetzung. Für sie genügt ein Druck auf einen Knopf. Jetzt dauert es nur ein oder zwei Minuten, und das Bild ist fertig. Der Alexandersonsche Empfänger besteht aus einem kleinen lichtdicht verschließbaren Holzkasten, also einer Dunkelkammer, in der wiederum eine Walze liegt, die durch einen Elektromotor gedreht und der Länge nach verschoben wird. Die mit den Wellen ankommenden elektrischen Impulse wirken — und hierin besteht die wesentliche Verbesserung der Apparatur — auf eine Neonlampe, also auf ein mit Neongas gefülltes Glasgefäß. Diese Lampe ändert ihre Helligkeit sehr rasch und genau im Rhythmus der Stromimpulse. Die von ihr ausgehenden Helligkeitswerte entsprechen also denen des abtelegraphierten Bildes. Das von ihr ausstrahlende Licht wird durch Linsen zu einem feinen Strahl zusammengezogen, der das photographische Papier abtastet. Er belichtet es je nach den Helligkeitswerten des Originals bald stärker, bald schwächer. Wird das belichtete photographische Papier entwickelt, so liegt diese Kopie vor den Augen des Empfängers. Die Neonlampe macht eine Anzahl bisher verwendeter, komplizierter Einrichtungen überflüssig. Hierin liegt die Vereinfachung und gleichzeitig die Verbilligung. Der Bildempfänger wird etwa 100 Dollar, also ungefähr 420 Mark kosten, ein Preis, der seine weitere Verbreitung ermöglicht. Welche weiteren Anwendungen der Bildertelegraphie sich aus der Vereinfachung der Apparate für die breiteste Allgemeinheit noch ergeben werden, ist natürlich abzuwarten. Dr. Albert Neuburger.



Auflegen der mittels Radios zu übermittelnden Photographie auf den Zylinder des Senders.



D. Mc Farlan, auf dessen Neonlampe Dr. Alexandersons Verfahren der drahtlosen Bildübertragung in der Hauptsache beruht. Links: Photographie; rechts: Das über etwa 40 km durch Radio übersandte Bild.



Nebenstehend: Eine Radioanlage mit Empfänger für Fernphotographie (an der vorderen Kante des Tisches).



Dr. E. F. W. Alexanderson an einem geöffneten Radio-Bildempfänger. Der Zylinder ist mit photographischem Papier überzogen.

Heimempfang drahtlos übertragener Photographien.

(Hierzu der erste Beitrag auf dieser Seite.)

Zur Jubiläums-Ausstellung der Pforzheimer Kunstgewerbeschule. (Hierzu eine Bildertafel auf Seite 357.) Die staatliche Kunstgewerbeschule in Pforzheim hat vor kurzem den fünfzigsten Jahrestag ihrer Begründung festlich begangen. Zugleich wurde durch eine Ausstellung von Schülerarbeiten die historische Entwicklung dieser Unterrichtsanstalt und die besondere Eigenart ihrer heutigen Stellung veranschaulicht — eine Entwicklung, in der sich die Geschichte des Kunstempfindens im letzten Halbjahrhundert mit beispielhafter Klarheit und Gedrängtheit spiegelt, und eine Eigenart, die ihrer Trägerin eine ungewöhnliche Bedeutung für einen wichtigen Zweig der deutschen Wirt-

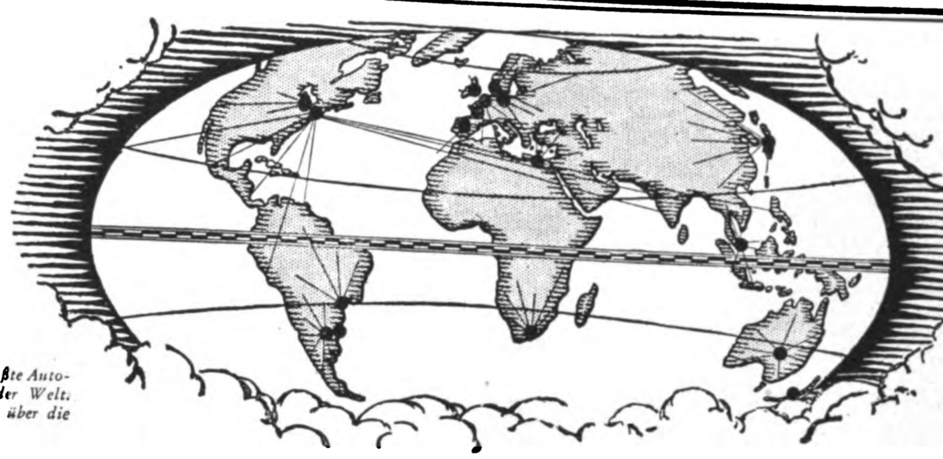
(Fortsetzung auf Seite 372.)


DIE LOCKENDE LINIE
Madge
„Seitdem ich mein Haar mit PIXAVON pflege, ist es viel leichter zu frisieren, es fällt schmiegsam und besitzt die zarte Weichheit, die man am Haar des Kindes so liebt. Wenn ich meinen Bubenkopf regelmäßig jede Woche mit Pixavon pflege, dann habe ich die Gewißheit, dem Haar zu geben, was es braucht."
PIXAVON
Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.
PIXAVON
Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Frühjahr 1928.
LINGNER-WERKE / DRESDEN

schaft und für die Lösung der damit verknüpften kulturellen Probleme verleiht. Eine
Kunst, die mit kostbaren Metallen und Steinen arbeitet, ist von Natur eher konser-
vativ als fortschrittlich. Aber die Bewahrung guter handwerklicher Traditionen
braucht nicht zu jener leeren Nachahmung vergangener Stilformen zu verleiten, von
der die rückschauende Abteilung der Ausstellung ein höchst wirkungsvolles Bild gab.
Daß hier eine gründliche Reform nötig war, ist selten zu solch schlagender Deutlichkeit
gebracht worden. Wie bei jeder großen Reform, mußte auch hier auf den ersten An-
fang, auf die tiefsten Ursprünge zurückgegriffen werden. Dieser Anfang kann jedoch
bei dieser Kunst, im Gegensatz etwa zur Baukunst, nicht die rein technische „Zweckform"
sein; es ist vielmehr der voraussetzungslose, kindhafte Urtrieb des spielenden Aus-
schmückens und Verschönerns der Zweckform, der hier zu neuer Kraft zu erwecken
war. Ein zweites Ziel ist, die Formen der Massenartikel auf die Bedingungen der
Maschine umzustellen. In beiden Richtungen bedeuten die Arbeiten der Schule, be-
sonders unter dem Einfluß des neuen Direktors, Prof. Otto Haupts, sehr beachtens-
werte Schritte auf dem Wege einer fruchtbaren Fortentwicklung. Es würde zu weit
führen, an dieser Stelle im einzelnen die Veränderungen der Unterrichtsmethoden
zu erläutern oder auf die Persönlichkeiten der als Lehrkräfte tätigen Künstler näher
einzugehen. Die Schule besitzt Klassen für Malerei und Bildhauerei, für Email- und
Guilloche-Arbeiten und für Schmuckkunst im allgemeinen; die edlen Metalle werden
gegossen und getrieben, gedrückt und ziseliert, Steine werden geschliffen und ge-
schnitten — der Reichtum der Möglichkeiten ist unerschöpflich. Auf allen Gebieten
aber ist das lebendige Bestreben erkennbar — dessen Erfolg bereits gültige Leistun-
gen beweisen — auch in diesem Sonderbereich handwerklicher Kunst zu einem eigenen
und überzeugenden Ausdruck unserer Zeit zu gelangen. H. K. Zimmermann.

Unsere Nachbarn im Weltenraum. Man sollte denken, daß nichts leichter sei, als
die uns nächsten Fixsterne herauszufinden; denn es scheint, als ob das die größten
und hellsten Sterne sein müßten. So wäre es in der Tat, wenn alle Fixsterne
gleich groß wären und gleiche Leuchtkraft besäßen. Aber in Wirklichkeit ist ihre Leucht-
kraft außerordentlich verschieden, denn es gibt Sterne, die 500 Millionen mal so
stark leuchten wie andere. Der Stern S Doradus in der kleinen Magalhäeswolke leuch-
tet 500 000 mal so stark wie die Sonne, und zahllose Sterne leuchten noch nicht den
tausendsten Teil so stark wie sie. Man nimmt jetzt an, daß es in jeder Million von
Kubiklichtjahren mehr Sterne gibt, deren Leuchtkraft noch nicht ein Tausendstel von
der der Sonne beträgt, als solche von größerer Leuchtkraft. Wenn nun ein Stern
bloß ein Tausendstel so stark wie die Sonne leuchtet, wäre er mit bloßem Auge
nur sichtbar, falls seine Entfernung von uns weniger als 2 Lichtjahre betrüge. Wir
kennen aber keinen Fixstern, der der Erde so nahe ist. Wir könnten also selbst den
nächsten lichtschwachen Stern nur mit dem Fernrohr erspähen. Benutzen wir nun ein
Fernrohr, mit dem wir derart lichtschwache Sterne auch noch zu erkennen vermögen,
wenn sie, sagen wir, bis zu 60 Lichtjahren von uns entfernt sind, so bekommen wir
mehrere Dutzend, vielleicht auch etwas über hundert von ihnen in unseren Beob-
achtungsbereich; zugleich wird aber dieser von mehreren Millionen anderer Sterne
erfüllt, die zwar zum Teil ganz erheblich leuchtkräftiger sind, aber wegen ihrer
großen Entfernung, von uns aus gesehen, durchaus nicht stärker leuchten als die
lichtschwachen Sterne. So entsteht das Problem, die lichtschwachen von den lichtstarken
Sternen zu sondern. Wir wären wohl imstande, durch spektroskopische Untersuchung
die Lichtstärke jedes einzelnen Sternes festzustellen. Aber wir können natürlich nicht
das Spektrum von Millionen von Sternen untersuchen. Glücklicherweise haben wir
ein einfacheres Mittel. Es hat sich herausgestellt, daß sich die lichtschwachen Sterne
in der Regel sehr schnell vorwärts bewegen. Da nun die uns sichtbaren uns außer-
dem besonders nahe sind, erscheint uns diese Bewegung um so schneller. Um nun
so schnell sich bewegende Sterne herauszufinden, photographiert man ein möglichst
großes Stück des Himmels in einem Abstand von mehreren Jahren zweimal und
legt dann die beiden Aufnahmen in ein sog. Blinkmikroskop. Dieses ermöglicht es,
die beiden Bilder derart zur Deckung zu bringen, daß die Sterne, die sich zu dem Ge-
samtfeld erheblich verschoben haben, sofort ins Auge springen. Wenn wir nun diese
Sterne näher betrachten, so werden wir bei den meisten von ihnen finden, daß sie
etwa 20 bis 50 Lichtjahre von uns entfernt sind und sich sehr schnell vorwärts
bewegen. Bei einigen werden wir dagegen erkennen, daß ihre starke Verschiebung
am Sternenhimmel nicht auf eine besonders schnelle Vorwärtsbewegung, sondern
darauf zurückzuführen ist, daß sie uns besonders nahe sind. Hier haben wir nun das
Mittel, unsere Nachbarn im Weltenraum festzustellen. Der uns nächste, auf diesem
Wege bekannt gewordene Fixstern ist der von Innes aufgefundene Begleiter von
Alpha Centauri, der neben diesem herläuft, aber uns etwas näher als dieser ist.
Seine Entfernung von uns beträgt nur $4^1/_4$ Lichtjahre. Gleich hinter ihm kommt
ein von Barnard aufgefundener, 6 Lichtjahre von uns entfernter Stern. Kürzlich
hat Professor Max Wolf in Heidelberg auf demselben Wege aus der Jungfrau
einen als Wolf 359 bezeichneten Stern 13 ter Größe hinzugefügt, der 8 Lichtjahre
entfernt ist. Er hat die Riesengeschwindigkeit von 4,8 Bogensekunden, eine Geschwin-
digkeit, die zur Zeit seiner Entdeckung bloß von sechs anderen Sternen übertroffen
wurde. Seine wirkliche seitliche Fortbewegung beträgt aber nur 57 Kilometer in
der Sekunde, während er sich mit 90 Kilometer in der Sekunde auf uns zubewegt.
Daraus ergibt sich, daß er uns in 70 000 Jahren so nahe sein wird wie jetzt Alpha
Centauri, und daß er dann die unerhörte seitliche Fortbewegung von 17 Bogen-
sekunden im Jahre besitzen wird. Selbst dann aber wird er noch nicht einmal ein
Stern 12 ter Größe sein; denn die Feststellung seiner absoluten Helligkeit hat er-
geben, daß diese nur ein Fünftausendstel von der der Sonne ist. Damit ist er der
bei weitem lichtschwächste aller Sterne, die wir kennen; denn der ihm an Lichtschwäche
am nächsten kommende Stern, der von Innes gefundene, ist immerhin viermal so
hell. Humason ist es gelungen, durch den hundertzölligen Reflektor der Mount-
Wilson-Sternwarte und mit Hilfe eines eigens für sehr lichtschwache Sterne er-
bauten Spektroskops das Spektrum dieses Sternes zu photographieren. Dieses ist
nur ein halbes Zentimeter breit und zeigt, daß der Stern in die sogenannte
Spektralklasse M 6 gehört, das heißt zu den Sternen mit außerordentlich niedriger
Temperatur. Die Wasserstofflinien des Spektrums sind, wie bei anderen sehr schwach-
leuchtenden Sternen, hell, wofür man bisher keinen Grund weiß. Die Farbe des
Sternes ist ein sattes Rot. Der Stern scheint auch zu den kleinsten Fixsternen zu
gehören. Wahrscheinlich ist er nur $^1/_{10}$ so groß wie die Sonne und vielleicht nicht
größer als der Saturn. Dagegen dürfte seine Dichte die der Sonne um das Hun-
dertfache übertreffen. Er weist also alle Merkmale des typischen alternden Zwerg-
sterns auf. — Die Forschungen nach unseren Nachbarn im Weltenraum, die soeben
erst begonnen haben, können uns in kurzer Zeit noch manche Überraschungen bringen.
Professor S. E. Roß von der Jerkes-Sternwarte kündet soeben an, daß er im
Sternbild des Krebses einen Stern 13 ter Größe gefunden hat, der sich mit der
außerordentlich hohen Geschwindigkeit von 5,4 Bogensekunden im Jahre fort-
bewegt. In ein paar Jahren, wenn es möglich sein wird, durch Messung seiner
Parallaxe seine Entfernung von uns zu bestimmen, könnte sich leicht ergeben, daß
dieser Innes' Stern an Erdnähe übertrifft und damit unser nächster Nachbar im
Weltenraum ist. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Anmerkung der Schriftleitung. Der in dem Beitrag auf den
Seiten 355 und 356 gewürdigte Maler Berthold Clauß ist auch der Zeichner
unseres Umschlagbildes, das einen Falkner wiedergibt.



General Motors ist die größte Automobilproduktionsfirma der Welt. Ihre Fabrikanlagen sind über die ganze Welt hin verteilt.

CADILLAC

Der Aristokrat der Automobile. Über die ganze Welt hin von Leuten höchster Lebensführung gewählt. Weil er — der beste aller guten Wagen — seinem Besitzer hohes Prestige gibt.

LA SALLE

Wie der Cadillac mit kraftvollem Achtzylinder-Motor, jedoch ein wenig verkleinert. Farbenprächtig, rassig, schön. Ein Wagen, der seinem Besitzer Triumphe verschafft.

GENERAL MOTORS bietet Ihnen mehr für weniger Geld

wenn Sie ein Automobil kaufen

GENERAL MOTORS baut Automobile »für jede Börse und jeden Zweck«. Jeder General Motors-Wagen ist höchster Wert zu niedrigstem Preise.

General Motors ist die größte Automobilfirma der Welt mit 250000 Angestellten und Arbeitern. Werke und Verkaufsstellen sind über 104 Länder verteilt. 1926 wurden über 1200000 Wagen, 1927 über 1700000 gebaut.

General Motors' Kaufkraft.

In einem Jahre verbrauchte General Motors 8300 Waggons Stahl, 1600000 km Kupferdraht und 4500000 Liter Farbe und Lack. Die unvergleichliche Kaufkraft dieses Riesenbetriebes kann allerbestes Material zu günstigsten Preisen einkaufen. Jedem Käufer eines General Motors-Wagens kommt das dann wieder im Preise zugute.

Jeder General Motors-Wagen ist vielfach geprüft. Dazu dient ein riesiges, 503 ha großes Gelände mit jeder nur denkbaren Fahr- und Prüfgelegenheit, jeder Art von Straßen und Wegen. 800000 km im Monat werden hier von General Motors-Wagen gefahren.

Da die Güte der General Motors-Wagen durch Prüfungen erwiesen ist, kann selbst für den billigsten Wagen ein Jahr Garantie geleistet werden; für La Salle und Cadillac sogar zwei Jahre.

In Deutschland.

In Deutschland ist General Motors durch eine Berliner Niederlassung und durch hunderte von Händlern vertreten. Der Berliner Betrieb mußte schon im ersten Jahr bedeutend erweitert werden. Insgesamt werden hier fast 2000 deutsche Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

Kaufen Sie Ihren Wagen aus Ihrem laufenden Einkommen.

Ohne fühlbare Geldausgabe kann Ihre Familie jetzt im eigenen Wagen fahren. Sie können ihn gegen geringe Anzahlung fahren und den Rest in kleinen Raten tilgen.

Die sieben General Motors-Typen sind hierneben kurz beschrieben. Suchen Sie sich den Wagen aus, der Ihnen gefällt. Der nächste General Motors-Händler wird mit Ihnen gern eine Probefahrt machen und Ihnen alle Einzelheiten mitteilen.

BUICK

Überschuß an Kraft, Schnelligkeit, Festigkeit, Ausdauer, wie in keinem andern Wagen. Die natürliche Wahl von Führern auf allen Gebieten, der in der ganzen Welt am meisten gekaufte gute Wagen.

OAKLAND

Nur ein Künstler konnte die Schönheit seiner anmutigen Linien und Farben schaffen. Lang und tiefliegend. Jugendlich, farbenfreudig. Der schönste Wagen zu mittlerem Preise. Starker 6-Zylinder-Motor.

PONTIAC

Der »erfolgreiche Sechszylinder«, ein Zeichen für die Leistungsfähigkeit General Motors'. Ein kraftvoller, ausdauernder Wagen für weniger als 6000 M. In zwei Jahren über 200000 verkauft.

OLDSMOBILE

Ein Pionier der Automobile. Seit 1898, seit 3 Jahrzehnten, ständig vervollkommnet. Jetzt ein starker Sechszylinder mit vielen bemerkenswerten Überlegenheiten zu außerordentlich günstigem Preise.

CHEVROLET

1927 über eine Million verkauft. Groß, kraftvoll, fest, bequem, mit den Vorzügen teurer Wagen; beliebt, weil elegant. Auch als Last- und Lieferwagen, schnell, zuverlässig, wirtschaftlich in Anschaffung und Betrieb.

General-Motors G. m. b. H., Berlin-Borsigwalde

GENERAL MOTORS

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

In einer Zeit, da die Entartung der Großstadtjugend, durch einen sensationellen Mordprozeß grell enthüllt, vor aller Augen liegt und Entsetzen, Scham und Zorn an den Seelen aller derer rütteln, die in dem heranwachsenden Geschlecht die Träger unseres nationalen Schicksals sehen, in einer Zeit, da die Probleme einer revolutionierten Pädagogik verwirrend durch die Köpfe ziehen und die Parteien im wilden Streit um ein neues Schulgesetz gefährliche politische Krisen entfesseln, ist es eine wahre Wohltat, einem Buche zu begegnen, das deutsche Jugend einmal jenseits all dieser Irrungen, Wirrungen zeigt; deutsche Jugend innerhalb einer durchaus auf neuesten Erziehungsprinzipien aufgebauten Schulordnung, die der körperlichen Ertüchtigung, aber zugleich der Charakterbildung im freien Spiel des durch Vorbild angestachelten, wetteifernd nach gesunden Zielen strebenden Willens ihr Hauptinteresse zuwendet. Pädagogen mögen über die Zweckmäßigkeit des hier geschilderten freien Schulstaates streiten, der fern der Großstadt in landschaftlich reizvoller Umgebung mit natürlicher Anlehnung an landwirtschaftliche Beschäftigung und moderne Sportübung seinem Ziele dient, deutsche Menschen zu erziehen. Die Jugend, die uns Wilhelm Speyer in diesem „Kampf der Tertia" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin) vorführt, ist jedenfalls so liebenswert deutsch in ihrem Denken, Fühlen, Handeln, so fern und frei von aller erotischen Schwüle, dabei so köstlich natürlich und echt in ihren jugendlichen Liebhabereien und Phantastereien, ihrem pointierten Solidaritäts- und Individualitätsgefühl, so famos und zugleich amüsant in ihrer Heldenverehrung, die älteste und allerneueste Romantik unbekümmert zusammenbindet, endlich so erfreulich gesund, frisch, feinfühlig tatenfroh in entscheidenden ethischen Dingen, daß man seine helle Freude an solcher Jugend hat und den Leiter des Schulstaates lieben muß, der solche Resultate erzielt! Speyer zeigt ihn nur von fern, in einem einzigen Augenblick, da er den eigenwilligen, menschlich tapferen Kampf der Tertia sanktioniert und belohnt. Im übrigen läßt er durch das ganze Buch die Jugend völlig für sich sprechen und handeln. Und spiegelt damit ihre Psyche in all ihren Wunderlichkeiten und Feinheiten so anschaulich, amüsant und spannend, daß man belustigt und erfreut dem Heldenkampf der Tertianer wider bureaukratische Borniertheit und Unmenschlichkeit städtischer Behörden, die harmlose Haustiere ausrotten wollen, zuschaut. Es sei dabei ausdrücklich betont, daß auch der Freund literarischer Werte in dem eigenartigen Buch zu seinem Rechte kommt. Denn Speyer, aus Romanen und Bühnenwerken wohlbekannt, ist nicht irgendwer. Seine Sprache hat Stil und Eigenfarbe. Und er hat sich nebenher das Kunststück geleistet, durch die Gestalten seiner deutschen Schüler die großen Charakterumrisse homerischer Helden hindurchleuchten zu lassen. Da sieht man deutlich den Achill, den Odysseus, den Ajax u. a. m., und während die Schlacht um den Fußball tobt oder der grimmige Streit um die bedrohten Katzen, klingt von fernher das Getöse von der trojanischen Ebene zu uns herüber... Ganz herrlich aber jagt Penthesilea in der köstlich gezeichneten wilden Daniela über das Schlachtfeld... Es ist mehr als literarisches Spiel, was hier am Werk ist. Die Unsterblichkeit der großen, leidenschaftlich zum Ungewöhnlichen drängenden seelischen Urtriebe im Menschen wird humorvoll-ernst sichtbar gemacht. Das kleine Schulepos erhält damit noch seinen zweiten großen menschlichen Hintergrund und wächst sich sehr fein und charaktervoll zum stillen Hochgesang auf das viel zu wenig beachtete Drängen gesunden Menschentums nach dem Großen, Echten aus. Wem von trüben Erfahrungen mit der Jugend von heute die Seele wund ist, der lese Speyers Buch. Es wird ihm Genuß und Freude sein.

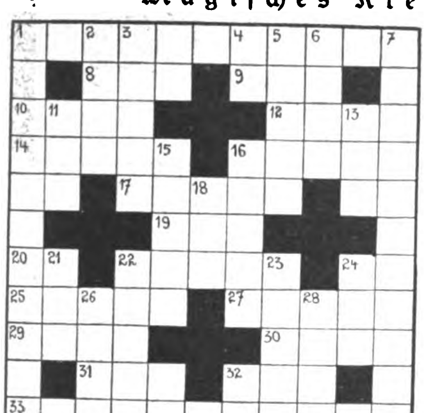
Wie sich zu allen Zeiten — auch in der gemeinhin überschätzten „guten, alten" — das menschlich Allzumenschliche breit und nachdrücklich ausgewirkt und dabei doch der Instinkt für das Reinere immer auch seine erhellende, vermittelnde Rolle gespielt hat, das zeigt der Tiroler Rudolf Greinz in seinem neuen Roman „Das Paradies der Philister" (L. Staackmann, Leipzig) bemerkenswert nachdrücklich und kraftvoll. Diesem prachtvollen Naturalisten, der in seinen großen Erzählungen der menschlichen Natur keinerlei schöngefärbtes Schutzmäntelchen umhängt, gelingt es, die Tragikomödie des Lebens in ihrem ewigen Durcheinander von Nichtigkeit und Größe, Talmi und echtem Wert, Gemeinheit und Schönheit in bunt schillernden Tiroler Gesellschaftsbildern immer wieder erstaunlich klar und scharf zu spiegeln. Er ist wohl der einzige, der das Tiroler Bürgertum und den Adel des Landes in allen Gruppierungen und Abschattierungen aufs genaueste kennt und dieser besonderen Sorte deutsch-österreichischen Menschentums vollauf gerecht zu werden vermag. Er konterfeit es liebevoll und doch mit unbestechlicher Ehrlichkeit. Keine seiner Absonderlichkeiten und Unarten ist ihm fremd, er schaut bis in die letzten, dunkelsten Winkel seines Denkens und Fühlens. Nichts biegt er um oder verweichlicht er. In voller, üppiger Erdenhaftigkeit stehen seine Menschen da. Und doch webt etwas um sie her, was sie uns näherbringt mit all ihren Fehlern, Gemeinheiten, Schrullen. Ein Etwas von Wärme, Verstehen, Teilnahme, Humor und liebevollem Blick für die freundlichen kleinen Blumen reineren Menschentums, die mitten zwischen dem wild wuchernden Unkraut stehen und blühen. So spürt man Leben und nicht Tendenz, wenn Greinz es wagt, das Innsbruck der Vorkriegszeit, dieses vielumschwärmte, reizende Juwel deutscher Städte, als Paradies der Tiroler Stadtphilister in die Erscheinung treten zu lassen, deren Stammtisch-Gemütlichkeit und Kleinstadt-Behagen an Klatsch und Skandal mindestens so groß und bodenständig waren wie die Schönheit der Stadt und ihrer herrlichen Berge... Hier zeigt ein Einsichtsvoller die ewige Differenz zwischen der Poesie der Erscheinung und der Prosa des Kerns, zwischen dem Idyll örtlicher und dem Gefängnis seelischer Enge, zwischen dem Paradies der Natur und der Banalität des Menschlichen, das in ihr hausen darf. Zeigt sie ohne tendenziöses Pathos, mit kraftvoller, humordurchtränkter Sachlichkeit im Rahmen einer reich entwickelten, zu starken Spannungen aufsteigenden Romanhandlung, die eine Fülle scharf silhouettierter Originale durcheinanderwirbelt, deren typisches Menschenschicksal sich im hitzigen Sich-ineinander-Verbeißen enthüllt. Zwischen den Zeilen des Romans steht mancherlei, das schweigend mahnt und warnt und zu kritischerer Einsicht auffordert. Zuweilen scheint es, als hätte der Dichter es zu sehr sich selbst überlassen... Aber man vernimmt es doch immer wieder. Und gerade darauf muß man hören — denn das Paradies der Philister blüht ja überall noch auf dieser äußerlich so schönen Erde. Und wir haben wirklich allen Grund, endlich einmal mit der fraglichen „Poesie" seiner Erscheinung aufzuräumen.

Aufräumungsarbeit im großartigen Stil, vorbildlich furchtlos, kühn und gründlich, leistet der Amerikaner Sinclair Lewis in seinem glänzenden Roman „Elmer Gantry", der in der ausgezeichnet geschmeidigen deutschen Übertragung durch Franz Fein im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, erschien. Lewis gehört zu der kleinen Phalanx aufrechter amerikanischer Schriftsteller, die den fanatischen Selbstbeweihräucherungsrummel Amerikas nicht mitmachen wollen und sich zum Ziel gesetzt haben, schonungslos hinter den Masken von Wohlanständigkeit,

Unantastbarkeit und Fortschritt das wahre Gesicht der Nation zu zeigen. Was Jack London, Upton Sinclair, H. L. Mencken nach dieser Richtung geleistet haben, ist bewundernswert genug. Sinclair Lewis erweist sich als ihnen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, da er sich an die empfindlichste Stelle des Durchschnitts-Amerikaners heranwagt: sein Verhältnis zur Religion! In seinem fast 700 Druckseiten starken Roman entwirft er ein erschreckendes Bild von dem gigantischen Frömmigkeitsschwindel, der rings durch das Land in tausend verschiedenen und doch im Grunde so stereotypen Formen getrieben wird. Die fundamentale religiöse Heuchelei, hinter der krasser Geschäftstrieb, gewissenlose Erpressung und Ausbeutung, ja, blanker Zynismus und Atheismus sich bergen, mit ihrem echt amerikanischen Tamtam an theatralischer, jahrmarktmäßiger Aufmachung, ihrem Propheten-Humbug, ihrer grotesken Seelenfängerei schneidet er an ihrer Wurzel auf, indem er den Werdegang einer Leuchte der amerikanischen Kirche, des Reverend Elmer Gantry, vom ausschweifenden Studentenleben über seine erzwungene Bekehrung, durch alle möglichen Stadien von Betätigung in den verschiedensten Religionsgemeinschaften bis zum glorreichen Landen in einer der fashionabelsten Kirchen Neuyorks mit unheimlicher Sachkenntnis, großartig ungeschminkt und undrapiert aufzeichnet. Nicht nur Gestalt und Leben dieses Haupthelden, der alle Gelübde bricht, in übler Gesellschaft sein Predigeramt verhöhnt, Frauen und Mädchen der ihm anvertrauten Gemeinden verführt und verläßt und dabei mit großartig schurkenhafter Gerissenheit allen drohenden üblen Folgen zu entschlüpfen weiß, macht Lewis mit blendender Unmittelbarkeit plastisch sichtbar, sondern darüber hinaus das ganze Gewimmel der Mitläufer und Konkurrenten beiderlei Geschlechts im Seelenfang-Geschäft, die sich von der künstlich aufgepeitschten religiösen Hysterie der Massen mästen. Eine ausgezeichnete, kraftvoll lebendige Darstellungskunst, von beißendem Sarkasmus gewürzt, und doch so farbenreich auch in den wärmeren Nebentönen, daß sie nicht einseitig tendenziös, sondern als lebendigste Natur wirkt, unterstützt den Autor bei seinen furiosen Enthüllungen. Sie läßt kein unkünstlerisch-hartes Schwarz in Schwarz aufkommen, hat Raum für die Nuancen verzweifelter Erkenntnis, leidenschaftlichen Ringens mit Gott, unerschütterlicher naiver Gläubigkeit in Einzelfällen. Registriert subtil das Kommen und Gehen besserer Regungen selbst bei dem Schurken Gantry. Und gewinnt gerade dadurch einen Ausdruck von Lebensechtheit, der die Anklagen des Buches mit unwiderstehlicher Stoßkraft auf seine Fittiche nimmt. So ist der Roman keine bloße Stoff-Sensation geblieben, die sich im Verkauf von Hunderttausenden Exemplaren innerhalb eines halben Jahres nach dem Erscheinen in Amerika dokumentiert. Man darf ihn ein Kunstwerk nennen, hinter dem ein Schriftsteller von vielen Graden und ein Mensch von großem Format und Charakter steht, dem man mit Wärme die Hand drückt.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Kreuzworträtsel.



(S = Senkrecht, W = Wagerecht.)

S W
1 1 Branntweinsorte,
2 10 Vermerk für dringend,
3 14 kleines Raubtier,
4 20 römische Münze,
5 25 10-Dollar-Goldmünze,
6 29 Leibbinde,
7 33 Art der Kupferstecherkunst,
11 8 Nebenfluß des Rheins,
13 31 Wappenvogel,
15 17 Himmelskörper,
16 22 Ausdruck für beiliegend,
18 19 Nebenfluß der Donau,
21 9 weibliches Haustier,
22 16 Gebirgssystem in Zentralasien,
23 27 Stadt in der Tschechoslowakei,
24 32 Uferstraße,
26 12 Teil des Kreisumfangs,
28 30 Faserpflanze.

Nicht alle gewinnen.

Giftig, wie die „Eins-zwei-drei“,
Rennt mein Freund an mir vorbei.
Seine Laune war verdorben.
„Eile hab' ich, keine „Eins“,
Rief er, laufend aus dem Haus,
Wutentbrannt, denn es kam keins
Von den vielen „Zwei-drei“ 'raus,
Die er hoffnungsvoll erworben.

Rösselsprung-Silbenrätsel.

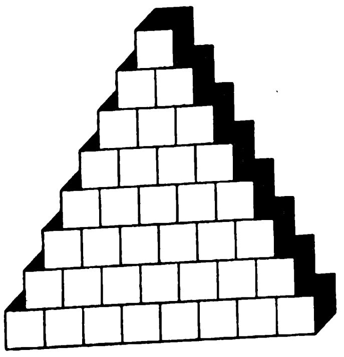
Die Silben, rösselsprungartig verbunden, ergeben 26 Wörter von untenstehender Bedeutung, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren vorletzte Buchstaben von unten nach oben zwei Sprichwörter bilden. 1 Deutsche Hafenstadt, 2 Stadt in England, 3 Blumenwelt, 4 Männername, 5 Stadt in Armenien, 6 europäisches Land, 7 Mädchenname, 8 rechnerischer Begriff, 9 deutsche Stadt, 10 altes italienisches Fürstengeschlecht, 11 Zeichengerät, 12 Schmuckstück, 13 Schreibmaterial, 14 Astrologe, 15 geographischer Begriff, 16 Erfinder, 17 Siegesgöttin, 18 Mädchenname, 19 afrikanischer Fluß, 20 italienische Stadt, 21 griechische Göttin, 22 Schriftzeichen, 23 Männername, 24 kaufmänn. Begriff, 25 Erzählungsart, 26 Wohlgeruch.

		bel	na	ful	ro	res	ster		
	er	ba	e	ni	flo	ner	gly	ce	
	no	fe	le	nen	bi	tin	ra	ul	
	tar	land	or	te	a	phe	na	al	
chen	ei	land	ven	del	me	ne	na	ri	e
ber	in	no	se	si	e	ro	gem	li	to
vi	grie	o	rich	ni	ri	ni	al	si	chard
		ra	wan	ni	ma	ger	e		

Ergänzungsproblem.

. . . .
Ü Z A A L I E I S A Ü A L A U
R A T S E N R A S F F W A S C
. . . .
E I O I I A S E N A E N K H E
L E N N E L T M Z N L E A E L

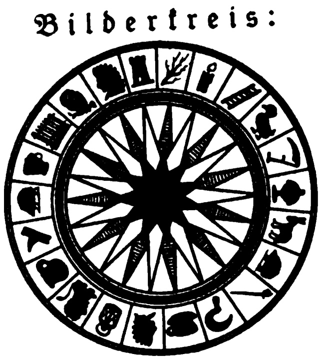
Die Punkte sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, so daß die senkrechten Reihen 15 sinnvolle Wörter ergeben. Die 1. und 4. wagerechte Reihe nennen dann zwei interessante Tiere.



Stufenrätsel.

In die oberste Stufe wird ein Buchstabe eingesetzt und in den folgenden Stufen ein neuer Buchstabe hinzugefügt, wobei die Reihenfolge der Buchstaben beliebig ist. Von Stufe zu Stufe müssen sich Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1 Selbstlaut, 2 Faultier, 3 türkischer Vorname, 4 Nichtfachmann, 5 Schlinggewächs, 6 Insel, 7 altsächsisches Gedicht, 8 ländlicher Besitz.

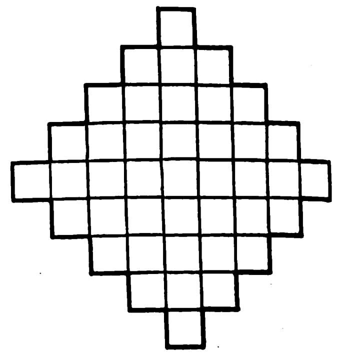
Bilderkreis:



Diamanträtsel.

a a a b d e e e e e e e e e f g i i l l l l n n n o r r s s s s t t t t u v w w x

sind so rechts einzuordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1 Mitlaut, 2 Gewässer, 3 Stadt in der Schweiz, 4 weiblichen Vornamen, 5 preußische Provinz, 6 deutschen Dichter, 7 männlichen Vornamen, 8 Getränk, 9 Mitlaut. Die mittelste wagerechte Reihe nennt dasselbe wie die mittelste senkrechte.



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Einsetzrätsel.

Feld — Schaft
Fisch — Land
Schlaf — Not
Nacht — Jahr
Kunst — Bahn
Blei — Bruch

Zwischen die Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schlußsilbe, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

Gelehrte unter sich.

Im Verlaufe der Debatte stellten die beiden Professoren fest, daß sie es nicht teilten und es infolgedessen geteilt war. Hätten sie es aber geteilt, dann wäre es nicht geteilt gewesen. — Um was handelte es sich hierbei?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4331.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4329.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Gewissen, 3 Hagedorn, 5 Kelle, 7 Mangel, 8 Gebet, 10 Arena, 12 Rechen, 13 Saalpost, 15 Herde, 16 Beweisaufnahme, 17 Abzug, 18 Linde, 20 Partei, 21 Vorbeter, 23 Mutter, 25 Nachsicht, 26 Minne, 28 Sansibar, 29 Rosine; senkrecht: 1 Gelage, 2 Senkel, 3 Hagel, 4 Dornröschen, 6 Lea, 7 Manna, 9 Betsaal, 11 Rechenaufgabe, 12 Rede, 14 Postbezug, 15 Hermelin, 17 Abtei, 19 Demut, 20 Parmesan, 21 Vorsicht, 22 Termin, 24 Terrine, 25 Nachbar, 27 Nero.

Rösselsprung: Daß Weisheit nach der Anmut strebt, / Hat man auf Erden oft erlebt, / Doch daß die Anmut gern ihr Ohr / Der Weisheit leiht, kommt seltner vor. (Bodenstedt.)

Teilungsrätsel 0—2 = Rom, 3—9 = Kapitel: 3180580 : 249 = 12773.

Kammrätsel: Wagerecht: Minneapolis; senkrecht: 1 Malakka, 2 Nemesis, 3 Ekuador, 4 Posaune, 5 Lincoln, 6 Schmutz.

Magisches Quadrat: 1 Beere, 2 Essen, 3 Essig, 4 Reise, 5 Engel.

Tauschrätsel: Leid, Lied.

Rebus: „Arbeit schändet nicht."

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

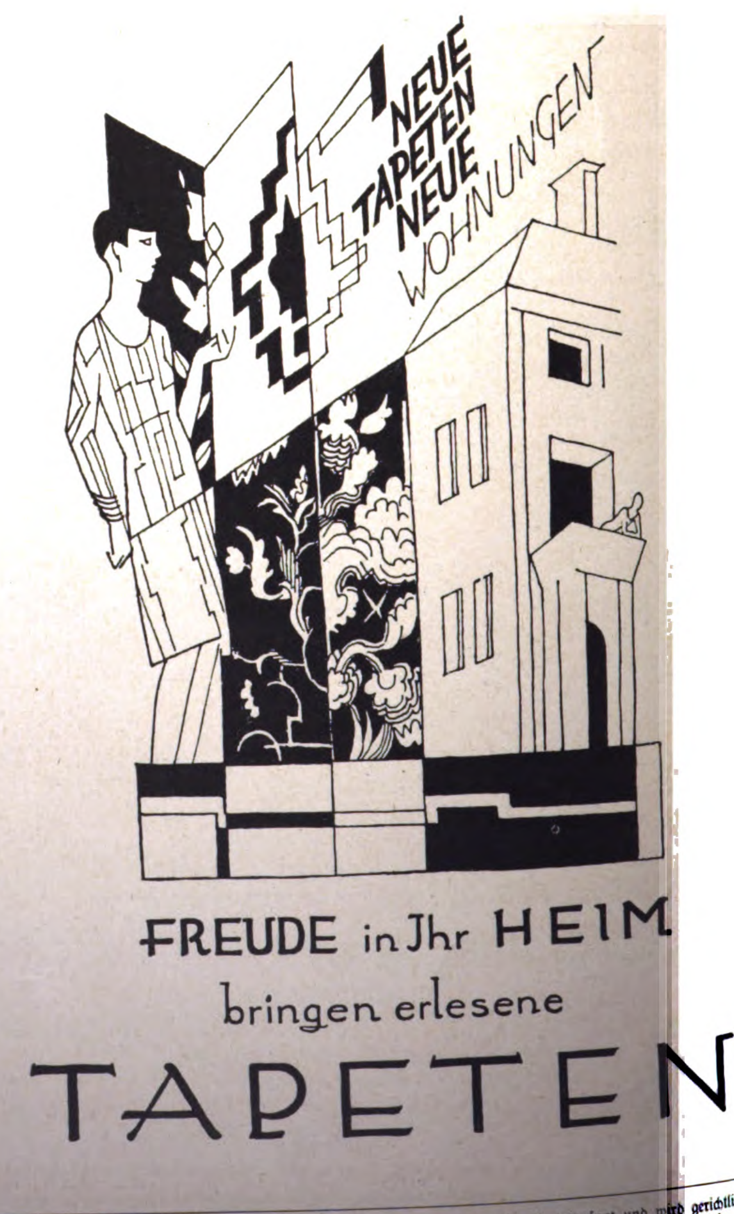


VERLAG ✶ J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4331. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 15. MÄRZ 1928



CRISTALLERIES DE NANCY A.G.
CRISTAL C N NANCY
Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in
SCHLEIFKRISTALLEN
Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925



NEUE TAPETEN NEUE WOHNUNGEN
FREUDE in Jhr HEIM
bringen erlesene
TAPETEN

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4331. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. März 1928.

Bibliothek Ed. v. Bamberg
auf Schloß Braunshardt

Teil I: Ges. Werke, Zeitschriften, Sammlungen, Literatur-Geschichte, Kunst usw.

***Versteigerung** 20. u. 21. März.*

Friedrich Meyers Buchhandlung, Leipzig C 1, Georgiring 3.

TECHNIKUM STRELITZ·MECKL·

Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee

Jllustriertes Programm kostenlos



JNSTITUTE UND PENSIONATE in der Schweiz.

CRESSIER bei Neuchâtel
Töchterpensionat „Les Cyclamens"
Gründl. erstkl. Ausb. in Französisch. Hausw. Abt. Herrl. Lage. Mod. Komfort. Jll. Prospekt. Referenzen. Dir. Frl. O. Blanc.

ESTAVAYER (Neuenburger See)
Töchterpensionat (evang.) **Frau Pfarrer Monnerat**
Luftkur (Seebäder). Schöner Landaufenthalt. Erstklass. Unterricht. Zahlreiche Referenzen. Prospekte. Mäßige Preise.

LAUSANNE „L'ARCADIE"
Töchterpensionat.
Gründliches Studium, Sprachen, Künste, Hauswirtschaft, Sport. Großer Garten. Beste Referenzen. Mmes. Petter et Inman.

LAUSANNE „MON-GRE"
19, Boulevard de Grancy.
Katholisches Töchterpensionat
Melles. Rossier & Mayer.

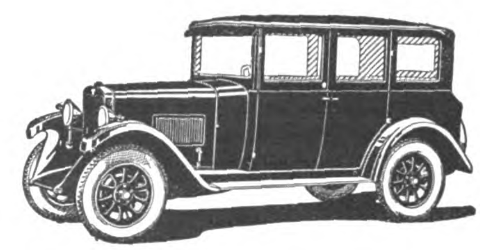
LOCARNO (Lago Maggiore / Schweiz)
Töchter-Institut „CASTELLO BIANCO"
Idealer Erholungs- und Studienaufenthalt für junge Mädchen. Prospekte. *Umgangssprache Französisch.*

UNTERÄGERI Voralp. **Kinderkurhaus** mit Schule (am See) 750 m ü. M. **Dr. T. Weber-Biehly.** Für erholungsbedürftige u. Ferienkinder von 3—14 Jahren. Ärztl. Aufsicht. Liegekuren, Sonnen- u. Luftbäd. Prosp. Frau Wwe. M. Weber-Biehly.

INSTITUT LEMANIA, LAUSANNE
(Schweiz).

Moderne Sprach- und Handelsfachschule mit abschließendem Diplom.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie rationelle Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf. Französische Ferienkurse in den Bergen; Sport. Internat und Externat.

Alpines Landerziehungsheim Lémania in Champéry
(Walliseralpen 1070 m ü. M.)
für Knaben von 8 bis 15 Jahren.



Neue ermäßigte Preise

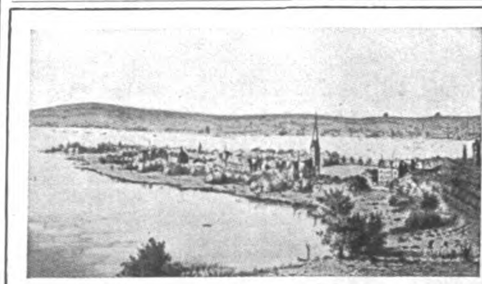
	6/30 PS Wanderer	8/40 PS Wanderer
Viersitzer offen	RM 5995.—	RM 6200.—
Zweitürige Limousine	„ 6635.—	„ 6835.—
Viertürige Limousine	„ 6785.—	„ 6985.—
Sportzweisitzer	„ 6250.—	„ 6500.—
Zweisitzer-Cabriolet	„ 6985.—	„ 7200.—
Viersitzer-Cabriolet	„ 7485.—	„ 7700.—
Lieferwagen	„ 5895.—	„ 6100.—
Gepäckwagen	„ 5585.—	„ 5785.—
Fahrgestell	„ 4885.—	„ 5100.—

sämtliche Preise ab Fabrik.

Alle Leistungsansprüche befriedigt der Wanderer-Wagen in so überlegenem Maße, daß er mit Recht als eines der wertvollsten Fahrzeuge der Welt gilt.

Wanderer

WANDERER WERKE SCHOENAU-CHEMNITZ



Ausbildung für Töchter.
Evangelische Schulgemeinde
(Hoffbauer-Stiftung) **Potsdam-Hermannswerder 63.**
Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univers.-Reife). Einjähr. Frauenschule mit Säuglingsheim und Kindergarten. Zweijähriger Lehrgang für Hauswirtschaft und Handarbeit.

Alteingeführt
durch 30 Jahre Lebens-Beratg. und 10 Werke — gibt **briefl.** eine Ihre
Lebens-Pläne
fördernde Charakter-Beurteilg. **Erst** Prosp., frei. **Psycho**-Graphologe P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr-Ring.

Kauft·Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



Flügel und Pianinos
Ausgezeichnet mit nur ersten Weltausstellungspreisen
Julius Blüthner, Leipzig

Allgemeine Notizen.

Deutsch-französischer Geistesaustausch. Im Oktober 1926 wurde der Gedanke lebendig, abwechselnd deutsche Forscher an französischen und französische Forscher an deutschen Instituten arbeiten zu lassen. Die von Professor Dr. v. Moll in Berlin und Paris geführten Verhandlungen haben nun zu einem vollen Einvernehmen geführt. Aus den Pariser Besprechungen und der ganzen Korrespondenz hat sich ergeben, daß in der französischen wissenschaftlichen Welt, und zwar gerade bei deren Spitzen, der ernste Wunsch besteht, mit den deutschen Kollegen zusammenzuarbeiten. Ebenso haben die zuständigen Behörden, dank der Bemühungen des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor Dr. Becker, und des französischen Unterrichtsministers Herriot, ihre Unterstützung zugesagt. Es wird beabsichtigt, von Staats wegen junge französische Gelehrte nach Deutschland, junge deutsche Gelehrte nach Frankreich zum Studium zu senden, um sie an Laboratorien, Kliniken, Instituten usw. unter der Obhut anerkannter Forscher ihr Wissen vervollkommnen zu lassen. Der Anfang des Austausches wird in kurzem gemacht werden, indem ein junger deutscher Gelehrter, der bisher am Pathologischen Institut der Universität Berlin gearbeitet hat, gegen einen französischen Gelehrten ausgetauscht wird.

Die Ruine Zwing-Uri wieder in Schweizer Besitz. Vor vier Jahrzehnten ist die durch Schillers „Wilhelm Tell" bekannt gewordene Burgruine Zwing-Uri von dem ehemaligen Kaiser Wilhelm II., der sie durch ein Vermächtnis erhalten hatte, der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft in Berlin geschenkt worden. Die im letzten Sommer gegründete schweizerische Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein) hat die Ruine samt dem Gelände mit Hilfe einer Spende für die Schweiz zurückerworben. Das vor 40 Jahren erbaute unschöne Haus neben der Ruine wird nunmehr abgebrochen und die Ruine selbst vor weiterem Zerfall gesichert, jeder Profanierung entzogen, um als historische Stätte in Stand gesetzt und dauernd geschützt zu werden.

Längere Eisenbahnschienen auf Schnellzugstrecken. Das Reisen auf Strecken, die dem internationalen FD-Zugverkehr dienen, will die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft demnächst auch dadurch angenehmer gestalten, daß sie den Oberbau dieser Eisenbahnstrecken bevorzugt be-

handelt. So soll die Zahl der Schienenstöße, die der Reisende bekanntlich am Geräusch der darüber rollenden Räder wahrnehmen kann, dadurch verringert werden, daß Schienen von 30 m Länge verwendet oder zwei Schienen von je 15 m Länge zusammengeschweißt werden. Von der üblichen Länge von 15 m auf 30 m überzugehen, ist nur möglich, weil bei den neuzeitlichen Oberbauformen die Schiene durch die Befestigungsmittel so fest auf den Schwellen gehalten wird, daß die durch die Einwirkung der Luftwärme hervorgerufene Ausdehnung nicht voll eintreten kann, sondern größtenteils von der Schiene aufgenommen und verarbeitet wird.

Preisermäßigung in der deutschen Automobil-Industrie. Als ein Erfolg der fortschreitenden Rationalisierung in der deutschen Automobil-Industrie ist es zu betrachten, daß neuerdings auch die Daimler-Benz-Werke eine Preissenkung bekannt geben konnten. Der bekannte kleine Sechszylinder-Typ von Mercedes-Benz, dessen ausgezeichnete Fahreigenschaften ihm rasch eine große Beliebtheit und Verbreitung verschafft haben, wird jetzt zu Preisen von 6775 RM. ab, für den eleganten zweisitzigen Sportwagen, verkauft. Damit werden dem Käufer von Mercedes-Wagen nicht zu unterschätzende Vorteile geboten. Das Personenwagen-Programm der Daimler-Benz-Werke für 1928 umfaßt neben diesem Typ noch einen Dreiliter-Wagen als mittelstarken, hochwertigen Gebrauchswagen, welcher außerordentlich lebhaft begehrt wird, und die weltbekannten beiden Kompressor-Typen von 4 und 6 Liter Zylinderinhalt, die im Modell 1928 noch eine weitere Vervollkommnung erfahren haben. Daneben werden noch zwei Spezialmodelle für den Herrenfahrer gebaut, Modell K als „All round"-Tourenwagen und Modell S als Sportwagen. Das Lieferwagen-, Lastwagen- und Omnibusprogramm von Mercedes-Benz umfaßt ebenfalls die modernsten Typen von 1½ bis 5 Tonnen Nutzlast. Mit dieser reichhaltigen Anzahl seiner Modelle dürfte Mercedes-Benz das umfassendste Fabrikationsprogramm von allen Automobilfabriken der Welt aufweisen. Zur Durchführung desselben stehen, wie man weiß, fünf Werke mit den besten technischen Einrichtungen zur Verfügung, die auf einen aufs höchste spezialisierten Arbeitsgang eingestellt sind. Einen neuen Auslandserfolg erzielte Mercedes-Benz im Januar auf der Automobil-Ausstellung in Amsterdam, auf der alle seine Typen eine glänzende Aufnahme gefunden haben.

Der neue Steinway-Katalog hat künstlerischen Wert und bietet jedem Klavierliebhaber viel Interessantes. Schon das in fünffarbigem Druck hergestellte Umschlagbild verrät eine Sonderleistung. In neuartiger Weise wird jeder Interessent mit den Erzeugnissen des Hauses Steinway bekannt gemacht. Es empfiehlt sich, das kleine Werk einzufordern. Von der deutschen Steinway-Fabrik, Steinway & Sons, Hamburg 6, Schanzenstraße 20/24 wird dasselbe kostenlos versandt.







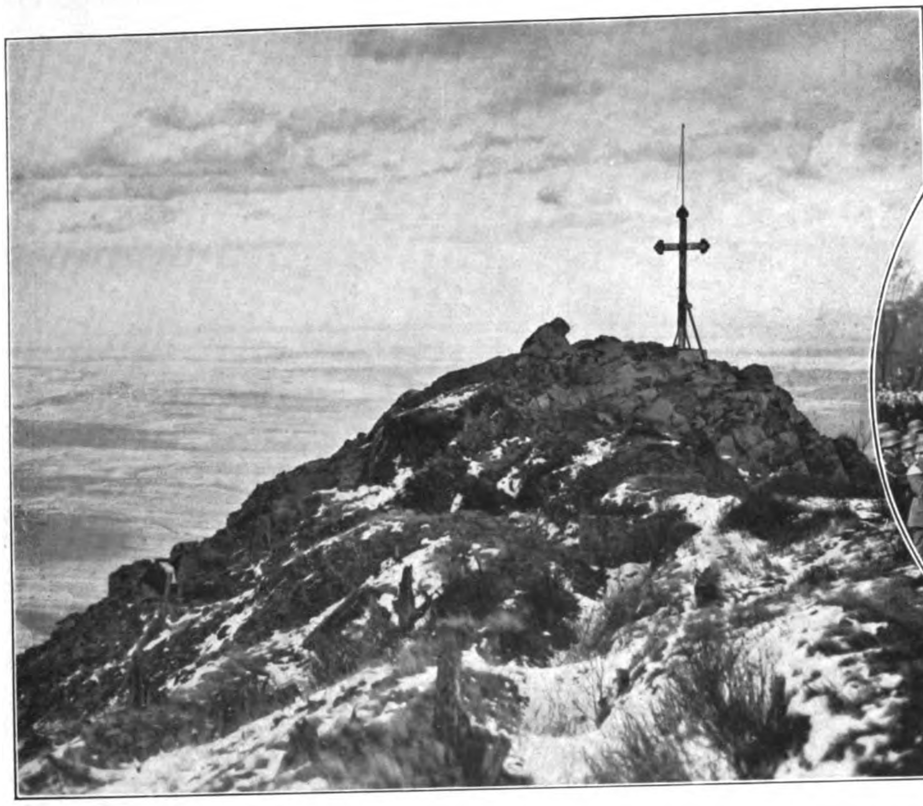
Illustrirte Zeitung



ALBRECHT DÜRER († 6. APRIL 1528): KAISER MAXIMILIAN I.

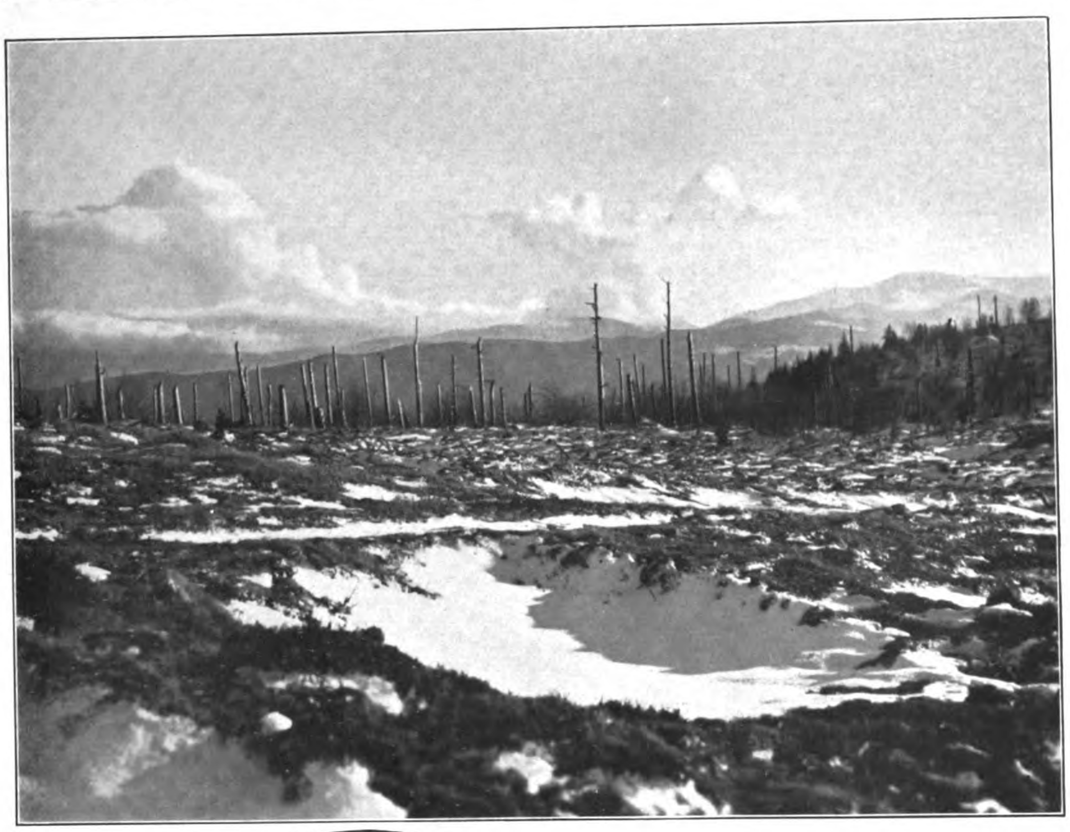
NACH EINER HANDZEICHNUNG AUS DEM JAHRE 1518, IN DER ALBERTINA ZU WIEN.

(Aus Anlaß des 400jährigen Todestages von Dürer erscheint unsere Nummer 4333 als Dürer-Sondernummer in besonders reicher Ausstattung mit eingehender textlicher Würdigung und vielen z. T. mehrfarbigen Bildern nach Werken des großen deutschen Meisters.)





Zum Gedenken der Gefallenen des Weltkriegs. Im Oval: Von der Feier des Volkstrauertags im Reichstag in Berlin am 4. März: Reichspräsident v. Hindenburg schreitet nach der Trauerfeier die Front der Reichswehr-Ehrenkompanie vor dem Reichstagsgebäude ab. — Oben links und links nebenstehend: Natürliche Erinnerungsmale des Weltkriegs: Zwei heiß umstrittene Stätten aus der Kampfzone im Westen. Oben: Der grabenzerfurchte, fast vegetationslose Gipfel des Hartmannsweiler Kopfes in den Vogesen mit dem Blick in die elsässische Tiefebene; viele Male wechselte der Besitz dieses wichtigen Punktes zwischen Deutschen und Franzosen. Links: Am Hang des Schratzmännele (Vogesen), dessen Wald von Granaten niedergemäht wurde; noch heute erinnern nur kahle Stümpfe an den einstigen Baumbestand.





Rechts oben:

Exzellenz Otto v. Glasenapp, früherer langjähriger Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, † am 3. März im 75. Lebensjahre.



Rechts nebenstehend:

Dr. e. h. Alfr. Neven Du Mont, Kommerzienrat, bekannter Zeitungsverleger, Mitinhaber der „Kölnischen Zeitung", der am 20. Februar seinen 60. Geburtstag feierte.





Links: Kriegsgefahr in Arabien: Ibn Saud, der König des Hedschas und des Nedschd, der den aufständischen Wahhabiten seine Unterstützung gegen die englandfreundlichen mohammedanischen Stämme zugesagt hat. (Vgl. hierzu die Notiz unter „Tagesgeschichte" sowie den Beitrag „Kultur und Landschaft in Arabien" auf Seite 396.) — Rechts: Von der feierlichen Beisetzung der 12 Opfer des Bergwerksunglücks auf der Zeche „Ewald Fortsetzung" bei Recklinghausen (Ruhrgebiet) am 4. März: Einsegnung der Toten am gemeinsamen Grab.

VON DER ANTISEPSIS ZUR ASEPSIS

Von Dr. med. G. Wolff.

Die großen Erfolge, die die Chirurgie zu verzeichnen hat, verdankt sie in erster Linie der modernen Antisepsis. Als nach den großen Forschungen des französischen Bakteriologen Pasteur über das Vorkommen der niederen Pilze in der Luft, auf den Kleidungsgegenständen, der menschlichen Haut usw. sich die Ansicht immer mehr Geltung verschaffte, daß es möglich sein müsse, die schädlichen Keime mit chemischen Mitteln zur Vernichtung zu bringen, war die antiseptische Epoche der medizinischen Wissenschaft angebrochen. Antisepsis bedeutet Keimvernichtung; mit stark wirkenden Stoffen, z. B. mit Karbolsäure, wurden anfangs die Krankheitserreger abgetötet. Bald wurde aus der Antisepsis eine Asepsis, d. h. Keimfernhaltung statt Keimvernichtung. Wie in allen anderen Zweigen der medizinischen Wissenschaft suchte man prophylaktisch, also vorbeugend, der Krankheiten Herr zu werden. Es ist kein Zweifel, daß die beste Krankheitsbehandlung die Verhütung ist.

Hatte man die Eitererreger, die man als die Ursache des Wundfiebers, des Kindbettfiebers, der Rose, der Furunkel erkannt hatte, im Beginn der antiseptischen Zeit, namentlich auf Vorschlag Listers, mit Karbolsäure und ähnlichen Mitteln bekämpft, so suchte man in der Folgezeit die heimtückischen Mikroorganismen zu töten, bevor sie mit Wunden am Körper des Menschen überhaupt in Berührung gekommen sein konnten. Für das praktische Handeln der Operateure ist das von größter Wichtigkeit geworden. Jeder Einschnitt, der heute gemacht wird, wird mit aseptischen Messern vorgenommen, mit aseptischen Verbandstoffen bedeckt, die Wunde nicht anders als mit peinlichst desinfizierten Händen angefaßt. Alles in der Absicht, die überall vorhandenen Krankheitserreger von der Wunde fernzuhalten.

Im letzten Jahre wurde der hundertjährige Geburtstag Joseph Listers, des großen englischen Chirurgen, in allen Ländern feierlich begangen; er war einer der größten Wohltäter der Menschheit. Seit der Begründung der Antisepsis durch ihn ist die Wundbehandlung zwar eine wesentlich andere geworden; das größte Verdienst bleibt ihm aber für alle Zeiten, daß er als erster die Entdeckungen der Bakteriologie in den Dienst der ärztlichen Praxis gestellt hat, daß er die Bekämpfung der mit den vervollkommneten Mitteln der mikroskopischen Technik gefundenen Bakterien als die Grundlage jedes erfolgreichen chirurgischen Eingriffs erkannt hat.

Im Jahre 1867 hat Lister den sogenannten antiseptischen Wundverband in die praktische Chirurgie eingeführt, der intensiv mit Karbolsäure getränkt war, um die Bakterien nicht zur Entwicklung gelangen zu lassen. Die Karbolsäure spielte in dieser Frühzeit der Antisepsis überhaupt die größte Rolle; der Patient wurde mit Karbolsäure gereinigt, der Operateur wusch sich damit, ließ Instrumente und Verbandstoffe damit reinigen und möglichst auch die Zimmerluft mit Karbolsäuredämpfen erfüllen. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die bei der Destillation des Steinkohlenteers gewonnene Karbolsäure zwar die meisten Bakterien tötete, aber auch die Zellen des menschlichen Organismus nicht unbeeinflußt ließ. Die Karbolsäure ist ein starkes Ätzgift, tötet die Zellen, mit denen sie in unmittelbare Berührung kommt, ab, bildet daher oft einen Schorf auf der Haut; sodann hat sie auch allgemeine Wirkungen, wenn sie in den Blutkreislauf gelangt. Sie schädigt das Zentralnervensystem, kann Benommenheit und Übelkeit und in größeren Dosen auch sehr ernsthafte Erscheinungen durch Vergiftung lebenswichtiger Gehirnzentren, vor allem des Atemzentrums, hervorrufen. Darum ist man jetzt von der Karbolsäure vollkommen abgekommen und reserviert sie nur noch zur Desinfektion gröberer Gegenstände. So werden Zimmer und Kloaken, die Entleerungen Typhus- und Cholerakranker damit oder mit ähnlichen Stoffen desinfiziert, während man die Haut des menschlichen Körpers, die Messer und Verbandstoffe des Operateurs auf feinere Weise keimfrei macht.

Es gehört heute zu den Seltenheiten, wenn ein Patient im Anschluß an eine Operation an Wundfieber erkrankt; früher waren alle größeren Operationen, soweit man sich überhaupt zu ihnen entschloß, von Wundfieber begleitet. Der moderne Chirurg schneidet den Bauch auf, zieht Magen und Därme zur Besichtigung heraus, ohne eine Infektion mit den verderblichen Krankheitserregern befürchten zu müssen. Die Eröffnung von Gelenken, die besonders leicht zu Infektionen geneigt sind und infolge ihres komplizierten Mechanismus durch eine Vereiterung dauernd untauglich werden, erfolgt heute meist ohne Gefahr. Die Verhinderung der Bakterieninvasion macht dem sorgsamen Arzt jetzt keine Schwierigkeiten mehr; bedenklicher freilich liegt der Fall, wenn die Infektion schon erfolgt ist. Die durch die Instrumente des Chirurgen zu Operationszwecken gesetzten Wunden sind heute steril, d. h. keimfrei, nicht aber die Wunden, die man auf andere Weise im täglichen Leben ständig erwerben kann. Nicht nur die bei Schlägereien und Messerstechereien entstehenden Verletzungen, die natürlich immer mit schmutzigen Gegenständen — wenigstens nach medizinischen Begriffen — beigebracht sind, können durch Eitererreger, die von da aus in den ganzen Körper eindringen, infiziert werden und zu septischen Erkrankungen, den sogenannten „Blutvergiftungen“, Anlaß geben, sondern auch kleinere Hautabschürfungen an den Fingern, den Zehen, die oft im Anfang nicht beachtet werden, bilden nur zu oft die Eintrittspforte der überall parasitierenden Mikroorganismen. Nicht selten hat eine geringfügige Verletzung am Daumen, an einem andern Finger durch Vernachlässigung der geringen Wunde zu einer weiterschreitenden Infektion, zu einer mit hohem Fieber einhergehenden Allgemeinerkrankung geführt. Darum Vorsicht! Wir haben einen Freund, den Schmerz, der uns beizeiten warnt. Er signalisiert dem Gehirn, daß etwas im Zellenstaat nicht in Ordnung ist.

In allerjüngster Zeit hat der Berliner Chirurg August Bier, weiteren Kreisen durch seine vielfachen Methoden bekannt, Entzündung und Fieber in den Dienst der allgemeinen Abwehrvorgänge des Körpers zu stellen, ein neues Verfahren ersonnen, um auch schwere eitrige Zellgewebsentzündungen und Gelenkerkrankungen zur Heilung zu bringen. Um die Haut, das große Schutzorgan des Körpers, zu schonen, legte er bei solchen eitrigen Prozessen, unterhalb der Haut eine ausgedehnte Verbrennung künstlich durch das Glüheisen an, wie er kürzlich in der Berliner Medizinischen Gesellschaft berichtete. Durch Resorption der verbrannten Gewebsbestandteile entsteht nun bald hohes Fieber, das meist von günstigem Einfluß auf den weiteren Verlauf der Infektion war. Es scheint, als ob der Organismus im Anschluß an die künstliche Verbrennung erhöhte Anstrengungen macht, das verlorengegangene Gewebe zu ersetzen und die ganze Infektion besser zu überwinden. Ja sogar bei chronischen septischen Blutvergiftungen, die mit Herzerkrankungen einhergehen und in der Regel als verloren gelten, konnte Bier durch diese Methode eines künstlichen Heilfiebers bemerkenswerte Erfolge erzielen.

Bevor Pasteur den bakteriologischen Nachweis führen konnte, daß die Erreger des Wundfiebers und ähnlicher Erkrankungen niedrige Spaltpilze sind, die in der Luft, auf der Haut, den Kleidern ihr Wesen treiben, bevor Lister aus dieser epochalen Entdeckung die praktischen Konsequenzen für die Chirurgie zog, hatte ein anderer Arzt, der Österreicher Ignaz Philipp Semmelweis, bereits erkannt, daß eine unter ähnlichen Erscheinungen wie das gewöhnliche Wundfieber verlaufenden Krankheit, das Kindbettfieber, durch Ansteckung hervorgerufen wird, und bereits damals, mehr als zwanzig Jahre vor der Einführung des Listerschen Wundverbandes, Desinfektionsmaßregeln durchgeführt. Semmelweis wußte noch nichts von der Existenz der niederen Pilze als der Erreger so vieler Infektionskrankheiten, er schloß aber aus seinen großen klinischen Erfahrungen auf die heute als selbstverständlich betrachtete Tatsache, daß das Kindbettfieber in höchstem Maße ansteckend und meist durch Unsauberkeit der untersuchenden Ärzte oder Hebammen oder anderer, die mit der Gebärenden in Berührung kommen, entsteht. Der kluge Wiener Frauenarzt wurde damals ausgelacht; heute zweifelt kein Mensch mehr daran, daß Wundfieber und Kindbettfieber ein und dieselbe Krankheit sind, durch die so ungemein weitverbreiteten Eitererreger hervorgerufen. Da bei der Geburt normalerweise eine große Wundfläche in der mütterlichen Gebärmutter entsteht, können die Keime sehr leicht von außen durch die aufgeweiteten Geburtswege, durch die soeben das Kind ans Licht der Welt befördert ist, in das Innere der Gebärmutter eindringen und von hier aus den ganzen Körper infizieren. Wir wissen heute mit positiver Bestimmtheit, daß allein durch solche Infektionen alle Arten von Kindbettfieber entstehen, denen früher unzählige Frauen in unmittelbarem Anschluß an die Geburt erlegen sind.

Semmelweis starb schon im Jahre 1865; bei seinen Lebzeiten konnten seine Anschauungen in den Kreisen der Geburtshelfer sich keine allgemeine Anerkennung verschaffen. Erst im Jahre 1867 führte Lister, bauend auf den klassischen Experimentaluntersuchungen der Bakteriologen, den antiseptischen Wundverband ein. Von dieser Zeit an nahm die Antisepsis ihren Siegeslauf durch die ganze Welt; in allen Spitälern und Kliniken wurde die Wundbehandlung von Grund auf umgeändert. Man erkannte mit einem Schlage die Ursache des Wundfiebers und Kindbettfiebers und hatte vor allem auch die Möglichkeit, die Ursache wirksam zu bekämpfen. Kaum eine andere Entdeckung ist dem chirurgischen Teil der Medizin von so gewaltigem Nutzen gewesen; die größten und schwierigsten Operationen konnten jetzt ausgeführt werden, ohne daß man eine Eiterung der Wundfläche zu befürchten brauchte. Höchstens kann die Entdeckung der Äther- und Chloroformnarkose, die etwa zwanzig Jahre vorher durch amerikanische Ärzte erfolgte, mit der Einführung der Antisepsis an praktischer Bedeutung für die Wundbehandlung aller Zeiten verglichen werden.

Wir sprachen davon, daß inzwischen aus der Antisepsis eine Asepsis geworden ist. Man suchte nach Möglichkeiten, die giftigen Chemikalien aus der Wundbehandlung zu entfernen, indem man den Bakterien den Eintritt in die Wunde von vornherein verwehrte. Zu dem Zwecke werden heute vorwiegend physikalische Methoden der Keimabtötung benutzt. Die Verbandstoffe und Instrumente werden nicht mehr mit Karbolsäure imprägniert, sondern dem Einfluß der Hitze ausgesetzt. Die Instrumente werden ausgekocht; Verbandstoffe, Operationsmäntel werden durch gespannten Wasserdampf, den man längere Zeit auf sie einströmen läßt, steril gemacht. Es hat sich im Verlauf genauer Experimente gezeigt, daß die Bakterien ebensowenig wie andere Lebewesen den Einfluß der Hitze vertragen, daß die meisten durch Erhitzung auf die Siedetemperatur des Wassers sogar viel radikaler abgetötet werden als durch alle chemischen Mittel. Freilich lassen sich nicht alle Gegenstände, die der Operateur gebraucht, auskochen, vor allem nicht seine eigenen Hände. Die Desinfektion der menschlichen Haut erfolgt darum noch heute durch gründliche Reinigung mit Wasser und Seife und im Anschluß daran durch Behandlung mit einem chemischen Antiseptikum. Dazu werden heute mit Vorliebe das Sublimat, die sehr wirksame Quecksilber-Chlorverbindung, in tausendfacher Verdünnung und der Alkohol benutzt. Die Hautdesinfektion der Hände geht in der Regel so vor sich, daß die Hände zunächst sehr gründlich mit Wasser und Seife gewaschen und darauf mit Alkohol etwa fünf Minuten sorgfältig nachbehandelt werden. Der Alkohol hat die Eigenschaft, den Geweben Wasser zu entziehen; ohne Wasser können aber auch die Bakterien, die sich an unseren Fingern befinden, nicht leben. Sie müssen verdursten und sterben dann sehr schnell ab. Man kann, wie es besonders vorsichtige Operateure tun, dann noch die Hände in einer Sublimatlösung spülen, um auch den letzten Schmarotzern den Garaus zu machen.

TAGESGESCHICHTE

Der 4. März war in ganz Deutschland dem Gedächtnis der Toten geweiht. In Berlin wurde zum Volkstrauertag eine Feier im Plenarsaal des Reichstagsgebäudes abgehalten, der auch Reichspräsident v. Hindenburg, das Präsidium des Reichstags, die Minister v. Keudell, Schiele und Groener, Staatssekretär Dr. Meißner, General Heye, Chef der Reichswehr, Admiral Zenker, Chef der Marine, sowie Major v. Hindenburg beiwohnten. Der Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Pfarrer Siems (Charlottenburg), begrüßte die Versammlung, und Dr. Kreutz (Freiburg i. Br.), Präsident des Deutschen Caritasverbandes, hielt die Gedenkrede für die Gefallenen. Nach der Feier schritt der Reichspräsident unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front der Reichswehr-Ehrenkompanie ab, die vor dem Reichstagsgebäude Aufstellung genommen hatte.

Aman-Ullah, der König der Afghanen, stattete am 5. März der Leipziger Messe einen Besuch ab und besichtigte eingehend die Ausstellungen in den Meßhäusern der inneren Stadt und auf dem Gelände der Technischen Messe am Völkerschlachtdenkmal. Im Neuen Rathaus fand zu Ehren des Gastes ein Frühstück statt. Am Abend fuhr dann Aman-Ullah mit dem Sonderzug nach Berlin zurück.

In Arabien bereiten sich offenbar Unruhen vor. Ibn Saud, der Herrscher des Hedschas und Nedschd, hat den Führern der Araberstämme des Nedschd erklärt, er werde sie in ihrem Kampfe gegen die Beherrscher von Koweit, Irak und Transjordanien, alles britische Protektoratsgebiete, unterstützen. Diese Entscheidung Ibn Sauds kann für die Zukunft ganz Arabiens und auch für die Orientpolitik Englands von größter Bedeutung werden; beansprucht doch der Araberfürst — trotz der Grenzfestsetzung des im Sommer vorigen Jahres mit England abgeschlossenen Freundschaftsvertrags — den Streifen zwischen der Nordgrenze des Nedschd und der Südgrenze des syrischen Mandatsgebiets, die für England so wichtige Brücke zwischen dem Irak und Transjordanien. Die Gefahr der klugen, seit langem bewährten, vorausschauenden politischen Taktik Ibn Sauds darf jedenfalls nicht unterschätzt werden.

•

750 Jahre Kloster Oliva. Das Kloster Oliva im heutigen Freistaat Danzig ist das älteste deutsche Kloster im ganzen Osten. Am 18. März 1178 wurde es von deutschen Mönchen aus dem Zisterzienserkloster Kolbatz bei Stettin in einer der schönsten Gegenden der Ostseeküste gegründet. Seine Vergangenheit ist abwechslungsreich und bedeutungsvoll. Bei den Einfällen heidnischer Preußen in den Jahren 1224 und 1234 wurde es zerstört, konnte aber bald wiederaufgebaut werden. Im Jahre 1350 vernichtete eine gewaltige Feuersbrunst alle Gebäude; erst nach jahrelanger mühseliger Arbeit war alles wiederhergestellt. — Bis ins 16. Jahrhundert hinein blieb das Kloster ununterbrochen ein Mittelpunkt des Deutschtums; erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts, als mit polnischer Hilfe Kaspar Jeschke, Danzigs größter Feind, die Abtwürde gewann, wurden die deutschen Bestrebungen des Klosters gewaltsam unterdrückt. Aber das angestammte Deutschtum wurzelte so fest in den Klosterinsassen und in dem Ort Oliva, daß am Ende der Polenherrschaft im Jahre 1772 von 484 Einwohnern nicht weniger als 421 deutsch gesonnen waren und deutsche Namen trugen. Aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte ist Oliva durch den Frieden bekannt, der hier am 3. Mai 1660 unterzeichnet wurde, und der dem schwedisch-polnischen Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und dem Großen Kurfürsten ein Ende machte. Bei der ersten Teilung Polens kam Oliva unter preußische Herrschaft. In den Jahren 1807—1814 gehörte es dem damaligen Freistaat Danzig an, und im Jahre 1831, also nach nahezu 660 jährigem Bestehen, wurde das Kloster als solches aufgelöst und der katholischen Bevölkerung als Gotteshaus und weihevolle Andachtsstätte übergeben. Seit dem 30. Dezember 1925 ist die Klosterkirche durch die päpstliche Bulle „Universa Christifidelium cura“ zur Kathedrale erhoben und Oliva selbst Bischofssitz geworden.

Bühnenschau.

Das Reußische Theater in Gera übergab ein erst vor kurzem von René Fülöp-Miller entdecktes Jugendwerk des russischen Dichters Anton Tschechow der Öffentlichkeit: das Schauspiel „Der unnütze Mensch Platonoff". Das Stück spielt in der Vorkriegszeit, im Mittelpunkt steht die Gestalt eines „unnützen Menschen", der nicht kämpfen und sich aufraffen will, obwohl er den Zerfall seiner Umwelt erkennt. — Dieses Jugendwerk Tschechows gibt treffend die eigenartige Atmosphäre im vorrevolutionären Rußland wieder.

Die Volksbühne in Berlin brachte ein neues Stück von Rolf Lauckner, die Komödie „Die Entkleidung des Antonio Carossa". Ein Großsprecher, der lange vom Geld einer ehrgeizigen Witwe lebt, ein hohler Egoist, wird Erpresser und Fälscher und „entkleidet sich" so über allerlei Schlechtigkeiten, bis seine ganze Unanständigkeit offenbar wird und er sich einer neuen, besseren Zukunft anvertraut. — Leider gelang es dem Autor nicht, die Charakterisierung seines Helden konsequent durchzuführen.

Um 1500 herum erschien ein Buch von Fernando de Rojas, das damals Übersetzungen und Nachahmungen in ganz Europa erfuhr. Es behandelte in 21 Akten die Geschichte einer bösen alten Kupplerin namens Celestina. Alfred Wolfenstein hat den Stoff geschickt zu einer wirkungsvollen Umdichtung benutzt, und das also entstandene Drama „Celestina" führte nun das Frankfurter Schauspielhaus auf. Der Umdichter verwandelte die alte Kupplerin in eine verführerisch schöne Frau, die sich in einen jungen Mann verliebt, an dem sie ihre Kuppelkünste erfolgreich erprobt hat. Als er sie nicht erhört, tötet sie ihn mit dem Dolch.

Im Wiener Burgtheater wurde (zum ersten Male) Sacha Guitrys Komödie „Deburau" gegeben, in der Übersetzung von Berta Zuckerkandl mit Versen von F. Th. Csokor. Deburau, ein berühmter Pierrot der französischen Pantomime, verläßt seine Frau und wird dafür schließlich von seiner Geliebten treulos verlassen. Das Stück atmet ganz Theaterluft, es geht von der Bühne aus und endet auf der Bühne, einer in der Aufführung geschickt inszenierten Miniaturbühne auf der Bühne. Es gehört zweifellos zu den fremden Werken, deren Übersetzung lohnt.



Vorder- und Rückseite des einen Altarflügels, die heilige Barbara (links) und die heilige Margarethe darstellend.



Vorder- und Rückseite des anderen Flügels mit den Bildern von Maria und Christus.

Zum Diebstahl der wertvollen Altarbilder aus der Kadolzburg bei Fürth (Bayern): Die beiden auf Holz gemalten, doppelseitigen Altarflügel, die die Diebe durchsägten, um vier Einzelbilder zu erhalten. Diese aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammenden Gemälde konnten nach Verhaftung der Schuldigen wieder an ihre alte Stätte zurückgebracht werden.

HAUSSE IN FAKIREN

(Hierzu die Abbildungen auf nebenstehender Seite.)

Auch auf dem Gebiete der Schaustellungen gibt es Konjunkturen für bestimmte Spezialitäten. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Hungern die große Mode war, ja, daß sogar für große Städte, an der die Flut der Hungerkünstler vorbeigeströmt war, Hungerkünstler durch Inserate gesucht wurden. Diese Spezialisten aber haben, teils reell, teils unreell, wieder einmal abgewirtschaftet. Sie kehren, darf man sagen, jahrhunderteweise wieder, und es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die „Hungerkünstler" des Mittelalters hinter dem äußerlichen religiösen Zweck versteckt den Wunsch nach materiellem Erfolg hegten.

Augenblicklich sind die Hungerkünstler von den Fakiren abgelöst worden, die sich die okkultistischen und mystischen Bestrebungen unserer Tage zunutze machen. Das Lebendig-begraben-Werden ist ihr Haupttrick. Sie machen ihre Experimente auf Grund von Willensschulung, Autosuggestion, Muskeltraining, kataleptischen Zuständen. Irgend etwas ist schon dran — ich bin für die medizinische Beurteilung nicht zuständig — was über die Tätigkeit des Alltagsmenschen hinausgeht.

Vor kurzem hat mich der Fakir To Kha, der sich im Leipziger Krystallpalast-Varieté auf sieben Tage begraben ließ, empfangen. Dieser korpulente Herr ist, wie die meisten seiner Kollegen, Deutscher. Düsseldorf ist seine Heimat und Huber sein Familienname. Aber da nun einmal Klappern zum Handwerk gehört, muß auch der Name poetisch klingen. All die Fakire, To Rhama, Tom Tirle, Blacoman, Tarah-Bey, nahmen sich ihre indischen Kollegen nur in mancher Beziehung zum Vorbild — auf äußere Güter zu verzichten, dürfte ihnen schwerer fallen als ein siebentägiger Schlaf. To Kha hatte, bevor er in Leipzig 175 Stunden schlafen ging, in Stuttgart fünf Tage geschlafen. Eine ungeheuere Menschenmenge wohnte dort der Einsargung bei. To Kha ist 54 Jahre alt und nimmt seinen Beruf sehr ernst. Er hofft, wie er mir sagte, die Zeitdauer seines Schlafes, den er für das Schönste auf der Erde hält, immer mehr zu steigern und später drei Wochen schlafen zu können. Seine Selbsthypnose geht so weit, daß er genau zur vorgesehenen Zeit erwacht. Nase und Ohren verstopft er sich mit Wachs, um den Luftverbrauch soviel wie möglich einzuschränken. Neben ihm liegt nur eine Glocke und ein Hammer, nicht, um „Glocke und Hammer" zu spielen, sondern gegebenenfalls die Wärter alarmieren oder die Glasscheibe an seinem Sarg einschlagen zu können.

Die anderen Tricks der Fakire bestehen hauptsächlich in Proben der Unverwundbarkeit und Ausschaltung des Schmerzgefühls. In Nr. 4319 der „Illustrirten Zeitung" habe ich in einem Aufsatz „Menschen ohne Schmerz" diese Artisten geschildert. Inzwischen machte noch Karl Fritz Töpfer, ein Dessauer Kaufmann, von sich reden (vom Schlesier Ein Dolor und vom Bergmann Karl Diebel abgesehen), der durch Willenskonzentration seine Schmerzempfindungen ausschalten kann. Töpfer stammt aus Schleswig-Holstein, ist 1896 geboren und wurde im Kriege zum Flugzeugführer ausgebildet. Eine Operation nach einem Absturz ließ er ohne Narkose ausführen und entdeckte dabei seine „fakiristischen" Fähigkeiten. Er stach sich mit Nadeln, ließ 1925 in Spandau seine Hand auf den Tisch nageln und läßt sich jetzt mit 18 Zentimeter langen Nägeln an eine Holzwand schlagen, um in dieser Stellung drei Tage und drei Nächte zu verharren. Töpfer fühlt keinen Schmerz, und Blut ist bei dem Einschlagen der Nägel nicht zu sehen. Die Hände bewegt er trotzdem soweit als möglich. Außerdem zeigt er noch ein anderes „Wunder" — er selbst läßt aber die Bezeichnung „Wunder" durchaus nicht gelten — seine Körpertemperatur kann er innerhalb weniger Minuten auf 40 Grad steigern. Vor Ärzten hat er diese Experimente vorgeführt — man mußte zugeben, daß alles „mit rechten Dingen" zugeht, sofern man diesen Ausdruck auf solche Fälle anwenden kann und darf. Töpfer hat nicht die Absicht, seine Fähigkeiten irgendwie zur Schau zu stellen und den Beruf des Buchhandlungsreisenden mit dem des Artisten zu vertauschen.

Dr. Alfred Lehmann.



Zur 750-Jahrfeier des Klosters Oliva bei Danzig am 18. März: Die Klosterkirche Oliva, im Jahre 1925 zur Kathedrale erhoben. (Phot. L. Niemann, Danzig.) Hierzu eine Notiz unter „Tagesgeschichte".

IBSEN UND UNSERE ZEIT

Zum hundertjährigen Geburtstag des norwegischen Dramatikers.

(Hierzu die Abbildungen auf S. 390.)

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Henrik Ibsen am 20. März gibt Anlaß zur Selbstbesinnung, ob der von seinen Zeitgenossen so gefeierte Dramatiker auch uns Heutigen noch Wertvolles zu sagen hat. Wir sind jedenfalls der Meinung, daß Henrik Ibsen nicht nur eine ewige Bedeutung in der Theatergeschichte zuzuschreiben ist, sondern daß auch die lebende Generation immer wieder zu den Werken Ibsens greifen sollte. Man findet es häufig so dargestellt, als habe Ibsen auf der Bühne das fortgesetzt, was von einem Carlyle, Schopenhauer, Stirner und Nietzsche in der Wissenschaft angestrebt worden ist: die Begründung des Individualismus als Weltanschauung. Nun ist es gewiß richtig, daß Ibsen ein ausgesprochener Individualist war. Er lehnte den Staatsbegriff ab und erhoffte den Fortschritt der Welt immer nur von den wenigen bedeutenden geistigen Führern, die der Menge zu jeder Zeit um einige Meilen voraus sind. Dies war der Grund, warum er sich selbst keiner Partei anschloß. Man könnte also auf den Gedanken kommen, daß die Adelsmenschen, von denen er z. B. in „Rosmersholm" spricht, Verwandte des „Übermenschen" Nietzsches oder des „Einzigen" Stirners seien. Das stimmt nicht. Ibsen hat nicht nur den Geburts- und Geldadel abgelehnt, auch der Kult des Genies oder des Übermenschen lag ihm gänzlich fern. Das dritte Reich, von dem er in dem Drama „Kaiser und Galiläer" spricht, soll ein Reich der Lebensfreude für alle Menschen sein. Den Gedanken aber, daß irgendein besonderes Individuum das Recht hätte, zu seinen Zwecken seine Mitmenschen wie eine bloße Fabrikware zu verbrauchen, hat er in dem Drama „John Gabriel Borkman" deutlich genug abgelehnt (vgl. auch „Die Stützen der Gesellschaft"). Wenn Ibsen, wie er es wirklich tut, an der Gesellschaft schneidende Kritik übt, so geschieht es, um sie zur Wahrhaftigkeit zu erziehen.

Man hat Ibsen einen Fatalisten genannt, und er selbst braucht gelegentlich in seiner Korrespondenz dies Wort mit Bezug auf sich. Aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen: Ibsen war dennoch ein Vertreter der Willensfreiheit. Nur ist ihm die Freiheit nicht ein Geschenk, das uns die Götter in die Wiege legen, sondern eine ernste Aufgabe, mit der wir unser ganzes Leben ringen müssen. Ibsen sah auch, daß die Unfreiheit vieler Menschen nicht in ihrer Schuld liegt, und stellte dies dichterisch in dem Stück dar, das sich mit dem Problem der Vererbung befaßt, in den „Gespenstern". Immer wieder betont er auch, wie jedem Menschen eine besondere Lebensaufgabe zugefallen ist, die seiner besonderen Veranlagung entspricht. Er wird nicht müde, zu zeigen, wie die aus der Willensfreiheit geborenen Ideale an der Notwendigkeit des Lebens Schiffbruch leiden („Brand", „Kaiser und Galiläer" 2. Teil). Derselbe Ibsen aber, der unsere Verflochtenheit ins Schicksal so stark betont, hat doch in „Brand" das Urbild der Willensfreiheit und des kategorischen Imperativs gezeigt. Alle Notwendigkeit, der die Seele im Kampf um ihre Entwicklung begegnet, ist eben, das wußte Ibsen, nur Problematik, Aufgabe für den freien Willen.

Die Kritik Ibsens ist schöpferisch. Es ist wahr, daß man beim Ansehen oder Lesen seiner Stücke zuweilen durch ein wahres Infernum zu schreiten glaubt, aber gerade darum können sie für die lebende Generation eine Medizin des Geistes sein.



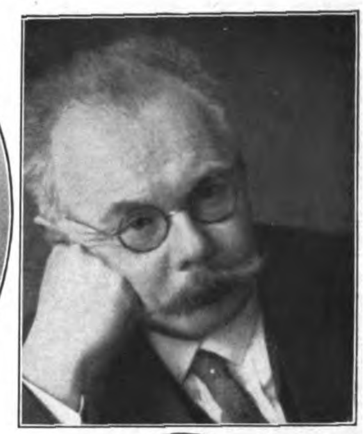


Des afghanischen Königs Besuch auf der Leipziger Messe am 5. März: Aman-Ullah (×) besichtigt die Ausstellung auf dem Gelände der Technischen Messe.

Rechts: Von der Brandkatastrophe in Nassereith (Tirol): Blick auf den durch das Großfeuer heimgesuchten Ortsteil; 15 Wohnhäuser mit Nebengebäuden wurden ein Raub der Flammen.







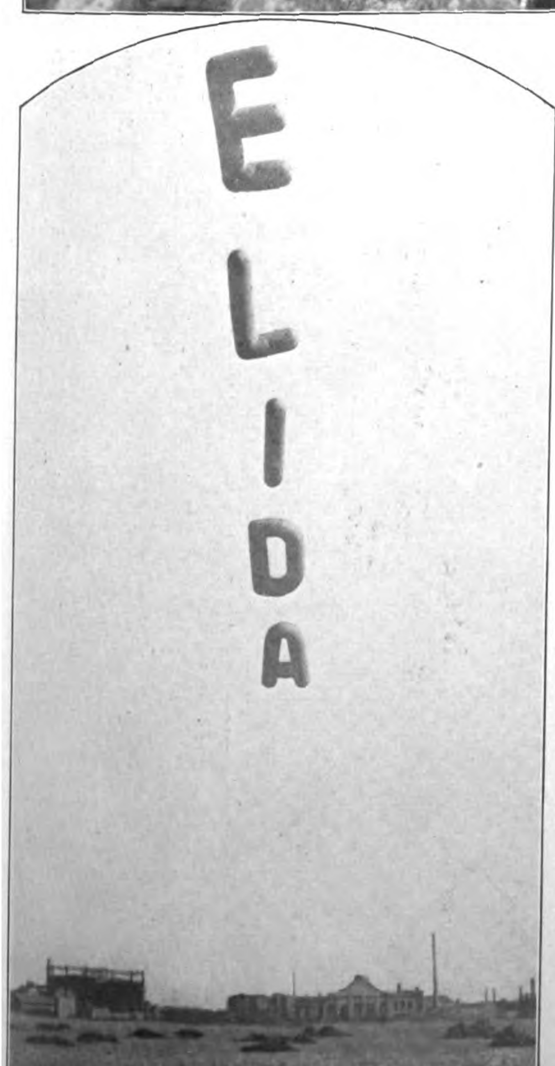
Die bekannten Komponisten Igor Feodorowitsch Strawinsky, Paris, und Prof. Richard Wetz, Erfurt (rechts oben), die von der Sektion für Musik in der Preußischen Akademie der Künste zu Mitgliedern gewählt wurden.



Rechts nebenstehend:

Georg v. d. Gabelentz, vielgelesener Schriftsteller, Verfasser von Romanen und Novellen, beging am 1. März die Feier seines 60. Geburtstages.

Die Folgen eines Wasserrohrbruchs: Der etwa 60 Quadratmeter große Trichter in der Berliner Straße in Berlin-Tempelhof, der am 9. März durch Unterspülung entstand. Durch den Bruch eines Hauptdruckrohrs der Wasserwerke wurde der Fahrdamm in großer Ausdehnung überschwemmt, beträchtliche Wassermengen drangen auch in den neben der Unfallstelle vorbeiführenden Schacht der im Bau befindlichen Untergrundbahn, so daß die Bauarbeiten unterbrochen werden mußten.



Originelle Wege der Reklame: Das aus einzelnen, Buchstaben nachgeformten Ballonen bestehende Reklamewort „Elida“, während der Leipziger Messe auf ihrem Fabrikgelände gezeigt von der Parfümeriefabrik Elida, Leipzig.



Ein seltener Langschläfer: Der Fakir To Kha kurz vor der Grablegung in seinem noch offenen Sarge. Er ließ sich in Leipzig auf der Varietébühne am 3. März auf sieben Tage begraben. (Phot. Atelier E. Hoenisch, Leipzig.)



Der Mann ohne Schmerz: Der Dessauer Kaufmann Karl Fritz Töpfer, der sich kürzlich in Leipzig vor ärztlichen Zuschauern für drei Tage und drei Nächte an ein Kreuz nageln ließ.

Moderne Fakire und ihre Wunder. (Hierzu ein Aufsatz „Hausse in Fakiren“ auf nebenstehender Seite.)



Bildnis des Dichters in jüngeren Jahren.



Das Arbeitszimmer des Dichters in Oslo (Kristiania).



Ibsen als Siebzigjähriger.

Sind die Probleme, die er behandelt, etwa veraltet? Gibt es auf der Welt keine Heuchelei in der Ehe, der Erziehung, dem sozialen Verkehr der Menschen untereinander mehr? Oder wenn man dies nicht behaupten kann, ist etwa die Art und Weise, wie Ibsen diese Probleme behandelt, veraltet? Uns will scheinen, daß eine gute Portion von der unbestechlichen Wahrheitsliebe, aus der heraus Ibsen seine Kritik des Lebens vollzieht, der lebenden Generation bitter not täte. Heute ist es freilich beliebt, sich in moralischen Dingen hinter Gefühl und Intuition zu verkriechen, wo allein begriffliche Klarheit von Segen ist. Diese begriffliche Klarheit, die Ibsen überall anstrebt, scheidet ihn von allem romantischen Geniekult. Zwar auch Ibsen hat eine romantische und eine symbolische Periode in seiner Entwicklung gehabt, die erste in seiner Jugend, die zweite in seinem Alter. Aber wie fern ist diese Romantik und diese Symbolik von aller Verschwommenheit und Verwaschenheit des Gedankens!

Oder sollte sich der Vorwurf des Veraltetseins auf die Technik der Dramen Ibsens beziehen? Dann müßten wir allerdings gestehen, daß wir kaum einen modernen Dichter kennen, der auch nur einigermaßen an Bühnengewandtheit und Treffsicherheit des dramatischen Aufbaues sich mit Ibsen vergleichen kann. Ein Schnitzler, ein Hauptmann, ja selbst Toller, sie haben alle, ob sie es wissen oder zugeben oder nicht, von Ibsen gelernt. Und wenn wir auf die Entwicklung des Dramas hinsehen, so ist es jedenfalls Ibsens Verdienst, wenn das Theater heute nicht mehr welt- und lebensfremd genannt werden darf. Mit Schlagwörtern wie Naturalismus und Realismus wird man überdies einem Ibsen nicht gerecht. Es gibt einen Berührungspunkt, so seltsam das klingt, zwischen Ibsen und dem jugendlichen Goethe. Man wird sich erinnern, wie Goethe in seinen Jugendschriften über Shakespeare und den Meister Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters, die charakteristische Schönheit als die höchste preist. Es lag darin viel Opposition gegen die kraftlose Hofpoesie und Kunst, die das Genie durch Regeln töten wollte. So finden wir denn auch, daß Ibsen das Charakteristische als Grundzug des Schönen proklamiert. (Vgl. seinen Brief an Georg Brandes vom 15. Juli 1869.)

Das Gesagte wäre doch allzu unvollkommen, wenn wir nicht noch zwei Züge der Ibsenschen Kunst berührten. Ibsen hat nicht nur einen „Brand" gedichtet, sondern auch einen „Peer Gynt". Dem Willensmenschen stellt er den Phantasiemenschen entgegen und behandelt beide mit gleicher künstlerischer Liebe. Ob wir nicht heute auch von Peer Gynt lernen könnten? Mich will oft bedünken, daß solcher liebenswürdiger Träumer und Phantasten nur allzu viele mitten unter uns sind. Und wie hätte denn auch Ibsen die Seele des Menschen als Dichter ausmessen können, ohne die Realität der Träume zu berücksichtigen! Dann müssen wir zweitens der „Wildente" gedenken, in der sich der Wahrheitsfanatiker Ibsen zum Verteidiger der Lebenslüge macht. Soll hier wirklich die Lebenslüge gerechtfertigt werden? Verstehen und rechtfertigen ist zweierlei, und gerade das liebevolle Verstehen ist des Dichters Beruf. Und gewiß hat Ibsen mit Recht selbst geleugnet, daß an irgendeiner Stelle seiner persönlichen Entwicklung gleichsam ein Bruch vorliege. Wir machten ja schon früher darauf aufmerksam, wie er die Leute der „unbedingten Forderung" („Brand", „Der Volksfeind", „Kaiser und Galiläer") an der Wirklichkeit scheitern läßt, auf deren Seite er doch innerlich unbedingt steht. Man darf nur nicht vergessen, daß die Muse jedes echten Künstlers die Menschenliebe ist. So ist es auch bei Ibsen. Er war im Leben, wie er es selbst ausgesprochen hat, ein verschlossener Mensch, aber es kann gar keinen törichteren Vorwurf geben als den, Ibsen sei in seinen Stücken herzlos. Daß er als Dramatiker nicht persönlich mit sentimentalen Phrasen hervortritt, liegt in der Eigenart der dramatischen Kunst begründet. Aber ein leidenschaftlich bewegtes Herz pulsiert in dem Leben, das er uns vorführt, und sein größtes Verdienst bleibt, daß er die Seele der Menschheit vor dogmatischer Erstarrung bewahrt, indem er immer wieder auf die Relativität und Vergänglichkeit der Ideale und Begriffe hinweist, denn dadurch erzieht er uns zur Duldung und zum gegenseitigen Verstehen.

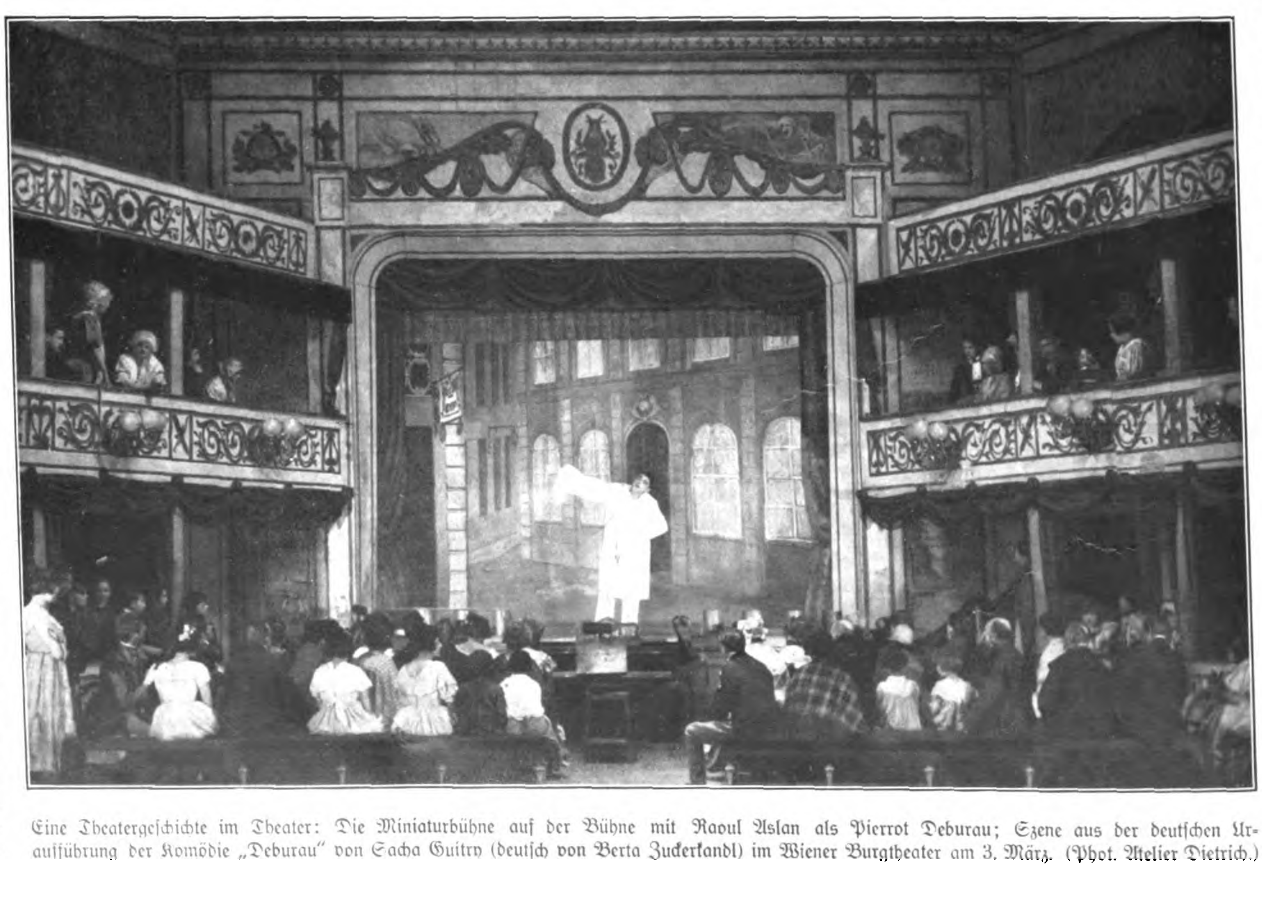
Prof. Dr. Walter Kinkel, Gießen.



Henrik Ibsen (im Wagen links) auf einer Spazierfahrt mit seinem Arzt in Oslo (Kristiania) im Jahre 1903. Links der Eingang zum Nationaltheater; in der Mitte die von dem Bildhauer Stephan Sinding geschaffene Ibsen-Statue; im Hintergrund die Universität.

Zum 100jährigen Geburtstag des Dichters Henrik Ibsen am 20. März.

(Vgl. hierzu den auf Seite 388 beginnenden Beitrag „Ibsen und unsere Zeit".)



Eine Theatergeschichte im Theater: Die Miniaturbühne auf der Bühne mit Raoul Aslan als Pierrot Deburau; Szene aus der deutschen Uraufführung der Komödie „Deburau" von Sacha Guitry (deutsch von Berta Zuckerkandl) im Wiener Burgtheater am 3. März. (Phot. Atelier Dietrich.)







Eine Flucht über die Dächer. — Oben rechts: Nebelbombenattentat auf ein Automobil. — Im Oval: Verhaftungsszene unter origineller Verwendung des Schattenspiels.

Aus dem Abenteuerfilm „Spione“, einem neuen Werk des Regisseurs Fritz Lang. (Phot. Ufa.)

Der bekannte Schöpfer der Filme „Dr. Mabuse“, „Nibelungen“, „Metropolis“ usw., Fritz Lang, hat einen neuen Film fertiggestellt, der demnächst in Berlin zur Uraufführung gelangt. Auch für diesen Film, der die Welt der Spionage, des modernen Abenteurertums, zum Vorwurf wählt, hat Thea v. Harbou, die Gattin des Regisseurs, das Manuskript geschrieben. Die Handlung besitzt außerordentliche Fesselkraft und findet ihre Höhepunkte in einigen sensationellen Ereignissen: einem großen Eisenbahnunglück und der Sprengung eines Bankhauses, des Sitzes einer internationalen Spionage-Zentrale. Die abenteuerlichen Charaktere des Stückes werden von bekannten Darstellern wie Willy Fritsch, Rudolf Klein-Rogge, Fritz Rasp verkörpert. In den weiblichen Rollen präsentiert Fritz Lang wieder zwei neue Darstellerinnen, die Österreicherin Gerda Maurus (weibliche Hauptrolle) und die erst 17jährige Holländerin Lien Deyers.

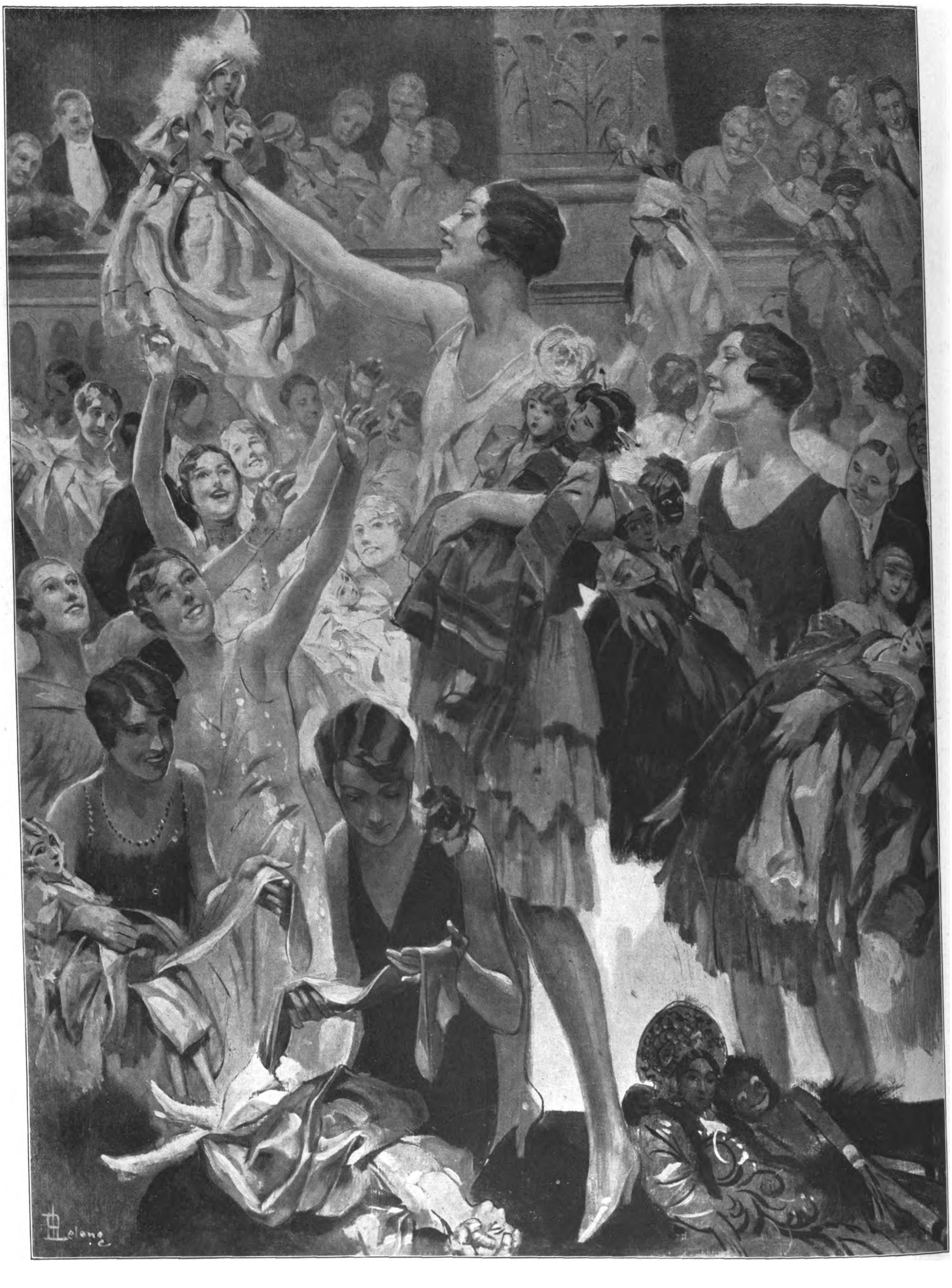


Glück und Ende eines geistigen Hochstaplers: Szenenbild aus der Komödie „Die Entkleidung des Antonio Carossa“ von Rolf Lauckner, die am 18. Februar von der Volksbühne in Berlin uraufgeführt wurde. Von links nach rechts: Viktor Schwanneke als Likörfabrikant; Heinz Salfner in der Titelrolle; Mava Hart als Martha, Anhängerin Carossas.





Ein Frühwerk der spanischen Literatur auf der Bühne: Szene zwischen den beiden Kumpanen Sempro und Centurio (Lothar Rewalt [links] und Ben Spanier) aus Fernando de Rojas' Drama „Celestina“, in der Neudichtung von Alfred Wolfenstein im Frankfurter Schauspiel am 15. Februar uraufgeführt. (Phot. K. Bauermann.) — Links: Ein neuentdecktes Jugendwerk des russischen Dichters Anton Tschechow: Bühnenbild aus der Uraufführung des Dramas „Der unnütze Mensch Platonoff“ am Reußischen Theater in Gera am 25. Februar; Szene mit Walter Richter als Ossip, einer dunklen Existenz, und Dorothee Neff als Generalin Anna Petrowna. (Phot. Otto Förster.)



AUS DER PARISER GESELLSCHAFT: VERTEILUNG DER DAMENSPENDE WÄHREND EINER BALLVERANSTALTUNG

ZEICHNUNG VON RENÉ LELONG

Auf einem Wohltätigkeitsfest, dem „Bal des Petits Lits Blancs", der die Elite von Paris und den Fremden-Kolonien vereinigte, gelangte eine sehr originelle Damengabe zur Verteilung. Von der großen Pariser Strumpffabrik Marny waren künstlerische Puppen gestiftet worden, die unter dem Kleid aus kostbaren Stoffen ein Täschchen mit Seidenstrümpfen bargen — eine hübsche Überraschung, die bei der Damenwelt lebhaften Beifall fand.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(11. Fortsetzung.)

Der alte Doktor war nicht wiedergekommen.

Er war erbost, daß der Patient widerspenstig war, und daß er sich die Gallensteine nicht entfernen lassen wollte.

„Hat es denn nicht Zeit bis Kingston, Doktor?"

„Nein."

Mr. Groman lebte außerhalb jeder Zeit; er wußte nichts von den Vergnügungen an Bord und von all den kleinen Vorfällen, die andere Gemüter erregten. Er wußte auch nicht, daß heute Maskenball war.

Was kümmerte ihn noch die Welt!

Das Betäubungsmittel und das Schaukeln des Schiffes hatten ihm endlich Ruhe gebracht. So war er eingeschlafen, mit wirren Träumen.

Der Stoß, der den „Globus" erzittern machte, hatte ihn in der Dunkelheit aufgeweckt. Er stierte umher und suchte die Schwester.

„He?"

Er lag in seiner Kabine wie in einem Sarg.

Die Luft preßte wie ein Stein auf der Brust.

Er läutete.

Niemand hörte.

Was war geschehen?

Er begann wie ein Kind zu schreien. Oh, wenn er sich hätte bewegen oder aufstehen können! Aber die Schmerzen unter dem rechten Rippenbogen wurden sofort unerträglich.

Wahrhaftig, er kreischte wie ein ungezogenes Kind, und als er merkte, daß man ihn vergessen hatte, hämmerte er mit seinen ledernen, eingetrockneten Fäusten gegen die Wand.

Morgen, ja morgen in aller Frühe wollte er den Kapitän an sein Bett kommandieren und sich beschweren, wie sehr man ihn vernachlässigte! Niemals wieder fuhr er mit einem holländischen Schiff.

Der Teufel sollte es holen!

Klingeln und Trommeln gegen die Wand.

Verfluchtes Gelichter!

In der rückseitigen Kabine hörte er gleichfalls Lärm. Dort wohnte der polnische Filmstar, diese Akrobatin, Varietésängerin oder was sie sonst war. Er hatte sie am Tage der Abfahrt gesehen. Wahrscheinlich beschäftigte diese seltsame Dame die ganze Bedienung für sich allein. Oh, wie entsetzlich sie kreischte!

Man solle ihr helfen, die Koffer zu packen. Keine Stunde bliebe sie länger an Bord.

Recht so! Recht so!

Die Polin war sinnlos erregt.

„Weshalb bringt mir der Bagagemeister nicht das große Gepäck? Versteht ihr denn nicht, was ich will?"

Sie riß Schränke und Kasten auf, knallte sie wieder zu. Warf Kleider und Wäsche über das Bett und versuchte, sie zusammenzufalten. Sie stopfte das Handgepäck voll mit zwecklosen Dingen, daß die Schlösser sperrten, schleuderte verzweifelt den ganzen Inhalt wieder auf den Boden, begann neu zu packen, kleidete sich um und schminkte sich vor dem Spiegel. Bei dieser Beschäftigung fand sie endlich etwas Ruhe. In Reisekostüm und Hut saß sie da, wartete und weinte. Als wenn sie in der nächsten halben Stunde aussteigen wollte. Ihren Schmuck hatte sie nun in einer Hutschachtel vergraben, häufte etwas seidene Unterwäsche darauf und stellte den silbernen Käfig mit den weißen Mäusen obenauf. Es waren lebende Tiere, ihr Talisman. Sie glaubte daran, daß sie ihr Glück brachten, wie andere an ein Amulett oder einen geheimnisvollen Stein. Sie schleppte die winzigen Geschöpfe, die zahm geworden waren, mit sich durch die ganze Welt.

Der Gallensteinkranke hält es nicht länger in der Einsamkeit aus. Solange er dies Geschrei der Polin noch hörte, war Menschennähe offenbar. Er hatte mitgeschrien. Was weiter. Die unerwartete Stille nebenan — das war der Tod, das erdrosselnde Schweigen. Es war leichter, sich die eigenen Hände um die Gurgel zu pressen, als zu warten und zu lauschen.

Mühsam kroch er aus dem Bett und schob sich am Boden entlang zur Tür und in den Kabinengang hinaus. Wie Nadelstiche fuhr ihm der Schmerz durch die Eingeweide. Er krümmte sich wie ein Wurm.

Da lag er, mitten im Gange, zitternd, frierend, mit stierenden Augen. Aber niemand beachtete ihn. Man trat über ihn hinweg wie über eine Pfütze auf dem Weg. Ein Indianer stolperte über ihn, ein Clown, der ihn erst im letzten Augenblick sah, schrie ihn an. Zwei holländische Milchmädchen flüchteten erschreckt, als er nach ihren Röcken griff.

„Gnade! Gnade!" schrie der gefolterte Mann. Verdrehte die Augen. Sie sind alle verrückt geworden. Alle. Oder weshalb verkleiden sie sich!

„Was ist denn geschehen?" schrie er einem Matrosen nach, der vorüberhastete.

„Das Schiff geht unter."

„Das — Schiff — geht — Das Schiff?"

Der Kranke lacht gellend und wirft die Fäuste empor.

*

Die Tür zum Gepäckraum steht offen. Der Bagagemeister vergaß wohl alles auf überhasteter Flucht. Oder ist er vom Kapitän auch an die Pumpen befohlen worden?

Wie ein Schatten löst sich die schmale Gestalt des Schiffsjungen Leo von der Wand, sichert, ob er unbeobachtet ist, und eilt die schmale Treppe hinunter. Er begreift ebensowenig wie die anderen, was in den letzten Minuten geschehen ist. Er hat aber wie alle grenzenlose Angst vor der unheilvollen Gefahr. Niemand hat ihn gerufen, keiner kümmert sich um ihn. Rasch hat er seine Hängematte zusammengerollt und ist hierhergelaufen.

Er steht allein in der großen Halle zwischen den aufgestapelten Koffern und sucht seinen Affen, den die kleine Alida in Zaandam als Geschenk bekommen soll, wenn der „Globus" heimkehrt.

Im Bagageraum ist eine kleine Menagerie versammelt, seit der ersten Westindienfahrt. Papageien und bunte Liebesvögel, die der Mannschaft gehören und hier gemeinsam gefüttert werden, die Schildkröte, die der Chefsteward in Jamaika gekauft hat, einige Hunde, die nachts hier eingesperrt werden, weil der Kapitän sie nicht in den Passagierkabinen duldet, ja, und die beiden Affen.

Das Schiff stampft und schlingert, daß die großen Koffer durcheinanderfallen und auf dem harten Boden hin und her rollen. Die Tiere haben unbeschreibliche Furcht. Die Papageien kreischen. Die Sittiche flattern gegen die Käfigwände. Die Hunde kläffen dem Schiffsjungen entgegen. Mrs. Palmers Affe hockt, zwischen zwei Kisten eingezwängt, am äußersten Ende der gestrafften Kette, während der andere, gleichfalls angekettet, in sinnlosen Sprüngen umhertanzt.

Den Affen eignet ein besserer Instinkt als den Menschen, sie sind rasend vor Angst und versuchen sich zu befreien.

Leo löst die Kette seines Tieres, das ihm entgegenspringt. Das andere vermag er nicht zu befreien. Die Kisten widerstehen jedem Kraftversuch. Der Affe aus Kuba schreit wie ein Baby. Leo schnallt ihm das Halsband auf. Vielleicht kann er sich selber helfen.

Nun die Hunde!

Sie sind so toll, daß sie nach dem Schiffsjungen schnappen. Es ist keine Zeit mehr, die Tiere zu beruhigen, um ihnen helfen zu können. Der Schiffsjunge stürzt davon.

Die Schildkröte liegt hinter Draht auf einer Kiste voll Sand und schläft.

Ohne Bewegung in stumpfem Gleichmut.

Leo wendet sich nochmals um und sucht seinen Affen. Vergeblich. Findet ihn nicht.

Das verängstigte Tier hat längst die Treppe erklettert und läuft den Kabinengang entlang. Die Eisenkette schleift klirrend hinter ihm her.

Durch den Tanzraum und ein zersplittertes Fenster findet er den Weg ins Freie, flüchtet vor den vielen Menschen auf Deck und versteckt sich in einem Winkel.

*

Es ist eine spukhafte Erscheinung, die an der Backbordseite des „Globus" vorübergleitet. Einer hat sie entdeckt und stößt mit den Händen vor.

„Mein Gott, dort!"

Blicke tasten ihm nach. Menschen ballen sich zusammen. Der Lärm erstickt jäh.

Mit zerfetzten Masten und schwerer Schlagseite treibt dort ein Schiff, das niedere Deck schaumüberspielt. Es ist von der Mannschaft verlassen, ein Wrack. Jeden Augenblick kann es vor den Passagieren in der Tiefe verschwinden. Es kämpft einen aussichtslosen Kampf mit Sturm und Meer.

Wie ein Spiegelbild des „Globus" schwimmt es jetzt auf gleicher Höhe mit ihm. Der „Globus" ändert den Kurs, einige Striche nach Steuerbord, um mit dem hilflosen Dampfer nicht zusammenzustoßen.

„Seht ihr Boote?"

„Nein."

„Sucht!"

Die Offiziere bemühen sich, in der lichten Dunkelheit das Meer abzusuchen. So ist der Kapitän, ein wackerer Mann! Selbst in Seenot, denkt er jetzt noch an andere, die er auffischen könnte aus ihren Nußschalen.

„Nichts zu sehen, Kapitän!"

Langsam nimmt der Alte das Glas von den Augen. Er hat den Namen des Wracks zu erkennen versucht.

Der treibende Dampfer verschwindet im Dunkel.

Es war die „Quebeck".

*

In diesem Augenblick erlöschen alle Lichter an Bord. Ein hundertstimmiger Schrei erschüttert das Deck. Ist es denn des Unglücks noch nicht genug?

„Jetzt sind wir verloren."

„Hilfe!"

„Mein Heiland."

„Die Notbeleuchtung einschalten!" ächzt der Kapitän am Telephon.

„Licht!"

Keine Antwort aus der Maschinenhalle.

Langsam, schwerfällig neigt der „Globus" sich um fünfzehn bis zwanzig Grad zur Seite. Treibt mit schrägem Deck weiter. Die Passagiere flüchten auf die andere Seite. Ein Kind fällt. Bleibt liegen, erbarmungslos niedergetreten.

„Zu den Booten! Zu den Booten!"

„Wir gehen unter!"

„Rette sich, wer kann!"

„Halt!"

Mitten im Wege steht jetzt der Zweite Offizier.

„Nicht weiter!"

„Zu den Booten!"

„Zu den Booten!"

Der Offizier hält dem nächsten den Revolver vor die Brust.

„Nochmals halt!"

Geschrei überstürzt ihn, daß keiner den Schuß vernimmt. Ein Passagier bricht vornüber zusammen.

Und wieder ein Knall.

Ein anderer taumelt. Eine Frau greift nach der Waffe. Das dritte Geschoß zerschmettert ihr die Hand.

Die Menge stürzt weiter zum Bootsdeck.

Jetzt flammen die Lichter wieder auf, und das Dunkel zerspringt. Aber es ist zu spät.

Panik. Panik.

*

Ein Teil der Mannschaft ist bereits auf dem Bootsdeck und macht die Rettungsboote klar. Man wartet nicht mehr auf Befehle. Jeder tut, was er im Augenblick für das Richtige hält, behindert den Nachbarn, der ihm helfen will. Jeder schreit, brüllt, ruft.

„Wo sind die Schwimmwesten?"

„In den Kabinen."

„Herab mit den Booten!"

„Platz!"

„Laßt mich durch."

„Jones! Jones! Wo ist Jones?"

„Nehmt mich mit!"

„Wo ist Boot siebzehn?"

Ein als Trapper Verkleideter bemüht sich vergeblich, die Schwimmweste anzuziehen. Er schleudert sie von sich. Springt mit weitem Satz ins Meer. Die Qual hat ein Ende für ihn.

Zwei Frauen streiten um seine Schwimmweste und zerfetzen sie.

„Jones ... Jones!"

„Hand von den Tauen!"

„Bestie!"

„Mann über Bord!"

„Habt ihr's gesehen?"

„Wir ersaufen alle."

*

Ziellos irre ich durch das Schiff und suche die Frau, die ich liebe. Ich rufe sie. Überall. Sie hört mich nicht. Ein sinnloser Zufall hat uns getrennt, mitten im Tanz. Ich suche sie in ihrer Kabine. Die Tür ist nicht verschlossen. Der Raum ist leer. Alle Dinge stehen unberührt. Nirgendwo finde ich sie. Schließlich laufe ich zum Bootsdeck zurück.

XIX.

Wie grausam und überwältigend dies alles ist, selbst noch im Wiedererleben nach langer Zeit! Stunde um Stunde, Szene nach Szene hat sich in die Erinnerung eingebrannt, die peinigt und schmerzt.

Wozu nur dies alles? Ist hinter all unserm Erleben überhaupt ein tieferer Sinn? Verlohnt es sich, Deutung zu suchen? Ist nicht das schon genug, sich sagen zu können: du hast Abenteuer erlebt, du bist bei einem Ereignis dabeigewesen, das nicht alle Tage irgendwem widerfährt? Wie und wozu wurde es herbeigeführt? Soll es Gedanken und Taten beeinflussen?

Es war doch sinnlos. Nicht wahr? Will dich Gott zur Einsicht deiner Schwäche, will er dich zur Läuterung bringen? Nein. Du unterliegst dir nur selbst. Oder sollst du die große Ironie des Weltgeschehens begreifen, indem du wie in einer Fibel liest?

Das ist es vielleicht.

Was bedingt Zufall nach Zufall?

Daß sich irgendwelche Passagiere auf einem Schiffe zusammenfinden, weil es gerade an diesem Tag und nach jenem Bestimmungsort abfährt? Daß sie unerwartet ein gleiches Schicksal erleben, daß sie irgendwoher kommen, um an einer Stelle im Atlantik gemeinsam den Tod zu finden? Und der Tod ist das einzige, das sie verbindet. Oh, es gibt aber auch andere, bei denen dies nicht das einzige ist, die sich in die Augen sehen und bei den Händen ergreifen, die lächeln über das Glück, sich endlich begegnet zu sein. Wie weniges hätte genügt, daß es nicht so war, wie es war, und wie weniges könnte genügen, daß alles anders würde! Diese Philosophen des Zufalls, die an göttliche Bestimmung glauben und an die Dauer solcher Gnade.

Ein Mr. Jefferson, Hochstapler oder nur Bankerotteur, erzählt dir da eine phantastische Geschichte, weshalb er nur mit diesem Schiffe reisen kann, das er lebend nicht mehr verläßt. Sein Unglück ist im gleichen Augenblick besiegelt, als er seinen Willen durchsetzt, mitgenommen zu werden.

Man macht ihm sogar Platz, damit er dem Unglück nicht noch entgleitet. Ist Werkzeug des Schicksals. Aber Mr. Jefferson stirbt, ehe das große Schauspiel beginnt. Und seine wertlosen Schecks haben ihren dokumentarischen Wert verloren, ehe eine betrogene Schiffsgesellschaft seine Erben auf Schadenersatz verklagen kann. Auf dem Grunde des Meeres liegen sie in feuer- und wassersicherem Safe, unverletzt bis zum Jüngsten Tage.

Da ist ein Mann, der das „zweite Gesicht" hat und den Untergang des „Globus" voraussieht. Hat er nicht alle gewarnt? Habt ihr ihn nicht verlacht? Wer kann auf solche Torheiten auch etwas geben! Soll ein Schiff Route und Fahrplan ändern, weil irgendeiner von drohendem Unheil faselt? Nein. Mr. Hallock steigt aus, er giert um sein armseliges Leben. Er will dem Tode ein Schnippchen schlagen, und der Tod holt ihn aus der Luft, wie einen Vogel, dem der Jäger die Flügel zerschoß.

Eine Ehe ist zerbrochen. Wie alltäglich das ist! Nicht der Rede wert. Jeder hat ähnliche Sorgen. Eine Frau begreift, daß sie zu schwach ist, einsam zu sein. Sie beugt sich und bittet um Gnade. Freiwillig flüchtete sie, und freiwillig will sie zum verlassenen Gatten zurück.

Warum ruft er sie nicht? Sie wartet vergeblich auf Antwort.

Das Lachen Gottes bleibt unhörbar wie ein bezahltes Funktelegramm im Äther, das sein Ziel nicht erreicht.

Weil eine Maschine im Funkraum versagt?

Einer ertastet Geheimnis der Zukunft, aber nicht, was ihm selbst bestimmt ist. Eine, die sich ganz einem andern verband, vermag nicht einmal zu spüren, daß er sie immer noch liebt. So dürftig ist seelische Gemeinschaft. Mrs. Mahony erwartet den Tod wie einen Erlöser. Aus eigener Kraft zu enden, auch dazu ist sie zu feig und zu schwach.

Göttliche Ironie über allem.

Wenn man doch alles vergessen könnte, was war. Zu getreu, zu grausam ist die Kraft des Erinnerns. Tausend kleine Filmbildchen, ja. Und mit jedem Herzschlag rückt das nächste in die Beleuchtung, auf eine imaginäre Wand projiziert, als sei das Blut der Motor, der die Spule ablaufen läßt.

Seht zu und begreift!

Wenn ihr wissen wollt, wie die Menschen in Wahrheit sind, seht ihnen nicht in die Augen! Hört nicht auf ihre geschwätzigen Reden! Sie können mit Blicken lächeln. Täuscht euch nicht! Sie sagen ja und nein und lügen doch. Ihr spürt den Druck ihrer Hände, der wie ein Versprechen ist. Ihr glaubt, ihr vertraut und dankt.

Ja, ihr dankt.

Manchmal halten sie euch sogar ihr Herz entgegen. So romantisch und unmodern möchten sie sein. „Da, nimm mein Herz", sagen sie. „Was sonst kann ich dir noch geben?"

Du willst es nicht. Nein? Doch, du neigst dich und dankst. Nie hast du ähnliches je erlebt.

Gib dich selbst, daß du nicht armselig vor ihnen erscheinst! Es ist ein einziges, das sie von dir fordern, und sie haben ein Recht darauf. Morgen haben sie alles vergessen wie ein Spiel, dessen sie müde wurden.

Fragt sie dann! War es nicht so und so?

Nein, sie erinnern sich nicht. Was meinst du, was willst du von mir? Ich verstehe dich nicht.

Und du lachst verzweifelt. Sie lügen mit frechen Stirnen das Geheimnis der großen Stunde fort. Ist es nicht so gewesen, als hätten sie einmal an letzte, unbegreifliche Dinge gerührt? Alles bekam Sinn und Wert. Leben bekam Zweck und Ziel.

Was für ein Herz gab ich dir? Gestern, hast du gesagt? Es ist doch ein neuer Tag.

Ihre Augen werden dir wieder fremd, als hättest du sie niemals gesehen. Ihr Blut ist kalt, als hätte es dich niemals entflammt. Ihre toten Worte haben nicht mehr Klang und Melodie.

Seht die Menschen, wenn sie keine Masken tragen! Vielleicht muß ein Erdbeben sein, ein Brand oder ein Schiff in Not, etwas Übermenschliches, das sie verwirrt und hilflos macht. Lernt, wie erbärmlich doch alles ist. Wie unecht das Stück, in dem wir agieren, in Rolle und Kostüm nach unserem Geschmack.

Bis an der großen Ironie alles zerbricht.

Lernt wie ich die Grausamen und Rücksichtslosen bewundern, diese herrlichen Künstler, die mit Worten und Gefühlen spielen und selbst nichts empfinden. Die über alles hinwegtreten, unbekümmert und roh. Sie allein sind die Starken. Sie halten selbst den Tod für eine Attrappe. Sie haben sogar den Mut, aufrichtig zu sein.

Wir begegnen solchen und anderen, suchen uns Vorbilder, denen wir nachleben möchten, kopieren das Unechte, statt uns darüber lustig zu machen. Wir gleiten in Abgründe der Enttäuschung, wenn wir endlich begreifen, und haben den Glauben verloren, zur rechten Zeit das Echte zu suchen und zu bewahren.

Menschen. Menschen. Passagiere alle.

Passagiere auf großer Fahrt. Und so einsam! Zwischen zwei Menschen liegt immer die ganze Welt.

(Fortsetzung folgt.)

EDOUARD MANET

ZUR MANET-AUSSTELLUNG DER GALERIE MATTHIESEN IN BERLIN

90 Bilder aller Schaffensperioden des Künstlers (1832—1883), aus Privat- und Galerie-Besitz in dieser Ausstellung zusammengetragen, vermitteln einen konzentrierten Überblick über das Werk und die künstlerische Persönlichkeit des großen französischen Impressionisten.



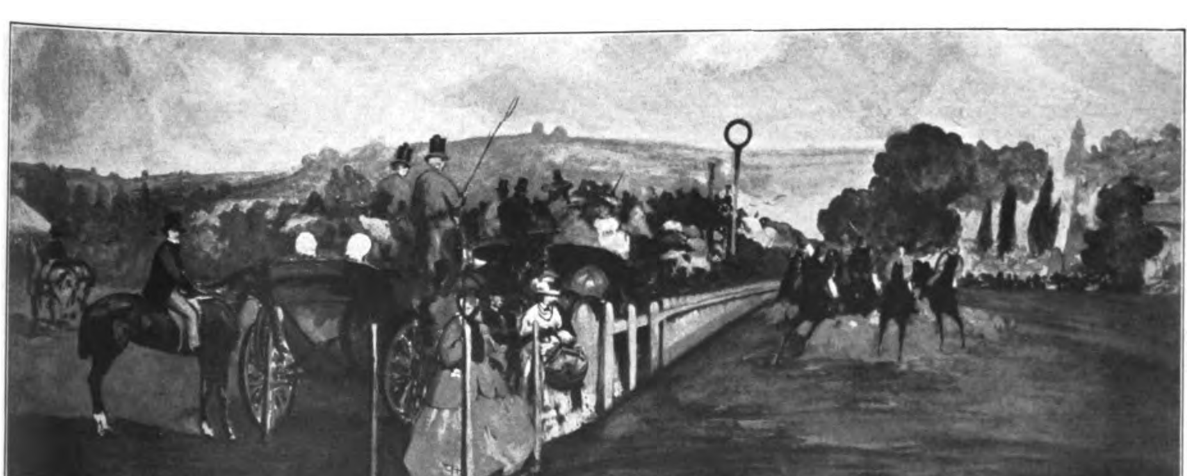


Der alte Musikant (1862).
Links: Bildnis eines jungen Mannes. (Leihgabe des Nationalmuseums in Stockholm.)
Mitte rechts: Knabe mit Hund. (Privatbesitz.)



Die Gattin des Künstlers im Gewächshaus. (1879, im Besitz der National-Galerie in Oslo.)







Rennen in Longchamps (1864).
Rechts: Mädchenbildnis. (Aquarell um 1880.)

Architektur und Landschaft in Arabien

Im Zeitalter der hervorragendsten technischen Errungenschaften auf dem Gebiet des Verkehrswesens, die uns die Erforschung fast aller Teile unseres Planeten ermöglicht haben, sind wir hinsichtlich Arabiens trotz seiner unmittelbaren Lage an einer der wichtigsten internationalen Schiffahrtsrouten in nahezu völliger Unkenntnis seiner Geographie und Bewohner geblieben. Lediglich einzelne Küstenstriche und die angrenzenden Gebiete sind im vorigen Jahrhundert von einigen wenigen kühnen und unerschrockenen Forschern unter furchtbaren Entbehrungen und ständiger Lebensgefahr bereist und nach kulturgeschichtlichen Dokumenten durchsucht worden. Gar viele unter ihnen, wie Hagen, Forskal, Seetzen, Langer, Burckhardt (seinem Nachlaß — er wurde 1909 während einer Studienreise ermordet — entstammt ein Teil unserer Bilder), Benzoni und mein Freund und Mitarbeiter Meyus, sind als Opfer der Wissenschaft gefallen; teils von räuberischen oder fanatischen Beduinen ermordet, teils vom tückischen Klima hinweggerafft.

Die arabische Halbinsel stellt sich als ungeheure Hochebene dar, deren Westrand von einem parallel mit der Küste verlaufenden und bis 3000 Meter steil ansteigenden Gebirgszug gebildet wird, während sie gegen den Persischen Golf zu allmählich abfällt, um sich schließlich im äußersten Osten, längs des Golfs von Oman, wieder bis auf 3000 Meter zu erheben. Dazwischen, fast bis an die Küste heranreichend, liegen eingebettet die mehrere Millionen Quadratkilometer messenden Sandwüsten, die bisher kein Europäer und nur selten Eingeborene betreten haben.

Arabien gehört wegen der Wasserarmut und der gewaltigen Wüsten im Innern von vornherein zu den Ländern, die zu allen Zeiten eine Heimat von Nomaden gebildet haben. Staatenbildungen und Kulturansätze sind nur denkbar und möglich bei ausreichender Bewässerung. Wegen der gebirgigen Terraingestaltung mit den steil ansteigenden Höhenzügen und den tief eingeschnittenen Felsentälern fehlt auch noch ein anderes Erfordernis der Weiterentwicklung menschlicher Niederlassungen zu großen Kulturgebieten: es mangelt an den Möglichkeiten und der Leichtigkeit eines größeren Verkehrs. Die Wasserläufe sind nichtschiffbare Gebirgsflüsse, die im allgemeinen ausgetrocknet sind, während der Regenperioden aber zu reißenden Strömen anschwellen, die in der Nähe gelegenen Ansiedlungen vernichten und die Ufer auf weite Strecken zerstören. So mußte Arabien seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag das Bild aller Gebirgsländer bieten: das der Zerrissenheit in zahllose Stammesgebiete.

Diese Umstände haben naturgemäß die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Halbinsel in hervorragendem Maße beeinflußt. Arabien ist die Heimat der Semiten, die durch die Ungunst der Verhältnisse — Wasserarmut und schlechte Bodenbeschaffenheit — gezwungen waren, ein Nomadenleben zu führen. Die Lebensbedingungen auf der gebirgigen und wüstenreichen Halbinsel sind die denkbar schlechtesten, und so war die durch die natürliche Vermehrung sich ergebende überschüssige Bevölkerung oft genötigt, sich ihre Nahrung im fruchtbaren und wasserreichen Kulturland zu suchen. Auf drei Seiten vom Ozean umspült, kam als solches nur das im Norden gelegene, vom Euphrat durchzogene Gebiet in Betracht, dem die Bevölkerung in immer größeren Massen, im Rükken von neuen Scharen gedrängt, zwangsläufig zustrebte, um schließlich das bebaute Land als besten und nie versagenden Weideplatz zu besetzen und sich dort auszubreiten. Mannigfache Wanderungen waren das natürliche Ergebnis. Ihre Reihenfolge und Auswirkungen lassen sich heute in klaren Linien nicht mehr feststellen. Durch Mohammed (geb. um 570 n. Chr.) wurden die arabischen Stämme zum ersten Male zu einem Ganzen geeint und zu ungeheurem Einfluß in der damaligen Welt geführt.



Die Südwest-Ecke Arabiens mit dem Jemengebiet.

So hat Arabien eine wechselvolle Geschichte erlebt. Mächtige Reiche entstanden und vergingen, nicht ohne der Nachwelt interessante und aufschlußreiche geschichtliche Dokumente in der Form von Inschriften in Stein oder Bronze und von Überresten herrlicher Baudenkmäler hinterlassen zu haben, die Zeugnis ablegen von der Bedeutung und dem Reichtum der Küstenländer. Die Zeit der Nabatäer im Nordwesten, der Minäer und Sabäer im Südwesten, von etwa 1500—100 v. Chr., ist die der höchsten Blüte des westlichen Arabiens gewesen, als die Halbinsel die einzige Brücke zwischen Indien und Vorderasien bzw. Afrika bildete. Unermeßliche Reichtümer entstanden im Hedschas und besonders im Jemen, sowohl durch den Handel mit den geschätzten Gewürzen und dem Räucherwerk Indiens als auch durch den Durchfuhrhandel nach dem Fernen Osten. So zeigt Südarabien zu dieser Zeit eine hohe Bodenkultur, Staatswesen, stark und groß genug, gewaltige Bauten aufzuführen, mächtige Städte zu gründen, ungeheure Wasserwerke (wie den berühmten Damm von Marib) und Reservoire anzulegen, die Wasser der in der Regenperiode reichlich strömenden Flüsse für die Zeit der Trockenheit aufspeichern.

Ist uns nun die Geschichte der westlichen Halbinsel ziemlich bekannt geworden, so herrscht bezüglich des Ostens noch völliges Dunkel. Hier scheint lediglich das Gebirgsland Jemama am Persischen Golf der Sitz einer gewissen Kultur gewesen zu sein, die etwa mit der nordarabischen in gleicher Höhe gestanden haben dürfte; aber noch ist kein Europäer dahin gedrungen und hat Kunde von dort gebracht.

Die Entdeckung des Seeweges um Arabien herum durch die Ptolemäer im 3. Jahrhundert v. Chr. hat den Völkern der Halbinsel schwere Nachteile gebracht, und von diesem Zeitpunkt an datiert der Niedergang Arabiens, der erst im vorigen Jahrhundert durch die türkische Besetzung eine vorübergehende Unterbrechung erfahren hat. Unter Anleitung und Einflußnahme der Regierung setzte eine beachtenswerte und alljährlich zunehmende Ausfuhr der hochwertigen Landesprodukte, insbesondere des weltberühmten Jemenkaffees (fälschlich nach dem Ausfuhrhafen Mokka Mokkakaffee genannt) ein, der die großen Binnenstädte, wie Sana, Jerim, Dhamar, Ibb, Taiz, Sebid, und besonders die Häfen am Roten Meer, Hodeida und Mokka, zum Aufblühen brachte. Die Glanzzeit Mokkas, von der die Ruinen prächtiger und kunstvoller Bauten beredt Zeugnis ablegen, hat ein trauriges Ende gefunden, da die den früheren Reichtum bedingende Kaffeeausfuhr infolge gänzlicher Versandung des Hafens aufgehört hat und nur noch über Hodeida und Aden stattfindet. Dereinst ein reicher Handelsplatz mit etwa 8000 Häusern, unter denen sich mehrere Paläste befanden, geht Mokka, das nur noch von ein paar hundert Eingeborenen bewohnt wird, seinem Verfall entgegen.

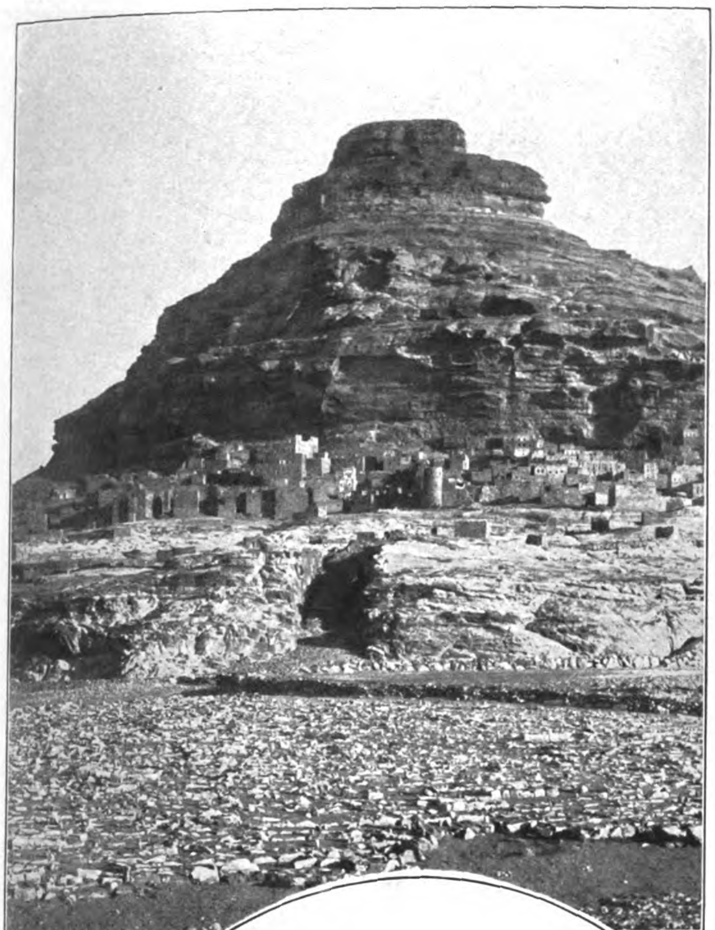
Der Weltkrieg mit seinem auch für unsere türkischen Freunde trostlosen Ausgang hat den Jemen, der gerade unter dem jungtürkischen Regime einen besonderen Aufschwung genommen hatte, eines wohlwollenden und immer opferfreudigen Förderers beraubt und dadurch wieder einen Tummelplatz für die sich ständig und erbittert bekämpfenden Stämme geschaffen.

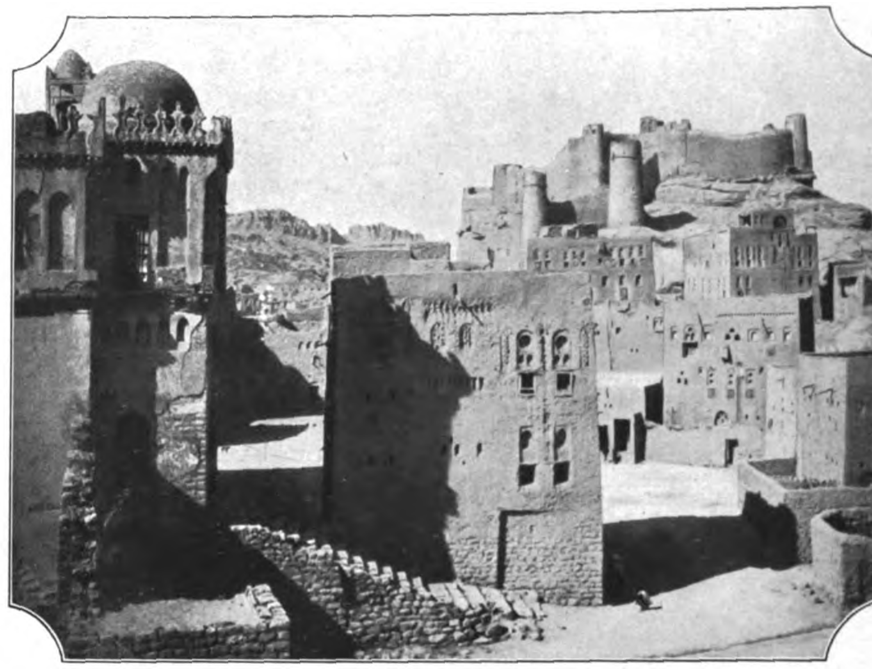
Ing. Robert Deutsch (Wien).



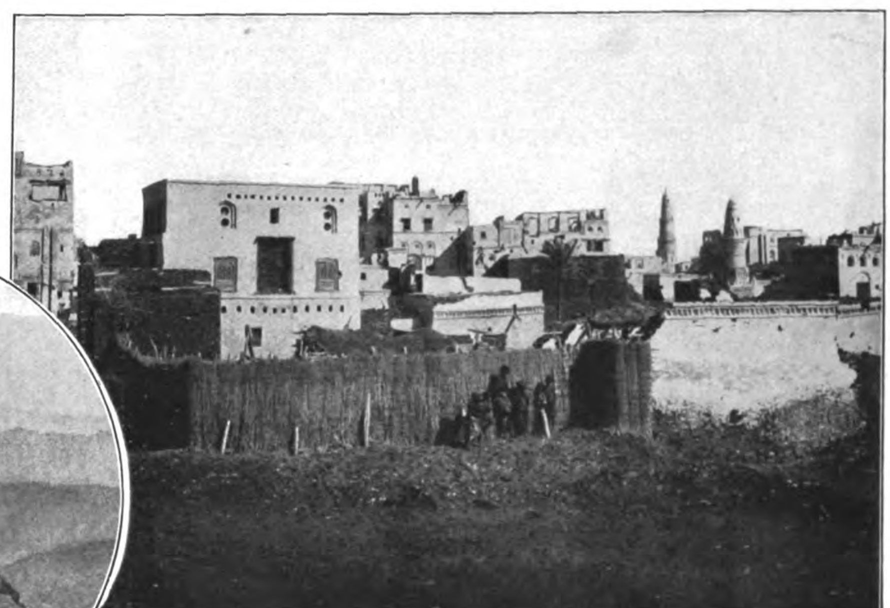


Teilansicht der Stadt Taiz mit den beiden Moscheen und der die ganze Ebene beherrschenden Festung.
Im Oval: Grab einer angesehenen Persönlichkeit von Mokka außerhalb der Stadt.



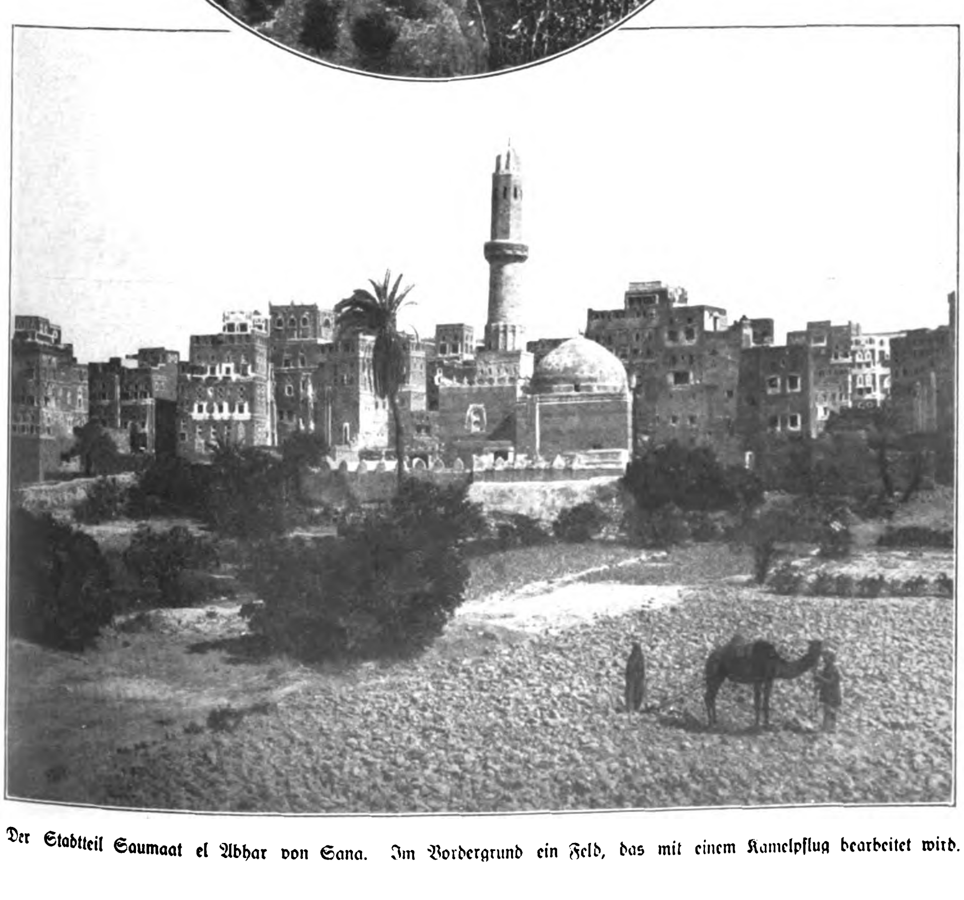


Burgfelsen und Zitadelle von Reda, links im Vordergrunde die Moschee Djami el Ruha. — **Links:** El Arus am Westrand des arabischen Hochplateaus. Bemerkenswert ist die geologische Schichtung des Gebirges.





Ansicht von Mokka (von der Landseite aus), die deutlich den Verfall der alten prachtvollen Bauten erkennen läßt. — **Mitte links:** Landschaft im Djebel Safan. Typische Terraingestaltung im Gebirge, dem die Bewohner schon im Altertum durch Anlage von Terrassen und Stützmauern Ackerboden abringen mußten.



Der Stadtteil Saumaat el Abhar von Sana. Im Vordergrund ein Feld, das mit einem Kamelpflug bearbeitet wird.



Am Eingangstor des zerfallenen Palastes des Sultans Hassan in Mokka.

Nebenstehend: Komtesse Marianne Grundemann in einem fraisefarbenen Parabuntalstrohhut mit gleichfarbiger Bandgarnierung. Die Krempe der Glockenform ist am Innenrand gehoben, um, der Sommermode gemäß, das Gesicht mehr freizugeben.

Unten links: Frau Dr. Ida Mebus, eine Dame der Wiener Gesellschaft, in einem blauen Balibuntalstrohhut. Die rosa unterfütterte Krempe schmücken seitlich zwei Federtuffs.



Mitte links: Die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn trägt einen größeren golfgrünen Exotenstrohhut mit gelacktem Band.

Mitte rechts: Originell geformter naturfarbener Manilahut, dessen Goldbandgarnierung bunte Wollstickereien zeigt. Trägerin: Hilde Wendlyn.

Unten rechts: Geranienroter Filzhut, getragen von der Filmschauspielerin Berry Bell.

Modelle: Berteaux, Wien. Photos: Kitty Hoffmann.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



DER NEUE HUT







Die drei Freier auf Rockesnäs

Von Hjalmar Bergman

Fräulein Annika auf Rockesnäs hatte ein Kammermädchen, das Hillevi hieß. Es war zart und feingeschweift wie ein Elfenbeinpüppchen, flachshaarig und schneeweiß. Eben hatte es sein siebzehntes Jahr vollendet. Die Augen waren dunkelblau, die Lippen waren weich und sanft und rot wie die Lippen eines Kindes. Man nannte das Mädchen Lillevi (lille = klein). Fräulein Annika hatte es lieb wie eine Schwester.

Fräulein Annika war die Waise eines Großbauern. Aber Rockesnäs war ein Rittergut, und zwar eines der größten in der Provinz. Das Wohnhaus glich mehr einem Schloß als einem Herrenhof. Und Fräulein Annika glich mehr einer Edeldame als einer Bauerstochter. Allerdings war sie großgewachsen und recht grobgliederig, aber der Hals war schlank, weiß, anmutig und leicht geneigt wie der Stengel einer schweren, prächtigen Blume. Ihr Haar war so dunkel, daß es beinahe blau schillerte; ihre Augen hatten einen lebhaften dunklen Glanz, ihre Lippen waren tiefrot, ihre Haut hatte einen mattweißen Schimmer. Viele Männer liebten sie, und noch mehr begehrten sie. Aber die Wahl fiel ihr schwer. Sie war sehr unentschlossen. Ihr Vormund und Beichtvater, der Pfarrherr von Raslinge, stand ihr mit gutem Rat bei. Das half nichts. Obgleich schon fünfundzwanzig Jahre, hatte sie keine Wahl treffen können. Viele Freier hatte sie verabschiedet — vielleicht zwölf, vielleicht zwanzig. Darüber gehen die Angaben auseinander. Immerhin waren drei übrig, für die sie große Zuneigung hegte. Gleich große für den einen wie für den anderen, das war das Betrübliche.

Der eine war der Hilfspastor von Raslinge, Lars Olofsson Faxe, auch Klein-Lasse geheißen. Er war nämlich nicht viel größer von Wuchs als Lillevi und hätte besser für sie gepaßt als für Annika. Blauäugig und flachshaarig wie Lillevi, springlebendig wie ein Eichkätzchen, munter wie eine Elster trotz Armut und schwerem Dienst, schelmisch und unbekümmert. Annika war ihm sehr gut.

Der zweite war Robert Thau, Herr von Fränsta und Vallanäs, ein gewaltig reicher, gewaltig ernster, gewaltig tüchtiger Jüngling. Sein Aussehen war angenehm, aber sein Wesen düster und schwermütig. Er war mütterlicherseits mit Fräulein Annika verwandt und nannte sie Kusine. Von allen treuen Kavalieren war er der treueste. Und Fräulein Annika war ihm herzlich zugetan.

Der dritte Freier hieß Arnold Luchs. Er war Student. Von ihm ist nichts anderes zu sagen, als daß er einen weiten, bis zum Boden wallenden Mantel von dunkelblauer Farbe besaß, den er mustergültig um seine junge Gestalt zu drapieren verstand. Und Fräulein Annika hatte auch ihn lieb.

An einem Julitag sandte der Pfarrherr von Raslinge Fräulein Annika einen Boten und kündigte sein Erscheinen auf Rockesnäs an. Der Bote hatte eine lange Epistel mit — denn der Pfarrer von Raslinge schrieb gern und viel, und zuweilen schrieb er in Versen — in der Fräulein Annika aufgefordert wurde, an diesem Tage ihren Entschluß in der Heiratsfrage zu fassen. Falls sie noch schwankend wäre, würde der Pfarrer ihr raten und an Vaters Statt über ihr Herz und ihre Hand verfügen. Denn er könnte es nicht länger mit ansehen, wie der Ruf seines Beichtkindes durch die häufigen Besuche der drei Freier gefährdet würde.

An diesem Tage saß Fräulein Annika im großen Saal an ihrem Stickrahmen und stickte das Monogramm unseres Heilands in Silber und Gold auf einen Altarbehang für die Raslinger Kirche. Lillevi hatte sie an das Eckfenster auf Posten gestellt, um nach dem Pfarrer Ausguck zu halten. Und jeden Augenblick fragte sie:

„Nun, siehst du was, Lillevi?"

„Ja," antwortete das Mädchen, „ich seh' den Luchs um den Schloßteich wandern. Er schleicht so behutsam, als ginge er auf die Jagd. Aber der Mantel bauscht sich im Winde und verrät ihn."

„Und siehst du sonst nichts?" fragte Fräulein Annika.

„Doch," antwortete das Mädchen, „ich sehe den Thau in Fräuleins Rosenhecke. Das Gesicht birgt er in den Rosen und wird sich wohl die Haut aufritzen. Der denkt an Fräulein Annika. Das weiß ich ganz gewiß."

„Aber der Pfarrer ist nicht zu sehen?" fragte Fräulein Annika.

„Nein, der Pfarrer nicht. Aber der Hilfspastor hockt dort in den Erdbeeren. Gott segne ihn, was hat er für flinke Finger! Gott segne ihn, was pfropft er seinen mageren Leib voll! Der wird wohl mit der Zeit noch Bischof!"

„Jetzt hab' ich mich mit der Nadel gestochen", sagte Fräulein Annika und steckte den Finger in den Mund. „Stell' den Rahmen fort, Lillevi. Ich traue mich nicht, weiterzuarbeiten, bis die Wunde aufgehört hat zu bluten. Aber wenn es so kommt, Lillevi — und das glaube ich — wenn es so kommt, daß ich den Thau heirate, dann sähe ich es gern, wenn du Klein-Lasse nähmst."

„Kommt wohl drauf an," meinte das Mädchen, „was für eine Pfründe er kriegen kann."

Annika sagte: „Du hast gereimt, Lillevi, wünsch' dir geschwind was!"

Und das Mädchen gab zurück:

„Ich weiß schon, was ich mir wünsche."

Im selben Augenblick ging die Saaltür auf, und der Raslinger Pfarrer trat ein, mit langen Schritten, die sich in Lehm auf dem Boden abzeichneten. Er hatte den Weg über die Felder genommen, um einen Blick auf das Hofgesinde zu werfen, das den Roggen mähte. Und er war durchaus nicht erbaut.

„Faulheit und Unzucht, Annika, Faulheit und Unzucht. Es ist hoch an der Zeit, daß du einen Herrn bekommst und der Hof einen Gebieter. Mach' ein Ende, Annika, mach' ein Ende! Ich sehe, du hast den Arnold Luchs gerufen. Und das freut mich, Annika, das freut mich. Er ist ein Jüngling von scharfem Verstand und recht guten Sitten. Arm freilich wohl, aber du hast ja mehr als genug für euch beide."

Fräulein Annika erwiderte: „Ich habe Arnold Luchs nicht gerufen, und auch keinen der anderen. Aber wenn der Herr Pfarrer sich umgesehen hätte, würde er wohl den Thau in der Rosenhecke und Klein-Lasse in den Erdbeeren entdeckt haben."

Lillevi trug ein Tablett mit allerhand Erfrischungen herein, stellte es vor den Pfarrer auf den Tisch und entfernte sich. Und der Pfarrer aß und trank und sagte:

„Noch immer das alte Lied? Noch immer ebenso wankelmütig? Laß das Herz reden, Annika, laß das Herz reden!"

„Das tue ich ja eben", erwiderte Annika. „Und um die Wahrheit zu sagen, es spricht nur zu viel. Nein, jetzt soll der Herr Pfarrer reden."

„Na ja, freilich," kaute der Pfarrer, „na ja, freilich. Dazu bin ich ja gekommen. Ach so, das Herz spricht zu viel? So etwas kommt vor. Wir wollen uns also an den Verstand wenden. Was sagt der Verstand zu Robert Thau?"

„Thau ist reich. Er braucht mich nicht."

„Wahr," sagte der Pfarrer, „sehr wahr. Da hat das Herz **und** der Verstand gesprochen. Du sollst sehen, Annika, wenn du weniger an dich selbst denkst und mehr an die, denen du gut bist, wird die Wahl dir leicht fallen. Ja, der Thau ist gewaltig reich und braucht dich nicht. Aber Lasse ist arm wie eine Kirchenmaus, das weiß Gott und das ganze Kirchspiel. Und Arnold Luchs hat seinen schönen Mantel und sein stolzes Gehaben und sonst nichts. Da hast du nun zu wählen."

Fräulein Annika erhob sich und begann auf und ab zu wandern, die Hände gekreuzt und hart an die Brust gepreßt. Sie war sehr betrübt. Denn kaum hatte sie gesagt, daß der Thau sie nicht brauche, und kaum hatte ihr Beichtvater ihn von der Wahl ausgeschlossen, als schon alle seine Vorzüge, sein männlicher Ernst, seine kräftige Gestalt und vor allem sein treues, zärtliches Gemüt, in der lockendsten Beleuchtung vor ihr standen. Also wankte sie unruhig auf und ab, kam recht nahe zum Eckfenster, kehrte aber hastig um und machte sich in der dunkelsten Ecke des Saales etwas zu schaffen. Unterdessen ließ es sich der Raslinger Pfarrherr, der recht ausgehungert war, gut schmecken; er aß und trank nach Herzenslust, wobei er jedoch nicht abließ, über die heikle Frage nachzudenken. Und er sagte:

„Ein solcher reichbesetzter Tisch sollte Faxe täglich zu Gebote stehen. Ei, ei! Ei, ei, wer weiß, ob ihm das zuträglich wäre? Wer weiß, ob das nicht seine Gottesfurcht und seinen Eifer im Dienste erschlaffen würde? Von einem armseligen Bauernhüttchen kommt er, und sollte sich schon in den zwanziger Jahren gütlich tun wie ein Bischof? Nein, nein, keineswegs wäre das zuträglich. Gemästete Hähne bekommen schlaffe Sporen. Der Luchs hingegen, der Arnold Luchs? Der ist's schon gewohnt. Der Vater war ein wohlhabender Mann, wenn auch verschwenderisch, und der Großvater Bürgermeister in Kalmar. Was der Jüngling braucht, das ist eine kräftige Ehefrau, die ihm einen Schups vorwärts geben kann. Dann kann er's weitbringen, wird vielleicht noch einmal Landeshauptmann, wenn Gott es so fügt. Annika, mein Mädchen, was sagt der Verstand zum Luchs?"

Annika erwiderte:

„Das weiß ich, wer mich und mein Gut am nötigsten braucht, das ist Klein-Lasse. Arm ist er, so daß die Kleider ihm am Leibe reißen. Und außerdem hat er Mutter und zwei Schwestern zu erhalten."

„Ja gewiß," schrie der Raslinger Pfarrer, der ein heftiges Temperament hatte, „das konnt' ich mir denken. Sag' ich nein, wipps, sagst du ja. Aber ich renne nicht im Kirchspiel herum, um mit einem törichten Mädel Versteckens zu spielen. Und Gott sei Preis und Dank für Speise und Trank, und dir auch, Annika. Jetzt gibst du mir fünf Minuten Zeit, die Sache zu bedenken, die wirklich kitzlig ist. Des ferneren gibst du mir ein Glas Malvasier. Aber vom besten. Denn es kann die Mühe lohnen."

Der Pfarrer bekam, was er verlangt hatte. Und Annika setzte sich in die dunkelste Ecke des Saales hinter den Stickrahmen; aber weder daß sie da zum Sticken sehen konnte, noch daß sie die geringste Lust zum Sticken verspürte. Verstohlene Blicke über den Rand des Rahmens werfend, beobachtete sie den Pfarrer, der langsam an seinem Glase

nippte. Nach vollen fünf Minuten oder vielleicht zehn leerte er das Glas bis auf den letzten Tropfen, rief nach Lillevi und befahl ihr, in den Garten hinauszugehen und die drei Freier zu holen. So geschah es.

Lars Olofsson Faxe, Robert Thau und Arnold Luchs traten in der erwähnten Reihenfolge in den Saal, verneigten sich vor dem Pfarrer und verneigten sich vor Fräulein Annika, die sich jedoch hinter dem Stickrahmen recht wohl verborgen hielt. Hierauf stellten sie sich in einer Reihe vor dem Pfarrer auf, hinlänglichen Zwischenraum zwischen sich lassend. Und es sah die ganze Zeit aus, als hätten sie die größte Lust, einander den Rücken zuzukehren. Was doch unbedingt erfordert hätte, daß sie sich im Dreieck aufstellten. Der Pfarrer apostrophierte sie folgendermaßen:

„Jawohl, meine Herren, da seid Ihr jetzt, und nach dem, was ich vernommen habe, seid Ihr ja mehr oder weniger die ganze Zeit über da. Bedenkt doch, was Ihr tut, was Ihr anstellt. Das geht doch nicht an. In meiner Gemeinde! Es ist wahr, daß Annika, das arme Kind, Euch allen dreien herzlich zugetan ist. Aber Ihr, die Ihr wohlerzogene, besonnene junge Leute seid, Ihr müßtet doch einsehen, daß zwei von Euch sich packen müssen. Und zwar, je eher, je lieber."

Das sahen sie vollkommen ein, und Faxe sagte:

„Herr Pfarrer haben ganz recht. Das ist eben, was ich mir täglich selbst gesagt habe: Möchte die Sache doch einmal entschieden werden! Und eines muß ich hinzufügen: Wofern Fräulein Annika nicht dieselben warmen, hehren Gefühle für mich hegt, die ich für sie hege, so tue ich am besten, mich anderswo umzusehen. Denn meine Lebensumstände sind, Gott gnade mir, nicht derart, daß ich bis in die Unendlichkeit warten kann. Deshalb sage ich: Eine Entscheidung in der Sache, Herr Pfarrer, eine Entscheidung!"

„Dessentwegen bin ich gekommen", erwiderte der Pfarrherr mit großer Würde. „Und hört nun zu! Sintemal Fräulein Annika in ihrer Güte keinen Unterschied zwischen Euch drei vortrefflichen Jünglingen machen will, hat sie einen Entschluß gefaßt, der in Wahrheit sowohl ihrem Verstand als auch ihrem guten Herzen alle Ehre macht. Sie will ihre Hand samt den daraus erfolgenden Reichtümern dem von Euch geben, der ihrer am allermeisten bedürftig ist und zugleich den meisten Nutzen von ihrer Zärtlichkeit und Fürsorge haben kann."

Als Faxe dies hörte, begann er im Übermaß seiner Freude zu zappeln wie ein Hampelmann.

Er stürzte auf den Pfarrer zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie nachdrücklich, eilte hierauf zu Fräulein Annika hinüber, verbeugte sich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Stickrahmens und küßte seine eigenen Fingerspitzen. Endlich beruhigte er sich so weit, daß er sagen konnte:

„Dann ist die Sache klar. Wer will bestreiten, daß ich der Ärmste und Jämmerlichste von uns dreien bin? Bin ich nicht ein elender kleiner Hilfsgeistlicher? Habe ich nicht mein altes Mutterle und die zwei armen Luders, meine Schwestern, zu versorgen? Wer kommt da gegen mich auf? Vom Thau wollen wir gar nicht erst reden. Aber Arnold Luchs? Er ist kein Krösus, wohl wahr. Aber hat er nicht seine Beziehungen, seine geborgene, vornehme Familie, hat er nicht eine stattliche Figur und obendrein noch diesen verdammt feinen Mantel, an dem alle Mädels hangenbleiben? Es ist gar kein Vergleich zwischen uns. Nein, nun danke ich Gott, daß ich der arme Schelm bin, der ich bin."

„Ja ja, mein lieber Faxe. Demut ist eine Tugend, aber man kann sie auch übertreiben. Laßt uns nun hören, was Robert Thau zu sagen hat."

„Viel ist es nicht", erwiderte Robert Thau, der mit gesenktem Kopf und betrübtem Antlitz dastand. „Nur dies: sintemal Kusine Annika all ihr Hab und Gut Lars Olofsson Faxe geben will, möge es ihm von Herzen vergönnt sein. Und ist es ihr Wunsch, daß ich mit warmer Hand Vallanäs oder Fränsta oder, sagen wir, auch alle beide Arnold Luchs gebe, so soll es geschehen. Ich bin zufrieden, wenn ich nur Annikas Hand und Herz und Liebe haben kann."

Nun zog der Raslinger Pfarrherr sein gesprenkeltes Taschentuch und wischte sich den Schnupftabak vom Talar und den Malvasier von den Lippen und die Tränen von den Wangen.

„Der Thau!" murmelte er. „Nein, der Thau, der Thau!"

Und er räusperte sich und sagte: „Stich drüber, wenn du kannst, Arnold Luchs!"

Arnold sagte: „Hab' ich recht verstanden, so ist hier die Rede von unserem Nutzen und unserem Vorteil und nicht von Fräulein Annikas. Und eher soll unsere Unwürdigkeit als unsere Würdigkeit bei der Wahl den Ausschlag geben."



Der Maler Karl Hagemeister.
(Nach einem Scherenschnitt von Otto Wiedemann.)
Zum 80. Geburtstag des Künstlers am 12. März.

„Na ja, so etwas in der Art mag es schon sein", gab der Geistliche zurück.

„Dann", sagte der Luchs und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, „hat Arnold Luchs hier nichts zu suchen. Denn wenn Fräulein Annika mich nicht braucht, so brauche ich Fräulein Annika noch weniger."

Damit schwenkte er so rasch auf dem Absatz herum, daß der Mantel wie Vogelflügel aufflatterte und die ganze Armut seiner Kleidung offenbarte und damit zugleich den Grund, weshalb er den prächtigen Mantel niemals ablegte. Und mit stolzen Schritten verließ er das Gemach.

„Ach, Sacherlot noch einmal!" schrie der Pfarrer. „Der Luchs! Nein, der Luchs!"

Er machte Thau und Faxe ein Zeichen, sich zurückzuziehen, bestellte hierauf noch ein Glas Malvasier sowie Papier, Feder und Oblaten. Fräulein Annika willfahrte seinen Wünschen, und während sie ihre unruhige Wanderung zwischen dem Eckfenster und dem Stickrahmen wiederaufnahm, arbeitete der Pastor mit Schweiß und Mühe auf dem Papier. Aus dem Umstande, daß er unaufhörlich an den Fingern abzählte und überdies sein Gesicht auf das schmerzlichste verzerrte, konnte Annika den Schluß ziehen, daß der Pfarrer Verse schrieb. Was sie erstaunte und beunruhigte.

Endlich stieß der Pfarrer einen vernehmlichen Seufzer aus, zum Zeichen, daß seine Mühen für diesmal glücklich vorüber waren. Er faltete das Papier fein säuberlich zusammen, verschloß es mit einer Oblate und reichte es Annika, indem er sagte:

„Nimm dies und eröffne es an deinem Hochzeitstage. Merke wohl! Nicht früher. Dein Schicksal steht in des Herrn Hand. Aber ich glaube wohl, daß ich auch ein bißchen Spurius davon habe, jawohl. Ja, ich kann wohl sagen, daß ich klar und deutlich sehe, wie diese Sache hier sich gestalten wird. Und um dir zu zeigen, daß dies keine leere Prahlerei ist, habe ich meine Prophezeiung auf diesem Zettel aufgezeichnet. Nun erwarte ich dich an irgendeinem Tage vor der Petersmesse in Raslinge. Und dann sollst du das Aufgebot bestellen. Gott mit dir, mein Kind!"

Und der gute Pfarrer ging seiner Wege, ohne auf Annikas Bitten um Rat und Hilfe zu hören. Aber noch am selben Abend faßte Fräulein Annika ihren Entschluß.

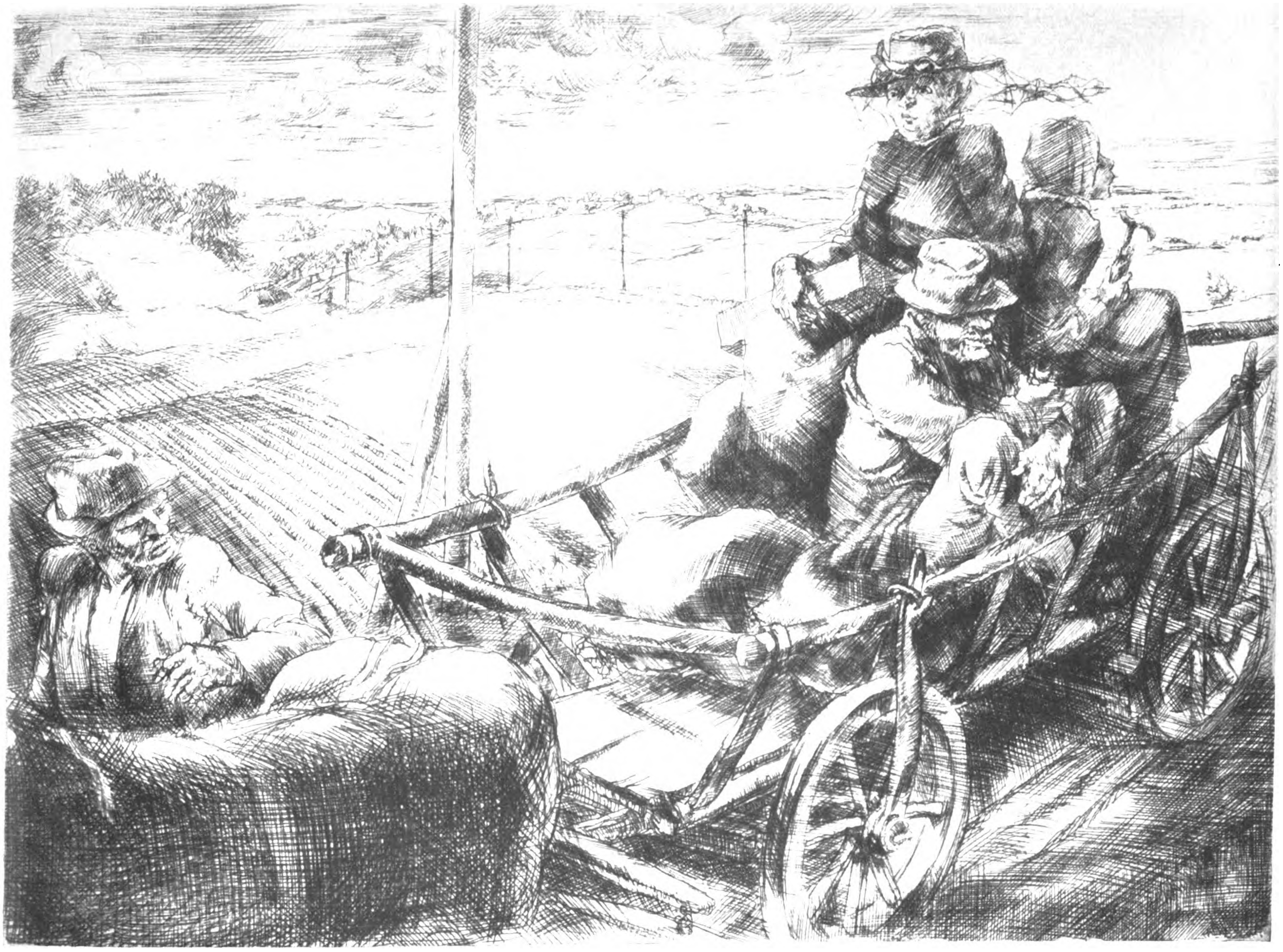
„Lillevi," sagte sie zu dem Kammermädchen, „was Lars Olofsson Faxe betrifft, so trachtet er nur nach Geld und Gut. Das soll ihm werden, soviel für ihn dienlich sein kann. Aber mit Vetter Robert ist es eine andere Sache. Der hat mich lieb und sonst nichts."

Und am Sonntag nach der Petersmesse bot der Raslinger Pfarrer von der Kanzel Fräulein Annika auf Rockesnäs und den hochwohlgeborenen Herrn Robert Thau auf Fränsta zum erstenmal auf.

Damit schien die Sache abgetan. Und sie war abgetan, wenn auch noch andere Schwierigkeiten Fräulein Annika erwarteten. Vor allem einmal Klein-Lasse, der an dem Hause festhing wie eine Klette an Schafwolle. Er ließ nicht locker, bis Fräulein Annika ihm nicht genug gegeben, um Mutter und Schwestern zu ernähren und ihn selbst und die Ehefrau, die er einstmals erkiesen würde, und die Kinder, die sie ihm gebären sollte. Aber nachdem Faxe glücklich sein Teil bekommen hatte, dankte er und zog ab.

Größeren Verdruß bereitete ihr Arnold Luchs. Jeden Abend kam er, gerade wie eine Fledermaus in der Dämmerung, und umkreiste unablässig das Haus. Bald sah sie seinen dunklen Mantel zwischen den Rosenhecken aufflattern, bald segelte er wie eine drohende Wolke um den Rand des Schloßteichs. Und da verursachte der Mantel die größte Unruhe, denn Annika glaubte in dem Antlitz seines Trägers den Ausdruck wilder Verzweiflung und düsterer Entschlossenheit zu lesen. Wozu noch kam, daß der Rockesnäser Schloßteich von alters her das Ansehen eines vortrefflichen Ortes für todgeweihte Liebende genoß. Mehrere Male schickte Annika ihr Kammerkätzchen aus, um Arnold Luchs' Gedanken und Absichten zu erforschen. Vergeblich. Der düstere Jüngling hüllte sich in seinen Mantel und setzte seinen unseligen Kreislauf fort.

Entweder, dachte Fräulein Annika, wird er mir etwas zuleide tun oder auch sich selbst. Ach, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen! Oder er raubt mich dem Thau gerade vor der Nase weg. Verbirgt mich in seinem Mantel und entführt mich weit, weit weg. Das wäre bedenklich, aber vielleicht gar nicht so übel. Denn wer kann mit Bestimmtheit sagen, daß meine Wahl die richtige war. Der Pfarrer? Der Pfarrer hat nichts gesagt –



Heimwärts. Radierung von A. Burkart.

(Aus dem Linden-Verlag, München.)

Im selben Augenblick erinnerte sie sich des versiegelten Papiers und wurde von dem heftigen Verlangen gepackt, das Siegel vor der Zeit zu erbrechen. Sie schickte Lillevi nach Raslinge, um sich die Genehmigung des Geistlichen dazu zu erbitten. Aber die wurde ihr auf das entschiedenste verweigert. Da steigerte sich Annikas Unruhe bis aufs äußerste. Vielleicht, dachte sie, steht es geschrieben, daß ich Arnold Luchs nehmen sollte. Ach, wenn ich es wüßte. Nichts sollte mich dann hindern, das Band mit Thau zu zerreißen. Denn ich fühle nun allzuwohl, daß ich ohne Arnold nicht leben kann. Thau liebt mich auf seine unterwürfige, sanftmütige Art, aber habe ich wohl das Recht, sein Glück mit Arnolds Leben zu erkaufen?

Diese Frage beantwortete sie verneinend und beschloß, das Siegel zu brechen, um so bald wie irgend möglich Kunde über ihr Schicksal zu erlangen. Immerhin war ihre Ehrfurcht vor dem Pfarrer so groß, daß sie erst noch einen Versuch machen wollte, ihn zur Einwilligung zu bewegen. Zu diesem Behufe ließ sie anspannen und fuhr in raschem Trab zum Raslinger Pfarrhof. Es war ein Samstagabend, der Tag vor dem dritten Aufgebot. Aber ehe sie fuhr, befahl sie Lillevi, aus der Ferne ein achtsames Auge auf Arnold Luchs zu haben und um jeden Preis zu verhindern, daß er etwa irgendeinen verhängnisvollen Entschluß zur Ausführung bringe.

Nun wollte es das Unglück, daß der Geistliche an diesem Abend zu der Gräfin nach Falla gebeten worden war. Und als Annika den eine halbe Meile langen Weg nach Falla fortgesetzt hatte, fand sie auch dort keinen Trost. Denn der Pfarrer und die gräfliche Familie waren weit hinaus ins Schilf gegangen, um Krebse zu fangen. Und es war ganz ungewiß, wo sie sich befanden, und auch, wann sie heimkehren würden. Fräulein Annika befahl dem Kutscher, umzukehren und spornstreichs heimzufahren. Da fuhr sie nun in den Augustabend hinein, umgeben von einer dichten Staubwolke. Aber dichter als die Staubwolke waren die Kümmernisse und Ängste, die sie umgaben.

Heimgekommen, eilte sie in den Saal, öffnete ihren Nähschrein, nahm das versiegelte Papier heraus, erbrach es und las folgende Verse:

„Klein-Lasse bringt dein Mitleid Gewinn,
Mit Thau trittst zum Altar du hin,
Doch den Luchs bringst du nimmer aus dem Sinn."

Sie las die Zeilen verschiedentliche Male durch, wurde aber nicht im geringsten klüger daraus, wie es sich bald zeigen sollte. Anstatt Lillevi zu rufen und zu erforschen, was sich möglicherweise zugetragen haben mochte, fühlte sie sich plötzlich von der unerschütterlichen, entsetzlichen Gewißheit durchdrungen, daß Arnold Luchs entweder sein junges Leben schon verkürzt hatte oder auch — und das schien ihr beinahe noch gewisser — gerade jetzt im Begriff stand, es zu tun. Außer sich vor Entsetzen und Reue stürmte sie in das Rosengärtlein hinunter, lief zwischen den Hecken hin und her, zerfetzte ihre Kleider an den Dornen, und ihre Hände und ihr armes, schönes, tränenüberströmtes Antlitz. Die Augustdämmerung spielte ihr unzählige Streiche. Unaufhörlich sah sie den stolzen, dunklen, lieben Mantel zwischen den Büschen hervorgleiten, im Dunkel der Laubwölbungen verschwinden, wiederauftauchen, abermals verschwinden. Sie vermochte nicht, den Namen ihres Geliebten zu rufen, ihre Kehle stieß nur tiefe, schmerzliche Seufzer hervor.

So hin und her irrend, kam sie allmählich zum Schloßteich, und hier auf der Rasenböschung, die sachte zum Wasserspiegel abfiel, fand sie Arnold Luchs' Mantel. Der nahm sich in der Dunkelheit wie ein gähnender Abgrund aus, wie eine Finsternis in der Finsternis. Und Annika, die wohl wußte, daß Arnold sich nie ohne Zwang von diesem geliebten Stück trennte, begriff sofort, was geschehen sein mußte. Sie warf sich kopfüber auf den Mantel, drückte ihre Lippen, ihr ganzes Antlitz und ihren bebenden Leib in das weiche Tuch. Für einige Augenblicke verlor sie die Besinnung.

Als sie wiedererwachte, vernahm sie Arnolds Stimme. Sie drehte vorsichtig den Kopf und unterschied nun die hohe, schlanke Gestalt — zum erstenmal ohne Mantel — wie sie in sachter Gelassenheit dem Rasensaum entlangwanderte. Umschlungen und eng an ihn gepreßt ging das Kammerzöfchen Lillevi. Das kleine, blauäugige, flachshaarige, feingeschweifte Elfenbeinpüppchen, von dem wir zu Anfang dieser Geschichte gesprochen haben.

Die Nacht war still und lautlos, wie die Augustnächte oft sind, und Fräulein Annika konnte deutlich all die Zärtlichkeitsbezeigungen vernehmen, mit denen Arnold Luchs Lillevi überschüttete. Darum huschte, als die beiden Liebenden in genügend weite Entfernung von ihr gekommen waren, Annika aus dem dunklen Mantel, huschte in die Rosenhecke und verschwand vom Schauplatz dieses Liebesstelldicheins.

Und am folgenden Tage verkündigte der gute Raslinger Pfarrer zum drittenmal das Aufgebot zwischen Fräulein Annika auf Rockesnäs und dem hochwohlgeborenen Herrn Robert Thau auf Fränsta.

(Einzige autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.)

WINTER IN NORWEGEN

STIMMUNGSBILDER AUS DER HEIMAT DES SKISPORTS

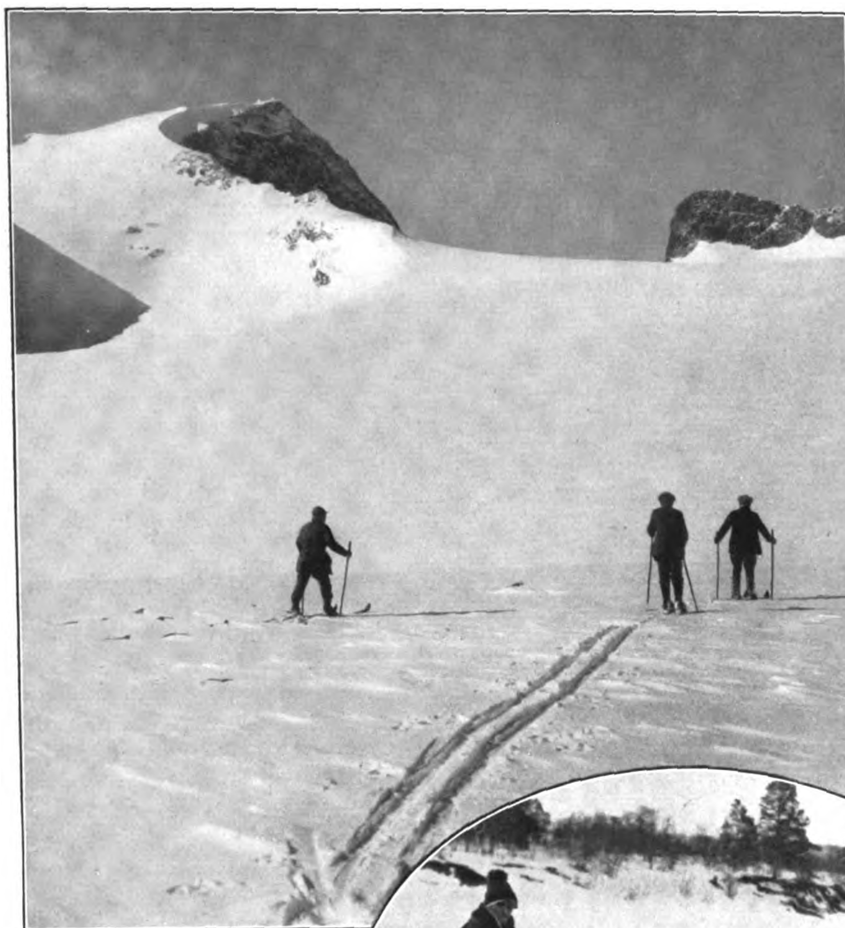
VON DR. PAUL GRASSMANN, OSLO



Kurze Rast. (Phot. Neupert, Oslo.)



Auf der Fahrt ins Skigelände: Hochbetrieb auf einer Station der Bergenbahn. (Phot. Neupert, Oslo.)



Im Jotunheim, einem Gebirgsstock in Mittelnorwegen: Auf dem Styggebrä-Plateau am Galdhöpig (2561 m), dem höchsten Berg des nördlichen Europas. (Phot. Wilse, Oslo.)



Lappe beim Skijöring hinter dem Renntier.

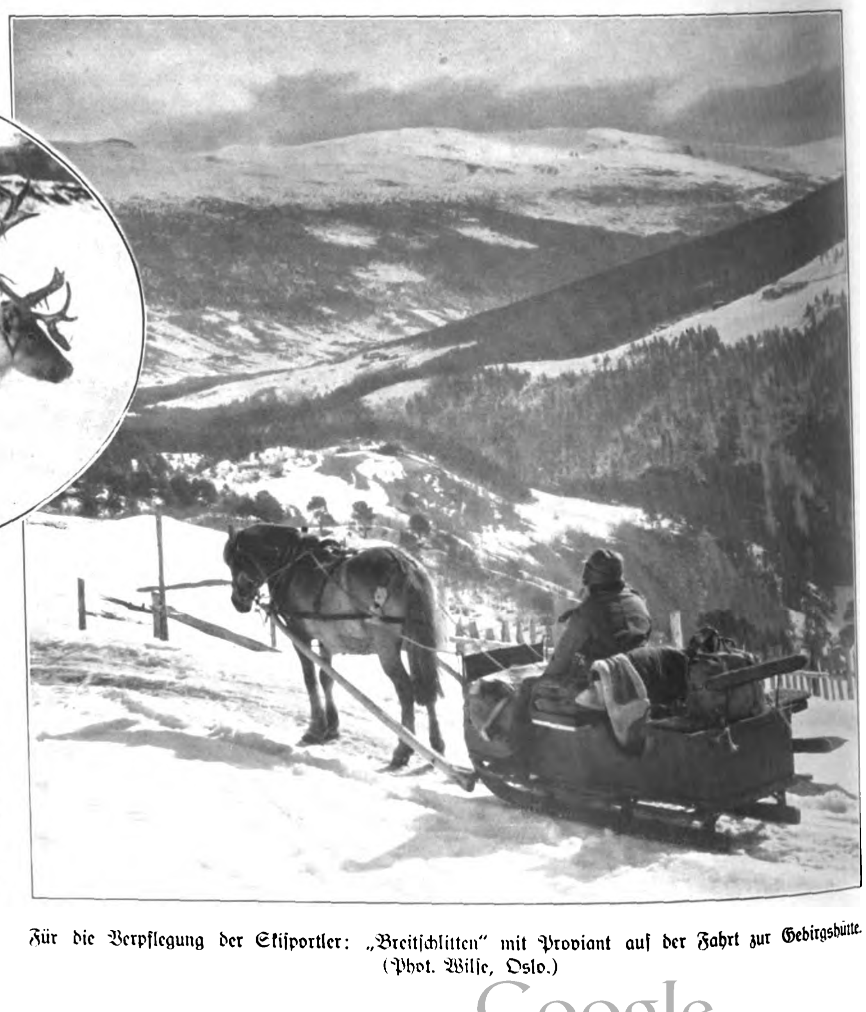
Wenn bei uns die Frühlingskleider zurechtgelegt werden und Rodel, Schlittschuh und Schneeschuh schon längst den Sommerschlaf angetreten haben, dann ist in Norwegen die Hochsaison des Wintersports noch lange nicht vorüber. Ende Februar oder Anfang März lockt alljährlich das Holmenkollen-Rennen die besten Skiläufer der Welt, und auch wenn im „Studenterlund", den Parkanlagen beim Osloer Nationaltheater, der Lenz erwacht ist, finden noch überall in den höher gelegenen Teilen des Landes Skirennen statt.

Der Ausklang und gleichzeitig Höhepunkt des norwegischen Winters ist das Osterfest auf dem Hochgebirge, wo die heißen Sonnenstrahlen, von der weißen Schneedecke reflektiert, in wenigen Stunden aus dem städtischen „Bleichgesicht" einen waschechten Neger hervorzaubern. Nach Ostern braun zu sein, gehört zum guten Ton, besonders in der Landeshauptstadt. Mit Unrecht ist der nordische Winter verschrien. Die „trostlose ewige Winternacht" gilt wohl für Nordskandinavien, gilt für Hammerfest, wo drei Monate lang die Sonne nicht aufgeht und die Straßenlampen ebensolange ununterbrochen brennen, Tag und Nacht. Wohl sind auch im südlichen Norwegen die Tage nur kurz — aber zum Entgelt strahlt die Sonne fast immer vom wolkenlosen blauen Himmel auf die weißen Schneeflächen. Viele Meilen weite Skitouren kann man auf den langgestreckten Bergkämmen unternehmen, ohne — wie etwa in der Schweiz — ins Tal hinunterzumüssen, viele Tage wandern, ohne von hutschachtelbeladenen Salontouristen gestört zu werden. Die herbe Unberührtheit der Fjälle gibt dem norwegischen Winter das Gepräge und wird einmal den einsamen Norden zum Ruheplatz für die kranken Nerven Europas machen.

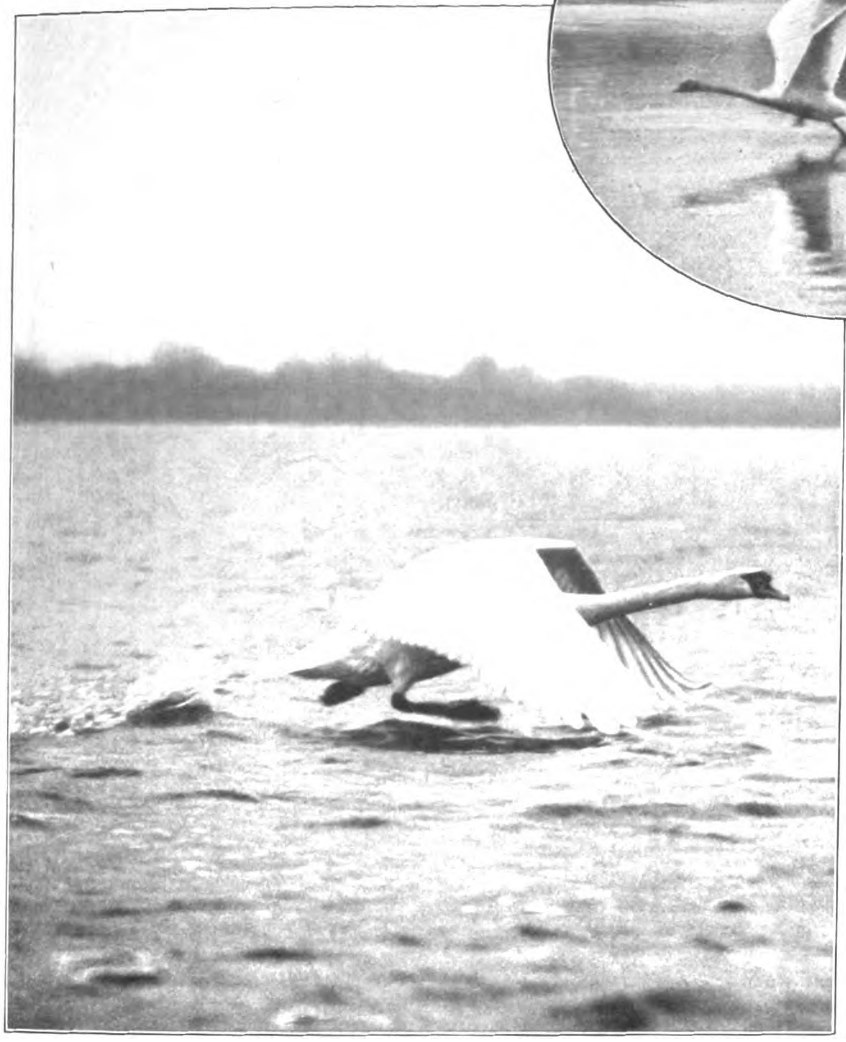
Wenn auf dem Firnschnee die Frühlingssonne glitzert, wer kann da zu Hause sitzen? Und wenn dann das Getriebe des grauen Alltags in unendlicher Ferne versunken ist — wer wird da nicht frei aufatmen, sich nicht als ein König fühlen, wenn er von der Höhe herabschaut auf das, was ihm zu Füßen liegt? Fast lautlos, ohne Widerstand zu finden, tragen die langen Hölzer uns auf der hartgefrorenen Decke vorwärts; in halsbrecherischer Fahrt geht es hinab ins Tal, zu den Gebirgsdörfern, wo die Kinder mit Schneeschuhen zur Welt kommen.

In wenigen Stunden führt uns von Oslo aus die Bergenbahn hinauf nach Geilo und Finse, wo man fast das ganze Jahr Ski laufen kann. Oder wir nehmen zum Ziel die Fjälle Telemarkens, der Heimat des Skisports. Hier finden wir ein vom Touristenstrom ganz unberührtes, wunderschönes Stück Erde und haben Gelegenheit, auf den einsamen Gebirgshöfen die Telemarksbauern kennenzulernen. Dorthinauf führt freilich kein Schienenstrang und keine Automobilstraße; mühsam bricht der Eisbrecher unserem Kanaldampfer den Weg, und das letzte Stück müssen wir im Schlitten oder auf Schneeschuhen zurücklegen. Doch zum Entgelt der aufgewandten Mühe kommen wir ins Land der tausend Könige; ist doch jeder dieser Gebirgsbauern ein kleiner König, ist der eigene Herr in seinem Reiche, das oft Meilen umfaßt, und läßt sich von niemand in das hineinreden, was ihn und sein Land betrifft.

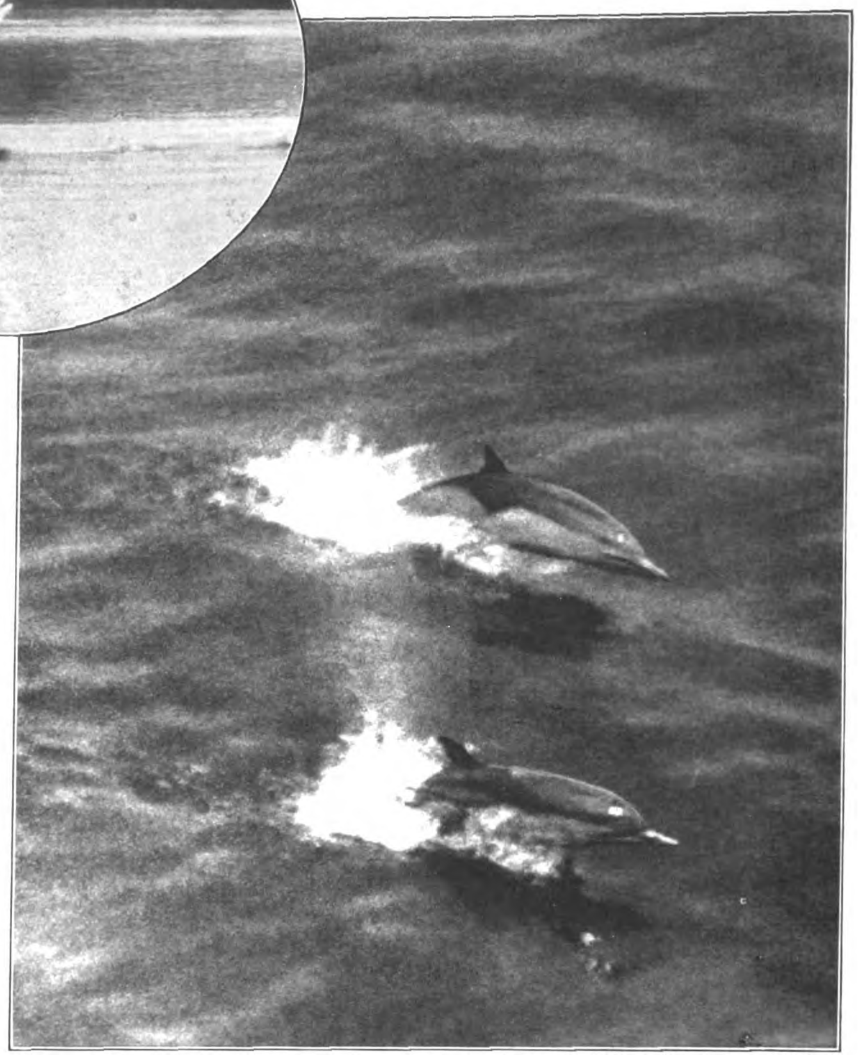
Nicht in den Städten kann man den norwegischen Winter erfassen. Wer aber einmal auf den Bergkämmen Telemarkens gewandert, abends auf der Sennhütte am prasselnden Kamin den Zauber des Hüttenlebens kennenlernte, wer nachts über den Fjällen das Nordlicht glühen sah — den zieht es immer wieder mit unüberwindbarer Sehnsucht zu jenen schneebedeckten Bergen.



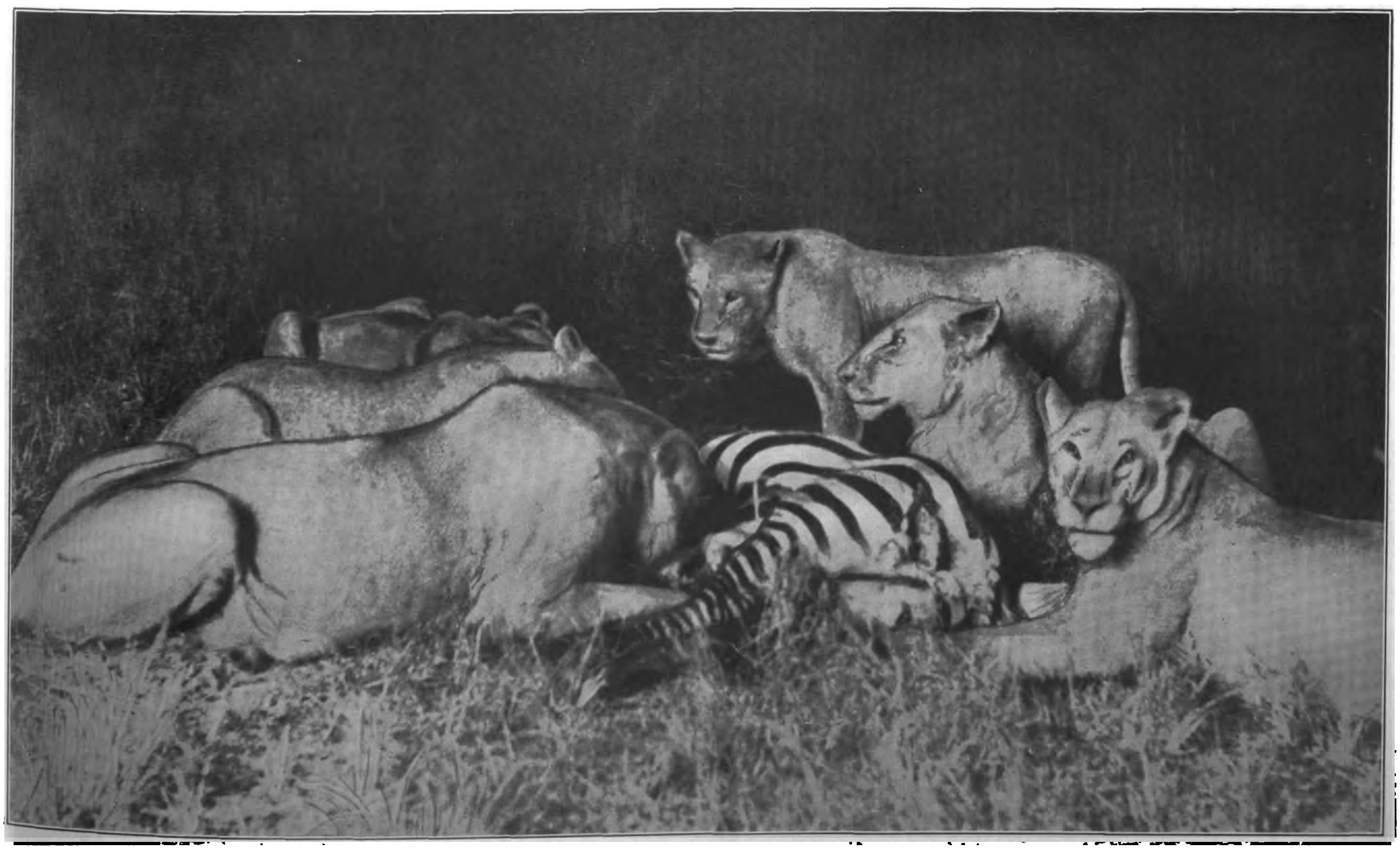
Für die Verpflegung der Skisportler: „Breitschlitten" mit Proviant auf der Fahrt zur Gebirgshütte. (Phot. Wilse, Oslo.)







Links und im Oval: Ein lebendes Wasserflugzeug: Ein knapp über der Wasseroberfläche dahinfliegender Schwan, der, um rasch vorwärts zu kommen, seine Beine als Ruder benutzt. Der weit vorgestreckte Hals und die hoch erhobenen Flügel (Bild im Oval) betonen das fluchtartige Moment in der Bewegung des Schwans. — **Rechts:** Keine Torpedos — sondern ein Paar Delphine, wie sie an der westafrikanischen Küste und in den subtropischen Gebieten häufig zu sehen sind.

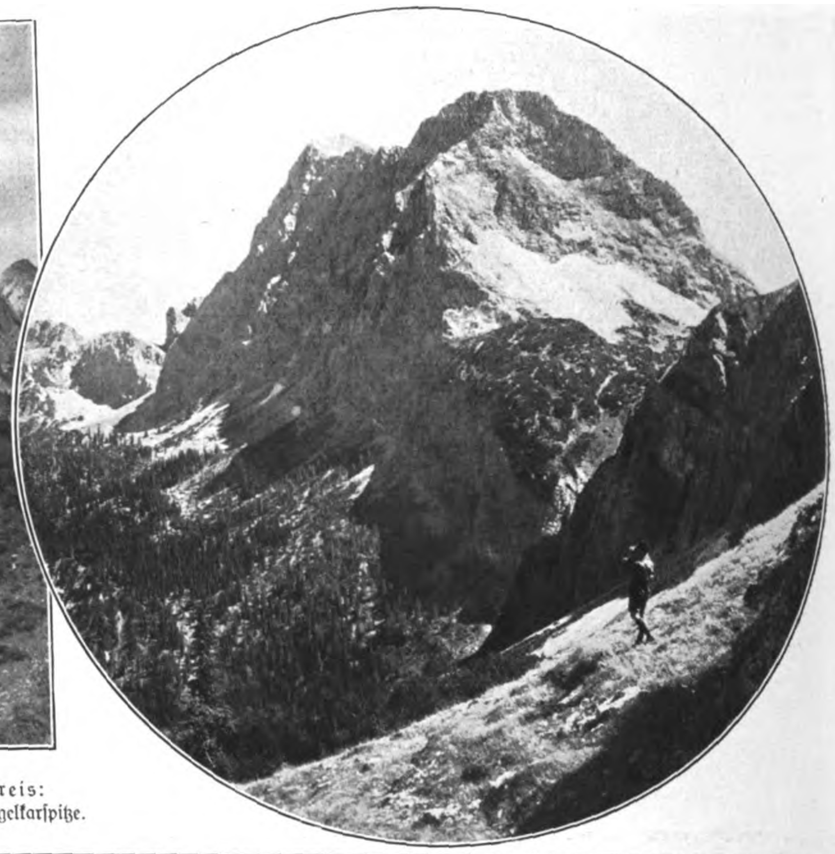


Im Herzen von Zentralafrika: Sechs Löwen beim Reißen eines frisch geschlagenen Zebras.

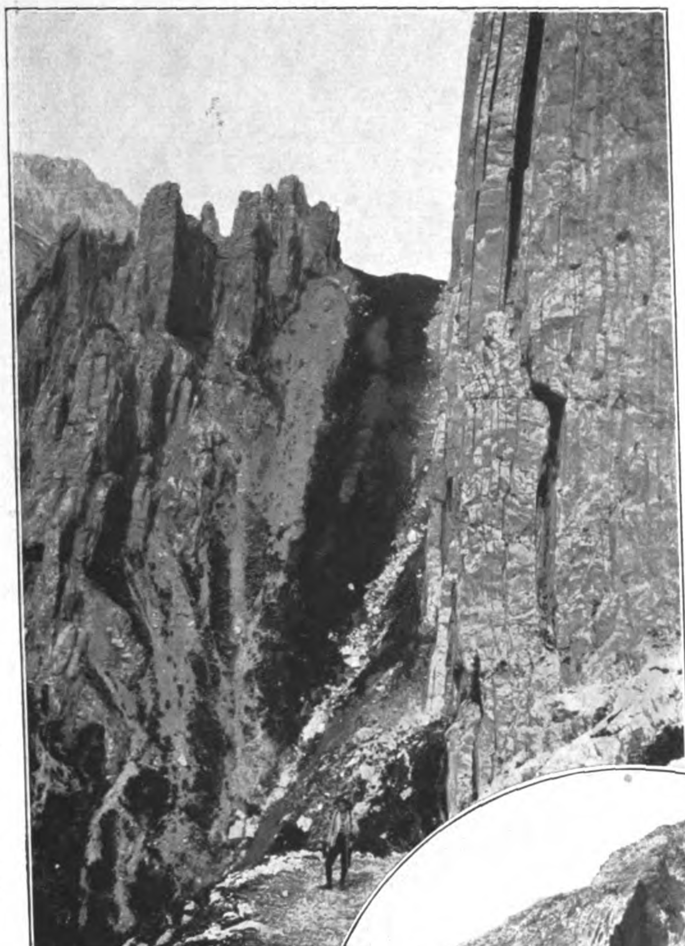
SELTENE TIERSTUDIEN MIT DER KAMERA

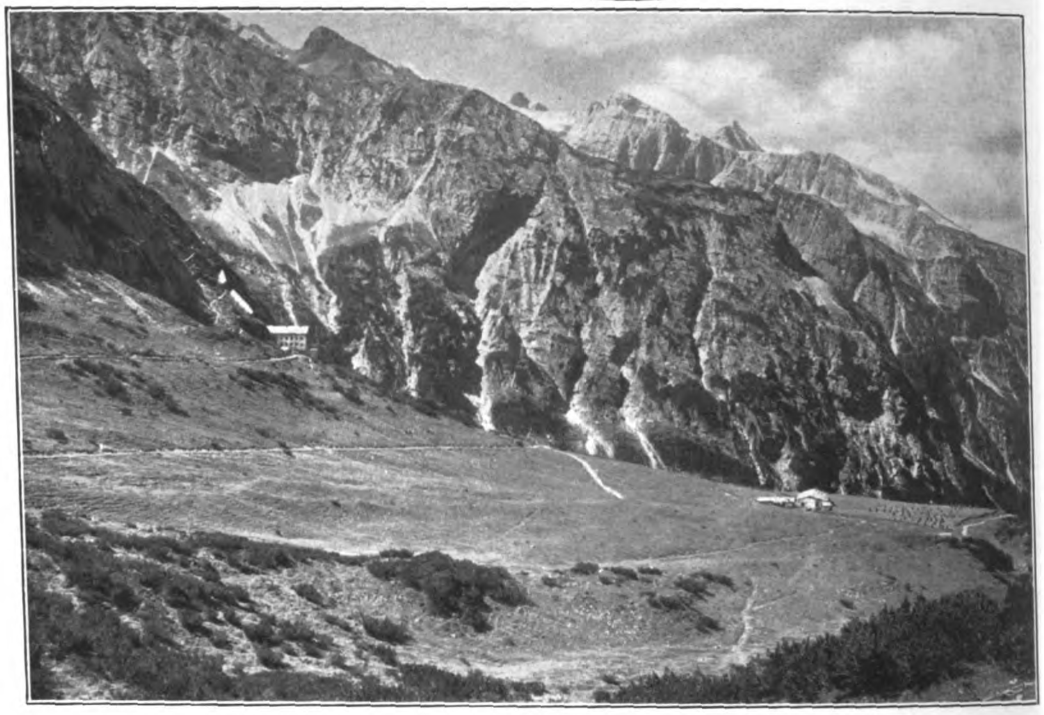


Bei der Ladizalpe.



Im Kreis: An der Vogelkarspitze.

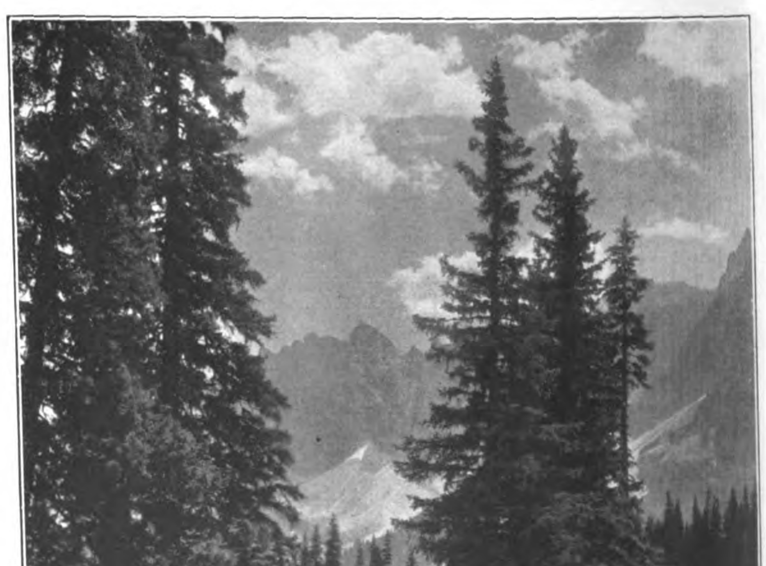




Am Karwendelhaus. — Unten rechts: Blick auf die Laliderer-Wände.

Gespaltene Wand. Nebenstehend: Lasatscher Nordwand.





Das Karwendelgebirge als Naturschutzgebiet.

Zur Erklärung des Tiroler Teils zum Banngebiet.

(Vgl. hierzu den Beitrag auf Seite 412.)
Abbildungen von Karl Dornach, Innsbruck, außer Abbildung rechts oben (Phot. Max Löhrich, Leipzig).

Giulietta Balagni

EINE GENUESER GESCHICHTE VON ADOLF OBÉE

In Genua lebte zur Zeit, als die Republik von den heftigsten inneren Kämpfen erschüttert wurde, Andrea Martaldi: ein Rechtsgelehrter aus altangesehener Familie. Er stand im Dienste der Adelspartei, die aus seinen klugen, von Gelehrsamkeit ebenso wie von Menschenkenntnis zeugenden Ratschlägen manchen Nutzen zog. Obschon er völlig frei von Ehrgeiz war und ein persönliches Hervortreten sorgfältig vermied, geschah es doch, daß sich gerade auf ihn der Haß aller Gegner richtete, so daß er, ein humaner und stiller Mann, täglich und stündlich als das grausamste und blutgierigste Ungeheuer hingestellt und sein Name zu jeder Minute mit den schrecklichsten Flüchen beladen wurde, ohne daß er sich, im Gefühl, seine Pflicht nach bestem Gewissen zu tun, darum gekümmert oder je etwas dagegen unternommen hätte, obgleich er schon mehrmals in Lebensgefahr geschwebt hatte.

Da er früh Witwer geworden war, hatte sich seine ganze Liebe auf seinen einzigen Sohn Giovanni gerichtet, dem er die sorgfältigste Erziehung und Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte hatte zuteil werden lassen, und zwar an auswärtigen Schulen, da es ihm selbst an Zeit zur Überwachung fehlte und er den Sohn auch nicht eher dem unruhigen Parteigetriebe ausgesetzt sehen wollte, bis er Reife und Fähigkeit haben würde, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Mit dreiundzwanzig Jahren etwa war Giovanni in das väterliche Haus zurückgekehrt; aber Andrea war nicht dafür, ihn nun sogleich in einen engumgrenzten Wirkungskreis hineinzusetzen, sondern beschloß, zunächst einmal abzuwarten, wann und wo sich für den Sohn etwa ein geeignetes und ersprießliches Tätigkeitsfeld bieten werde, und hatte nichts dagegen, daß der junge Mann inzwischen seine Tage mit Reiten, Fechten und anderen körperlichen Übungen verbrachte.

Eines Tages kam Giovanni von seinem Morgenritt zurück, fand aber die Hauptstraße, durch die er seinen Weg nehmen wollte, von einem Menschenauflauf gesperrt. Er glaubte zunächst, eine der gewöhnlichen Zusammenrottungen von Unzufriedenen vor sich zu haben, sah dann aber, daß es nur Neugierige waren, da ein großes Gerüst an einem der Häuser zusammengebrochen war und mit seinen Trümmern die Straße sperrte. Er bog daher in eine Seitenstraße ein und mußte durch ein Gewinkel von engen Gassen hindurch, um seine Richtung wiederzugewinnen.

In einer dieser Gassen sah er vor einem Hause ein junges Mädchen, dessen ungewöhnliche Schönheit ihm wie ein Schlag durch den Körper ging, so daß er, ohne es zu wissen, einen Ruck an den Zügeln tat. Sie schien die Tochter eines Seilermeisters zu sein, denn aufgerollte Stricke, Wäscheleinen, Knäuel von Bindfaden, Zugstricke für Pferdegeschirre und andere Seilerwaren waren auf einem langen schmalen Tisch vor dem Hause ausgelegt und an der Hauswand aufgehängt und zur Schau gestellt. Das Mädchen sprach mit einem Käufer, einem jungen Mann, der in Giovannis Alter sein mochte und trotz seiner wunderlichen Kleidung schlank und wohlgebaut erschien, wozu sein demütiges und ungelenkes Benehmen nicht recht passen wollte. Giovanni bemerkte, daß die Verkäuferin den jungen Menschen auf eine Weise behandelte, in der Abscheu, Hochmut, Verachtung und Unwillen sich mischten, und je demütiger sich der Bursche gebärdete, um so zorniger schien das Mädchen zu werden, um so weniger die grenzenlose Ergebenheit zu bemerken, die aus seinen Bewegungen sprach, denn anzusehen wagte er sie überhaupt nicht. Schließlich spießte die schöne Hochmütige eine Bindfadenrolle auf einen Holzstab und reichte sie so dem schüchternen Käufer, der seine Kupfermünzen auf einer Kiste niederlegte und, sich häufig umsehend, davonschlich, während das Mädchen dreimal über die Münzen hinblies und sie dann mit dem Stab in eine Schachtel streifte, als wolle sie nicht einmal das Geld berühren, das der Verhaßte in der Hand gehalten hatte.

Giovanni hatte dies Benehmen mit Freude angeschaut, ohne daß ihm klar wurde, warum es ihn so ergötzte. Jetzt fragte er, was der Ärmste denn verbrochen habe, daß die Signorina ihn gar so schnöde behandle. Das Mädchen warf einen Blick zu dem Reiter hinauf, errötete und sagte kurz: „Das war Antonio Mandra." Giovanni lachte und fragte: „Ist es denn ein Verbrechen, Antonio Mandra zu sein?" Das Mädchen sah abermals zu ihm auf, diesmal erstaunt, als begriffe sie ihn nicht; dann ward ihr klar, daß der Herr wohl aus der Fremde komme, sie sagte noch kürzer: „Sein Vater ist der Henker" — und ging in das Haus.

Giovanni blieb ein wenig verblüfft zurück und ritt dann in etwas schnellerer Gangart davon, als er herangekommen war, denn er hatte das hochmütige Übersehen des armen Teufels wenigstens zum Teil dem Gegensatz zugeschrieben, den seine eigene stattliche Reitererscheinung dem demütigen Burschen gegenüber gemacht hatte, und schämte sich jetzt nicht wenig. Trotzdem nahm er am nächsten Tag seinen Weg wieder durch diese Gegend, bog aber schon von der Hauptstraße ab, ehe er noch den Ort der gestrigen Sperrung erreicht hatte, weil er sich auf diese Weise in dem Glauben erhalten konnte, die Straße sei noch immer nicht passierbar, denn ein so großes Gerüst könne man schwerlich schon beiseitegeräumt haben. Zwei weitere Tage noch belog er sich auf die gleiche Art, und als das nicht mehr anging, wurde er trotzig gegen sich selbst und fragte sich so herausfordernd, als habe er einen Gegner vor sich, ob ein Martaldi nicht etwa in Genua reiten könne, wo es ihm beliebe.

Er traf das Mädchen auch jedesmal vor dem Hause an, doch erwiderte sie seinen Gruß immer kürzer und zog sich schließlich schon zurück, wenn sie ihn kommen sah, denn sie hatte natürlich seinen Zustand viel genauer erkannt als er selbst und mochte einigen Grund haben, der Aufmerksamkeit eines offenbar reichen und vornehmen jungen Mannes mit Mißtrauen zu begegnen. Je öfter sie ihm auswich, um so stärker sehnte sich Giovanni nach ihrem Anblick und dem Klang ihrer Stimme, so daß er schließlich, um das Aufsehen zu vermeiden, das sie zu scheuen schien, die einfachste Kleidung anlegte und zu Fuß in der kleinen Straße erschien, unter dem Vorwand, Seilwerk für ein Segelboot nötig zu haben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er auch ihren Namen, als aus dem Innern des Hauses der Ruf „Giulietta!" erscholl, während er aus einem Schild im Laden ersah, daß ihr Vater Pietro Balagni hieß.

Mit dem Einkauf des Tauwerkes kam er weder beim ersten noch beim zweiten und dritten Male zu Ende, so viel hatte er zu messen, zu prüfen, zu verwerfen und abermals zu wählen, bis Giulietta ihn fragte, ob denn ihr Vater nicht lieber einmal das Boot ansehen solle; er verstehe sich darauf und werde schneller zurechtkommen als der Herr. Bei diesen Worten sah er sie zum ersten Male lächeln, denn seine Zurückhaltung und sein Ungeschick, mit Frauen umzugehen, mit denen er bisher nichts zu tun gehabt hatte, hatten einen so günstigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie es hartherzig fand, ihm nicht eine kleine Belohnung zukommen zu lassen — und eine Belohnung war dies Lächeln allerdings, denn es übergoß ihre Schönheit mit so strahlendem Liebreiz, daß Giovanni von einer Art süßer Bestürzung ergriffen wurde.

Indessen bekam er den angedrohten Vater vorläufig nicht zu sehen, denn Pietro Balagni war ein eifriger Politikus, der den größten Teil seiner Zeit außer dem Hause bei den Sitzungen der Zünfte verbrachte; das Geschäft hatte nur sich selbst zu erhalten, da ein gesichertes Bürgervermögen für die sonstigen Bedürfnisse sorgte.

Zu dieser Zeit geschah es, daß aus der herrschenden Partei sich eine Sondergruppe abspaltete und einen Minierkrieg mit dunklen Mitteln begann, in dem auch Giovanni, ohne daß er es ahnte, eine Rolle zugedacht war. Da die Sezessionspartei am besten wußte, von welcher Bedeutung Giovannis Vater, seine Ratschläge und Pläne waren, so versuchte sie, durch den Sohn Kenntnis von allem zu erhalten, und hoffte das dadurch zu erreichen, daß sie ihn bald hier, bald da unauffällig mit einigen geschickten Damen zusammenbrachte, die zu einem Liebesspiel mit politischem Hintergrund bereit und geeignet waren. Allein die handwerksmäßigen und allzu entgegenkommenden Künste der hierzu Auserwählten erregten in Giovanni einen solchen Abscheu, daß ihm Giulietta nun erst recht als die seltenste und kostbarste Ausnahme und von einem so strahlenden Licht umflossen schien, daß seine Neigung binnen kurzem zur Leidenschaft anschwoll und er seinem Vater ohne Umschweife erklärte, wie es mit ihm beschaffen sei, und was er zu tun gedenke.

Andrea Martaldi geriet hierüber in den heftigsten Zorn seines Lebens, den die Gewißheit, daß er vergeblich sein werde, noch steigerte. Er kannte seinen Sohn genau genug, um zu wissen, daß er seine eigene unbeirrbare Beharrlichkeit auf ihn vererbt habe. Überdies machte er sich jetzt die größten Vorwürfe, daß er seiner Lebensklugheit diesmal allzu blind vertraut habe. Die Gänge, die Giovanni in halber Verkleidung unternommen hatte, waren ihm keineswegs verborgen geblieben, aber er hatte kein Wort darüber verloren, weil er sich ähnlicher Unternehmungen aus seiner eigenen Jugend noch recht wohl entsann und die väterliche Autorität nicht aufs Spiel setzen wollte gegen die Unbelehrbarkeit jugendlicher Torheiten, und auch, weil er das, was nun geschehen war, überhaupt niemals für möglich gehalten hätte.

„Eine Seilerstochter?" rief er Giovanni in vollem Zorne zu. „Gut! Nimm sie! Und überbring ihr die einzige Bestellung, die ich an sie

auszurichten habe: einen Strick, an dem sich dein Vater aufhängen kann!" — Und ahnte dabei nicht, eine wie sonderbare und wunderliche Bedeutung schon die nächsten Stunden diesen heftigen Worten verleihen würden.

In den Nachmittagsstunden dieses Tages brach, völlig unerwartet, eine wohlvorbereitete, auf die Zünfte gestützte Erhebung gegen die regierende Partei los, nicht ohne eifriges geheimes Zutun jener Abgesplitterten, die hoffen mochten, sich als lachende Erben der Streitenden etablieren zu können. Nach einer Nacht voll Lärm und Blutvergießen war der Erfolg der Empörer nicht mehr zweifelhaft. Die Häupter der Angegriffenen hatten fluchtartig die Stadt verlassen. Andrea Martaldi, den Giovanni vergeblich gedrängt hatte, ein Gleiches zu tun, wurde in den ersten Morgenstunden verhaftet und in einem ganz regellosen kurzen Verfahren als Feind und Schädling der Republik zum Tode durch den Strang verurteilt. Es wurde ihm eröffnet, daß er sich in der Frühe des nächsten Tages bereit zu halten habe. Durch die Opferung dieses Bestgehaßten hoffte man, weitere Bluturteile vermeiden zu können, was nicht der Milde, sondern der Furcht vor einem abermaligen Umschlag der schwankenden Verhältnisse entsprang, wo es sich dann als klug erweisen würde, die Rachelust der jetzt Unterlegenen nicht allzusehr gereizt zu haben.

Giovanni war außer sich vor Trauer und Kummer und verbrachte den Tag in trostlosem Jammer, sich mit Vorwürfen überhäufend, daß er gerade in der letzten Unterredung den stets gütigen Vater zum heftigsten Zorn erregt habe. Spät abends führte einer der Diener eine verhüllte Frauengestalt herein, die sich als Giulietta entpuppte. Sie sagte, nur das, was jetzt geschehen sei, habe sie bewegen können, den Fuß in die Wohnung eines jungen Mannes zu setzen; sie wolle versuchen, was in ihren Kräften stände, um Martaldi wenigstens vorläufig zu retten, das Weitere der Fürbitte der Himmelskönigin überlassend. Doch bedürfe sie hierzu Giovannis Unterstützung, da ein Gang zu tun sei, den ein ehrbares Mädchen nicht unternehmen könne. Darauf beschrieb sie ihm genau, wo das abgelegene Haus des Scharfrichters Mandra zu finden sei; dort möge er ausrichten, Antonio Mandra solle sich noch diesen Abend, und wenn es mitten in der Nacht sei, bei Pietro Balagni einfinden. Wenn es möglich sei, solle er um eine letzte Unterredung mit seinem Vater nachsuchen und ihm dabei zu verstehen geben, er solle Mut und Hoffnung bis zum letzten Augenblick nicht sinken lassen.

Giovanni erklärte sich stammelnd zu allem bereit und wäre fast auf die Knie gesunken vor Giulietta. Die Fürbitte der Himmelskönigin schien ihm kaum noch nötig, da ihn deuchte, sie habe schon in eigener Person eingegriffen. Er machte sich auf den Weg, fand das Haus und richtete seinen Auftrag bei Antonio Mandra aus. Antonio erkannte ihn gleich als den, vor dessen Augen er so deutlich als Unehrlicher behandelt worden war. Er ahnte, was im Werke sei; es mochte ihm nicht leicht werden, aber er gehorchte. Gegen elf Uhr klopfte er bei Balagni an die Ladentür und wurde eingelassen. Was Giulietta mit ihm sprach, hörte niemand, doch ist zu vermuten, daß ein freundliches Wort, vielleicht gar jenes Lächeln voll unendlichen Liebreizes den armen Burschen zu allem willig machte. Er kehrte nach Hause zurück und brauchte sich nicht einmal seinem Vater anzuvertrauen; denn dem alten Mandra, der die Exekution eigentlich vorzunehmen hatte, war es nicht ganz geheuer bei der plötzlichen Veränderung der Dinge. Er fürchtete, man könne sich bei einem Wechsel an ihn halten, daß er sich zur Verfügung gestellt habe, Hand an Andrea Martaldi zu legen. Daher hatte er die medizinischen Künste gebraucht, die den Scharfrichtern damals zur Verfügung standen, und sich Füße und Schenkel mit einer ätzenden Mixtur eingerieben, so daß sie anschwollen und ihm das Gehen unmöglich machten. Nach den Bestimmungen hatte sein Sohn an seine Stelle zu treten.

Pietro Balagni aber mußte gegen seine Gewohnheit die ganze Nacht hindurch arbeiten und seine höchste Kunst aufwenden. Zweimal zerstörte ihm Giulietta, was er zustande gebracht hatte, und allerdings durfte es, wenn es brauchbar sein sollte, nur eine Probe aushalten. Da Balagni die Erhebung nicht gebilligt hatte, weil er der Ansicht war, sie sei im gegenwärtigen Augenblick schädlich und auf die Dauer aussichtslos, so hatte er sich sogleich bereit gefunden, das Seine zu tun, um eine schlimme Folge womöglich zu mindern, und außerdem wurde er von seiner schönen Tochter so beherrscht, daß er wahrscheinlich auch gegen seinen Willen hätte folgen müssen.

Giovanni hatte in später Abendstunde um eine Unterredung mit seinem Vater nachgesucht, die ihm bewilligt worden war, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern weil der mit der Aufsicht beauftragte Fanatiker dem verhaßten Martaldi den Jammer dieser Stunde nicht ersparen wollte. Bei der letzten Umarmung hatte Giovanni seine Mahnung geflüstert, nicht zu verzagen bis zum letzten Augenblick, und Martaldi hatte gelächelt, denn er war natürlich der Meinung, sein Sohn beabsichtige eine der trügerischen Täuschungen, die einen Verurteilten aufrechterhalten sollen und in dem Augenblick, da sie sich als Täuschung offenbaren, dem bereits Entrückten nichts mehr anzuhaben vermögen. Nur wunderte er sich, daß sein Sohn ihm, den er doch besser kennen mußte, einen solchen Trost der Schwachen zuraunte. Doch drückte er ihm, die liebevolle Absicht erkennend, noch einmal die Hand und schob ihn mit einem heroischen Scherz, der den Sohn auf zweifache Weise sonderbar erschütterte, zur Tür hinaus: „Grüße deine Giulietta!" sagte er, „den Strick brauche ich nicht mehr" — womit er, da ihm angesichts der letzten Stunden doch manches anders erscheinen mochte als mitten im rüstigen Leben, Giovanni anheimstellen wollte, zu handeln, wie sein Herz ihn triebe.

In frühester Stunde holte Antonio Mandra den neuen Strick, den das Gesetz für jede Exekution forderte, bei Balagni ab, und ein wenig später ward Andrea Martaldi zur Richtstätte geführt, die, obwohl man die Stunde geheimgehalten hatte, doch von einer dichten Menge umlagert war. Antonio Mandra waltete seines Amtes, knüpfte dem Verurteilten den Strick um den Hals, zur Vorsicht den Knoten vom Genick weg an die Seite schiebend, flüsterte dem auf der Leiter Stehenden zu: „Ziehen Sie das Kinn an, gnädiger Herr!" und stieß ihn im gleichen Augenblick herab. Der Strick riß augenblicklich, und Martaldi stand unversehrt auf den Füßen.

In der Volksmenge erhob sich ein ungeheures Geschrei. Viele sahen ein Gottesurteil in dem Vorfall, andere brüllten zornig: „Betrug!" Ein fanatischer Sattlermeister stürzte aus der Menge hervor, riß Martaldi den Strick vom Hals und wollte zeigen, daß es ein abgekartetes Spiel sei, indem er die beiden Enden des Stranges sich um die Hände schlang, wie die Polsterer es tun, wenn sie ihre Fertigkeit gebrauchen wollen, eine starke Schnur mit einem Ruck zu zerreißen. Er tat den Ruck mit aller Gewalt, schrie aber im gleichen Augenblick jämmerlich auf, denn der Strick war keineswegs gerissen, sondern hatte sich so gewaltsam um seine Hände zusammengezogen, daß die Hautfalten zwischen den Windungen dick hervorquollen und seine Hände quergestreift waren von tiefen blauroten Furchen.

Balagnis Kunst hatte es zuwege gebracht, den Strick nur an einer Stelle im Innern zu trennen und die dünne Außenschicht an dieser Stelle durch Anwendung chemischer Mittel ohne Veränderung ihres Aussehens so mürbe zu machen, daß sie beim kleinsten Ruck nachgab. Der mißlungene Versuch des Sattlers erregte die Wundergläubigen in der Menge noch stärker; überdies durfte keine mißglückte Exekution wiederholt werden, ohne daß nochmals darüber verhandelt war. Die verschiedenen Meinungen prallten aufeinander, Schlägereien entstanden, und da Für und Wider in der Menge regellos verteilt war, sah ein jeder sich genötigt, grimmig um sich zu schlagen, um sich vor Schaden zu bewahren.

Während dieses Tumults führte Giovanni mit einigen Freunden des Hauses seinen Vater ungehindert fort. Aber auch jetzt bedurfte es noch aller Überredung, ihn zum Verlassen der Stadt zu bewegen. Es gelang auch wirklich, wäre aber kaum noch nötig gewesen, denn am gleichen Tage noch erfolgte der wuchtige Gegenstoß der geschlagenen Partei und war in wenigen Stunden glücklich vollendet. Schon die nächste Sonne sah die frühere Ordnung wiederhergestellt.

Martaldis erster Gang nach seiner Rückkehr war zum Hause Pietro Balagnis, wo er dem Vater die harte Hand drückte und die errötende Giulietta in die Arme schloß, während er Giovanni ermahnte, stets daran zu denken, daß auch das längste Leben nicht hinreiche, um eine Dankesschuld wie diese abzutragen.

Die beiden Mandras, Vater und Sohn, wurden durch Martaldis Fürsprache unter feierlicher Schwingung der Fahne der Republik über ihren Häuptern ehrlich gesprochen, und den alten Mandra betraute man mit dem verantwortungsvollen Amt eines geheimen Ratsboten, dem er, da seine Füße wieder abgeschwollen waren, fortan mit Eifer oblag, und es gab in ganz Genua niemand, der um Mandras Nachfolger einen so großen Bogen beschrieben hätte wie Mandra selbst. Antonio verließ die Stadt, trat in florentinische Kriegsdienste und brachte es, da er von früh auf gewohnt war, fremdes Leben und noch mehr sein eigenes Dasein für weniger als nichts zu achten, bald zu Ansehen, bis er, noch nicht dreißig Jahre alt, bei einer allzu kühnen Unternehmung den Tod fand.

Pietro Balagni aber zog von der mühevollen Arbeit jener Nacht reichen Gewinn, da ihm die Lieferung des Tau- und Segelwerks für die Flotte übertragen wurde, so daß er mit einer Menge Gesellen alle Hände voll zu tun und für die Politik keine Zeit mehr hatte.

Andrea Martaldi erreichte ein so hohes Alter, daß er noch seine Urenkel mit unbegreiflicher Schnelligkeit, wie den Greis dünkte, heranwachsen sah, und konnte sich nicht genug wundern, daß der Sinn für Rechtsgelehrtheit so ganz aus dem Geschlecht der Martaldis geschwunden sei, denn alle seine männlichen Enkel, deren es fünf gewesen waren, hatten das Waffenhandwerk ergriffen, und ihre heranwachsenden Söhne gingen eben daran, es den Vätern gleichzutun.

Mehrmals stand im Laufe der Jahrhunderte das Geschlecht auf den zwei Augen eines Säuglings an der Mutterbrust, überwand aber in unerschöpflicher Lebenskraft alle Krisen, so daß noch heute hier und da in Italien ein Martaldi anzutreffen ist — Männer mit kühnen Gesichtern und Frauen mit roten Lippen, deren Lächeln je und je einem jungen Toren Herz und Sinn verwirrt.



FRÜHLINGSANFANG

AQUARELL VON KURT GEIPEL-NETZSCHKAU



Japanische Gespenster

Alte Sagengestalten in der Darstellung japanischer Holzschnittkünstler.

Uralt wie die Geschichte der Menschheit ist das Grauen, jenes Lustgefühl, das, der Wirklichkeit abhold, gerade in der Verneinung des Lebens sein Dasein findet, das den Menschen quält und schreckt und drückt und ihn dennoch ewig aufs neue reizt und lockt. Man denke dabei nur an die mittelalterliche Welt: an Werwölfe und Drachen, an die Hexen, die Mensch und Tier verderben, an die Nachtmar, an Kobolde und Vampire und an die Nixen, die Fischer und Kahn grausam zu sich auf den Grund zogen. — Aber was ist alles Grauen westlicher Kultur gegen Asien, das sich selbst seine Götter nur unter Furcht und Schrecken und als Naturgewalten vorstellen kann, die dem Erdensohn nicht Freund und Vater, sondern grimmiger und strafender Feind sind! — Japan ist das Land, in dem das Grauen in den heimischen Gespenstern und Geistern am lebendigsten geblieben ist.

Was Wunder, wenn die japanische Kunst, fest wurzelnd in altem Volksglauben und bestärkt durch die Lehre Buddhas, sich mit Vorliebe der Darstellung der Gespenster zugewandt hat. Vor allem sind es die Phantasiegestalten der Oiwa und der Kasane, sowie der Iwa Fuji, die manch einen Meister des japanischen Holzschnitts angeregt haben und namentlich durch den Schauspieler Onoe Matsusuke I. bühnenfähig gemacht worden sind. So läßt Katsushika Hokusai (1760—1849) in einem Lampion, wie er beim Totenfest milde neben dem Grab Verstorbener leuchtet, ein schreckhaftes Antlitz aufflammen: Oiwa, die von ihrem Gatten zu Tode Gequälte. Oder lautlos und geschmeidig und furchtbar wie die Rache selbst kommt der Geist der Kasane bei Utagawa Toyokuni (1769—1825) geschlichen und wirft sich plötzlich vor Yoemon, ihrem von Entsetzen gelähmten Mann und Mörder, auf. Und die Iwa Fuji, von Onoe Baiko III. als gierig züngelnde und fressende Flamme glänzend gemimt, hat dem Maler Utagawa Toyokuni III. - Kunisada (1786—1865) als dankbarer Vorwurf gedient.

Überhaupt wird man nicht müde, dem Geist eines Erschlagenen Gestalt zu geben. So neigt sich Kohada Koheji in dem Farbenholzschnitt Hokusais als grinsendes Totengerippe über den Rand des Moskitonetzes und scheucht den vom Morde Gezeichneten aus dem Schlummer auf.

Ein anderes oft wiederkehrendes Schreckgespenst ist das der Menschenfresserin Hannya. Das eine Mal (bei Hokusai z. B.) hält sie einen schreienden Kinderkopf hohnlachend in den Krallen ihrer Rechten; und ein anderes Mal überfällt sie zur Nacht ein reisendes Mädel, das gerade am Ziel ist und die Klinke der Gasthaustür sozusagen in der Hand hat.

Hans Pusen.

Katsushika Hokusai (1760—1849): Darstellung des Geistes der Oiwa, einer Phantasiegestalt des japanischen Volksglaubens, wie er in einem abbrennenden Lampion erscheint.



Utagawa Toyokuni III. - Kunisada (1786 bis 1865): Die Sagenfigur der Iwa Fuji in Gestalt einer Flamme, dargestellt von dem Schauspieler Onoe Baiko III.



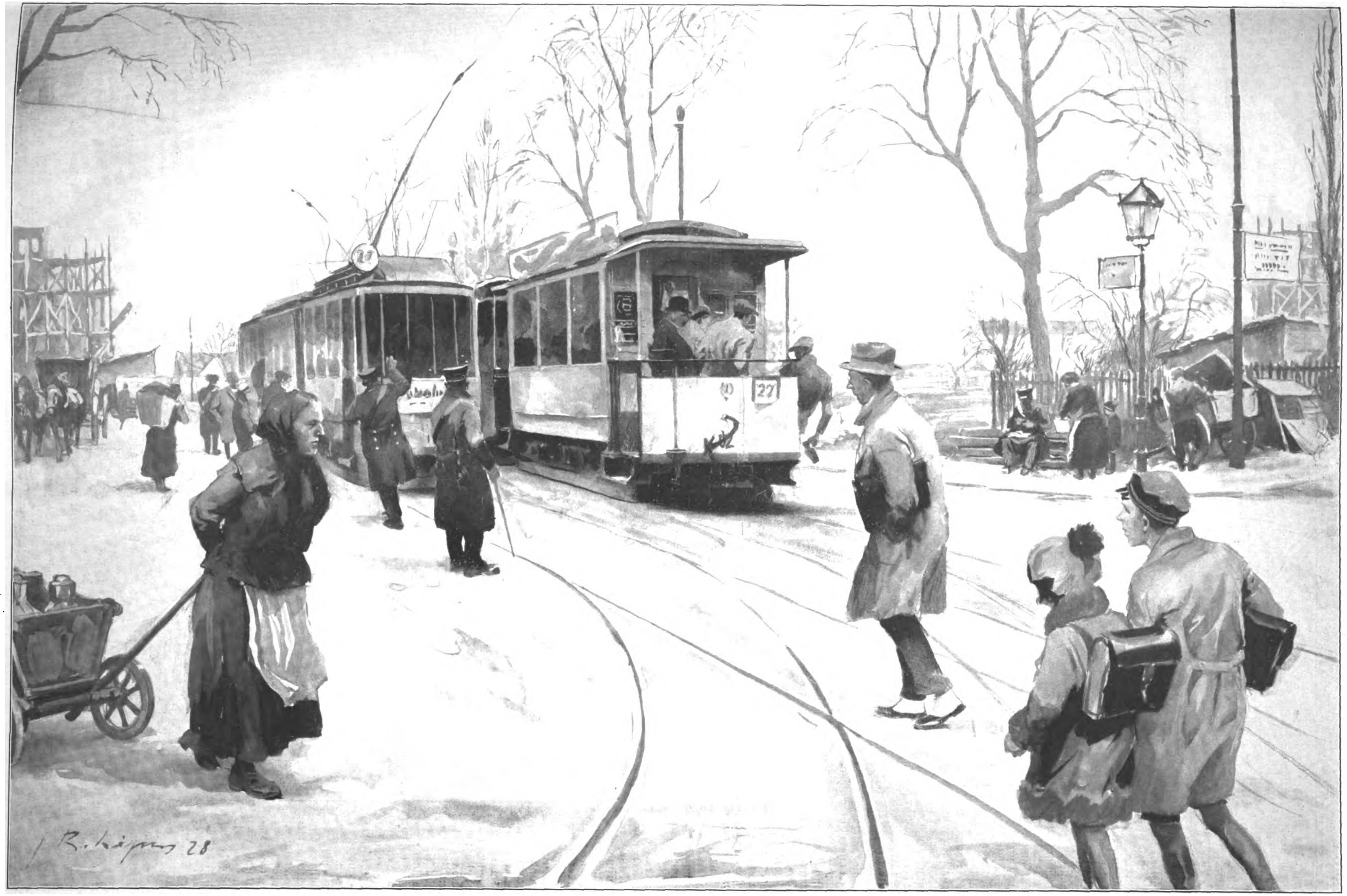
Katsushika Hokusai: Der Totenschädel des erschlagenen Kohada Koheji erscheint über dem Moskitonetz und weckt den darunter schlafenden Mörder allnächtlich aus dem Schlaf.







Links: Utagawa Toyokuni (1769—1825): Der Geist der von ihrem Gatten Yoemon getöteten Kasane erschreckt den Mörder. (Schauspieler-Darstellung.) — Mitte: Katsushika Hokusai: Die Erscheinung der Oikutu, die nach der Sage sich eines zerbrochenen Tellers wegen in einen Brunnen stürzte, steigt an einem aus Tellern gebildeten Hals aus dem Brunnen auf. — Rechts: Ikkaisai Yoshitoshi: Das Schreckgespenst der Menschenfresserin Hannya beim Überfall auf eine zur Nacht einkehrende Reisende.

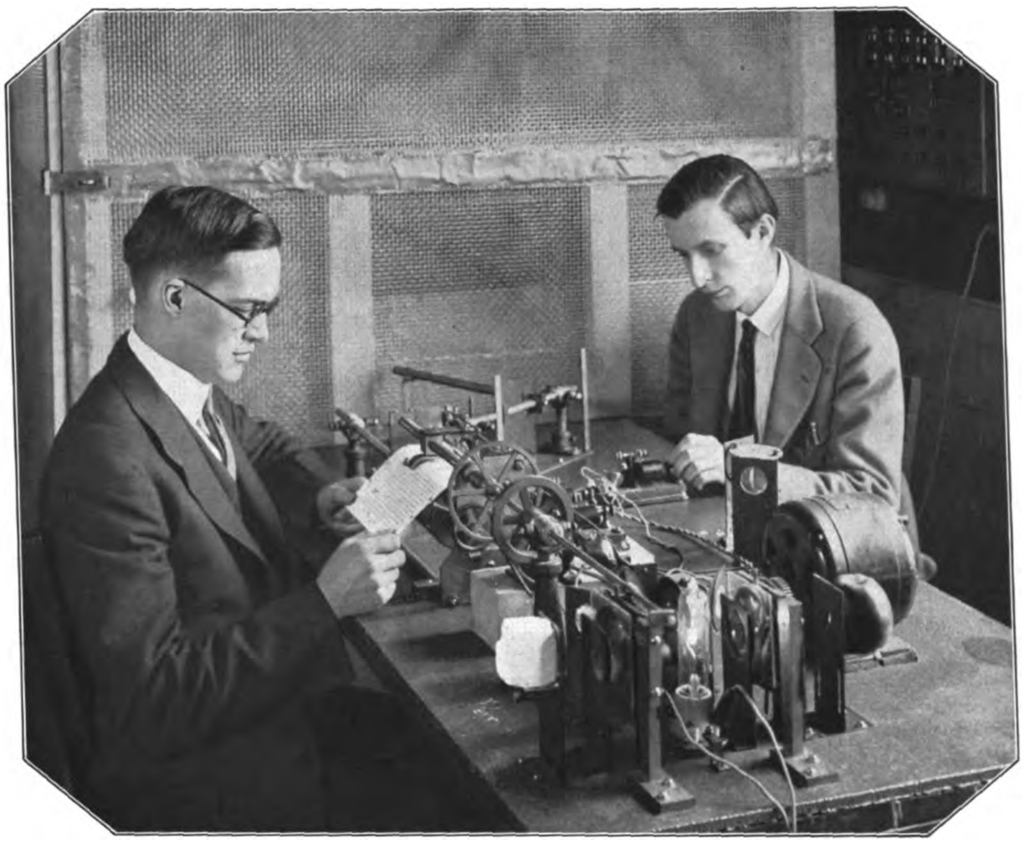


An der Grenze von Stadt und Land: Endstelle der Straßenbahn im Vorort. Zeichnung von Rudolf Lipus.

Wie geologische Schichten mutet die Struktur der Großstadt an, wenn man vom Zentrum hinausfährt an ihre Peripherie: aus dem brodelnden Kessel des fiebernden Verkehrs durch stille Wohnstraßen, Parkgürtel, Laubenkolonien, hinaus in die fast kleinstädtisch wirkenden Vororte, bis zu dem Punkte, wo sich die Stadt gewissermaßen verliert, wo das flache Land beginnt. Hier hören auch die Geleise der Straßenbahn auf, jene eiserne Fäden, die die Ausläufer mit dem Herzen der Stadt verbinden. Aber diese Stelle, an der die Straßenbahnwagen ihren zentrifugalen Weg beenden, um wieder sich zurückzuwenden, und der Schaffner „Endstation — alles aussteigen!" ruft, trägt so ganz den Charakter des Relativen: Vielleicht in zehn oder in zwanzig Jahren hat die Stadt sich gedehnt, ihre Häuser weiter hinausgerückt, und was jetzt noch Endstation heißt, ist dann bloße Zwischenstation geworden.

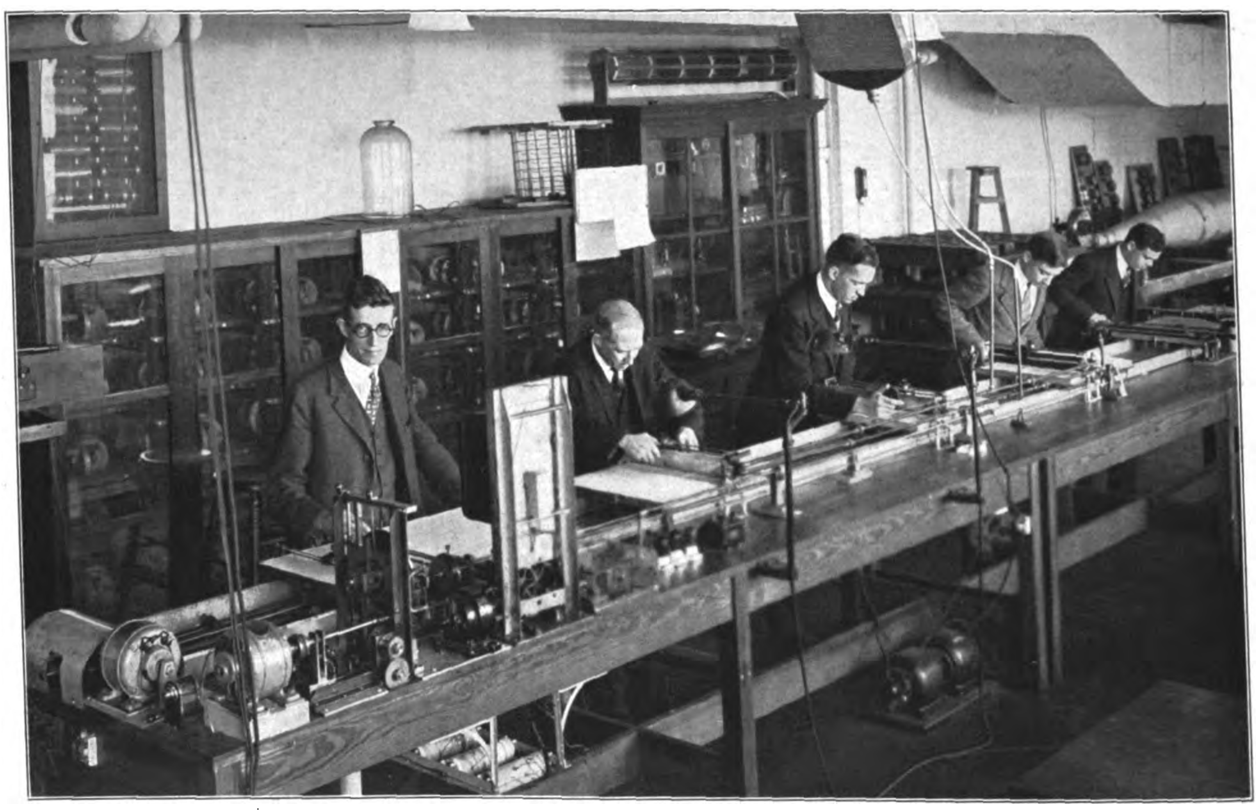
Wissen und Leben

Zwei „denkende" Maschinen. (Hierzu die Abbildungen auf dieser Seite.) Maschinen die komplizierte Handlungen ausführen, sich dabei, gleichsam vernünftiger Überlegung folgend, den Umständen anpassen und nicht nur manuelle, sondern auch geistige Arbeit ersparen, könnte man mit einigem Recht als „denkend" bezeichnen. Zwei solche Maschinen sind aber erst kürzlich von Professoren der Technischen Hochschule zu Cambridge in Nordamerika konstruiert worden. — Zunächst handelt es sich um einen sebsttätigen Farbmesser, den Prof. Arthur C. Hardy und Prof. Frederick W. Cunningham gemeinsam erfunden haben, und der Farbtönungen mit unerreichter Sicherheit und Schnelligkeit bestimmt. Alle bisher für dergleichen Zwecke gebauten Vorrichtungen beruhten stets auf dem Vergleich der zu prüfenden mit einer Normalfarbe. Bei derartigen Vergleichen kam es aber in erster Linie auf die persönliche Geschicklichkeit und Übung des Experimentators, ferner auch auf die Art der Beleuchtung an, und nur Personen mit vollkommen normalem Farbsinn konnten dazu hinzugezogen werden. Die neue Maschine hat hingegen mit dem persönlichen Unterscheidungsvermögen, das ja keineswegs immer gleich scharf, vor allem auch nicht stets zuverlässig ist, durchaus nichts zu tun. Die Farbprüfungen erfolgen so schnell, wie man die zu untersuchenden Proben nur in den Apparat einbringen kann. Wie wichtig eine derartige Vorrichtung für alle Industriezweige ist, zeigt schon die Überlegung, daß fast überall an genauer Farbkontrolle der Erzeugnisse Interesse besteht. Besonders wichtig ist aber die genaue Prüfung von Farbnuancen für die Stoffabrikation, vor allem bei den zarten Tönen, die für das Auge nur schwer zu unterscheiden sind. Auch bei der Herstellung von Tinten, Mal- und Stofffarben, Papier usw. spielen Farbtönungen eine wichtige Rolle, und ebenso kommt es bei Fabrikation von Konfekt, um nur ein weiteres Beispiel zu erwähnen, auf die Unterscheidung der verschiedenartigsten Nuancen an; die eine Fabrik hat z. B. nicht weniger als 75 verschiedene Schokoladen, die alle nach ihrer Farbtönung zu unterscheiden sind. Eine ähnlich wichtige Rolle spielt die Nuancierung der Farbe in der Tabakfabrikation. Die neue Maschine arbeitet nicht nur schnell und zuverlässig, sondern stellt auch von jeder zu messenden Farbtönung eine Aufzeichnung her, mit deren Hilfe man den Farbton stets wiederfinden kann. Jede Möglichkeit des Verblassens einer Normaltönung fällt somit fort, und durch ein einfaches Codesystem wird es möglich, jede Farbnuance einwandfrei zu charakterisieren. Der Farbmesser besitzt ein kräftiges optisches System und elektrische Registriervorrichtungen. Die Farbprobe wird in einen Halter eingesetzt und durch eine Speziallampe mit Wolframglühfaden beleuchtet, deren Leuchtstärke 50 mal stärker ist als volles Sonnenlicht; eingeschaltete Wasserfilter sorgen dafür, daß durch die starke Wärmewirkung kein Feuer entsteht. Als Vergleichston wird kohlensaures Magnesium benutzt, die Substanz, die von allen überhaupt bekannten das glänzendste Weiß liefert, und zwar wird das Licht abwechselnd von der zu untersuchenden Probe und von dieser Normalsubstanz reflektiert und auf eine Photozelle geworfen, die dann entsprechende Stromschwankungen erzeugt. Diese Stromschwankungen werden aber einem Vakuumrohr-Verstärker zugeleitet, der sie um das Zehntausendbillionenfache verstärkt und sebsttätig das von der Probe und das von der Normaltönung herkommende Licht miteinander ausgleicht. Die Farbe der Probe wird bei jeder Wellenlänge des Spektrums, d. h. bei jeder Farbnuance, gemessen und das Ergebnis automatisch durch einen über eine rotierende Trommel gehenden Schreibstift aufgezeichnet, und zwar, wie schon gesagt, in einer jederzeit und allerorts leicht und schnell wiederherzustellenden Form. — Weit komplizierter ist die Konstruktion der zweiten Maschine; die wie ein geübter Mathematiker — oder vielmehr ungleich schneller und sicherer als ein solcher — die schwierigsten Probleme erledigt, auch solche, die für den Menschengeist bisher zu verwickelt waren. Sie arbeitet wie ein maschinelles Gehirn, in das man die Daten eines solchen mathematischen Problems hineinsteckt, und das mit derselben Sicherheit, wie so manche andere Maschine aus den Rohsubstanzen den einen oder andern Gegenstand herstellt und am anderen Ende herausgibt, die richtige Lösung ausarbeitet und niederschreibt. Die neue Maschine erleichtert also alle mathematischen Rechnungen in solchem Maße, daß sie mit bisher unlösbaren Problemen fertig wird. Sie ist das Werk von Prof. Dr. Vannevar Bush und dessen Mitarbeitern. Vor mehreren Jahren hatte es sich als dringend wünschenswert gezeigt, eine Maschine zur selbsttätigen, schnellen und genauen Lösung von Problemen der höheren Elektrizitätslehre zu konstruieren, und diesem Bedürfnis verdankt die neue Maschine ihre Entstehung. Nach der Meinung von Prof. Bush könnte man die Maschine als Addiermaschine von äußerster Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit bezeichnen. Wenn eine gewöhnliche Rechenmaschine die vier Grundrechnungen oder Spezies — Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division — bewältigt, so muß die neue, für den Ingenieur bestimmte mit denselben Kurven und Aufzeichnungen fertig werden, die für ihn den Verlauf von allerhand Dingen — in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft — erläutert. Die Grundlage dieser Integraph genannten mathematischen Rechenmaschine ist ein Wattstundenmesser von gleicher Form, wie man ihn in den Wohnungen zur Aufzeichnung des Stromverbrauchs benutzt. Auch er addiert die zu verschiedenen Zeiten verbrauchte elektrische Kraft und zeichnet die jeweiligen Summen an den Maßstäben auf; hierbei funktioniert er als Motor. — Unter „Integration" versteht man in der Mathematik ein Verfahren zum Ausdruck der Summe von Zahlenreihen, die ihrerseits nach einem gewissen Gesetz (d. h. nach einer gewissen Gleichung) veränderlich sind. Will der Mathematiker mit der neuen Maschine arbeiten, so nimmt er die für ihn in Betracht kommenden Gleichungen und zeichnet sie in je ein Kurvenblatt ein. Die einzelnen Kurvenblätter werden sodann unter je einen Schreibstift gelegt, und zwar derart, daß die längs der Maschine aufgestellten Assistenten die Stifte auf der entsprechenden Kurve erhalten. Während die Stifte auf diese Weise — entsprechend dem Verlauf der Kurven — auf und nieder gehen, ändert sich die durch den Messer hindurchfließende Elektrizität im gleichen Verhältnis, und die während der ganzen Zeit erfolgende Gesamtzahl von Umdrehungen des Messers ergibt das „Integral", d. h. die gewünschte Summe. — Nun reguliert aber der Messer nicht etwa die beweglichen Zeiger eines Zifferblattes, sondern — durch Vermittlung eines Relais — einen Motor, der seinerseits einen Schreibstift über einem anderen, gleichfalls in der Längsrichtung langsam beweglichen Blatt Papier antreibt. Hierdurch kommt es, daß in das Blatt eine Kurve eingezeichnet wird, die das Integral und damit das gewünschte Ergebnis darstellt. Mit dieser schon sehr respektablen Leistung begnügt sich die Maschine jedoch nicht, sondern sie bewirkt mittels einer zweiten, etwas anderen Vorrichtung eine zweite Integration bzw. Summierung. Hierdurch wird sie aber ganz besonders wertvoll, da viele elektrische Gleichungen nur zwei derartige Summierungen verlangen und daher auf der Maschine unmittelbar erledigt werden können. Eine weitere Vorrichtung ist eine Art Rückkuppelung, durch die ein anderes wichtiges Resultat erzielt wird, und zwar, daß die Kurven, auf denen die Stifte laufen, ihrerseits erst von dem



Sicherer als der beste Farbsachverständige: Automatischer Farbmesser, der selbsttätig Farbtöne aufzeichnet, bei der Bestimmung der Farbe eines Apfels.

Der Beobachter der Farbaufzeichnung ist Prof. Hardy, einer der Erfinder dieser Maschine.



Das „mechanische Gehirn": Der Integraph des amerikanischen Professors Dr. Bush, eine Rechenmaschine für schwierige mathematische Probleme.
Der Erfinder (links) läßt von den „Fingern" des Integraphen ein Problem der höheren Elektrizitätslehre lösen. Seine rechts stehenden Gehilfen beobachten das Verschieben der Tische, auf denen die Versuchsbedingungen in Kurvenform eingetragen werden.

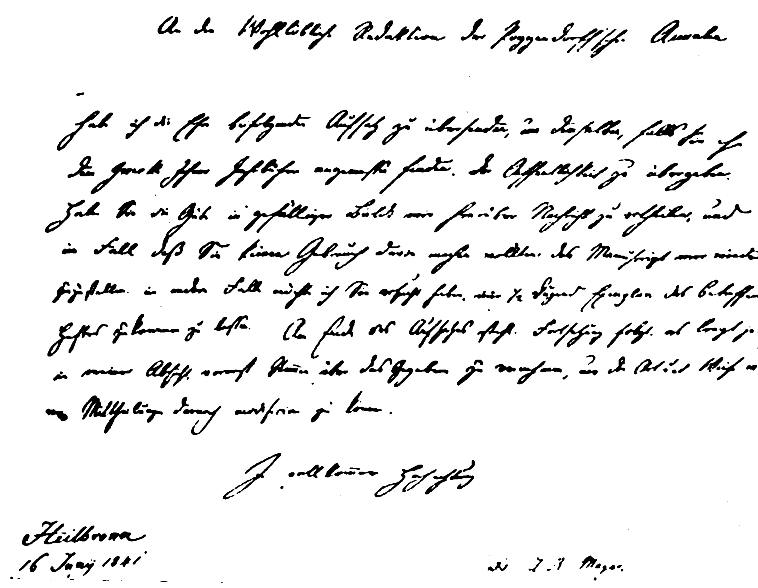
Erfindungswunder: Maschinen mit „geistigen" Hochleistungen.

(Zu nebenstehendem Beitrag)

Endergebnis abhängen. Zu diesem Zweck werden die Tische, auf denen die eingezeichneten Kurven befestigt sind, mittels desselben Motors angetrieben, der auch den Schreibstift antreibt. Die Maschine löst so gut wie alle „Differential“-Gleichungen zweiter Ordnung, d. h. Gleichungen, mit denen der Ingenieur fortwährend zu tun hat. Viele derartige Gleichungen konnten aber bisher erst nach mehrmonatigen schwierigen Berechnungen erledigt werden; die Maschine erzielt das gleiche Ergebnis in höchstens einem Nachmittag. Dr. Alfred Gradenwitz.

Robert Mayer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Zu seinem 50. Todestag am 20. März. (Hierzu nebenstehende Abbildungen.) Im Sommer des Jahres 1824 mühte sich am Pfühlbach zu Heilbronn ein Knabe mit einer eigenartigen Spielerei. Mit Hilfe einer Schraube und einiger Räder wollte er ein Wasserrad bauen, das das so lange gesuchte Problem des Perpetuum mobile endgültig lösen sollte. Der junge Erfinder gedachte dadurch ewigen Ruhm zu gewinnen. Ein merkwürdiges Schicksal schenkte dem Manne, der aus dem spielenden Knaben erwuchs, wirklich Unsterblichkeit. Diese Unsterblichkeit aber verdankt Robert Mayer gerade dem Umstand, daß er das Gesetz fand, das dem alten Menschheitstraum vom Perpetuum mobile, d. h. der Möglichkeit, aus dem Nichts Arbeit zu gewinnen, unwiderruflich ein Ende machte. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist vielleicht die in ihren Auswirkungen bedeutendste Erkenntnis, die das an bahnbrechenden Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet so reiche neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Durch einen sonderbaren Umstand wurde Robert Mayer zu seiner Entdeckung geführt. Er machte als Schiffsarzt eine Reise in die Tropen. Bei einem der schweren Stürme dieser Fahrt, als das Meer das Schiff wie eine Nußschale hin und her schleuderte, sagte der Steuermann dem jungen Arzt, daß er die Beobachtung gemacht habe, daß das Wasser der vom Sturm aufgewühlten Wogen wärmer sei als bei ruhiger See. Diese Bemerkung gab dem grübelnden Mediziner bereits zu denken. Dunkel regten sich in ihm Ahnungen über den Zusammenhang von Wärme und Arbeit. Bei der Ankunft in Batavia erkrankte eine Anzahl von Matrosen. Mayer ließ sie der Reihe nach zur Ader. Statt des dunklen Venenblutes floß ihm hellrotes Blut entgegen. Das erstemal fürchtete er schon, statt einer Vene eine Arterie angeschlagen zu haben. Da sich aber der Vorgang wiederholte, das ruhig ausfließende Blut bei allen Kranken die gleiche hellrote Farbe zeigte, erkannte der junge Arzt, daß hier eine Gesetzmäßigkeit vorlag, deren Ursache zu ergründen sein müsse. Zunächst suchte er sich Rat bei Kollegen zu holen, die schon längst in den Tropen tätig waren. Vergebens! Die Herren hatten wohl die Tatsache als solche ebenfalls bemerkt, sie aber ruhig hingenommen, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Robert Mayer aber kam durch sein Nachdenken schließlich zu dem Schluß, daß der Mensch in der heißen Zone weniger Wärme aus seinem Körper abgibt als in der kalten. Er selbst drückt das so aus: „Zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des menschlichen Körpers muß die Wärmeentwicklung in demselben mit einem Wärmeverluste, also auch mit der Temperatur des umgebenden Mediums notwendig in einer Größenbeziehung stehen, und es muß daher sowohl die Wärmeproduktion und der Oxydationsprozeß als auch der Farbenunterschied beider Blutarten im ganzen in der heißen Zone geringer sein als in kälteren Gegenden.“ Aus diesem Gedankengang heraus kam er dann zu weiteren Folgerungen über die Beziehungen, die zwischen der Wärme und der von ihr hervorgebrachten mechanischen Arbeit bestehen müssen. Er erkennt, daß sich aus Wärme Arbeit und aus Arbeit Wärme erzeugen läßt, daß Wärme und Arbeit in einem bestimmten Verhältnis stehen, daß sich dieses Verhältnis genau rechnerisch feststellen läßt. Er führt diese Berechnungen aus und legt sie in einer seiner Abhandlungen nieder: „Wir müssen wissen, wieviel Arbeitskraft zur Hervorbringung eines vorgeschriebenen Maßes von Wärme erforderlich ist und umgekehrt. Mit anderen Worten: das Gesetz der unveränderlichen Größenbeziehung zwischen der Bewegung und der Wärme muß auch numerisch ausgedrückt werden. Indem wir die Erfahrung hierüber befragen, finden wir, daß die Erwärmung von einem Gewichtsteile Wasser um einen Grad der hundertteiligen Skala der Erhebung von einem gleichen Gewichtsteile auf ungefähr 1200′ Höhe entspricht. Diese Zahl ist das mechanische Äquivalent der Wärme.“ Seine Entdeckung hat Robert Mayer kein Glück gebracht. Am 16. Juni 1841 schickte er eine erste Abhandlung an „Poggendorffs Annalen“. In diesem Aufsatz ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft bereits klar ausgesprochen. Aber Poggendorff erkennt die Bedeutung nicht. Er veröffentlicht die Arbeit nicht, schickt sie nicht einmal dem Verfasser zurück. Sie wird erst Jahrzehnte später samt dem Begleitbrief Mayers




Heilbronn
16 Juny 1841

Ein Gedenktag des „Gesetzes von der Erhaltung der Kraft“: Der 50. Todestag des Mediziners und Naturforschers Robert Mayer (im Oval), des Entdeckers dieses Gesetzes, am 20. März. Unten: Begleitbrief Mayers zu seiner für die Entdeckung grundlegenden Abhandlung an „Poggendorfs Annalen“.

wiederaufgefunden. Sie half dann, die Priorität Mayers zweifellos festzustellen. Eine zweite Abhandlung, die er an Liebig sandte, wird von diesem im Mai 1842 in seinen „Annalen der Chemie und der Pharmazie" veröffentlicht. Doch auch diese Veröffentlichung erspart Mayer nicht die schweren Kämpfe, die er um sein Recht an der von ihm gefundenen Erkenntnis fast sein ganzes Leben hindurch führen mußte. Erst in den letzten Jahren seines Daseins fand er volle Anerkennung; im Jahre 1867 erhielt er den persönlichen Adel. Aber all dies konnte ihn für die lange Zeit des verzweifelten und vergeblichen Ringens nicht mehr entschädigen. Am 20. März 1878 starb er in Heilbronn, wo er am 25. November 1814 geboren worden war, verbittert und vereinsamt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das sein genialer Geist zuerst gefunden hat, wird Robert Mayers Namen lebendig erhalten. Dr. Albert Neuburger.

Das Karwendelgebirge, dessen prächtiges Berggebiet (vgl. die Bildertafel auf Seite 404) in seinem südlichen, Tiroler Teil durch eine Verordnung vom 17. Februar fast ganz als Banngebiet erklärt wurde, damit sein jetziger Zustand erhalten werden kann, besteht in der Hauptsache aus vier von Westen nach Osten verlaufenden Bergketten, die durch tief eingeschnittene Täler voneinander getrennt sind. Seine Grenzen sind im Süden das Inntal von Zirl bis Jenbach, im Westen der Sattel von Seefeld und der Scharnitzpaß, im Osten die Furche des Achensees und im Norden die bayerischen Vorberge. Im Innern dieses Gebiets, dessen Grundfläche nicht weniger als 1000 qkm beträgt, befindet sich keine einzige Ortschaft; nur Almen, Jagd- und Schutzhäuser gibt's im Karwendel, das heute noch durch seinen Gemsenreichtum berühmt ist. Die Weg- und Unterkunftsverhältnisse sind im Karwendel ganz ausgezeichnet. Durch die meisten Täler führen fahrbare, von hohen Jagdherren angelegte Sträßchen, und über die zahmen, von jedermann leicht zu begehenden Jöcher leiten bezeichnete Reitwege oder neugebaute Alpenvereins-Steige, wie auch einzelne aussichtsberühmte Hochgipfel durch kühne Steiganlagen zugänglich gemacht wurden. In bequemen Tagesmärschen leicht zu erreichen, liegen an den wichtigsten Übergangspunkten große Alpenvereins-Schutzhäuser, die in der sonst unwirtlichen Gegend für Unterkunft und Verpflegung sorgen. Die Durchquerung des Karwendelgebirges zählt zu den landschaftlich großartigsten Touren in den ganzen Alpen; die ungeheuren, fast 1000 m hohen, senkrechten Nordwände der einzelnen Ketten, an deren Fuß man stundenlang entlang wandert, finden kaum ihresgleichen. Besonders schön und für den Naturfreund von höchstem Reiz ist eine Karwendelwanderung im Frühjahr, wenn die Alpenblumen in voller Blüte stehen, und im Herbst, wenn der Wald in bunten Farben prangt. Der Schritt der Tiroler Landesregierung zur Erhaltung dieses Gebiets wird darum von allen Freunden der Alpenwelt sehr begrüßt, und es ist nur zu wünschen, daß ihr die Lösung der noch schwebenden Frage der Schaffung eines Naturschutzparkes im Rahmen des weiteren, geschützten Karwendelgebiets bald gelingt.

Höhenwetterkarten vom Nordatlantischen Ozean für Flieger. Über die Wetterkarten, die das Geophysikalische Institut der Universität Leipzig für verschiedene Höhen über Mitteleuropa herausgab, berichteten wir in Nr. 4025 vom Jahre 1920. Ein bemerkenswertes Seitenstück zu diesen Karten liefern jetzt die Höhenwetterkarten für den Nordatlantischen Ozean, die das Hydrographic Office der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika, zuerst am 29. November 1927, veröffentlicht. Diese Karten erscheinen kurz vor jedem Monat und geben die durchschnittlichen Verhältnisse des Wetters im folgenden Monat an; sie haben mithin eigentlich klimatischen Charakter, entsprechen aber solchen, die von den Seewarten für die Meeresoberfläche, also für die Wasserschiffahrt, herausgegeben werden. Sie enthalten die Windströmungen in 0, 2500 (762 m), 5000 (1524 m) und 10 000 engl. Fuß (3048 m) Höhe. Sie beruhen auf den Beobachtungen von je 2 Stationen in Spanien und Holland, je einer Station auf den Kanarischen Inseln, Portoriko, Republik Domingo, Jamaika, Panama und 10 an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die erste, die Dezemberkarte, lehrte, daß die Winde nach oben hin immer stetiger werden, und daß es für die Flieger geraten war, in diesem Monat besser den südlichen Weg über die Bermudas und Azoren zu wählen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Das giftige Marokko. Die zahlreichen Giftpflanzen Nordafrikas bieten dem Naturwissenschaftler noch viele Rätsel. Kein Erdteil, selbst das tropische Amerika nicht, ist so reich an unbekannten Giftpflanzen wie das sonnendurchglühte, trockene Sahara- und Atlasgebiet. Zu ihrem Studium muß man das beste toxikologische Rüstzeug mitbringen, wenn man sich ein einigermaßen klares Bild davon schaffen und durch das fast unentwirrbare Labyrinth hindurchfinden will. Auf meinen Forschungszügen durch Sahara und Atlas habe ich unter den dortigen Kräutern und Sträuchern mehr als zwanzig ganz verschiedene Giftpflanzen festgestellt, denen noch der wissenschaftliche Name fehlt. Die Natur bringt hier pflanzliche Erscheinungen hervor, die sich in ihren Leben vernichtenden oder Krankheiten heilenden Wirkungen bis heute mit den Gesetzen des Verstandes noch nicht haben erfassen und von der Wissenschaft noch nicht in Klassen haben einteilen lassen. Man muß sich vorläufig auf diesem Gebiete mit der Erkenntnis der Tatsachen genügen lassen, ohne Ursache und Wirkung ergründen zu können. Es wohnt diesen in den Sahara-Oasen und in den Atlastälern so üppig wuchernden Giftpflanzen eine mystische Urkraft inne, und es ist schwer, aus der Vielheit der Erscheinungen ein logisches Ganzes herauszubilden. Der Begriff dieser mystischen Kraft aber steigert sich bis zum Entsetzen, wenn man erkennt, mit welcher Genauigkeit die Bewohner der Wüstengebiete diese fürchterlichen Gifte, die ihnen überall zur Verfügung stehen, kennen, und mit welcher Selbstverständlichkeit sie diese anwenden. Der beste Führer durch die Giftpflanzen-Welt Nordafrikas ist das Kamel. In meinem illustrierten Reisewerk „Durch Sahara und Atlas" habe ich ausgeführt, daß meine Kamele im Gegensatz zu den Mauleseln und Hunden auf meinen Wüstenzügen niemals aus vergifteten Brunnen soffen, auch wenn der Durst sie noch so sehr plagte. An den Wasserplätzen grasten sie alle unschädlichen Pflänzchen ab, ließen aber jede Giftpflanze unberührt. In den Wüsten Nordafrikas wächst zwischen dem eigentlichen Alfagrase eine stachlichte Abart desselben, das sogenannte Alfa maboul (verrücktes Alfa). Dies Alfa maboul enthält Kurare, eines der fürchterlichsten Gifte, die es gibt. Kurare ist ein Blutgift und wird auch von den Völkerstämmen der nordwestlichen Saharagebiete zum Vergiften der Wurfspeere und Pfeile verwendet. Die kleinste damit verursachte Wunde wirkt in wenigen Minuten unfehlbar tödlich. Eine andere Pflanze, eine kleine Distel, wächst am Südfuß des Hohen Atlas. Diese Distel, deren Blätter, Stengel und Stacheln in prachtvoll himmelblauer Farbe leuchten, enthält in ihrem bläulichen Saft gleichfalls ein außerordentlich starkes Gift — ein Magengift, das die dortigen Bewohner bei feindlichen Einfällen in ihr Gebiet zum Vergiften der Brunnen benutzen. Der wissenschaftliche Name dieser Distel ist unbekannt. Auf alten morschen Dattelpalmen in den marokkanischen Vorbergen des Atlas wächst ein kleiner weißer Schwamm, den die Eingeborenen Koubassi nennen, der ein eigenartiges, wasserhelles Gift enthält. Durch Eindämpfen des flüssigen Saftes läßt sich dieser Giftstoff in feine weiße Plättchen isolieren. Ein Stäubchen davon genügt, den sofortigen Tod durch Herzlähmung herbeizuführen. Es gehört zu den Giften, die im Körper des Vergifteten keine Spuren hinterlassen. Dies Koubassi hat seit Jahrhunderten in den marokkanischen Palästen eine unheimliche Rolle gespielt, und die Sultane haben manchem ihrer unbequemen großen Würdenträger ein Stäubchen davon auf einer süßen Dattel reichen lassen. Aber auch mehrere Sultane selbst sind durch dies Gift gestorben. Alle ungetreuen Haremsfrauen in Marokko werden noch heute mit verzuckerten Koubassi-Pralinen beschenkt. In den öden Atlastälern findet sich eine niedrige Strauchpflanze, ähnlich unserer Heidelbeerstaude, mit kleinen roten Beeren.

Diesen gefährlichen Beeren entquillt beim Zerdrücken ein angenehm süßlicher Parfümgeruch, nach dessen Einatmen von nur einigen Minuten man schmerzlos einschläft, um nie mehr zu erwachen. Buhuri (Weihrauch) nennt der Araber diese Beeren; heimtückisch hält er sie seinem schlafenden Widersacher unter die Nase. Es ist dies das gebräuchlichste Gift, das in Marokko bei den zahlreichen Familienmorden und vielfach bei der Blutrache in Anwendung gebracht wird. Auf meiner ersten Rückreise aus Marokko war ich eine Zeitlang Gast im Hause des bekannten Scheichs Raïs-uli, der damals Gouverneur von Tanger war. Wir saßen am ersten Tage, einige Stunden nach meiner Ankunft, in der großen kühlen Halle seines Palastes. Es wurden von einem Neger Melonenschnitte in Palmenwein herumgereicht. Als ich etwas vorschnell danach griff, legte Raïs-uli die Hand auf den mir dargereichten Becher und sagte lächelnd: „Halt, mein Freund! Das darf man bei mir hier nicht so machen.“ Damit reichte er den Becher einem neben mir sitzenden hohen Würdenträger zum Kosten. Erst eine ganze Weile, nachdem dieser zögernd daraus getrunken hatte, wodurch die Ungefährlichkeit des Getränkes einwandfrei festgestellt war, erhielt ich den Becher zurück. Ich habe stets an der Tafel des Gouverneurs gespeist. Von allen Speisen und Getränken aber mußte, bevor Raïs-uli und ich davon genossen, ein Neger vor unseren Augen eine Kostprobe nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit erklärte mir Raïs-uli, an einer Banane knabbernd, mit erschreckender Offenheit die verschiedenartige Anwendung des Buhuri. Mir war es aufgefallen, daß bei jedem Mahle an der Tafelrunde Raïs-ulis ein Stuhl freiblieb, der seinem Sitze gegenüberstand. Als ich ihn um Erklärung bat, sagte er: „Siehst du nicht, wer dort auf dem Ehrenplatze sitzt? — Es ist doch mein lieber Vetter Tod!“ — Über die beiden vornehmen Gäste, denen Raïs-uli jeweilig die Plätze rechts und links von diesem Stuhl anwies, hatte das Los entschieden, daß sie am andern Tage nicht mehr lebten. — Raïs-uli hat mir viele Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben. Am Abend vor meiner Abreise gab er ein besonders glänzendes Gastmahl, zu dem zahlreiche Notabeln seiner Provinz erschienen waren. Alle Geladenen hatten bereits, wie es die marokkanische Sitte vorschrieb, ihre Sitze — auch die beiden Plätze neben dem leeren Stuhl waren besetzt — an der Tafel eingenommen, bevor der Gouverneur und ich die Halle betraten. Statt mich, wie sonst, neben Raïs-uli zu setzen, nahm ich kurz entschlossen in dem Stuhle des „lieben Vetters“ Platz, um dadurch den beiden neben mir sitzenden jungen Marokkanern das Leben zu retten. Einige Sekunden lang schaute Raïs-uli mich mit verschleiertem Blick an. „Ich verstehe — es sei!“ sagte er leise, reichte mir die Hand und bat mich, mich zu erheben. Darauf ließ er sofort den unheimlichen Stuhl für immer aus der Halle entfernen. Wenige Wochen vorher hatte er in derselben Halle, in der wir saßen, eine Gastgesellschaft von ungefähr sechzig Personen eingeladen, unter denen sich mehrere heimliche Widersacher von ihm befanden. Das fröhliche Mahl war noch nicht beendet, als Raïs-uli sich von seinen Gästen verabschiedete. Er ließ die Türen und Fenster der Halle schließen und dann durch eine kleine Öffnung eine unsichtbare Wolke pulverisierten Buhuris in den Raum hineinblasen. „Nach wenigen Minuten“, erzählte mir Raïs-uli lachend, „waren alle vor ihren vollen Schüsseln — eingeschlafen.“ — Auch der damalige französische Konsul und einige Damen und Herren der französischen Kolonie in Tanger waren zu diesem Gastmahl geladen gewesen. Und nur durch den Umstand, daß der Konsul am Vormittag desselben Tages einen leichten Automobilunfall erlitten hatte und daher mit den europäischen Damen und Herren nicht erscheinen konnte, war ein grauenvoller politischer Giftmord verhindert worden, dessen Folgen für Marokko verhängnisvoll geworden wären. Die Einwohnerzahl Marokkos hat sich, obgleich jährlich annähernd eine Viertelmillion Negersklaven aus dem Innern Afrikas dort eingeschleppt werden, seit einem Jahrhundert nicht wesentlich gehoben. Die Vernichtung von Menschenleben durch die hier täglich verübten unzähligen Giftmorde, durch die Blutrache und durch die vielen infolge Vergiftungen entstehenden Krankheiten lassen ein Anwachsen der Bevölkerung nicht zu. Aus den gleichen Ursachen heraus schwindet auch die Zahl der Wüstenstämme in der Sahara immer mehr dahin.

Fritz Ohle.

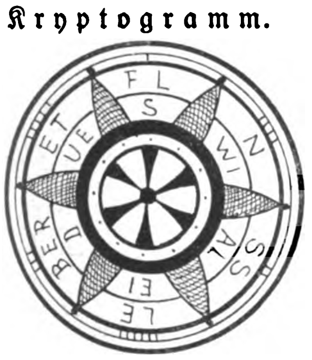
Anmerkung der Schriftleitung. In der Nummer 4322 veröffentlichten wir auf Seite 58 einen illustrierten Beitrag „Lustig ist das Zigeunerleben — Zigeunerromantik auf dem Balkan“, in dem sich folgende Angabe findet: „Heute leben in Ungarn und auf dem Balkan noch etwa 500 000 Zigeuner.“ Um etwaige Mißverständnisse zu beseitigen, weisen wir ausdrücklich darauf hin, daß von dieser Gesamtzahl auf Ungarn nur ein ganz geringer Teil (höchstens 14 000) entfällt.

•

Das Bild auf dem Umschlag des vorliegenden Heftes trägt den Titel „Mongolische Frau“ und stammt von dem russischen Künstler S. Kolesnikoff.

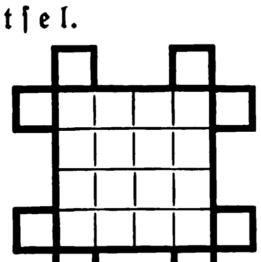
ZUM NACHDENKEN

Kryptogramm.



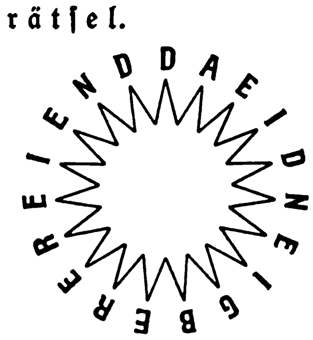
Quadraträtsel.

Die Buchstaben a d d e e e e e e f f f f g l l l n n n r s w w sollen derart in die Felder der Figur eingesetzt werden, daß im großen Quadrat die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleiche Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1 Säugetier, 2 Sagengestalten, 3 landwirtschaftl. Grundstück, 4 Schluß. Die 8 verbleibenden Buchstaben, in die vorspringenden Quadrate richtig eingetragen, ergeben 4 neue Wörter folgender Bedeutung: wagerecht: 1 Gebäck, 2 radiotechnischer Ausdruck; senkrecht: 1 Segelstange, 2 slawischer Volksstamm



Auszählrätsel.

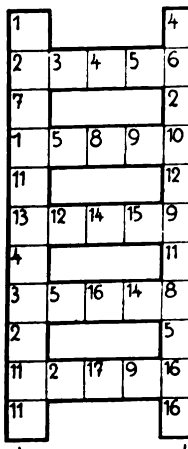
In bestimmter Art ausgezählt, ergeben die Buchstaben im Zusammenhang ein Gedicht von H. Heine.



Palindrom.

Provinz ist es in einem Land
In Südamerika
Und wird, hast du es umgewandt,
Gebirg' in Afrika.
Doch kann es auch was andres sein:
Von vorn geseh'n, ein Spiel,
Von hinten, ein Gewebe fein,
Verwendet wird's sehr viel.

Leiterrätsel.



Sprosse 2—6 Druckformat, 1—10 Feldpflanze, 13—9 Stadt in Italien, 3—8 arabischer Titel, 11—16 Nebenfluß des Rheins. — a—b und c—d ergeben ein Sprichwort.

Verschieberätsel.

Perle — Beethoven — Lehar — Riviera — Sonntag — Rosegger — Rotdorn — Kolibri — Mondnacht.

Vorstehende Wörter sind so untereinanderzuschreiben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen zwei Opern von Wagner bezeichnen.

Gleichung.

$(a - t) + (b - t) + (c - b) = x$

a = Farbe, b = altes Getränk, c = Fluß in Sibirien, x = Shakespearesche Dramenfigur.

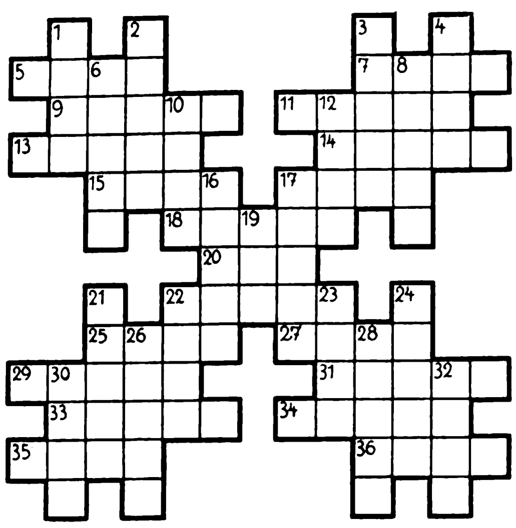
Geographisches Silbenrätsel.

Aus den Silben:

am — bar — bers — bet — burg — cann — chei — de — de — dee — dei — den — der — di — dun — e — en — er — go — her — il — in — la — la — lom — na — ol — re — rem — rum — scheid — se — si — statt — ti — wa — wa — wal — wer — wi — ze — ze

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Uhlands „Frühlingsglaube" ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Staat Nordamerikas, 2 Land in Asien, 3 Stadt in der Mark Brandenburg, 4 beliebter Berliner Ausflugsort, 5 Stadt in der Türkei, 6 italienische Provinz, 7 asiatisches Hochland, 8 Teil Rumäniens, 9 Fluß im Harz, 10 Industriestadt im Rheinland, 11 Stadt in Schottland, 12 asiatisches Königreich, 13 Stadt in Württemberg, 14 früheres österreichisches Gebiet, 15 deutscher Bundesstaat.

Kreuzworträtsel.



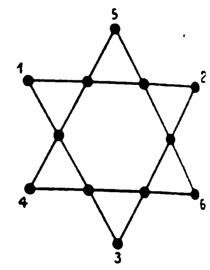
Wagerecht: 5 Königsgeschlecht, 7 orientalischer Fürst, 9 Insektenzustand, 11 Molukkeninsel, 13 deutscher Schriftsteller, 14 italienische Stadt, 15 sibirischer Fluß, 17 Blutgefäß, 18 Reptil, 20 Kopfbedeckung, 22 Rückenmarkerkrankung, 25 volkswirtschaftlicher Begriff, 27 Stadt am Gardasee, 29 Komponist, 31 Hohlmaß, 33 deutscher Dichter, 34 Trinkgefäß, 35 Gestalt aus Wallenstein, 36 griechischer Gott; senkrecht: 1 Hoftracht, 2 Fisch, 3 Reihe, 4 Gewürz, 6 deutscher Fluß, 8 Monat, 10 Blutgefäß, 12 Planet, 16 Halbedelstein, 17 Herbstblume, 19 Kraftleistung, 21 Philosoph, 22 Leergewicht, 23 Getreidebehälter, 24 Asiate, 26 Stimmlage, 28 Hilfsgeistlicher, 30 altes Längenmaß, 32 Hirschart.

Umzuformen.

Was Herr X in Rastatt war?
Nimm d hinzu, dann wird dir's klar!

Doppeldreieck.

Die Buchstaben A A A B E G I L N O O R sind so an Stelle der Punkte zu setzen, daß die Reihen folgende Wortbegriffe ergeben: 1—2 Fluß in Spanien, 1—3 Bühnenstück von Gerhart Hauptmann, 3—2 ostasiatisches Volk, 4—5 historischer spanischer General, 4—6 Unterschiedsgeld zwischen Kurs- und Nennwert, 5—6 Fluß in Italien.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4332.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4330.

Magisches Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1 Steinhaeger, 2 Eilt, 3 Iltis, 4 As, 5 Eagle, 6 Gurt, 7 Radierkunst, 11 Ill, 13 Aar, 15 Sonne, 16 anbei, 18 Nab, 21 Sau, 22 Altai, 23 Iglau, 24 Kai, 26 Grad, 28 Lein.

Nicht alle gewinnen: Zeitlose — Zeit — Lose.

Rösselsprung-Silbenrätsel: 1 Altona, 2 Ulster, 3 Flora, 4 Richard, 5 Eriwan, 6 Griechenland, 7 Erna, 8 Nenner, 9 Fulda, 10 Orsini, 11 Lineal, 12 Gemme, 13 Tinte, 14 Seni, 15 Oberland, 16 Nobel, 17 Nike, 18 Elvira, 19 Niger, 20 Siena, 21 Ceres, 22 Hieroglyphe, 23 Erich, 24 Inventar, 25 Novelle, 26 Aroma. — „Auf Regen folgt Sonnenschein." — „Am Lachen erkennt man den Narren."

Ergänzungsproblem: 1 Würfel, 2 Azalie, 3 Nation, 4 Dasein, 5 Elegie, 6 Lineal, 7 Nernst, 8 Diadem, 9 Essenz, 10 Safran, 11 Büffel, 12 Lawine, 13 Alaska, 14 Tasche, 15 Tuchel. — Wandelndes Blatt — Fliegender Fisch.

Stufenrätsel: 1 a, 2 Ai, 3 Ali, 4 Laie, 5 Liane, 6 Eiland, 7 Heliand, 8 Landheim.

Bilderkreis: Die Anfangsbuchstaben der dargestellten Gegenstände ergeben: „Alles Leid stillt die Zeit." Der Anfang ist der Ast.

Diamanträtsel: w, See, Basel, Gertrud, Westfalen, Novalis, Felix, Tee, n.

Einsetzrätsel: Herr, Ei, Raum, Dienst, Eis, Rohr. — Herder.

Gelehrte unter sich: Die Ansicht.

ANEKDOTEN

Ein alter Komödiant, der seit dreißig Jahren auf den Pariser Vorstadtbühnen kleine Rollen spielte, war einst — ach, wie lange ist das schon her! — mit dem großen Schauspieler Lucien Guitry befreundet gewesen. Dessen Sohn nun, Sacha Guitry, der ebenso bedeutende Schauspieler und Komödienschreiber, hatte ein Gefühl der Anhänglichkeit dem Schmieristen gegenüber und unterstützte ihn, indem er an jedem Monatsersten ihm eine kleine Rente auszahlen ließ. Freilich, sie genügte dem alten Herrn nicht ganz; und gewohnheitsmäßig, ja, mit einer bewundernswerten Regelmäßigkeit stellte er sich bei Sacha ein, um das Gespräch mit Erinnerungen an den Herrn Papa zu beginnen und mit einem Pump zu beschließen.

Dieser anhängliche Kamerad ist nun gestorben. Sacha Guitry erfährt die Neuigkeit auf einer Probe. Irgend jemand fragt ihn: „Das war doch eine alte Freundschaft zwischen euch beiden, nicht?"

„Ja", erwidert Sacha. „Er kannte mich wie meine Tasche."

Als Bismarck im März 1890 sein Entlassungsgesuch bewilligt bekam und für immer von der politischen Tribüne zurücktrat, erhielt er aus allen Teilen des Reiches

eine solche Unmenge von Zuschriften und Telegrammen, daß er Wochen gebraucht hätte, wenn er sie alle hätte lesen wollen. In einem dieser Briefe machte sich ein witziger Frankfurter den Spaß, einige saftige Kalauer über die Nachfolger des großen Kanzlers zu machen. Unter anderm schrieb er, ob Bismarck ihnen nicht seine berühmten drei letzten Haare überlassen wollte; sie könnten sie gut gebrauchen, zumindest auf den Zähnen.

Lächelnd zeigte Bismarck diesen Brief seinem treuen Diener und sagte: „Wirklich schade, daß ich die Haare nicht mehr habe."

Der Diener las Zeile für Zeile mit Aufmerksamkeit und sagte dann trocken: „Wenn er ihnen auch noch hätte — sie passen denen ja nicht."

„Das stimmt", antwortete Bismarck und legte das Schreiben zu den anderen.

Der bedeutende Epigraphiker Bormann, Universitätsprofessor in Wien, erst vor wenigen Jahren gestorben, war wohl einer der kuriosesten Käuze dieser an originellen Typen nicht armen Stadt. Seine Zerstreutheit, die jedes Witzblatt übertrumpfte, seine plötzlichen und stets kuriosen Launen, sein Witz und seine kindliche Einfalt gaben einem Kollegen Anlaß, alle authentischen Bormann-Anekdoten zu sammeln. Und dieses Manuskript ist heute noch im Besitz der Wiener Universität.

Stets ging Bormann vertieft in seine Lektüre dahin; besonders in Klosterneuburg, einem Vorort Wiens, wo er wohnte, hatte er nicht acht mehr auf das Leben, das sich um ihn abspielte. Nur wenn jemand dicht an ihm vorbeiging, neigte er den Kopf zum Gruß und stammelte sein „Guten Tag, guten Tag".

Als er eines Tages so dahinwandelte, kreuzte ein Esel seinen Weg. Bormann, für eine Sekunde den Schritt anhaltend, ohne aber den Blick von dem Buche zu erheben, stammelte den üblichen Gruß. Da mußte seine Tochter, die hinter ihm herging, laut auflachen: „Aber Vater, weißt du denn, wen du da gegrüßt hast?"

„Nein — wen denn?"

„Einen Esel!"

Worauf Bormann in aller Ruhe erklärte: „Nun, Kind, dies wird nicht das erstemal gewesen sein."

Versteigerung der Bibliothek Eduard von Bamberg.

Soeben geht uns von Friedrich Meyers Buchhandlung in Leipzig der erste Teil des Katalogs der Versteigerung dieser großen, aus über 25 000 Bänden bestehenden Bibliothek zu. Er verzeichnet in 792 Nummern Werke von allgemeinem Interesse aus den Gebieten der deutschen und ausländischen Literatur, besonders Gesamtausgaben, meistens in hervorragenden Einbänden. Die Vielseitigkeit des Inhalts ist im Vorwort mit dem Hinweis auf die kommenden geschlossenen Abteilungen begründet, unter denen die Theatergeschichte, besonders die Geschichte des Dramas und der Oper, deutsche und ausländische Literatur, darunter eine äußerst reichhaltige Romantikersammlung in Einzelausgaben, Kunst aller Zeiten und Völker und Folkloristik obenan stehen.

Als Paul Morgan, der bekannte Berliner Komiker, am Mittagstisch von der Landung Chamberlins und Levines in Kottbus las, warf er ärgerlich die Zeitung hin und rief: „Das ist nichts! Das ist gar nichts! Jetzt müßte man erst mit den eigentlichen Erfindungen anfangen, damit der Mensch endlich seinen Traum erfüllt sähe — zu fliegen!“

Sein Begleiter war über diese Bemerkung einigermaßen verblüfft und sagte bloß: „Ich verstehe Sie nicht, Morgan. Sind die etwa nicht geflogen!“

„Nein, das nenne ich nicht fliegen! Das ist nicht die Erfüllung jener Sehnsucht, die der männliche Geist seit Jahrtausenden leidet“, schrie Paul Morgan und hielt erbittert seinem Gegenüber die Zeitung unter die Nase: „Da! Lesen Sie doch! Ich bitte, lesen Sie doch! Gestern sind die beiden armen Teufel in Kottbus gelandet, und schon heute lesen sie im Mittagsblatt, daß ihnen ihre Frauen nachkommen!“

Eine kleine Geschichte, die man sich in Budapest von der Zusammenkunft des Grafen Bethlen mit Mussolini erzählt:

Der Graf Bethlen besitzt (wie so viele andere Männer) eine Frau, und diese Frau nimmt er (wie so manche andere Männer) auf seine Reisen mit; und außerdem betätigt sich diese Frau als Dichterin.

Nun, auf der Reise nach Rom war sie nicht der allerbesten Laune. Bald war ihr dies nicht recht und bald jenes nicht. Und von Italien und den Italienern war sie auf das tiefste enttäuscht. So kamen sie nach Rom.

„Ich kenne Ihre entzückenden Fabeln“, sagte Mussolini zu ihr, mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit.

„Aber das ist doch unmöglich, Exzellenz“, antwortete Margit Bethlen. „Meine Fabeln sind bloß in ungarischer Sprache erschienen!“

Mussolini aber bestand lächelnd darauf, daß er sie in der italienischen gelesen habe.

Und eine Viertelstunde später brachte sein Privatsekretär in das Grand-Hotel, wo Herr und Frau Bethlen wohnten, ein Exemplar der italienischen Zeitschrift „La Fiera Letteraria“ vom 3. April, wo tatsächlich diese Poesien in einer ausgezeichneten

übersetzung publiziert waren; außerdem brachte das Blatt ein Bildnis der Gräfin, auf dem sie um ein gutes Dutzend Jahre jünger aussah.

Tags darauf erklärte Margit Bethlen dem italienischen Korrespondenten des „Az Est“: „Schon die ganze Reise war herrlich! Ich bin ja immer eine glühende Verehrerin der Italiener gewesen. Aber Rom — und Mussolini — ich bin begeistert!“

Ein Dramatiker, in Wahrheit ein Dilettant, wie er im Buche steht, belästigte seit Jahren alle italienischen Theater mit seinen elenden Machwerken. Auch sein neuestes Opus hatte in den verschiedensten Kopien schon bei den verschiedensten Bühnen gelegen und war auf den verschiedensten Wegen immer wieder in die Hände seines Schöpfers zurückgelangt — und jetzt lag es endlich, endlich bei Gandusio! Gandusio aber ist der gefeiertste Komiker Italiens und zugleich Direktor einer eigenen Truppe.

Nach einiger Zeit sucht der Dichter den Schauspieler auf.

„Dürfte ich Sie fragen, was Sie von meinem neuen Werke halten?“

„Ein großes Drama, ohne Zweifel. Und ich bin überzeugt, daß man es noch zu einer Zeit spielen wird, in der Molière und Shakespeare längst vergessen sein werden.“

„O Himmel, wie mich das glücklich macht!“

„Damit wir einander richtig verstehen,“ sagt Gandusio, „vor diesem Zeitpunkt aber nicht!“

Ludwig XVIII. las Herrn v. Talleyrand, dem Chef des Gouvernements, den Entwurf der Konstitution vor. Talleyrand unterbrach zuweilen mit Ausrufen der entschiedenen Billigung. Als er aber das Ganze angehört hatte, konnte er nicht umhin, zu erklären, daß der Entwurf einen einschneidenden Fehler enthalte.

„Und welchen?“

„Die Bestimmungen über die finanzielle Vergütung der Abgeordneten.“

„Wieso? Ihre Funktionen sind doch ehrenhalber. Sie erhalten überhaupt keine Bezahlung!“

„Das ist es eben, Sire“, sagte Talleyrand. „Das wird zu viel kosten.“

Lukutate kommt vor Gericht? Zu der viel verbreiteten Nachricht, daß gegen den Fabrikanten von Lukutate Anklage wegen Betrugs und unlauteren Wettbewerbs eingeleitet sei, wird uns mitgeteilt, daß der Fabrikant Dr. h. c. Hiller selbst alles getan hat, um das bereits seit längerer Zeit schwebende Ermittlungsverfahren zu fördern. Ihm ist eine behördliche Klärung sehr erwünscht, und er begrüßt daher die Gelegenheit, durch beweiskräftige Begutachtung prominenter Persönlichkeiten, auch durch Versuche an Tieren und durch zahlreiche eidliche Zeugnisse, den Heilwert von Lukutate vor aller Öffentlichkeit beweisen zu können.

Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht, so sieht man erst, wie einzeln die brauchbaren Leute gesä't sind.

Goethe an Merck, 8. August 1782.

Das Gras wachsen hören. Nach der jüngeren Edda I, 27.

Je weniger Ausbildung, je mehr Einbildung.

Sprichwort.

Es gibt Männer, welche die Beredsamkeit weiblicher Zungen übertreffen, aber kein Mann besitzt die Beredsamkeit weiblicher Augen. C. J. Weber, Demokritos XIX: Die Weiber (2. Forts.).

Wenn du eine weise Antwort verlangst, mußt du vernünftig fragen! Goethe, Gedichte: Invektiven.

Je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Goethe an Herder, Neapel, 17. Mai 1787.

Von zwei Übeln das kleinere wählen.

Cicero, De officiis III 1, 3.

Diese Zitate sind entnommen dem in unserem Verlag erschienenen Zitatenlexikon von Daniel Sanders. (Ausgabe im gewöhnlichen Format unserer Handbücher 4.50 RM.; Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im größeren Format von 14:20,5 cm 6.— RM.). Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1

Abendland und Morgenland

Wie die Menschen in den tropischen Ländern verschieden sind von uns, die wir im mäßigen Klima leben, so sind es auch die Pflanzen. Die Tropenpflanzen enthalten vielfach Giftstoffe als Schutz vor zu schnellem Verfall oder Verderb. So auch der Kaffeestrauch (coffea arabica). Kein Vierfüßler, kein Reptil, kein Vogel berührt die süße Frucht der herrlich rot aussehenden Kaffeekirsche.

Der Mensch brach den Totenzauber, der über dem Kaffeestrauch lag. Die Tropensonne des Morgenlandes sorgte für die notwendige Ausscheidung des von der Tierwelt so sehr gemiedenen Coffeins. Das Abendland mit seinem kälteren Klima griff begierig zu dem heißen, aromatischen Getränk, ohne zunächst den geringeren Stoffwechsel unseres sonnenarmen Landes zu bedenken.

Erst der Kaffee Hag in Bremen blieb es vorbehalten, den Kaffee so herzurichten, daß er sich für unser Klima eignet. Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



GUTSCHEIN

No 10 An die Kaffee Hag Bremen. Für beiliegend RM —.40 in Briefmarken senden Sie mir bitte eine Probedose (50 Gramm) Kaffee Hag

Name: .... Straße: ....

Ort und Post: ....



Die Kamera des Anspruchsvollen

Klein / Leicht / Handlich

Schnellste Aufnahmebereitschaft
Material für 108 Negative in 3 kleinen Kassetten
Doppelbelichtungen ausgeschlossen
Vergrösserungen schnell und mühelos
mit dem Leica-Vergrösserungsapparat

Liste Leica Nr. 1587 kostenlos

Ernst Leitz, Wetzlar

Lieferung durch die führenden Photogeschäfte

ALFRED BOCK

Der Elfenbeiner
Roman
In Halbleinen 2.30 RM.
Broschiert 1.70 RM.

Das fünfte Element
Roman
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Die leere Kirche
Roman
2. Auflage
In Halbleinen 2.40 RM.
Broschiert 1.80 RM.

Wirren und Wunder
Novellen
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Kantor Schildkröters Haus.
Roman
2. Auflage
In Ganzleinen 4.— RM.
Broschiert 3.— RM.

Verlag J. J. Weber,
Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Karlsteiner
Teppichknüpferei und Spinnerei

MARSH & PHILPOT

Schloss Karlstein a/Thaya, Niederösterreich.

Ständiges Musterlager und Verkauf durch HANS HUBER, Atelier für Kunstmöbel, WIEN I, Tuchlauben 17.

Anfertigungen in jeder gewünschten Form und Grösse.



„Meine Schaufenster sind umlagert,

sobald Ihr hochinteressanter, schöner

»Aktueller Bilderdienst«

in einer neuen Bilder-Wochen-Serie zum Aushang kommt"

Verlangen Sie kostenlos
Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst", Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

[illegible] Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert [illegible] in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4332. 170. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. MÄRZ 1928





In dem „Le Grand Palais" in Nizza ist die Frage der Annehmlichkeiten des Eigenheims vortrefflich gelöst. Dieses auf den beherrschenden Höhen Nizzas prächtig gelegene stattliche Palasthotel allerersten Ranges hat in seinen 150 Wohnungen alles, was zur vornehmen Ausstattung einer solchen gehört: Tafelsilber, Wäsche, Porzellan sowie alle modernen Haus- und Küchengeräte. Jede Wohnung, mit Front gegen Süden, ist mit Zentralheizung, Warmwasserleitung und Telephon versehen. Neun Aufzüge, ein bequemer breiter Aufgang und ein ausgezeichnet eingerichtetes Bedienungssystem stehen den Gästen zur Verfügung; ebenso eine große Autogarage.







Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen
Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten
Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4332. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. März 1928.

Allgemeine Notizen.

Erfolgreiche Bekämpfung der Seekrankheit. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der sich als erste Schiffahrtsgesellschaft unter den Reedereien der Welt die Erfindung des Münchener Arztes Dr. Dammert, „Nausiatin I und II", zur Bekämpfung der Seekrankheit gesichert hat, teilt uns mit, daß die Anwendung des Verfahrens von so guten Erfolgen begleitet sei, daß er sich entschlossen habe, die Erfindung auf allen großen Passagierdampfern seines Nordamerikadienstes zur Anwendung zu bringen. Auch sollen alle Dampfer zu den vom Norddeutschen Lloyd veranstalteten Gesellschaftsreisen nach dem Mittelmeer, dem Orient, nach Norwegen und dem Polargebiet das neue Mittel an Bord führen.

Wiedereröffnung der Deutschen Kunstakademie in Rom. Für den 1. April d. J. ist Professor Herbert Gericke, bisher Referent im Preußischen Kultusministerium, zum Direktor der Deutschen Kunstakademie in der Villa Massimo in Rom ernannt worden. Professor Gericke ist der langjährige Mitarbeiter Geheimrats Waetzolds in der preußischen Kunstverwaltung und hat auch als Lehrer an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin-Charlottenburg gewirkt. Seine Ernennung bedeutet einen Schritt zur Wiedereröffnung einer Anstalt, die kurz vor Kriegsbeginn begründet wurde.

Das Projekt einer Schwebebahn Berlin—Köln mit Propellerantrieb beschäftigt seit Jahren den Chefingenieur der Schütte-Lanz-Werke, Franz Kruckenberg. Wie nun neuerdings verlautet, nimmt dieses Projekt mehr und mehr greifbare Formen an. Die Strecke Dortmund—Köln ist als praktische Probeteilstrecke vorgesehen, um mit den gemachten Erfahrungen den weiteren Ausbau nach Berlin und gegebenenfalls auch nach München vorzunehmen. In Berlin hat sich ferner eine Studiengesellschaft, der eine Bankengruppe nahesteht, gebildet, die sich besonders mit der technischen Durchführung des Baues der Bahnkörper und Beförderungsmittel beschäftigt. Die Rentabilität soll durch einen Fahrpreis erreicht werden, der dem einer Schnellzugsfahrt zweiter Klasse der Eisenbahn entspricht. Die Schwebewagen Köln—Berlin, die als Mittelding zwischen Flugzeug und hängendem Eisenbahnwagen mit fünfzig Fahrgästen Fassungsvermögen anzusehen sind, sollen die 429 km lange Strecke bei einer Stundengeschwindigkeit von 300 km in höchstens

zwei Stunden durchrasen. Ein Wochenendausflug an den Rhein wird bald zu den Selbstverständlichkeiten gehören.

Das Programm für das Olympische Reitturnier liegt nunmehr in seinen Einzelheiten vor. Die Konkurrenzen finden vom 9. bis zum 12. August statt. Als wichtigster Teil hat die Olympische Reitprüfung zu gelten. Der Geländeritt über 36 km wird in Hilversum ausgetragen und führt teils über Straßen und Wege, teils über flaches Gelände und über den Parcours des Hippodroms von Hilversum. Die Dressurprüfung der großen Konkurrenz entfällt ebenfalls nach Hilversum; die Hindernisprüfung ist nach dem Olympischen Stadion angesetzt. Die beiden weiteren Konkurrenzen sind die Einzel-Dressurprüfung, die wiederum in Hilversum stattfinden wird, und die große Springprüfung, die im Olympischen Stadion vor sich gehen wird. Nach der ersten Umfrage steht fest, daß folgende Nationen vertreten sein werden: Deutschland, Schweiz, Tschechoslowakei, Frankreich, Belgien, Schweden, Vereinigte Staaten, Norwegen, Holland, Ungarn, Österreich und Portugal.

Der Harzer Verkehrs-Verband hat seine drei Untergruppen Ostharz, Südharz und Oberharz aufgelöst. Die zahlreich besuchte Frühjahrs-Hauptversammlung beschloß ferner, für die Herstellung einer Sommer-Werbeschrift, für ein Faltblatt und Werbeplakate 20 000 Mark auszuwerfen; für Lichtbildzwecke wurden 3000 M. bewilligt, für Zeitungsreklame 11 000 M. und vieles andere mehr. Die Wahlen ergaben die einstimmige Wiederwahl des bisherigen ersten Vorsitzenden, Ersten Bürgermeisters Dr. Gepel, Wernigerode. Die ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden wiedergewählt. Die Herbst-Hauptversammlung findet in St. Andreasberg statt, die nächste Frühjahrsversammlung in Goslar, wo der Harzer Verkehrs-Verband vor 25 Jahren gegründet worden ist.

Der Wiener Prater erhält eine Liliputeisenbahn. Die Bahn soll im Frühjahr eröffnet werden, etwa 3 km lang sein und eine Spurweite von 381 mm haben. Die Ausführung erfolgt nach dem Muster englischer Miniatureisenbahnen und stellt eine getreue Nachbildung der Staatseisenbahn im Kleinen dar. Insbesondere sind die zur Verwendung gelangenden Dampflokomotiven bis ins einzelne modernen Schnellzugslokomotiven nachkonstruiert. Den Auftrag zur Lieferung dieser Liliputeisenbahn erhielt die deutsche Firma Erich Brangsch G. m. b. H., Feld- und Kleinbahnenbau in Leipzig.



ZEICHEN UNSERER ZEIT

DIE DAME AM STEUER EINES CHRYSLERS

Chrysler — der Wagen, der leichteste Steuerung mit vollkommenster Sicherheit vereint. Riesige Kraftreserven, die es ermöglichen, ohne Gangwechsel von weniger als Schrittempo bis zur Höchstgeschwindigkeit zu gelangen. Federleichte Steuerung. Wundervoll bequeme Bedienung bei allen Fahrverhältnissen. Vierradbremsen — magisch wirkend beim leisesten Druck auf das Bremspedal. Ein so glänzend konstruierter Steuersitz, daß jeder Fahrer bequem darin untergebracht ist. Weiche, behagliche Polsterung — geschmackvolle Farbkombinationen. Die Karosserie — so elegant, daß jeder sich umsieht, wenn ein Chrysler vorbeifährt. Kein Wunder, daß so viele Damen ihn fahren. Warum gehen Sie nicht zur nächsten Chrysler-Vertretung und machen selber eine Probefahrt?

CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

Illustrirte Zeitung



Die Jazzkapelle im Kopfhörer: Ein Tanz in schweigenden Rhythmen nach einer nur für die Tänzer hörbaren Musik auf einem Ball in London.

Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

Bei diesem seltsamen Tanz — nur das Schleifen der tanzenden Füße ist zu vernehmen — scheinen die Tanzpaare sich nach geheimnisvollen Klängen zu bewegen. Wo aber ist die Quelle jener Musik? — Wir sehen, daß jedes der Tanzenden einen Kopfhörer trägt, der mit einem über die Schulter herabhangenden Seidengürtel verbunden ist. In diesem Gürtel befinden sich als Antenne einige Drahtwindungen. Ein großes Drahtgebilde unter dem Fußboden hat die Funktion einer Sende-Antenne. Der Sender selbst ist ein Grammophon mit Mikrophon-Schalldose und angeschlossenem Kraftverstärker. Die Übertragung von der unterirdischen Sende-Antenne auf die in den Gürteln untergebrachte Empfangs-Antenne erfolgt auf normalem induktiven Wege.



Die Rückkehr des Schulkreuzers „Emden“ von seiner 16monatigen Weltreise nach der Heimat am 14. März: Eintreffen der „Emden“ in der großen Schleuse in Wilhelmshaven. Links vorn eine Kompanie des Wilhelmshavener Küsten-Bataillons in Paradeaufstellung.



Dr Erich Wallroth, Ministerialdirektor, bisheriger Leiter der Ost- und Nordabteilung im Auswärtigen Amt, der zum Gesandten des Deutschen Reiches in Oslo (Norwegen) ernannt wurde.



Dr. Franz Olshausen, bisheriger Gesandter in Belgrad, wurde zum Botschafter in Santiago de Chile ausersehen.



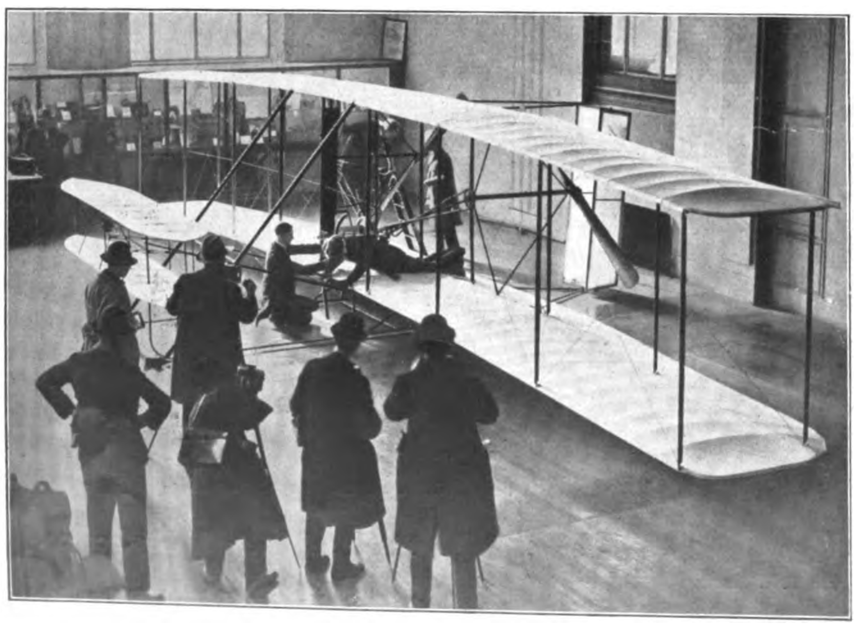
Vom Stapellauf der vier neuen Torpedobootzerstörer der Reichsmarine auf der staatlichen Werft in Wilhelmshaven am 15. März: „Leopard“ wird als letztes der vier Schiffe seinem künftigen Element übergeben.



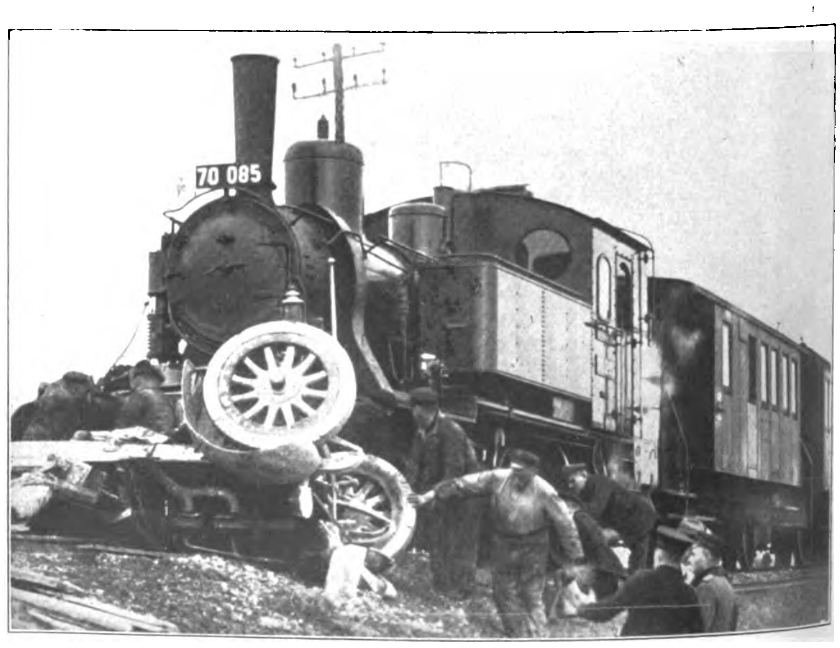
Segnung neuer Automobile in Rom am 9. März, dem Gedenktag der heiligen Franziska, der Patronin aller römischen Kraftfahrer. Vor der Kirche der Heiligen, am Kolosseum, empfingen die Wagen von den Benediktinermönchen des Monte Oliveto (im weißen Gewand auf dem Balkon) die feierliche Weihe.



Von der feierlichen Inthronisation des neuen Bischofs von Regensburg, Dr. Michael Buchbergers, am 12. März: Der neue Bischof (×) beim Verlassen des Regensburger Doms nach Beendigung des zweistündigen Pontifikalamts.



Ein Flugmaschinen-Veteran als Museumsstück: Der Doppeldecker, den die Brüder Wright für ihre ersten Fluge im Jahre 1903 in Kitty Hawk (Nord-Karolina) benutzten. Dieses erste von einem Motor angetriebene Flugzeug wurde durch das Science-Museum in London angekauft und aufgestellt.



Seltenes Bild eines Automobilunglücks: Der mit einer Lokomotive zusammengestoßene und etwa 20 m mitgeschleifte Kraftwagen, dessen Führer getötet wurde, an einem schrankenlosen Bahnübergang nahe dem Bahnhof Wemding im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben.

GROSZSTADT UND MODE

VON DR. NORBET STERN, MÜNCHEN

Großstädte sind eigentümliche Sammelbecken menschlicher Gewohnheiten und Betätigungen. Der lebhafte Verkehr, das rege Geschäftsleben, die vielen Vergnügungsstätten, die gesellschaftlichen Veranstaltungen, das enge Beieinander und Durcheinander von Einheimischen und Fremden, dies alles verleiht den Großstädten eine nervöse Lebhaftigkeit von typischer Bedeutung. Die Großstadt ist der Mode natürliche Schwester. In beiden pulsiert das Leben besonders kräftig. Kokett, schillernd, leicht, kurz angebunden, bunt wie das Großstadtgetriebe ist auch die Mode und vorzugsweise die weibliche Mode der Großstadt geworden.

Alle Moden sind eigentlich für die Großstädter und Großstädterinnen geschaffen. Sie besitzen den inneren Stil und die leichte Anpassungsfähigkeit gegenüber den Wechselerscheinungen der leichtbeschwingten und oft auch leichtgeschürzten Mode. Mode ist eine gewisse Oberflächlichkeit dessen, was im Menschen und wiederum vorzugsweise im Weibe an Kräften und Trieben vorwärts und auswärts drängt. Die Mode könnte man das Barometer der seelischen Schwingungen des weiblichen Geschlechts nennen; so getreu registriert sie alles, was in der weiblichen Seele an Trieben, Wünschen und Gedanken zum Ausdruck drängt. Mode ist soziales Bekenntnis. Sie ist vielleicht weniger für die Trägerinnen selbst als für deren Umwelt geschaffen. In jeder ihrer neuartigen Kleidformen verkörpern sich neuartige aktuelle Zeitgedanken. In der Mode sehen wir den Niederschlag jener täglichen Interessen und Meinungen, die das weibliche Geschlecht ganz besonders in Atem hält. Mode ist Tageschronik im Bilde der wechselnden Gewandung. Kein Wunder, wenn die Moden sich heute gegenseitig so rasch ablösen. Die gespannten Nerven der Großstädterin, die Hast des täglichen Lebens, die Raschheit der Verkehrsmittel, der vielartige Lesestoff der Tageszeitung und der Unterhaltung, all diese Umstände veranlassen die Frau zu einem viel intensiveren Modewechsel, als man ihn früher kannte.

Die Wandelbühne der Mode verlangt nach Shakespearescher Schnelligkeit. Jeder Augenblick bringt eine neuartige Szenerie. „Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen: Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen." So schrieb Friedrich Logau schon vor nahezu 300 Jahren. Auf dem Dorf und in der Kleinstadt kennt einander jedermann. Dort ist nicht der Schauplatz für die Mode. Sie verlangt nach einer Weltbühne, bei der einer dem anderen seine Rolle vorspielt. Dazu bietet die Großstadt die vortrefflichste Gelegenheit. Schon im nächsten Stadtviertel, ja, am anderen Straßeneck, unter Umständen schon im nächst höheren Stockwerk seines eigenen Wohnhauses ist man dem anderen ein Fremder oder eine Fremde. Wo man einander fremd ist und gegeneinander fremd tut, da beginnt jenes Theater der kleinen Verstellungen, die die Mode so notwendig braucht, um ihrer Reizwirkung auf die breite Öffentlichkeit sicher zu sein. Überall teilt sich die Mode in zwei Lager, deren eines die Schauspieler, deren anderes die Spielschauer enthält. Hand in Hand mit dem Kleidungstrieb geht ein ebenso starker Verkleidungstrieb in der Mode.

Frau Meier, die den Tag über im Metzgerladen ihre Kunden treulich bedient, will, wenn sie die Straße betritt oder eine Abendunterhaltung mitmacht, die Dame spielen. Dies wird ihr sicherlich niemand übelnehmen. Wir alle tragen in uns das Bedürfnis, wenn der nüchterne Beruf uns entläßt, in unserem Anzug à la mode die Rolle des gesellschaftlichen Menschen zu spielen. Wer aber gesellschaftlich und kleidlich eine „Rolle" spielt, der ist, ohne es eigentlich zu wollen und zu wissen, zum Schauspieler geworden. Er benimmt, er gibt, er kleidet sich den Ansprüchen gemäß, die der gesellschaftliche Ton von ihm verlangt. Die Mode ist nun einmal ein Kleid-Theater von ganz besonderem Reiz. Waren früher Leinen, Wolle und Tuch jene Stoffe, die die Damen bevorzugten, so sind es heute Samt, Seide und Kunstseide, die die Kulisse der großstädtischen Frauenkleidung bestimmen. War es ehemals der praktische Zweck, der trachtmäßig die Mode der Großstadt wesentlich beeinflußte, so ist es in unseren Tagen ein gewisses theatralisches Vergnügen, das die Damen veranlaßt, ihre kleidliche Reizwirkung so packend wie nur möglich zu gestalten.

Die Kleidung unserer großstädtischen Frauenwelt hat sich seit einem Jahrzehnt an Farbenwirkung und äußerer Aufmachung ganz beträchtlich gesteigert. Viele junge Damen gehen beinahe festlich gekleidet ins Bureau. Ihre aufgewecktere Art, die größere Freiheit, mit der sie sich bewegen, die reichliche Freizügigkeit, die ihnen Sitte und Recht heute gewähren, sind Umstände, die sich auch in ihrer koketteren, unternehmungslustigeren und anmutigeren Mode kundgeben. Und nicht etwa, als ob die besser gekleideten Mädchen und Frauen weniger sorgfältige Arbeiterinnen wären! Die Leiterin des Londoner Zentral-Telephonamtes hat kürzlich ihre Meinung dahingehend ausgesprochen, daß die gewählt sich kleidenden jungen Telephonistinnen auch im Amte sich durch eine überraschend große Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit auszeichneten. Die Mode des feinen Kleides bewährt sich als eine ausgezeichnete Erzieherin zur Reinlichkeit. Gegen Schmutz und Staub in den Arbeitsräumen sind die gutgekleideten Damen viel empfindlicher als ihre weniger sorgfältig gewandeten Mitschwestern. Mit dem Heraustreten der Frauen und Mädchen aus den engen Begrenzungen des häuslichen Lebens in die breite Arena der praktischen Berufe ist auch das Gefühl der Selbstbehauptung, Selbstverantwortung, Selbstversorgung und Selbstkleidung in der weiblichen Mode sichtbar zum Ausdruck gelangt, und zwar in der Form und Weise einer gewählteren und gefälligeren Kleidung.

Die Großstadt weckt und steigert das Sinnenleben ihrer Bewohner. Wo man steht und geht, wendet sich die bildmäßige Reklame an das Auge. Die Werbekunst unserer modern geführten Geschäftsunternehmen hat eine große Findigkeit gezeigt, ihre Gedanken und Interessen in den Bildern schön gekleideter Frauen packend zu gestalten. Die künstlerisch angeordneten Schaufenster der Konfektionsgeschäfte im Verein mit den Darbietungen des Films führen unserer Frauenwelt eine Unzahl von geschmacklich vollendeten Frauenbildnissen und Frauenkleidern vor Augen. Es ist daher leicht begreiflich, daß gegenüber so vielseitigen ästhetischen Vorbildern die Frau das Bedürfnis zeigt, sich kleidlich ebenso vornehm wie anmutig den Blicken ihrer Umwelt zu zeigen. Die Mode zieht alles mögliche herbei, um mittels Harmonie und Gegensatz die Aufmerksamkeit des Mannes auf das weibliche Geschlecht zu lenken. Die ungemein großen Kriegsverluste an jungen Männern haben das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter zueinander sehr zuungunsten der Frau verschoben. Für das heiratsfähige Mädchen ist es heute schwieriger als je, sich zu verehelichen. Daher sein erhöhtes Bestreben, mit Hilfe seiner geschmackvollen Kleidung die Aufmerksamkeit der männlichen Welt auf sich zu lenken. Die Mode müßte nicht Mode sein, wenn sie sich nicht auch heute zum feingeistigen und diplomatischen Anwalt der Frauenherzen und Frauenwünsche machte.

Die Mode wußte ganz genau, warum sie die kurzen Röckchen, die ihre Wirkung nicht verfehlende elegante Wäsche und die aufsehenerregende Tracht des weiblichen Bubikopfs schuf. All diese sprechenden Zeichen haben ihren Zweck nicht verfehlt: die Aufmerksamkeit des Mannes in erhöhtem Maße zu gewinnen. Nun, da diese im Anfang aufreizenden Neuerscheinungen schon wieder alt geworden sind und ihre Wirkungskraft einzubüßen drohen, sieht sich die Mode bereits wieder nach anderen Gegensatzwirkungen um, das Interesse des konträr geschlechtlichen Teiles von neuem zu fesseln. Welcher Art die Kleidschöpfungen sein werden, die die Mode bereits wieder bereit hält, wissen wir nicht. Aber sicher ist es, daß bald irgendeine anregende Generalidee sich wieder der weiblichen Mode bemächtigen wird. So lehren es die Kostümgesetze der Vergangenheit, die immer, wenn eine Mode zur Alltagssache wurde, den Anreiz und das Aufreizende eines neuartigen kleidlichen Gegensatzes an die Öffentlichkeit brachten.

Großstädte sind Massenverbraucher von Modewaren. Eine führende Textil-Zeitschrift hat unlängst die Mitteilung gebracht, daß sich seit Kriegsende der Verbrauch an Modekleidern und deren Zubehör vervierfacht habe. Da nun der Großverbraucher in der Regel die Art und Form der Ware dem Hersteller gegenüber bestimmt, so wird die weibliche Psyche der Großstadt den Formtypus der Mode auch weiterhin zwangsläufig beeinflussen. Bisher schrieb die Großstadt Paris ihre Mode der Welt vor. Nun aber tun dies in stärkerem Maße die amerikanischen Riesenstädte, Neuyork voran. Kraft ihres ungeheuren Kapitals, kraft der gesteigerten Lebenslust ihrer Bevölkerung und nicht zuletzt vermöge ihres überragenden weiblichen Einflusses werden sie den Weltverbrauchern ihren Modewillen vorschreiben. Immer zahlreicher sind die amerikanischen Kleidmodelle, die wir in den illustrierten Modezeitschriften zu sehen bekommen. Schon im Jahre 1913 hat der Verfasser in einer Reihe von Zeitungsaufsätzen nachgewiesen, daß die weibliche Mode der Zukunft sich zusehends amerikanisieren würde. Die Modeindustrie hat sich, dem Zuge der Zeit folgend, mehr und mehr vertrustet. Ungeheure Modekonzerne beherrschen durch ihre grandiosen Waren- und Kaufhäuser sowie durch ihre weitverbreiteten Mode-Fachzeitschriften hindurch den Verbrauch der großstädtischen Bevölkerung. Die Mode hat sich zu einer wirtschaftlichen Großmacht allerersten Ranges entwickelt. Eine ständig wachsende Anzahl von kleinen und mittleren gewerblichen Modebetrieben schluckt die Modeindustrie in sich auf. Je rascher die Großstädte sich zu Millionenstädten entwickeln, desto leichter fällt es der klug organisierten Modeindustrie, den Millionenverbrauch an modischen Kleidern und Zubehörteilen einheitlich zu lenken. Jenes Land, das die Psychologie der modernen Großstädte im Kleidbild der Mode am treffsichersten zu verstofflichen versteht, wird die geschmackliche und die wirtschaftliche Führung innerhalb der Mode übernehmen. Großstadt und Mode sind sich gegenseitig immer näher gerückt, so daß sie heute aufs engste ineinander wirken. Die Großstadt ist das lebendige Instrument, auf dem die Mode ihre Weisen spielt; und die Mode ist wiederum die Lebens- und Kleidart, in der die Großstadt sich spiegelt und gefällt. Großstadt und Mode fordern und fördern einander, weil die eine in der anderen ihre Ergänzung findet.

MAXIM GORKI

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG AM 27. MÄRZ

Alexej Maximowitsch Peschkow — der sich in klarer Erkenntnis seiner Wesensart den Künstlernamen „Gorki" beilegte, das ist „der Bittere", hat als Dichter ein ähnliches Schicksal erlitten wie seine „Gewesenen Menschen". In beispiellosem Aufstiege, gipfelnd im Siegeszug seines „Nachtasyls", zu Weltruhm gelangt, ist der nunmehr Sechzigjährige heute Allzuvielen fast nur noch ein verwehter Klang. Und manch zünftige Kritik (hierbei an erster Stelle mit Hermann Löns) hat sich bemüht, dem ihr völlig Wesensfremden jede wahrhafte Größe abzusprechen, bis sein Name durch die prachtvollen, größtenteils erst nach dem Umsturze veröffentlichten „Erinnerungen" wie ein Phönix aus der Asche stieg. Während einer Spanne von 20 Jahren Nishnij immer wieder berührend, konnte der Schreiber dieser Zeilen dem international noch unberühmten, in Rußland aber schon zu den großen Hoffnungen zählenden Dichter, wenn auch nur flüchtig, persönlich begegnen, auch in Gemeinschaft mit dem größten Bühnenkünstler des einstigen Kaiserreichs, dem Sänger Schaljapin — der ja mittlerweile von der Sowjet-Regierung des Ehrentitels „Volkssänger" verlustig erklärt wurde, während Gorki jüngst zum „Volksdichter" erhoben ward. Aber auch ohne persönliche Bekanntschaft des Dichters, dessen Physiognomie sich in jener Zeit gegen die Wende des vorigen Jahrhunderts vollkommen mit dem Geiste seiner Schriften deckte, ging von seinem Werk ein suggestiver Zwang aus. Wer jemals am „Attos" von Nishnij-Stadt aus bei rötlich die blaugrüne Himmelsseide überdämmernder Abendstunde auf die Melancholie endlos gedehnten Flachlandes hinabschaute und den schwermütigen Gesängen lauschte, die von Oka und Wolga, in spitzem Silberwinkel just hier zusammenfließend, herüberschollen, wird die Welt der Gorkischen Gestalten mit anderen Augen sehen als der seelisch unvorbereitete Leser, ja selbst als der Moskowiter, der russische Großstädter. Das Mitempfinden des schlichten Menschen, der breiten Masse bäuerlicher Volkheit war es denn auch, das passiv oder aktiv Maxim Gorki zum Piedestal wurde. Durch all ihre Nöte ist der Dichter leiblich und seelisch hindurchgegangen. Geboren am 27. März 1868 zu Nishnij-Nowgorod als Sohn eines Tapezierers und einer Färbermeisters-, früher Burlaken- (Barkenknechts-)Tochter, hat er eine trübe Jugend. Kaum 10 Jahre alt, wird er Laufjunge in einem Schuhgeschäft, reißt aus, kriecht bei Lastträgern und Wolgaschiffern unter, läßt sich als Geschirrwäscher auf einem Dampfer anwerben, dessen Koch ihm die ersten Bücher gibt, sein früher Lehrmeister wird. Bei einem Zeichner, einem Heiligenbildmaler in Stellung, erwacht seine Liebe zum Theater. Im Jahre 1885 wendet er sich nach Kasan, möchte auf die Universität — muß aber Tagelöhnerdienste unter den „gewesenen Menschen" verrichten, wird auch Bäcker. Bei einer Prüfung zur Choristeneignung am Stadttheater findet Gorki Annahme, während sein Freund Schaljapin als talentlos zurückgewiesen wird! Als Semmelausträger kommt Maxim viel mit der studierenden revolutionären Jugend in Berührung; 1887 verzweifelt er am Leben und jagt sich eine Kugel durch die Lunge; schafft dann unter Bauern auf dem Land, wandert zu den Schiffern am Kaspischen Meer — bis endlich den nach Nishnij Zurückgekehrten der Dichter Korolenko entdeckt. In immer wiederholten Streifzügen durch ganz Rußland häuft er seine Erfahrungen, sein künstlerisches Kapital, und veröffentlicht nun bald all die charakteristischen Erzählungen, Szenen aus dem Leben der Ärmsten, und Romane — zum Broterwerb ist er auch an verschiedenen Zeitungen als Feuilletonist tätig. Hauptsächlich die Novellensammlungen: „Die Holzflößer", „Verlorene Leute", der Roman „Foma Gordejew" begründeten Gorkis Ruf. Im Jahre 1901 sagte er mit dem machtvollen Prosagedicht „Der Sturmvogel" die Revolution voraus, wurde verhaftet und verbannt. Ein Exponent des Freiheitgedankens ist er seitdem geblieben, wenn er auch bald nach dem Umsturz aus Gesundheitsrücksichten Italien zum Wohnsitz wählte. Der epochale Erfolg jener „Szenen aus der Tiefe", auf den deutschen Bühnen „Nachtasyl" benannt, ist noch in aller Erinnerung. Die düstere Pathetik des Schauspielers, neben dem typisch-russischen „Nitschewo"-Zustande des Barons, die buddhistische Weisheit des Pilgers Luka und die erschütternde Selbstverständlichkeit der Dirne bleiben unvergessen. Aus Gorkis reichem Prosawerke tönt, in landechtem Kolorit, immer wieder der Schrei nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit — ewiger Geisteshunger läßt den nach Goethes Wort zur „Selbstlernerei" verdammten Dichter nicht ruhen; das tiefreligiöse Mitleiden seiner brüderlichen Seele erhebt sein Lebenswerk über die Sphäre der „nur literarischen" Kritik. Die mit den Kindertagen beginnenden, in neuesten Veröffentlichungen bis zu Tolstoi, Tschechow, Lenin fortgesetzten „Erinnerungen" stellen den Dichter in eine Reihe mit den großen Memoirenschreibern und Zeitchronisten. Sie sind die wahrheitsgetreue Wiedergabe der vielfältigen Erlebnisse eines ruhelosen Wanderers durch alles Geklüft des Daseins, immer sehnsüchtig dem kommenden Tage zugewandt, künstlerisch umgegossen und gestaltet. Sie runden des Dichters Bild und werden auch kulturhistorisch seinen Namen bewahren.

Gustav Herrmann.



Vom Damen-Hockeykampf Frankfurt 1880 gegen Harvestehude, einem Treffen von zwei der stärksten Damen-Hockeymannschaften Deutschlands, in Hamburg am 11. März: Abwehr eines Durchbruchs.



Prof. Dr. Hans Meyer,
Geheimer Hofrat, Professor der Kolonial-Geographie und -Politik an der Universität Leipzig, bedeutender Geograph und Forschungsreisender, Mitinhaber des Bibliographischen Instituts, Leipzig, konnte am 22. März seinen 70. Geburtstag feiern.



Dr. Wilhelm v. Branca,
Geheimer Bergrat, Professor i. R. für Geologie und Paläontologie an der Universität Berlin, nambafter Gelehrter auf dem Gebiete der Erdgeschichte, † am 12. März in München, 83 Jahre alt. Er entstammt einem alten, um 1690 nach Deutschland eingewanderten lombardischen Patriziergeschlecht.

Vier neue Zerstörer der „Raubtierklasse“ erhielten am 15. März auf der Marinewerft in Wilhelmshaven die feierliche Taufe. Die neuen Boote empfingen die Namen „Tiger“, „Luchs“, „Jaguar“ und „Leopard“. Außer den Taufpaten befanden sich unter den Ehrengästen auch Vizeadmiral Bauer, Chef der Nordseestation, zugleich als Vertreter des Chefs der Marineleitung. Der Flottenchef, Vizeadmiral Oldekop, hielt die Taufrede.

Im ganzen Reich fanden in letzter Zeit Protestkundgebungen der Landwirte statt, die sich gegen die Benachteiligung und gegen die Vernachlässigung der Interessen der Landwirtschaft durch die Politik richteten. So kamen in Breslau gegen 50000 schlesische Bauern zusammen, um angesichts ihrer Notlage Protest zu erheben.



Prof. Dr. Boas,
Geheimer Sanitätsrat, verdienstvolle medizinische Kapazität auf dem Gebiete der Magen- und Darmkrankheiten, kann am 28. März seinen 70. Geburtstag feiern.





Abermals ein Atlantikflug mißglückt: Der englische Offizier W. R. G. Hinchcliffe und seine Begleiterin Elsie Mackay, die am 13. März in England zu einem Transozeanflug starteten und nun verschollen sind.

Bühnenschau.

In seinem 1906 entstandenen ersten Theaterstück „Der Zigarettenkasten“ (Uraufführung in Berlin, Theater am Schiffbauerdamm am 14. März) übt John Galsworthy Kritik an der Gesellschaft und an der Justiz. Ein Zigarettenetui verschwindet; der unschuldig-schuldige Parlamentariersohn wird verschont, der Vertreter der Armut, ein Arbeitsloser, dagegen muß ins Gefängnis wandern. Solch primitive Problematik wirkt heute fast schon etwas veraltet.

Die Münchner Kammerspiele brachten in Uraufführung die Komödie „So und so, so geht der Wind“ von Fritz Knöller. Der Titel ist recht originell, das Stück selbst, das sich mit Ironisierung von Sentimentalitäten und mit Liebesaffären befaßt, dagegen weniger. Das Ergebnis: Beifall und Widerspruch des Publikums.

In dem Drama „Leben Eduards II. von England“, das am Alten Theater in Leipzig zur Erstaufführung kam, hat sich Bert Brecht den Stoff aus der englischen Königsgeschichte des frühen Mittelalters geholt und die höfischen Verschwörerintrigen gegen König Eduard II., seine despotische Willkür und den Kampf eines dreizehnjährigen Bürgerkrieges gestaltet. Mit der temperamentvollen Bühnenmusik Kurt Weills, die in mitreißender Suggestivität vor allem die Schlachtszenen wirksam begleitete, wurde dem grellen, krausen Stück noch ein achtungsvoller Beifall.

Tagesgeschichte.

Am 14. März traf der Schulkreuzer „Emden“, das Traditionsschiff des erfolgreichen, im November 1914 bei den Kokosinseln in Brand geschossenen deutschen Auslandskreuzers, wieder in seinem Heimathafen Wilhelmshaven ein. Gegen 100 See- und Ingenieuroffiziersanwärter haben auf der sechzehnmonatigen, von seinem Kommandanten, Kapitän z. S. Foerster, geführten Weltreise ihre erste seemännische Ausbildung erhalten. Daneben hat die Fahrt, abgesehen von dem politischen Wert, eine besondere wissenschaftliche Bedeutung erlangt durch die Entdeckung der bisher größten Meerestiefe von 10793 Meter, gelotet auf der Fahrt von Celebes nach Japan. Der Weg der „Emden“ führte über Spanien nach Südafrika und Indien. Hier im Indischen Ozean gedachte die Mannschaft am Wrack der alten „Emden“ ihrer toten Kameraden. Dann setzte das Schiff seine Reise nach Java, Bali und Celebes fort und fuhr darauf zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Japan. Alsdann ging es nach der pazifischen Küste Nordamerikas, hierauf nach Mexiko und Panama und rund um Südamerika. Von hier aus kehrte dann das Schiff nach einem Besuch in Westindien (Haiti und St. Thomas) nach der Heimat zurück.



Prof. Franz Schreker,
bekannter Opernkomponist, Direktor der Musik-Hochschule in Berlin, wurde am 23. März 50 Jahre alt.





Zum 60. Geburtstage des russischen Dichters Maxim Gorki am 27. März: Links: Jugendbildnis Gorkis mit dem jetzt weltberühmten Sänger Feodor Schaljapin. (Im Besitz vom Verfasser unseres Gorki-Beitrags auf Seite 427.) — Rechts: Aufnahme Gorkis aus neuester Zeit mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel.





Eine schlichte Kriegerehrungsstätte in landschaftlich schöner Lage: Das neue Ehrenmal für die im Weltkrieg Gebliebenen von Bad Homburg (Hessen-Nassau) auf der Plattform des Rabensteins am Höllensteinweg. Im Inneren des Baues steht ein Sarkophag, auf dem die Gestalt eines Soldaten in Kriegsausrüstung ruht. — Nebenstehend: Eine Riesenversammlung der schlesischen Landwirte: Die Protestkundgebung gegen die Notlage der Landwirtschaft auf dem Schloßplatz in Breslau am 12. März, an der etwa 50000 Bauern Schlesiens teilnahmen.





König Aman-Ullahs Besuch in England: Der König (links) als Gast des Oberbürgermeisters von London (Mitte, im Hermelinmantel). Daneben rechts die Gattin Aman-Ullahs; auf dem Tisch Schwert und Zepter des Lordmayors; vorn rechts der Vertreter der City (mit Perücke), die Begrüßungsansprache verlesend.

Rechts Mitte: Neuzeitliche Kirchenbaukunst: Die evangelische Friedenskirche in Frankfurt (Main), die vor kurzem eingeweiht wurde.





Zwei hervorragende Pioniere der Radiotechnik: Dr. S. Loewe, Berlin (links), der Erfinder der Loewe-Radio-Mehrfachröhre, mit dem Erfinder der Audion-Röhre, Dr. Lee de Forest, Neuyork, bei dessen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Rechts: Fußballspiel-Beobachtung auf Entfernung: Die Menschenmenge auf dem Zeughausplatz in Antwerpen, die den in Amsterdam stattfindenden Länderkampf Holland-Belgien nach den Angaben an einer großen Tafel verfolgt. Auf der Tafel ist das Spielfeld aufgezeichnet; daran zeigt ein Sprecher den Spielverlauf, den ihm ein Berichterstatter aus Amsterdam telephonisch meldet.





Vor der Vollendung des Umbaues des Staatlichen Opernhauses in Berlin. Links: So sah das Staatliche Opernhaus vor dem Umbau aus. — Rechts: Das Opernhaus in seiner jetzigen Gestalt. Die offizielle Eröffnung soll Anfang April erfolgen.



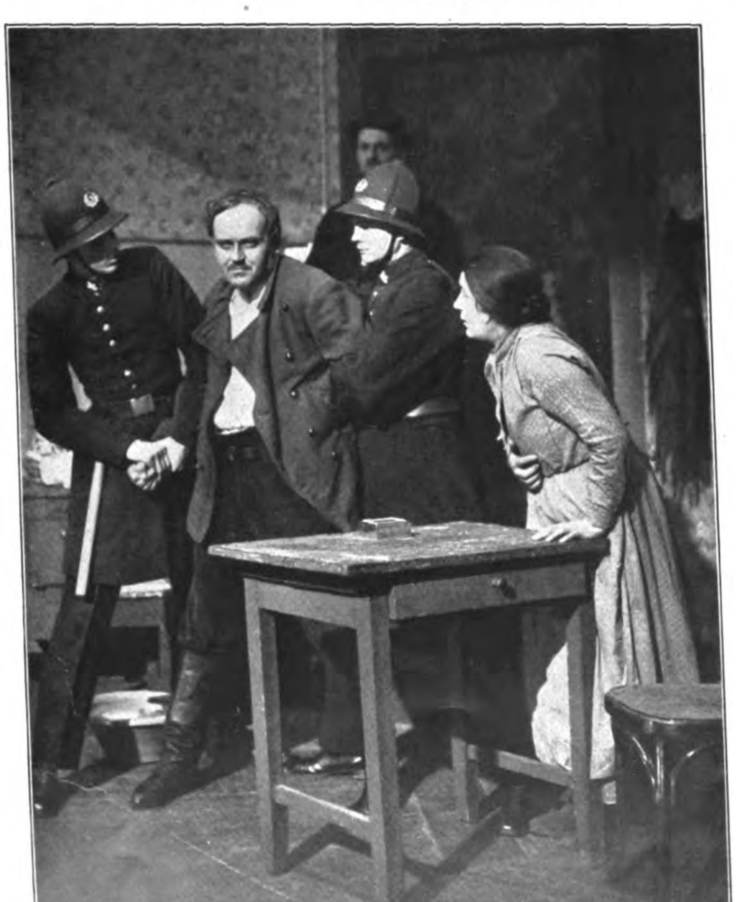
Moderne Lustspiele: Uraufführung der Komödie „So und so, so geht der Wind" von Fritz Knöller an den Münchner Kammerspielen am 6. März.

Szene mit (von rechts nach links) Hans Schweikart als Peter Mutz, Kurt Lieck als Paracelsus und K. Riedl als Max Frisch. (Phot. F. Heyden, Obermenzing.)



Ein Drama aus der Geschichte des englischen Königtums: Szene aus der Erstaufführung von Bert Brechts „Leben Eduards II. von England" am Alten Theater in Leipzig am 10. März. (Phot. F. Reinhard.)

König Eduard (Robert Thoeren), vor dem Erzabt von Conventry (Hans Zeise-Gött) kniend; zwischen beiden Spencer (Wilhelm Engst) und ganz rechts der Verräter Baldock (Alfred Schlageter), seine Vertrauten.



Eine Justizkomödie von John Galsworthy: Bühnenbild aus der Uraufführung der Komödie „Der Zigarettenkasten", deutsch von Max Meyerfeld, im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin am 14. März.

Verhaftungsszene mit Ernst Karchow als Proletarier, Grete Bäck als Scheuerfrau Jones und Ferdinand Asper als Kriminalkommissär Snow (im Hintergrund).



Neger als Filmdarsteller: Szene aus dem neuen Afrika-Film „Samba" der Emelka (München).

In mühevoller, monatelanger Arbeit ist dieser Film von der bekannten Grote-Brückner-Expedition beendet worden; er stellt den ersten jemals gedrehten Negerspielfilm dar, dessen Akteure die schöngewachsenen Bambaraneger Senegambiens sind. Sie hatten selbst noch keinen Film gesehen, stellten sich aber bei den Aufnahmen sehr geschickt an; Fatu, die 17jährige Hauptdarstellerin, steht ihren weißen Kolleginnen an Ausdrucksfähigkeit kaum nach. Unser Bild zeigt Fatu und Samba, wie sie von ihren Verfolgern gestellt werden.

THEATER UND FILM



Dorfparlament. Radierung von Erich Gruner.
(Aus dem Bavaria-Verlag, München.)

Bewegung wendete sie sich ab. Es scheint — nur ein Theaterdiener hat den Auftritt beobachtet — daß er sie beschwor, ihn anzuhören, daß er ihre Hand, ihr Kleid festzuhalten suchte, als Herr von Kettler hinzukam und mit den Worten: „Der Umgang mit solchen Buben ist den Damen untersagt!“ ihn mit beiden Händen vor die Brust stieß und wegdrängte. Dann war er Frau von Rhön, die die Treppe hinabgeeilt war, zu ihrem Wagen gefolgt.

Eine Stunde später saßen die Schauspieler sehr vergnügt im „Lamm“ und beglückwünschten Lucidor zu seinem Einfall, als die Tür aufging und Hendelin eintrat. Alle verstummten. Er schritt auf Lucidor zu. „Sie haben die Frechheit gehabt, mein Herr,“ sagte er mit bebender Stimme, „mich auf der Bühne zu verhöhnen. Aber mit Ihresgleichen läßt man sich nicht ein, und was Sie getan haben, verstehen Sie doch nicht. Es ist auch jetzt gleichgültig. Obereit!“

Obereit sprang sogleich auf und folgte ihm aus dem Saal.

Lucidor, den ein schlechtes Gewissen zuerst hatte verstummen lassen, schimpfte heftig. Die andern verkündeten ihm eine Herausforderung, die er nicht zu fürchten erklärte.

„Ich wollte doch, das wäre nicht geschehen!“ sagte die Roca. Obereit kam nicht wieder; sie kamen nicht mehr in eine gute Stimmung und gingen früh auseinander.

Die Nacht verging, und ein heller Wintermorgen brach an. Die rote Sonne schien erst durch das Stadttor und dann über die runden Tortürme in der Rosmaringasse; das Kreuz auf der Dorotheenkirche und die Kuppel leuchteten; der Marktplatz lag in weißem Licht.

Nach zehn Uhr sah man Herrn von Kettler, in einiger Erregung, wie es schien, in seine Haustür treten. Sein Pudel, der davorgesessen und jeden Eintretenden angeknurrt hatte, begrüßte ihn mit tollen Freudensprüngen.



Ständchen. Radierung von Erich Gruner.
(Aus dem Bavaria-Verlag, München.)

Eine halbe Stunde später erschien Obereit, von Männern gefolgt, die den toten Hendelin über den Marktplatz trugen. Da eben ein Offizier der Wache kam, mußten sie die Bahre niedersetzen. Ein Verhör begann; Leute sammelten sich; mehrere der Schauspieler, die keine Probe hatten, kamen aus dem „Lamm“ dazu.

Hendelin lag blaß, mit einem alten Mantel bedeckt, eine tiefe Stichwunde in der Brust. Die Roca, die gleichfalls hinzugetreten war, sah auf ihn, erkannte, daß er tot war, sah das getrocknete Blut und fiel ohnmächtig hin. Als sie wieder zu sich kam, hatte sie ein Gespräch mit Obereit, der ihr kein Wort ersparte. Darauf ging sie in den Gasthof zurück und schrieb ein Billett an Frau von Rhön. Eine halbe Stunde später kam ein Diener aus dem Kloster, der sie zu seiner Herrin bat. Von dem, was die beiden Frauen miteinander gesprochen, ist später dies und jenes verlautet. Jedenfalls sind beide beim Begräbnis des armen Hendelin gewesen und haben sein Grab mit Blumen geschmückt. Auch Herr von Rhön, der trotz seinem Geiz ein Edelmann ist, war bei der Beerdigung.

Hendelin hatte wohl von all dem nichts mehr; aber warum wollte er auch so geradlinig mit den Frauen umgehen, die dies keineswegs lieben noch danken?

Herrn von Kettler werden Sie vielleicht in R. getroffen haben. Er hat sich für einige Zeit von hier zurückgezogen, dürfte aber bald wiederkommen. Frau von Rhön ist ernster als je bei ihrer frommen Musik und liest nun auch geistliche Schriften, worüber ihr Gatte sehr erfreut ist.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und beglücken Sie uns hier durch Ihren Besuch. Bis auf den Tod unseres kleinen Abbé hat sich nichts verändert.

Ihr

Wildenau.

Künstler-Fahrt durch Nordamerika

Reise-Eindrücke in Wort und Bild von Albert Schlopsnies,

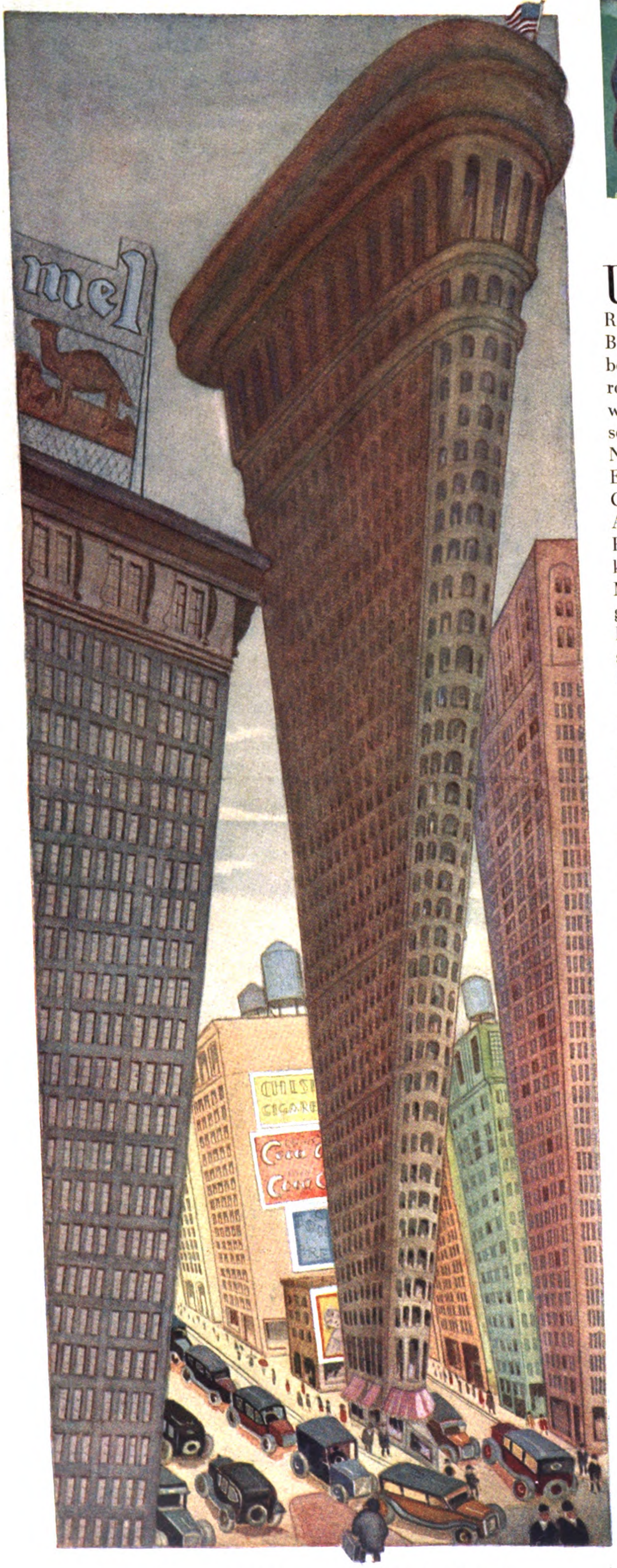


Seekrankheit.

Unermüdlich zieht der Dampfer seine Bahn. Weit hinter mir bleibt Deutschland. Amerika, dem gelobten Lande der Gegenwart, geht es entgegen, dem Lande des Reichtums, des Fortschritts und der — Prohibition. Endlich Neuyork — wie eine moderne Burg, wie ein Phantasiegebilde steigt die Riesenstadt aus dem Nebel. Abends bin ich bereits auf dem Broadway, der Hochburg des fremden Lebens! Nach einer kurzen Stunde rotiert mein armes europäisches Hirn; es ist zu klein für all die ungewohnten, überwältigenden Eindrücke. Ich sollte ein Wolkenkratzer-Hirn haben! Aber auch so ist's schließlich gegangen, denn auch hier kocht man mit Wasser. Und dennoch: sechs Wochen Neuyork zerreiben meine Nerven. Täglich, stündlich, ja, in jeder Minute immer neue Eindrücke lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich sehne mich hinaus ins Freie, ins Grüne. Ein verständnisvoller Freund will mir den Wunsch erfüllen, packt mich in sein Auto, und die Fahrt beginnt. Wir verlassen das Wolkenkratzergebiet, es kommen kleinere Häuser, dann sogar einstöckige; ich freue mich schon, nun wird bald das Grüne kommen — — — da — was ist das? Asche, Asche — — nichts als Asche! Die Millionenstadt hat sich mit einem Gürtel von Asche und leeren Konservenbüchsen umgürtet. Zur freundlichen Belebung des Bildes stehen rechts und links an den Straßen Reklameschilder, eins am andern, endlos. Ich bitte meinen Freund, umzukehren. Er sieht mich verständnislos an . . . „Wollten Sie nicht hinaus?" — Ja, schon, aber das hatte ich mir denn doch anders vorgestellt. —

In Atlantic City, dem amerikanischen Weltbad, erhole ich mich bald wieder. Da lerne ich die Amerikaner mehr als Menschen kennen. Sie nehmen sich einige Tage frei und „erholen" sich hier auf den großen Rummelplätzen, auf rauschenden Festen und baden dazwischen auch in der See. Ich habe bald zahlreiche Freunde aus allen Teilen Amerikas, aus Chicago, Frisco, Los Angeles und Hollywood, alles kommt hier zusammen.

Der Künstler lebt in Amerika ganz gut und ziemlich geachtet. Ich arbeite für Zeitungen in Philadelphia und Neuyork. Da werde ich plötzlich krank und muß mich einer Blinddarmoperation unterziehen. In einem prachtvollen Hospital pflegt man mich rasch gesund. Der Herbst kommt heran und mit ihm die berühmte Wahl der „Miß Amerika". Ich bin als Zeichner des „Public Ledger" mit in der Kommission und statte einen Teil des Festzuges aus. Unbeschränkte Mittel stehen zur Verfügung und doch — das allgemeine Resultat: Kitsch!



Möchten Sie hier im Erdgeschoß wohnen?



Neuyorker Lichtreklame. — Mir wird von alledem so dumm . . .



Figur aus dem Festzug zur Schönheitskonkurrenz.



Fahrt durch den lieblichen Schuttwall um Neuyork.

Aber das alles ist noch halb Europa — ich will Amerika sehen — also auf nach Chicago! Nach 24 Stunden Fahrt wirklich reinstes Amerika — der Mittel-Westen.

Das Leben pulsiert noch heftiger, der Lebensunterhalt ist billiger, die Verdienstmöglichkeit für alle größer. Chicago wächst und wächst, Tag und Nacht, es ist beinahe grotesk, man kann es geradezu wachsen sehen. Die Lebenslust schlägt hohe Wellen, sie läßt Kinos und Tanzlokale überquellen. Ich sah in Chicago Amerikaner nach Kino-Sensation „Schlange" stehen, Kopf für Kopf einen Dollar — und so ist es nicht bloß in einem einzelnen Theater, sondern überall! Ich sah in Neuyork bauen in einem atemraubenden Tempo, hier macht die Bauhetze auch vor der Nacht nicht halt. Bei Scheinwerferlicht wird dann die Arbeit fortgesetzt. „Der Amerikaner will nicht warten" — das ist die Losung im Mittel-Westen. Oft geht es schrecklich daneben; es gibt ein Warenhaus mit einem Turm wie der Kölner Dom und einen Zeitungsbau im Jugendstil. Mir ist überhaupt, als müßte ich meine gewohnten Begriffe umkehren. Roda Roda sagt so treffend: „Amerika ist das Land, wo man liegend rasiert wird, stehend ißt und von der Tagesarbeit ausruht, indem man stundenlang einem kleinen Ball nachläuft."



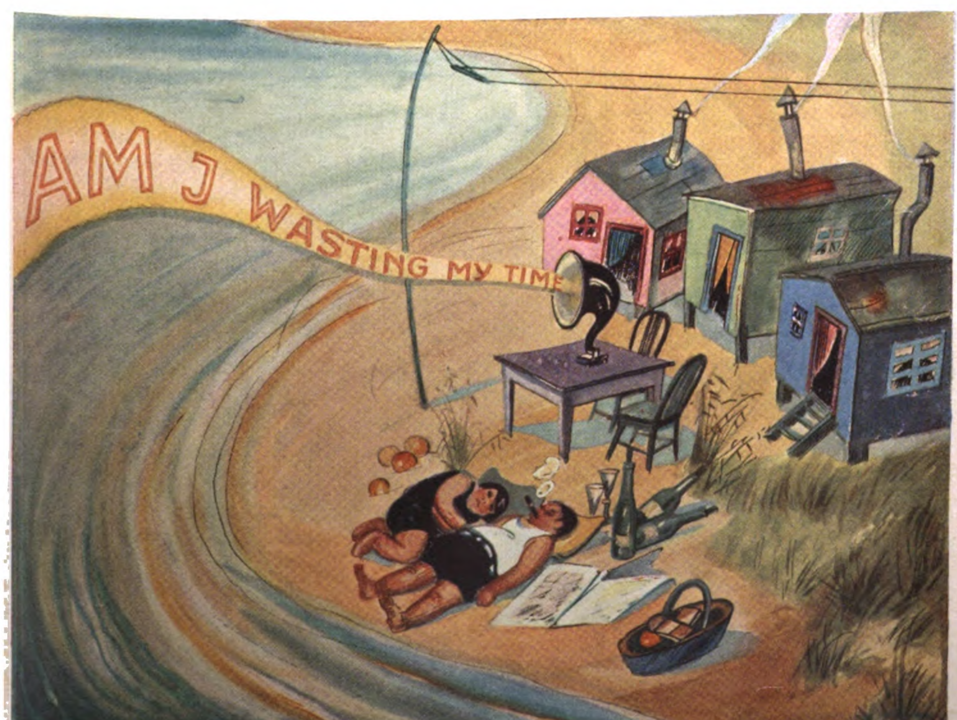
Im Hospital beim Zeichnen von Wolkenkratzern — ein Bogen vermag sie nicht zu fassen.

In Chicago arrangiere ich eine deutsche Spielwarenausstellung bei Marshall Field & Co., dann geht es zurück über Detroit, die Stadt Fords, und über die Niagara-Fälle nach Neuyork. —

Der lange und grimmige Neuyorker Winter wird schlecht und recht verbracht, ich zeichne Revue-Sterne, lerne all den Luxus der Ausstattung kennen und bin längst kein „Greenhorn" mehr. Und schon fängt es an langweilig zu werden. Eines Tages erwartet mich in der Redaktion ein besonderer Auftrag: „Nach Südamerika — und zwar sofort!" An dem Tage gab es keinen glücklicheren Menschen in ganz Neuyork als mich.

Man schrieb den 2. April, als ich aufs Schiff ging, ein rasender Schneesturm hatte am Tage vorher eingesetzt — aller Verkehr stockte, die Autos blieben buchstäblich stecken. Neuyork gab mir zum Abschied noch seine letzte Sensation: einen wunderschönen Blizzard.

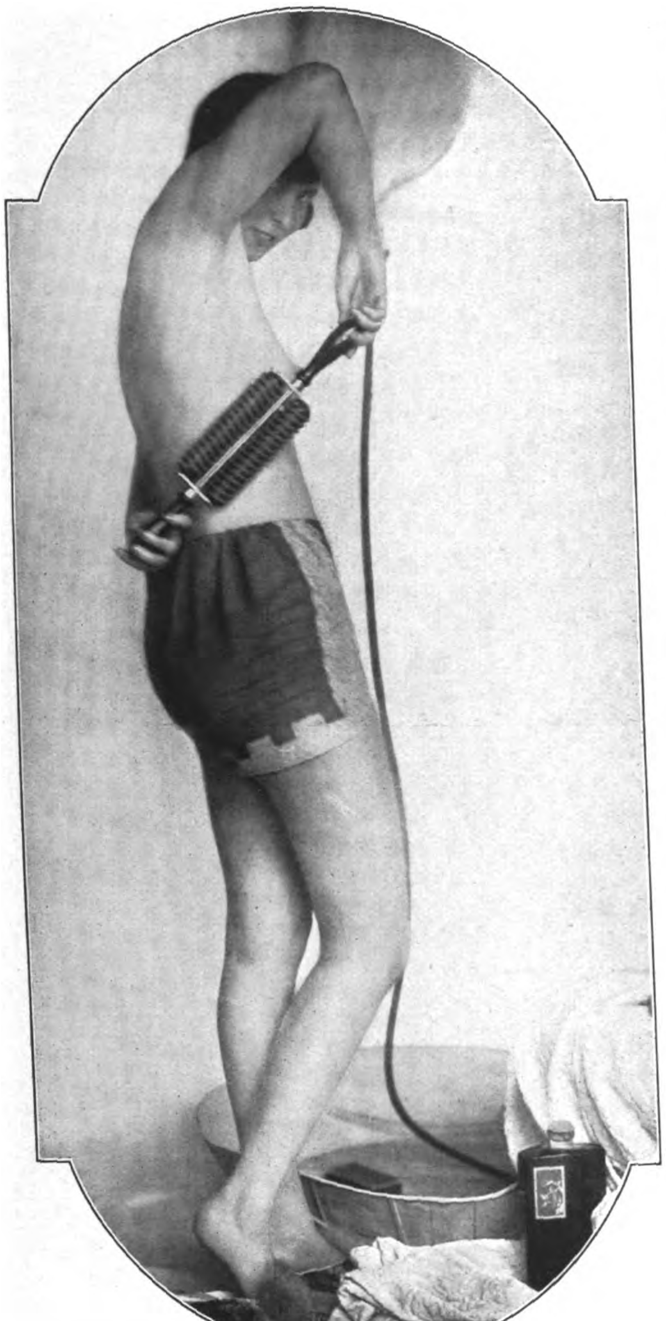
Also auf nach Südamerika! Davon erzähl' ich ein andermal!



Sonntagsfrieden am Strande von Atlantic City.



Der Erdfresser schafft Platz für die Grundmauern.

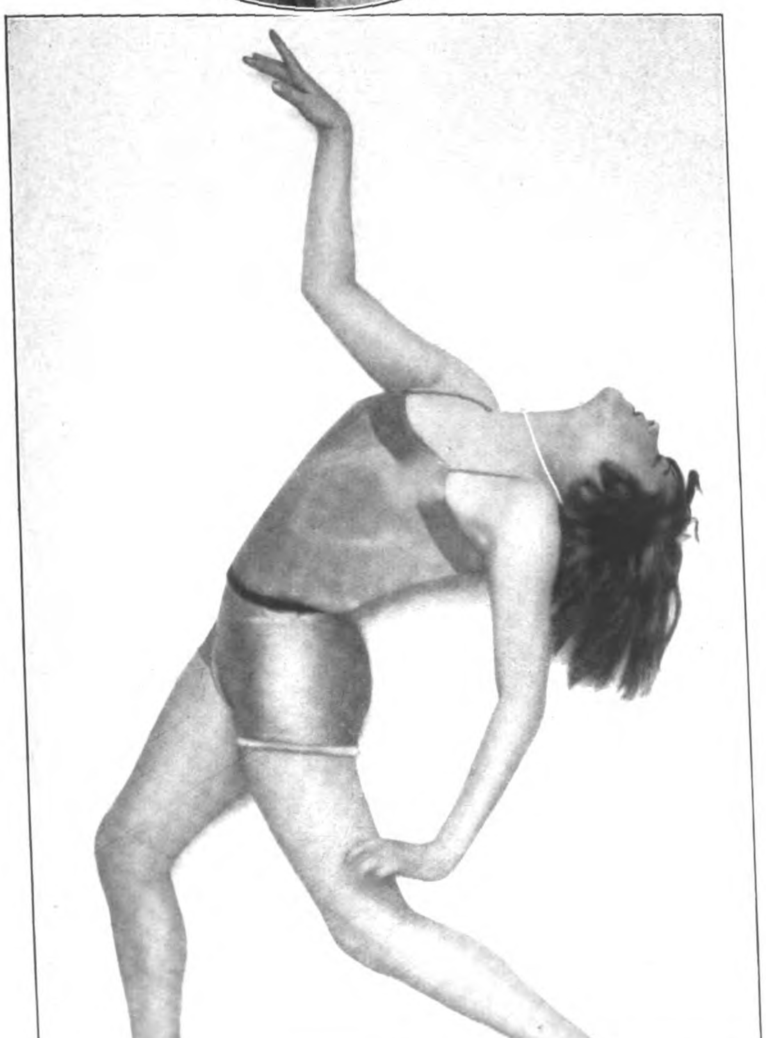


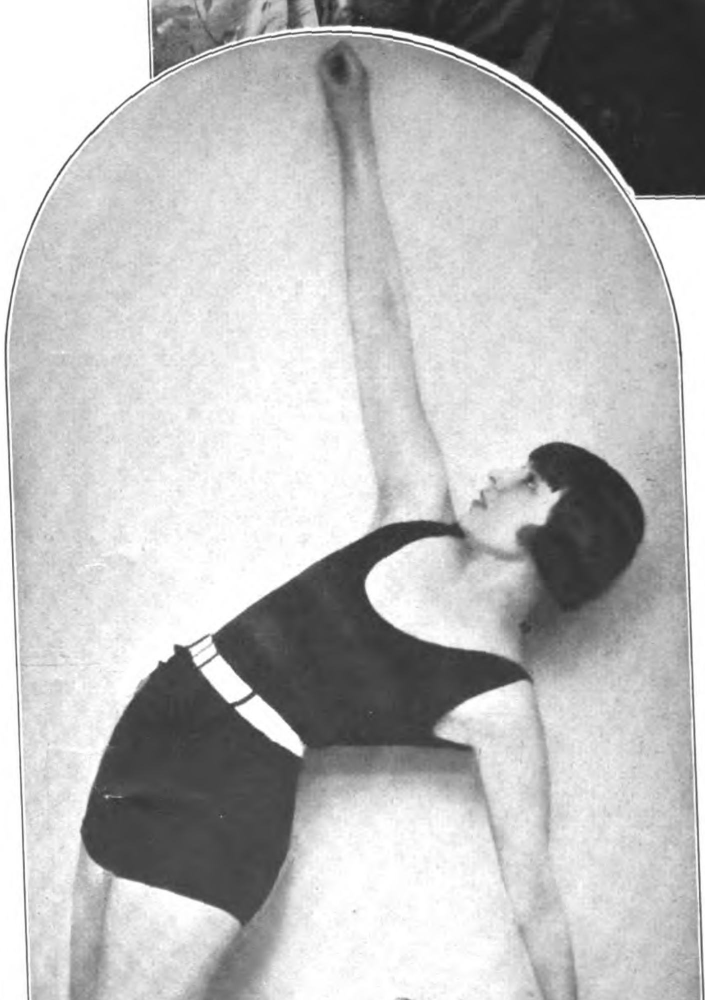


Rechts oben: Im Schönheitspanzer: Feste Gummibinden beseitigen die Falten der Stirn und den Ansatz zum Doppelkinn, während man, den ganzen Körper in Gummi gehüllt, die Crêmeauswirkung abwartet.
Links nebenstehend: Beim „Punktrollern“: Die Dame mit einem elektrischen Massageapparat, der die gefürchtete Gewichtszunahme verhindern soll.
Rechts nebenstehend: In ihren Seidenkimono gehüllt, versucht die Dame, zur Verschönerung des Teints mit dem Gummiklapper den Blutkreislauf anzuregen.
Links unten: Die Tänzerin Edith Zeisler bei einer rhythmischen Morgenübung.
Rechts unten: Vor dem Bade: Das tägliche Training dient der Erhaltung der schlanken Linie.

Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.







Schönheits-Pflege der modernen Frau.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(12. Fortsetzung.)

Mild und lautlos ist Schnee gefallen über Nacht. Und alles ist weiß. Vom Herrenhaus zur Inspektorwohnung und zu den Ställen, von Tür zu Tür über den Gutshof hin haben Knechte schmale Wege ausgehoben, damit alle miteinander in Verbindung bleiben.

In rasendem Galopp jagt Cäsar die Freitreppe hinab zum Garten hinüber, nimmt die Schneewälle mit steilen Sätzen und versinkt sofort bis an den zottigen Bauch. Er bellt, japst und heult, bis sie ihn endlich befreien.

Nein, es sind keine Wege mehr zu den Feldern, über das Land zum Walde, zu den vereisten Teichen und zum See.

Die Winterluft ist klirrend und klar, daß man zum erstenmal aus der Ferne wieder das Meer donnern hört.

War vorgestern nicht noch Sommer? Duftete nicht auf den Wiesen das Heu? War gestern nicht noch Herbst, und die Kinder der Häusler ließen über abgeernteten Roggenfeldern bunte Papierdrachen wehen, die Franz, der Großknecht, ihnen in bedächtiger Ruhe und Freude klebte?

Der Kutscher hat den Pferdeschlitten aus der Remise gezogen und wäscht ihn mit heißem Wasser, das rasch gefriert und den schwarzen Lack mit kunstvollen Eisblumen überziert. Es ist kaum Nachmittag, und schon liegen violette Schatten im Schnee. Der Abend kommt überfrüh.

Olga sitzt neben mir in meinem Zimmer, die Arme erhoben, die Hände im Nacken gefaltet, den Kopf in den weichen Lehnstuhl zurückgebogen. Schweigsam. Wir leben zeitlose Zeit.

Felix ist zu uns heraufgepoltert gekommen, derb und winterfrisch, hat bei uns gesessen, geschwatzt und gelacht. Ist wieder gegangen, als der Inspektor ihn in den Stall rufen ließ. Überall brauchen sie ihn, seinen Rat, seine Befehle.

Stunde um Stunde habe ich wieder an diesen Erinnerungen geschrieben, während die Frau dasitzt und schweigt.

„Störe ich?" fragte sie gestern.

„Nein."

„Wenn du es liebst, daß ich bei dir bin?"

Ob ich es liebe, daß du bei mir bist! Vielleicht verstehst du mich besser, wenn ich dir einmal von vergangenen Tagen erzähle. Weshalb ich herkam und nicht wieder fortgehen kann ohne dich.

„Wie dunkel es schon ist! Merkst du es denn gar nicht?"

Ich blicke auf.

Ihre Gestalt verliert sich in blauem Dämmern. Mit einer Geste wehrt sie ab, als ich Licht machen will.

„Ist es so wichtig, was du schreibst?"

„Wichtig? Nein."

„Warum verschwendest du dich dann so?"

„Tu' ich das?"

„Ja. Manchmal glaube ich, deiner sicher zu sein. Dann bin ich glücklich und froh. Und ich weiß, es ist gut, daß ich dich liebe. Und dann wieder entgleitest du mir. Ich habe dich lange angesehen; du merkst es nicht."

„Doch, Olga."

„Wie fremd dein Gesicht war, während du schriebst! Hast du andere Frauen so geliebt wie mich?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie hieß doch die Insel?"

„Maui."

„Ja, das meine ich."

„Wie kommst du darauf?"

„Weshalb hast du das Mädchen verlassen?"

„Ich verließ es nicht."

Scheu neigt sie sich vor.

„Eines Tages ging sie mit dem Maat eines Seglers davon. Er hatte ihr von den Herrlichkeiten der Matrosenkneipen Honolulus erzählt. Das war größer als das Märchen von Maui. Was mag er ihr alles versprochen haben, damit sie mit ihm ging!"

„So ist sie nicht tot?"

„Ich weiß es nicht."

„Du hast sie vergessen?"

„Ja."

„Warum sind wir beide immer noch hier? Soll dies Unerträgliche denn niemals zu Ende gehen! Alles wird Lüge und Betrug, damit Felix die Wahrheit nicht erfährt."

„Du wolltest ihn schonen."

„Ja. Aber ich vermag es nicht länger. Ich bin so feige. Aber du! Was tust du?"

„Olga!"

„Wenn du mich liebtest wie ich dich! Liegt dir mehr an seiner Freundschaft als an mir? Du betrogst ihn doch auch. Er haßt dich und wird dich verachten, mehr noch, wenn du jetzt schweigst."

„Soll ich reisen?"

„Nicht ohne mich. Aber vielleicht brauchst du mich nicht, brauchst keinen Kameraden, keine Frau, der du dich ganz verschenkst. Laß mich nicht mehr allein. Ich liebe dich! Wie ich dich liebe!"

Es ist ein großes, unbegreifliches Glück, das mir noch einmal geschenkt wird. Wenn du wüßtest, wie sehr ich einen Gefährten brauche, einen Kameraden wie dich! Aber ich bin müde geworden von vielen Abenteuerlichkeiten. Es müßte noch einmal geschehen, daß ich versuchte, einem Menschen zu vertrauen, der mich nicht auch betrügt.

Da nimm mein Herz! Was sonst kann ich dir noch geben? Du nimmst es nicht? Nein? Hast du nicht Ähnliches, Gleiches schon früher erlebt? Wird alles morgen nicht wieder vergessen sein wie ein Spiel?

Erinnerst du dich morgen noch? Ja? Vielleicht.

Hätte sie jetzt geschwiegen!

„Du weißt nicht," sagt Olga leise, „wie demütig er jetzt vor mir ist. Es wird nicht mehr so leicht sein, zu gehen. Es hat sich so vieles gewandelt."

„Er liebt dich?"

„Ja. Ich weiß es, daß er mich liebt."

„Wenn ihr ein Kind hättet, Olga, würdest du dann nicht bleiben?"

„Er ist selbst wie ein Kind. Mein Gott, wie hilflos er jetzt ist. Aber laß! Ist nicht alles entschieden?"

„Ja."

„Nur um eins werde ich dich bitten. Hörst du? Daß du die andere vergißt! Wenn du mir das versprichst!"

Jetzt ist ihr Herz wie Kristall. Oh, wie groß und herrlich sie ist! Braucht sie noch ein Versprechen von mir? Was weiß sie von einer anderen. Und wäre es nicht gleich?

Er ist selbst wie ein Kind. Mein Gott, wie hilflos er ist. Dies ist ihr Geheimnis.

Ein einziges Wort jetzt. Und keine Bedenken mehr!

„Glaubst du mir nicht?"

Ich brauchte kein Wort mehr für mich. Sie wartet, daß ich ihre Hände ergreife. Sie wartet, um ganz bezwungen und voll Vertrauen zu sein.

„Du."

„Für dich und für mich und für ihn... Ist es nicht besser, du bleibst?" — — —

„Wenn du es sagst."

„Olga." — — —

Ich bin allein. Ich warte. Sie kommt nicht zurück.

*

Den ganzen nächsten Tag über sind Felix und ich auf Jagd. Es ist gut, sich müde zu laufen und nicht an das, was geschehen ist, denken zu müssen. Alles ist hoffnungslos und vorbei.

Ich bin bereit, jedem Überfall zu begegnen.

Wenn Männer etwas miteinander auszumachen haben, sind sie am besten allein. Ich fürchte mich nicht, dem andern Rede zu stehen. Ich will die Wahrheit sagen und um Verzeihung bitten.

„Du liebst Olga?" wird er mich fragen.

„Ich liebe sie. Ja."

„Und sie dich?"

„Ich weiß es nicht. Nein. Doch. Sie sagt es."

Er wird vielleicht lachen. Wie närrisch ihr beiden doch seid! Oder er wird mich niederknallen.

Aber groß und mächtig stampft er vor mir durch den Schnee, verfolgt das Zickzack der Hasenfährten, entdeckt eine Fuchsspur und hetzt seine beiden Rüden darauf. Wir finden zwischen Buschwerk an einem Hügel den Bau. Die Hunde kläffen laut.

„Hier ist er eingefahren", sagt Felix. „Morgen graben wir ihn aus. Ich brauche noch ein paar Bauern aus dem Dorfe dazu."

Von Olga kein Wort.

Am Spätnachmittag kommen wir zum Gutshof zurück. Das Hoftor steht offen. Eine Schlittenspur führt vom Herrenhaus hinaus und zu den Ställen zurück. Der Schlitten steht vor der Remise. Der Kutscher reibt die Pferde mit Stroh.

„Was ist?"

„Sie sind ein wenig in Schweiß", sagt der Kutscher.

„Kannst du nicht langsamer fahren?"

„Die gnädige Frau hat es befohlen."

„Ist sie ausgefahren?"

„Ja. Zur Station."

Felix starrt ihn verwundert an.

„Zur Station? Es ist gut."

Olga ist fort. Sie ist abgereist. Am Morgen, als sie allein war, hat sie Gussenow verlassen.

Hastig gehe ich in mein Zimmer hinauf und blicke mich suchend um. Hat sie mir keine Nachricht hinterlassen, damit ich sie finden kann?

Ich läute dem Diener und frage.

„Einen Brief? Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Aber sie ist hier oben gewesen. Lange Zeit."

Meine Papiere liegen ohne Ordnung auf dem Tisch. Ich blättere langsam in den Bogen herum. Zwischen zwei Seiten finde ich ein rotblondes Haar. — — —

„Wie heißt die Frau, die du mehr liebst als mich?" Sie hat nicht mehr gefragt und mir eine zweite Lüge erspart.

XX.

Kapitän Oud hat wohl eingesehen, daß er gegen die Panik der Passagiere machtlos geworden ist. Auch den größten Teil der Mannschaft hat er nicht mehr in der Hand, seitdem der „Globus" Schlagseite bekam und die Beleuchtung versagte. Auf die Offiziere kann er sich fest verlassen. Er schickt sie zu den Booten, das Ausschwingen zu überwachen. Er verbietet jedoch, nochmals zu schießen. Wenn das Verlassen des Schiffes nur in Ordnung geschieht!

Der Kapitän glaubt jetzt selbst daran, daß der „Globus" verloren ist. Er selbst wird der Letzte sein, der ihn verläßt. Der Allerletzte.

„Keine Überstürzung," sagt er, „wir haben noch ein wenig Zeit."

Dann geht er in seine Kabine und verschnürt die wichtigsten Schiffspapiere. — — —

Ich komme aus dem Tanzraum ins Schreibzimmer, finde hier Mrs. Rieger und die alten Leute, die erst seit kurzem verheiratet sind. Das Ehepaar sitzt in Schwimmwesten dicht beieinander und verschließt gerade eine Flaschenpost. Hinter dem grünen Glas schimmert das Weiß eines gerollten Zettels.

„Wir brauchen Siegellack."

„Ja. Sonst geht die Flasche unter."

„Ich habe noch ein kleines Stück. Warte!"

„Komm bald wieder, hörst du!"

Wie besorgt die Frau ist, daß sie in den letzten Minuten vor dem Untergang von dem Mann getrennt sein könnte! Alles mag mit ihnen geschehen, wenn es sein muß. Dies eine nicht. Sie wollen zusammen sterben. So haben sie's ausgemacht.

Hilflos lächelt sie mir zu, als ich im Vorübergehen grüße.

„Der Kapitän hat gesagt, es sei noch ein wenig Zeit, Mrs. Stumm."

„Das ist gut. Ja. Wir sind auch bereit."

Mit fliegender Eile schreibt Mrs. Rieger einige Abschiedsbriefe. An ihren Sohn in Amerika, an eine Jugendfreundin in Europa. Es sind die einzigen, die ihr in den letzten Minuten eines Abschiedsgrußes wert erscheinen.

„Finden Sie mich nicht schrecklich albern?" fragt sie. „Mit so unnützen Dingen die Zeit zu vertrödeln!"

„Es ist doch klug, Mrs. Rieger."

„Die andern sind schon in den Booten."

„Beeilen Sie sich!"

„Können wir mehr tun als warten?"

„Ja. Die Schwimmweste anziehen, wie Mrs. Stumm."

„Nein. Wenn dies das Ende sein soll, will ich nicht noch stundenlang in den Wellen dahintreiben. Und vorerst erscheint mir der ‚Globus' immer noch sicherer als die Schaluppen."

„Man wird die Frauen zuerst retten."

„Wohl. Aber mein Platz mag für eine andere sein, die jünger ist. Es ist nicht so wichtig, daß gerade ich gerettet werde."

Sie adressiert die beiden Briefe und verschließt sie.

„Haben Sie Briefmarken?"

„Nur amerikanische."

„Nein, die gelten hier nicht mehr. Dann werden sie Strafporto zahlen müssen, wenn meine Briefe ankommen sollten."

Mrs. Rieger geht zum Zahlmeisterbureau und wirft ihre Abschiedsgrüße in den schmalen Kasten an der Wand.

Auf die Glasscheibe ist ein Zettel geklebt. Post für Jamaika steht darauf. Briefmarken beim Büchersteward. Das Auslandsporto beträgt...

Im Gang treffen wir den Schiffsarzt. Er hat den leblosen Körper des auf dem Bootsdeck verwundeten Passagiers unter die Arme gefaßt und schleift ihn mühsam zum Lazarett.

„Helfen Sie mir doch!"

Wir heben den leise Stöhnenden empor und tragen ihn hinunter zum C-Deck.

Ein phantastischer Kerl, dieser Doktor, der wie eine Spinne aus dem Dunkel auf seine Beute stößt und sie in Sicherheit bringt. Er hat Arbeit, er kann helfen. Das ist es, was ihn bewegt.

Da steht er, einen sterilisierten Operationsmantel über dem indischen Kostüm, über den braungefärbten Händen Gummihandschuhe, und ist nur noch für den Verwundeten da. Wir haben ihn mit dem Kopf nach der Fußseite aufs Bett gelegt, damit er bei der schrägen Lage des Dampfers nicht zu Boden rollt.

Mit einer Verbandschere schneidet er dem Verletzten das Hemd über der Brust auf und untersucht die Wunde.

„Lungenschuß."

Liebevoll legt er den Verband um Brust und Schulter. Gibt dem Hilflosen zu trinken. Prüft den Pulsschlag an der wachsgelben Hand.

„Wo sind die andern beiden? Sie müssen auch her."

Er bleibt bei dem Patienten zurück.

*

Jetzt sind fast alle auf dem Bootsdeck versammelt und schreien nach Rettung, drängen nach links und nach rechts. Wie eine große Tierherde, wenn der Stall brennt, rasen sie umher, stemmen sich mit den Ellbogen nach vorn, treten mit den Füßen nach den Seiten, schreien einander sinnlose Worte zu.

Der Kapitän hat die Maschinen wieder stoppen lassen, damit das Ausbooten möglich wird.

Die Schaluppen auf der Backbordseite können nicht zu Wasser gelassen werden, sie schlagen an den schrägen Schiffskörper und kippen beim Niedergleiten über die Planken. Dabei sind sie längst vollbesetzt, überfüllt. Um jeden Platz hat es wahnwitzigen Kampf gegeben.

Matrosen versuchen, die Schaluppen mit den Rudern vom Schiffsleib abzuhalten. Die Ruder zersplittern. Eine der Trossen zerreißt.

Vierzig, fünfzig Menschenleiber stürzen ins Meer.

„Nehmt die anderen Boote!"

„Alles nach Steuerbord."

„Warten!"

„Rettet! Rettet!"

„Elinor!"

Wie durch ein Wunder pfeilt das Nachbarboot hinab, hakt aus und tanzt auf den Wellen. Tief vor Überlastung taucht es ein. Schwimmende, wieder emporgeschleuderte Leiber treiben, stoßen sich ihm entgegen. Hände tasten nach seinem Rande und krallen sich fest.

„Nehmt mich mit! Nehmt... mich..."

Schreie. Gurgeln.

Der Steuermann schlägt mit einem Tauende erbarmungslos auf die verkrallten Finger. Stößt einen sich aufschwingenden Körper mit den Fäusten zurück.

„Wir verrecken sonst alle."

„Kein Platz mehr!"

„Wehrt euch!"

„Laßt keinen mehr rein!"

„Elinor! Elinor?"

„Jones."

Der Motor der Schaluppe springt an. Im Wasserwirbel der Schraube versinkt eine leblose Frau. Das Boot steuert vom „Globus" fort.

Jetzt ist unerwartet eine andere Möglichkeit, sich zu retten. Das verunglückte Boot treibt kieloben vorbei. Hebt und senkt sich mit dem großen Atem der Flut.

Es beginnt ein neuer Kampf. Ein Cowboy ist der erste, der die Schaluppe erreicht. Mit übermenschlicher Kraft schwingt er sich hinauf und umkrampft den stählernen Kiel. Es ist Austin. Er brüllt vor Freude und winkt, in Sicherheit angeklammert, zum Schiffe hinauf. Dann neigt er sich vor und hilft einem anderen, zieht ihn zu sich empor.

Ist der nächste schon wieder zuviel? Die Schaluppe dreht sich unter der neuen Belastung. Austin und Lebel gleiten zurück. Die Ruderbänke nach oben, kommt das Boot ins Gleichgewicht. Von allen Seiten kämpfen sich jetzt die Ertrinkenden heran, mit schon versagenden Kräften, finden Halt zum Atemholen.

Keiner vom Schiff macht den geringsten Versuch, ihnen zu helfen.

Keiner.

Mr. Smith, die Vogelscheuche, ist noch am weitesten vom Boot entfernt. Seine junge Frau hat sich verzweifelt an ihn geklammert. Er wirft sich auf den Rücken und zerrt sie an den Haaren hinter sich her.

„Helft! Helft!"

Eine herandröhnende Welle hebt die beiden empor und schleudert sie dem Boote zu. Der Wassersturz der nächsten reißt sie nieder. Um Augenblicke versagt die Kraft der Hände. Als er wieder zupackt, ist die Frau ihm entglitten.

Wo? Wo?

Da stößt ihr wehrloser Körper gegen ihn, wird über ihn hinweggerissen. Die Frau spürt neuen Halt und wirft die Arme um seinen Hals. Er wehrt sich, wird niedergezogen, preßt in höchster Verzweiflung die Fäuste gegen ihren Hals.

Die Verschlingung löst sich. Er ist frei. Läßt die Frau untergehen. Mit wenigen Stößen der Arme erreicht er das Boot und gleitet kraftlos hinein.

*

Todesnot. Todesnot.

Auf dem flachen Glasdache über dem Rauchsalon, an einen Luftschacht gelehnt, steht der Geistliche, Mr. Milton, und predigt. Der Sturm reißt ihm die Worte von den blutblassen Lippen und macht sie unverständlich.

Was will er denn?

Er predigt. Hört ihr denn nicht? Es ist Zeit, an Gott zu denken und die Seele vorzubereiten. Es ist vortrefflich gewählte Zeit.

Der Absturz des ersten Rettungsbootes, die Schreie der Ertrinkenden haben die Passagiere doch ein wenig zur Besinnung gebracht. Mit Kopflosigkeit ist nichts zu gewinnen.

Die Offiziere des „Globus" bekommen wieder Gewalt über die Masse, beruhigen sie, reden auf sie ein.

(Fortsetzung folgt.)



DORFSTRASSE IN SÜDMÄHREN
GEMÄLDE VON KARL SAWERT

DIE FRAUEN DES MORGENLANDES

Wer zum ersten Male die Gassen einer orientalischen Stadt durchwandert, merkt sehr bald, daß das Gewühl um ihn her fast durchweg aus Männern besteht. Plötzlich wird er auf einen Menschen aufmerksam, der ihm entgegenkommt. Eigentlich bemerkt er ihn nur, weil der, ohne sichtlichen Anlaß, linksum macht und dem Fremdling den Rücken zudreht. Der Neugierige blickt sich um — tatsächlich, der Mensch hat, das Gesicht zur Hausmauer gewandt, nur gewartet, bis der andere vorüber war; jetzt geht er weiter. Und schon ertönt dicht bei dem Neuling bedrohliches Husten. Im Gasthof wird ihm Aufschluß. Es war eine Frau — eine mohammedanische Frau.

Der Mann gehört auf die Gasse, auf den Markt. Die Frau ist harém, verboten. Sie sitzt daheim, abgeschlossen von aller Welt. Der Innenhof, Zier und Seele jedes orientalischen Hauses, ist ihr Alleinreich. Hier kauert sie auf Matten und Kissen, hier wäscht und kocht sie, hier überwacht sie die Spiele der Kinder, hier empfängt sie Besuch, ausschließlich weiblichen natürlich. Kommt männlicher Besuch für den Hausherrn, dann zeigt lautes Händeklatschen an, daß der Hof geräumt werden muß. Der Freund wartet einen Augenblick in dem dunklen Eingang und schreitet dann erst durch den leeren Hof in den Selamlik des Mannes. Schon dieser Hauseingang sagt genug. Er ist im Winkel gebrochen, so daß von der Tür aus kein Blick die Frauen im Hof beleidigen kann.

Auf der Straße trägt die Frau über ihrem Hauskleid einen unförmlichen und meist unschönen Umhang. Kopf und Gesicht werden durch Tuch und Schleier verhüllt.

Allerdings, hier ist das Häkchen, an das die Koketterie doch ihre Rechte und Forderungen angehängt hat. Die Frau des Beduinen und des Bauern — nun ja, die ist überhaupt nicht so heikel. Es handelt sich mehr um die Städterin. Die Perserin, in der Öffentlichkeit nichts als eine wandelnde schwarze Tonne, bindet sich ein dichtes weißes Tuch vor die Augen. Die tunesische Frau legt ein schwarzes, die algerische ein weißes Tuch um die untere Hälfte des Gesichtes, so zwar, daß der größte Teil der Nase verborgen bleibt. Die Ägypterin trägt ebendort einen schwarzen, zierlich durchbrochenen Schleier, setzt aber auf Stirn und Nase noch ein Bambusstänglein, das mit drei Messingringen geschmückt ist. Die Türkin läßt, soweit sie nicht den neuen Reformbestrebungen huldigt, ein farbiges Tuch vor dem Gesicht flattern, das jeder Luftzug zur Seite treibt.

Aber weshalb überhaupt diese Geheimniskrämerei mit den Frauen? Sicherlich ist der Gedankengang des Orientalen dieser. Die Frau, die ja keine Seele hat, bildet das wertvollste Besitztum des Mannes. Dieses Besitztum aber hat, im Gegensatz zu allen anderen Besitztümern, die Neigung — na, sagen wir, untreu zu werden. Untreue, d. h. Verlust des besten Besitzes, verhütet man am einfachsten, indem man die Gefahr der Verführung möglichst verringert.



Die moderne Türkin. An Stelle des Gesichtsschleiers trägt die junge Türkin ein Kopftuch, sonst aber ist sie nach der neuesten Pariser Mode gekleidet. Die Mutter zur Seite in der türkischen Tracht und mit modernem Regenschirm hat den Schleier zurückgeschlagen.

Es wäre gleichwohl falsch, zu glauben, die morgenländische Frau lebe als Sklavin ihres Mannes. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Solange sie Alleinfrau bleibt, beherrscht sie den Mann zumeist vollständig. Auf das Heim beschränkt, durchsetzt sie dessen Luft völlig mit ihrem Wesen. Ändern kann sich das erst, wenn andere Frauen dazukommen. Dann herrscht die Frau, die dem Manne zuerst einen Sohn geboren hat. — Wie steht es mit der vielgerühmten orientalischen Schönheit?

Das Morgenland, der Erdteil zwischen den beiden Welten der schwarzen und der weißen Rasse, ist das Gebiet der Durchmischung von Weiß und Schwarz. So findet man dort schwarze, weiße und, in der Überzahl, braune Menschen. Die Orientalin schlechthin gibt es nicht. Durch Tscherkessinnen, Balkanslawinnen und Europäerinnen ist manches Blond und Blau bei weißer Haut hereingekommen, durch Neger und Negerinnen aber in weit höherem Maße tiefdunkle Farben. Wie bei allen Bastardvölkern herrscht zudem Fettleibigkeit vor, ja, die fette Frau ist Wunschbild aller Orientalen geworden. Damit im Zusammenhang steht das schnelle Reifen sowie das furchtbar frühe Altern und Verblühen. Mit zwölf bis vierzehn Jahren heiratet das Mädchen, mit fünfundzwanzig ist es vielfache Mutter und Matrone, zwanzig Jahre eher als unsere Frauen. Natürlich gibt es Unterschiede — im südlichen Orient verhält es sich so, im nördlichen dauert beides etwas länger.

In ihrer Hauptzeit, der kurzen Spanne von zehn bis achtzehn Jahren, kann die Orientalin ein reizvolles Geschöpf sein. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist einzig darauf angelegt, den Mann anzulocken und in Banden zu halten. Anteilnahme an geistigen Dingen geht ihr gänzlich ab — neuerdings hört man von einigen Türkinnen, die Bücher lesen und, leider, sogar schreiben. Am liebsten hockt die orientalische Frau mit ein paar Freundinnen und Dienerinnen zusammen, rauchend und naschend, klatschend und singend.

Und das Gesicht? Vor allen Dingen können wir uns mit der Nase nicht befreunden. Es gibt drei Arten von Nasen im Morgenlande, die europäische, die alarodische und die negerische. Die beiden letzten, die eine fleischig und oft gebogen, die andere breit und flach, herrschen weitaus vor. Die andere, gerade und fein, ist ziemlich selten. Das Antlitz ist meist breit, in der Jugend aber doch öfters auch liebliches Eirund. Die Augen sind fast immer samtenes Braun und häufig mandelförmig geschnitten; die Brauen darüber werden gern durch schwarze Schminkstriche über der Nasenwurzel verbunden. Vielfach wird indigoblaue Tätauierung auf Backen, Kinn und Stirn verteilt. Einfache Leute färben wohl auch die Lippen blau. Das Haar der Orientalin ist kaum je anders als blauschwarz und sehr kraus. Es wird auch nicht sonderlich lang, so daß man es gewöhnlich in kleine Zöpfchen geflochten trägt. Ihren Rassegeruch sucht die Frau durch hemmungslosen Verbrauch von Wohlgerüchen zu übertönen.

Ewald Banse.



Algerische Mohammedanerin in Straßentracht.



Arabische Beduinin.



Beduinin aus Tunis.







Links oben:

Mädchen der Ulâd Nâïl mit Tätauierungen im Gesicht aus Biskra (Algerische Sahara).

Rechts oben:

Beduinin mit Kind aus dem Norden von Tunis.

Im Oval:

Bermädchen (Kabylin) aus dem Tell Algeriens.





Mohammedanerin aus Algerien.
Links nebenstehend: Arabische Beduinin aus Tunis.

FRAUEN DES MORGENLANDES

Die Doppelschleuse Anderten im Zuge des Mittellandkanals.

Von den 13 Gefällstufen, die für den Mittellandkanal auf seinem Weg vom Dortmund-Ems-Kanal bis zur Elbe vorgesehen sind, ist die Doppelschachtschleuse Anderten, wenige Kilometer östlich von der Stadt Hannover gelegen, weitaus die bedeutendste und umfangreichste. Zugleich darf dieses Werk den Anspruch erheben, die größte Binnenschleuse des Kontinents zu werden.

Mit dem Bau dieser Schleuse wurde im Jahre 1920 begonnen. Die Ausbaggerung der 260 m langen, 100 m breiten und 22 m tiefen Baugrube, die 600000 cbm Mergelfels enthielt, dauerte bis zum Jahre 1923; der eigentliche Schleusenbau wurde erst im Herbst 1924 angefangen. Das Interesse an einer baldigen Fertigstellung dieser mächtigen Schleusenanlage hat sich wesentlich erhöht, seitdem der Hauptkanal bis Schwicheldt bei Braunschweig und ebenso der Hildesheimer Zweigkanal mitsamt dem Hafen zu Steuerwald sozusagen vollendet sind, und seitdem die Mittel für den Weiterbau des Mittellandkanals bis zur Elbe vor kurzem bewilligt wurden. Denn es versteht sich, daß auf diesen Kanalstrecken ein Verkehr nicht eher möglich wird, bis man die vorgelagerte Schleuse Anderten zuvor in Betrieb genommen hat. Darum werden denn auch hier die Arbeiten so beschleunigt, daß die eine der beiden unabhängig voneinander wirkenden Schleusen bereits im März, die andere im Laufe dieses Jahres programmäßig fertig werden soll.

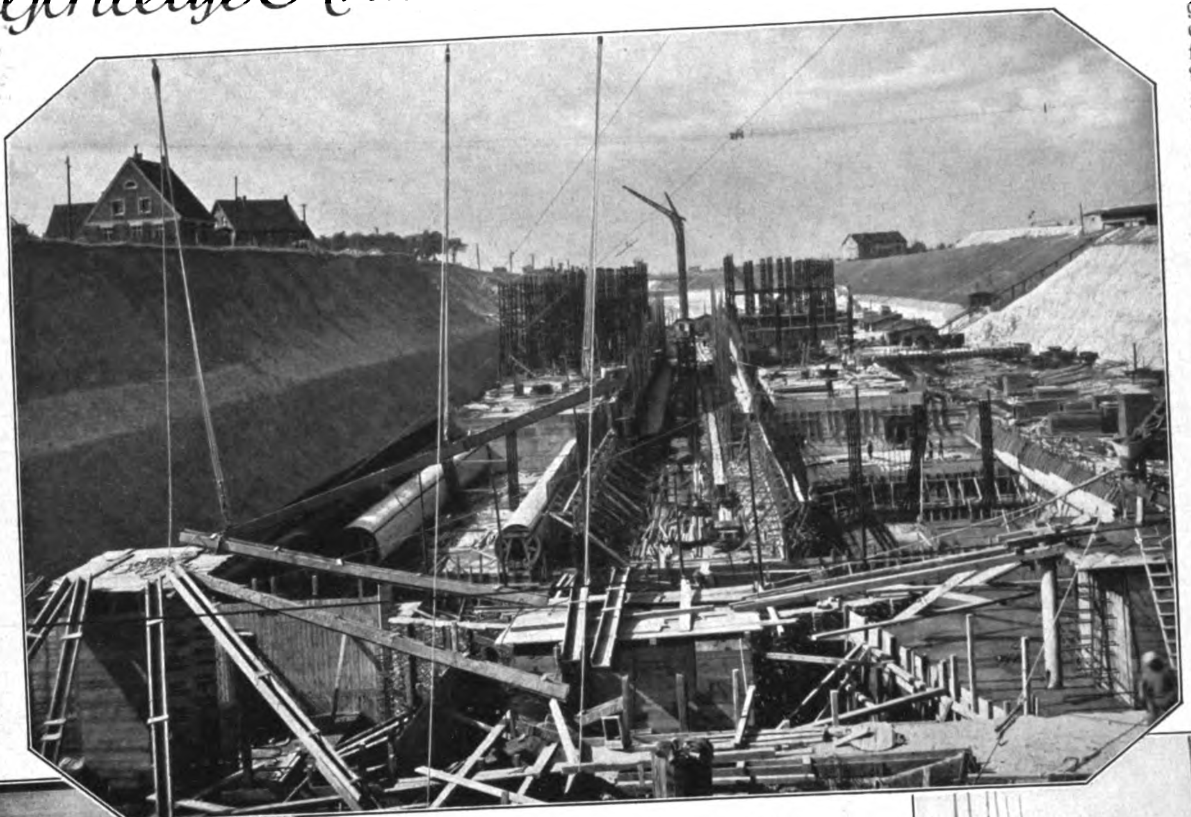
Die Doppelschachtschleuse Anderten überwindet ein Gefälle von 15 m. Jede Schleusenkammer ist 225 m lang, 12 m breit und 19 m tief. Bei niedrigem Wasserstand ist die Schiffskammer 3 m, bei höchstem Wasserstand 18 m hoch mit Wasser gefüllt. Jede Schleusenkammerfüllung erfordert an sich die ungeheuere Menge von 40000 cbm Wasser, von denen aber — und das ist der große Vorteil einer Sparschleuse — beim Abwärtsschleusen 30000 cbm in die links und rechts neben der Schiffskammer liegenden fünfstöckigen Wasserspeicher geleitet werden, von wo aus sie beim Aufwärtsschleusen wieder der Kammer zufließen. Auf diese Art brauchen der oberen Kanalhaltung bei jeder Füllung nur 10000 cbm Wasser entnommen zu werden. Beide Schleusenkammern haben je Platz für einen Schleppzug, der aus einem Dampfer mit drei Kähnen von 600 t Ladefähigkeit oder mit zwei Kähnen zu 1000 t bestehen kann. Die Durchschleusung eines solchen Schleppzuges dauert eine halbe Stunde, wovon 12 Minuten für die Füllung und Entleerung der Schiffskammer benötigt werden. — Die Speisung auch der oberen Kanalhaltung geschieht übrigens von der Weser aus, indem nämlich in Minden ein Pumpwerk das Weserwasser zu der 15 m höher gelegenen Kanalstrecke Minden-Anderten heraufpumpt, während in Anderten eine zweite Turbinenpumpstation das Wasser weitere 15 m hoch und um die Schleuse herum zur oberen Kanalhaltung befördert.

Das Schleusenbauwerk wird aus Beton bzw. Eisenbeton hergestellt. Zu den Arbeiten werden die größten und technisch vollendetsten Baggervorrichtungen und eine große Anzahl eigens für diesen Zweck erbauter Spezialmaschinen verwendet. Insgesamt sind 250000 cbm Beton herzustellen und rund 10000 t Eisen zu verarbeiten.

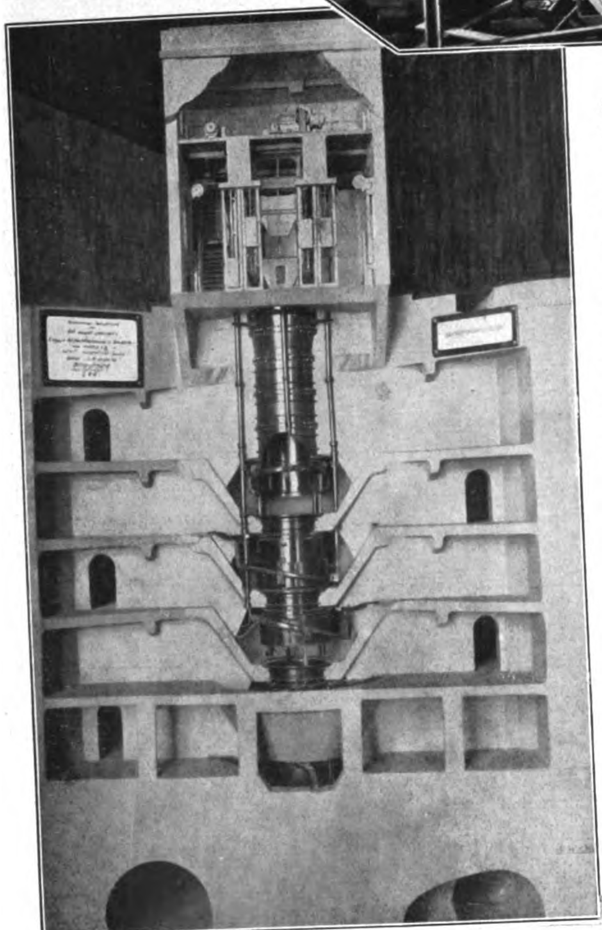
Heute reckt sich bereits die Westschleuse zu ihrer vollen Größe empor. Die Schiffskammer selbst, die Speicherbauten mit den 2,6 m weiten Umlaufrohren und mit 50 mächtigen Zylinderventilen, ferner die Oberhaupt- und Unterhauptbrücke, die Maschinenhäuser und die Zentralbedienungsbrücke sind fertig. Es handelt sich hier nur noch darum, die vielen Antriebsmaschinen und Schaltungsanlagen einzubauen und das Turbinenpumpwerk zu vollenden. — Dagegen ist die Ostschleuse, weil ursprünglich für eine spätere Bauzeit zurückgestellt, dann aber aus Gründen der Betriebssicherheit dennoch in Angriff genommen, etwa ein halbes Jahr im Bau zurück, so daß, wie schon gesagt, das ganze Riesenwerk erst im Laufe dieses Jahres zum Abschluß gebracht werden kann.

Für den Weiterbau des Mittellandkanals bis zur Elbe und für den Leipziger Zweigkanal sind dagegen noch mindestens fünf Jahre erforderlich. Außer einer Doppelschleppzugschleuse bei Allerbüttel mit 9 m Gefälle sind zwei Schiffshebewerke, darunter das bei Hohenwarthe mit 18,4 m Hub, zu errichten. Endlich wird der Kanal die Elbe auf einer 800 m langen Brücke überschreiten und dann mit der letzten Gefällstufe zum Elbniveau niedersteigen.

Hans Busen.



Die Baugrube der Westschleuse im Jahre 1925.
Die Sohle mit den eingebetteten Umlaufrohren ist größtenteils fertig, im Hintergrund starrt schon die Eisenarmierung für das Unterhaupt in die Höhe (s. Abbildung unten).



Modell-Querschnitt durch einen der zu beiden Seiten der Schiffskammern liegenden fünfstöckigen Wasserspeicher und Ventilschacht.



Die 225 m lange, 12 m breite und 19 m tiefe Schiffskammer der Ostschleuse.



Die Schiffskammer der Westschleuse am Unterhaupt.

SALONA
ein Pompeji an der dalmatinischen Küste

Ein Dorf nur, das zur Stadtgemeinde Spalato gehört, erhebt sich jetzt an der Stelle, die die einst blühende römische Kolonie Salona überdeckte. Zuerst 119 v. Chr. genannt als die Hauptstadt der Illyrischen Provinz, entwickelte sich Salona später zu einer wichtigen Handelszentrale, bis, vom 4. nachchristlichen Jahrhundert an, die von Osten andringenden Erobererscharen der Völkerwanderung, besonders die Goten, diese Stadt brandschatzten und endlich im 7. Jahrhundert die Awaren sie völlig vernichteten. Der Schutt der Jahrhunderte bedeckte die über ein großes Gebiet hingelagerten Trümmer. Salona, um dessen Ausgrabungen sich besonders der jetzt achtzigjährige, aber noch rüstige Forscher Bulic verdient gemacht hat, wies alles auf, was hochentwickelte römische Kolonien der heidnischen und frühchristlichen Zeit boten: Stadtmauer, Amphitheater, Bad, Thermen, altchristliches Baptisterium usw. Die beweglichen Schätze und Kostbarkeiten sind freilich, besonders von den Awaren, weggeschleppt worden, selbst die Sarkophage wurden „kunstgerecht" geplündert. Wie Salona, so fiel auch das nördlich gelegene Monastirine, ein altes Mönchskloster, den Wirren der Völkerwanderung zum Opfer. Hier birgt vor allem die Gräberbasilika wertvolle architektonische Kunstschätze. — Die Abbildungen stammen von Carl Delius, Berlin.





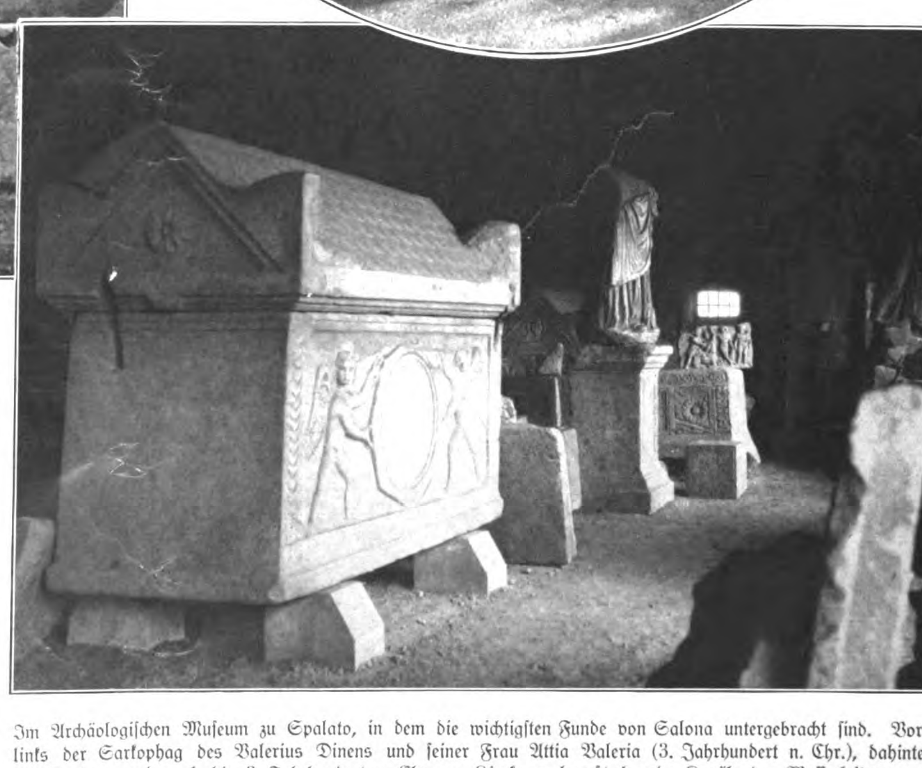
Teilblick auf das Ausgrabungsfeld von Salona. Im Vordergrund das Baptisterium (Taufhaus). Rechts oben: Heizanlage der Thermen von Salona.





Gräberbasilika von Monastirine nördlich von Salona. Im Oval: Kindersarkophage.





Im Archäologischen Museum zu Spalato, in dem die wichtigsten Funde von Salona untergebracht sind. Vorn links der Sarkophag des Valerius Dinens und seiner Frau Attia Valeria (3. Jahrhundert n. Chr.), dahinter Funde aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. — Links nebenstehend: Kanäle der Wasserleitung.



Ein Straußenfarmer mit einer Halbjahrsausbeute.



Straußenhahn am Gelege.

Südafrikanische Straußenzucht

Von Major a. D. Walther Wülfing.

Die Mode ist wie eine launische Frau — und die modische Frau hat ihre Launen! Davon wissen auch die Straußenfarmer Südafrikas ein Lied zu singen. Ihre Straußenzucht, die bereits in den sechziger Jahren ihren Anfang nahm, gestaltete sich rentabel durch Auswahl geeigneten Zuchtmaterials und durch zielbewußte Durchzüchtung. Die Straußenzucht bot guten Verdienst. Aber die Mode wechselte, und die Straußenfarmer hatten böse Zeit.

Der gezähmte Strauß zeigt Unarten, die der wilde Strauß nicht kennt. Weder füllt der Wildvogel seinen Magen mit allerlei unmöglichen und unbekömmlichen Dingen, noch ist er bösartig und angriffslustig, sondern im Gegenteil äußerst scheu und vorsichtig. Während der Brutzeit ist die Angriffslust des gefangenen Straußenhahns aufs höchste gesteigert. Wer ungeschützt den Camp beträte, würde unverzüglich von dem wütenden Hahn angenommen und durch die mit klauenbewehrtem Lauf nach vorn geführten Hiebe tödlich verletzt werden. Die einzige Rettung in solcher Situation ist die, sich flach auf den Bauch zu werfen und den Hahn so lange auf dem Rücken herumtanzen zu lassen, bis er seine Wut ausgetobt hat oder Hilfe kommt. Der Eingeborene, dem die Aufsicht und Fütterung der eingecampten Tiere übertragen ist, führt stets einen langen Dornenast mit sich, mit dem er sich den Hahn vom Leibe hält. Die Henne ist milder gesinnt, wohl weil sie mit dem Eierlegen zuviel beschäftigt ist. Im Durchschnitt legt sie zweimal im Jahr je 15 Eier. Ein solches Ei wiegt ungefähr 3 Pfund und entspricht etwa 24 Hühnereiern.

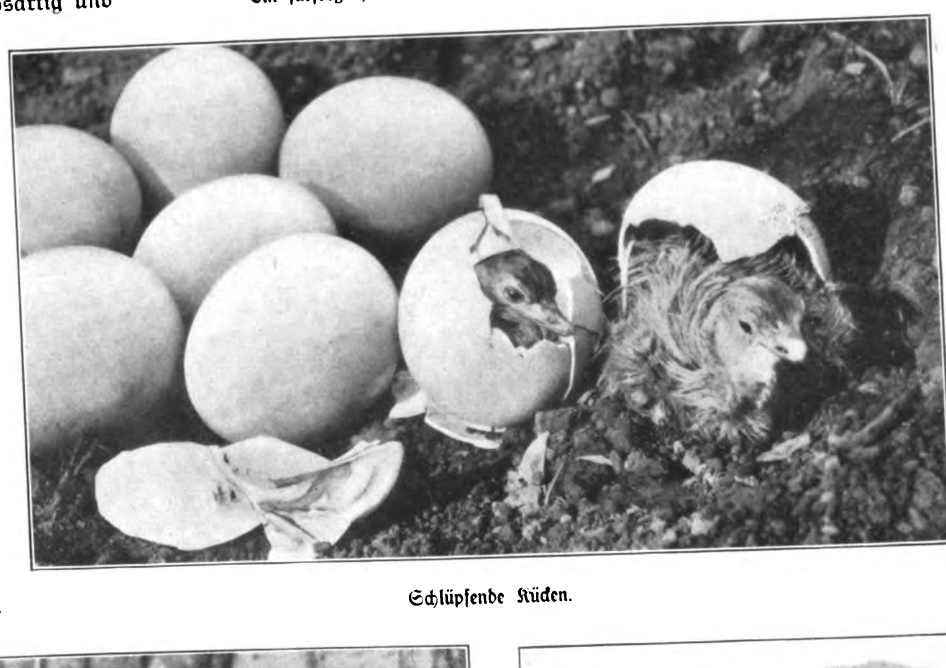


Ein fürsorglicher Vater: Straußenhahn mit Jungen.

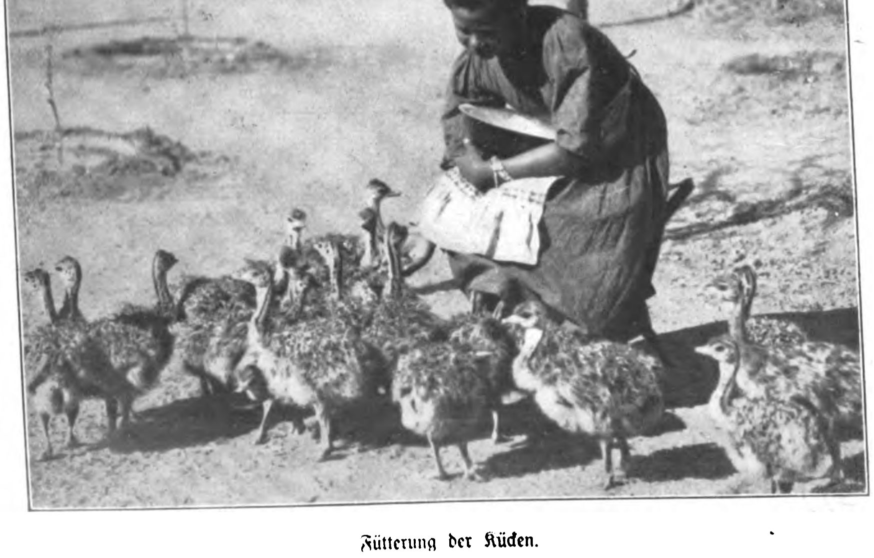
Eine in den Sand gescharrte flache Höhlung bildet das Nest, auf dem des Nachts seiner schwarzen Schutzfarbe wegen der Hahn wärmend sitzt, während tagsüber das Brutgeschäft der graubraun gefärbten Henne obliegt. Diese überläßt aber einen Teil ihrer Mutterpflichten den wärmenden Strahlen der lieben Sonne.

In den rationell betriebenen Zuchtfarmen werden die oft regellos im Sand verstreuten Eier gesammelt, um sie in Brutapparaten ausbrüten zu lassen. Die Kücken, die bald nach dem Ausschlüpfen auf den Läufen stehen, werden dann in besondere Camps gesperrt, wo sie mit feingehackter Luzerne, Knochenschrot und Getreide gefüttert werden und schnell heranwachsen. Nach sechs Monaten liefern sie bereits die ersten Federn, die nicht mehr, wie früher, ausgerupft werden, was den Tieren unnütze Quälereien bereitete; man schneidet sie vielmehr jetzt dicht an der Haut mit einer scharfen Schere ab. Nach drei Monaten sind die stehen gebliebenen Kiele vertrocknet und können nun leicht und schmerzlos entfernt werden. Nach weiteren sechs Monaten erfolgt der zweite Schnitt und so fort. Die besten Federn sind die im Frühjahr und Herbst gewachsenen.

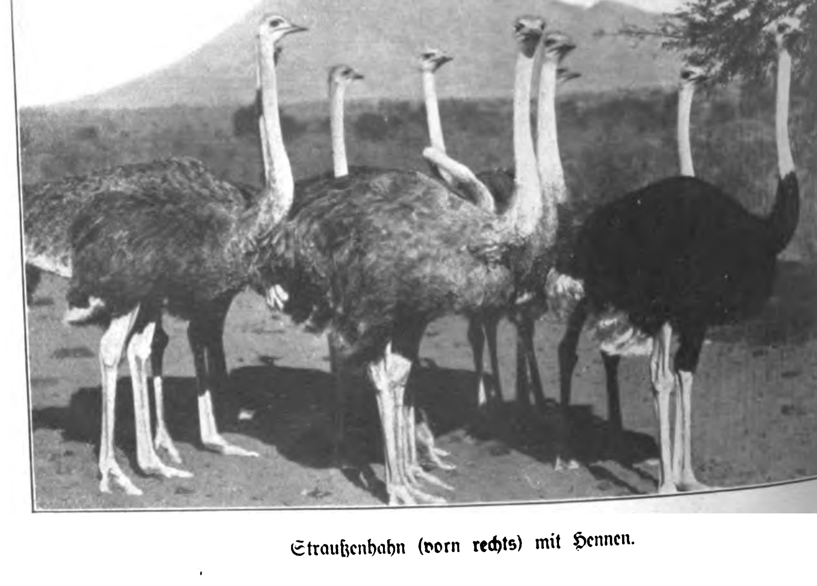
Nach genauer Sortierung nach Art, Farbe und Qualität werden je zehn Federn flach zusammengelegt und in Pappdeckelköcher von 20 bis 30 cm Breite und 50 cm Länge gesteckt und in Ballen oder Kisten verpackt. Dann nehmen sie mit dem landesüblichen zwanzigspännigen Ochsenwagen oder dem Auto ihren Weg zur Bahn, die sie meist nach Port Elizabeth zum „Feather Market“ bringt, wo sich auch die Federbörse befindet. Nach deren letzten Börsennachrichten scheint sich langsam eine Besserung auf dem Straußfedernmarkt vorzubereiten. Schon mehren sich auch die Zeichen dafür, daß Straußfedern wieder modern werden.



Schlüpfende Kücken.



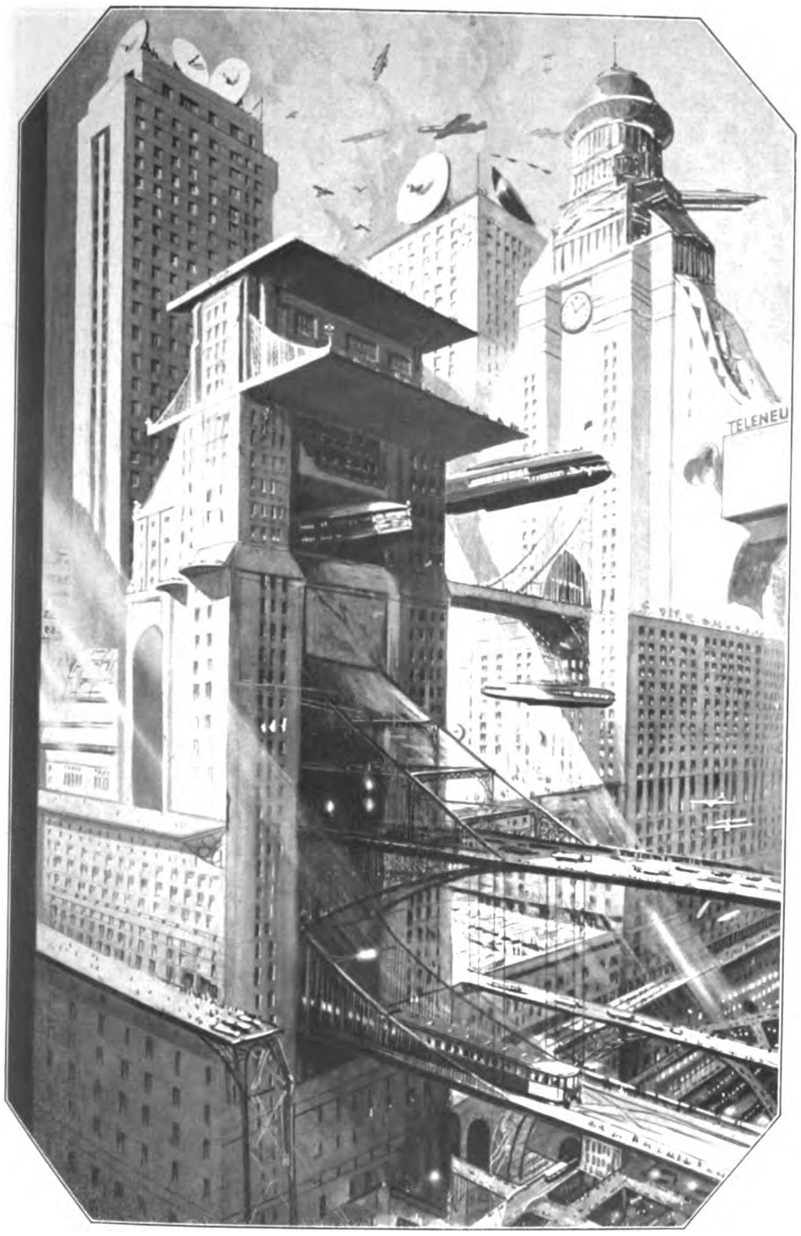
Fütterung der Kücken.



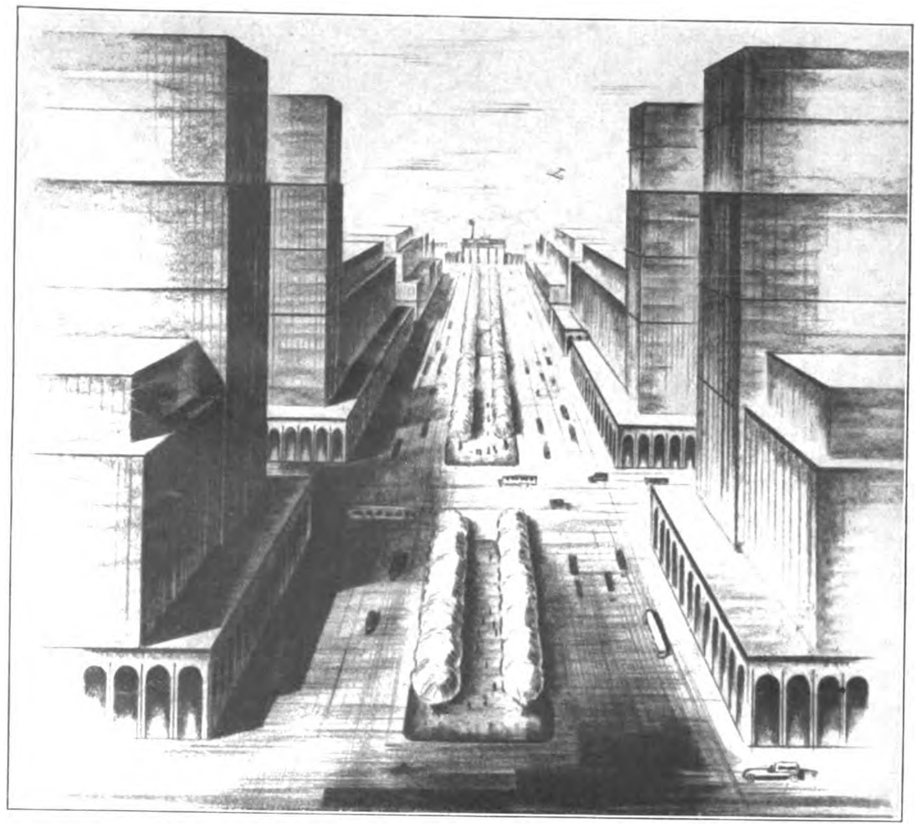
Straußenhahn (vorn rechts) mit Hennen.

Traum und Wirklichkeit

Perspektiven des Städtebaues

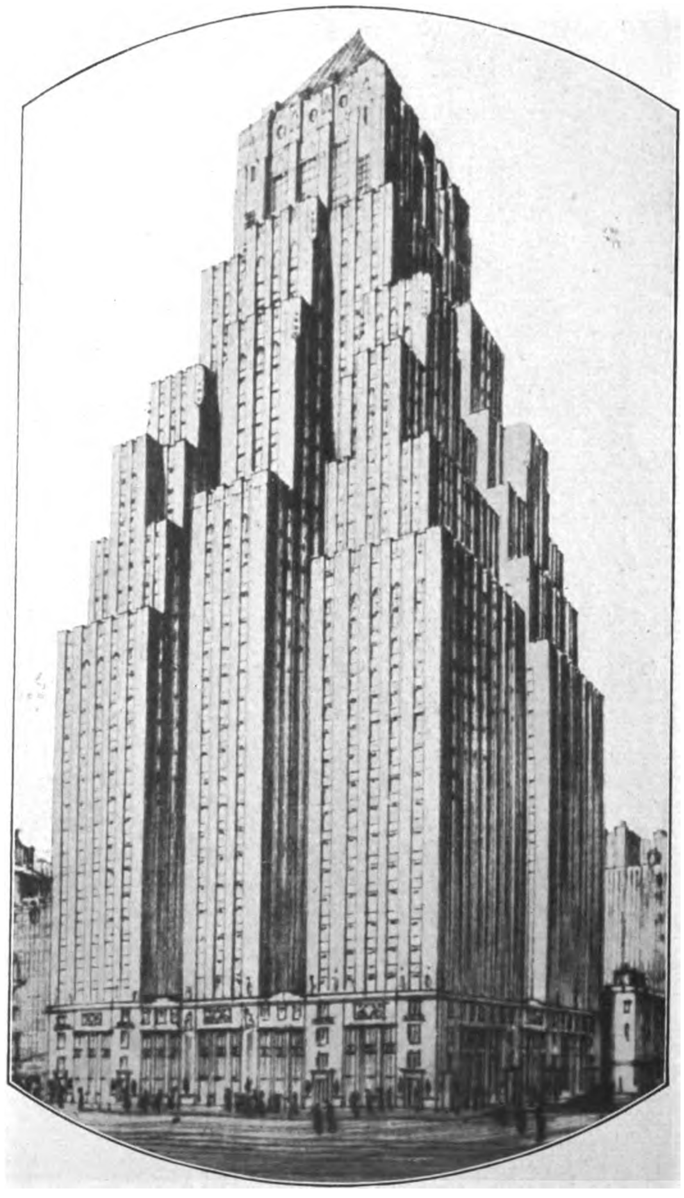


So wird vielleicht eine Großstadt in fünfzig Jahren aussehen! Nach einer Zeichnung von S. Drigin.
Einem riesigen Ameisenbau gleich, wölben sich die künftigen Wohn- und Arbeitsstätten der Menschen, wie sie unsere Abbildung zeigt. Die Häuser haben 350—400 Stockwerke, ebenso viele unter- wie oberhalb der Erde; sie bestehen aus einer Leichtmetallkonstruktion, die mit neuartigem Zement ausgefüllt ist. Kontinente verbindende Expreßzüge brausen über Brücken; Luftschiffe, von ausströmendem Gas getrieben, nach dem Raketenprinzip, dienen mit ihrer fabelhaften Geschwindigkeit dem fahrplanmäßigen Verkehr rings um die Erde; die weißen Scheiben (Hohlspiegel) auf den Gebäudedächern fangen die Sonnenwärme ein zur Umwandlung für Heiz- und Kraftzwecke. Ungeheurer Triumph der Technik!



Wie sich ein Berliner Architekt Berlin „Unter den Linden" vom Jahre 2000 vorstellt:
Riesige Wolkenkratzer, die große Kauf- und Bureauhäuser umfassen, säumen die Straßen. Die Fußgängersteige sind kolonnadenartig in die Gebäude einbezogen.

Die rasende Zunahme des Weltstadtverkehrs, die enormen Ausmaße moderner Großbauten und die unerhörten Fortschritte der Technik stellen uns lebhaft vor die Frage: Wie wird das Städtebild in der Zukunft aussehen, wie werden wir wohnen, arbeiten und reisen? An Vorschlägen und Vermutungen fehlt es nicht, und mancher phantasievolle Romanautor wandelt auf den Straßen seines Zukunftslandes sicherer als auf dem nüchternen Pflaster seines Wohnorts. Nun, die verflossenen Jahre haben so viele Überraschungen gebracht; Dinge wurden selbstverständliche Wirklichkeit, die noch vor kurzem als überspanntes Hirngespinst und als Traumprodukt blühender Phantasten betrachtet, ja, belächelt wurden. Diese Einsicht machte uns duldsamer, und wir neigen schon fast dazu, nun beinahe alles für möglich zu halten, was an neuen Projekten und Zukunftsplänen auftaucht, und vorsichtig höchstens mit den Achseln zu zucken, wenn ein Projektenmacher einmal gar zu krause Zukunftsmusik bläst.

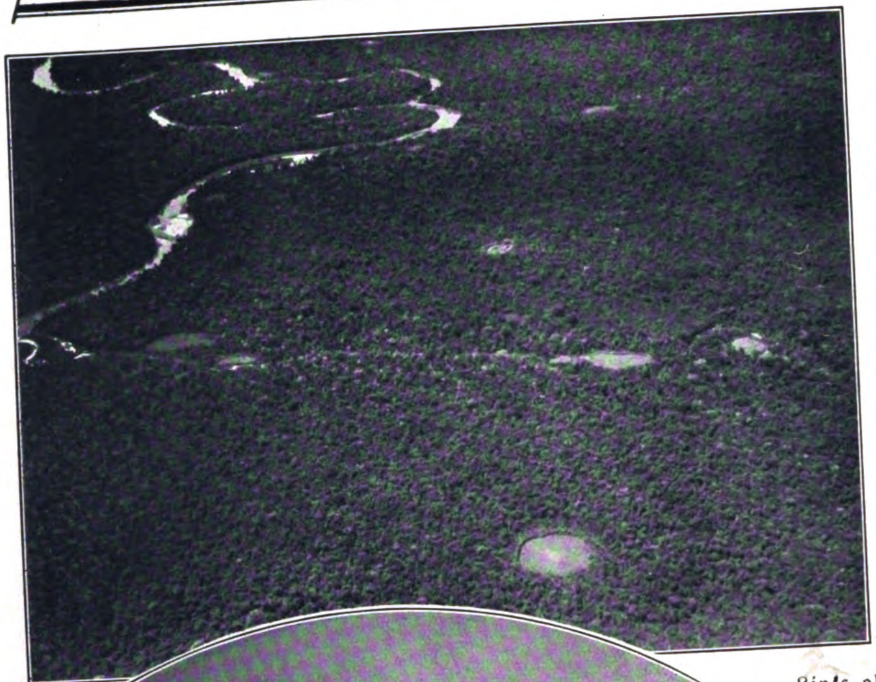


Das Hotel mit den 2500 Zimmern:
Projekt des im Bau befindlichen Fremdenhofes auf der Westseite der 3. Avenue (zwischen der 34. und 35. Straße) in Neuyork. Mit seinen 36 Stockwerken soll dieses Hotel das größte und höchste der Welt werden: der Kostenaufwand beträgt 85 Millionen Mark. 2500 Zimmer mit ebenso vielen Baderäumen wird das Gebäude enthalten.



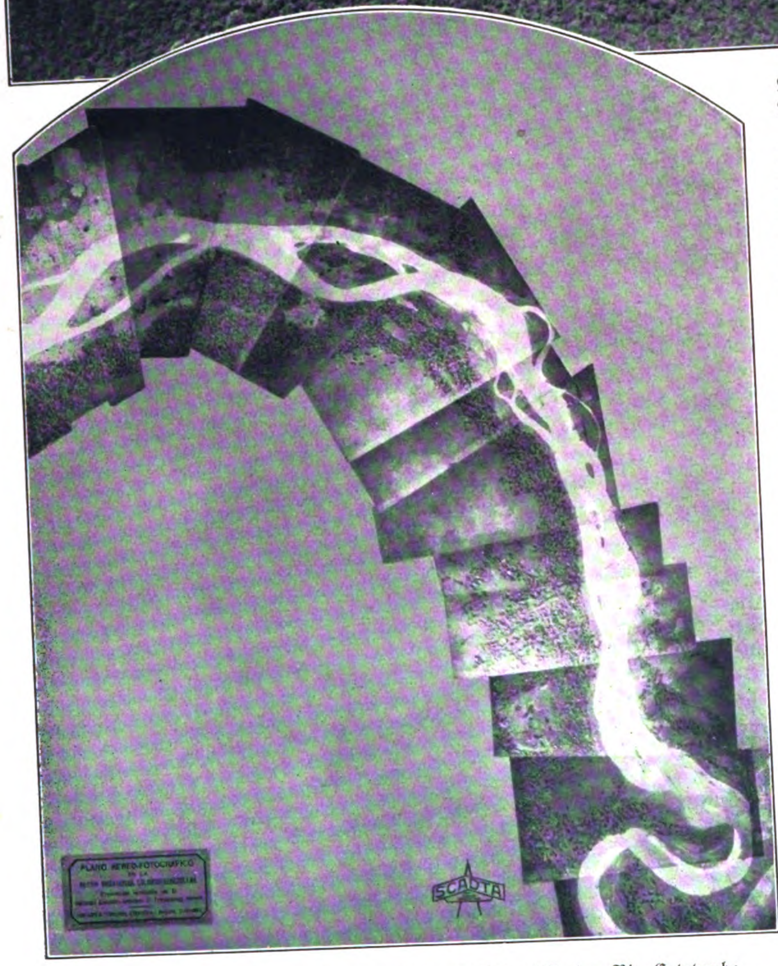
Links: Gigantische Wirklichkeit im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten:
Der vor der Vollendung stehende Riesenkomplex eines Krankenhauses am Westende des Broadways in Neuyork, das in seinem fünfzehnstöckigen Bau mit gewaltigen Seitenflügeln sechs medizinische Institute einschließlich der Poliklinik der Columbia-Universität aufnehmen soll. Links an der Seite das elfstöckige Schwesternheim.

Wissen und Leben





Links oben: 1. Im Urwald am Catatumbo. Die Lichtungen bezeichnen die Siedlungen der Motilone-Indianer. — Rechts oben: 2. Mündung des Rio Tarra in den Rio Catatumbo im Grenzgebiet von Venezuela und Kolumbien.



3. Aus Einzelaufnahmen zusammengesetztes Teil-Lagebild des Rio Catatumbo.

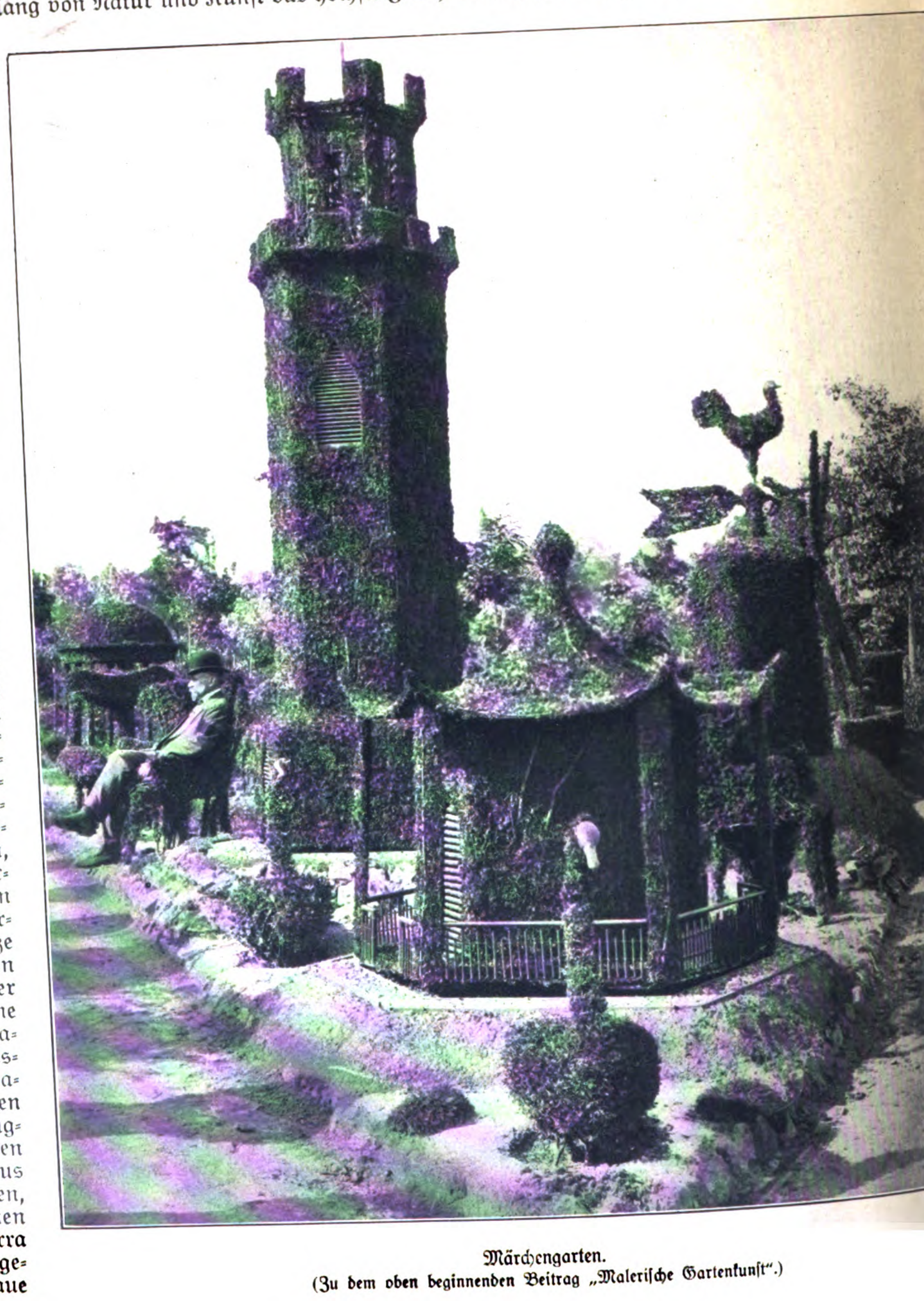
Die Erforschung unzugänglicher Gebiete durch Flugzeuge.

(Lichtaufnahmen der Wissenschaftlichen Abteilung der Sociedad Colombo-Alemana de Transportes Aereos [SCADTA]. Vgl. folgenden Beitrag.)

Das Flugzeug im Dienste der Erforschung unzugänglicher Ländergebiete. (Zu den drei vorstehenden Abbildungen.) Selbst in Ländern mit verhältnismäßig geordneter Verwaltung setzen häufig Klima, Bodenverhältnisse, manchmal auch die Eingeborenen der Erforschung und gar der genauen Vermessung unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zu diesen Ländern gehört in erster Linie Brasilien mit seinen ungeheueren Gebieten im Innern, sodann aber auch seine beiden nördlichen Nachbarrepubliken Venezuela und Kolumbien. Namentlich der durch den jahrzehntelangen Grenzstreit bekannte „Miranda-Distrikt" ist weithin von jungfräulichem, undurchdringlichem Urwald bedeckt und zum Teil von Indianerstämmen bewohnt, die sich bis heute erfolgreich jedem Eindringen Weißer in ihr Gebiet widersetzt haben. Alle Expeditionen dahin mußten entweder umkehren, oder sie kamen nicht zurück, sondern sind bis zum letzten Mann den vergifteten Blasrohrgeschossen der Eingeborenen zum Opfer gefallen. Diesen Schwierigkeiten begegnete im Jahre 1923 auch die Schweizer Sachverständigen-Kommission, die als Schiedsrichter den Verlauf der Grenze zwischen den beiden Staaten aufnehmen und festlegen sollte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen setzte sie sich mit der Wissenschaftlichen Abteilung der „Scadta" in Verbindung, der bekannten deutschen Gesellschaft, die ohne jede Subvention seit nunmehr acht Jahren den Transport von Passagieren, Post und Gütern von der Küste nach den wichtigsten Handelsplätzen des Innern und nach der Hauptstadt Bogotá längs des Magdalena mit Junkersflugzeugen besorgt. Es ist der Gesellschaft und ihren unerschrockenen, geübten deutschen Piloten gelungen, in nur sieben Flugstunden von besonders für tropische Gegenden und für Flüge über den mit Feuchtigkeit gesättigten Urwäldern gebauten Junkersflugzeugen aus rund tausend wohlgelungene und scharfe Einzelaufnahmen des strittigen, über 500 Quadratkilometer umfassenden Gebiets zu machen, von denen unsere Abbildung 2 eine der interessantesten, die Mündung des Rio Tarra in den Rio Catatumbo, zeigt. Diese Einzelaufnahmen wurden zu Lagebildern (Abbild. 3) vereinigt, und aus diesen wurde dann die genaue Karte des ganzen Gebiets in nur einmonatiger Bureauarbeit zusammengestellt. Man bedurfte zu dieser Arbeit nur dreier Triangulationspunkte. — Ganz abgesehen von den unerschwinglichen Kosten und Opfern an Gesundheit und Menschenleben hätte man zu einer auch nur annähernden Vermessung dieses Gebiets vom Land aus fast ebenso viele Jahre gebraucht wie hier Stunden, ohne eine so genaue Aufnahme erzielen zu können. Diese Luftexpedition hatte aber auch noch einen ganz unerwarteten und erfreulichen Nebenerfolg: Es war möglich, Siedlungen der Motilone-Indianer im Bild festzuhalten, von deren Vorhandensein man wohl oberflächliche Kenntnis hatte, über deren genaue Lage und Art man aber nicht unterrichtet war (Abbild. 1). — Für uns Deutsche sind diese Erfolge doppelt erfreulich, weil sie ohne jede staatliche Unterstützung unseres Flugwesens erzielt worden sind, in Gegenden, wo zuerst Amerikaner und nach ihnen Franzosen ihre mit reichsten Mitteln unternommenen Versuche nach jeweils sechs Monaten als aussichtslos aufgegeben haben.

Carolus Asper.

Malerische Gartenkunst. (Zu der Abbildung „Märchengarten".) Die Gartengestaltung der Neuzeit liebt Wechsel in der Szenerie. Sie hebt die Gebäude aus ihrer Umgebung und sucht im Einklang von Natur und Kunst das höchste Ziel harmonischer Schöpfung. (Fortsetzung auf S. 450.)



Märchengarten.
(Zu dem oben beginnenden Beitrag „Malerische Gartenkunst".)


vor der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta
nach
der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta
So wirkt
ODOL
ZAHNPASTA
Odol-Zahnpasta!

Zwar spähen unsere Gartenbaumeister in allen alten Städten, in Straßenwinkeln, auf alten Landsitzen nach Vorbildern aus vergangenen Tagen, aus der Barock- und Biedermeierzeit, verwenden jedoch diese Motive, sofern ihnen geläuterter Geschmack eigen, mit großer Vorsicht. Unser Bild stellt einen alten französischen Landsitz dar mit seinem grünen, von beschnittenen Eibenzweigen umfaßten Turm, seiner Eichenlaube und den mit viel Sorgfalt geschnittenen Tierfiguren (Schwan, Hahn). Bei dem langsamen Wachstum der Eibe mag Jahrzehnte an der Ausgestaltung dieser Figuren und Gebäude mit Geschick und Hingabe gearbeitet worden sein. Wir aber haben für diese mehr spielerisch anmutende Gartenkunst wenig Verständnis. Zwang legen wir nur dann der Natur an, wenn die Gesetze der Gartenästhetik dies verlangen. Allein von der Geschmacksrichtung jener Zeit legen diese bizarren Gebilde beredtes Zeugnis ab; zeigen sie doch, wie der Zwang in Kleidung und Sitte auch in der Gartenkünstelei herrschende Mode wurde. Ein einzelnes Stück jedoch, ein grüner Turm, ein laubumsponnenes Gartenhaus, einzelne pyramidenförmig oder kugelig gezogene Koniferen, wirken in einer größeren Anlage, das Gesamtbild wohltuend unterbrechend, sehr malerisch. Dr. Stange.

Spurenrein? Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie verschiedenartig sich ein Affe und ein Hund benehmen, wenn ein Spalt zum Nebenkäfig oder eine Tür zum Nebenzimmer halb offen steht. Die Affen, die erfahren wollen, was im Nebenraum ist, machen es grundsätzlich gerade so wie die Menschen. Sie halten die Augen an den Spalt. Der Hund dagegen läuft zum Spalt, hält den Windfang daran und „schnuppert“. Ähnlich verhält er sich, wenn er einen Leckerbissen, der in deiner Tasche verborgen ist, wittert. Wenn man die Probe macht, ob auch ein Affe im gleichen Fall den Leckerbissen durch den Geruchssinn wahrnimmt, so wird man stets zu einem negativen Ergebnis gelangen. Um diesen Unterschied im Verhalten der Tiere mit Bezug auf ihre „Merkwelt“ zu bezeichnen, hat man schon lange zwischen typisch „sichtenden“ und typisch „witternden“ Tieren unterschieden. Der Hund ist ein ausgesprochen witterndes Tier. Aber dieser Ausdruck bezeichnet nur das ebenso interessante wie schwierige „Problem“, das uns der Hund durch seine Witterung aufgibt, löst es aber nicht. Was uns vielmehr interessiert und „problematisch“ erscheint, ist zweierlei: erstens, ob uns die Leistungen des Geruchssinnes des Hundes verständlich sind, das heißt: ob es ähnliche Leistungen des menschlichen Geruchssinnes gibt, oder ob die Witterung des Hundes ein Phänomen ist, in das der Mensch sich nicht „einfühlen“ kann, demgegenüber ihm — wie man volkstümlich zu sagen pflegt — „der Verstand still steht“. Zweitens fragen wir uns, wie weit die Leistungen des Geruchssinnes des Hundes reichen. Hier hat man den Normbegriff der „Spurenreinheit“ aufgestellt. „Spurenrein“ wäre ein Hund, der unter allen Umständen und Bedingungen die Spur richtig findet. Unsere erste Problemfrage kann ohne weiteres bejahend beantwortet werden. Die Witterung des Hundes leistet nur quantitativ mehr, nicht grundsätzlich anderes als der Geruchssinn des Menschen. Es gibt grundlegende Werke zur Psychologie des menschlichen Geruchssinnes, die das beweisen. Wir erwähnen nur von älteren Schriften die des Holländers Zwaardemaker und an neueren Veröffentlichungen das Werk über den Geruchssinn von Henning. Auch die Leistungen des menschlichen Geruchssinnes sind — gemessen am Maßstab der äußeren Reize, die imstande sind, Geruchsempfindungen auszulösen — ganz außerordentlich groß. Der Physiologe Valentin stellte z. B. fest, daß ein Luftstrom, der im Kubikzentimeter nur $^1/_{300\,000}$ mg Brom oder $^1/_{500\,000}$ mg Schwefelwasserstoff oder $^1/_{72\,000\,000}$ mg Rosenöl enthält, noch deutlich den Geruch dieser Stoffe erkennen läßt. Nach Emil Fischer und Franz Penzoldt können $^1/_{4\,000\,000}$ mg Chlorphenol und $^1/_{460\,000\,000}$ mg Merkaptan noch durch den Geruchssinn des Menschen wahrgenommen werden. Wenn man sich diese beinahe „astronomischen“ Zahlen vor Augen hält, so wird es keine Mühe machen, sich vorzustellen, daß ein Hund die Leistungsfähigkeit des Menschen auf diesem Gebiete noch um ein paar Dezimale übertreffen kann. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Mensch und Hund besteht hier nicht. Was beide leisten, ist geradezu „phantastisch“. Nur daß der Hund unsere Phantasie — quantitativ — noch mehr auf die Probe stellt als der Mensch. — Wir fragen uns zweitens nach den quantitativen Grenzen der Geruchsleistungen des Hundes. Gibt es etwa völlig „spurenreine“ Hunde? Es ist behauptet worden, daß unter entsprechend gewählten Bedingungen auch der beste Spürhund sich durch „Verleitungsspuren“ vom „rechten Wege“ ablocken lasse. Die Berliner Kriminalpolizei hat experimentelle Versuche zur Beantwortung dieser Frage gemacht, und Geheimrat Prof. Moll hat an diesen Versuchen teilgenommen. Er berichtet über das Ergebnis in den „Kriminalistischen Problemen“. Wir wollen einige Hauptergebnisse hier mitteilen: Der Spürhund ist imstande, einen neuen „Eigengeruch“, von dem er Witterung genommen, über Verleitungsspuren hinweg in beliebiger Richtung weiterzuverfolgen. Gleichwohl ist der absolut „spurenreine“ Hund nur ein „Ideal“, niemals ein wirklich erreichbares Dressurergebnis. Alle Versuche können uns nur etwas lehren über das, was durch Dressur auf dem Gebiete der Witterungsleistungen des Spürhundes maximal erreichbar ist. Keinesfalls können solche Prüfungen als „Intelligenzprüfungen“ gelten. Der Spürhund folgt einem „Mischgeruch“, der sich zusammensetzt aus dem „Individualgeruch“ des aufzuspürenden Menschen (bzw. der von diesem berührten Gegenstände), dem Geruch des zertretenen Bodens und dem Geruch zufällig vorhandener oder absichtlich beigebrachter Riechstoffe. Unter günstigen Umständen kann von einem guten Spürhund eine Spur auch noch nach elf Stunden genau ausgearbeitet werden. Die Witterung des Spürhundes heftet sich nicht etwa ausschließlich an den Geruch der Fußspur, sondern an die ganze, den Menschen umgebende Atmosphäre, die stets mit Riechstoffen überladen ist. Für den Hund übt der zur Verwitterung benutzte Riechstoff unter Umständen gar nicht die gleiche Wirkung aus, die sie auf den Menschen hat. Hier — wie überall in der Tierpsychologie — sind „Anthropopathismen“ durchaus zu verpönen. Man darf auf das Sinnesleben — wie überhaupt das Seelenleben — des Tieres nicht aus menschlichen Analogien irgendwelche Rückschlüsse machen. So sehr wir auch die Tiere als unsere Brüder und Genossen des Lebens anerkennen und lieben: wir dürfen niemals Mensch und Tier verwechseln! — Was die kriminalistische Seite unserer Frage betrifft, so kommt Moll zu folgendem grundsätzlichen Ergebnis: Der Hund kann niemals den Zeugen im Gerichtssaal ersetzen. Wohl aber kann er ein gutes Hilfsmittel der Aufklärung sein. Daß ein Richter jemals jemanden allein auf Grund der Arbeit eines Hundes verurteilen wird, ist ausgeschlossen. Die Arbeit des Kriminalbeamten setzt ein, wenn der Hund seine Arbeit beendet hat. Prof. Dr. R. Herbertz.

Zucker aus Kohlensäure. Zu sehr wertvollen Ergebnissen in der Darstellung organischer Stoffe (Zucker) aus anorganischen (Kohlensäure und Wasser) ist der englische Physiologe und Chemiker Baly gekommen. Wir wissen seit langem, daß es möglich ist, aus anorganischem Material organisches aufzubauen; zum erstenmal gelang dieses dem deutschen Chemiker Friedrich Wöhler (1828), der im Laboratorium Harnstoff aus anorganischen Ausgangsmaterialien aufbauen konnte. Damit war die Ansicht älterer Chemiker, daß organische Produkte aus anorganischen nicht zu erhalten wären, gebrochen. Manche schöne Synthese hat sich im Anschluß an die Entdeckung Wöhlers, des Altmeisters der modernen Chemie, angeschlossen. Es sei nur an die technisch wertvollsten Synthesen organischer Produkte aus anorganischen erinnert, wie die Darstellung von Erdöl aus Kohle und Wasserstoff, die Herstellung künstlichen Alkohols aus Kalziumkarbid, die Herstellung künstlicher Essigsäure aus dem gleichen Material, die künstliche Herstellung von Kautschuk und Guttapercha, die sich erst vor kurzem im Anschluß an die Kohleverflüssigung in wirtschaftlicher Weise ermöglichen ließ. Zahlreiche weitere Beispiele lassen sich aus dem Bereich der chemischen Technik noch anführen. Von besonderem Interesse ist aber die erwähnte Entdeckung des Engländers Baly, dem es möglich war, aus Kohlensäure Zucker zu erhalten, und der damit den Prozeß nachgeahmt hat, der in natürlicher Weise von der Pflanze ausgeführt wird. Bekanntlich atmet die Pflanze Kohlensäure ein, die in der Luft in

geringen Mengen enthalten ist, und verarbeitet sie unter dem Einfluß des Lichtes weiter auf Zucker, Kohlenhydrate (Stärke) sowie Zellulose. Ein Prozeß, den der Chemiker im Laboratorium bisher nicht nachmachen konnte. Bekannt ist weiter, daß der grüne Blattfarbstoff der Pflanze, das Chlorophyll, eine bestimmende Rolle beim Aufbau von Zucker und Kohlenhydraten aus der Kohlensäure der Luft und aus Wasser spielt. Baly ging nun davon aus, daß es bei Nachahmung der Bedingungen, die die Pflanze an ihren natürlichen Wachstumsorten vorfindet, gelingen müsse, aus Kohlensäure, Wasser und Licht die Bildung von Zucker im Laboratorium ebenfalls zu bewerkstelligen, und er sah sich in seiner Annahme nicht getäuscht. Tatsächlich ist diesem Forscher der einwandfreie Nachweis der Bildung von Zucker im Laboratorium geglückt. Baly leitete durch ein mit Wasser gefülltes Gläschen Kohlensäure (aus den bekannten Bierkohlensäureflaschen) und bestrahlte gleichzeitig das Gläschen mit dem Licht einer elektrischen Birne. Solange nur Kohlensäure und Wasser vorhanden waren, konnte er irgendeine Bildung von Zucker nicht beobachten. Der Vergleich mit der Bildung von Zucker in der Pflanze sagte ihm aber, daß noch etwas fehlte, nämlich das in der Pflanze vorhandene Blattgrün. Er setzte nun bei dem erwähnten Versuch an Stelle des Blattgrüns einen anderen grün gefärbten Stoff zu, und zwar ein farbiges Pulver, grün gefärbtes kohlensaures Nickel (Nickelkarbonat), und fand dann im Wasser des Versuchsgefäßes gelöst Zucker (sogenannte Glukose). Der Beweis, daß sich aus Kohlensäure und Wasser bei Belichtung und Anwesenheit eines an sich nicht an der Bildung teilnehmenden grünen Körpers (Nickelkarbonat), also aus rein anorganischem Material Zucker bildet, ist damit erbracht. Das Nickelkarbonat wirkt in diesem Falle nur beschleunigend oder, wie der Chemiker sagt, katalytisch bei der Zuckerentstehung. Es ist bekannt, daß bei sehr starker Belichtung der Pflanzen die gebildete Zucker- bzw. Kohlenhydratmenge abnimmt, und Baly konnte auch zeigen, daß dies bei dem Reagenzglasversuch ebenfalls der Fall war. Also auch hier eine auffallende Übereinstimmung mit dem natürlichen Vorgang in der Pflanze. Diese Entdeckung ist für die zukünftige Erkenntnis der Lebensvorgänge von ausschlaggebender Bedeutung, weniger dagegen, wie manche annehmen könnten, für eine technische Erzeugung von Zucker unter Ausschaltung der Pflanze, obwohl man nicht verneinen kann, daß in späteren Zeiten dieser Entdeckung doch noch einmal technische Bedeutung zukommen wird, vor allem in der Hinsicht, daß es unter Umständen möglich werden kann, daß man auf diesem oder ähnlichem Wege künstlich seltene Pflanzenprodukte (wie die arzneilich wertvollen Alkaloide-Pflanzengifte) aufbauen wird.

Dr. Freitag.

Launige Ratschläge zur Verhütung — der Trunkenheit finden sich in einem Buch, das 1676 zu Frankfurt a. M. erschienen und „Kunst-, Haus- und Wunderbuch" betitelt ist. „Wer nicht trunken werden soll und will," heißt es da unter anderm, „der esse eine gebratene Geißlunge oder fünf bis sieben bittere Mandeln vor dem Trinken, weil er noch nüchtern ist. Item nimb rohes Kohl und iß dasselbe. Oder den Saft von Eiern roh und trink denselben des Morgens nüchtern, so wirst du nicht trunken. Item iß des Morgens nüchtern das Mark autz — Schweinen-Fleisch. Esse eine viertel Stund zuvor drei Pfirsichkern, danach trinke ein bißchen Baumöl oder süß Mandelöl." — Dann gibt der gelehrte Verfasser auch Mittel an, „daß einer trunken werde ohne Schaden". „Nimb Paradißholz," so schreibt er, „lege es in Wein und gieb einem davon zu trinken. Oder nimb Alaunwurzel, koch sie in Wasser und misch es einem unter den Wein, so wird er bald trunken. Item thue Holunderwasser in Wein, oder nimb Rübsamen, stoß ihn klein und thue ihn in den Wein."

F. S.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieser Nummer, „Kämpfende", ist die Wiedergabe eines Aquarells von Rolf Huén.

ALS DAS SCHWIMMEN NOCH VERPÖNT WAR

SPORTGESCHICHTLICHE PLAUDEREI VON K. SJÖSTRÖM

Schwimmen und Baden haben bei uns in Deutschland Jahrhunderte hindurch als unschicklich gegolten. Die Geschichte dieses Sportes ist eng mit den Anschauungen über Reinlichkeit verknüpft. Wenn man bedenkt, daß selbst der „Sonnenkönig" von Frankreich sich nie wusch, und daß ihm die Marquise de Montespan in der Wut vorwarf, er röche unappetitlich und ungewaschen, so darf man von den unteren Volksklassen dieser Zeit noch viel weniger erwarten.

Im Mittelalter war das Baden und Schwimmen allgemein beliebt gewesen; man schwamm und tauchte damals auch gelegentlich um die Wette. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich nach langer Zeit wieder Verfechter freierer Anschauungen in bezug auf das Schwimmen. Es ist bemerkenswert, daß sich Deutschlands Poeten, die den besonderen Wert dieser Art von körperlicher Betätigung erkannten, ganz besonders dafür eingesetzt haben. Klopstock, der junge Goethe, die beiden Grafen v. Stolberg, sie haben in Deutschland ganz gewaltig zur Überwindung der Vorurteile gegen das Schwimmen beigetragen. Klopstock war nicht nur ein begeisterter Anhänger und Pionier des Schlittschuhlaufens, sondern er warb auch, wo er nur konnte, für das Baden, das damals als revolutionär galt, weil Rousseau und seine Anhänger sich dafür erklärten. Als die Stolbergs mit Goethe 1775 nach Karlsruhe reisten, badeten die gräflichen Naturkinder. Aber bei ihrem Bestreben, nach den Lehren ihres älteren Freundes Klopstock „sich in einen Naturzustand zu versetzen", erregten sie in Darmstadt beim Schwimmen in einem Teich öffentliches Ärgernis, weil man dort das Baden im freien Wasser für eine bedenkliche Verletzung der guten Sitten hielt. In Zürich setzten die beiden Grafen nach Goethes Weiterreise „eine Zeitlang ihr loses Treiben und zum besonderen Verdruß der Züricher das Baden im offenen See fort. Einst begleitete Lavater sie dorthin und saß, während sie auf den Wogen schwammen, mit ihnen plaudernd, am Uferrande. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen scharenweise hinzu. Wie sie aber den Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, welche Gewalt der Satan über sie ausübe, denn jedesmal, wenn jener anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopf ins Wasser tauchen." Man sieht aus diesem grotesken Mißverständnis, mit welchen für uns unglaublichen Vorurteilen die Liebhaber des Wassersports vor 150 Jahren zu kämpfen hatten. Ernsthafter verlief ein anderer Badeausflug der Stolbergs in eine entlegenere Gegend. Auf dringende Bitten und Vorstellungen ihrer Schweizer Freunde hin suchten die beiden Brüder einsamere Gegenden auf, wo sie kaum jemand bemerken konnte. In einem engen Tal, „wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt", hatten sie eine Stelle gefunden, an der sie sich unbelästigt fühlen durften. Nach ihrer Ansicht war hier ein Platz, wo niemand Ärgernis an ihrem unschuldigen und gewohnten Vergnügen nehmen konnte. Allein auch hier wurden sie „durch einen dichten Regen herabgeschleuderter Steine daran erinnert, daß ihr Gebaren das Auge ehrsamer Leute beleidigte".

Ihr Freund Klopstock ließ es sich nicht nehmen, den Söhnen seines Dichterfreundes Gerstenberg in Lübeck selbst die Anfangsgründe des Schwimmens und

Tauchens beizubringen. Übrigens gab es um diese Zeit in Lübeck bereits einen weit und breit bekannten Schwimmlehrer namens Kreidemann, der schon Vorschriften über Kunstschwimmen und eine im modernen Sinne sportliche Ausbildung dieser Kunst bekanntgab und von seinen Schülern ausüben ließ. Er selbst gibt unter anderm folgende Übungen an: „In 15 Pfund schwere Ketten geschlossen, von einer Hand zur andern eine eiserne Stange, auf solche Weise aus einem Boot geworfen, 15 Minuten, auch noch länger, damit zu schwimmen. — Den ganzen Körper, bis an den Hals in einen Sack gesteckt, am Hals zugebunden, und so einige Minuten zu schwimmen. — An einem Schubkarren, wie es in der Sklaverei gewöhnlich ist, geschlossen, und so eine Tour geschwommen. — Das ganze Militär-Exerzitium zu machen, NB. ohne Feuer." Kreidemann selbst brachte es auf dem Flüßchen Wakniß fertig, mit einer Flinte im Wasser auf Starenzüge zu lauern. In stehender Stellung hat er dann aus dem Wasser sieben Stare mit einem Schuß heruntergeholt. In der Zeit von 1775 bis 1800 hatte er sieben Menschen durch seine Kunst vom Tode des Ertrinkens gerettet, davon einen im Bodensee, die anderen in Lübeck.

Der Begriff der sportlichen Leistung war um diese Zeit auch bereits bekannt. So wurde 1777 in Frankfurt a. M. ein junger Bürger der Stadt viel bestaunt, als er wohl zwanzigmal unter dem Floß hin und her schwamm. Schließlich blieb er mit den Haaren an einem Balken hangen und mußte elend ertrinken. Das wurde von den Muckern und Gegnern des Schwimmens natürlich weidlich ausgeschlachtet.

In Lübeck war nach Kreidemanns Angabe „durch freiwillige Beiträge eine Schwimmaschine auf der Wakniß angelegt worden, die durchaus für die Lernenden ganz sicher ist. Sie ist 60 Fuß lang und 40 Fuß breit. Es führt eine kleine Brücke vom Lande auf die Türe der Maschine. Vorne ist sie querüber mit einem Dache belegt, worunter Bänke stehen, wo man sich an- und ausziehen kann. Gerade über der Türe führt eine Treppe von fünf Staffeln in das Wasser, worunter ein hölzerner Fußboden liegt. Vorne ist fünf Fuß Wasser und versenkt sich allmählich bis zehn Fuß tief." Der Schüler bekam einen Gurt umgeschnallt, dessen Schnur in einem Haken endigte. Hier wurde geübt, und der Schwimmlehrer übersah alles. Die „Gemeinnützige tätige Gesellschaft" in Lübeck hatte 50 Taler ausgesetzt, wovon jährlich zehn arme Knaben, die zur See fahren wollten, im Schwimmen unterrichtet wurden. Interessant ist die Angabe, daß im Jahre 1799 aus Lübeck nur 70 Personen von der Schwimmanstalt Gebrauch machten. Das Vorurteil in bürgerlichen Kreisen war also noch groß genug.

Im Sommer 1776 machte sich Klopstock über den „Idioten Fritz" lustig, weil Fritz Stolberg in dem Eutiner See noch keine Stelle gefunden hatte, wo man ungesehen „von Hofdamen und ihren Kätzchen" schwimmen konnte. Klopstock rühmt sich, daß diese große Entdeckung ihm vorbehalten war: „Wir gingen aus dem Schloßgarten mit den Schuhen in der Hand durch Wasser und über gesunkene Einhegungen und schrien, wie Xenophons Griechen bei der Entdeckung des Meeres, als wir die Bucht fanden." Den Plöner See sah Klopstock vergeblich „aufs Baden" an; das Ufer war allzudicht mit Schilf bewachsen. Dagegen wurde in der Seebucht bei Kiel täglich zweimal gebadet. Stolberg deklamierte im Wasser den Homer, und Klopstock unterstützte ihn pantomimisch. Dieses kraftgeniale Treiben erregte unter den Kielern Aufsehen, obwohl hier im Norden das Baden nicht so verpönt war wie in anderen Gegenden Deutschlands. „Die Philister belugten mit Teleskopen das wunderliche Schauspiel, und mäkelnde Professoren meinten, die Herren seien nur gekommen, um ihre geistigen Aufwallungen abzukühlen."

Goethe führte, als er nach Weimar kam, dort neben dem Schlittschuhlaufen auch das Baden und Schwimmen ein; er selbst pflegte nicht nur auf Reisen, im Tiber, in der Lahn oder im Rhein, ein Bad zu nehmen, sondern wir wissen von ihm auch, daß er im Winter in der Ilm badete.

Das Baden gehört mit zur sogenannten Aufklärung, und es ist bezeichnend, daß im Jahre 1797 in Paris zwischen Pont Royal und der Brücke Ludwigs XVI. eine Schwimmanstalt in der Seine errichtet wurde, vor deren Eingang die Leute sich in langen Reihen anstellen mußten. Hier wurde regelrecht Schwimmunterricht erteilt und Fischerstechen abgehalten, d. h. ein Fischer suchte den andern mit einer langen Turnierlanze ins Wasser zu stoßen. Ein ähnlicher Brauch wurde auch von den Halloren jährlich auf der Saale geübt.

Die Halloren waren damals als vorzügliche Schwimmer und Lehrer ihrer Kunst geschätzt. Im Jahre 1800 fordert ein Pädagoge, daß die Jugend allgemein im Schwimmen unterrichtet wird, auch die Mädchen „in voller Badebekleidung, oder wo es im Verborgenen geschehen kann, wozu man z. B. Hallische Hallorinnen verschreiben könnte. — Zu verwundern aber ist in unserem Zeitalter, wenn immer noch Schulen, Universitäten und andere Obrigkeiten das Baden sogar im allgemeinen und unbestimmt bei Strafe verbieten, anstatt öffentliche Schwimmeister (z. B. in unseren Gegenden Hallische Halloren) dabei anzustellen." Um 1780 gingen in Jena die Studenten, weil das Baden bei Strafe verboten war (!), an weitentlegene Stellen der Saale oder badeten bei finsterer Nacht in der Vorstadt. Dadurch wurde das Baden und Schwimmen natürlich ein lebensgefährlicher Sport. In Weimar erschien 1798 von Guts Muths das „Kleine Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterrichte". In Leipzig war der Geistliche Wedag ein meisterhafter Schwimmer. Er pflegte zu sagen: „Ein guter Schwimmer muß nicht bloß weit schwimmen können, sondern auf alle mögliche Weise. Es muß ihm so mechanisch werden wie das Gehen. — Einen solchen Schwimmer werft im Schlaf ins Wasser, wo es am tiefsten ist, oder bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinein: ihr werdet ihn nicht ersäufen."

Der Lehrer Christian Ludwig Lenz von der Erziehungsanstalt Schnepfenthal hielt es für „schlechterdings notwendig, daß man sich an alle möglichen Lagen und Richtungen im Wasser gewöhne, was nur Unkundige für unnütze Künsteleien und Spielereien erklären können. Solche Übungen sind überdies gut, um in das Baden möglichst viele Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu bringen, deren man sich ja bei der gesamten Gymnastik überhaupt befleißigen sollte." Lenz hat nach seiner Angabe in Schnepfenthal weit über hundert Knaben im Schwimmen unterrichtet. Der bekannte Hamburger Professor Büsch hatte schon um 1795 in den Hamburger „Adreß-Comptoir-Nachrichten" einen vielbeachteten Aufsatz veröffentlicht, der von der Notwendigkeit der Schwimmkunst für alle an Flüssen und am Meere Wohnenden handelt.

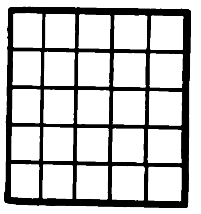
Springen und Tauchen als besondere Zweige des sportlichen Schwimmens sind im 18. Jahrhundert, wie an zahlreichen Beispielen zu belegen ist, gepflegt worden. Basedow und viele andere Pädagogen verbreiteten unter ihren Zöglingen die Liebe zu dieser Art körperlicher Betätigung. Für das weibliche Geschlecht galt das Schwimmen bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als verpönt. In den deutschen Seebädern waren noch nach 1835 an den Badekarren für die Damen große Leinwandschirme angebracht, die zum Schutze gegen alle männlichen Blicke bis auf die Wasserfläche niedergelassen werden konnten. Die Badeanzüge von damals waren außerdem wahre Musterbeispiele von Unzweckmäßigkeit.

Beim Militär war das Schwimmen verhältnismäßig früh eingeführt worden. Die erste militärische Schwimmanstalt wurde 1812 in Wien eröffnet. In Preußen rief 1817 der General v. Pfuel, ein begeisterter Freund des Wassers, in Berlin die erste Schwimmschule für das Militär ins Leben. Der erste Schwimmsportverein wurde erst 1878 gegründet; es war der Berliner Schwimmverein. In den vergangenen 50 Jahren hat der Schwimmsport in Deutschland einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen. Das zeigt sich weniger an den deutschen Weltrekorden als an der starken Beteiligung der deutschen Jugend beiderlei Geschlechts und den vor 150 Jahren für unmöglich gehaltenen Durchschnittsleistungen selbst der kleinen Vereine.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: as — che — de — den — der — der — di — di — do — dom — e — e — est — fer — gen — go — ha — hi — i — jew — ka — le — lein — li — me — men — mi — mie — mor — ne — ne — ner — no — no — o — o — pal — ra — rau — re — rie — sa — schnei — se — sei — ski — spin — stern — sto — sto — ten — tri — u — un — wachs — ze — zu sind 18 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Jungfrau von Orleans" ergeben. 1 Geschütz, 2 Oper von Lortzing, 3 berühmter alter Bildhauer, 4 Vermehrung, 5 Heldengedicht, 6 Tropengewächs, 7 Stadt an der Adria, 8 russischer Schriftsteller, 9 Sonntagsname, 10 moderne Erfindung, 11 Schmetterling, 12 Wissenschaft, 13 Getreideart, 14 moderner Lyriker, 15 Mädchenname, 16 Gestalt aus Hauptmanns „Versunkener Glocke", 17 orientalischer Nadelbaum, 18 deutsche Ostsee-Insel.



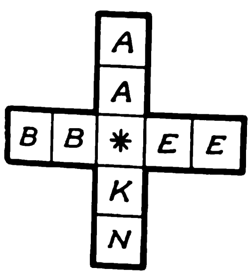
Magisches Zahlenquadrat.

In die leeren Felder sind die Zahlen 3, 12, 30, 39 je viermal und die Zahl 21 neunmal derart einzusetzen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen sowie die beiden Diagonalen je die Summe 105 ergeben.

Des Vaters Alter.

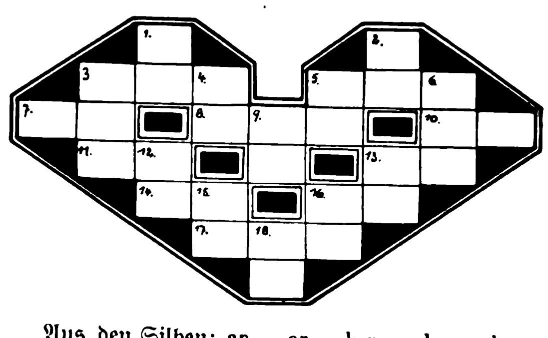
Auf einer Familienfestlichkeit kam die Rede auf das Alter des Familienoberhauptes. Dieser gab auf eine bezügliche Frage folgenden Bescheid: „Das Alter meiner beiden ältesten Söhne ergibt mit dem meinigen zusammen die stattliche Zahl von 140 Jahren. Mein zweiter Sohn zählt 5 Lenze weniger als sein älterer Bruder. Vor 25 Jahren war ich so alt, wie mein ältester Sohn heute ist. Nun wißt ihr ja genau, wie alt jeder von uns dreien ist.

Kreuzrätsel.



Die Buchstaben sollen derart umgestellt werden, daß die wagerechte Reihe einen Teil des Rades und die senkrechte ein feststehendes Seezeichen bezeichnet; wenn man dann den Stern durch einen bestimmten Buchstaben ersetzt, nennt die wagerechte einen Teil der Pflanzenblüte und die senkrechte ein Wasserfahrzeug.

Silben-Kreuzworträtsel.



Aus den Silben: an — ar — ber — cha — de — en — ga — ge — gel — ger — ker — lo — ma — ma — mi — nat — ne — ne — no — ri — ri — se — sen — ser — te — ter — zin — zin sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden und so in die freien Felder der obenstehenden Figur einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt ist. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 3 Flotte, 5 Farbenton, 7 baltische Hafenstadt, 8 alter Deutscher, 10 Stoffart, 11 Kapitalertrag, 13 Schiffsteil, 14 Rat der Hansastädte, 16 höheres Wesen, 17 tropische Ameise; senkrecht: 1 Transportmittel, 2 männl. Vorname, 3 Lagerraum, 4 Menschenrasse, 5 Mauereinschnitt für Burgenverteidigung, 6 wilder Krieger, 9 Obstschädling, 12 Erntegerät, 13 Sportgerät, 15 unaiftige Schlange, 16 Wasservogel, 18 biblischer Prophet.

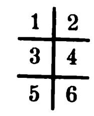
Wortkette.

Chemie — Denker — Dora — Gerber — Hero — Kadi — Mandel — Nassau — Nepos — Sedan — Tajo — Tenor — Zebra

Vorstehende Wörter sind so in eine Reihe zu bringen, daß die zweite Silbe jedes Wortes mit der ersten Silbe des folgenden Wortes ein neues zweisilbiges Hauptwort bildet.

Silbenkreuz.

Jede Zahl entspricht einer Silbe. Die aus ihnen zusammengesetzten Wörter bedeuten: a 1—2 Teil des Körpers, b 3—4 alte Waffe, c 5—6 religiöse Handlung, d 1—4 Verkehrsmittel, e 1—5 Sternbild, f 3—2 Fluß im Harz, g 2—4 Waffe, h 2—6 Buchhaltungsausdruck, i 5—4 Präposition.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4333.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4331.

Kryptogramm: Fleiß überwindet alles. — Der Anfang ist im Felde I des äußeren Kreises, die Fortführung im gegenüberliegenden Feld des Innenkreises, dann folgt Feld II des Außenkreises usw.

Quadraträtsel: 1 Affe, 2 Feen, 3 Feld, 4 Ende; wagerecht: 1 Waffel, 2 Sender; senkrecht: 1 Gaffel, 2 Wenden.

Auszählrätsel: Die beiden Grenadiere. (Oben bei D [vor A] beginnend, liest man immer den folgenden dritten Buchstaben hinzu.)

Palindrom: Salta — Atlas.

Leiterrätsel: Sprosse 2—6 Oktav, 1—10 Hafer, 13—9 Udine, 3—8 Kalif, 11—16 Mosel; a—b und c—d Hochmut kommt vor dem Fall.

Verschieberätsel: **Perle**, Beet**hov**en, Le**h**ar, Rivi**er**a, So**nnt**ag, Rose**gg**er, Rotd**or**n, Ko**l**ibri, Mon**dn**acht. — Rheingold — Lohengrin.

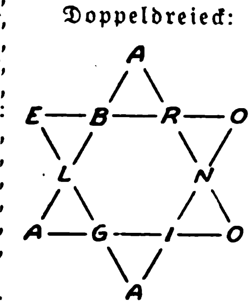
Gleichung: (Rot — t) + (Met — t) + (Ob — b) = Romeo.

Geographisches Silbenrätsel: 1 Delaware, 2 Indien, 3 Eberswalde, 4 Werder, 5 Erzerum, 6 Lombardei, 7 Tibet, 8 Walachei, 9 Ilse, 10 Remscheid, 11 Dundee, 12 Siam, 13 Cannstatt, 14 Herzegowina, 15 Oldenburg. — Die Welt wird schöner mit jedem Tag.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 5 Wasa, 7 Emir, 9 Larve, 11 Ceram, 13 Raabe, 14 Rieti, 15 Lena, 17 Ader, 18 Echse, 20 Hut, 22 Tabes, 25 Etat, 27 Riva, 29 Reger, 31 Liter, 33 Lenau, 34 Pokal, 35 Illo, 36 Ares; senkrecht: 1 Gala, 2 Barbe, 3 Serie, 4 Zimt, 6 Saale, 8 März, 10 Vene, 12 Erde, 16 Achat, 17 Aster, 19 Hub, 21 Hegel, 22 Tara, 23 Silo, 24 Tatar, 26 Tenor, 28 Vikar, 30 Elle, 32 Elen.

Umzuformen: Stadtrat.

Doppeldreieck:



Die nächste Nummer der „Illustrirten Zeitung" – Erscheinungstermin 29. März – wird in außergewöhnlicher Reichhaltigkeit und prächtiger Ausstattung herausgegeben als

Dürer-Sondernummer

Der Textteil der Gedenknummer enthält u. a. folgende Artikel:

Prof. Dr. August Grisebach, Dürer der Deutsche
Dr. Theodor Hampe, Dürer und seine Vaterstadt
Dr. Eduard Gudenrath, Dürers Naturstücke
Dr. Georg Jacob Wolf, Albrecht Dürers Frauengestalten
Kurt Pfister, Dürers Selbstbildnisse
Otto Müller, Albrecht Dürer und das Goldschmiedegewerbe
Dr. Hildegard Heyne, Dürers italienische und niederländische Reise.

Der Bildteil des Heftes bringt neben vielen interessanten einfarbigen Illustrationen

17 farbige Faksimile-Reproduktionen

meist größeren Formates in vorbildlicher Wiedergabe. Es sind keine Aufwendungen gescheut worden, um dem Leser auch im Bilde einen Begriff vom Reichtum Dürerschen Schaffens zu vermitteln.

DER PREIS des Heftes ist trotz der erheblichen Mehrkosten so gehalten, daß unsere Festnummer die wohlfeilste Dürer-Veröffentlichung darstellen dürfte; er beträgt trotz der Fülle des Gebotenen nur RM. 2.– zuzüglich 30 Pfg. Porto. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen sowie die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (Verlag J. J. Weber), Leipzig C1

Postscheckkonto: Leipzig Nr. 594 70

Reudnitzer Straße 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Zum 400. Todestag Albrecht Dürers am 6. April.

VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4333. 170. BAND A. A. EINZELPREIS DIESER SONDER-NUMMER 2 REICHSMARK 29. MÄRZ 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung. diäte Küche.
Pension Luisenhöhe. Altbekannte, vorzügl. Familienpens. Haus in schönst. Kurlage.
Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.
Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Bad Elster
Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kurpension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof. Führend. Haus, allererst. Ranges.

Bad Ems
Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.
Park-Hotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.
Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.
Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollst. modern.

Bad Kissingen
Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur. u. Erkrankung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.
Hotel Bayerscher Hof. 2 Min. v. Bahnh., Kurgart. u. Brunnen, mäßige Preise.
Kurhaus u. Pension Villa Elsa. Gutempfohlenes Familienhaus, Zentralheizung.
Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.
„Das weiße Haus". Kurhausstraße 11a. Nahe den Bädern.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle
Sanatorium Kaiserbad. Spezialanstalt für Gicht und Rheuma.

Wiesbaden
Hotel Englischer-Hessischer Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Garmisch-Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Zimm. m. voll. Pension 10—14 M. Jahresbetrieb.

HARZ

Alexisbad
Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze, Sportgeräte.

Braunlage
Hotel „Zum Achtermann". Haus I. Ranges, 10 Garagen.

Elend bei Schierke
Hotel St. Hubertus. Pension M. 6.50 bis 9.–, fließend. Wasser.

Goslar
Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.
Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.
Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)
Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.
Hotel Kurhaus. Hotel I. Ranges, neuester Komfort.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Haus „Richthofen". Neben Kurhaus, Zentralheizung. Ganzjähr. geöffnet, Telefon 102.

Schierke
Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.
Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg
Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.
Hotel Herzog Ernst. I. Ranges, Fernsprecher 11.
Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruh., vorn. Familienpens. u. Hot.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein
Perle des Thüring. Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl., Blutarmut.
Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes, vornehmes Haus.
Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.
Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim, a. d. Kurprom.
Sanatorium Liebenstein. Klin. geleit. Kuranstalt. Jahresbetrieb.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.
Kurhotel Deutscher Hof. Rest. und Café. Konzert, 5-Uhr-Tee.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.
Waldhaus Weimar. 35 neuzeitl. einger. Zim., vorz. Küche. Autogar.

Hermsdorf (Kynast)
Tietzes Hotel, Gutbürgerl., zentr. Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Dreihaupt's Hotel. An der Hauptsportbahn gelegen.
Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Ober-Krummhübel
Pension und Conditorei Concordia. Zentral gelegen.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel Du Bois. Erstklassig, im großen Park.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.
Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

Bad Warmbrunn
Hotel Preußischer Hof. Erstes und größtes Hotel am Platze.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad
Das erste Moorbad der Welt. Auskünfte durch die Kurverwaltung.
Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhotel.
Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Karlsbad
Hotel Kroh. Familienhaus I. R., unmittelb. Quellen- u. Bädernähe.
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.
Grand-Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad
Etablissement Bellevue. Bestbestehendes Café-Restaurant.
Palast-Hotel Fürstenhof.
Hotel New-York.
Hotel Englischer Hof, fließendes Wasser.
Grand-Hotel Klinger an der Hauptpromenade, ausgestattet mit dem letzten Komfort.
Hotel Leipzig. Fließendes Warm- u. Kaltwasser dir. neb. d. Brunnen.
Schloß Miramonte. Neue Leitung, Pension 60—80 Kč.
Hotel-Osborne-Balmoral. Das führende Haus.
Märchenschloß Rübezahl. Das schönste Höhencafé, Zentralheizung, Autogaragen.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.
Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 850 m ü. M.
Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.
Kurhaus Surley. Ideal. Aufenth. f. Sommer u. Winter, a. Wald u. See.
Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.
Waldsanatorium Arosa. Erstklassige Lungenheilanstalt.

Basel
Grand-Hotel Euler. I. Ranges mit allem Komfort.
Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.
Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.
Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Chur
Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Flims
Park-Hotel Waldhaus. Das führende Haus am Platze.

Locarno
Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.
Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.
Hotel Regina. Schönste Lage, direkt am See.

Lugano
Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.
Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

St. Moritz
Hotel Calonder. Schöne Lage, mäßige Preise.
Kurhaus Chantarella. Das vorn. Kurh. im Hochgeb., Sonne, Ruhe.
Hotel Engadiner Hof. Erstkl. Familienhaus, mäßige Preise.
Hotel Schweizerhof. Erstklass., altbekanntes Familienhaus.

Pontresina
Rosatsch-Hotel. Modern eingerichtetes Haus.
Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich
Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitl. Einricht. Zimmer v. 6 M. an.
Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.
Frau Mahler's Familienpension. Erstrangig, all. Komfort.
Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia
Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.
Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.
Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.
Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.
Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.
Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen
Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.
Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.
Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran
Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.
Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.
Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.
Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelp. des Meraner Kurlebens.
Hotel Tschoner. Bestbek. Haus im eig. Park, ruh. u. staubfr. Lage.
Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel
Hotel Continental, am Meer. fließ. Wasser usw. Deutsch.
Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.
Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.
Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.
Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Riva
Hotel Bologne. Prachtvolle zentrale Lage am See, mäßige Preise.
Lido-Palace-Hotel, dir. a. See, mod. Komfort, eig. Seebäderanst.

Rom
Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.
Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Seis a. Schlern (Prov. Boz.)
Hotel Salegg. Gutbürgerl. Haus, Bäder, 4 Plätze, Lawn tennis.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.
Hotel Eden. Einziges deutsches Familienhotel, fließendes Wasser.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina
Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem
Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

FRÜHLING IM WELTKURBAD

WIESBADEN

Maifestwoche vom 6. bis 13. Mai.
Ausstellung „Das Deutsche Porzellan Wiesbaden 1928" vom 5. Mai bis 10. Juni.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Heilt Gicht und Rheuma,
Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane / Golf, Tennis, Tontaubenschießen, Autoausflüge, Rheindampferfahrten / Brunnen- und Pastillenversand / **Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen.** Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das **Städtische Verkehrsamt** und die Reisebüros.



HOTEL CAMPBELL
45-47, AVENUE FRIEDLAND AM PLACE DE L'ETOILE
EIN GUTES HOTEL ZU BÜRGERLICHEN PREISEN

BRASSERIE UNIVERSELLE
mit den bekannten feinen
HORS D'OEUVRES!
Die gute Küche — Der gute Keller
PARIS, 31, Avenue de l'Opéra.



GRAND HOTEL DE FRANCE PARIS, 1. Cité d'Antin und 57. Rue Province, im Zentrum. Komfort. — Mässige Preise.

ROTISSERIE DU CARDINAL
1 Boulevard des Italiens 1
PARIS
Im Stadtinnern bei der Börse
VORZÜGLICHE KÜCHE!
DIE BESTEN DELIKATESSEN!
WIENER MEHLSPEISEN!
ZUCKERBÄCKEREIEN!
GUTES BIER!
GUTE WEINE!
GEPFLEGTER KELLER!
DEUTSCHES PERSONAL!
DEUTSCHE ZEITUNGEN!
DEUTSCHER TREFFPUNKT!

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2
Ein Luxushotel
mit moderierten Preisen.
Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 12.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 12.—

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4333. 170. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 8 Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 2.— Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. März 1928.

Der Nürnberger Dürer-Gedenktaler aus der altberühmten Münzprägeanstalt L. Chr. Lauer in Nürnberg mit Zweigniederlassung in Berlin SW 68 zeigt das lebensvolle, herrlich markierte Profil Dürers nach dem charakteristischen Bilde eines Zeitgenossen, auf der Rückseite Dürers Wappen nach der von ihm selbst geschaffenen Zeichnung. Vgl. die bezügliche Anzeige auf Seite 458 vorliegender Nummer.

Allgemeine Notizen.

Zur Errichtung einer Albrecht-Dürer-Stiftung für Unterstützung deutscher Künstler haben sich aus Anlaß der bevorstehenden Dürer-Feier die Stadt Nürnberg, das bayerische Kultusministerium und das Reichsministerium des Innern entschlossen. Die Stiftung soll ihren Sitz naturgemäß in Nürnberg erhalten und von einem Kuratorium, dem auch Künstler angehören, verwaltet werden. Zur Stärkung des Stiftungskapitals will man auch allgemeine Sammlungen und eine Lotterie veranstalten, für welche die Erteilung der Spielerlaubnis bevorsteht.

Die „Stollwerck-Post" der Gebr. Stollwerck A.-G. in Köln bietet auch in ihrem reichhaltigen Februarheft anmutigen Unterhaltungsstoff in Bild und Wort.

Das Wiesbadener Automobil-Turnier 1928 verbunden mit der Bergprüfungsfahrt „Hohe Wurzel" und der Geschwindigkeitsprüfung „Rund um den Neroberg" findet vom 12. bis zum 17. Mai d. J. statt. Es werden nur Kraftwagen zugelassen. Jeder Inhaber der Internationalen Bewerber- oder Fahrerlizenz eines anerkannten nationalen Automobil-Klubs ist berechtigt, an diesen Wettbewerben teilzunehmen. Etwaige Anfragen an die Geschäftsstelle des Organisations-Ausschusses des Wiesbadener Automobil-Turniers, Wiesbaden, Sonnenbergerstr. 27 zu richten.

Die „Saalfelder Heilquellen", Deutschlands Phosphor-Arsen-Eisen-Sulfatquellen, die einzigen ihrer Art in der Welt, haben in ihrer medizinischen Bedeutung noch nicht allenthalben den ihnen unzweifelhaft gebührenden Platz in der Reihe der zuverlässig wirkenden Mittel bei Blut-, Knochen-, Nerven-, Frauen- und Stoffwechselkrankheiten gefunden. Und doch sind die Erfolge mit dieser natürlichen Medizin bei den erwähnten Krankheiten in Kliniken, Krankenhäusern und bei praktischen Ärzten als ganz hervorragende erwiesen. Zu erhalten sind die unter ständiger ärztlicher Kontrolle verfüllten „Saalfelder Heilquellen" in Apotheken und Drogerien, auch von der A. Mützelburgschen Heilquellenverwaltung in Saalfeld (Saale), von der auf Wunsch der bezügliche Spezialprospekt zu haben ist.

Wildbad im Schwarzwald, die von der Natur so begünstigte Kur- und Badestadt, hat sich in jeder Beziehung noch weiter erheblich verschönert, und es kann mit besonderer Genugtuung berichtet werden, daß vom 1. April d. J. ab auf die vor dem 16. Mai und nach dem 15. September genommenen Thermalbäder eine beträchtliche Preis-

ermäßigung gewährt wird. Es ist zu hoffen, daß dieses Entgegenkommen der Staatsfinanzverwaltung einen weiteren Zustrom von Gästen in der Vor- und Nachsaison zur Folge haben wird, um so mehr als während derselben auch die meisten Hotels, Pensionen und Zimmervermieter billigere Preise berechnen. Kurtaxe wird nur in den Monaten Mai bis September erhoben.

Die X. Olympischen Spiele 1932 sind den Vereinigten Staaten von Amerika übertragen worden. Während deren Sommerteil in Los Angeles zum Austrag gelangen soll, wird für den Wintersport wahrscheinlich das nordwestlich von Neuyork gelegene Gebiet von Adirondack gewählt werden. Die Teilnahme der Bevölkerung am Wintersport dieses Gebiets sei ungeheuer; bei Eislaufveranstaltungen seien oft mehr als 50000 Zuschauer anwesend. Der Skilauf habe sich stark entwickelt, für Skilang und -sprunglauf seien alle Möglichkeiten vorhanden. Nur Bob- und Skeletonfahren seien vorläufig noch in der Entwicklung zurückgeblieben, hätten aber jetzt einen erfahrenen Ingenieur, der überall in Europa, wo es mustergültige Bob-, Skeleton-Bahnen und Sprungschanzen gäbe, umfassende Studien anstelle.

Die Sachsenlotterie. Wenn man von der Tatsache ausgeht, daß die von den Spielern einer Klassenlotterie eingezahlten Losbeträge in Gestalt von Gewinnen ausnahmslos wieder in die Hände der Gewinner zurückfließen, so muß mit der Höhe des Lospreises folgerichtig auch der Gewinnanteil für den Spieler steigen; der niedrigste, sogenannte Einsatzgewinn entspricht also immer der Höhe des eingezahlten Geldes. Daher ist es kein Nachteil für die Spieler, wenn die Sächsische Landeslotterie, als erste unter den Klassenlotterien, dazu übergegangen ist, ihren Lospreis um ein geringes zu erhöhen. Sie kommt damit schrittweise auf den Vorkriegsstand zu und zum anderen den Wünschen der Spieler entgegen, die die Gewinne erhöht und vermehrt wissen wollen. Es tritt dies in der bevorstehenden neuen Lotterie ganz augenfällig in Erscheinung, da z. B. die Aussicht auf einen Gewinn von 1000 bis zu 500000 Reichsmark (im Vergleich zur vorigen Lotterie) mehr als verdoppelt werden konnte. Welche Aussichten eröffnen sich damit erneut den Teilnehmern der Sächsischen Landes-Lotterie, die von jeher schon wegen ihrer nur kleinen Losezahl, im Verhältnis zu der Menge und Höhe der Gewinne, als eine sehr günstige Klassenlotterie geschätzt wurde.



Flügel und Pianinos
Ausgezeichnet mit nur ersten Weltausstellungspreisen
Julius Blüthner, Leipzig

Der Kinder Glück ist Gesundheit, Erziehung, Bildung. — Erfahrung, Sorgfalt, höchste Vollendung individuell. Methoden begründen internat. Vertrauen u. unsere Erfolge. Es lohnt sich kostenlos Prospekte zu verlangen. **Voralpines Knabeninstitut Montana, Zugerberg (1000 m) Schweiz.**

OSTERN
DAS FEST DER GESCHENKE
TRAGE SCHMUCK
DU GEWINNST!

Der Schulbericht 1927/28 des **Pädagogium Neuenheim-Heidelberg,** Weberstraße 4, teilt mit, daß in der Osterprüfung fünfzehn und in der Herbstprüfung vier seiner Oberprimaner die Abiturienten-prüfung bestanden haben. Die bestens empfohlene Anstalt hat kleine Gymnasial- und Real-Klassen von Sexta bis Reife-prüfung und modern bewährte Einrichtungen (Sport, Rudern, Garten- und Landwirtschaft, Familienheime ohne Schlafsäle).



JNSTITUTE UND PENSIONATE in der Schweiz.

CRESSIER bei Neuchâtel
Töchterpensionat „Les Cyclamens"
Gründl. erstkl. Ausb. in Französisch. Hausw. Abt. Herrl. Lage. Mod. Komfort. Jll. Prospekt. Referenzen. Dir. Frl. O. Blanc.

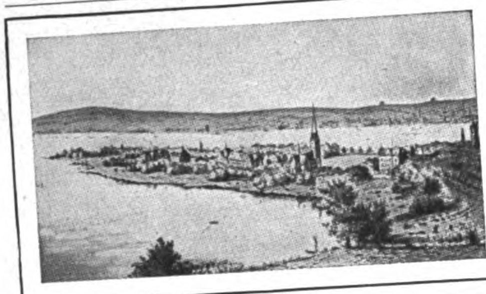
ESTAVAYER (Neuenburger See)
Töchterpensionat (evang.) **Frau Pfarrer Monnerat**
Luftkur (Seebäder). Schöner Landaufenthalt. Erstklass. Unterricht. Zahlreiche Referenzen. Prospekte. Mäßige Preise.

LAUSANNE „L'ARCADIE"
Töchterpensionat.
Gründliches Studium, Sprachen, Künste, Hauswirtschaft, Sport. Großer Garten. Beste Referenzen. Mmes. Petter et Inman.

LAUSANNE „MON-GRE"
19, Boulevard de Grancy.
Katholisches Töchterpensionat
Melles. Rossier & Mayer.

LOCARNO (Lago Maggiore / Schweiz)
Töchter-Institut „CASTELLO BIANCO"
Idealer Erholungs- und Studienaufenthalt für junge Mädchen. Prospekte. *Umgangssprache Französisch.*

UNTERÄGERI Voralp. **Kinderkurhaus** mit Schule (am See) 750 m ü. M. **Dr. T. Weber-Biehly.** Für erholungsbedürftige u. Ferienkinder von 3—14 Jahren. Arztl. Aufsicht. Liegekuren, Sonnen- u. Luftbäd. Prosp. Frau Wwe. M. Weber-Biehly.



Ausbildung für Töchter.
Evangelische Schulgemeinde
(Hoffbauer-Stiftung) **Potsdam-Hermannswerder 63.**
Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univers.-Reife). Einjähr. Frauenschule mit Säuglingsheim und Kindergarten. Zweijähriger Lehrgang für Hauswirtschaft und Handarbeit.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Straße.
Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.*



Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden - Löbtau 2.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



Evangelisches Pädagogium
Godesberg-Rhein u. Herchen-Sieg (Landschulheim)
Realgymnasium u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung an der Anstalt. (Keine Presse). Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. Otto Kühne, Godesberg 7 (Rhein).

WEBER

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leser-publikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die
LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG
aufzuweisen hat.



Eickes selbsttätige Kaffeemaschine
mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.
Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine bekannt, weil sie sehr **bequem,** das Kaffeemehl aufs **höchste** ausnutzt und deshalb viel Kaffee **erspart.** Nur **„echt",** wenn der Kessel den Stempel H. Eicke, Berlin, trägt.
H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39, Abt. I.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Jllustriertes Programm kostenlos

TECHNIKUM STRELITZ·MECKL.
Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Mit den Büchern wächst der Schrank



UNIONZEISS-BÜCHERSCHRÄNKE
halten mit dem Wachstum der Bücherei Schritt und sind eine mustergültige Lösung aller Fragen, die mit der Aufbewahrung einer Bücherei zusammenhängen
Verlangen Sie Katalog Nr. 377
UNION **HEINRICH ZEISS (UNIONZEISS) FRANKFURT A. M.** UNION
Muster-Ausstellung: Berlin SW 48 / München / Saarbrücken

Leitz
PRISMEN FERNGLÄSER



ERNST LEITZ
OPTISCHE WERKE WETZLAR
Fordern Sie kostenlos Liste Nr. 5506.
Bezug der Gläser durch alle regulären opt. Handlungen

PHOTO-AMATEURE!
Welche Freude
bei Verwendung von
SIDI GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Papiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier



Die Marken des Kenners!

LEIBNIZ-KEKS UND

PANGANI-GEBÄCK
DUVE-KEKS
BUNTE WAFFELN
NI•O•NE KEKS
OTHELLO
MARSCHNER-KEKS
NOCH EINE WAFFEL
KÄSE-WAFFELN
APFELSINEN SCHNITTE
IN TET PACKUNG

VON

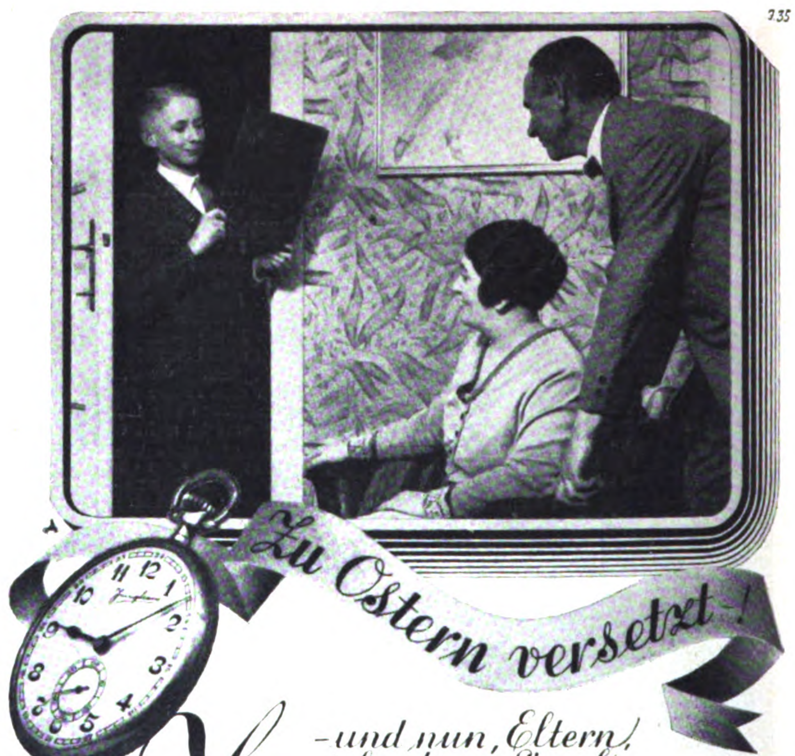
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER

Die schönste Osterfreude!



Ostern sollen Sorglosigkeit und Frohsinn in Ihrem Kreise walten. Sie selbst können die Festesfreude erhöhen, wenn Sie Ihrem Ostergruss eine sinnige Aufmerksamkeit beifügen. Die schönste Überraschung ist

STOLLWERCK GOLD



– und nun, Eltern, schenken Sie als Belohnung die

Junghans

die Sekundengenaue

Sie ist die gute deutsche Taschenuhr, die in jeder Preislage durch ihre Güte überrascht

Junghans Taschenuhren sind in jeder Preislage in allen guten Uhrenfachgeschäften erhältlich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ALBRECHT DÜRER:
BILDNIS EINES JUNGEN MÄDCHENS

(ORIGINAL IM BESITZ DES FREIHERRN SPECK v. STERNBURG IN LÜTZSCHENA BEI LEIPZIG)

Albrecht Dürer der Deutsche,

VON PROF. DR. AUGUST GRISEBACH

Als vor hundert Jahren Deutschland zum erstenmal eine Säkularfeier zu Ehren
Dürers veranstaltete und in Nürnberg der Grundstein zu seinem Denkmal
gelegt wurde, dem ersten, das die Nation einem Künstler errichtete, da emp-
fand man in Dürer den reinsten Ausdruck deutschen Mittelalters. Die damals
von den Romantikern schwärmerisch geahnte Bedeutung des Mannes ist seitdem
klarer ins Bewußtsein getreten. Sein Werk liegt heute ausgebreitet vor unseren
Augen, wir sehen den Menschen und seine Leistung schärfer, deutlicher die
Zeit, in der ihm zu wirken bestimmt war. Und doch — so nahe wir ihn nun
zu kennen glauben, so gewaltig nach Umfang und Gehalt seine Erscheinung im
letzten Jahrhundert ins Licht trat — die Tiefe und der Reichtum dieses Genius
haben zur Folge, daß das Urteil über sein Werk noch heute auseinandergeht.
Man klagt darüber — und solche Klagen sind mit der expressionistischen
Welle an die Oberfläche getreten — daß Dürer durch die Berührung mit Italien
aus der Bahn geworfen sei, sein Werk habe durch die Aufnahme des Fremd-
ländischen die unbefangene Natürlichkeit eingebüßt. Wer eine Tragik in Dürers
Schaffen wittert, ist in einer vorgefaßten Meinung verstrickt, der verkennt die
Lage der Zeit, in die Dürer hineinwuchs. Es ist müßig, zu spekulieren, ob aus
der nordischen Spätgotik ohne Italien ein Neues sich hätte entfalten können.
Daß Italien damals allen geistigen Menschen des Nordens, nicht nur den deut-
schen Künstlern, etwas zu geben hatte, spricht für die geschichtliche Notwendig-
keit dieser Wendung zum Süden. Diese Wendung bedeutet kein Zeugnis der
Armut, vielmehr ein Emporsteigen neuer schöpferischer Kräfte, die sich des
Fremden bedienen, um das eigene Ideal zu verwirklichen. Man könnte mit
gleichem Recht darüber klagen, daß „Hermann und Dorothea" in Hexametern
geschrieben ist, oder daß die „Iphigenie" durch das Erlebnis des Südens zur
Reife kam. Auch Dürer durfte — darin Goethe vergleichbar — ein großer
Aufnehmender sein, weil er von sich aus viel zu geben hatte.
Denn so sehr Dürer sich der Kunst und Wissenschaft der Welschen verpflichtet
fühlte, er blieb im Grunde seines künstlerischen und menschlichen Empfindens
ein Deutscher bis zuletzt. Wenn er sich in Venedig auf der Tafel des Rosen-
kranzbildes als „Durerus Germanus" bezeichnet hat, so bekannte er sich damit
stolz zu seiner Nation. Aber es hätte solcher Inschrift weder hier noch in anderen
Fällen bedurft, um sein Werk als ein deutsches zu legitimieren. Das gilt auch von
den beruhigtesten und ausgeglichensten Schöpfungen seines Alters, auch hinter
ihnen steht über alle Wandlungen hinweg noch derselbe Mann, der in seiner Jugend
die „Apokalypse" und die „Große Passion" dargestellt hat. Trotzdem ist es ein
Irrtum, wenn sein neuester Biograph behauptet: „Dürer wäre auch ohne die Be-
rührung mit italienischer Kunst zu dem geworden, was er schließlich war." —
In Grünewald offenbart sich noch einmal die deutsche Spätgotik in einer
letzten wundervollen Apotheose. Dürer aber ward zum Repräsentanten einer
neuen Zeit. Denn so
einzigartig auch seine
Kunst gewesen ist, er
stand nicht abseits,
war kein Sonderling.
Ja, es will scheinen,
als wäre es ihm be-
wußt darum zu tun
gewesen, für sein Teil
alles daranzusetzen,
um der deutschen
Kunst eine neue
Grundlage zu geben.
Aus zünftiger Enge
ist er ins Freie und
Weite einer bis dahin
in Deutschland unbe-
kannten künstleri-
schen und geistigen
Selbständigkeit her-
ausgetreten. Im Ge-
gensatz zu seinen Vor-
gängern hat er einen
wesentlichen Teil sei-
ner Aufgaben sich
selber gestellt. Aus
einem im Norden da-
mals neuen Drang
nach Universalität hat
er das, was seine Zeit
an Wissenschaft und
Bildung ihm entgegen-
brachte, in sich auf-
zunehmen getrachtet.
„Die Begierde, viel
zu wissen", die, nach
seines Freundes Pirck-
heimer Worten, den
Menschen gegen die
Ersättigung und Ver-
drießlichkeit des Ge-
müts feit, verbindet
sich in Dürer mit dem
schöpferischen Trieb
des Gestaltens. So
begreift sich in seinem
Werk das Neben-
einander von Phan-
tasie und Kunstver-
stand, von theoreti-
scher Bemühung um
eine allgemeingültige
Idealität und liebe-
voller Versenkung in
die charakteristische
Schönheit eines Ra-
senstücks, die Be-
schäftigung mit Ma-
thematik, mit Fe-
stungs- und Städte-
bau neben der Verkör-
perung eines neuen

Christusbildes und der Männer vom Schlage seiner Apostel. Wenn Dürer auch
im Ausmaße seiner Erkenntnisse und seiner schöpferischen Ideen nicht an
Leonardo heranreicht, so taucht doch unter allen Künstlern dieses und der
folgenden Jahrhunderte nur bei Dürer die Erinnerung auf an Leonardo, jene
singuläre Größe der italienischen Renaissance. —
Dürer fühlte sich als Künstler angezogen von der italienischen Schönheit,
die ihm gleichbedeutend war mit der antiken — aber nicht nur als Augen-
mensch. Denn für ihn steckte in der Vergegenwärtigung einer von subjektiven
Wallungen freien „Haltung" ein sittliches Element. Je mehr sich Dürer zu männ-
licher Reife entwickelte, um so klarer erfüllte ihn die Vorstellung von dem ob-
jektiven Menschen als einem Bildungsideal. Das Zufällige und Individuelle tritt für
ihn als sittlicher Wert zurück hinter dem Dauernden und Allgemeinmenschlichen.
So fest er zeitlebens dem mütterlichen Boden verwurzelt blieb, es steckt etwas
in ihm vom „guten Europäer". Auch das gehört zu seinem Deutschtum. Das Beste
verdankt er dem Vaterlande. Aber die Entfaltung dieser Persönlichkeit ist der-
art, daß ihre Kunst über die heimatlichen Mauern hinaus Geltung gewann. Dürers
Name genießt — fast als einziger und gewiß mehr als der irgendeines andern
deutschen Künstlers — bei den fremden Nationen Ruhm und Ansehen. —
Dürer würde nicht als ein Lebendiger wirken, wenn nur kunstgeschichtliche
Bildung ihm nahekäme. Was er an Kupferstichen, Holzschnitten, Gemälden
und Zeichnungen uns geschenkt hat, das bestrickt das am Gegenständlichen haf-
tende Auge durch die Fülle der Gesichte: Heiliges und Profanes, Landschaft
und Binnenraum, Kostümfiguren und Akte, Vorlagen für Goldschmiede und Ver-
sinnbildlichung von Begriffen, Fabelwesen und Charakterköpfe, Bildnisse von
Zeitgenossen und seltenen Tieren, Sonderfälle und Idealgestalten — eine Weite
des Stoffgebiets, wie sie bis dahin kein Künstler des Nordens gegeben hatte.
Und welchen Reichtum der Stimmung umfaßt dieses Werk! Der erschütternde
Ernst der Passion und die heitere Anmut der Marien, die Phantastik apokalyp-
tischer Gesichte und die sichere Gegenwart bedeutender Männer. In seinem
Bereich findet der Überschwang der Jugend Nahrung ebenso wie das nachdenk-
liche Alter, der Verstand des Mannes ebenso wie das Gefühl der Frau.
Dem für künstlerische Form Empfänglichen aber ist nicht weniger erstaun-
lich ein Drittes: Unter den vielen hundert Dürerschen Arbeiten hat kaum eine
den Charakter des Beiläufigen. Aus jeder Studie spricht ehrfürchtige Hingabe,
ein Trachten nach letzter Sauberkeit und Endgültigkeit der Gestaltung. Jeder
Linienzug offenbart den Einsatz der vollen Kraft, das unablässige Bemühen, dem
jeweiligen Problem bis auf den Grund zu gehen.
Mit deutscher Gründlichkeit, Menzelschem Fleiß und einer Selbstkritik, die —
wie ein Zeitgenosse meint — oft bis zur Ungerechtigkeit ging, hat Dürer Schritt
für Schritt sich seinen Weg erobert. Die Gaben, die ihm Gott verliehen hatte,
wurden ihm zur Auf-
gabe. Um ihre Lösung
hat er gerungen mit
dem strengen Ernst
christlicher Gläubig-
keit, in deren frommer
Zucht er aufgewachsen
war, zugleich mit dem
Ernst des der eigenen
Verantwortung be-
wußten Menschen,
der mit Humanismus
und Reformation im
neuen Jahrhundert
sich bildete. Nicht zu-
letzt rührt das Dring-
liche seines künstleri-
schen Ausdrucks da-
her, daß Dürer im Tief-
sten bewegt war von
den religiösen Nöten
der Zeit — die Klage
im niederländischen
Tagebuch über Lu-
thers vermeintliche
Gefangennahme und
die Inschriften auf den
Münchener Apostel-
bildern geben ergrei-
fende Kunde hiervon.
Das Ethos der Dü-
rerschen Persönlich-
keit verleiht seinen
künstlerischen Wer-
ken Gewalt. Ihm ver-
danken sie ihre er-
zieherische Kraft. So
wird Dürer für den,
der seine Schöpfungen
zu verstehen vermag,
ein Erzieher zur Qua-
lität jeglicher Arbeit.
Wenn Deutschland
in diesem Jahre die
400. Wiederkehr sei-
nes Todestages zum
Anlaß nimmt, ihn
öffentlich zu feiern,
so wird das für viele
— wie das bei „Jubi-
läen" zu sein pflegt
— nur eine vorüber-
gehende Angelegen-
heit sein. Wessen
Auge sich aber ein-
mal dem Meisterlichen
dieser Kunst und der
großen Gesinnung
ihres Schöpfers wirk-
lich geöffnet hat, der
kommt nicht wieder
von ihm los.



Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit. (An der Schrifttafel rechts unten hat sich Dürer selbst dargestellt.)
Gemälde (1511) im Kunsthistorischen Museum in Wien. (Phot. Kunstverlag Wolfrum. Wien.)



Britisches Museum, London.



Louvre, Paris.

KOLORIERTE FEDERZEICHNUNGEN ALBRECHT DÜRERS

LINKS: MARKUS RETTET DURCH DIE HILFE DES HEILIGEN BENEDIKT DEN PLACIDUS — RECHTS: BENEDIKTS WUNDER MIT DER SENSE



DIE HEIMSUCHUNG: BESUCH DER MARIA BEI ELISABETH, DER MUTTER JOHANNIS DES TÄUFERS (MARIENLEBEN)



DIE KREUZTRAGUNG (GROSSE PASSION)



DIE MESSE DES HEILIGEN GREGOR, 1511



NEBENSTEHEND:
DIE BERUFUNG DES JOHANNES (APOKALYPSE)

AUS ALBRECHT DÜRERS HOLZSCHNITTFOLGEN

Dürer und seine Vaterstadt.

VON DR. THEODOR HAMPE

Wenn die Welt in diesem Frühjahr bei der Wiederkehr von Albrecht Dürers vierhundertstem Todestag das Andenken des Meisters feiert, so tut sie es gewiß nicht in erster Linie wegen der nahen Beziehungen, die den Künstler sein Leben. lang mit seiner Vaterstadt Nürnberg oder mit dem Heimatboden, der fränkischen Erde, verknüpft haben. Die hohe, durch die Jahrhunderte hindurch nur geringen Schwankungen unterlegene Wertung seiner Kunst wie seiner Persönlichkeit beruht ohne Zweifel mehr und zuallererst auf der Steigerung ins Große, ins Allgemeinmenschliche, die Dürer in unablässigem, heißem Ringen seinem Leben wie seinem Schaffen zu geben verstanden hat.

Aber diese fast beispiellose Entwicklung, die ihn aus der Enge und Gebundenheit des gotischen Mittelalters mit seinen Ängsten und Weltuntergangs - Ideen zu den lichten Ausblicken und der Weltweite der Renaissance führte, würde doch des sicheren Untergrundes entbehrt und die Gefahr der Verflachung in sich getragen haben, wenn sie nicht gleichzeitig und stetig aus der Liebe zur Heimat, aus der Andacht zum Kleinen ihre beste Kraft gewonnen hätte. Es verlohnt sich daher, dem Verhältnis Albrecht Dürers zu seiner Vaterstadt besonders nachzugehen.



Nürnberg, von der Westseite aus aufgenommen. Aquarell von Albrecht Dürer in der Kunsthalle in Bremen.

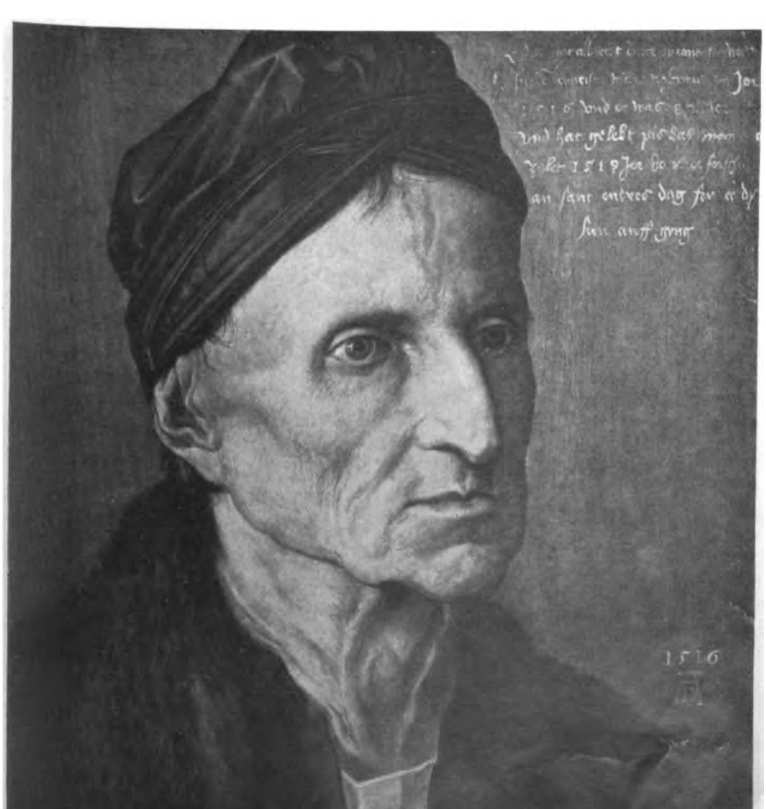


Die Drahtziehmühle. Aquarell von Dürer im Kupferstichkabinett in Berlin.

Das auf strengem Gerechtigkeitssinn gegründete, Zucht, Ordnung und Schutz verbürgende patrizische Regiment der seit dem 14. Jahrhundert blühenden und mächtigen Reichsstadt wird vielleicht schon für des Künstlers Vater, den Goldschmied Albrecht Dürer, einer der Hauptbeweggründe gewesen sein, sich nach langjähriger Wanderschaft ebenhier, in der betriebsamen Pegnitzstadt, dauernd niederzulassen. Und das durch solch treffliche Organisation verbürgte Gefühl der Sicherheit ist gewiß auch für den Sohn ein gewichtiger Faktor in seiner ganzen Lebensführung und selbst bei den vorteilhaftesten und ehrendsten Anerbieten von auswärts in seiner Entscheidung für Nürnberg geworden und geblieben.

Wir wissen von derlei Versprechungen und Berufungen namentlich aus einer Eingabe Dürers an den reichsstädtischen Rat vom Jahre 1524, in der er bittet, ihm tausend Gulden jährlich mit fünf vom Hundert verzinsen zu wollen, ein Ansuchen, dem der Rat dann auch alsbald willfahrte. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Dürer, daß ihn die Signorie von Venedig schon 1505, also auf seiner zweiten Italienreise, dort zu halten gesucht und ihm dafür „alle Jahr zweihundert Dukaten Provision“ in Aussicht gestellt habe. Ebenso hätte ihm zu Beginn der zwanziger Jahre, da er in den Niederlanden gewesen, der Rat der Stadt Antwerpen eine jährliche Besoldung von 300 Philippsgulden geboten, ihm auch ein „wohlerbautes Haus“ zu freier Verfügung stellen wollen und sich dazu, wie übrigens seinerzeit auch die Venezianer, noch bereit erklärt, alles, was er etwa im Auftrage der Stadt machen werde, besonders zu bezahlen. „Dies alles aber habe ich“, heißt es dann weiter, „aus sonderlicher Lieb' und Neigung, so ich zu Euer ehrbaren Weisheit und auch zu dieser ehrbaren Stadt als meinem Vaterland getragen, abgelehnt und lieber erwählt, bei Euer Weisheit in einem ziemlichen Wesen (d. h. in mittleren Verhältnissen) zu leben als an anderen Orten reich und groß gehalten zu werden.“

Kein Zweifel also, daß auch die wahre und echte Heimatsliebe, ja, die Hingabe an die ihm von Jugend auf vertraute Natur des Landes zu solchen Entschlüssen ganz wesentlich mitgewirkt haben.

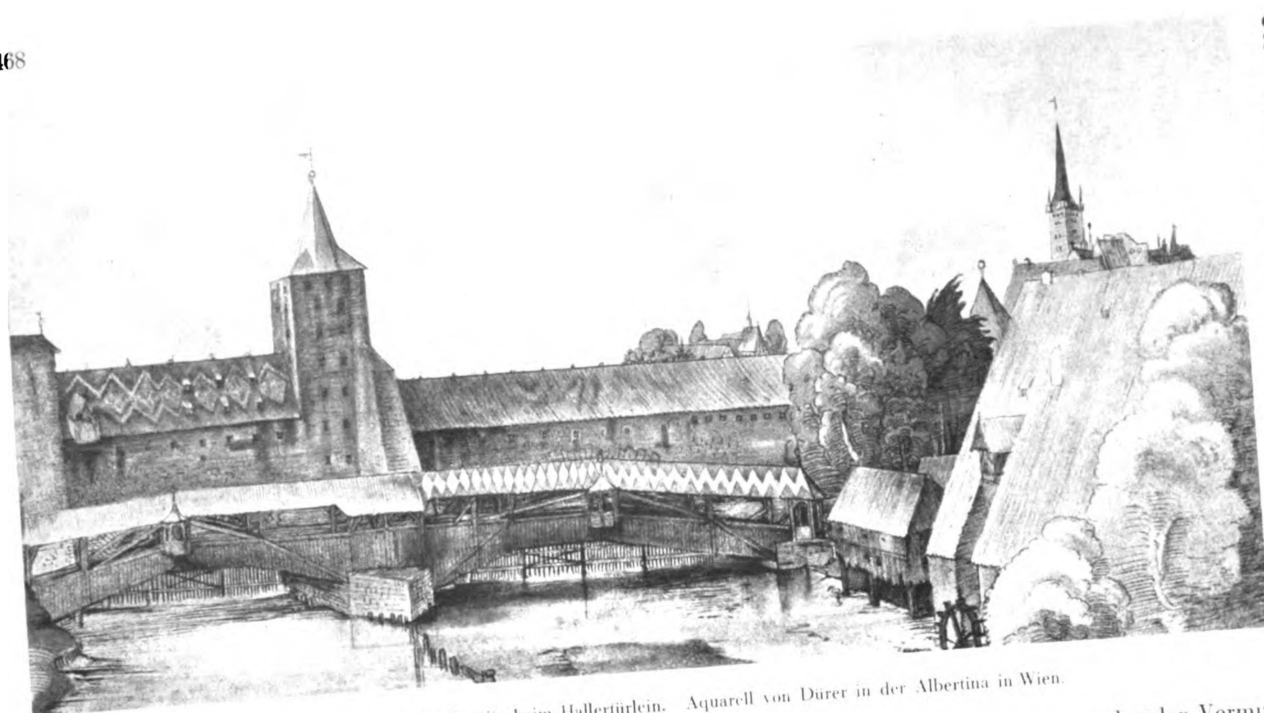


Michael Wolgemut. Gemälde von Dürer (1516) im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Fr. Hanfstaengl, München.)



Albrecht Dürers Vater. Gemälde von Dürer (1490) in den Uffizien in Florenz. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

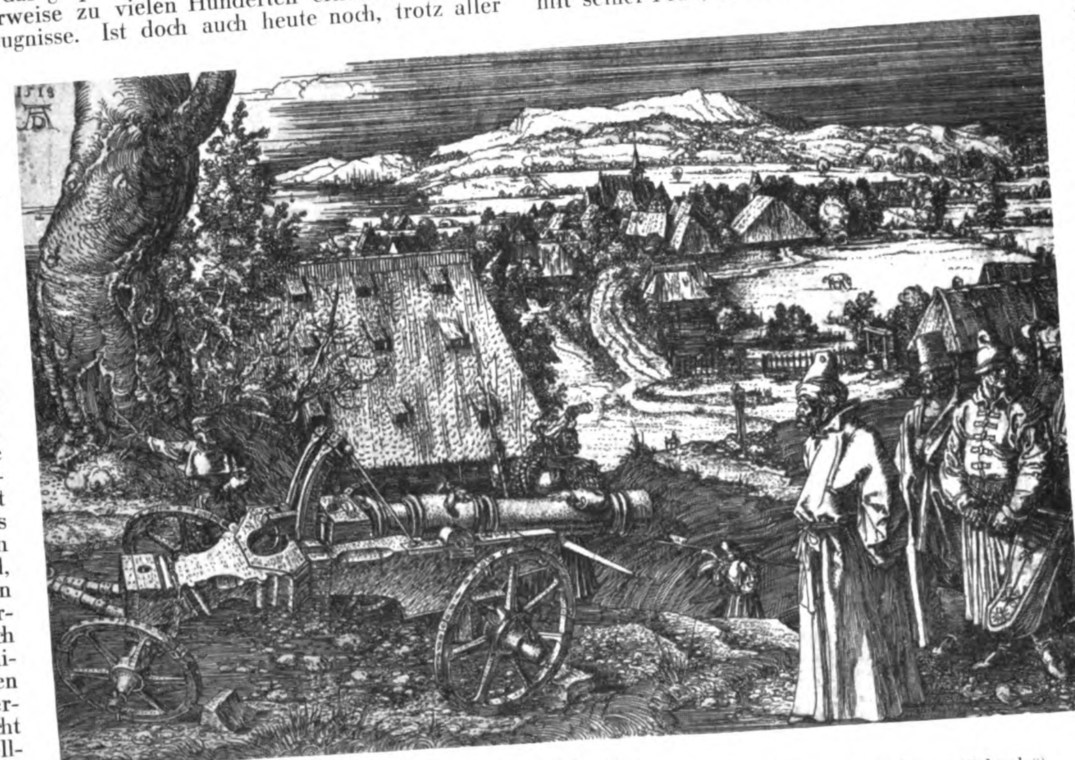
Nr. 4333



Der Trockensteg über die Pegnitz beim Hallertürlein. Aquarell von Dürer in der Albertina in Wien.

Und für beides bietet ja auch das graphische Werk des Meisters, bieten insbesondere seine uns glücklicherweise zu vielen Hunderten erhaltenen Handzeichnungen die beredtesten Zeugnisse. Ist doch auch heute noch, trotz aller nivellierenden Einflüsse eines immer mehr nach außen lebenden Zeitalters, namentlich der geschichtlich interessierte Nürnberger ein leidenschaftlicher Verehrer seiner von dem Schimmer einer unvergleichlich großen alten Kultur so wundersam umkleideten Vaterstadt und selbst ihrer Umgebung, zumal des Reichswaldes, in dem man — ich darf hier wohl eine mündliche Äußerung des Worpsweder Malers Mackensen zitieren — „wahre Wunder der Schönheit erleben" kann.

Eigentliche Stadtprospekte besitzen wir zwar bedauerlicherweise von Dürer nicht eben viele. Wie manches mag ja auch, da er doch offenbar, wo er ging und stand, seinen Stift walten ließ, von solchen Handzeichnungen verlorengegangen sein oder noch unerkannt in mehr oder weniger entlegenen Sammlungen schlummern! Immerhin vermittelt uns seine Stadtansicht von Westen, eine Aquarellmalerei, jetzt in der Bremer Kunsthalle, einen deutlichen Begriff von dem damaligen Zustand zwischen Spittlertor und Mohrentor und erfaßt die alte Stadtbefestigung mit der sich im Hintergrund auftürmenden Burg an dem noch heute malerischsten, fast märchenhaft wirkenden Punkte. Zum Zuge der Stadtmauer gehört auch der prächtige, poetisch verklärte Lindenbaum auf der Bastei, während man sich bei dem sehr präzis ausgeführten „Trockensteg", der den Ausfluß der Pegnitz an jener Stelle überbrückte, wo sich seit 1824 einer der frühesten deutschen Kettenstege befindet, und ebenso bei der Gegend in der Nähe der „St. Johannis Kirchen" (so lautet die Bezeichnung von Dürers Hand) eher an die „Neue Sachlichkeit" modernsten Datums gemahnt fühlt. Eine unerschöpfliche dichterische Phantasie geht eben überall mit einer verstandesklaren Eindringlichkeit und Beobachtungsgabe Hand in Hand oder durchdringt sich mit ihnen.



Die große Kanone.
Dürersche Eisenradierung (1518) mit dem Dorfe Kirchehrenbach und der dahinterliegenden Ehrenbürg („Walperle").

Etwas weiter von der Stadt führen uns die mit Feder und Tusche ausgeführten Ansichten der Groß- und Kleinweidenmühle, wozu auch wohl die von Dürer „trotzich müll" (d. h. Drahtziehmühle) überschriebene Deckfarbenmalerei im Berliner Kupferstichkabinett zu rechnen ist, sowie das „Weiherhaus", das einen jener einfachen, einst von Wasser umgebenen Herrensitze in Fachwerkbau darstellt, die sich bis auf den heutigen Tag in Nürnbergs Umgebung verschiedentlich erhalten haben. Es erscheint ähnlich wie auf dieser Zeichnung z. B. auch auf des Künstlers bekanntem Kupferstich der „Maria mit der Meerkatze" als Hintergrundstaffage.

Den noch heute fast wildromantisch anmutenden Buntsandstein-Felsformationen am Schmausenbuck, diesem von jeher so beliebten Vergnügungsort der Nürnberger, übrigens der am frühesten bezeugte derartige Erholungspunkt in Deutschland, sind offenbar mehrere Felsstudien entlehnt, wie denn der farbige Stein eine besondere Anziehungskraft auf den Maler ausgeübt zu haben scheint, der Gegend beim Dutzendteich oder einem anderen Weiher im Umkreis des Reichswaldes die groß gesehene, beinahe visionär aufgefaßte und wiedergegebene Landschaftstudie „Morgendämmerung", jetzt im Britischen Museum in London.

Aus dem Gebiete der Reichsstadt, das eben zur Zeit Dürers seine größte Ausdehnung erreichte, seien ferner das Dörfchen Kalchreuth und das ansehnliche Kirchdorf Heroldsberg (Zeichnung in der Léon-Bonnat-Sammlung zu Bayonne) genannt, deren damaliges Aussehen wir aus Dürerschen Arbeiten kennenlernen. Bei dem Heroldsberg wiedergebenden Blatt hat sich sogar feststellen lassen, daß es von einem der noch jetzt daselbst vorhandenen vier freiherrlich von Geuderschen Schlösser aus gezeichnet sein muß, was also auf eine nähere Bekanntschaft des Künstlers mit einem der Angehörigen dieses nürnbergischen Patriziergeschlechts, das von alters her in Heroldsberg dynastische Hoheitsrechte ausübte, schließen läßt.

Aber auch über die reichsstädtischen Grenzen hinaus müssen unseren Meister seine Ausflüge und Malerfahrten vielfältig geführt haben, wofür unter anderm das wohlhäbige Dorf Kirchehrenbach und die sagenumwobene Ehrenbürg, im Volksmunde „Walperle" genannt, im Mittel- und Hintergrunde von Dürers Eisenradierung „Die große Kanone" und die in der Ferne sichtbare Cadolzburg auf der einen Reiterzug wiedergebenden Federzeichnung von 1489 in der Kunsthalle zu Bremen Zeugnis ablegen. Der um die Aufhellung des Topographischen in Dürers Graphik so verdiente, kürzlich verstorbene Erlanger Oberbibliothekar Otto Mitius wollte dieses Blatt in Verbindung bringen mit den beiden vielumstrittenen Schloßhof-Ansichten von Dürers Hand in der Albertina-Sammlung zu Wien, die er gleichfalls auf die Cadolzburg bezog und auf die Anwesenheit Kaiser Maximilians daselbst in den Augusttagen des genannten Jahres. Nach seiner ansprechenden Vermutung hätten wir in dem die Mitte des Bildes einnehmenden älteren Ehepaar zu Pferde Dürers Lehrmeister Michael Wolgemut mit seiner Frau, in dem Paare links des Künstlers Taufpaten, den bedeutenden Nürnberger Buchdrucker Anthoni Koberger nebst Ehewirtin, in dem nur vom Rükken gesehenen jugendlichen Reiter vielleicht den Stiefsohn Wolgemuts, den Maler Wilhelm Pleydenwurff, und in dem Jüngling rechts den Zeichner selbst zu erkennen.

In der Tat weist der angebliche Wolgemut eine gewisse Ähnlichkeit mit dem fast dreißig Jahre später entstandenen berühmten Wolgemut-Bildnis von Dürer im Germanischen Museum zu Nürnberg auf; und wie seinen alten Lehrer, hat der Künstler auch seinen hochmögenden Freund und Gönner, den erfolgreichen Politiker und hervorragenden Gelehrten Willibald Pirckheimer wiederholt porträtiert, dazu Angehörige mancher anderer angesehener Familien der Reichsstadt, der Tucher, Fürleger, Paumgartner, Ölhafen usw. Am berühmtesten sind unter diesen Bildnissen das des Hieronymus Holzschuher und das des Jakob Muffel, beide aus Dürers letzten Lebensjahren.

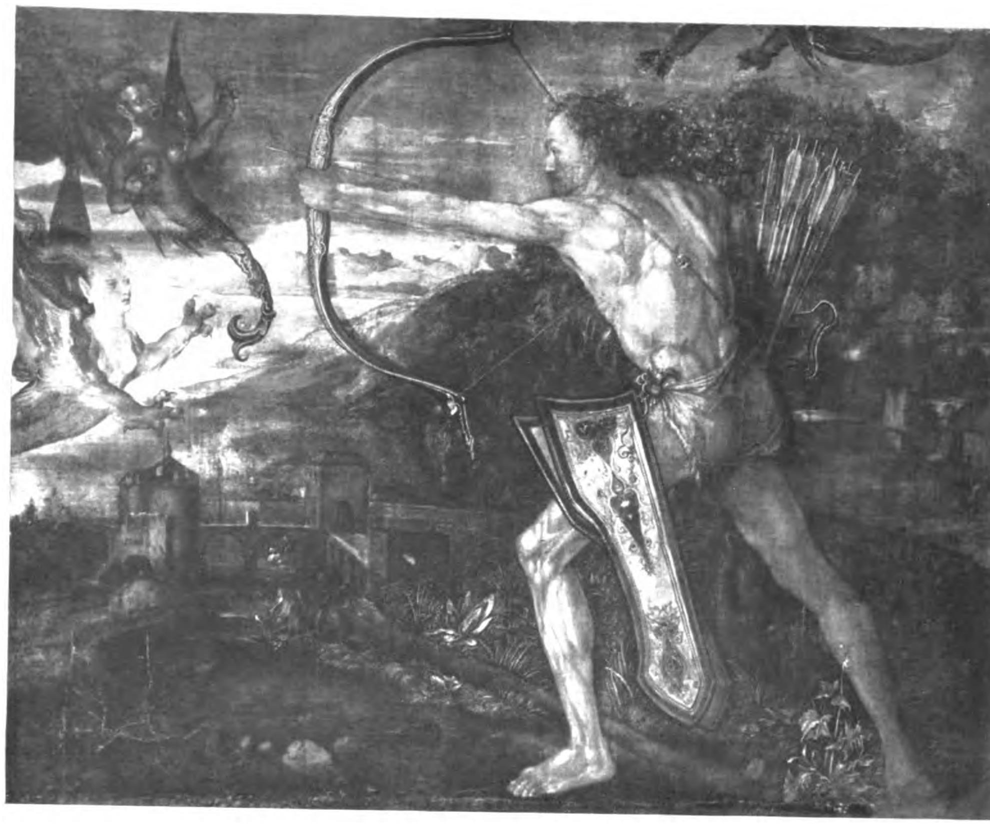
Aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, die ihm solche Aufträge zukommen ließen, galt seine hingebungsvolle Arbeit: in zahlreichen Blättern, Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, hat er, mit Liebenswürdigkeit und Treue, auch das Tun und Treiben der kleinen Leute und ihr Aussehen geschildert. Wie ungemein lebensvoll und lebenswahr wirkt der Kopf



Vor hundert Jahren: Gedenkfeier an Dürers Grab.
Radierung von Ludwig Emil Grimm im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Zwei Musikanten (Trommler und Pfeifer).
Flügel vom Jabachschen Altar (um 1500) im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.
(Mit Genehmigung des Kunstgewerbemuseums in Köln.)



Herkules im Kampf mit den Stymphalischen Vögeln.
Gemälde (1500) im Germanischen Museum in Nürnberg. (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Oswolt Krell. Bildnis aus dem Jahre 1499 in der Alten Pinakothek in München.



Der Evangelist Johannes und Petrus.
Ausschnitt aus dem Gemälde (1526) in der Alten Pinakothek in München.

Nebenstehend:
Der Jesusknabe unter den Schriftgelehrten. Gemälde (1506) in der Galerie Barberini in Rom. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



eines Bauern, in Wasser- und Deckfarben gemalt (Britisches Museum), wobei in der Tat, wie Dürer dies auch seinen Schülern vorschreibt, „die allerkleinsten Runzelein und Ertlein (d. h. Pünktchen) nit ausgelassen" sind! Und seine graphischen Blätter dieser Art: der renommierende Bauer, der Koch mit seinem Weib, die drei Bauern im Gespräch, das tanzende Bauernpaar, der Dudelsackpfeifer, der Fahnenschwenker, der Schulmeister usw., haben ja Weltberühmtheit erlangt.

Selbstverständlich fesselten unsern Meister nicht nur Natur und Menschen an die geliebte Heimat, sondern auch der wohlerworbene eigene Besitz, vor allem das stattliche Wohnhaus an der Zisselgasse (jetzt Albrecht-Dürer-Straße), das er 1509 aus dem Nachlasse des als Mathematiker und Astronom bekannten Bernhard Walther zu dem 1502 vom Vater ererbten Anwesen „unter der Vesten" (Ecke Schmiedegasse und Burgstraße) hinzuerworben hatte.



Dürers Wohn- und Sterbehaus am Tiergärtnertor in Nürnberg.
Radierung von Johann Christoph Gerhard nach einer Handzeichnung von Johann Adam Klein aus dem Jahre 1816.
(Vgl. die folgende Abbildung.) (Phot. Christof Müller, Nürnberg.)

Hier, an dem malerischsten der Plätze des alten Nürnbergs, gegenüber dem ebenso stattlichen wie schmucken Tiergärtnertorturm und dem Pilatushause, das der hervorragende Plattner Hans Grünewald bis zu seinem Tode (1503) bewohnt hatte, im Anblick der hochragenden Nürnberger Kaiserburg, sind in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens die bedeutendsten Werke Albrecht Dürers entstanden. Von hier aus nahmen auch die berühmten, groß und tief aufgefaßten Apostelbilder ihren Ausgang, die der Meister im Oktober 1526 dem Rate seiner Vaterstadt widmete, da er, wie es in dem uns erhaltenen Begleitschreiben heißt, niemand für würdiger erachte, „dieselben zu einer Gedächtnus zu bewahren dann Euer Weisheit". So möge denn der Rat sein „kleine Schenk gefällig und günstig annehmen, und meine günstig lieben Herren, wie bisher ich allweg gefunden hab, sein und bleiben". Und in dem Hause beim Tiergärtnertor hat er dann auch in der Karwoche 1528, am Montag nach Palmarum, dem 6. April, seinen letzten Atemzug getan.

Und der reichsstädtische Rat und seine Mitbürger, wie haben sie dem Genius diese Anhänglichkeit und Liebe vergolten? Wenn auch natürlich die regierenden Geschlechter ihrer Würde und ihrer Überlegenheit gegenüber dem „Untertanen" sich allezeit bewußt geblieben sind, so haben wir doch viele Zeichen und Anhaltspunkte dafür, daß es schon den Mitlebenden und selbst der hohen Obrigkeit aufgedämmert ist, welch einen Nimbus das Erscheinen und Wirken eines solchen Geistes ihrer Stadt verliehen hat. So wird man gewiß auch Dürers Wort, daß er den Rat allewege als seine günstigen, lieben Herren befunden habe, nicht als Höflichkeitsphrase, sondern als aufrichtig und herzlich gemeint auffassen dürfen. Hatte doch der Rat ihm auch die lebensgroßen Bilder Adams und Evas (jetzt im Prado zu Madrid) und einige Jahre darauf die großen repräsentativen Gemälde Kaiser Karls des Großen und Kaiser Sigismunds (jetzt im Germanischen Museum), die lange Jahre mit jenen zusammen die „Regimentsstube" im Nürnberger Rathaus geschmückt haben, in Auftrag gegeben, und hat doch Dürer außer Willibald Pirckheimer offenbar noch manchem andern der Herren des Rats, wie insbesondere auch dem gelehrten und einflußreichen Ratsschreiber Lazarus Spengler, freundschaftlich nahegestanden.



Das Dürerhaus in Nürnberg in seiner jetzigen Gestaltung.
Rechts die alte Stadtmauer mit Wehrgang.
(Phot. Kester & Co., München.)

Recht charakteristisch für das Verhältnis des Künstlers zum Rate seiner Vaterstadt ist ein im übrigen ganz belangloses Vorkommnis aus dem letzten Lebensjahre des Meisters (vom Juni 1527). Der Künstler hatte damals, wie wir heute sagen würden: eine ortspolizeiliche Vorschrift unbeachtet gelassen, und es war ihm dafür eine Geldbuße zudiktiert worden. Dürer aber hatte sich gegen solche Bestrafung verwahrt, und es kommt daraufhin im Rat folgender salomonischer Urteilsspruch zustande, der deutlich genug zeigt, wie man dem großen Mitbürger, dem alternden und kränkelnden Manne, nach Möglichkeit entgegenzukommen suchte. Man solle Albrecht Dürer auf seine Reklamation hin sagen, so heißt es in den Ratsprotokollen, man sei ihm mit gutem Willen geneigt, doch im vorliegenden Falle könne man es mit ihm nicht anders halten als mit anderen Bürgern: „aber sobald er die Strafe entrichtet hat, soll man ihm die wiedergeben".

Die von Dürer in Nürnberg und für Nürnberg geschaffenen hohen Kunstwerke durch die Jahrhunderte festzuhalten, ist freilich der Stadt nur in ganz wenigen Fällen gelungen. Es hängt das wesentlich mit der sich fortgesetzt steigernden Schätzung des von ihm Geschaffenen und mit der Bildung fürstlicher Kunstkammern zusammen, zugleich aber auch mit der politischen Entwicklung, durch welche die einstmals so starke und selbstbewußte Reichsstadt mehr und mehr zur Ohnmacht verdammt wurde.

Aber ein treues, ein ehrfürchtiges Andenken hat Nürnberg seinem großen Sohn allezeit bewahrt. Das zeigte sich z. B. vor hundert Jahren bei der Wiederkehr seines Todestages und ebenso aus Anlaß seines dreihundertjährigen Geburtstages, der allerdings gerade in die Zeit des Krieges mit Frankreich fiel. Von 1828 besitzen wir unter anderm eine sehr stimmungsvolle Radierung von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder der „Gebrüder Grimm", die die Feier an Dürers Grab auf Nürnbergs altberühmtem Johannisfriedhof wiedergibt; und im Anschluß an die festlichen Veranstaltungen dieses Jahres entstanden auch alsbald der Gedanke und der Plan, dem großen Künstler und größeren Menschen ein ehernes Standbild in seiner Vaterstadt zu errichten, das dann, nach einem Modell von Christian Rauch von dem Nürnberger Erzgießer Daniel Burgschmiet gegossen, 1840 enthüllt werden konnte.

Das gegenwärtige Jahr wird zeigen, daß auch das neue Nürnberg seine großen Toten so zu ehren weiß, wie sie es durch ihr Ingenium und ihre Treue um die Vaterstadt verdient haben.



Das Albrecht-Dürer-Denkmal in Nürnberg.
(Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



Dürers Grab auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg.
(Phot. Christof Müller, Nürnberg.)



DÜRERS SELBSTBILDNIS AUS DEM JAHRE 1498

(ORIGINAL IM PRADO-MUSEUM IN MADRID)

Dürers Selbstbildnisse

VON KURT PFISTER

Dürer strebt in seinen Bildnisgestaltungen nicht wie Holbein nach dem objektiv sachlichen Umriß, der den psychischen Inhalt in der physiognomischen Form begreift und in sie übersetzt, er bemüht sich nicht um die individuelle Gestalt, sondern um den geistigen Typus. Dies wird am eindringlichsten durch zahlreiche Selbstbildnisse verdeutlicht, die Wesen und Entwicklung des Menschen und Künstlers eindeutig offenbaren und ein klares Zeugnis von seiner geistigen Gesinnung und menschlichen Art im Wandel der Jahrzehnte ablegen.

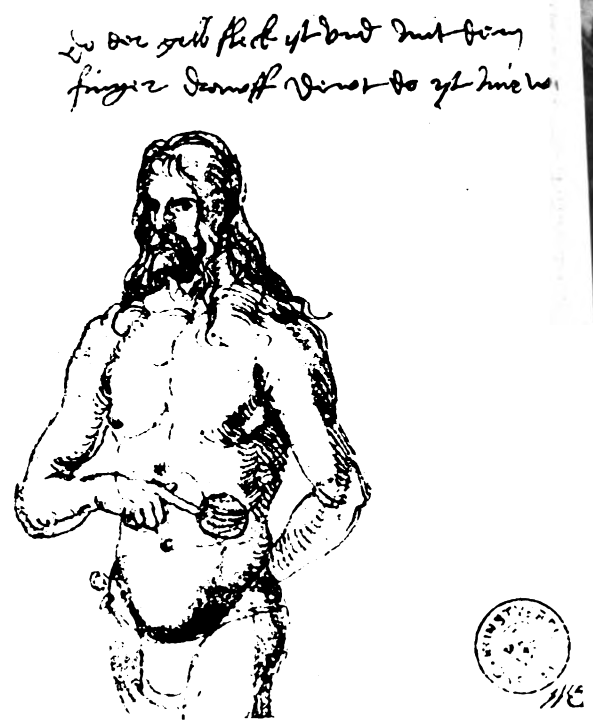
Ein glücklicher Zufall bewahrte uns ein erstes Dokument dieses Lebens, eine Silberstiftzeichnung (Albertina),



Selbstbildnis aus der Zeit seiner Wanderjahre. Federzeichnung. (Universitätsbibliothek in Erlangen.)

die den (später hinzugefügten) Vermerk trägt: „Dz hab Ich aus ein spigell nach mir selbs kunterfet im jar 1484 do ich noch ein kint was Albrecht Dürer." Der dreizehnjährige Goldschmiedelehrling hat mit feinen und ein wenig zaghaften Strichen die Umrisse seines Antlitzes und der Gestalt aufgezeichnet. Ein aufmerksam altkluges Gesichtchen sitzt auf schmaler, gelenkloser Schulter. Die lehrhafte Geste der linken Hand verstärkt den unbeholfenen und etwas unfreien Eindruck dieses kindlichen Selbstporträts, dem die zaghafte Abhängigkeit vom Spiegelbilde deutlich anzumerken ist.

Als er nach sechs oder sieben Jahren, zu Beginn der Wanderschaft, wieder die eigenen Züge zeichnet — das Blatt befindet sich heute in Erlangen — ist er ein anderer geworden. Scharfe, bestimmte Federstriche umreißen ein nachdenkliches, scharf beobachtendes Gesicht, eine klargegliederte, energische Hand; aus grübelnden Augen bricht ein bohrend nachdenklicher Blick, der hinter die



Dürers flüchtiges Selbstbildnis aus der Zeit seiner letzten Krankheit. Sehr leicht in Wasserfarbe angelegte Federzeichnung. (Kunsthalle in Bremen.)



Dürer-Porträt von 1500. Selbstbildnis in der Alten Pinakothek in München.

Oberfläche der Sichtbarkeit zu dringen scheint. Etwa gleichzeitig ist eine kürzlich in Lemberg entdeckte Zeichnung entstanden.

Wiederum sechs Jahre später hat sich der Meister gemalt. Das Bild, das sich heute im Prado befindet, trägt die Inschrift: „Das malt ich nach meiner Gestalt. Ich war sex und zwanzig Jor Albrecht Dürer." Der in feines goldbesticktes Linnen gekleidete Mann mit schön gewelltem Haar, Kinnbart und modischem Kopfputz sitzt an der Fensterbrüstung, die sich in eine Gebirgslandschaft öffnet. Verschlossen und nachdenklich der Blick, die Haltung aufrecht und von gemessenem Selbstbewußtsein erfüllt.

Im Münchner Selbstbildnis, das sich am meisten mit der populären Vorstellung von Dürers äußerer Erscheinung deckt, ist die nicht auf Wiedergabe der Erscheinung, sondern auf vergeistigende Idealisierung zielende Selbstdarstellung zur feierlichen Frontalität hierarchischer Gebärde, die zumal im starren Blick der leuchtenden Augen an die Christusdarstellungen der Ikone gemahnt, gesteigert. Das später hinzugefügte (oder wenigstens erneuerte) Datum „1500" wird wohl das Jahr des Entstehens richtig bezeichnen; es erscheint unmöglich, das im Geist gotischer Typik und Abstraktion konzipierte Werk mit den auf der zweiten italienischen Reise entstandenen Bildnisschöpfungen in Zusammenhang zu bringen, die, von sehr viel freierer malerischer Anschauung getragen, in weit stärkerem Maße auf den Ausdruck individueller Porträttreue zielen. Auch die in den Gesichtszügen verkörperte Altersstufe nähert sich dem zwei Jahre zuvor entstandenen Madrider Selbstbildnis.



Dürers Selbstbildnis von 1493. Gemälde im Louvre, Paris. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Als Dreizehnjähriger. Silberstiftzeichnung. (Albertina in Wien.)

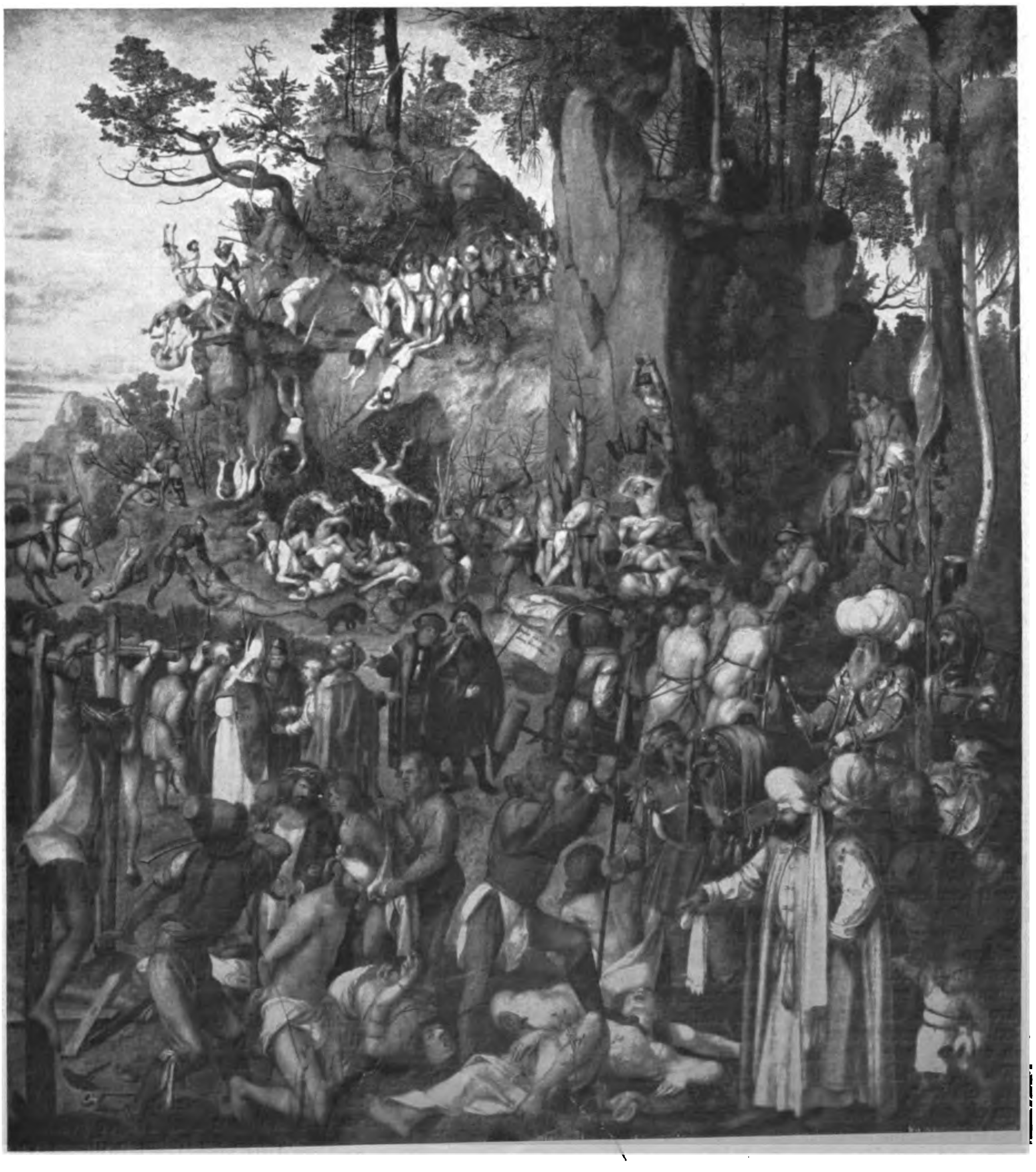


Studienblatt mit Selbstporträt (1493). Federzeichnung im Lubomirski-Museum in Lemberg.



DER DRESDNER ALTAR: MARIA MIT DEM KINDE UND DEN HEILIGEN ANTONIUS UND SEBASTIAN

In der Staatlichen Gemäldegalerie in Dresden. (Phot. F. u. C. Brockmanns Nachf. [R. Tamme], Dresden.)



MARTER DER ZEHNTAUSEND CHRISTEN UNTER KÖNIG SAPOR VON PERSIEN

Gemälde (1508) im Kunsthistorischen Museum in Wien. (Phot. Kunstverlag Wolfrum, Wien.)

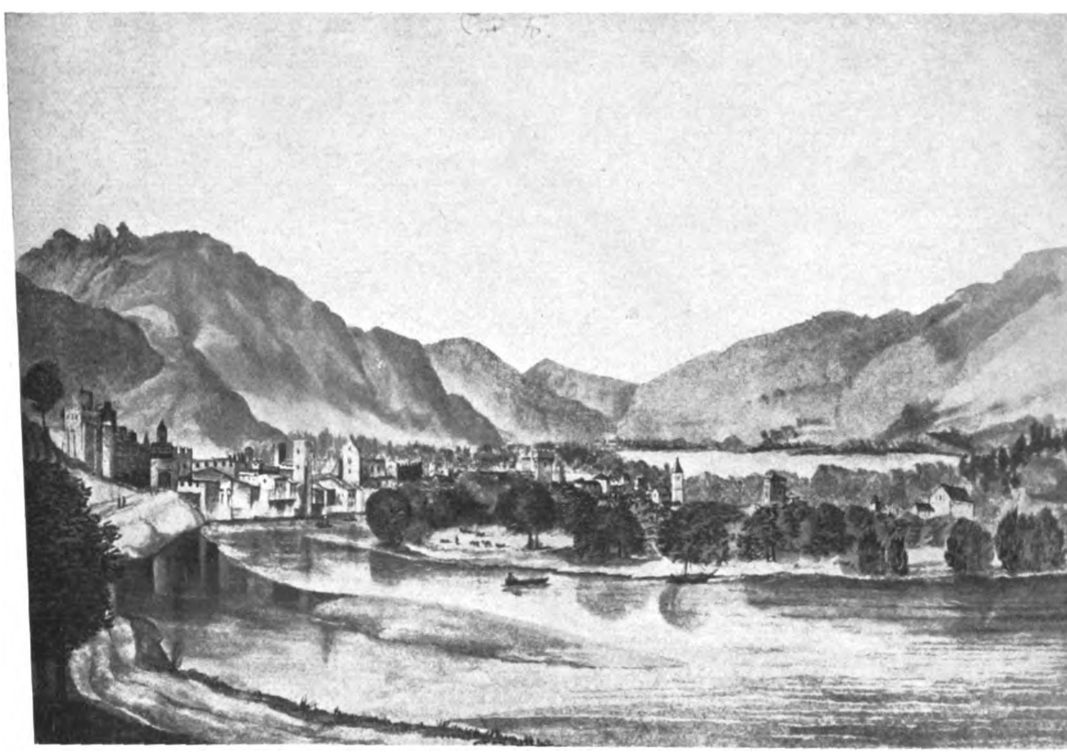
Dürers Reisen.

VON DR HILDEGARD HEYNE

Und da ich ausgedient hatt — in der Malerwerkstatt des Michael Wolgemut zu Nürnberg — schickt mich mein Vater hinweg, und bliebe vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fodert. Und als ich im 1490 Jahr hinwegzog nach Ostern, darnach kam ich wieder, als man zählt 1494 nach Pfingsten.“ So erzählt Dürer selbst kurz und bündig in seiner nicht im Original, aber in zwei Abschriften erhaltenen Familienchronik von seiner ersten Reise, die die Wanderschaft des Gesellen war. Leider wissen wir nicht, wo in Deutschland Dürer die ersten zwei Jahre sich lernend und arbeitend aufhielt. Sein Zeitgenosse Christoph Scheurl berichtet, daß Dürer, nachdem er Deutschland durchzogen, 1492 nach Kolmar gekommen sei. Hier war er von den Söhnen Schongauers freundlich aufgenommen worden, den Vater aber, dessen Ruhm ihn eigentlich dorthin gelockt, hatte er nicht mehr gefunden, da dieser Anfang 1491 gestorben war. Eine Nachricht hiervon hatte den wandernden Gesellen nicht erreicht. Ein im Basler Museum vorhandener Holzstock eines hl. Hieronymus trägt auf der Rückseite den Vermerk: „Albrecht dürer von normergk.“ Dieser Holzstock ist zum erstenmal als Titelbild der zweiten, 1492 in der Offizin von Nicolaus Keßler in Basel gedruckten Ausgabe der Epistolae Sancti Hieronymi abgedruckt worden. Dadurch wird Scheurls Bericht, daß Dürer auch in Basel von Martin Schongauers Bruder Georg, dem Goldschmied, gütig aufgenommen sei, erhärtet. Daß er sich 1494 in Straßburg aufgehalten, bezeugt eine Angabe in einem Verzeichnis des Imhofschen Gemäldebesitzes, die ein Doppelbildnis auf Pergament von 1494 aufführt, das „Dürers alten Meister und dessen Weib in Straßburg“ darstellte. Kunstgeschichtliche Forschung aber hat festgestellt, daß der Stil der Basler und Straßburger Buchillustration gerade in diesen Jahren, da Dürer dort weilte, einen neuen, an die vorangehende Nürnberger Buchkunst anschließenden Aufschwung aufweist, der dann wieder erlischt. Es ist wohl sicher anzunehmen, daß der junge Geselle, der schon in der Wolgemutschen Werkstatt in Nürnberg zur Buchillustration für den Holzschnitt mit herangezogen worden war, sich gerade durch Betätigung in diesem Fach in der Fremde Unterhalt suchte. All die teils gesicherten, teils umstrittenen Werke der Basler und Straßburger Buchillustration des jungen Dürer zeigen einen flotten Illustrator. Zeichnungen aus der Zeit und der Holzschnitt einer Kreuzigung Christi, die in dem 1493 von Grüninger in Straßburg herausgegebenen Missale erschien, beweisen einen gewissen Einfluß Schongauerschen Stils und Geistes in der sinnigen, feingliederigen Zeichnungsart. Daneben offenbaren andere Blätter, wie vor allem das Erlanger Selbstbildnis aus den Wanderjahren (im Ausdruck — nicht im Formalen — auch das Pariser gemalte Selbstbildnis), den eigentlichen Künstler, der grüblerisch und nicht zufrieden mit dem Erreichten, stürmisch und kühn im Strich, ungleich in der zeichnerischen Richtigkeit, aber doch immer mit starkem Lebensgefühl die Welt des Sichtbaren zu fassen und ins Unsichtbare vorzudringen bemüht ist, eine Seele, in der eine Kraft schlummert, die — einmal erwacht — Altes niederreißen und neue Werte aufstellen wird.



Junge und alte Zeeländerin. Silberstiftzeichnung aus dem Skizzenbuch der Reise in den Niederlanden.



Trient. Aquarell in der Kunsthalle in Bremen.

Seltsamerweise fällt dies Erwachen zu einem höheren Streben, tieferen Erfassen der Kunst um die Zeit kurz nach der Heirat im Juli 1494 mit Agnes Frei, nachdem Dürer am 18. Mai nach Nürnberg heimgekehrt war. Er fühlte wohl plötzlich die Unzulänglichkeit seines Könnens durch eine Berührung mit italienischen Zeichnungen und Kupferstichen vor allem Andrea Mantegnas, und kurz entschlossen scheint er 1495 nach Oberitalien bzw. Venedig gereist zu sein. Die Gotik war im Absterben. Eine neue Weltanschauung drängte auch in Dürer schon nach neuer Ausdrucksform. Hier schien der Führer gefunden in einer Kunst, die dem aus dem Leben geschöpften Ideal gedient hatte, der Kunst der Antike, die Dürers Humanisten-Freunde ihm gerühmt und nahegebracht hatten, und die nun in den Schöpfungen ihrer Erben, der gegenwärtigen Italiener, neu erstand. Lange ist diese erste Italienfahrt Dürers bestritten worden. Neuerdings nimmt man sie ziemlich allgemein an, besonders gestützt auf die Briefstelle an Pirckheimer vom 7. Februar 1506, in der Dürer von einem Ding redet, das ihm „vor eilf Johren so wol hat gefallen“, und das ihm „itz nüt mehr gefällt“, also irgendein Kunstwerk, dessen ehemalige Bewunderung er Pirckheimer so lebendig ausgesprochen haben muß, daß dieser nach der Andeutung verstehen kann, worum es sich handelt, und das Dürer nun beim Wiedersehen 1506 enttäuscht.

Ebenso stark scheinen mir aber das Wachstum des Künstlers, das seine Schöpfungen nun dartun, eine solche befreiende Fahrt als reiner Künstler (nicht als Geselle) und eine enge Berührung mit großen anspornenden Idealen und deren Trägern zu beweisen. Ohne eine große lösende Erschütterung ist das phantastisch wirkliche und wild daherbrausende Werk der „Apokalypse“ nicht zu denken, ohne die nahe Beziehung zu Mantegna und Donatello der Dresdener Altar mit seiner unerhörten Plastik und Perspektive nicht zu verstehen.

Vom Herbst 1505 bis zu Anfang 1507 ist Dürer dann nachweislich in Venedig gewesen. Zehn erhaltene Briefe an Pirckheimer schildern uns sein allmähliches Einleben, sein Auftauen bis zum Übermut unter der Sonne Italiens, die Teilnahme aller namhaften Kreise und Künstler an seinem Schaffen. Sein farbenleuchtendes, eindringlich charakterisierendes Altarbild für die Kapelle im neuerrichteten Kaufhaus der Deutschen, das die Italiener zur Bewunderung hinreißt, hat deren altes Vorurteil, daß Dürer Stecher, aber nicht Maler sei, überwunden. Diese Rosenkranzmadonna und die Madonna mit dem Zeisig sind Zeugnisse der Durchdringung des venezianischen, spezifisch bellinesken, passiven Madonnenbildes mit deutscher Detailliebe, Charaktervertiefung und dramatischer Aktivität. Die Freundschaft mit dem alten Giovanni Bellini, deren er sich als Ehre rühmt, hat ihm sein feinstes Männerporträt von stiller, eindringlicher Charakteristik bei malerisch weichem Licht- und Schattenspiel (Jüngling in Hampton Court) und ein wundervolles Frauenbildnis in Helldunkel vor blauem Himmel durch das Vorbild Bellinischer Bildnisse eingebracht. Landschaftsaquarelle von moderner kühner Farbigkeit und großzügigem Schwung, wie das hier abgebildete Trient, beweisen, daß Dürer wohl einen starken, ursprünglichen Farbensinn besaß, den nur oftmals die gelehrtenhafte Gewissenhaftigkeit des Zeichners durchkreuzte und lähmte. Heimgekehrt aber, führt die italienische Anregung im Stich (z. B. Kreuzigung 1508) und Holzschnitt (Dreifaltigkeit 1511 u. a. m.) wie im Gemälde (Hellerscher Altar, Dreifaltigkeit, Wien) zu einem neuen Stil: Plastisch repräsentative Figurenkompositionen werden in tektonischem Zusammenschluß, mit Licht- und Schattenmassen als Faktoren der Bildgliederung und Raumillusion (letzteres vor allem in der Graphik) jetzt geschaffen.

Ein zwar hauptsächlich die nackten Tatsachen enthaltendes (nur in zwei Abschriften vorhandenes) Tagebuch, das die Orte, Bekanntschaften und Ausgaben verzeichnet, berichtet über Dürers Reise mit der Gattin Agnes und der Magd Susanne nach den Niederlanden 1520—1521. Es war im wesentlichen eine Geschäftsreise, um seine ihm vom verstorbenen Kaiser Maximilian verliehene Leibrente anläßlich der Krönung Kaiser Karls in Aachen bestätigen zu lassen und Holzschnitte und Kupferstiche zu verkaufen. Über Bamberg, Mainz zu Schiff nach Köln ging es endlich nach Antwerpen, von Dürer Antorff genannt.

Dort besonders gestaltete sich seine Reise zum Triumphzug. Fürstlichkeiten und die vornehme Kaufmannschaft zogen ihn zu sich heran und erwiesen ihm Ehren. Die Maler gaben ihm ein Gastmahl „und hätten alle Ding mit Silbergeschirr und andern köstlichen Gezier und überköstlich Essen ... Und do ich zu Tisch geführet ward, do stund das Volk auf beeden Seuten, als führet man einen großen Herren. Es waren auch unter ihnen gar trefflich Personen von Namen, die sich all mit tiefen Neigen auf das Allerdemütigste gegen mir erzeugten.“ Mecheln, Brüssel, Aachen, Zeeland, Gent wo er den berühmten Altar der Brüder van Eyck bewundert, Brügge werden besucht. Hebung des Selbstbewußtseins, Weite des Gesichtsfelds, Schärfe der Beobachtung war die Frucht der Reise. Landschaftsskizzen, vor allem aber Bildnisse, hier und da die zeichnerische Notierung einer Merkwürdigkeit, wie die „Lewen“ (Löwen) zu Gent sind der positive Gewinn. Die gesteigerte Kraft der Charakterschilderung beweisen die späten Bildnisse (Gemälde, Stiche und Holzschnitte). Sie gipfelt letzten Endes in den vier Aposteln. Einfluß konnte die niederländische Kunst auf den gereiften Meister nicht gewinnen. Ihrem manierierten äußerlichen Italianisieren war er weit überlegen. Nur ein Bildmotiv, das symbolische Genrestück in Halbfigur des hl. Hieronymus mit dem Totenkopf, wurde von ähnlichen Werken des Quinten Massys angeregt und fand höchstes Gefallen bei den Niederländern. Wie 1506 in Venedig, so wurde jetzt in den Niederlanden Dürers graphisches Werk der Verbreiter seines Ruhmes und Träger geistiger und künstlerischer Wirkung auf die fremde Nation, was im Rahmen dieses Aufsatzes nicht dargetan werden kann. Wenn das Fieber, das Dürer in Zeeland zuerst und dann nochmals in Antwerpen überfiel, wirklich den Keim der Krankheit legte, an der Dürer sieben Jahre später starb, so wurden die Antwerpener Glückstage teuer bezahlt.







DAS CHRISTKIND IN HALB LIEGENDER STELLUNG MIT BLUMENBESETZTEM REIF. GETUSCHTE UND WEISS GEHÖHTE PINSELZEICHNUNG. (NATIONALBIBLIOTHEK, PARIS.)

LINKS OBEN:

KOPF EINES KINDES MIT LANGEM, SCHLICHT HERABFALLENDEM HAAR. WEISS GEHÖHTE PINSELZEICHNUNG AUF BLAUEM VENEZIANISCHEN PAPIER. (LOUVRE, PARIS.)

LINKS NEBENSTEHEND:

KOPF EINES KINDES MIT KURZEM KRAUSHAAR. PINSELZEICHNUNG WIE ABBILDUNG LINKS OBEN. (LOUVRE, PARIS.)





KNABENKOPF-STUDIE. SILBERSTIFTZEICHNUNG MIT WEISS GEHÖHT, 1506. (BRITISCHES MUSEUM, LONDON.)

LINKS NEBENSTEHEND:

KINDESKOPF, IN DREIVIERTELWENDUNG NACH LINKS GEDREHT, WÄHREND DIE AUGEN AUF DEN BESCHAUER GERICHTET SIND. ZEICHNUNG IN SCHWARZER KREIDE, WEISS GEHÖHT AUF ROT GRUNDIERTEM PAPIER, 1519. (BRITISCHES MUSEUM, LONDON.)

RECHTS NEBENSTEHEND:

KINDESKOPF MIT LOCKIGEM HAAR. PINSELZEICHNUNG WIE ABBILDUNG LINKS OBEN. (LOUVRE, PARIS.)



DÜRERSCHE HANDZEICHNUNGEN



DER HEILIGE EUSTACHIUS

(KUPFERSTICH UM 1500)

Düre

E
deu
tägi
Ger
und
— s
hat
richt
durc
Uml
l
tor s
ten f
tail
jetzt
imm
dies
sein
Mei
Han
Kur
(
im
ped
risch



Frauenbildnis, vermutlich Anna Thurzo, eine geborene Fuggerin (um 1…
im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. (Phot. Schwarz, Berlin



DAS ROSENKRANZFEST
Im Kunsthistorischen Museum in Wien. Alte Kopie des um 1506 entstandenen Gemäldes in dem Prager Stift Strahow. (Phot. Kunstverlag Wolfrum, Wien.)



DIE ANBETUNG DER KÖNIGE
Gemälde (1504) in den Uffizien in Florenz. (Phot. Ed. Brogi, Florenz.)



MADONNA MIT DEM ZEISIG (1506)

(ORIGINAL IM KAISER-FRIEDRICH-MUSEUM IN BERLIN)



Das Meerwunder. Kupferstich um 1500.



Kopf-Studie zur Barbara-Zeichnung, 1521.

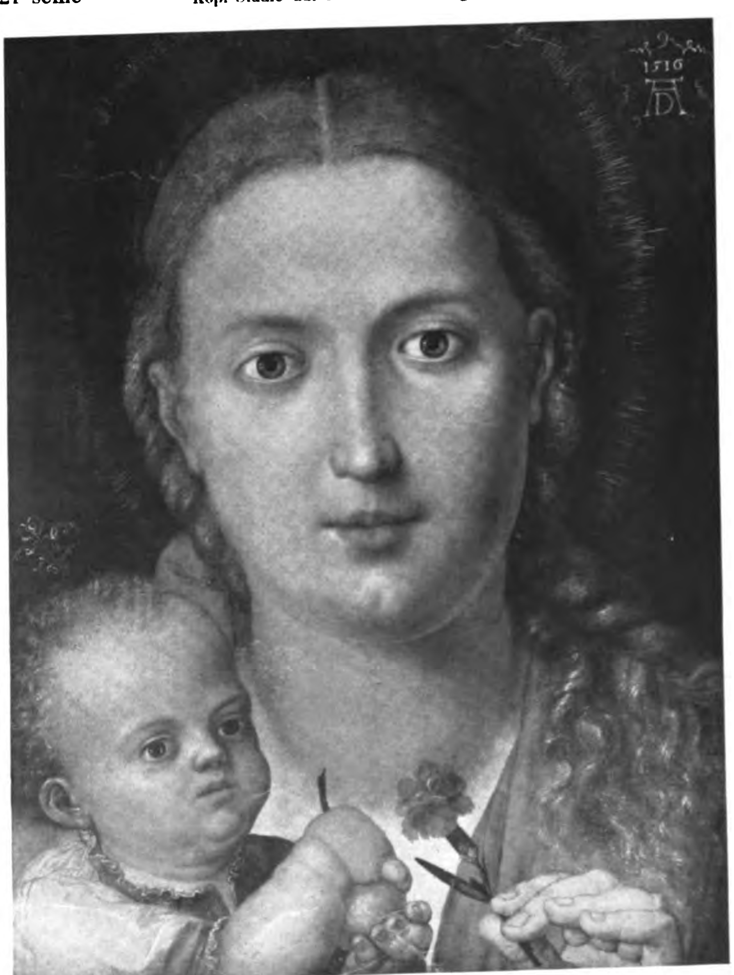


Nemesis, auch „Das große Glück“ genannt. Kupferstich um 1500.

hatten. Dürer hat es ihr wahrlich nicht leicht gemacht. Sie war nicht „sein Typ“, darum ging er eigene Wege. Er hat viele Frauen gekannt und geliebt. Auch darüber gibt es Anekdoten, die oft bis zu Tiefen erotischer Banalität herabsteigen, in die wir ihnen nicht folgen wollen. Pirckheimer scheint auf den Schleichpfaden der Liebe Dürers treuer Gefährte, wohl gar sein Wegweiser gewesen zu sein. Er hat Frau Agnes ganz gewiß nicht leiden mögen, und darum hat auch gerade ihm gegenüber Dürer jene „gemütvolle“ Äußerung aus Venedig tun können: die Dürerin hatte längere Zeit nichts von sich hören lassen, und da schrieb ihr Gatte an Pirckheimer: „Ich mein', ich hab's verloren.“ Sonderlich getroffen hätte ihn der Schlag wohl nicht. Aber schließlich ist es doch anders gekommen. Nicht nur, daß Frau Agnes ihren großen Eheherrn um ein erkleckliches überlebte, scheint die Ehe späterhin in harmonischeren Bahnen verlaufen zu sein. Dürer nahm, als er 1521 seine Reise in die Niederlande unternahm, seine „Hausfrau“ mit und konterfeite sie in sein Skizzenbuch. Erstaunlich innig klingt die Inschrift: „Das hat albrecht Dürer nach seiner hausfrauen conterfet zu antorff in der niederlendischen kleidung im Jor 1521 Do sy aneinander zu der e gehabt hatten XXVII Jor.“ Eine brave, ein bißchen verbitterte, ein wenig versorgte, hausbackene Frau ist dies. Er hatte sie nicht mehr gezeichnet seit den ersten Jahren ihrer Ehe, wo er „mein agnes“ einmal mit ein paar Strichen, als sie eben eingeschlafen war, auf dem Papier festgehalten hatte. Früher war man gern geneigt, das Bildnis einer jungen Frau, wohl in Venedig entstanden, das heute dem Kaiser-Wilhelm-Museum in Berlin gehört, als Bildnis von Dürers Gattin anzusehen, hauptsächlich, weil sie auf dem Miederband die Buchstaben A. D. trägt. Aber man ist davon abgekommen und erblickt in der Dargestellten heute Anna Thurzo, eine geborene Fuggerin aus dem großen Augsburger Haus. Dürers Hausfrau spielt in der Kunst ihres Gatten überhaupt keine Rolle.

Dagegen mag ihn seine Mutter, die er innig liebte und verehrte, die er auch nach dem Tode des Vaters in sein Haus nahm, wohl zu einem seiner stärksten Kunstwerke angeregt haben. Es gibt eine ergreifende Kohlezeichnung Dürers, seine Mutter kurz vor ihrem Tode darstellend. Aus der einstigen „hübschen geraden Jungfer“ war infolge schweren Lebens, harter Not und vieler Geburten eine bis zur Häßlichkeit entstellte, früh gealterte Frau geworden. Ihren Tod hat Dürer in seinen Aufzeichnungen geschildert: „Sie ist auch härt gestorben, und ich merkte, daß sie etwas Grausames sah.“ Dieser schreckhafte Todesblick ist schon ahnungsweise in der Porträtzeichnung nach der Mutter, die einige Wochen vor ihrem Heimgang entstand. Und der gleiche Blick, die gleiche, sonst bei Dürer nicht mehr vorkommende Richtung der Augen eignet der „Melancholie“, die eine kurze Weile nach dem Verlust der geliebten Mutter entstand ... — Blickt man sonst umher in Dürers Werken, so ist die Zahl der Frauenbildnisse, die er geschaffen, viel geringer als die der Männerbildnisse. Nun trat ja allerdings die Frau damals nicht in gleicher Weise im öffentlichen Leben hervor wie der Mann, trotzdem aber war jener mittelalterliche Bann, der die Frau in ihre Kemenate zwang, gebrochen. Auch für sie galt das durch Renaissance und Humanismus bewirkte „Erwachen der Persönlichkeit“ — man muß nur einen Brief lesen, wie ihn die Äbtissin von St. Clara in Nürnberg, Caritas Pirckheimer, des Willibald Schwester, in scherzend freier Weise im Jahre 1518 an Dürer nach Augsburg schrieb. Da ist vom Jahre 1497 die sogenannte „Fürlegerin“, eine Angehörige der Nürnberger Bürgerfamilie der Fürleger, eine sanfte Schönheit mit lang herabfließendem Haar, die Dürer mit gefalteten Händen gemalt, so daß man wohl das Bild, das sich in seiner Originalfassung in Frankfurt, in einer fast gleichzeitigen Kopie in Augsburg befindet, einfach als „Betendes Mädchen“ bezeichnete. Es folgen die beiden Tucherinnen, Elsbeth und Felizitas, echte Nürnberger Patriziergesichter, und dann noch zwei gemalte Porträte, die beide in den zweiten, von 1505—1506 fallenden venezianischen Aufenthalt gehören: nämlich das Bild der Fuggerin, von dem schon die Rede war, und ein neuerdings erst Dürer zugeschriebenes Bildnis einer Venezianerin (Wien), aus dem Schalkheit und Anmut sprechen, ein Meisterwerk der Psychologie, vielleicht auch das Denkmal einer starken, herzlichen Neigung.

Damit bricht die Reihe der Dürerschen Frauenbildnisse ab, wenigstens soweit es sich um Gemälde handelt, denn gezeichnete Bildnisse treten noch oft auf, besonders in den Zeichenbüchern der holländischen Reise. Wohl aber kommt die Frau in anderem Zusammenhang in Dürers Werk häufig vor, besonders natürlich als Heilige und als Madonna, für die Dürer einen holdseligen, jungfräulich-mütterlichen, verklärten und doch auch wieder tapfer an Erde und Menschenschicksal gebundenen Ausdruck fand.



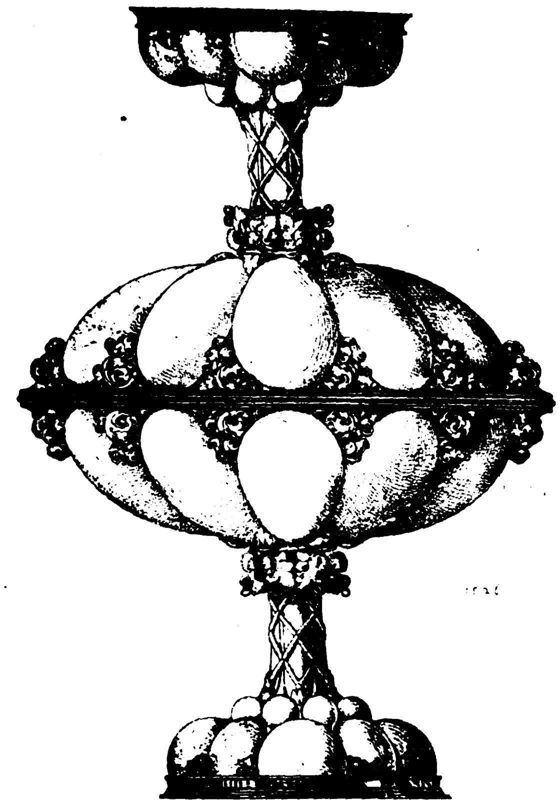
Madonna mit der Nelke (1516). Gemälde in der Staatsgalerie zu Augsburg. (Phot. M. Lang [Hofles Nachf.], Augsburg.)

Außer seinen Heiligendarstellungen hat Dürer aber auch das Weib in mythologischen und allegorischen Darstellungen zum Bild gestaltet, und hier begibt es sich, daß er in weit höherem Maß und in viel ausgiebigerer Weise als seine Vorgänger den Akt verwendet. Dürer ist darin ein moderner Mensch, nicht der biedere Tüftler vom Alt-Nürnberger Handwerkerschlag. Er bildet sich nicht irgendeine idealistische Vorstellung vom nackten Weib, sondern er studiert es. Wir kennen Aktzeichnungen von ihm, die zweifellos nach dem Modell entstanden. Und kennen auch seinen Ausspruch: „Nimm für dich lebendig Menschen, so schön du gehaben magst, und derselben viel, so magst du destomehr guts Dings zusammenklauben.“ Freilich hat er seinen Schönheitskanon für den weiblichen Körper nicht allein aus der Anschauung, sondern auch aus der Vorstellung. Wir wissen, wie er sich in die Lehre von der Proportion des menschlichen Körpers vertiefte, wie er aufbaute und konstruierte und dies, je älter und reifer er wurde, mit desto größerem Eifer, also daß seine 1518 entstandene „Lukretia“, eine etwas temperamentlose Selbstmörderin, viel ausgerechneter erscheint als die Prado-Eva von 1507 und selbst als die radierte „Nemesis“ oder „Das große Glück“, das indessen alles andere als ein idealer Frauenkörper ist. Und doch war Dürers ganzes Streben bei seinen Frauenakten auf die Erzielung höchstmöglicher Schönheit gerichtet, gemäß seinem eigenen Bekenntnis: „Das wird Gott ein Lob und dir große Ehr und deinem Nächsten großer Nutz sein, so du die rechte, bewiesene Schönheit an den Tag bringst.“

Dürer und das Goldschmiedegewerbe.

VON OTTO MÜLLER

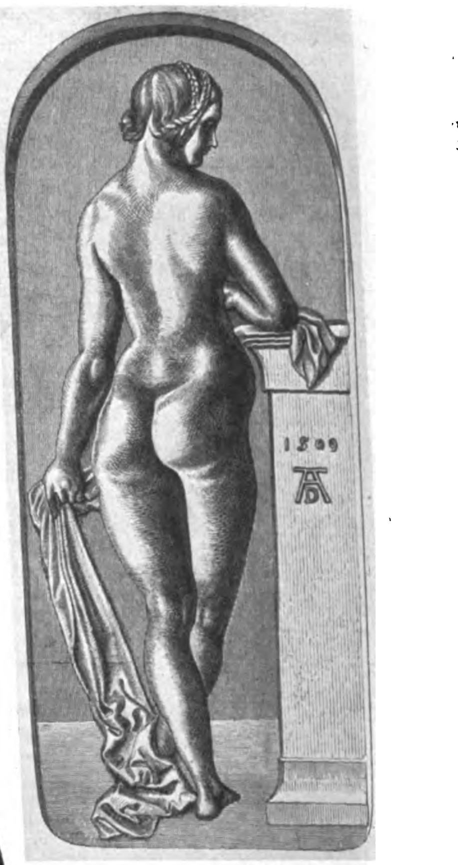
Albrecht Dürer war, wie sein Bruder Andreas, vom Vater für das nun schon in der Familie erblich gewordene Goldschmiedehandwerk bestimmt und trat mit dreizehn Jahren in die väterliche Lehre, die auf seine spätere künstlerische Laufbahn von größtem Einfluß werden sollte. In erster Linie verdanken wir dieser Ausbildung den später berühmten Kupferstecher, weiter aber auch den Vertreter eines Kunsthandwerks, der mit unübertrefflichen Kompositionen jeder Art das Kunsthandwerk damaliger Zeit befruchtend anregte. Auf Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten kommt immer wieder der ehemalige Goldschmied zum Durchbruch. Nur er konnte mit solcher Liebe, Sorgfalt und Durcharbeitung die sieben Leuchter in der „Offenbarung Johannis" hinstellen, die Kronen der Himmelskönigin Maria bis ins kleinste durcharbeiten und den herrlichen Pokal der weiblichen Gestalt „Das große Glück" in die Hand geben. Kronleuchter und Schmuck für Frauen fielen ebenso in sein Arbeitsgebiet wie alle die Einzelentwürfe, die ihre Ausführung von den bedeutendsten Goldschmieden Nürnbergs und des Auslandes fanden. Leider geben heute nur noch wenige Goldschmiedevorlagen Zeugnis von seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete. Trotzdem steht gerade auch hier sein Name neben Peter Vischer an erster Stelle, nämlich in der Geschichte der deutschen Renaissancemedaille. Ihre Herstellung lag in Nürnberg in den Händen seines hochentwickelten Goldschmiedehandwerks. Im Gesamtwerk Dürers sind diese Werke der Kleinkunst von geringer Bedeutung, und doch verdanken wir ihr zwei Kapitalstücke deutscher Prägekunst. Entwürfe von eigenartiger Kraft begegnen uns in dem großen Doppelpokal und mehreren Tafelaufsätzen. Aus ihnen allen spricht unmittelbar der Goldschmied zu uns. Wie oft sich der Meister den Aufgaben widmete, die ihm das Goldschmiedehandwerk stellte, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervor. In dem in Dresden aufbewahrten Skizzenbuch finden sich drei Bilder mit Zeichnungen von Bechern, das wichtigste Stück aber ist unzweifelhaft das kleine Silberrelief, eine Frauengestalt darstellend und vielleicht von seiner eigenen Hand in der Werkstatt des Bruders Andreas gearbeitet. Seine Echtheit ist im Gegensatz zu manchen anderen Reliefs mit Dürers Monogramm auf Grund urkundlicher Nachrichten nicht anzuzweifeln, und es dürfte der herrlichste Besitz unserer Zeit vom Goldschmied Albrecht Dürer sein.



Großer Doppelpokal. (Entwurf 1526.)
In der Albertina in Wien.



Vorderseite. Rückseite.
Huldigungsmedaille der Stadt Nürnberg auf Karl V.



Zeichnung zum Silberrelief (1509).
Im Besitz der Familie Imhoff in Nürnberg.



Das große Rasenstück. Aquarell in der Albertina in Wien.

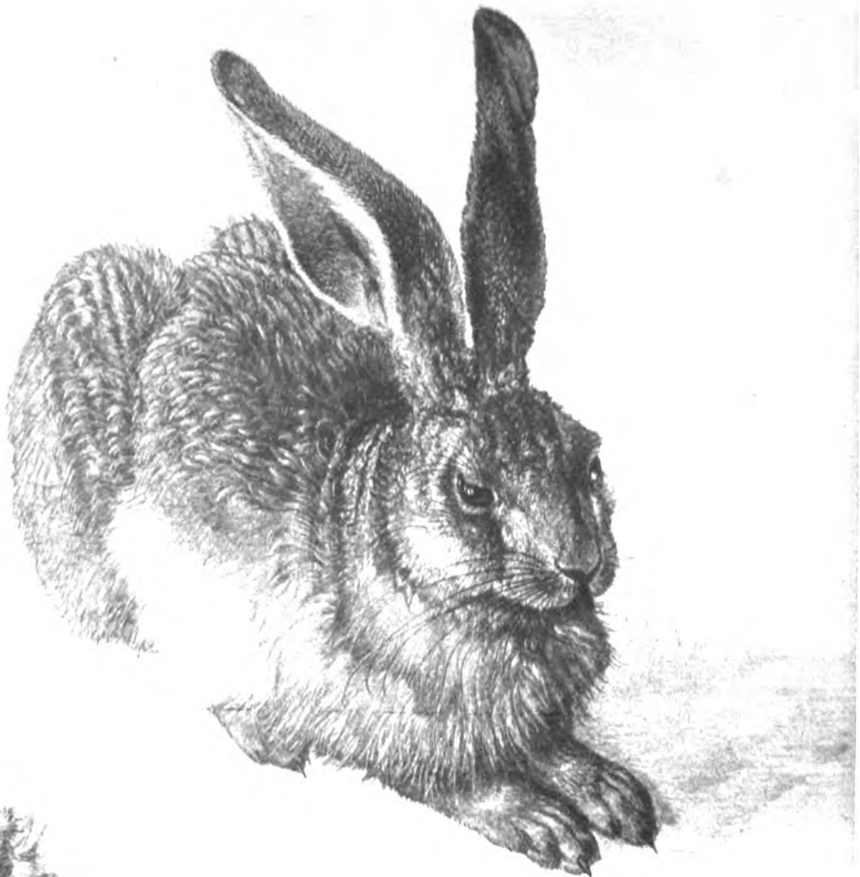
Dürers Naturstücke.

VON DR EDUARD GUDENRATH

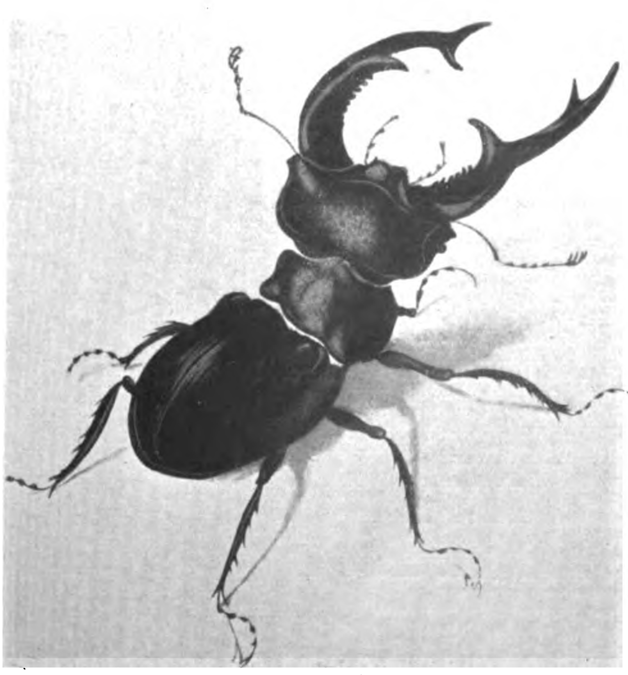
Es gibt in Dürers Lebenswerk einige Blätter, die für immer eine Überraschung bleiben. Das sind die paar kleinen, so berühmt gewordenen Naturstücke wie der Hase, das Rasenstück oder die Blumenpflanzen. Inhaltlich, motivisch sind diese Blätter die bescheidensten in Dürers Werk. Bescheiden deshalb, weil sie ihre bildhafte Bedeutung nicht durch die Darstellung eines Geschehnisses oder eines seelischen Vorganges gewinnen, weil sie als Formgebilde nicht irgend etwas zu „bedeuten", etwas „auszudrücken" haben. Sie haben für sich nichts als eine selbstverständliche Gegenständlichkeit. Sie wirken allein durch diese gegenständliche Selbstverständlichkeit. Und darin liegt ihre einzigartige Größe. Daß mitten in einem bildnerischen Schaffen, das einen so ungeheuren Erlebnisstoff wie die apokalyptischen Visionen oder die Passion Christi gestaltet, das um ein so idealistisches Formproblem wie das der Renaissanceschönheit ringt — daß mitten darin auf einmal solch einfache und anspruchslose Naturstücke entstehen, das ist das Überraschende. Ein Stückchen Natur, das ist hier alles. Aber eine in der bildlichen Darstellung vollendet wiedergegebene Natur. Man erstaunt vor dieser Vollkommenheit. Gewiß, auf früheren gotischen Tafelbildern findet man bereits gelegentlich den Versuch, eine Pflanze, ein Tier, irgendein Naturding so ganz für sich, stillebenmäßig, ganz „natürlich" zu malen. Meistens sind diese Dinge im Vordergrund eines Bildes, als Eckenfüllung zu entdecken, gewissermaßen als Beigabe, als ein Extrakunststück des Malers. Dürer aber braucht keinen Vorwand, für ihn sind diese Naturstücke an sich genug, um eigens auf einem Blatt zu figurieren, ja, um diesem Blatt den Anspruch auf ein Meisterwerk zu geben. Dürer war sich mit Stolz bewußt, in diesen Blättern etwas schlechthin Unübertreffliches gemacht zu haben. Wie erheben diese anspruchslosen Natürstücke da auf einmal einen höchsten Anspruch, wie verraten diese bescheidenen Bildvorwürfe einen äußersten Ehrgeiz!

Aber diese Blätter wollen noch viel mehr besagen; sie haben die Bedeutung künstlerischer Dokumente. Man weiß, daß Dürers Künstlertum zwei Welten angehörte: der deutschen gotischen und der Welt der italienischen Renaissance. Aber es war doch so, daß der Renaissancegeist in Europa überall erwachte, und überall lernte man, die Welt neu zu sehen. Nie wären solche Naturstücke wie die Dürers ohne dieses neue Sehen entstanden. Daß jedes Ding der Natur darstellungswürdig ist, daß überall darin eine besondere Schönheit verborgen liegt, daß der Mensch so frei und befreit die Herrlichkeit des Natürlichen empfinden lernte, das ist das große allgemeine Renaissanceerlebnis. Doch das innige Naturgefühl, das in dem Grashalm noch das Wunder der Schöpfung erlebt, ist ganz das Erbteil des deutschen Malers Dürer. Wenn etwas die Meinung widerlegt, als hätte die Renaissance nur einen Zwiespalt in Dürers ursprüngliches Schöpfertum getragen, so sind es diese Blätter. Hier, so nahe der Natur und ihrer unmittelbaren Erscheinung liebend hingegeben, bringt er etwas von selbstsicherer künstlerischer Einheit hervor. Und wenn uns diese Naturstücke noch heute so modern anmuten, so ist es, weil Dürer darin weit über seine Zeit hinaus etwas ewig Gültiges gegeben hat.









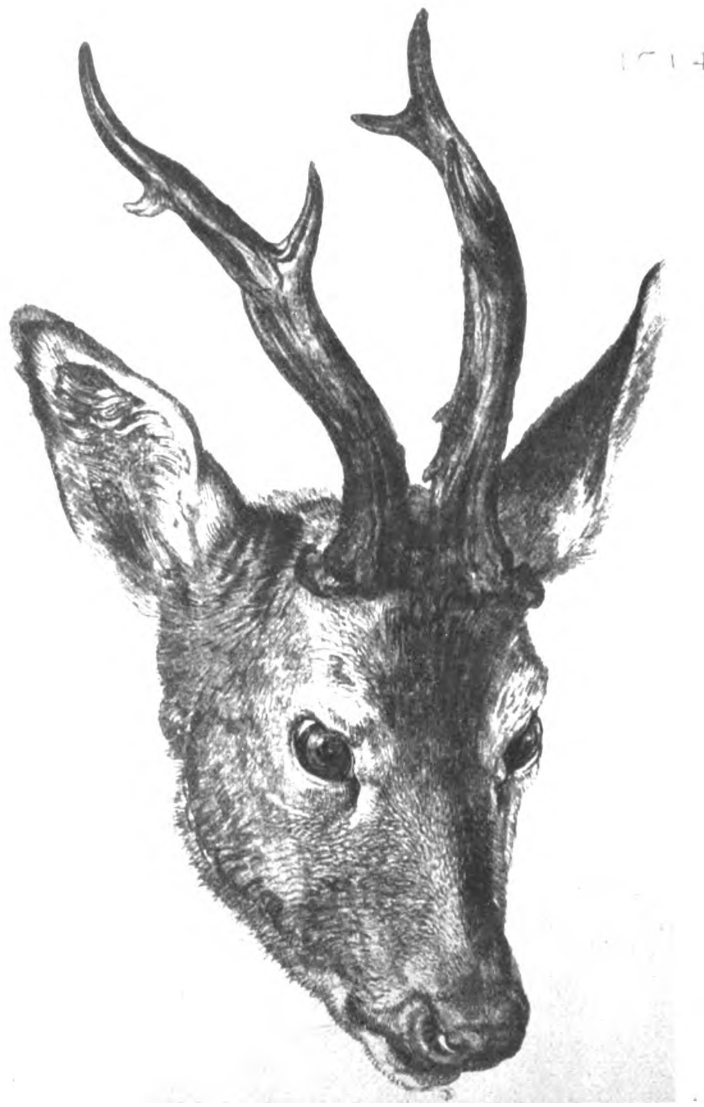
Oben links:
Das Maul eines Rindes.
Aquarell.

Oben rechts:
Junger Feldhase.
Aquarell in der Albertina in Wien.

Mitte links:
Flügel einer Blaurake.
Miniaturmalerei auf Pergament (1512) in der Albertina in Wien.

Unten links:
Hirschkäfer.
Deckfarbenmalerei.

Unten rechts:
Kopf eines Rehbocks.
Aquarellierte Zeichnung.
(Sammlung Léon Bonnat.)



NATURSTUDIEN DÜRERS

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(13. Fortsetzung.)

Mindestens zehn Minuten hat sich die Lage des Schiffes nicht mehr verändert.

„Merkt ihr denn das nicht?"

„Laßt die Matrosen ihre Pflicht tun."

„Es sind Rettungsboote genug."

„Alles muß in Ordnung geschehen."

Für die Schaluppen auf Backbord ist keine Gefahr.

„Wartet nur! Wartet nur!"

„Frauen und Kinder zuerst!"

„Stellt euch in Reihen auf! Der Erste Offizier will zählen. Er teilt euch in Gruppen ein. Kein anderes Boot darf mehr kentern."

Sie wehren sich. Murren. Gehorchen.

Dicht stehen sie jetzt um den Geistlichen und starren ihm ins fahle Gesicht.

„Gott ruft euch! Seid demütig und glaubt. Wenn er will, wird er uns alle erretten. Er ist mächtig und groß. Er ist der Allmächtige! Betet und glaubt. Wir sind nicht verloren. Wir sind... noch nicht... verloren." — — —

Sie sehen auf seine Lippen. Ist es ein Stummer, der spricht? Nicht... verloren... Beten... Wortfetzen. Vorbei.

Beten? Wie macht man das? Muß man die Hände falten und niederknien? Wie lange hat man nicht mehr die Hände gefaltet!

„Ja, betet!"

„Betet!"

„Es wird das Letzte sein."

Aus dem Funkhaus stürzt der Beamte, einen schmalen Papierstreifen, mit Morsezeichen bedeckt, in der Faust.

Er will zum Kapitän.

Er hat gute Nachricht und will sie nicht länger geheimhalten.

„Die ‚Queen Anna' hat endlich den Hilferuf des ‚Globus' gehört. Hat geantwortet. ‚Queen Anna' kommt uns zu Hilfe."

Er rast weiter zur Kommandobrücke.

„‚Queen Anna'? Ist es eine Heilige, die Rettung bringt? ‚Queen Anna' hat uns gehört." Einer ruft es dem andern zu.

„‚Queen Anna', sagt er?"

„Es gibt Rettung in höchster Not."

„Ja, betet. Betet!"

„‚Queen Anna'? Ist das ein Schiff?"

Ja, es ist ein Schiff, ein kleiner, armseliger Frachtdampfer von 4000 Tonnen, der die SOS-Rufe des „Globus" auffing und antwortet. Etwa zwanzig Seemeilen entfernt, steuert er dem Dampfer entgegen und entgegen dem brausenden Taifun. Er hat selbst Havarie und kann in der nächsten Minute verloren sein. Er macht keine drei Knoten gegen den Sturm.

Zwanzig Seemeilen, zwanzig endlose Seemeilen weit.

Der Geistliche hat die gefalteten Hände erhoben und singt.

„Näher mein Gott zu dir ..."

Wie dünn die Stimmen klingen, die in das Lied einfallen. Frauen weinen. Es ist eine ferne, halbvergessene Erinnerung.

Näher... mein Gott... zu dir...

XXI.

Trotz allen Beruhigungsversuchen ist die Lage der Passagiere verzweifelt. Niemand gibt sich mehr falschen Hoffnungen hin.

Ein Teil der Reisenden und der Mannschaft ist ertrunken oder treibt in den Wellen. Alle Versuche, an der steilen, glatten Schiffswand Halt zu finden, sind vergeblich. Die Motorschaluppe umkreist in einiger Entfernung den „Globus", ein armseliges Spielzeug des Sturms und der See. Das verunglückte Boot mit etwa zehn Passagieren wird langsam ins Dunkel getrieben und kann jeden Augenblick von neuem kentern. Ohne Steuer und Ruder ist sein Untergang gewiß.

Man hat es nicht mehr so eilig, in die Rettungsboote zu kommen. Reverend Milton predigt immer noch. Er überschreit mit fanatischen Gebeten seine Todesfurcht, wirft die gespreiteten Hände empor, als schwinge er eine Geißel über hundert Verdammten und müsse vor dem grauenvollen Ende ihre Seelen retten.

Ihr müßt glauben! Ihr müßt beten! Ihr müßt hoffen!

Ja, Beten ist gut, aber Fluchen ist besser.

Oh, wie gotteslästerlich einige doch sind!

Sie schreien und lachen in den Sturm hinein, der noch immer nicht nachlassen will, so sehr ihn der Prediger auch beschwört. Und sie verspotten die Gläubigen, die doch nur aus Verzweiflung bekehrt sind.

Mutter Anna hat ihre Nonnen wie Küchlein um sich gesammelt. Wie geduldig und gehorsam sie sind! Sie huschen und irren auf dem Deck herum, lautlose, schwarze Gestalten, die niemandem im Wege sind und wartend beiseitestehen, während die anderen nur ans eigene Leben und an Rettung denken. Jetzt knien sie unter den Gebeten dicht beieinander, die Köpfe in den Hauben tief zu Boden geneigt, als wollten sie in grenzenloser Sanftmut die Sünden aller auf sich nehmen. Ihre Blicke sind schon in ein anderes Leben gerichtet, das voll Seligkeit ist. Wie es verheißen war.

„Die Frauen in die Boote!"

Mutter Anna richtet sich auf.

Jetzt ist es Zeit. Aber die Schwestern folgen ihr nicht.

Zu den Booten! Wie? Warten nicht hundert andere? Sie werden doch die Letzten sein.

„Kommt!"

„Dreißig Frauen in das vierte Boot!"

Hundert drängen sich heran.

„Nehmt mich mit! Ich will bei meinem Kinde bleiben."

„Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben!"

„Ist noch Platz?"

„Nein."

Das vierte Boot gleitet zu Wasser. Unbeschädigt.

„Die nächsten dreißig."

Mutter Anna bahnt sich ihren Weg. Hilflos und verschüchtert folgen die Nonnen. Bleiben stehen. Sie können es nicht begreifen, daß sie vor anderen gerettet sein sollen.

„Zu spät."

„Die nächsten!"

„Hier herein!"

„Rasch!"

„Mutter Anna?"

„Gehorcht!"

Das sechste und siebente Boot. Die Flucht vom „Globus" vollzieht sich jetzt in bewundernswerter Ordnung.

*

Auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän, der stumm seine Pfeife raucht, steht ein Mann in schwarzem Mantel und schwarzem steifen Hute. Die Hände in schwarzen Handschuhen.

„Ihr letztes Wort, Kapitän?"

„Sind Sie wahnsinnig, Herr? Ich habe fünfhundert Passagiere zu retten. Fünfhundert Lebende. Und Sie wollen ein Boot für zwei Särge!"

„Jeden Preis, Kapitän."

„Geld! Was nützt uns jetzt Geld!"

Der Herr in Schwarz zischt vor Erregung.

„Vergessen Sie nicht, daß die beiden Toten auch Ihre Passagiere sind. He?"

„Ich tue meine Pflicht, wenn Sie das verstehen."

„Ich warte, Kapitän. Ich will warten. Das letzte Boot. Aber helfen Sie mir! Es sind meine Eltern! Ich habe ein Versprechen zu erfüllen."

„Retten Sie sich selbst!"

Der Kapitän lacht grimmig hinter ihm her. Welch eine Verrücktheit! — — —

Der Mann in Schwarz verschwindet im Eingang zum B-Deck, taumelt durch die Gänge und die schmalen Treppen herab. Muß an den Wänden Halt suchen, denn das seitwärts geneigte Schiff schaukelt hilflos.

Er stolpert. Fällt. Springt wieder auf. Vor den Wirtschaftsräumen trifft er auf einen der Köche.

„Bist du allein?"

„Ja, mein Herr."

„Willst du Geld verdienen?"

„Jetzt?"

„Komm mit! Und rufe ein paar andere. Wir müssen zwei Särge an Deck schaffen. Ich bezahle euch, was ihr verlangt."

Der Koch starrt ihn an.

„Särge?"

Der Mann in Schwarz wartet seine Antwort nicht ab. Stolpert weiter in den Maschinenraum.

„He, wollt ihr mir nicht helfen? Es handelt sich nur um zwei Särge. Die sollen an Deck." — — —

An der Treppe zum Bootsdeck liegt ein Revolver. Der Zweite Offizier hat ihn verloren, als die Passagiere über ihn hinweg zu den Booten stürzten. In der Hast wurde er in eine Ecke geschleudert, dicht an der untersten Stufe.

Niemand hat ihn beachtet.

Eine Frauenhand tastet danach, hebt ihn auf und versucht die Kammer zu öffnen. Sie versteht nicht, mit einer Waffe umzugehen.

„Mrs. Mahony, um Gottes willen!"

Die Frau im Zigeunerkostüm hat den Browning erhoben. Halb umgewendet, lauscht sie, wer sie denn ruft.

BILDER VOM TAGE







Vom „Sommergewinn", einem alten Thüringer Volksfest, das am 18. März in Eisenach gefeiert wurde: Der Wagen des Winters im Festzug, der sich durch das Nikolaitor über den Karlsplatz bewegt. Links die Nikolaikirche. — Oben rechts: Die Gedächtnisfeier zum 100jährigen Geburtstag des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, eines hervorragenden Heerführers im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, am 20. März in Nikolskoe bei Potsdam: Generalfeldmarschall v. Mackensen bei der Gedächtnisrede. Von links nach rechts: Prinzessin Friedrich Sigismund mit Tochter; daneben Kronprinzessin Cäcilie; (rechts) Prinz Eitel Friedrich und Prinz Oskar von Preußen. — Nebenstehend: Von der Dürer-Ausstellung, in der Akademie der Künste in Berlin, die am 10. März eröffnet wurde: Prof. Max Liebermann beim Verlesen der Gedenkansprache vor dem Radio-Mikrophon.





Einsturzkatastrophe im Lausitzer Kohlenrevier am 21. März: An der Unglücksstätte mit der infolge des heftigen Sturmes eingestürzten Abraumförderbrücke (rechts) auf der Braunkohlengrube Friedländer bei Mückenberg (Prov. Sachsen). — Rechts unten: Kraftwagen auf Schienen, eine Neuerung bei der Deutschen Reichsbahn: Ein für dienstliche Zwecke bestimmtes Gleisauto (8/38 P. S. Mercedes-Benz) beim Aufenthalt auf dem Bahnhof Geislingen während einer Versuchsfahrt auf der Strecke Stuttgart—Ulm am 15. März.

„Was tun Sie?"

Mrs. Mahony hat den Revolver an der Schläfe.

„Peggy, Sie?"

Der Schuß versagt. Vielleicht sind die Patronen verschossen.

„Wie können Sie nur!"

Peggy erschreckt vor dem irrsinnigen Lachen der Frau. Beruhigt sie, löst ihr den Browning aus der zitternden Hand. Hat sie dabei den Abzug berührt? Ein kurzer Knall. Die Kugel schlägt in die Planken.

„Kommen Sie! Kommen Sie jetzt! Wir müssen uns eilen. Mein Gott, wie ich friere!"

Willenlos läßt sich Mrs. Mahony von der kleinen Tänzerin zu den Booten führen. — — —

Herzzerreißend sind die letzten Abschiedsszenen. Frauen umarmen und küssen einander. Männer halten ihre Frauen umschlungen. Kinder wimmern.

Aus dem Tanzsaal schallt jetzt wieder Musik. Welch eine Farce, welch eine Unsinnigkeit! Soll der Yankee Doodle Sicherheit vortäuschen und die Passagiere beruhigen, weil die „Queen Anna" noch immer nicht kommt? Die Kapelle wiederholt ihn endlos, als gäbe es für das Ende kein geeigneteres Lied. Der Kapitän hat es befohlen. Tapfere Musikanten!

Man könnte glauben, es sei immer noch Maskenball, und da unten würde weitergetanzt.

Der Polizeioffizier steht im Wettermantel neben dem Geistlichen und pfeift die Takte mit.

„Kommen Sie, Reverend! Sonst müssen wir über Bord springen."

„Wo ist Mrs. Horld?"

„Habe sie nicht mehr gesehen."

„Mutter! Mutter!"

„Mrs. Horld ist lange von Bord."

„In welchem Boot?"

„Das weiß keiner."

Der kleine Heizer aus Rotterdam kommt atemlos angestürzt. Er hat eine ohnmächtige Frau mit brandrotem Haar in den Armen. Seit dem Unglück hat er sie im ganzen Schiff gesucht. Er, er muß sie retten.

Er hat sie gefunden, besinnungslos. Schleppt sie heran. Hebt sie in ein Boot, das eben zu Wasser geht, springt nach, stürzt zwischen die Bänke nieder. Die Schaluppe pfeilt in die Tiefe.

Noch zwei Boote. Noch eins.

Mr. Williams steht und wartet, von stummem Weinen durchschüttert. Jeden fragt er:

„Wo ist meine Frau?"

„In Sicherheit."

„Habt ihr sie denn gesehen? Habt ihr sie gesehen?"

„Sie war gleich bei den ersten."

„Ist das wahr?"

„Kommen Sie doch!"

„Und Mr. Lebel?"

„Mr. Lebel ist tot."

„Ah."

Mr. Williams' Gesicht verzerrt sich.

„Tot also. Tot."

Er findet neben Peggy noch einen Platz.

XXII.

Zwölf, dreizehn Schaluppen treiben jetzt auf dem Meer. Wir sind nicht die Letzten gewesen. Es sind immer noch Menschen an Bord, die auf Rettung warten, Passagiere, Beamte, der Kapitän.

Und der Schiffsarzt. Keiner hat wieder an ihn gedacht. Ich habe ihn zuletzt im Lazarett gesehen bei dem Verletzten, den er verband. Über seiner Pflicht hatte er alles vergessen. Er ist verloren, wenn er noch länger da unten bleibt. Er wird ersaufen wie eine Ratte in der Falle.

Wie riesenhoch der Schiffsleib des „Globus" doch aus der Tiefe erscheint! Es ist, als wollte er über uns niederstürzen und die kleinen Kähne zerschmettern.

„Habt ihr Wasser mit?"

„Ein kleines Faß."

„Und Fackeln?"

„Alles in Ordnung, Ingenieur."

„Stoßt ab, daß wir nicht in den Strudel des sinkenden Schiffes geraten. Es ist höchste Gefahr."

Vier Matrosen legen sich in die Riemen. Zwei von den Passagieren helfen ihnen. Wie eine Schutzmauer hat der lange Leib des Schiffes mit seinen erleuchteten Bullaugen den Sturm abgefangen. Jetzt geraten wir mitten in das Brausen hinein. Der Zweite Ingenieur, der am Steuer sitzt, wendet die Schaluppe, daß wir den Wind in den Rücken bekommen. In schneller Fahrt treiben wir aus der Gefahrzone heraus.

„Achtung!"

„Die Ruder hoch!"

Wir überholen ein anderes Boot.

„Habt ihr noch Platz da drüben?"

„Nein."

„Wir sind zu viele. Helft uns!"

„Kommt heran. Wir binden die Boote zusammen. Hört ihr nicht?"

„Wartet!"

Der Versuch mißlingt. Immer wieder treiben Sturzwellen das eine oder andere ab.

„Bleibt in der Nähe!"

„Ja."

„Da schwimmt einer."

Aus einem Rettungsring des „Globus" hebt sich ein Arm. Wir steuern sofort auf den Ertrinkenden zu. Es glückt, den Ring an den Griffen festzuhalten und den völlig Geschwächten über den Bootsrand hereinzuheben. Besinnungslos gleitet er nieder. Seine geöffneten Augen sind glasig und starr. Mr. Williams zieht eine flache Kristallflasche voll Rum aus der Tasche und gießt ihm den Inhalt zwischen die Lippen.

Samariterwerk.

Jetzt erkennt er den in letzter Minute Geretteten. Es ist Mr. Lebel, der Grasaffe.

Peggy hält seinen triefenden Kopf im Schoß und weint.

Ja, wir sind alte gute Bekannte im Boot, Peggy und Mr. Williams, Lebel, Miß Winston, der Geistliche, der Zahlmeister, Mrs. Mahony, das Ehepaar mit der Flaschenpost, der kleine Schiffsjunge Leo aus Zaandam, Mr. Buttenbirk und Mrs. Rieger, vier Matrosen, der Zweite Ingenieur und neun andere Passagiere. Und der kleine Jamaikaaffe, den Leo unter dem Mantel hält. Das Tierchen hockt ruhig und warm und läßt sich liebevoll streicheln.

Was würde die kleine Alida sagen, wenn Leo den Affen nicht heimbrächte! In jedem Brief, den er schrieb, hat er doch nur von Jakob erzählt.

„Nun können wir ja weitertanzen", sagt Mrs. Rieger. „Unsere Kostüme haben wir alle noch an."

Der Reverend findet die Bemerkung frevelhaft und betet lauter. Immerfort betet er mit gefalteten Händen.

Einige lachen über den Gleichmut der weißhaarigen Frau. Es war ein gutes Wort, das ein wenig aufrichtet.

„Das eine weiß ich jedenfalls, im ‚Tokyo' in Havanna saßen wir gemütlicher. Nicht wahr, Mr. Buttenbirk?"

„Ja."

„Und es zog nicht so abscheulich."

Diese lustige Mrs. Rieger! Es ist wenigstens eine, die den Humor nicht verloren hat.

Wieder brandet eine Welle heran und überschüttet die Schaluppe mit Schaum. Da ist wieder der grausige Ernst. Und wir schöpfen das Wasser mit den Händen.

Es ist eine stumme, verzweifelte Arbeit, deren Erfolg die nächste Welle wieder zerstört.

Wie eine Silhouette liegt der Rumpf des „Globus" auf dem Meer. Wird kleiner und kleiner, verwischt sich langsam im Dunkel.

Jetzt ist es, als ob er sich langsam zur Seite neige und das Vorderschiff tiefer sinke. Im nächsten Augenblick wird ein letzter Schrei der Verlorenen zu uns herübergellen.

Das ist das Ende.

Aber alles bleibt still im großen Brausen von Sturm und See.

Der Ingenieur hält Kurs nach Nordost. Von dort muß die „Queen Anna" auftauchen, wenn sie noch Hilfe bringen kann. Hoffentlich kommt sie nicht zu spät, denn es ist aussichtslos, sich noch ein paar Stunden über Wasser zu halten.

Zwanzig Seemeilen, jetzt vielleicht nur noch zehn oder fünf. Wenn es Tag wäre, würde man den Dampfer schon sehen.

Die Ruderer wechseln sich ab. Mr. Lebel ist unfähig und liegt immer noch wie ein Klotz, aber er atmet. Den Geistlichen will man schonen. Die Matrosen denken vielleicht, daß auch Gebete jetzt nicht ganz zwecklos sind. Sie sind niemals Kirchengänger gewesen, nein. Wer zur See fährt, hat wenig Zeit zu Gottesdiensten, und der Kapitän sorgt schon dafür, daß man den Kinderglauben nicht ganz verlernt. Er liest jeden Sonntag ein Kapitel aus der Bibel, vor versammelter Mannschaft. Man steht sich nicht schlecht mit Gott, das darf man wohl sagen, man denkt nur zu wenig an ihn.

Reverend Milton weiß wundervolle und unbegreiflich lange Gebete. Es ist geradezu ein Glück, daß er mit in diesem Boot ist. Der Geistliche aber will helfen wie jeder andere. So rudert er denn. Viel zu hastig und ungeschult, aber er verschafft doch einem Matrosen kurze Zeit zum Verschnaufen. Das ist auch eine Tat.

Stunde um Stunde vergeht. Auf und ab treibt das kleine Boot im Atlantik.

Die Männer geben die letzte Kraft her, um der „Queen Anna" näher zu kommen.

Stunde um Stunde.

Es ist weit nach Mitternacht. Die Passagiere vom elften Boot sind jetzt ganz allein. Sie rufen in das Dunkel hinein und erhalten keine Antwort. Wo sind die anderen geblieben?

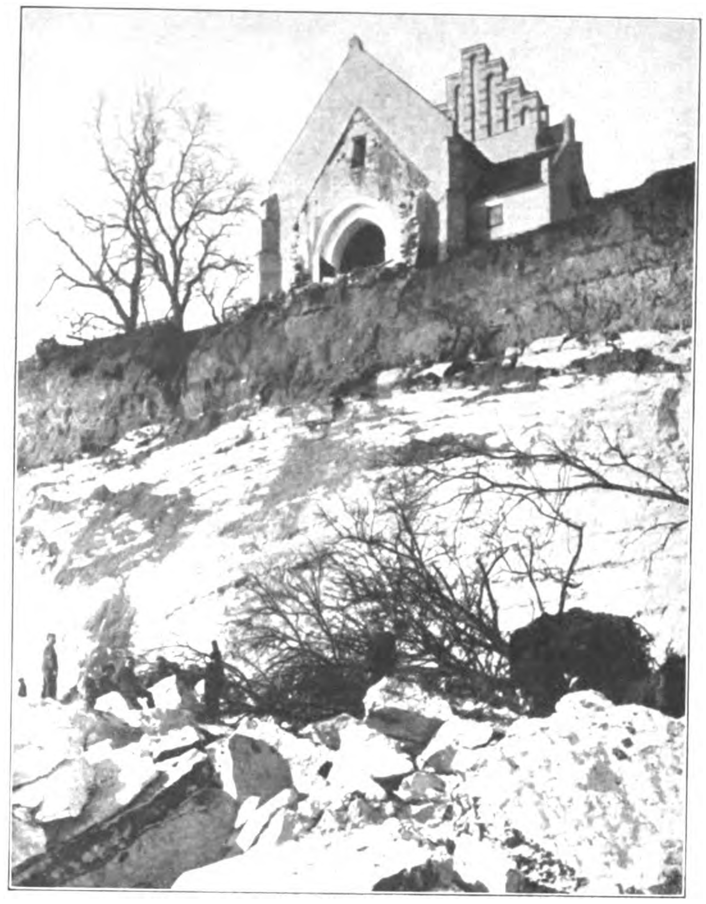
Ganz allein. Von der „Queen Anna" ist immer noch nichts zu sehen.

Weiter nur! Weiter! Vielleicht wäre es klüger gewesen, nicht auf den Dampfer zu warten, sondern nach Süden zu rudern. Die Küste Jamaikas ist nicht zu weit. Aber dann hätte man den heimtückischen Sturm von der Seite gehabt.

Bleierne Müdigkeit überfällt uns. Mrs. Rieger ist die erste, die einschläft, an Mr. Buttenbirk gelehnt. Die Matrosen halten sich wach, indem sie laut und gleichmäßig die Tempi zählen.

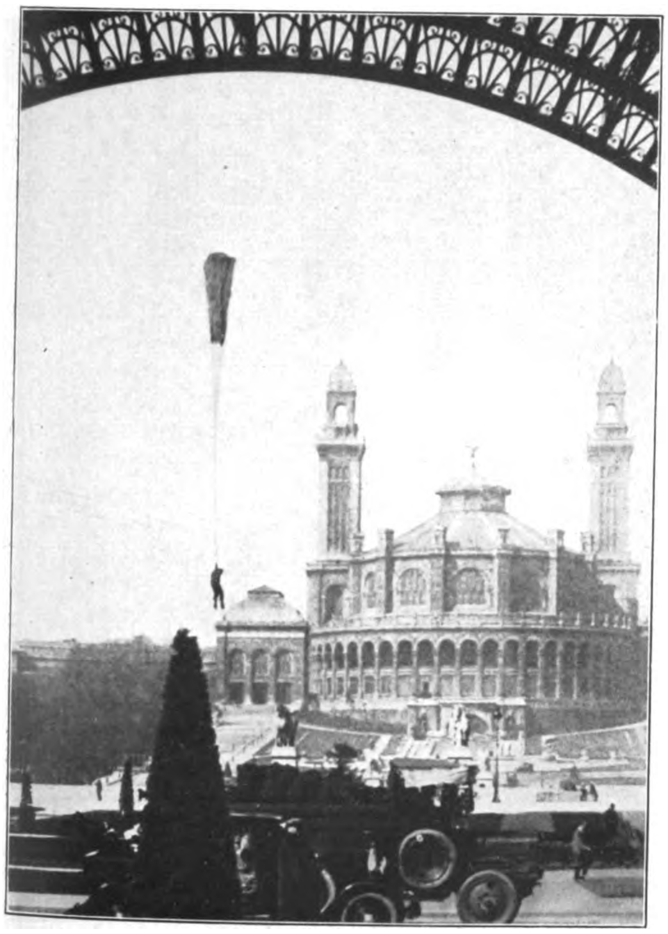
(Schluß folgt.)

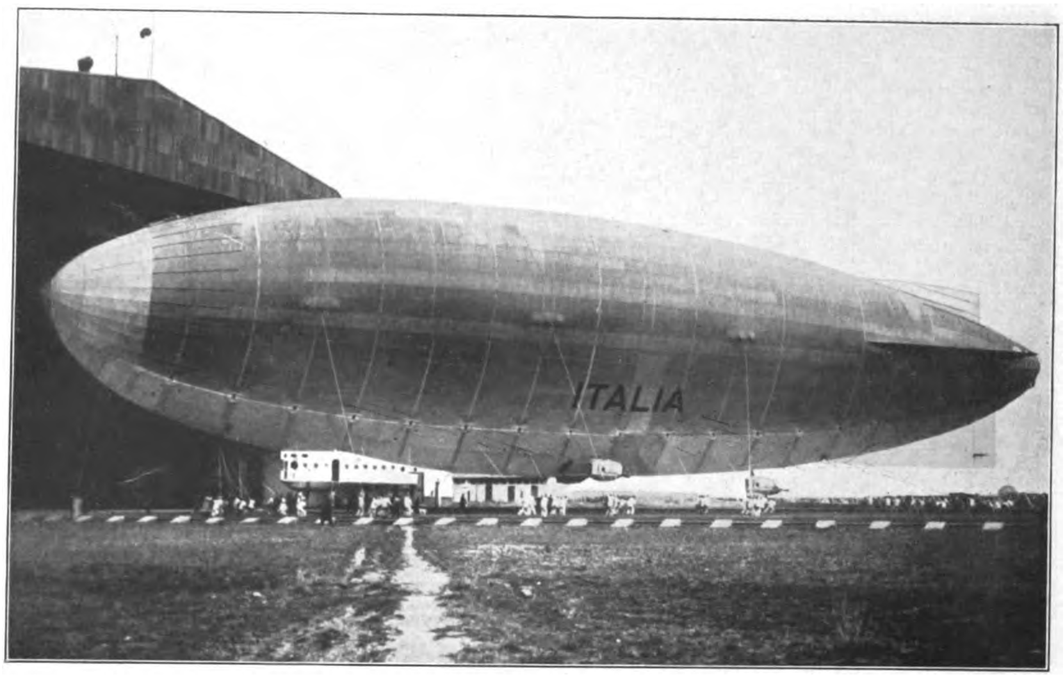




Von der Feier zum 100jährigen Geburtstag Henrik Ibsens am 20. März in Oslo: Der Vertreter der norwegischen Regierung bei der Kranzniederlegung am Grabe des Dichters auf dem Erlöserfriedhof.

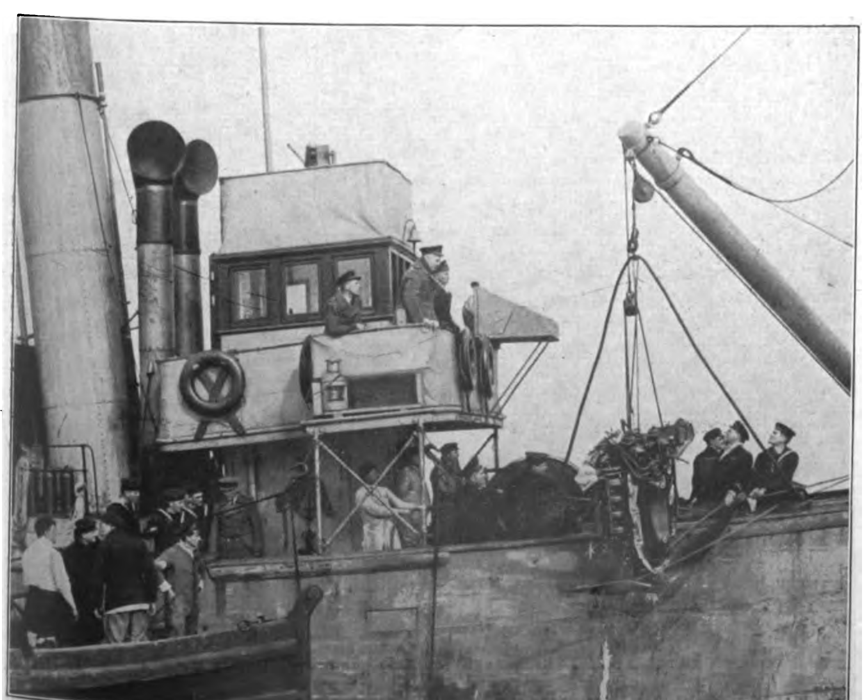
Rechts oben: Eine Kirche ins Meer gestürzt: Die verschont gebliebenen Reste der aus dem Jahre 1358 stammenden Kirche von Höjrup auf der Insel Seeland (Dänemark) südlich von Kopenhagen; das ganze Chor, Kanzel, Altar und Teile des Friedhofs stürzten am 16. März infolge eines Erdrutsches von der Steilküste ins Meer hinab. Vorn das Trümmerfeld der abgestürzten Gesteinsmassen.





General Nobiles Probefahrt für seinen Nordpolflug: Das Luftschiff „Italia", das für die geplante Nordpolreise Verwendung findet, wird am 19. März aus der Halle in Ciampino bei Rom zum Start herausgebracht. Die Landung erfolgte nach 22stündigem Flug in Mailand.

Links nebenstehend: Der Todessprung vom Eiffelturm: Der Fallschirmspringer Marcel Havet beim Sprung von der ersten Plattform des Eiffelturms in Paris mit einer neuen Fallschirmkonstruktion. Da sich der Schirm nicht öffnete, stürzte der Springer tödlich ab.



Zum Absturz des englischen Fliegers Kinkead, der bei einem Schnelligkeitsrekord-Versuch tödlich ins Meer stürzte: Bergung der Reste des Flugzeugs.



Ein Autorennen in der Wüste: Die Rennwagen beim Passieren einer Moschee auf ihrer Wettfahrt um den „Großen Preis von Tripolis" in der Libyschen Wüste (Nordafrika).





Eine rollende Lehranstalt für Bodenkultur: Links: Die Ansammlung von Automobilen der Farmer, die aus der Umgebung zur Eisenbahnstation gekommen sind, um den Unterrichtszug zu besuchen. Rechts: Eine Muster-Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte in einem Wagen des Schulzuges. — Die Regierung von Australien hat auf den Eisenbahnstrecken Schulzüge eingerichtet, die von Ort zu Ort fahren zur Belehrung der Bevölkerung in den Fragen rationeller Landwirtschaft; ein solcher Zug besteht aus mehreren Lehr- und Ausstellungswagen.

Tagesgeschichte.

Zu Ehren des großen norwegischen Dramatikers **Henrik Ibsen**, dessen Geburtstag sich am 20. März zum hundertsten Male jährte, fanden in **Oslo** große Gedächtnisfeiern statt. Eine Festsitzung in der Akademie der Wissenschaften leitete am 14. März die Erinnerungsveranstaltung ein, und am nächsten Tage wurde eine Ibsen-Ausstellung in der Universitätsbibliothek eröffnet. Das Nationaltheater brachte als Jubiläumsvorstellungen Ibsens bedeutendste Stücke. Den Kern der Feier bildete die Ehrung am Grabe des Dichters auf dem Erlöserfriedhof am 20. März, an der Vertreter der meisten Nationen teilnahmen. Ein Fackelzug, die Huldigung der Jugend, und ein Staatsbankett der Regierung beschlossen das Fest.

In der Akademie der Künste in **Berlin** wurde am 10. März zum Andenken an die 400. Wiederkehr des Todestages Albrecht Dürers eine **Dürer-Ausstellung** feierlich eröffnet, die das gesamte in preußischem Staatsbesitz befindliche Werk des Meisters vereinigt. Prof. Dr. Max Liebermann, der Präsident der Akademie, hielt die Eröffnungsrede; nach ihm sprachen noch Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt, Generaldirektor der Staatlichen Museen, und Prof. Dr. Becker, der preußische Minister für Wissenschaften, Kunst und Volksbildung.



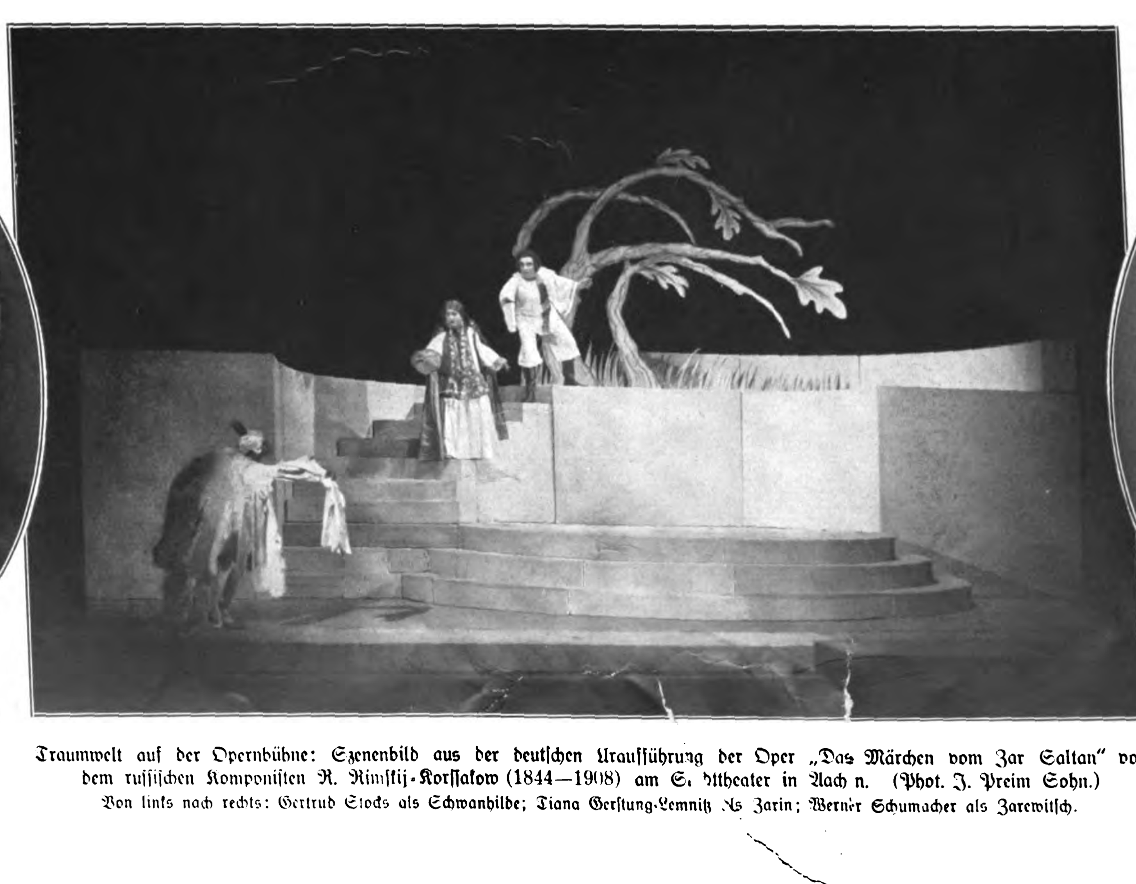
Vom Hallensportfest des Polizeisportvereins im Berliner Sportpalast am 17. März: Die originelle Pyramide, ein Beispiel aus den mannigfachen turnerischen Vorführungen.

Auf der **Grube Friedländer** bei **Mückenberg** (Kreis Liebenwerda, Prov. Sachsen) im Lausitzer Braunkohlenrevier ereignete sich am 21. März ein schweres **Unglück**, bei dem 10 Arbeiter ums Leben kamen und mehrere verwundet wurden. An einer im Bau befindlichen Abraumförderbrücke stürzte infolge des heftigen Sturmes das Gerüst zusammen; dieses riß die gesamte Eisenkonstruktion mit sich und begrub die am Bau beschäftigten Arbeiter unter den Trümmern.

Das Luftschiff „Italia", mit dem General **Nobile** seine **Nordpolreise** ausführen will, unternahm am 19. März einen 22stündigen Probeflug von Rom über Genua, Turin, Mailand nach Verona und zurück nach Mailand. Es ist mit drei Propellern ausgerüstet und hat einen Gasinhalt von 19000 cbm. Am 11. April soll das Luftschiff auf dem Flugplatz Seddin bei Stolp (Pommern) zu etwa 14tägigem Aufenthalt eintreffen; von hier aus wird dann die Nordpolexpedition ihren Ausgang nehmen.



Prof. Peter Behrens,
bekannter Architekt, bedeutender Vertreter des modernen Industriebaues, ebenfalls einflußreicher Anreger auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, kann am 14. April seinen 60. Geburtstag feiern.



Traumwelt auf der Opernbühne: Szenenbild aus der deutschen Uraufführung der Oper „Das Märchen vom Zar Saltan" von dem russischen Komponisten N. Rimskij-Korssakow (1844—1908) am Stadttheater in Aachen. (Phot. J. Preim Sohn.)
Von links nach rechts: Gertrud Stocks als Schwanhilde; Tiana Gerstung-Lemnitz als Zarin; Werner Schumacher als Zarewitsch.



Wilhelm Modersohn,
Führer der deutschen Nähmaschinenfabrikation, Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten, Seniorchef der Phönix-Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel, Bielefeld, wird am 8. April 70 Jahre alt.


ELIDA
LEIPZIG
Ostern
bringt, wie alle frohen Zeiten, Anregung zu Geschenken. Sind nicht gerade wundervolle Parfums und Seifen die richtigen Gaben für dieses Fest? Verbinden sie nicht praktischen Sinn mit taktvoller Aufmerksamkeit?
Elida Kassetten enthalten in höchst geschmack=voller Zusammenstellung die berühmten Seifen, Cremes und Parfums zu Originalpreisen. Für die Kassette selbst ist nichts zu bezahlen.
Eine ganz besonders sympathische Neuheit ist die Elida=Zwillingspackung, welche Elida Jede Stunde Creme und Elida Nachtcreme sinn=reich vereinigt zum billigen Preise von 1.20 Mk.
ELIDA NACHTCREME
JEDE STUNDE CREME
ELIDA
ELIDA NACHT-CREME
ELIDA
Elida Cremes für Tag und Nacht,
Wer beide braucht, es richtig macht!
ELIDA KASSETTEN

Wissen und Leben

Rundfunk-Begriffe. Der Rundfunk hat seine besondere Sprache, deren Ausdrücke jedoch nicht durchweg auf sein Gebiet beschränkt sind. Ein großer Teil wurde der Elektrotechnik, ein anderer der Schwingungslehre, wieder ein anderer der allgemeinen Physik entnommen. Einiges wurde eigens für den Rundfunk geprägt. Viele dieser Ausdrücke sind angesichts der weiten Verbreitung des Rundfunks in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Bei vielen ist die merkwürdige Tatsache zu konstatieren, daß sie benutzt werden, ohne daß man eigentlich weiß, was sie bedeuten. Deshalb nachstehend einige Erläuterungen: Der Strom wird nach Kilowatt bezahlt. Was hat es damit für Bewandtnis? Die Kraft, die das Fließen des Stroms bewirkt, nennen wir die „elektromotorische Kraft". Sie wird in „Volt" gemessen. Vergleicht man den Strom mit fließendem Wasser, so entspricht seine elektromotorische Kraft oder, wie wir gewöhnlich sagen, seine „Spannung" dem Druck des Wasserstrahls. Wollen wir aber wissen, was wir mit dem zur Verfügung stehenden Wasser leisten können, so müssen wir nicht nur den Druck, sondern auch die Wassermenge bestimmen. Der Wassermenge entspricht die Stärke des Stroms. Sie wird durch eine Maßeinheit, das „Ampere", gemessen. Die gesamte Energie des Stroms wird durch das Produkt aus Spannung und Stromstärke gebildet. Ihr Maß ist das „Watt". Also: ein Volt mal ein Ampere = ein Watt. 1000 Watt sind ein Kilowatt. Ein Ausdruck, der in der Rundfunkpraxis gleichfalls häufig gebraucht wird, ist die Bezeichnung „Milliampere". Ein Milliampere ist der tausendste Teil eines Ampere. Wir wissen, daß jede Station mit einer anderen Wellenlänge sendet. Die Wellenlängen wurden bisher nach metrischem Maß, also in Metern, gemessen. Leider hat die jüngste Funk-Konferenz in Washington beschlossen, eine neue, in Amerika aber bereits gebräuchliche Bezeichnung, das „Kilocyclon", als Maß für die Wellenlängen einzuführen. Durch das Kilocyclon wird ausgedrückt, wie viele elektrische Schwingungen in der Sekunde erfolgen, wie hoch also die Schwingungszahl, die „Frequenz", ist. 1000 Schwingungen in der Sekunde sind ein Kilocyclon. Wir in Deutschland bezeichnen das Kilocyclon zu Ehren des großen deutschen Physikers Heinrich Hertz, der ja die Grundlagen für die Entwicklung des drahtlosen Gebiets schuf, als „Kiloherz". Ein Kiloherz sind also 1000 Schwingungen in der Sekunde. Die Wellenlänge berechnet sich aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität und der Frequenz. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität beträgt 300 000 Kilometer in der Sekunde. Bezeichnet man sie mit c, die Frequenz mit n, die Wellenlänge mit λ, so ergibt sich: $\lambda = \frac{c}{n}$. Auf Grund dieser Gleichung lassen sich Wellenlängen in Kiloherz und umgekehrt Kiloherz, also Frequenzen, in Wellenlängen umrechnen $\left(n = \frac{c}{\lambda}\right)$. Erfolgen die Schwingungen sehr rasch, erfolgen also Zehntausende oder Hunderttausende oder Millionen von Schwingungen in der Sekunde, so sprechen wir von „hochfrequenten Schwingungen". Die beim Rundfunk zur Übertragung der Sprache, von Musik usw. verwendeten Schwingungen sind derartige hochfrequente Schwingungen. Wollen wir aber die Darbietungen des Rundfunks durch unsere Kopfhörer oder unsern Lautsprecher auf uns wirken lassen, können wir keine derartigen hochfrequenten Schwingungen brauchen. Wir benötigen dazu langsam verlaufende Stromimpulse, sogenannte „Telephonströme". Wir müssen also die „Hochfrequenz" in „Niederfrequenz" umwandeln. Dazu verwenden wir entweder den Detektor oder die Audionschaltung. Der Detektor besteht aus einem Kristall und einer auf ihm aufruhenden Spitze. Er wird in bestimmter Weise geschaltet und bewirkt dann die Umwandlung der hochfrequenten Schwingungen in niederfrequente bzw. in elektrischen Gleichstrom. In ähnlicher Weise wirkt die zuerst von Fleming angewendete Audionschaltung, eine bestimmte Schaltung, bei der eine Verstärkerröhre in gleicher Weise zur Wirkung kommt. Diese Röhre wandelt die für den Betrieb von Kopfhörer und Lautsprecher nicht geeignete Hochfrequenz in Niederfrequenz, in Telephonströme. Man bezeichnet sie, sobald sie in Audionschaltung verwendet wird, als „Audionröhre". Wir haben also *vor* Detektor bzw. Audionröhre stets Hochfrequenz, *dahinter* stets Niederfrequenz. Bei der Hochfrequenzverstärkung werden die Schwingungen verstärkt, ehe sie durch Detektor oder die Audionröhre umgewandelt worden sind. Bei der Niederfrequenzverstärkung hingegen findet eine Verstärkung der bereits umgewandelten Schwingungen statt. Man verwendet bei den zahlreichen Arten von Schaltungen, die im Laufe der Zeit gefunden wurden, entweder Hochfrequenzverstärkung für sich oder Niederfrequenzverstärkung für sich oder beide Arten gleichzeitig. Dr. Albert Neuburger.

Blühende Blumen durch Elektrizität. Daß eine Pflanze nur im Licht gedeiht, daß jeder Pflanze ein gewisses Lichtbedürfnis eigen ist, sind längst bekannte biologische Gesetze. Daß aber auch künstliches Licht geeignet ist, das Wachstum aufrechtzuerhalten, ja, sogar weitgehend zu fördern, ist eine Erkenntnis, die wir Siemens verdanken. Er hatte vor nahezu 50 Jahren die Beobachtung gemacht, daß Pflanzen bei ununterbrochener elektrischer Belichtung sich rascher und besser entwickeln als bei ausschließlicher Sonnenbelichtung. Besonders wertvoll für die Forschung in dieser Richtung war, daß Siemens damit auch zum erstenmal den Nachweis erbrachte, daß die Pflanze keiner Nachtruhe bedarf. Man kann also, wenn man die Sonnenbelichtung durch elektrische Belichtung während der Nacht ergänzt, Pflanzen zu schnellerem und üppigerem Gedeihen bringen. Da in unseren Gegenden infolge des tieferen Sonnenstandes und der kurzen Tage im Winter die Lichtmenge nur 1 Dreißigstel von der im Sommer beträgt, muß es das Bestreben des Gärtners sein, der Pflanze nicht nur über den dauernden Lichthunger hinwegzuhelfen, sondern auch aus Wertgründen gerade zu dieser Zeit möglichst viel blühendes Material auf den Markt zu bringen. In diesem Sinn hat das pflanzen-physiologische Institut der Universität Wien unter Leitung von Prof. Dr. Gustav Klein im letzten Winter Versuche angestellt, deren interessante Ergebnisse nun vorliegen, und die zeigen, daß die elektrische Belichtung nicht nur vom pflanzen-physiologischen, sondern auch vom praktischen Standpunkt aus alle Beachtung verdient. Prof. Klein arbeitete mit gasgefüllten 500-Watt-Lampen (mit Reflektor) bei einer Spannung von 220 Volt, wobei sich die Zeit der künstlichen Belichtung in den mit den verschiedensten Pflanzen ausgeführten Versuchen täglich von 22 Uhr bis 6 Uhr, also auf 8 Stunden erstreckte. In allen Wachstumsstadien war der Erfolg geradezu überraschend und bestätigte die früheren Versuche von Maximow, daß man lediglich mit elektrischem Licht behandelte Pflanzen vom Samen bis wieder zum Samen ziehen kann. So wurde bei Stauden, die, bereits vorgetrieben, der Belichtung ausgesetzt wurden, eine auffallende Blütenentwicklung erzielt. Orchideen und Hortensien mit eben sichtbarem Blütenansatz waren während einer 3- bis 4 wöchigen Lichtbehandlung zu üppiger Blüte gelangt und hatten gegenüber den unbelichteten Kontrollpflanzen einen Wachstumsvorsprung von etwa 14 Tagen. Pelargonien, Levkojen und Fuchsien mit gerade ansetzenden Knospen waren in 10 bis 14 Tagen zu gleichmäßiger und voller Blüte gelangt, während in den Gegenproben ohne künstliches Licht die Knospen verdorrt oder abgefallen waren. Zwiebelpflanzen mit bereits angelegten

Blüten (Tulpen, Hyazinthen) waren in 2 bis 3 Wochen voll erblüht, tief aus- gefärbt, mit kräftigen und ausgestreckten Stengeln und langen, tiefgrünen Blättern. Besonders schöne Resultate gaben die für den Gärtner während der Wintermonate so wichtigen frühblühenden Holzpflanzen wie Flieder, Azaleen und Rosen. Ab- gesehen davon, daß auch hier ein Vorsprung der Vollblüte von 1 bis 2 Wochen erreicht werden konnte, war belichteter Flieder in Form, Farbe und Fülle wie Mai- flieder im Freien. Belichtete Azaleen waren den unbelichteten Exemplaren gleichfalls regelmäßig um 8 bis 10 Tage voraus und ließen in bezug auf gleichmäßige Blüten- und Blätterausbildung nichts zu wünschen übrig. Die besten Erfolge zeigte die Rosentreiberei: durchweg lange, steife und vollbelaubte Triebe und in Form und Farbe vollendete Blüten. Mit Sämlingen verliefen die Versuche gleich günstig. Begonien, Löwenmaul, Gurken u. a. ließen schon nach einigen Tagen Belichtung deutliche Unterschiede gegenüber den unbelichteten Kontrollpflanzen erkennen; üppigere und zahlreichere Blätter, kräftigere Ranken kennzeichneten das raschere Wachstums- tempo in allen Fällen. Nur dürfen Keimlinge nicht näher als 1 m bis 1,50 m von der Lichtquelle aufgestellt werden, da sie sonst zu sehr den starken Wärmestrahlen ausgesetzt sind und deshalb umfallen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß für eine volle und reiche Blütenausbildung eine bestimmte Lichtmenge unbedingt er- forderlich ist, entsprechend dem spezifischen Lichtgenuß einer jeden Pflanze. Stillt man folglich den Lichthunger der Pflanze auch während der Nacht durch künstliche Belichtung, so erzielt man eine gleichmäßige Blatt- und Blütenentfaltung, so daß die Pflanze das Aussehen von Frühjahrs-Freilandpflanzen zeigt. Dazu kommt noch, daß solche Pflanzen etwa 14 Tage früher marktfähig sind als unbelichtete Exem- plare, und daß sie sich geschnitten viel länger frisch halten. — Die Rentabilität dieses Verfahrens ist eine Frage, die nur von dem Strompreis abhängt. Prof. Klein hat ausgerechnet, daß bei einem Strompreis von 10 Pf. (Nachtstrom) pro Kilowattstunde bei einer Belichtungszeit von durchschnittlich 40 Tagen der Gesamt- aufwand für eine Rose nicht mehr als 3 Pf. beträgt. Bedenkt man dabei den Zeit- gewinn von etwa 2 Wochen und das tadellose Aussehen der Blumen, so ist das Verfahren außer Frage als rentabel zu bezeichnen. Hinzu kommt dann noch der günstige Umstand, daß die Temperatur des Belichtungsraumes im Mittel 6—7 ° höher ist als die des unbelichteten Raumes, was bei einer Versuchstemperatur von 20 ° immerhin schon eine Heizkostenersparnis von einem Drittel bedeutet. Durch die elektrische Nachtbelichtung wird es möglich sein, den Weihnachts- und Neujahrsmarkt reichlicher und mannigfacher mit Blumen zu beschicken und in den folgenden Winter- monaten mit Rosen, Orchideen, Flieder usw. die Konkurrenz mit den Auslands- lieferungen aufzunehmen.

Theo Kühlein.

Pflanzenschlaf und Luftelektrizität. Die vor einer Reihe von Jahren entdeckten sogenannten Schlafbewegungen vieler Pflanzen bekunden sich in einem mehr oder weniger zögernden, periodischen Senken und Heben, Zusammenschließen und Wieder- entfalten der Blätter. Der „Schlaf" wird eingeleitet durch ein Nachlassen des Druckes und der Spannung in den Blattgelenken, das „Erwachen" geschieht durch eine allmähliche Wiederverstärkung des Druckes in den Zellen der Blattgelenke. Dieser Vorgang ist ganz ähnlich wie bei den Tieren und Menschen. Und wie der Mensch, wenn er recht müde ist, auch im hellbeleuchteten Zimmer zu schlafen ver- mag, so ist auch bei den Pflanzen der Schlaf nicht an das Dunkel gebunden. Pro- fessor Pfeffer sah die Blüten von Tulpen, Ringel- und Gänseblumen sowie die grünen Blätter von Bohnen und Mimosen auch bei starker Dauerbeleuchtung während der Nacht Schlafbewegungen machen, allerdings nicht so stark ausgeprägte wie bei Verdunkelung. Interessant war die Beantwortung der Frage, wie es solche Pflanzen mit ihrem Schlaf halten, die man z. B. aus Ostasien oder Amerika nach Europa brachte. Rosa Stoppel, der wir manche neue Aufschlüsse über den Pflanzenschlaf verdanken, fand, daß ihre aus den fernsten Ländern bezogenen Samen von Bohnen ausnahmslos Pflanzen lieferten, die ohne weiteres die Schlafens- zeit unserer einheimischen Gewächse annahmen: gegen Abend begann die Erschlaffung der Gelenke und das Senken der Blätter, von zwei bis vier Uhr herrschte Tief- schlaf, und dann begann das Erwachen und Wiederaufrichten der Blätter. Neuer- dings hat nun die Forscherin den Pflanzenschlaf aus der Einwirkung der ab- und zunehmenden Spannung der Luftelektrizität zu erklären versucht und hat dabei recht interessante Beziehungen zum Schlaf des Menschen entdeckt. Sie benutzte wieder unsere in der Schlafkunst bestens bewährte, aus Südamerika stammende Feuerbohne. Mit dieser hatte auch Professor Cremer im Salzwerk bei Heilbronn seine Versuche gemacht: während die Pflanzen an der Erdoberfläche einen ganz normalen Schlaf gezeigt hatten, unterblieb dieser, sobald sie in die Tiefe des Bergwerks gebracht wurden. Selbst radioaktive Substanzen, die die Leitfähigkeit der Luft stark steigern, erwiesen sich als wirkungslos. Rosa Stoppel nahm ihre Feuerbohnen mit nach Akureyri auf Nordisland. Hier ist die Luftfeuchtigkeit im Sommer nicht so groß wie auf Spitzbergen oder Grönland, hier geht vom 15. bis zum 21. Juni die Sonne nicht unter, was für das Studium der Dauerbeleuchtung in Betracht kam, und hier konnten gleichzeitig Beobachtungen des Menschenschlafes gemacht werden. Es hatte sich nämlich bei Vorversuchen in Hamburg gezeigt, daß die Bluttemperatur des Menschen in den frühen Morgenstunden ihren tiefsten Stand, die Leitfähigkeit der Atmosphäre dagegen ihre höchste Spannung erreichte. Die Versuche auf Island er- gaben nun eine völlige Übereinstimmung mit den Hamburger Erscheinungen. Es er- gab sich ferner, daß die Kurve der ihre Schlafbewegungen aufzeichnenden Bohnen- blätter mit der der Bluttemperatur des schlafenden Menschen sowie mit der Kurve der Leitfähigkeit der Atmosphäre in Rhythmus und Periode fast völlig überein- stimmten; nur die um Mitternacht auftretenden Nordlichter waren von einer vor- übergehenden Abschwächung der elektrischen Leitfähigkeit begleitet. Die Forscherin gewann den Eindruck, als ob für die Leitfähigkeit mehr als ein Faktor verantwort- lich sei. Der eine ist ganz sicher der Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre: an ihren elektrisch geladenen kleinsten Staubteilchen schlägt sich der Wasserdampf besonders leicht nieder; sie wirken als Konzentrationskerne und bescheren uns zur Zeit ihres Maximums, d. h. gegen Morgen, oft Nebel, Tau, Reif oder Regen. Auch die Durchsichtigkeit der Luft ist von Einfluß: an besonders klaren Tagen ist die Leit- fähigkeit verhältnismäßig gering. Aber von entscheidender Bedeutung ist dieser Faktor nicht, denn während der Zeit, da die Sonne auch nachts schien, erreichte trotzdem die Leitfähigkeit zwischen 2 und 4 Uhr morgens ihr Maximum. Der un- bekannte entscheidende Faktor ist wohl sicher in der von unserer großen Unbekann- ten, der Sonne, ausgehenden Elektrizität, jedoch nicht in ihren Licht- oder Wärme- strahlen zu suchen. Das interessanteste Ergebnis ist die einwandfrei festgestellte große Empfindlichkeit von Pflanze, Tier und Mensch gegen Luftelektrizität: sie alle zeigten nämlich deren Einwirkung bereits etwas früher an als die an einem so empfindlichen Instrument wie dem Elektrometer beobachtete Atmosphäre.

Hermann Radestock.

Wachstum und Lebensdauer. Die Wissenschaft vom Wachstum hat in den letzten Jahren durch zahlreiche Untersuchungen weitgehende Bereicherungen erfahren. Jetzt weiß man, daß bei dem Ablauf der Wachstumsvorgänge drei Drüsen mit innerer Sekretion, d. h. Drüsen, die ihre Stoffe direkt ins Blut abgeben, eine her- vorragende Rolle spielen. Es sind dies die Zirbeldrüse, die Thymusdrüse und die Ge- schlechtsdrüse. Diese Drüsen können das Wachstum fördern oder hemmen. Schon bei den Tieren ist es auffällig, daß die klügsten Tiere mit dem größten Nerven- system auch am längsten leben. Bei der Mehrzahl der Säugetiere kann man die Regel aufstellen, daß die Lebensdauer fünfmal so lang ist wie die Dauer der Aus- bildung des Knochensystems. Wenn wir diese Regel auch auf den Menschen an- wenden, so käme eine Lebensdauer von 125 Jahren heraus, denn das Knochen- wachstum dauert beim Menschen 25 Jahre. Er stirbt aber früher, weil seinem Leben

durch Krankheiten ein Ende gemacht wird. Über das Wachstum sind uns heute ziemlich genaue Zahlen bekannt. So wiegt die menschliche Eizelle 0,000004 kg, der Körper des Erwachsenen im Durchschnitt 80 kg; die Eizelle muß also 34 mal ihr Gewicht verdoppeln. Wäre der Mensch nichts weiter als eine Zusammenstellung von Zellen, so genügten 34 Zellgenerationen, den Aufbau des menschlichen Körpers zu vollenden, denn da jede Zelle sich bei der Teilung in zwei Zellen teilt, so bewirkt jede Generation eine Verdoppelung der vorhandenen Masse. Dem ist aber nicht so. Beim Menschen baut sich nicht dauernd Zelle auf Zelle, er wächst auch nicht dauernd. Vom 30. Lebensjahre an nimmt der Mensch an Körperlänge wieder ab, an Körpergewicht aber weiter zu; vom 60. Lebensjahre an nimmt er auch an Gewicht ab. Auch die Gewichtszunahme der Keimzelle vor der Geburt ist nicht gleichmäßig; zunächst nimmt sie täglich 307 Proz. ihres Gewichtes zu, kurz vor der Geburt nur noch 0,5 Proz. Auch die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind erheblich. Bei gleicher Rasse bleibt die Frau im Mittel 10 kg hinter dem Gewicht des Mannes zurück. Eine Regel für die Dauer der Wachstumsperiode beim Menschen aufzustellen, ist nicht immer leicht; so treten z. B. noch nach 40 Jahren Verknöcherungen am Schädel auf, und den Hutmachern ist es bekannt, daß ältere Herren oft größere Hutnummern verlangen, ihr Kopf wächst eben noch bis zum 60. Lebensjahre. Wenn nun der natürliche Tod, d. h. der durch reine Alterserscheinungen bedingte, nur selten beim Menschen auftritt, so ist es wissenswert, welche Ursachen dann den Tod bedingen. Dabei ist zweierlei zu unterscheiden; einmal handelt es sich um Schädigungen, die von außen an den Menschen herantreten, und andererseits um krankhafte Veränderungen, die schon dem Lebenskeim beigegeben waren. Äußere Todesursachen sind ungünstige Witterung, mechanische Schädigungen (Unfälle), mangelnde Ernährungsmöglichkeiten, Angriffe von Feinden, dann innere Krankheiten, die häufig durch Eindringen eines besonderen Erregers bedingt sind. Dabei ist es verständlich, daß ältere Individuen diesen Schädigungen leichter erliegen als jüngere mit größerer Widerstandskraft. Nicht wenige gehen aber schon bald nach ihrer Erzeugung oder nach der Geburt zugrunde; andere leben einige Zeit, um dann ebenfalls in einem sehr frühen Lebensalter zu sterben. Hier liegt die Todesursache häufig in den vererbten schädlichen Eigenschaften der Eltern, die die Früchte oder die Neugeborenen rasch wieder zugrunde gehen lassen. Diese kurzen Einblicke in die Kenntnis von Lebensdauer und Wachstum zeigen uns, daß für die Forschung noch ein weites Feld liegt, durch Bekämpfung der Feinde des Lebens dieses zu einem Idealleben zu gestalten. Dr. Telmann.

Schneebeseitigung von den Chausseen in Nordamerika. Die Möglichkeit, nicht nur die Stadtstraßen, sondern auch die Chausseen schneefrei zu machen, wurde noch vor zehn Jahren kaum im Traume in Erwägung gezogen, und jetzt haben die Forderungen des Kraftwagenverkehrs, besonders für Frachten, zu einer Schneebeseitigung in gewaltigem Ausmaß geführt. Im Winter 1926/27 hat man in 36 Staaten der Union nicht weniger als 75 700 km Chausseen schneefrei zu machen gesucht und dafür rund 20 Millionen Mark ausgegeben, soweit die unvollständigen Sammelnachrichten des staatlichen Straßenamts berechnen lassen. Für den letzten Winter nimmt man schätzungsweise eine Zunahme um zehn vom Hundert an. Nicht nur wurde zur Lösung dieser wichtigen Verkehrsfrage viel menschliche Energie und viel Geld umgesetzt, sondern es sind auch wertvolle technische Fortschritte erzielt worden. Einerseits kam es darauf an, Schneedünen auf den Wegen zu verhüten, und dazu wurden zunächst alle Hindernisse, an denen sich Schnee anstauen könnte, beseitigt und dann teils feste, teils tragbare Schneezäune aufgestellt, und zwar einige so, daß sich der Schnee außerhalb der Chausseen anlagerte. Andererseits schob man Schneepflüge durch Kraftwagen oder Schlepper die Straßen entlang, wobei gar manche Pflüge den gewaltigen der Eisenbahnen an Größe und Wirksamkeit kaum etwas nachgaben. Auch 150 Rotationspflüge wie auf den Eisenbahnen wurden verwendet; bei ihnen wird der Schnee durch Wurfräder in hohem Bogen weit seitwärts auf die Felder geschleudert. In den Stadtstraßen wird entsprechend vorgesorgt. Als vor einer Generation für die Schneeabfuhr in Neuyork 100 000 Mark in den Stadthaushaltsplan gesetzt wurden, erklärte man, daß sich über eine so ungeheure Summe gar nicht reden lasse, und dabei wurden im Winter 1925/26 dort nicht weniger als 19 Millionen Mark ausgegeben. Freilich muß man bedenken, daß die Winter im Schneereichtum sehr wechseln, und daß auch die Anforderungen von Publikum und Verkehr an Schneebeseitigung ständig wachsen. Endlich erfordern auch neue Versuche, z. B. mit Schneeschmelzmaschinen, manche Summe. Prof. Dr. C. Kaßner.

Herzbehorchung durch die Speiseröhre. Die Abhorchung des Herzens, die auf den Franzosen Laënnec zurückgeht, bildet heute eine der wichtigsten Untersuchungsmethoden des Arztes. Allgemein dient die Vorderwand des Herzens durch ihre Nähe zur dünnen Vorderwand des Brustkorbes dem Zwecke der Herzbehorchung (Auskultation). Nun bietet aber die Herzhinterwand zur Abhorchung der Herztöne eine viel geeignetere anatomische Anordnung dar, denn an der Hinterwand des Herzens sind linke Kammer, linke Vorkammer, der breite Ast der Lungenschlagader und die Hauptschlagader voneinander isoliert, schön eines über dem anderen gelegen, während sie auf der Vorderseite durch ihr enges Nebeneinander die so wichtigen Schallerscheinungen recht schwer nach ihrer Herkunft trennen lassen. Die Schalldichte des breiten Rückens bildet aber ein mächtiges Hindernis für die Abhorchung der Herzhinterwand. Der Wiener Dozent Dr. Bondi machte sich nun die Erfahrungen des letzten Jahrzehntes bei anderweitigen Untersuchungen zunutze, die zeigten, daß ein dünner Gummischlauch sehr lange vom Patienten zwischen Mund und Magen oder Darm behalten werden kann. Er versuchte, durch ein entsprechend gerundetes, dünnes Rohr die Herzhinterwand von der Speiseröhre her abzuhorchen. Tatsächlich sind diese Versuche ausgezeichnet gelungen, und als praktisches Ergebnis der neuen Methode lassen sich Herzfehler viel leichter und sicherer feststellen. Ewald Schild.

Biographisches. Die von Max Kemmerich herausgegebene Reihenbücherei „Menschen, Völker, Zeiten" ist um eine Biographie Richelieus von Karl Federn (Verlag Karl König, Wien und Leipzig) bereichert worden. Der Verfasser, ein vorzüglicher Kenner der Geschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert, hat sich bemüht, das Bild des bedeutenden Staatsmannes so zu umreißen, daß gleichzeitig nicht nur die Persönlichkeit des Dargestellten, sondern auch die damaligen französischen Zustände in der Vorstellung der Gegenwart lebendig werden. — Die an Memoirenliteratur ohnehin schon reiche Zeit Napoleons erhielt durch Veröffentlichung des bisher unzugänglich gewesenen Nachlasses der Gräfin Kielmannsegge (Verlag Paul Aretz, Dresden) eine bedeutsame Ergänzung. Die Herausgeberin, Gertrude Aretz, hat ihrer Publikation „Memoiren der Gräfin Kielmannsegge über Napoleon I." alle Sorgfalt angedeihen lassen, die ein derartiges historisch wichtiges Dokument erfordert. Die umfangreichen Tagebücher der Gräfin und die vielen an sie gerichteten Originalbriefe hervorragender Persönlichkeiten vermittelten ihr dabei wichtige Aufschlüsse. Sie zeigen, daß die Gräfin die Rolle einer geheimen diplomatischen Agentin des Kaisers spielte und die Vermittlerin zwischen ihm und dem damals mit ihm verbündeten Sachsen war. Außer der Politik findet das gesellschaftliche Leben der Napoleonischen Ära eine sehr eingehende Berücksichtigung. Zugleich fällt manches aus scharfer Beobachtung gewonnene Urteil auf die Zeitgenossen. Die vielen Abbildungen und die vornehme Ausstattung tragen zu ihrem Teil bei, die Anziehung dieser inhaltlich interessanten Memoiren zu erhöhen. — In die gleiche politisch erregte Epoche führt auch das Buch von Wilhelm Karl Prinz von Isenburg „Um 1800" (Verlag Degener & Co., Leipzig). Es schildert das Leben des Grafen Volrat zu Solms-Rödelheim. Während in den ersten Kapiteln das frühklassische Deutschland in die Erscheinung tritt, das Wertherzeitalter mit

seinem empfindsamen Seelenweben, der Musenhof Anna Amaliens mit seinen Schöngeistern, die Zentren der Wissenschaft, wie Gießen, Jena, Göttingen, und sich alles mehr auf die Schilderung der kulturellen Zustände konzentriert, nehmen die späteren Abschnitte einen ausgesprochen politischen Charakter an. Von Berlin und München, Petersburg und Paris laufen die Fäden zusammen und weben ein getreues Bild jener schicksalsschweren Tage. Wir nehmen teil an Napoleons Aufenthalt in Mainz, an seiner Unterredung mit Wieland in Erfurt und an seinen erstaunlichen Plänen in Paris. Unmittelbar erleben wir alle Hoffnungen und Ängste, die Fremdherrschaft und ihren Sturz. Wertvoll ist dieses Lebensbild vor allem durch die Verwendung unbekannten Briefmaterials. — Einen so namhaften Forscher und Gelehrten wie Wilhelm Ostwald seinen Lebenslauf schildern zu hören, ist ein Genuß von eigenem Reiz. So viele Selbstbiographien wir auch besitzen, findet sich doch keine unter ihnen, die einen ausgesprochenen Naturforscher zum Verfasser hat. Offenbar liegt es nicht dem mit Gegenwartswerten rechnenden Naturforscher, Vergangenes zu schildern. Mit der Vielseitigkeit der Persönlichkeit Ostwalds dürfte es zusammenhängen, daß er in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildet. Von seiner großangelegten Autobiographie „Lebenslinien“ (Verlag Klasing & Co., Berlin) sind nunmehr der zweite und der letzte Band erschienen. Der zweite, wohl auch der interessanteste, weil er den Gelehrten auf der Höhe seines Schaffens zeigt, führt in den Werdegang der physikalischen Chemie und Energetik, erzählt von ihren Kämpfen, Siegen und Niederlagen, bringt die Berührung mit namhaften Naturforschern, die feinsinnig charakterisiert werden, und räumt zwischen den Zeilen ernster Berichterstattung über wissenschaftliche Betätigung auch zuweilen dem humorvoll Anekdotischen gelegentlich ein Plätzchen ein. Der dritte Band ist mehr das Bekenntnisbuch eines Philosophen, der in ländlicher Zurückgezogenheit die Früchte seiner Lebensarbeit im edelsten Sinne des Wortes genießt, bald mit dieser, bald mit jener Liebhaberei sich beschäftigt. Den Verehrern von Walter Flex, insbesondere der studentischen Jugend, werden die nachgelassenen „Briefe“ des gefallenen Dichters (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) willkommen sein, die er aus dem Felde an Eltern und Freunde geschrieben hat, Dokumente eines feurigen Patrioten und von tiefem Ethos erfüllten Menschen. Die Herausgabe besorgte Walter Eggert-Windegg, der auch das kurze biographische Vorwort schrieb. rn.

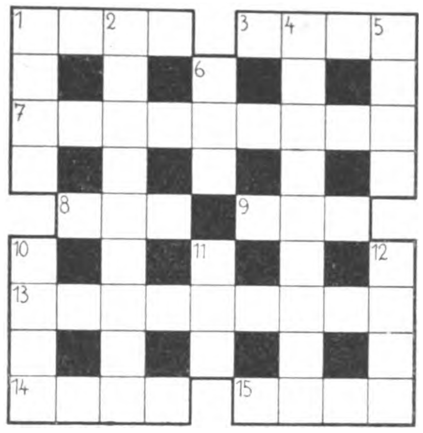
Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild ist eine kolorierte Handzeichnung von Albrecht Dürer „Die heilige Anna Selbdritt“. (Im Germanischen Museum in Nürnberg.)

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

(Zu rechts stehender Figur.)

Wagerecht: 1 Nagetier, 3 Schuhmacherwerkzeug, 7 niederländischer Maler, 8 Mineral, 9 juristischer Begriff, 13 weiblicher Vorname, 14 unwirtliche Gegend, 15 europäische Hauptstadt; senkrecht: 1 deutsches Gebirge, 2 Stadt in Turkistan, 4 weiblicher Vorname, 5 Schwimmvogel, 6 Körperglied, 10 Widerhall, 11 Stadt in Württemberg, 12 Körperglied.



Königszug.

	dich	du		ten	sei	
er	zen	am	willst	len	nach	chen
quil	gan	so	ken	im	al	li
	ken	mußt	blik	nur	end	
das	du	er	du	ins	geb	ten
gan	sten	klein	willst	end	un	schrei
	ze	im		li	che	

Turmzugproblem.

Die eingeschriebenen Buchstaben sind durch Turmzüge (über eins oder mehrere mit der Kante aneinanderstoßende Felder) so zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben.

w	u		z		t		z
	l				e		
e			r	c		a	
h	c		t	h			
						l	t
	a		l	t			e
		m				b	
t		a		s		e	n

Umstellrätsel.

Regen — Lodi — Made — Altar — Suez — Ernst — Arco — Mehl — Serbe

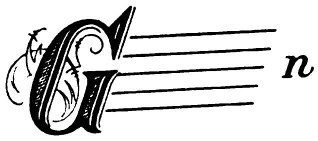
Vorstehende Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Philosophen.

Formrätsel.

15	4	8	12	4	9	4	5	17	2	7	16
8	15	10	4	15	8	6	4	14	8	17	4
4	8	11	6	19	18	6	4	13	3	16	8
6	9		4		8	4		10		1	3
4	1		15					17		15	4

Wenn an Stelle der Zahlen die richtigen Buchstaben gesetzt werden, ergeben die senkrechten Reihen folgende Begriffe: 1 Turnerabteilung, 2 Mädchenname, 3 Fluß in Thüringen, 4 Völkerrasse, 5 bergbauliches Produkt, 6 Schnepfenstrauß, 7 landwirtschaftliches Gerät, 8 Märchenfigur, 9 Samoainsel, 10 spanischer Nationalheld, 11 Kavallerist, 12 feiner Webstoff. Die oberste Reihe bezeichnet eine Dichtung Goethes.

Rebus.



Scharade.

(Viersilbig.)

Die letzten beiden, immer naß,
Sie klopfen ohne Unterlaß,
Sie bilden auch die ersten zwei
Und sind das Ganze noch dabei.

Kettenrätsel.

Nach Einordnen der Buchstaben a a a a a a ä b b b e e e e e e f f g g i k k k l l l l m m m n o o p p r r r s s s s s t u u w ergeben die zwölf senkrechten Reihen: 1 Blume, 2 Bestandteil des Kartenspiels, 3 Getränk, 4 Pflanze, 5 Komponist, 6 Haustier, 7 sibirische Stadt, 8 ukrainische Stadt, 9 böhmische Stadt, 10 Werkzeug, 11 Verwandte, 12 männlicher Vorname. — Die (dick umrandete) Kette nennt einen bekannten Festspielort.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4334

10000 Mark für das schönste deutsche Frauenporträt 1928. Georg Schicht,
Präsident der Elida A.-G., Leipzig hat einen Preis von 10000 Mark ausgesetzt, der
demjenigen Künstler zuerkannt werden soll, der in diesem Jahr das schönste Frauen-
porträt in Deutschland gemalt hat. Eigentum am Bilde beansprucht die Gesellschaft
nicht; es soll lediglich die Leistung des Künstlers gekrönt werden. Die Entscheidung
wird in folgender Weise getroffen: Jeder in Deutschland lebende Künstler hat das Recht,
eine photographische oder eine in photographieähnlichem Verfahren hergestellte, einfarbige
Reproduktion nach einem von ihm selbstgeschaffenen Frauenporträt einzusenden. Die
Reproduktionen müssen 18×24 cm und auf Karton 21×27 cm geklebt sein. Name
und Adresse des Künstlers müssen auf der Rückseite deutlich angegeben sein. Die Repro-
duktionen müssen der Geschäftsstelle des Reichsverbandes bildender Künstler, Berlin W. 30,
Landshuter Straße 26 bis zum 1. Oktober d. J. eingeliefert sein. Die Beurteilung
der eingelieferten Arbeiten erfolgt durch eine Jury von sieben Mitgliedern, und zwar:
Professor Fritz Erler, München; Professor Ludwig Dettmann, Berlin; Frh. Leo v. König,
Berlin; Fritz Reusing, Düsseldorf; Dr. Max Osborn, Berlin; Dr. Wilhelm Hausenstein,
München; Hanns Kropff, Dresden. Die eingesandten Arbeiten werden zurückgesandt, einge-
schrieben aber nur, wenn die Einschreibegebühr beiliegt. Die Jury wählt aus den Reproduk-
tionen mindestens 20 aus, deren Urheber die Originalbilder auf Kosten der Elida Aktiengesell-
schaft einsenden müssen, aus diesen wählt dann die Jury das schönste Frauenporträt aus.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4332.

Silbenrätsel: 1 Kanone, 2 Undine, 3 Riemenschneider, 4 Zuwachs, 5 Ilias, 6 Sagopalme, 7 Triest, 8 Dostojewski, 9 Estomihi, 10 Radio, 11 Seidenspinner, 12 Chemie, 13 Hafer, 14 Morgenstern, 15 Eleonore, 16 Rautendelein, 17 Zeder, 18 Usedom. — „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.“

Magisches Zahlenquadrat:

3	12	21	30	39
12	39	21	3	30
21	21	21	21	21
30	3	21	39	12
39	30	21	12	3

Des Vaters Alter: Wenn man von dem Gesamtalter von 140 Jahren abzieht: a) den Altersunterschied zwischen dem Vater und dem ältesten Sohn, 25 Jahre, b) den weiteren Unterschied zwischen dem Vater und dem jüngeren Sohn, 5 Jahre, c) den Unterschied zwischen dem ältesten und dem jüngeren Sohn, 5 Jahre, zusammen also 35 Jahre, und den Rest von 105 Jahren durch drei teilt, erhält man das Alter des jüngeren Sohnes = 35 Jahre, der ältere Sohn ist mithin 40 Jahre, der Vater 65 Jahre.

Kreuzrätsel: Nabe, Bake — Narbe, Barke.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Marine, 5 Zinnober, 7 Riga, 8 Germane, 10 Serge, 11 Zinsen, 13 Anker, 14 Senat, 16 Engel, 17 Termite; senkrecht: 1 Lori, 2 Arno, 3 Magazin, 4 Neger, 5 Zinne, 6 Berserker, 9 Made, 12 Sense, 13 Angel, 15 Natter, 16 Ente, 18 Micha.

Wortkette: Chemie, Miene, Nepos, Posse, Sedan, Dante, Tenor, Norden, Denker, Kerze, Zebra, Brahe, Hero, Roman, Mandel, Delta, Tajo, Jonas, Nassau, Sauger, Gerber, Berka, Kadi, Dido, Dora, Rache.

Silbenkreuz: a Wade, b Bogen, c Gebet, d Wagen, e Wage, f Bode, g Degen, h Debet, i gegen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz-körut 24a. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.